Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Carl Reinecke, Richard Dehmel, J. J. David.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 88. Bandes.

Januar — Februar — März.

1899.

Carl Reinecke

Inhalt des 88. Bandes.

Mit den Portraits von:
Carl Reinecke, Richard Dehmel, J. J. David, radirt von Johann Lindner in München.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVIII. Band. — Januar 1899. — Heft 262.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Reinecke.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Die Perser.

Eine wahre Geschichte aus dem alten Jena.

Von

*   *
*

I.

Das liebe, närrische Nest.

Vor einigen Jahrzehnten hielt sich in Jena ein Mann Namens Nikolaus Pfefferkorn Studirens halber auf. Zu jener Zeit hatte sich das „liebe, närrische Nest" aus Goethes Tagen noch wenig verändert. Die Stadt dehnte sich nicht weit über den Fürstengraben, die alte Weichbildgrenze, aus. Wer aus den engen Gassen der inneren Stadt durch das ehrwürdige Johannisthor oder das Löbder Thor hinauswanderte zu einer der Mühlen und Wirthshäuser im weiten Saalthal oder der Burgen auf den Höhen, war bald im Grünen zwischen Gärten und Weingeländen, baumreichen Wiesen und Feldern. Auf dem Galgenberge sperrte noch kein Villenviertel den Blick auf die hochgiebeligen Häuser der Stadt und das liebliche Gelände ringsum. Noch kein Eisenbahnzug dampfte das „Paradies" an der Saale entlang, statt vom Pfiffe der Locomotive hallten die Berge vom Schalle des Posthornes wider, und auf den Landstraßen zeigten sich noch dann und wann jene wunderlichen Gefährte, die das Vergnügen einer Spritzenfahrt gewährten. Eine Spritze hieß man ein kleines, einspänniges, offenes Wägelchen mit drei knappen Sitzen, zweien nach vorn, einem der Quere, das der Bruder Studio selbst kutschirte. Zwei oder drei ehrliche Menschen gaben sich mit dem Geschäft ob, solche Liliputgefährte bereit zu halten, und für den Fall, daß der Renner etwa die Fahrt nicht überleben oder sonst in Verlust gerathen sollte, schwankte die Taxe für Schadenersatz zwischen 15 und 18 Thalern.

Die alte Burschenherrlichkeit stand hier wie nirgends sonst auf deutschen Hochschulen in Blüthe, und doch waren blutige Raufhändel zwischen Philistern

und Studenten zur größten Seltenheit geworden. Jeder rechte Bierphilister hielt es mit dem Musensohn und sah in ihm einen näheren oder entfernteren Anverwandten. Wenn es dann nach einem ausgelassenen Jahr oder zweien zum Scheiden kam oder man gar als bemooster Bursche auszog, gab es manch herzhaften Händedruck und treu gemeinte Segenswünsche, wie wenn Jemand von den Bewohneren einer abgeschiedenen glücklichen Insel in die Ferne zieht.

Ein Spaßmacher und Thunichtgut, wie Nikolaus Pfefferkorn, konnte gar keinen besseren Schauplatz für seine Streiche finden, als das alte lustige Jena. Nach seinen Jahren zählte er längst zu den bemoosten Häuptern. Es war ein untersetzter Mann, wohlgenährt, ein wenig kurz von Athem, mit einem dürftigen Bärtchen unter der Stumpfnase, munteren Augen, die, wenn er lachte, nur noch durch einen schmalen Ritz der Lider hindurchschimmerten, in einem Alter, in dem Andere allmählich von wichtigen Aemtern und Würden gedrückt werden. Aber danach stand nicht sein Sinn. Von Hause aus ein verwöhntes Glückskind, hatte er ein Brotstudium nicht nöthig; die Zinsen der Hinterlassenschaft seines Vaters, eines Rheders in Lübeck, erlaubten ihm, unter der akademischen Jugend so lange zu verweilen, als ihm gefiel. Bei den Philistern, unter denen es ja selber manchen schnurrigen Kauz gab, genoß er ein besonderes Ansehen, da er nicht nur baar bezahlte, was er verzehrte, sondern auch mit seinen lustigen Sprüngen und Fahrten ihren Legendenschatz bereicherte.

So ging von ihm die Fabel: Sein unruhiger Geist habe eines frühen Morgens auf der Heimkehr von einem Gelage in der Rasenmühle den Entschluß gefaßt, gemeinsam mit seinen Begleitern, zwei Studenten der Medicin, einen Ausflug nach Rom zu unternehmen; die drei Gesellen seien auch richtig bis zur ewigen Stadt gekommen, hätten sich aber auf dem Bahnhof zu einem dauerhaften Kartenspiel niedergesetzt, bei dessen Schluß Pfefferkorn eine Pauke ungefähr folgenden Inhalts gehalten habe: „Was ist denn Rom? Ein steinernes Fragment. Fast Alles, was gut daran war, herrliche Bauwerke der Alten, Kunststraßen, Paläste, Triumphbögen, Riesentheater, — Alles ist zerbrochen. Zwar hat man zu verschiedenen Zeiten versucht, den Schutt der Jahrhunderte hinwegzuräumen und von den Zeugen einer stolzen Vergangenheit zu retten, was zu retten war; aber es sind eben doch nur Rumpfe, Splitter, Scherben, und überall, wo wir unseren Fuß hinsetzen über die sieben Hügel, spüren wir den Modergeruch der Geschichte und gähnt ungeheure Leere aus den Mauerkolossen zum Himmel. Und neben dem erschreckenden Bilde der Zerbrechlichkeit irdischer Dinge bietet sich unseren jugendlichen Seelen hier auch die Stätte dar, wo ein Mensch wie Cicero, diese Geißel der höheren Schulmenschheit, seine fürchterlichen Perioden baute. Es erscheint mir Ehrenpflicht, einem solchen Ort sofort unter Protest den Rücken zu kehren!“ Und so wären die Drei richtig spornstreichs in den nächsten Zug gestiegen und heimgefahren, ohne

in Rom mehr gesehen zu haben, als die vier Wenzel im Kartenspiel und von Weitem die Trümmerpracht der Thermen des Diocletian.

Diese nach Pfefferkorns eigener Versicherung ziemlich wahre Geschichte hatte sich zu Anfang des Frühjahrs ereignet. Inzwischen hatte sich bei ihm längst wieder das Bedürfniß nach einer neuen großen Narrenthat eingestellt, zumal nachdem ihm ganz unverhofft eine kleine Erbschaft von 3000 Thalern von einer entfernten Tante zugefallen war. Mit diesem Gelde sollte nach Pfefferkorns Vorsatz ein ganz unerhörter Schelmenstreich vollbracht werden, für den er nur auf eine gute Gelegenheit und eine glückliche Eingebung wartete. Er hatte deshalb auch das Geld nicht erst auf Zins gegeben, vielmehr lag es zu Hause in einer alten Truhe in lauter guten preußischen Silberthalern zu sofortiger Verwendung bereit.

Im Laufe des Sommersemesters hatte sich mit Pfefferkorn ein Doctorandus der Geschichte enger befreundet, der oben vom „Wald" her, d. h. aus den Bergen in der Nähe des Rennsteigs gebürtig war, und schlank und kräftig wie eine Tanne seiner Heimat, mit seinen klaren glänzenden Augen, gebräunten Wangen und einem nach unten spitz gestutzten tiefblonden Bart nicht nur Frauen und Mädchen wohlgefiel. Dieser Heinrich Vogelsang war ein frisches Naturkind voll Herzenseinfalt und ritterlichen Sinnes. Schon als Schüler hatte er für alte Schlösser und Burgen geschwärmt und sich später mit Fleiß auf das Studium des Mittelalters geworfen. Durch seine Wohnung vor dem Löbder Thore, mit der Aussicht auf einen großen Garten voll herrlicher Pflanzen, schattiger Laubengänge und alter Steinbilder, war er in eine unglückliche Liebe zu einem reizenden Mädchen aus der Fremde verstrickt worden. Der Garten gehörte einer Majorswittwe, und das Mädchen aus der Fremde war mit seinem Vater, einem wahrscheinlich durch vielen Rothweingenuß vom Zipperlein geplagten Gutsbesitzer aus Pommern, zum Besuch bei der Besitzerin des schönen Gartens, der sich unter den Fenstern der Giebelstube Vogelsangs ausbreitete, und dessen erquickender Anblick ihn bestimmt hatte, gerade hier sein Quartier aufzuschlagen.

Gegenüber den Verlockungen der Freunde, die schönen Sommertage in Ausflügen auf die Berge des Saalthales zu genießen, schützte Vogelsang einen schweinsledernen Folianten vor, den er in gegebener Frist auf seinem Studirzimmer zu bewältigen habe. Als Pfefferkorn, den die Zurückgezogenheit des Freundes schon lange verdroß, eines Tages in dem stillen Hinterhause an dessen Thür klopfte, erfolgte keine Antwort, und als er doch öffnete und eintrat, kam ihm Vogelsang eilig entgegen und stellte sich in der Mitte des Zimmers breit vor ihn hin. Aber Pfefferkorn reckte den Kopf flink zur Seite und gewahrte mit einem Blick durch das offene Fenster ein entzückendes Bild: zur Seite eines üppig wuchernden Laubenganges ein Rundtheil mit einem Wasserbecken, aus dem sich ein grünlich schillernder Bacchus aus Erz erhob und das rückwärts von einem Halbkreis aus

Lebensbäumen und Cypressen umstanden war; dazwischen auf dem Kiesweg eine Mädchengestalt in großem Strohhut, mattgelbem, in leichten Falten herabfließendem Kleide mit einem granatrothen Bande über den Hüften, vor einer kleinen Staffelei die Wasserpflanzen zeichnend, die sich über den Aufbau von Tuffsteinen in dem Becken zu dem Standbilde emporrankten. Ein verstohlener Blick des Mädchens schien über den Garten hinweg nach dem Nachbarfenster zu fliegen und nach dem Beobachter mit den glücklich strahlenden Augen zu forschen. Sonnenstrahlen, gebrochen durch Zweige und Blätter eines nahen Lindenbaumes, glitzerten auf dem dunklen Grunde der Heckenwand um die duftige Mädchengestalt.

Pfefferkorn stutzte erst, dann schlenkerte er das eine Bein zur Seite, als ob er beinahe auf etwas Kostbares getreten wäre, und zog ein Gesicht wie ein alter vergnügter Satyr. „Keine Entweihung!“ flüsterte ihm Vogelsang zu, als ob er sonst den stillen Frieden seiner Madonna im Grünen da drüben stören könnte. Also das war das wahre Geheimniß des berühmten Folianten, der wirklich auch dort auf dem Pulte lag: eine junge Dame von ungemeiner Anmuth in den Zügen ihres Antlitzes und in Haltung und Bewegung ihrer feinen Gestalt.

Mit ihrem Vater war sie, wie Vogelsang endlich erzählte, sehr zärtlich, wenn er sie mit der Tante im Garten besuchte. Weitere Nachforschungen waren vergeblich gewesen. Die Gelegenheit zu einer anderen Annäherung als der aus naher Ferne, mit den Augen, schien sich nicht zu bieten. Vogelsang war aber überzeugt, daß dem Fräulein der fremde Beobachter nicht lästig sei, ja daß es sogar an den stummen Liebesboten, die er hinüberschickte, ein wenig Gefallen finde.

Während er mit Pfefferkorn auf dem Sopha saß und ihm sein Grauen vor dem Tag schilderte, da sie aus dem Garten verschwunden wäre, drang von draußen eine Stimme durch das offene Fenster, die den Namen „Hertha“ rief, und es zeigte sich, daß die Tante aus dem hinter Bäumen versteckten Wohnhause zu der Zeichnerin im Garten sprach. Es handelte sich in der Unterredung um einen Ausflug zu Wagen nach dem Forst; das Wort war deutlich zu verstehen.

„Vortrefflich, herrlich!“ sagte Pfefferkorn, „zu einem Spaziergange wollte ich Dich gerade von Deinem Regestenplunder losreißen.“ Pfefferkorn durfte sich nicht vom Platze regen, bis Hertha den Garten verlassen hatte. Vorher hatte sie noch einen flüchtigen Blick nach dem Giebelfenster geworfen, dann eine Rose gebrochen und an ihrer Brust befestigt. —

Auf dem Forst, einem Ausflugsort mit lieblichen Ausblicken über die Obstgärten am Abhang des Berges hinweg nach dem fruchtbaren Boden und den schluchtenreichen Höhen des Saalthals, war gegen Abend ein fortwährendes Kommen und Gehen von Bürgern, Professoren und Studenten; auch manche Dame und Bürgerstochter aus der Stadt half die schattigen

Plätze an den Tischen vor dem Wirthshause und in der Halle füllen. Es war auch wirklich reizend da oben, wenn der Abendwind die Stirne kühlte, die Berge weit in's Thal hin ihre Schatten warfen und im nahen Buchenwalde die Drosseln schlugen.

Nicht weit von dem Tische, an dem sich die beiden Studenten niederließen, saß Herr Urian mit dem Gerbermeister Schlehdorn und anderen Jenischen Bürgern. Pfefferkorn gehörte zu den Studenten, die mit dem bärbeißigen Mann mit den scharfen, eckigen Mienen eines alten Holzschnittes auf Gevatterschaft standen. Urians wirklicher Name Meusel war nur wenig im Gebrauch. Sein Kramladen in der Johannisgasse trug kein Namensschild, sondern nur die Aufschrift: Colonial-, Wein- und Tabakhandlung. Auch seine Mitbürger nannten ihn Urian, und erst wenn sie einmal, was wohl hin und wieder geschah, Ursache hatten, ihm gründlich die Wahrheit zu sagen, hieß es: Herr Meusel. Sein volksthümliches Ansehen verdankte er einer ergötzlichen Mischung von derbem Biedersinn und wirrer Einbildungskraft, die ihn von schlichten Polterern und Grobianen wie dem Löwen-Ernst zu seinen Gunsten unterschied.

Gutgelaunt rief Urian mit hocherhobenem Kännchen den beiden Studenten zu: „Es lebe der Handel, die Civilehe und das gewerbetreibende Publicum!" Das war sein Lieblingstoast. Als aber Pfefferkorn eine Neckerei mit ihm begann und u. A. fragte, wie viel Löffel Alkohol er heute schon zu sich genommen habe, zog Urian seine mächtige Stirne kraus und wies den vorlauten Frager in unwirschem Tone ab. Damit hatte es nämlich folgende Bewandtniß: Gevatter Urian suchte sich im Stillen aus alten Kalendern fortzubilden, mit deren Weisheit er gelegentlich vor den jungen Fanten von Studenten sein Licht leuchten ließ und ihnen zeigte, daß auch ein Krämer ein speculativer Kopf sein könne. Jedoch bezeichnete er sich bei Leibe nicht als Krämer, sondern als Kaufmann, wie alle seine Berufsgenossen in Thüringen. Seine Kalenderstudien hatten ihn namentlich auf den Kreislauf und die Beschaffenheit der Gestirne und auf den Alkoholgehalt der geistigen Getränke gebracht. Besonders lag ihm der Spiritus in den verschiedenen Bierarten im Sinn, und er liebte es, seinen jungen Freunden im Greifen oder in der Rose vorzurechnen, wie viel Löffel reinen Alkohols sie zum schweren Schaden ihrer Gesundheit und zum Kummer ihrer braven Eltern wieder zu sich genommen hätten. Das geschah aber immer erst, wenn er selbst mindestens beim siebenten Kännchen Lichtenhainer angekommen war. Da er es an diesem Tage erst bis zum vierten gebracht hatte, ärgerte ihn Pfefferkorns anzügliche Frage.

Vergeblich hatte Vogelsang nach dem Fräulein aus dem Garten Umschau gehalten; sie war nirgends auf dem Platze zu sehen. Endlich entdeckte er bei einem Rundgange die schmerzlich Vermißte hinter einem offenen Fenster im Innern des Wirthshauses und glaubte sogar, ein sanftes Erröthen auf ihrem Antlitze, als sie seiner ansichtig wurde, wahrzunehmen. An seinen Tisch

zurückgekehrt, hörte er voll Unruhe nur noch mit halbem Ohre den ermunternden Späßen Pfefferkorns zu.

Die Dämmerung kam schon heran, ein Theil der Studenten hatte den Platz verlassen, von ferne hörte man sie das alte Lied singen: „Die Rosen blühen im Thale".

Als die Weise verklungen war, ließ sich ein Waldhorn aus einem der Gärten am Abhang des Berges vernehmen, Leuchtkugeln stiegen auf und zerflossen vor den Augen der Gäste auf dem Forst in bunten Perlenregen. Da erschien Hertha allein aus dem Hause und trat hinter einer der Lauben an das Geländer, das den Schänkplatz nach der Thalseite zu abschloß.

Pfefferkorn stieß den Freund mit dem Ellenbogen an und raunte ihm zu: „Jetzt oder nie! Fasse ein Herz, gebrauche Deine schönen Talente, beweise der Welt, daß es noch romantische Seelen giebt! Unterdessen nehme ich mir den Gevatter Urian vor."

Während sich Vogelsang wirklich ein Herz faßte, ging Pfefferkorn nach der entgegengesetzten Seite zu Urian hin, der sich abseits an einen Baum gelehnt hatte und mit einem bunten Taschentuche die heiße Denkerstirn trocknete.

Die just am Himmel aufblinkende Venus brachte das Gespräch zwischen Beiden auf die Frage, ob die Sterne bewohnt seien oder nicht. „Weiß man's denn?" hatte Urian zuerst gemeint, wie gewöhnlich, wenn ihm nicht gleich was Rechtes einfiel. Bald aber war er mit der Sache vollständig im Reinen. „Wenn Ihr ein Haus baut," sagte er mit wichtiger, siegesgewisser Miene, „oder mehrere, so müßt Ihr doch, wenn Ihr nicht selbst darinnen wohnt, auch Miether haben. Denkt Ihr vielleicht, der liebe Gott ließe seine Sterne unbewohnt?"

„Das kann er wohl," erwiderte Pfefferkorn, „er ist in einer anderen Stellung als wir."

„Aber, Mensch," unterbrach Urian, „man muß sich doch berechnen."

„Nicht übel, Gevatter! Der Weltenschöpfer — eine Krämerseele!"

Hatte schon diese Anspielung den Kaufmann Meusel tief gewurmt, so wurde sein Aerger noch größer, als Pfefferkorn mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt fragte:

„Wo bleiben denn aber z. B. die Mondbewohner bei abnehmendem Monde?" Und der Verdruß steigerte sich zum hellen Ingrimm bei den Worten Pfefferkorns, daß ja die Sterne gar keine ordentliche Atmosphäre hätten.

„Keine Atmosphäre!" versetzte Urian außer sich, „himmeltausend, keine Atmospäre!" Das Wort hatte für Urians Ohren einen geradezu beleidigenden Klang. Dergleichen konnte er sich unmöglich bieten lassen; sein Gesicht bekam die Miene eines Nußknackers, und unaufhaltsam brach eine Fluth heftiger Reden auf Pfefferkorns keck erhobenes Haupt ein. Was er denn

vom lieben Herrgott mehr verstehe, als ihm die Tage zu stehlen. Statt seinen Verstand und seine sieben Batzen zusammenzuhalten, verlege er sich nur auf Spleen und verrückte Possen, um von sich reden zu machen. Aber kein Hahn werde nach ihm krähen, wenn er sich einmal unter den grünen Rasen gewirthschaftet habe. So Einer brauche einen freien Bürger, dem es niemals an dem nöthigen Kleingeld fehle, noch lange nicht zu hänseln.

„Krämerseele — Krämerseele," wiederholte er voll Erbitterung, „was habt Ihr für eine Vorstellung von einem soliden Geschäfte? Gar keine. Ihr könnt ja nicht einmal eine Düte Cichorien abwiegen — elender Rentenschlucker!"

Damit war wirklich eine wunde Stelle bei Pfefferkorn gestreift, so wenig er sich's auch merken lassen wollte, und so blieb die Streitfrage wegen der Sterne nicht nur ungelöst, sondern die Beiden schieden auch nach der Ansage neuer Fehden von einander, nur einig darin, daß Jeder den Anderen dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Während dieses verhängnißvollen Zwistes über die Bewohner der Sternenwelt war der romantische Vogelsang durch ein verstohlenes Gespräch hinter der Laube in den siebenten Himmel versetzt worden. Mit der Rose, die er Hertha im Garten der Tante hatte brechen sehen, in der Hand, kehrte er zu dem Genossen zurück, während Hertha eilig zu den schon zum Aufbruch rüstenden Ihrigen in die Halle ging. Doch erst auf dem Heimwege sollte Pfefferkorn erfahren, wie sich der Freund das Zeichen einer zarten Neigung erobert hatte. Er war zu dem Mädchen, das, den Arm auf das Geländer gestützt, sinnend in das dämmerige Thal zu den schattenhaft aufragenden Thürmen der Stadt hinabsah, mit den Worten herangetreten: „Ist das nicht eine entzückende Nacht?"

„O, es ist wunderschön!" hatte sie nach einem prüfenden Blick in die Augen des Fremdlings erwidert.

Dann folgte ein keusches Gespräch, erst stockend, mit halberstickten Lauten, dann freier und zutraulicher, und das Ende war gewesen, daß sie auf seine Bitte die Rose von ihrer Brust nahm und sie ihm zur Erinnerung an die schönen Tage von Jena überließ, die sie auch in der Ferne nicht vergessen werde.

„Und wie nun weiter?" fragte Pfefferkorn, als er Alles erfahren hatte, „wann trefft Ihr Euch wieder? Wo geht sie hin? Wohin wirst Du ihr schreiben?"

Vogelsang wußte von alledem Nichts, nicht einmal das Ziel der Reise, die Hertha am nächsten Tage antreten werde, konnte er genau bezeichnen. Nach dem Süden sollte es mit dem Vater gehen, wahrscheinlich an einen der oberbayrischen Seeen. Deren giebt es mehrere Dutzend, und Pfefferkorn fand es im höchsten Grade veraltet, von seligen Augenblicken zu schwärmen und sich stimmungsvoll in's Allgemeine zu verlieren und sich dabei nicht einmal über das Allernöthigste unterrichtet zu haben. Aber

Vogelsang sprach ihm das tiefere Verständniß für solche Herzenssachen ab und war innerlich mit sich ganz zufrieden, in dem sicheren Gefühle, daß man sich auf dem Felde der Liebe mit allzu kühner Verfolgung des holden Feindes den schönsten Erfolg verderben kann.

Nachdem Pfefferkorn von seinem Abenteuer mit dem groben Urian, dem er unbedingt einen Schabernack anthun müsse, gesprochen hatte, gingen die beiden Wanderer eine Weile lang schweigend der Saale zu. Namentlich hatte es Pfefferkorn erbost, daß Urian ihm ein eitles Protzenthum vorgeworfen und dagegen unverschämt auf sein Kleingeld gepocht hatte, das er freilich nöthiger brauchte, als irgend Einer, nicht blos für seinen Kramladen, sondern auch für eine gute Mandel Schulkinder, die er mit Dütendrehen beschäftigte und Sonnabends zu entlohnen pflegte. Hier sollte eingehackt werden, und als die mondhellen Gassen Jenas die beiden Heimzügler aufnahmen, war schon in Pfefferkorns Gemüth der neue Schalksplan gereift, bei dem die kürzlich ererbten 3000 Silberthaler springen sollten.

II.

Die Münzkrisis.

Wenige Tage nachher wurde der Bürgerschaft durch den Stadtbüttel eine sonderbare Aufforderung kundgethan. Zu jener glücklichen Zeit war nämlich der Ruhm eines Litfaß noch nicht bis nach Thüringen gedrungen und bestand noch die Sitte des Ausklingelns: Bekanntmachungen des Magistrats, Versteigerungen, Warnungen, Fundanzeigen, Auslobungen und dergleichen wichtige Dinge wurden dadurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß der Stadtbüttel durch die Straßen ging, an den Ecken und anderen genau vorgeschriebenen Punkten eine Glocke ertönen ließ und darauf mit lauter Stimme den auf den Bürgersteigen, in den Hausthüren und an den Fenstern auflauschenden Bewohnern eine Vorlesung aus einem Papierblatt in Folio hielt. Diese Einrichtung hatte das Gute, daß sie das Tagewerk angenehm unterbrach, und daß jede polizeiliche Verfügung sofort der öffentlichen Kritik durch Meinungsaustausch unter den Nachbarn unterzogen werden konnte. Diesmal hatte der wackere Diener der Stadtobrigkeit manchen Scherz und Schimpf auszustehen; denn Keiner wollte an den Ernst eines Ausgebots glauben, das folgendermaßen lautete:

„In der Löbder Gasse Nr. 5b, eine Treppe hoch, Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr werden bis auf Weiteres Silbergroschen, Sechser und Kupfermünzen zu einem gemeinnützigen Zweck unter folgender Zusicherung entgegengenommen: Wer 25 Silbergroschen oder wer Sechser und Kupfergeld im Betrage von 22 Silbergroschen abliefert, erhält jedes Mal einen Thaler, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird."

Die Einen schüttelten die Köpfe, die Anderen lachten, und von Fenstern und Thüren ging es herüber und hinüber: „Wer's glaubt, bekommt einen

Thaler. — Zu einer solchen Fopperei giebt sich auch noch die Behörde her! — Hast Du nicht gehört? Es ist ja zum allgemeinen Besten. — Wer wohnt denn in der Löbder Gasse Nr. 5? — J, da muß doch der Pfefferkorn seine Bude haben? — Na, der Spaßvogel!" Aber Pfefferkorn war noch auf andere Mittel verfallen, um die geplante Finanzoperation durchzuführen. Am anderrn Morgen stieg er mit seinem Diener Kullrich, einem langen, schnauzbärtigen, deutsch-polnischen Mischling, der die unschätzbare Eigenschaft besaß, sich allen möglichen Rollen mit einem wahren Hundeverstande anzupassen, zu der Glockenstube der Johanniskirche empor. Kullrich trug einen großen Packen bunter Papierstreifen, auf denen die Anzeige über das neue Wechselgeschäft unter dem Titel in fetter Schrift: „Kein Schwindel! Geld, Geld, Geld!" aufgedruckt war und ließ sie oben auf seines Herrn Geheiß in alle vier Winde fliegen. Die einzelnen rothen, blauen, grünen und gelben Blätter waren so leicht, daß sie sich von jedem leisen Luftzug tragen ließen und so nicht nur über den Platz vor der Kirche, sondern weithin über Häuser und Höfe verstreut wurden.

Eines dieser losen Blätter war in dem kleinen Garten hinter Urians Hause niedergegangen. Er entdecte es, als er sich auf der kühlen Gartenbank zu einem kurzen Nachmittagsschlummer niederlassen wollte, glättete es säuberlich und nahm es unter die Hornbrille; denn er war weitsichtig. „Der kann lange warten, bis ihm Einer auf den Leim kriecht," brummte er und neigte dann das Haupt zu einem sanften Schlummer. Im Traum sah er ein Beet voll überreifer Schoten, und jedes Mal, wenn eine platzte, rollten statt der Erbsen vier bis fünf blanke Thaler heraus. Als eine Fliege auf Urians kahler Stirn dem Traumbild bald ein Ende gemacht hatte, dachte er bei sich: „Weiß man's denn? Du mußt doch einmal sehen, wie viel Courant Du in der Kasse hast." Der Laden war gerade von Kunden leer; Urian trug dem Lehrling ein Geschäft im Keller auf und machte sich dann über den Schubkasten unter dem Ladentisch, um sein kleines Geld zu zählen. Auch das Geldkörbchen im Pulte wurde gestürzt, und so fand sich, daß nach Abzug des laufenden Bedarfs bis zum nächsten Tag eine Summe vorhanden war, die sich nach dem Ausgebot mit einem Reingewinn von anderthalb Thalern umtauschen ließ.

Mittlerweile hatte es sich herumgesprochen, daß einige Leute, zuerst zwei alte Weiber, dann ein Bäckermeister und drei Handwerksburschen, für je 25 Silbergroschen oder 22 Groschen in Sechsern oder Dreiern, Zweiern und Pfennigen richtig je einen Thaler empfangen hatten. Eine Kundin in Urians Laden konnte die Thatsache aus eigener Erfahrung bestätigen. Eingedenk des Wortes, daß man Böses mit Gutem vergelten soll, entschloß sich der arglose Biedermann, selbst eine Probe zu machen. Jedoch nicht in eigener Person, das wäre zu großmüthig gewesen, vielmehr wurde sein Ladenstift in vertraulicher Mission unter Zusicherung eines Extralohnes von

vier guten Groschen nach der Löbder Gasse abgeschickt. Und richtig, er kam mit sechs blanken Thalern zurück.

Hatte der Stift nur auf dem geräumigen Vorsaal vor Pfefferkorns neuer Wechselstube zwischen einer Schaar Männer und Frauen hindurchschlüpfen müssen, so standen anderen Tags zur festgesetzten Stunde die Leute schon bis in den Hausflur herunter. Es begann eine förmliche Jagd nach Kleingeld; Familien und gute Bekannte legten gemeinschaftliche Sammelbüchsen an, um mit vereinten Kräften die günstige Gelegenheit wahrzunehmen; von dem Wochenmarkt drang die Kunde bis in die umliegenden Dörfer Lichtenhain, Burgau, Lobeda, Löbstedt, Ziegenhain, Zwätzen, Cospeda u. s. w., was sich an kleiner Münze zusammenraffen ließ, wanderte flugs nach Jena in die Löbder Gasse.

Pfefferkorn ging ganz in der neuen Beschäftigung auf. Zwar war ihm die Erbschaft von 3000 Thalern mit der Auflage zugefallen, davon in Anbetracht seines sonstigen guten Auskommens einen gemeinnützigen Gebrauch zu machen. Was konnte es aber Nützlicheres geben als eine solche Sparbank für arme Leute?

Während er sonst, um seiner Leibesfülle Schranken zu setzen, nach Tisch im Paradiese an der Saale auf und ab zu spazieren pflegte, hieß es jetzt nach dem letzten Bissen: „Ich muß an die Arbeit." Um nämlich die Geldmassen, die sich bei ihm zu Hause anhäuften, passend unterzubringen, war er auf den Gedanken gekommen, die Silbergroschen und Silbersechser auf Flaschen zu ziehen. Und so konnten ihn Vogelsang und andere Freunde Nachmittags vor der großen Wechselstunde damit beschäftigt sehen, wie er in Hemdsärmeln, im Schweiße seines Angesichts, von Kullrich unterstützt, die Groschen in Weinflaschen und die Sechser in Selterskflaschen füllte. Von Tag zu Tag häuften sich die Batterien an den Wänden rings, wo sonst Sopha, Tisch und Schränke standen, und staute sich der Leinensack an, in den das Kupfergeld geschüttet wurde. Mit Wehmuth erfüllte es den langen Kullrich, daß die Flaschen mit gemeinem Geld und nicht mit Flüssigkeiten angefüllt waren. Der arme Kerl litt an einem beklagenswerthen Uebel, das er als Gliedersucht bezeichnete; alle Vierteljahre wurde er auf zwei bis drei Tage von dem Leiden heimgesucht, das ihn fast der Besinnung beraubte. Um sich zu betäuben, nahm er dann viel Spirituosen zu sich, und daraus entstand der Argwohn, daß er Quartalstrinker sei. Dieser nach seiner Betheuerung ganz unbegründete Verdacht hatte ihn schon wiederholt um einen guten Dienst gebracht.

Immer mehr kleine Münze wurde aus dem Verkehr in Jena und Umgegend herausgezogen, und schon begannen Handel und Wandel zu stocken. Bei allen Wirthen, Bäckern und Krämern mußten entweder die Preise, natürlich nach oben, abgerundet werden, oder der Kleinhandel geschah auf Borg. Die solidesten Hausfrauen kamen tief in die Kreide, Chaussee- und Brückengeldeinnehmer geriethen in schwere Conflicte zwischen Gesetz und

Menschenverstand, die Fechtbrüder der Landstraße hatten schlimme Tage, der Klingelbeutel in der Kirche ging leer herum, groß war die Geldnoth auf den Wochenmärkten, und nur der Student freute sich der allgemeinen Pumpwirthschaft. Die Selbsthilfe, zu der die Klügsten riethen, fruchtete nichts, da das kleine Geld doch immer wieder in eigennützige Hände kam, die sich den augenblicklichen Vortheil der Umwechselung bei Pfefferkorn nicht entgehen ließen.

Herrn Urian war nunmehr ein Kirchenlicht aufgegangen. Bei seiner Genauigkeit war ihm die Anschreiberei für jeden Groschenhering, für jeden Sechser Lackritzen in der Seele verhaßt, und wenn er daran dachte, daß er selbst durch seinen Ladenjungen an dem Schabernack theilgenommen hatte, schalt er sich im Stillen bald ein Mondkalb, bald einen Gimpel. Den armen Kindern, die ihm Sonnabends die Düten brachten, mußte er den Lohn schuldig bleiben oder sie in Waaren entlohnen. Das Schlimmste aber war, daß er von ungetreuen Freunden und bösen Nachbarn, die seinen Zwist mit Pfefferkorn kannten, als Sündenbock für den öffentlichen Nothstand hingestellt wurde, und daß man ihm alles Ernstes zumuthete, Abbitte vor Pfefferkorn zu leisten. Ein Student der Jurisprudenz im sechsten Semester, der bei ihm im Hause wohnte, bestärkte ihn nach bestem Wissen in dem Glauben, daß Pfefferkorn wegen Münzverbrechens belangt werden könnte, und wenn sich der Musensohn darin auch geirrt haben sollte, so stand doch bei Urian die Ansicht über Pfefferkorn fest: „Er hat an Dir gefrevelt!“

Lange konnte die Sache nicht mehr so weiter gehen, ohne eine förmliche Krisis heraufzubeschwören. Immer lauter wurde das Verlangen an die Obrigkeit, daß sie den heillosen Geldmarkt in der Löbder Gasse sperre; Pfefferkorn selbst aber hatte sich schon auf ein fröhliches Ende seiner Münzsammlung eingerichtet.

III.

Die Prinzen aus dem Morgenlande.

Bei all seiner Liebhaberei, sich durch närrische Possen in der Leute Mund zu bringen, hatte Pfefferkorn doch kein schlechtes Herz. Mancherlei Wohlthätigkeit übte er im Stillen, und die Kieselacke von Menschenfreunden, die ihren Namen bei einem guten Werke in großen grellen Lettern weithin sichtbar anbringen lassen, mochte er nicht leiden. So sorgte er auch dafür, daß alsbald nach seiner Abreise der größte Theil des Kupfergeldes aus dem Sack an die Eltern armer Kinder, besonders der Dütendreher Urians, geräuschlos vertheilt werden sollte. Ein anderer Theil wurde dazu bestimmt, bei der bevorstehenden Hochzeit der Tochter seines Hauswirths in die Ratsche geworfen zu werden. Nach dieser alten thüringischen Sitte, die während der Tage der Münzkrisis zum Vortheil der Hochzeitsväter hatte ruhen müssen, wurden Geldstücke Hände voll aus dem Hochzeitswagen oder den Fenstern des Hochzeitshauses hinaus unter die harrende Straßenjugend

geworfen, die mit Begier stoßend und balgend und schreiend darüber herfiel, so daß ein lustiges Gekribbel von Armen und Beinen entstand und die Jungen, die die Beute mit ihren Leibern deckten, nicht immer ungeschunden davonkamen. Je zwanzig Flaschen mit Groschen und Sechsern sollten in einer Krankenanstalt abgegeben werden. Der Rest stand wohl verpackt in einer großen Kiste für die Reise bereit.

„Also morgen in der Frühe um sieben Uhr halte Dich fertig," sagte Pfefferkorn eines Abends nach einem Spaziergang um den Graben zu Vogelsang. „Der Zorn des Volkes ruht auf mir, wir müssen entweichen, ich habe Alles geordnet. Burnus und Fez bringe ich mit. Für Gepäck brauchst Du nicht zu sorgen; außer der Kiste mit dem Flaschengelde habe ich drei Reisekoffer, zwei davon sind die nöthigen Renommirkoffer, im dritten ist neben Wäsche und so weiter unsere Schatzkammer. Durch Kullrich habe ich die Ducaten in die grauen, die Kassenscheine in die weißen und die Vereinsthaler und Gulden in die braunen Strümpfe packen lassen. Daß Du nur gebrochen französisch sprichst, schadet nichts; unsere Landessprache kennt doch keiner, und unser Dolmetscher und Reisemarschall Kullrich, der mit seinem früheren Herrn, einem polnischen Grafen, ein Jahr lang in Paris gelebt hat, versteht auch das Gebrochene. Also Salem Aleikum Zarathustra Firdusi, morgen fahren wir als Perser zum Städtchen hinaus. Die Hähne sollen krähen!" Damit reichte er dem Freunde die Hand und verschwand durch das Johannisthor.

Frohen Muthes schlenderte Vogelsang in stiller Nacht den Graben entlang seiner Wohnung zu. Vor wenigen Tagen erst hatte er sein Doctordiplom empfangen. Ehe er in das Philisterium einging, wollte er noch einmal den ganzen frischen Uebermuth des Studentenlebens genießen, auf einer Fahrt in die weite Welt, an der Seite eines Freundes, der unerschöpflich in Schimpf und Scherz zu sein schien. Der junge Geschichtsforscher war noch nicht weit über seine heimatlichen Berge hinausgekommen; jetzt sollte er die erhabene Alpenwelt schauen, das sagen- und schlösserreiche Land Tirol, das die Gotenwanderungen und die deutschen Römerzüge über sich hinweggehen sah, die Heimat Oswalds von Wolkenstein, dieses echten Minnesängers, Innsbruck, wo Oswald einst gefangen auf den Rücken seines Pferdes geschnürt vor Herzog Friedrich erscheinen und dafür büßen mußte,

Daß er den Namen je gekannt
Von Hausmanns Frau, der süßen.

Auch bis nach Persien war dieser Odysseus des Mittelalters auf seinen vielen Irrfahrten in dem ganzen damals bekannten Länderkreis gekommen, bis er endlich auf seinem Hauenstein vor dem Schleun zur Ruhe kam. Und wie verlockend war erst der Gedanke, doch vielleicht der anmuthigen Zauberin aus dem Garten wieder zu begegnen, in den er nicht mehr hinabsehen konnte, ohne ihrer in Sehnsucht zu gedenken!

So hatte sich Vogelsang am anderen Morgen pünktlich zur verabredeten

Stunde an der Oelmühle eingefunden. Die Sonnenstrahlen zogen die letzten Nebel in den Schluchten der Berge empor, ein leichter Morgenwind raschelte in den Bäumen, als Pfefferkorn mit weißem Burnus und rother Mütze angethan in vierspänniger offener Extrapost daherkam. Die Koffer und die Flaschenkiste folgten in einem zweiten Wagen nach. Auf dem Rücksitz der Extrapost, Pfefferkorn gegenüber, saß Kullrich in bester europäischer Tracht mit weißer Binde und hohem Hut. Er war schon so aus seiner Bedientenrolle heraus- und in die Begleiterrolle hineingefahren, daß er Vogelsang mit „Mein Prinz" anredete und von diesem während der Umkleidung mit „Kullrich" angerufen, unter einer leichten Verbeugung und mit polnischem Accent erwiderte: „Herr Kullrinski, wenn es Euer Gnaden beliebt."

„Ich habe Dich zum Erbprinzen von Schiras gemacht," erklärte Pfefferkorn, als Vogelsang in seiner neuen Tracht neben ihm Platz genommen hatte, „und Du siehst so wirklich einem arischen Orientalen zum Verwechseln ähnlich, während mein kummervoller Leib nur das Zeug für einen kleinen Edelmann hergiebt und es schon eine Uebertreibung ist, wenn ich mich Scheik oder Graf Omar nenne." „O es ist herrlich, so mit Vieren in den Tag hinein zu fahren," versetzte Vogelsang, „ich freue mich schon der Abenteuer und Fährlichkeiten, in die uns diese Verkleidung bringen wird. Oder meinst Du, daß die Leute wirklich an unsere hohe Abkunft glauben und nirgends die fahrenden Scholaren herauserkennen werden?"

„Nirgends," erwiderte Pfefferkorn, „mit dem Talisman, den wir besitzen, liegt es nur an uns, daß wir auch von den größten Schlaubergern für echte Potentaten aus dem Morgenlande gehalten werden. Unsere Macht steckt in den Strümpfen, guter Freund."

„Na, meinetwegen," gab Vogelsang zurück. „Aber das Echte wird zuletzt doch immer wieder wahr. Einstweilen denke ich, daß uns der Wein nicht verwehrt ist und wir einer alten parsischen Secte angehören, die nicht zum Islam übergetreten ist," was Pfefferkorn damit bestätigte, daß er Herrn Kullrinski ersuchte, aus seiner Reisetasche eine Flasche Rothwein hervorzuholen, der den besten Grollo der Berge um Jena in den Schatten stellte. Auch feine geschliffene Gläser waren zur Hand. Vogelsang ließ die wilden Rosen, Pfefferkorn die grauen Strümpfe, und Kullrich, der auch mit anstoßen durfte, den guten Tropfen leben.

Als die ersten Häuser von Apolda in Sicht kamen, sagte Pfefferkorn: „Nun gießet Euch hin in die Kissen, laßt uns kalt und stolz über die Schultern blicken! Von jetzt an gehören wir uns nicht mehr selber an, unsere hohe Stellung legt uns Pflichten gegen die Oeffentlichkeit auf, deren Auge auf uns gerichtet sein wird."

Die wichtigsten äußeren Ereignisse dieser Perserreise sind denn auch von den Zeitungen getreulich berichtet worden. Herr Kullrinski hatte die Weisung, alle Ausschnitte sorgfältig zu sammeln. Pfefferkorn verleibte sie

später einem Album ein, das die Aufschrift trug: „Zur Biographie Pfefferkorns.“ Die wichtigsten darunter (die in Klammern eingefügten Bemerkungen rühren von seiner eigenen Hand her) lauteten in der Ursprache:

(Homburg, 28. Juni.) „Heute kamen hier der Erbprinz von Schiras und noch ein anderer Prinz fürstlichen Geblüts an, nahmen aber nur kurzen Aufenthalt und benutzten denselben zu einem Besuche der Spielsäle. Mit echt orientalischer Ruhe sahen sie eine Weile dem trente et quarante zu und betheiligten sich dann auch mit ihren weißen Mänteln unter dem Beistand ihres Führers, eines Russen, am Spiel. Das Glück war ihnen hold und hatten die Croupiers mehrmals größere Summen herauszuzahlen, was die hohen Gäste nicht weiter zu berühren schien. Dem Vernehmen nach haben sie 1000 Francs an die Armen überwiesen und sind mit dem Abendzuge nach Frankfurt und beziehungsweise Baden-Baden weiter gereist.“

(Frankfurt a./M., 29. Juni.) „Die persischen Herrschaften, von deren Ankunft wir schon Mittheilung gemacht haben, zeigten sich heute im Palmengarten, wo ein zahlreiches und distinguirtes Publicum wie immer zum Concert versammelt war. Ihr Tisch war mit einer rothsammtenen Decke belegt, worauf sie aus kostbaren Silbergefäßen in Form von Amphoren nach persischer Sitte den Mokka zu sich nahmen [es waren Nachbildungen vom Hildesheimer Silberfund, die wir aus dem Rest des Homburger Gewinnes erstanden hatten, wir tranken Hochheimer]. Die Kapelle wiederholte auf Wunsch der Gäste ein Potpourri, in dem das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles“ die besondere Aufmerksamkeit derselben zu erwecken schien, und legte den türkischen Marsch von Beethoven ein, bei dessen Klängen sich auf den von der Sonne Asiens gebräunten Gesichtern unverkennbares Wohlgefallen malte. Bei der Abfahrt ereignete sich ein Zwischenfall, der nur als ein tief bedauerlicher bezeichnet werden kann. Aus dem dichten Schwarm von Zuschauern, der sich um den Wagen der Perser gesammelt hatte, stürzte ein anständig gekleideter junger Mann hervor. Der ältere der beiden Prinzen gerieth darüber naturgemäß in größte Aufregung, seine Augen rollten, während er in abgebrochenen französischen Sätzen nach dem Polizisten rief. Der jüngere indessen winkte den aufdringlichen Schreier aus dem Publicum heran und ließ denselben durch den Reisemarschall begütigen. Auf der Polizei gab der Mann, angeblich ein meiningischer Techniker, vor, daß er geglaubt habe, in dem Erbprinzen einen alten Bekannten wiederzuerkennen. Selbstredend hat man es mit einem Geistesgestörten zu thun.“

[Es war ein Bauführer Schulze aus Sonneberg, mit dem Vogelsang in die Schule gegangen ist. Unsere Fürsprache bei der Polizei rettete ihn vor einer Untersuchung wegen groben Unfugs] . . .

(30. Juni.) „Eine sonderbare persische Eigenthümlichkeit ist die Aufbewahrung der Silbermünzen in Flaschen. Wie wir nachträglich erfahren, führen die beiden vornehmen Perser, die gestern unsere Stadt wieder ver-

lassen haben, eine große Anzahl solcher Flaschen mit sich. Die Entlöhnung der Hotelbediensteten geschieht in der Weise, daß sie ihre Hände aufhalten müssen und der Hofmarschall je einen Haufen Geldstücke aus dem Flaschenhalse herausschüttelt. Bei den Zahlkellnern und Hausmeistern wird die gelungene Procedur mit Weinflaschen voll Silbergroschen, bei den Tischkellnern und sonstigem Personal mit kleinen Flaschen voll Silbersechsern ähnlich unseren Selterswasserflaschen vorgenommen. Die diesbezügliche Sitte ist zwar für europäische Verhältnisse umständlich, wird aber im fernen Orient, Persien und Tibet bei Reisen vornehmer Herren allgemein geübt, da dieselbe die größte Bereitwilligkeit versinnbildlicht, bei der man die Gabe nicht wägt, bezw. zählt. — Bei der Abfahrt auf dem Bahnhofe mußte der Zug vier Minuten über die Zeit warten, da sich die persischen Herrschaften verspätet hatten. Für die betreffende Rücksichtnahme ließen sie dem Zugführer für das Zugpersonal drei der großen Geldflaschen überweisen.

(Baden-Baden, 1./2. Juli.) „Auf der Promenade wurde heut von zwei Engländern eine Wette darauf gemacht, ob die beiden Herren, die in weißen Burnussen und rothen Fez auf- und abspazierten, Egypter oder Perser seien. Im Auftrage der Wettenden erkundigte sich ein Commissionär bei den Orientalen selbst und brachte eine Visitenkarte zurück, auf der in persischen Lettern der Name verzeichnet und darunter prince héréditaire de Schiras gedruckt war. Anläßlich dieses Zwischenfalles kam es bei der Table d'hôte, bei der sich die Engländer mit den Persern zusammenfanden, zu einer Unterhaltung, aus der sich die interessante Thatsache ergab, daß der eine der Perser bereits Vater von 19, der andere sogar von 80 Kindern ist." [Die persischen Lettern auf Vogelsangs Visitenkarte waren der Aufschrift auf einem Päckchen persischen Insectenpulvers nachgeahmt und mochte wohl Schrecken alles Ungeziefers bedeuten. Das Gespräch über den Kindersegen wurde von zwei angejahrten Damen aus Sachsen aufgebracht. Zur Befriedigung ihrer Neugierde gab ich die Zahl dix-neuf an, Vogelsang wollte sich nicht lumpen lassen und sagte quatre-vingt, meinte aber vingt-quatre. Die beiden Damen stellten dann in ihrer Muttersprache intime Betrachtungen an, die zu Gunsten der kleinen dicken Männer ausfielen und bei denen Vogelsang beinahe aus der Rolle gefallen wäre.]

„Wie uns aus Gießen geschrieben wird, darf die Aufbewahrung des Geldes in Flaschen und das Ausschütteln der Trinkgelder in die Hände der Empfänger, wovon gelegentlich des Besuchs zweier asiatischer Prinzen berichtet wurde, nicht als allgemeine Sitte des Morgenlandes angesprochen werden. Sie ist in Kleinasien, Palästina und Arabien nirgends zu Hause, und auch in Persien sind ihr europäische Reisende kaum jemals begegnet. Nach Ansicht eines angesehenen Orientalisten an der hiesigen Hochschule deuten die Stämme einzelner tatarischer Wörter auf Flaschenbörsen und trinkgeldspeiende Gefäße hin und soll die Heimat der Sitte Turkestan sein."

(Basel, 5. Juli.) „Die Schönheit unseres Schweizerlandes bewährt

ihren Zauber selbst auf Söhne jenes fernen Ländergebiets, wo unsere Forscher die ältesten Heimstätten der Menschheit suchen. Zwei vornehme Reisende aus dem Reiche Zoroasters und des Rosenöls, die sich dieser Tage hier aufhielten, sprachen ihr freudiges Erstaunen aus, in einem so kleinen Lande einer so großartigen Natur zu begegnen. Obgleich mit den himmelanstürmenden Höhen des Himalaya, der asiatischen Schweiz, vertraut, bringt jetzt doch der unermüdliche Strom des gebildeten und besitzenden Europa auch schon Prinzen aus dem Morgenlande daher."

(Vorarlberg, 7. Juli.) „Die Fremdenseuche macht sich immer mehr in unseren Thälern zum Schaden der Sitten ihrer Bewohner breit. Nicht genug an den norddeutschen Ketzern, die sich im Sommer ab und an hierher verlaufen, zeigen sich jetzt gar schon — Muhamedaner. In Landeck stolzirten gestern zwei Islamiten in weißen Kaftanen und rothen Käppis zum Aergerniß jedes frommen Gemüths herum. Unserthalben könnte mit der ganzen Malefizwirthschaft von Luftschnappern, Touristen und Tagedieben einmal Kehraus gemacht werden."

(Jenaer Blättchen, 6. Juli.) „Frankfurter Blätter berichten von einer altpersischen Sitte, die während des Aufenthalts von zwei morgenländischen Reisenden beobachtet wurde. Sie ließen das Trinkgeld aus Glasflaschen vertheilen, aus denen ihr Reisemarschall Groschen und Sechser in die aufgehaltenen Hände der Dienerschaft schüttelte. Sollte das nicht unser Jenaer Kleingeld sein, dessen Einziehung durch einen übermüthigen Studentenwitz uns so viel Noth machte? Die Sache kommt uns um so verdächtiger vor, als, wie wir hören, der verhängnißvolle Sammler unserer kleinen Münze neulich als Orientale verkleidet mit Vieren von dannen gefahren ist. Wie es scheint, hat es ihm beliebt, unser Kleingeld auf Flaschen zu ziehen und es nun am Main und anderen schönen Gegenden wieder unter die Leute zu bringen. Die Heimat der schönen Sitte ist also wahrscheinlich unser altes fideles Jena, und der Araxes fließt am Paradiese vorbei."

Noch ehe diese Notiz über ihre wahre Herkunft den beiden verschlagenen Persern gefährlich werden konnte, wurde die Verkleidung von ihnen abgelegt und die Reisegemeinschaft aufgehoben. Vogelsang war der Herrlichkeiten müde, jedes neue Alpenthal nährte in ihm die Lust, aller närrischen Würden und Bürden ledig zum einfachen Wanderstabe zu greifen und sein Glück an einem der oberbayerischen Seen zu versuchen. Die dunklen Vertröstungen Pfefferkorns auf ein überraschendes Wiedersehen mit Hertha wirkten nicht mehr, und auch Pfefferkorn schien nur auf eine besondere Gelegenheit zu warten, um seine Lebensgeschichte mit einer neuen Narrethei zu bereichern.

Eines Morgens in Kufstein kam Herr Kullrinski von der Post mit einem dicken Briefe aus Jena zurück. Pfefferkorn hatte in Jena seinen Hauswirth beauftragt, etwa eingehende Briefe unter Kullrichs Adresse nach Kufstein poste restante nachzusenden, namentlich komme es ihm auf einen

Brief aus Bayern an, der in der Zwischenzeit eintreffen werde. Nun war der Brief da, und der brave Hauswirth hatte auch den Ausschnitt aus dem Jenaer Blättchen über die Heimat des Flaschengeldes beigefügt.

Während der Erbprinz von Schiras nebenan noch in den Federn lag, ging Pfefferkorn, außer dem Allernöthigsten noch mit der rothen Mütze bekleidet, im Salon auf und ab. Bald war ein neuer Plan entworfen. Pfefferkorn setzte sich an den Schreibtisch, stieß einige kräftige Rauchwolken türkischen Tabaks zur Decke empor und ertheilte dann eine Reihe von Aufträgen an Kullrich. „Wir trennen uns alle drei. — Für jeden einen Anzug und auf 8 Tage Wäsche bereit legen. — Alles Uebrige in die Koffer packen. — Zwei Rucksäcke kaufen, drüben am Markt. Kasse nachzählen.

Mit dem vollendeten Briefe trat Pfefferkorn nunmehr in das anstoßende Schlafgemach und rief: „Auf, edler Sprosse des Sonnengottes! Die Stunde der Trennung schlägt, der persische Plunder ist zu Ende, schon sind uns die Häscher auf der Spur, und noch ehe die Sonne am höchsten steht und der Schatten am kürzesten ist, sind wir, Du nach rechts, ich nach links, zerstoben.

Vogelsang sprang aus dem Bette: „Ich habe so köstlich geträumt, was giebt's? Drei Lanzen habe ich soeben im Schlafe gebrochen und zwei Nebenbuhler in den Sand gestreckt und wünschte nun sehr, den Dank der Herrin zu erhalten."

„Dann wirf Dich schnell in die Tracht eines Alpenwanderers, damit Du in Ehren vor sie hintreten kannst."

Pfefferkorn las nun seinen an die heilige Hermandad in Innsbruck gerichteten Brief vor, der also lautete:

„Unterfertigter will nicht verfehlen, im Interesse der öffentlichen Ordnung und Moral die Aufmerksamkeit der K. K. Behörden auf das Treiben zweier Hochstapler hinzulenken, die jetzt die hiesige Gegend unsicher machen. Es sind die sogenannten persischen Magnaten, von denen die öffentlichen Blätter Tyrols schon berichtet haben. In Wahrheit sind es, wie Sie sich aus beiliegendem Ausschnitt aus einer thüringischen Zeitung überzeugen wollen, zwei Studenten aus Jena, die sich auf höchst strafbare Weise in den Besitz des nöthigen Geldes gesetzt haben, um sich die Titel und Ehren großer Herren anzumaßen und selbst die hohe Obrigkeit zu täuschen. Den Einen kenne ich persönlich: es ist der kleinere und ältere von Beiden, ein höchst durchtriebener Mensch und abgefeimter Uebelthäter, der nichts Reelles gelernt hat, als Aufschneiden, Prellen, Makao, lustige Sieben und rothwälsch Sprechen. Er hat freundliche Augen, gewöhnliche Nase, heitere Lippen und im Ganzen einnehmende Gesichtszüge, Schlampampen hat seinen Leib aufgeblasen wie einen Dudelsack; aber statt alle diese Gottesgaben würdig zu pflegen, wuchert er mit ihnen auf Kosten seiner Mitmenschen. So hat er einen meiner Vettern, einen gewissen Kaufmann Meusel in Jena, durch falsche Vorspiegelungen über ein epoche-

machendes Werk auf astronomischem Gebiete fast an den Rand des Bettelstabes gebracht. Der Andere von den Beiden, von der Figur eines Jongleurs oder Schlangenmenschen, soll ein gemeiner Mädchenjäger sein, der alleinstehenden Damen die Ehe verspricht, aber kaum jemals eine geheirathet hat; auch die persische Verkleidung dürfte nur dazu dienen, um unerfahrene Fräuleins mit fremdländischen Reizen zu bestricken und dann um Hab und Gut und Reputation zu bringen. Wie ich von dem Diener, einer ehrlichen Haut, gehört habe, soll die Reise über den Brenner nach Gossensaß gehen, wo eine reiche Wittwe aus Dresden, deren Bekanntschaft die Kujone in Baden-Baden gemacht haben, ausgeplündert werden soll. Für die Richtigkeit dieser Anzeige verbürgt sich mit seiner Unterschrift in tiefster Ergebenheit

Kufstein, den 11. Juli   Nepomuk Urian aus Jena,
Johannisgasse 63, II.

Vogelsang hatte, als seine Person in dem Briefe an die Reihe kam, eine Verbeugung gemacht und mit der Grazie eines Jongleurs für die Huldigung gedankt. Nach Beendigung der Vorlesung sagte er: „Geschmeichelt hast Du gerade nicht, aber ich muß doch Deinen Eifer loben, der wohllöblichen Polizei auf die Sprünge zu helfen. Ich denke nun die gewinnenden Eigenschaften, die Du mir angedichtet hast, an der Einzigeinen wahr zu machen, sofern es mir beschieden ist, ihren Aufenthalt zu entdecken."

„Es wird gelingen," versetzte Pfefferkorn, und damit Du mich fürder nicht mehr flacher Renommisterei beschuldigst, nimm dies und lies!" Dabei reichte er dem Freunde die Einlage jenes Briefes hin, den Kullrinski vorhin von der Post gebracht hatte. Es war ein an Herrn Pfefferkorn in Jena gerichtetes Briefchen und lautete also:

Geehrter Herr!

Ihr unter der Adresse der Frau Majorin K. in Jena abgesandtes Schreiben aus Urfeld am Walchensee ist mir hierher nachgeschickt worden. Leider kann ich Sie nicht Ihres kostbaren Besitzes entledigen und nur im Namen einer Doppelgängerin für die Mühe danken, die Sie sich gegeben haben, um das in der Hütte auf dem Herzogenstand zurückgelassene Kleinod in die rechten Hände zu liefern. Allein die Gegend am Walchensee ist mir ganz unbekannt, und ich habe auch niemals einen mit Perlen besetzten, der Farbe meiner Augen gleichenden Türkis besessen, werde einen solchen auch wohl niemals besitzen, da ich Katzenaugen habe.

Mit dem Wunsche, daß Sie doch noch an die rechte Adresse kommen mögen

Hertha Thomsen.
Frauenwörth (Chiemsee), 1. Juli.

Halloh! das war eine freudige Ueberraschung für unseren Muselmann, der nun endlich sein Mekka vor sich liegen sah. Voll Ungeduld wartete er die Erläuterung Pfefferkorns kaum ab, wie beweglich dieser in seinem unter der Jenaer Adresse losgelassenen Briefe an Hertha seinen erdichteten Fund auf dem Herzogenstand, sein Nachstürmen hinter der ihm leider nur von Angesicht bekannten Verliererin und endlich seinen glücklichen Einfall, auf dem Umwege über die Frau Majorin K. die junge Dame über den Verlust zu trösten, geschildert hatte. „Hertha Thomsen und Frauenwörth (Chiemsee)" las Vogelsang von Neuem mit Entzücken und stürzte nach Bädecker und Cursbuch, um den schnellsten Weg nach der glücklichen Insel zu ermitteln.

Wie sich aus dem Kassenbericht Kullrichs ergab, war man fast schon auf den braunen Strumpf gekommen, so daß nach redlicher Theilung nur höchstens für jeden der Reisenden acht Tage Zeit blieben, um sich noch mit Anstand bis Jena durchzuschlagen. Kullrich erhielt die Weisung, die überflüssigen Koffer auf einer unverdächtigen Zwischenstation nach Hause zu schicken und dann über Zirl seinem Herrn nach Mittenwald nachzufolgen. Noch vor der Trennung auf dem Bahnhofe verabredeten die Freunde Tag und Stunde, wann sie in Eisenach am Fuße der Wartburg wieder zu einander stoßen wollten, um dann gemeinsam in Jena einzurücken.

IV.

Glücksthal.

„O Freund, welch' entzückendes Stück Erde! Kein schöneres sah ich je! Wie weit da hinten liegt mir die Erinnerung daran, wie ich hierher gekommen bin, an unsere orientalischen Streiche, an den Abschied in Kufstein, an die endlos lange Fahrt bis zu den Ufern dieses Sees. Nur Eins steht mir fest vor der Seele, das Letzte, bevor ich meinen Fuß auf dieses Eiland gesetzt habe: Der Blick vom Schiff aus nach der Fahrt um die Herreninsel über die grüne Fluth hinweg nach Frauenwörth, das sich wie der Rest einer alten versunkenen Veste aus den Wassern erhebt und auf ihnen zu schimmern scheint, daneben das grüne, baum- und häuserlose Krautinselchen, einer Lotosblume gleich, und dahinter im Halbkreis um die glatte schimmernde Fläche die Alpenkette im wechselnden Sonnenglanze mit ihren Spitzen, Kuppen und Schluchten, die bald hell aufleuchten, bald im Dunst verschwinden. Auf meinem Wald daheim ist Alles düstergrün und nebelgrau; aber dieser lichte Zauber über dem See, dies umflossene Gemäuer, das sich scharf vom blauen Himmel abhebt, Ebene und Hochland, Nähe und Ferne im schönsten Verein! Die Fraueninsel trägt nur ein Nonnenkloster und darum herum ein paar Fischerhäuser, kein Acker, kein Anger, kaum ein paar kleine Gärten an den Häusern und ein paar Wege in dem Ort. Für mehr ist kein Platz, in

fünfzehn oder zwanzig Minuten kann man ringsherum gehen und dabei bequem noch die Inschriften an den alten Klostermauern mustern. Da, unterhalb der uralten Kirche, am Strand, unweit von den Booten an der Landungsstelle, begegnete mir mein Glück. Hertha saß im Schatten eines Weidenbaumes und zeichnete einen Fischerjungen, der in einem Boote in Ufers Nähe angelte. Ich blieb nicht in dem langersehnten Anblick versunken, sondern ging frohen Muthes dahin. „Sie sind es!“ rief sie, und es klang fast so, als ob sie mich erwartet hätte. Sie hat wunderbare Augen! Sie sind wie nach innen gekehrt; ihr Glanz kommt nicht von außen, sondern scheint mir der Widerschein eines klaren Gemüths zu sein. Denke immerhin, daß ich meine eigene Einbildung verehre, daß ich nur träume von der blauen Blume. Was wir uns erzählten, war Alles nicht romantisch, nur einfach, schlich und natürlich. Wir fuhren des Abends nach der Herreninsel herüber, nach der Gastwirthschaft im ehemaligen Mönchskloster, wo der Vater wohnt und ich auch Quartier genommen habe. Morgen soll ich den Alten sehen; Hertha will ihn erst auf den neuen Gast vorbereiten. Sie nennt den Vater wunderlich und scheint vor seiner Begegnung mit mir zu bangen. Von meinem Fenster aus sah ich in der Dämmerung noch einmal die scharfen Linien des Klosters auf der Fraueninsel auftauchend aus der dunklen Fluth. Mein Herz war so voll, es war der schönste Tag!

Dein

Vogelsang.“

Der Brief war nach München in's Gasthaus zum Stachus gerichtet, wo Pfefferkorn nach seiner Reise durch das bayrische Gebirge einen Tag rasten wollte, um sich dann die Städte Regensburg und Augsburg anzusehen.

Die Begegnung mit dem Vater am nächsten Morgen verlief ganz so, wie es Hertha gefürchtet hatte. Der alte Thomsen, ein vierschrötiger Mann trotz seines hohen Alters — er hatte schon als junger Mann die Freiheitskriege mitgemacht — mit unzähligen Falten neben den weißen buschigen Augenbrauen, hütete sein Kind voll Arglist wie Fafner das Rheingold. Wenn er eine Gefahr sah, verfiel der sonst grundehrliche Mann auf die seltsamsten Einfälle, Vorwände und Launen, um seine gehorsame Hertha in Sicherheit zu bringen. Der zugereiste Thüringer, der ihn da bei seinem friedlichen Morgenkaffee auf dem schattigen Platz vor dem Wirthshaus überrascht hatte, war ihm gleich beim ersten Anblick verdächtig vorgekommen, und der Händedruck zwischen den beiden jungen Leuten hatte ihm erst recht die Laune verdorben. Er sprach oder brummte, dem wohlwollenden und humoristischen Grundzug seines Wesens zum Trotz, nur das Allernöthigste: „Ja — Nein — Danke — Geht auch so — Kein Freund davon — Halt ich mir vom Leibe — Weiß ich nicht — Das fehlte noch“ und der-

gleichen und ließ sich auch durch keinen bittenden Blick seiner Tochter von seinem Widerwillen abbringen. Auch der Versuch, den Vater auf die Zeit der Freiheitskämpfe zu bringen, von der er sonst gern erzählte, schlug fehl. In Vogelsang wurde schließlich der Stolz rege, und er dachte bei sich: „Ei, wenn der Alte nicht will, so soll es ohne ihn gehen.“ Aber das war nicht so leicht. Er erzählte, daß er eine Zeit lang mit einem Jenaer Freunde unterwegs gewesen sei, von dem er sich in Kufstein getrennt habe. „Recht schade,“ bemerkte der Alte. Vogelsang sah die Verlegenheit Herthas und zog sich bald mit der Versicherung zurück, daß er nicht wieder stören werde. „Wenn er's nur nicht vergißt,“ sagte der Alte trocken, als Vogelsang außer Hörweite war.

Was war zu thun? Die Flucht zu ergreifen, war nicht Vogelsangs Art; noch einen Versuch zu machen, kam ihm nicht würdig vor, und hinter dem Rücken des Alten das Spiel fortzusetzen, erschien ihm Hertha zu Liebe nicht gut. Mochte ihn das junge Mädchen wirklich leiden, dann konnte es sicherlich ihrem hellen Verstande nicht so schwer sein, einen Ausweg zu finden. Sie hatte so prüfend zu ihm aufgesehen, als er sich verabschieden wollte, so dankbar und treu, als er sich zum Gehen wandte.

In der That hatte das junge Mädchen dem Vater, als sie allein waren, ganz offen bekannt, daß ihr der Herr sehr gut gefalle, und daß sie es gern gesehen hätte, wenn ihm der Vater freundlicher begegnet wäre. Das erregte aber den Alten vollends so, daß er plattdeutsch zu sprechen begann, wie gewöhnlich, wenn er einer starken Gemüthsbewegung Herr werden wollte. „Was ist denn gewesen? Der junge Mensch kann mich in seiner Unerfahrenheit wohl immer noch für einen unerträglichen Schwätzer erachten. Wer weiß auch, wer er ist! Ein Doctor aus Jena, das kann Jeder sagen, und dann ist's auch noch so.“

Vogelsang bekam an demselben Tage seine Geliebte nicht wieder zu Gesicht. Am anderen Morgen sah er sie auf dem Schiffe nach der Fraueninsel hinüberfahren, unterließ es aber, ihr zu folgen. Als sie des Mittags mit einem Boot zurückfuhr, traf es sich, daß Vogelsang gerade am Strande auf den See hinausspähte und sich im Anblick der wundervollen Naturbilder zu erheitern suchte. Die Erregung, die sie zeigte, ihr sanfter Händedruck und die wenigen Worte: „Ich danke Ihnen!“ und das Ja auf seine Frage, ob er noch bleiben dürfe, gaben ihm neue Zuversicht.

Des Abends saß er in dem Kneipzimmer des Wirthshauses. Es war eine kleine Stube mit ein paar Geweihen und einer Schwarzwälder Uhr an den weißgetünchten Wänden, drei blankgescheuerten Bauerntischen und einem grünen Kachelofen. An dem Tische neben der Thür saßen einige einfache Leute aus der Umgegend, die sehr laut ein politisches Gespräch über den Papst, Napoleon und den Bruder Preuß führten, das für keinen unter den Dreien sehr schmeichelhaft war. An dem zweiten Tische hatten einige Touristen Platz genommen. Nach einer Weile trat der alte Thomsen

herein und ließ sich, da die andern beiden Tische besetzt waren, wohl oder übel an dem Tische Vogelsangs nieder, jedoch nahm er seinen Platz so, daß der junge Mann nur die Seitenansicht von ihm hatte und nach Belieben stille Betrachtungen über seine starke Nase und die sonnenverbrannten rauhen Wangen anstellen konnte. Thomsen sprach kein Wort und Vogelsang auch nicht, ihre Gemeinschaft bestand in derselben Sorte Tiroler und in dem Ehrgeiz, gleichen Schritt in der Zahl der Schoppen zu halten.

Am Nebentisch erzählte Jemand, daß die Bergfexerei wieder ein Opfer gefordert habe; bei Scharnitz im Karwendelgebirge sei ein Herr abgestürzt, man habe Hut und Wettermantel gefunden, aber die Leiche noch nicht entdeckt. Der Erzähler wollte selbst den Diener des Vermißten in Mittenwald gesprochen haben, der sich ganz untröstlich geberdete und den halben Ort zur Nachforschung aufbot. Da sich die Kunde von solchen Unfällen durch die vielen kreuz und quer ziehenden Alpenwanderer immer sehr rasch über das Gebirge verbreitet, wußte auch schon ein anderer Gast am Nachbartische, ein Referendar aus Berlin, der an diesem Tage von Zirl gekommen war, daß dem Verunglückten die österreichische Polizei bis nach der Grenze bei Scharnitz auf den Fersen gewesen sei, weil er sich zusammen mit einem anderen Hochstapler als Prinzen ausgegeben und allerlei tolle Sachen im Innthale angestellt hatte.

Vogelsang horchte hoch auf, und als er nicht mehr daran zweifeln konnte, daß der Verunglückte Pfefferkorn und der andere Hostapler er selber sein sollte, mischte er sich mit der Miene eines Neugierigen in das Gespräch. Der Gedanke war ihm schrecklich, daß Pfefferkorn wirklich abgestürzt sein könnte. Aber wie sollte gerade er, der so sehr die Bequemlichkeit auch auf Reisen liebte, auf einen gefährlichen Bergpfad gerathen sein? Helle Thränen wollte der erste Erzähler in den Augen des besorgten Dieners in Mittenwald gesehen haben. Aber Kullrich verstand sich auf Alles, auch auf's Weinen, wenn er sich in seine Rolle vertiefte und diese es so verlangte. So kam denn Vogelsang bald zu der Ueberzeugung, daß Pfefferkorns Tod eine Fabel sei, und warf sich nunmehr mit Feuer zum Vertheidiger der morgenländischen Prinzen auf. Er führte die Sache so gut, wie sie nur ein Eingeweihter und guter Freund fröhlicher Gesellen führen konnte. Das Richterkollegium am Nachbartische war denn auch zu mildernden Umständen für die Veranstalter kühner Reiseabenteuer geneigt, zumal nachdem der Berliner Referendar vermeldet hatte, daß die persischen Granden ihre Ausbildung auf der Hochschule in Jena genossen haben sollten.

Kaum war das Wort Jena gefallen, als sich der alte Thomsen, der wie ein alter geriebener Polizei-Commissar, das ganze Gespräch scheinbar theilnahmlos, aber aufmerksam verfolgt hatte, nach Vogelsang umdrehte, ihn wie einen ausgemachten Delinquenten durchdringend ansah und mit gedämpfter Stimme und erheucheltem Wohlwollen sagte: „Suchen Sie das Weite nach Persien; hier zu Lande ist man zu genau mit solchen Zeisigen.

Nur rasch weg! sonst wird Sie, wie hoffentlich schon Ihren guten Freund, der Teufel holen!"

„Sie sind im Irrthum, mein Herr," erwiderte Vogelsang sehr bestimmt, während die Reisenden am Nachbartische die Stühle rückten und sich gute Nacht wünschten, „ich kann Ihnen so gerade in's Gesicht sehen wie Sie mir." Diese Dreistigkeit ging dem Alten über den Span; er stemmte die Fäuste auf den Tisch, erhob sich zornig und brach in die Worte aus: „Alle guten Geister! Kiek mal an! So'n windiger Flausenmacher! Stiehlt sich hier unter harmlose Menschen ein, aber es kommt anders; wir bedanken uns schön für so'n, so'n Mussiöh!"

Thomsen wandte den Rücken und hörte nicht mehr auf Vogelsangs heftige Verwahrung.

Nun war es ganz still in dem Kneipzimmer. Der Kuckuck in der Schwarzwälderin hatte die elfte Stunde ausgerufen, das Summen einer Fliege an der niedrigen Decke klang wie fernes Getöse, draußen raschelte der Wind in den dunklen Baumkronen, die hin und wieder der Wiederschein fernen Wetterleuchtens erhellte. Dem einsamen Gaste war es unbehaglich zu Muthe; die Ungewißheit über das Schicksal des Freundes lastete auf ihm, und mit seiner Herzensangelegenheit sah es nun erst recht schlecht aus. Die schöne Fahrt drohte ein Ende voll Sorge und Enttäuschung zu nehmen, wenn nicht die guten Geister, welche der alte Isegrimm aus den Freiheitskriegen angerufen hatte, zu Hilfe kamen.

Vater Thomsen war am anderen Morgen in bester Laune. Er hatte vortrefflich geschlafen und sogar von dem Gewitter über Nacht Nichts gemerkt. Mit einem Schlafrock von grünlichem Fries angethan, erwartete er in dem großen, mit einigen alterthümlichen Möbeln ausgestatteten Schloßzimmer, das er nebst zwei kleineren Schlafzimmern daneben bewohnte, seine Tochter zum Frühstück und lachte vergnügt in sich hinein, in dem Bewußtsein, den gefährlichen Menschen, der nach seinem köstlichsten Schatze strebte, entlarvt und hiermit auch für die Ruhe seines Kindes unschädlich gemacht zu haben. Er war seiner Sache bombensicher, sowohl was die Schandthaten des Liebhabers, als auch was den Eindruck ihrer Enthüllung auf seine Tochter betraf.

Hertha begegnete dem Vater zärtlich wie immer und war nicht wenig gespannt, das Geheimniß, das den Griesgram des alten Vaters verscheucht hatte, zu erfahren. „Gar kein Geheimniß, mein Kind," begann der Alte, „blos ein neuer Beweis, wie vorsichtig man in seinen Bekanntschaften sein soll. Du weißt doch, der Fremde, der aus Jena, der uns da neulich überraschte, was meinst Du, was der ist?" Hertha's Wangen entfärbten sich, sie schlug die Augen vor dem prüfenden Blick des Alten nieder und sagte dann auf's Neue erröthend:

„Ich denke ein junger Gelehrter, aber gewiß ein guter Mensch."

„Kein gutes Haar ist an ihm," erwiderte der Alte, „ein Schwindler

ist es, ein richtiger polizeilich verfolgter Schwindler.“ Und nun erzählte er, was er am Abend vorher erfahren hatte, freilich nicht ganz wahrheitsgetreu, sondern mit Zuthaten, wie sie ihm seine Phantasie und der Wunsch, einen vollen Triumph bei seiner Tochter zu erzielen, eingaben.

Aber der Triumph blieb aus; Hertha erklärte jede unreine That für unmöglich, ganz unmöglich.

„Je nun, das sagst Du so, mein Kind,“ fuhr der Alte fort, „Du kannst Dir ja auch garnicht denken, was das für ein Mensch ist, ein richtiger Windbeutel, außen ganz manierlich und innen lauter Luft. Wenn es ein tüchtiger Mann aus braver Familie wäre, so möchte die Sache noch gehen. Aber Du kennst ihn ja auch nur ganz obenhin.“

„Und Du, Väterchen,“ erwiderte Hertha, „woher kennst Du ihn wohl durch und durch?“ Und nun begann ein kleines Kreuzverhör gegen den übereifrigen Ankläger, das die List und Finten des Alten auf eine harte Probe stellte. Schließlich suchte er sich mit dem Troste aus der Schlinge zu ziehen, daß der Missethäter doch schon die Flucht ergriffen habe und wohl schon über alle Berge sei. Aber wieder bekam er das hartnäckige „Unmöglich!“ von seiner Tochter zur Antwort.

Das Zimmermädchen brachte einen Brief von Vogelsang, in dem stand, daß der Schreiber vor seiner Abreise das Recht in Anspruch nehme, seine Ehre gegen einen beleidigenden Verdacht und in den Augen eines von ganzem Herzen verehrten Mädchens wieder herzustellen; er werde dem Briefe auf dem Fuße folgen und bitte, ihn nicht abzuweisen.

Der Alte warf den Brief auf den Tisch und lief in hellem Zorn mit aufgeblähten Rockschößen durch’s Zimmer, „das steigt auf die Bäume,“ rief er, „so ein überführter Taugenichts, so ein Windhund, so ein . . .“ Aber da half kein Plattdeutsch mehr! Hertha erbat inständig, ja verlangte schließlich bestimmt, daß der Vater dem jungen Manne die Möglichkeit sich zu rechtfertigen gewähre. „In jedem Falle will ich es Dir von ganzer Seele danken, wenn Du Dir und mir Gewißheit verschaffst, wer von uns sich getäuscht hat.“

Vogelsang hatte am Morgen durch ein Telegramm aus München die sichere Kunde erhalten, daß Pfefferkorns Absturz wirklich erdichtet war. Dieser meldete, daß er glücklich eingetroffen, Kullrich dagegen wider die Abrede unauffindbar sei. Die gute Nachricht stärkte Vogelsangs Muth für den harten Strauß mit dem Vater Thomsen. Auf seinem Gange dahin begegnete er Hertha auf der Treppe, sie schlug die Augen nieder und eilte an ihm vorüber. Der Gedanke, daß sie irre an ihm geworden sei, befestigte erst recht seinen Vorsatz, und so trat er frank und frei bei dem Alten ein. Dieser unterbrach seine Zimmerpromenade, wies dem schrecklichen Gast, ohne einen Blick auf ihn zu richten, mit einer Handbewegung einen Stuhl an und setzte dann seinen Lauf fort.

„Sie haben mir Unrecht gethan!“

„Ist mir nicht bekannt."

„Sie haben mich unehrlicher Streiche für fähig gehalten."

„Ist nicht möglich!"

„Nun also. Ich verehre Ihre Tochter und —"

„Wie heißen Sie überhaupt?"

„Vogelsang."

„Hm! Vogelsang!"

„Ich habe schon neulich die Ehre gehabt, Ihnen meinen Namen zu nennen!"

„Kann sein. — Wann kehren Sie nach Hause zurück?"

„Uebermorgen, vorausgesetzt, daß meine Angelegenheiten hier bis dahin in's Reine gekommen sind."

Es entstand eine lange Pause. Der Alte war an's Fenster getreten und schien zu überlegen, wie er den Menschen los werden könnte. Vogelsang machte es sich bequem auf seinem Sessel, nachdem er Hut und Stock auf den Tisch daneben gelegt hatte. „Der ist ausdauernd," dachte der Alte. Endlich ergriff Vogelsang wieder das Wort:

„Um auf Ihr Fräulein Tochter zurückzukommen, so habe ich den dringenden Wunsch, von ihr nicht für einen Unwürdigen gehalten zu werden." Vogelsang legte dann freimüthig die persischen Verwickelungen dar und schloß mit den Worten: „Mich bewegt ein ehrliches Gefühl, und und Sie werden mir eine Wohlthat erweisen, wenn Sie es auf die Probe stellen wollen. Wohlthun bringt Zinsen, sagt man bei mir zu Hause."

„Bei Ihnen zu Hause? Wo sind Sie denn eigentlich her?"

Der Alte war stehen geblieben, kreuzte die Arme und sah dem Besucher mit einem Blick von unten zum ersten Mal scharf in's Gesicht.

„Aus Thüringen," antwortete Vogelsang, „aus der Nähe des Rennsteigs. Die Gegend ist Ihnen wohl nicht bekannt?"

„Ist sie wohl; ziemlich genau von ehemals. Vogelsang heißen Sie, der Name kommt dort häufiger vor."

Endlich war doch der Alte zum Reden gebracht. Vogelsang nahm den Vortheil wahr und erzählte, daß sein Vater wie schon sein Großvater, Oberförster gewesen sei. Der Alte horchte hoch auf und musterte den Gast mit derselben Geberde wie vorhin, dann sagte er mit listiger Miene:

„Was soll ich dabei thun? Da Sie mir einen Schwank aus Ihrem Leben versetzt und, wie es scheint, Nichts zu versäumen haben, will ich Ihnen mit einer Jugendgeschichte von mir dienen. Also, man schrieb 1812. Ich wollte Seemann werden und war Schiffsjunge auf einem Stettiner Kauffahrer. Da brach der Völkerkrieg los. Im Kanal wurden wir gekapert. Von Cherbourg schlug ich mich, der Landessprache leidlich kundig, durch Frankreich durch bis zum Rhein, bis in's Hessische. Da wurde ich Freischärler. Die Napoleonischen kamen in's Land gerückt, es gab Scharmützel. Im Fuldaischen überfielen wir eine Colonne, die ein Dorf

ausgeplündert hatte, der Oberst und 50 Mann blieben auf dem Platze. Aber die Hauptmacht der Napoleonischen drang nach, und des Nachts, als ich auf Kundschaft war, fingen sie mich armen Burschen ab. In der Feste Breitenstein wurde ich eingesperrt, und am zweiten Morgen sollte ich erschossen werden.

So oder so — im Morgengrauen sprang ich, nachdem ich die ganze Nacht daran gearbeitet hatte, das Fenstergitter aus der morschen Mauer zu brechen, zwei Stockwerk hoch in den Wallgraben hinab, und Gott war mir gnädig, ich schwamm zum Ufer und floh. Die Häscher waren mir auf den Fersen, am dritten Tag spät Abends kam ich völlig erschöpft auf meiner Flucht über Berg und Thal, durch endlosen Wald dicht am Gebirgskamm an eine thalwärts gesenkte, muldenförmige Lichtung, an deren unterem Theile aus einer kleinen Häusergruppe Feuerschein zum Himmel loderte. An einem Teich und dann an einem Glaswerk vorbei erreichte ich die Thür des Herrenhauses; eine Jungfrau kam mit einem Licht die Treppe nach dem Flur herunter, ich brach ohnmächtig zusammen."

Der Alte hielt inne, sei es, daß ihn das lange Sprechen, sei es, daß ihn die Erinnerung angriff, und ließ sich in einen Lehnsessel nieder. Vogelsang hatte sich erhoben und sah einen Augenblick durch die Fensterscheiben hinaus in's Grüne. Hertha kehrte über den Vorplatz zurück, wohl in der Meinung, daß die böse Unterredung beendigt sei. Beider Blicke begegneten sich, und Hertha bemerkte zu ihrem Erstaunen einen heiteren Zug auf Vogelsangs Antlitz. Dann kehrte sich Vogelsang um:

„Einer ganz ähnlichen Geschichte erinnere ich mich aus meiner Kindheit Tagen. Das junge Mädchen nahm den Flüchtling auf und bewog ihren Vater, ihm Schutz zu bieten. Des anderen Morgens in der Frühe — noch Niemand hatte ihn gesehen — ging sie mit ihm durch eine Schlucht den dunklen Fichtenwald auf einem schmalen Pirschpfad hinan auf die Höhe zu ihres Vaters Vogelherd, wo man über uralte Tannenkronen am steilen Abhang hinweg in enge Thäler und auf viele Hügel mit Schlägen, jungen Culturen, Nieder- und Hochwald hinabsehen konnte. Und noch manchen Morgen kam sie dorthin nach der Hütte, um ihren Schützling mit Speise und Trank und mit Trost und Gottvertrauen zu stärken. Auch soll der junge Baron einmal einen capitalen Sechzehnender erlegt haben."

Der Alte hatte erst die Augen weit aufgerissen, dann sprang er auf, faßte Vogelsang am Arm. „Beinahe so war's. Aber Alles, was Recht ist. Der Flüchtling war kein Baron, und der Hirsch war blos ein ungrader Zehner. Nun aber, wie hieß das Mädchen, und wie der Ort?"

„Sie hieß Dora Kiesewetter und war meine Großmutter."

„Schock Bomben Element, und wie nennt sich der Ort?"

„Die paar Häuser sind verschwunden, die Lichtung ist noch da und auch der Teich in der Mulde, und die grünen Wiesen und der dunkle Wald ringsum. Drei Linden, ein verfallenes Gewölbe und eine Terrasse

dahinter zeigen den Ort an, wo das Glaswerk und das Herrenhaus und der Garten waren, und drüben, nahe am Waldessaum, auf dem Wiesenhang ist ein kleines Viereck, von einem Fichtenzaun umgeben, mit einer hohen Tanne am Eingang und zwei Gräbern darin. Der Ort hieß Glücksthal."

Der Alte blickte eine Weile in's Leere, seine Augen leuchteten, wie die eines Sehers; dann sagte er: „Hinter'm Wohnhaus war am Berg hinan ein Garten mit Fliederhecken und kostbaren Rosen, davor am Wege drei junge Lindenbäume. Ueber dem Garten am Waldsaum war unter einer ehrwürdigen Buche eine Bank. Dort nahm ich 1813 Abschied von Dora Kiesewetter, und da sagte sie auf meine Dankesworte: Wohlthun bringt Zinsen.

Dann ging's nach Leipzig in die Völkerschlacht. Auch bei Waterloo war ich dabei als junger Ordonnanzoffizier im Stabe meines Landsmannes Blücher. Zwei Jahre darauf kam ich endlich nach Glücksthal wieder. Dora war bereits die Braut eines jungen Oberförsters. Ich konnte sie lange, lange Jahre nicht vergessen. Auch davon habe ich gehört, daß nach dem Tode des alten Kiesewetter in den vierziger Jahren das Haus abgetragen wurde und die Glashütte einging. Nun ist außer den Linden und dem Friedhof drüben nur noch der Name geblieben — Glücksthal."

Dann richtete der Alte seinen Blick auf Vogelsang, der über die wunderbare Wendung tief bewegt war und sich das Bild des jugendlichen Helden einer sagenhaften Familientradition nach dem leibhaftigen Anblick zu vergegenwärtigen suchte: „Also Sie sind der Enkel! Na, da hilft es Nichts! Da will ich Ihnen denn auch unter drei Augen, denn eines werde ich doch wohl wegen Ihrer Streiche zudrücken müssen, sagen, daß ich Sie gleich nicht so übel fand; aber meine Tochter hatte mich gegen den Fremdling aufgehetzt."

„Unmöglich, ganz unmöglich!" versetzte Vogelsang.

„So, so! Ist aber doch wahr; sie hat's mir gar nicht leicht gemacht, mich mit Ihnen zu vertragen. Das wollen wir nun aber einmal bei einer guten Flasche Rothspohn besorgen und anstoßen auf Glücksthal!" Er holte Flasche und Gläser aus einem Schranke herbei.

Als Hertha im Nebenzimmer den Gläserklang vernahm, konnte sie sich vor Ungeduld, zu erfahren, ob ihre glückliche Ahnung Wahrheit sei, nicht länger zurückhalten. Sie öffnete die Thür, blieb einen Augenblick, der ihr zeigte, wie warm der Vater dem Anderen die Hand schüttelte, auf der Schwelle stehen und fiel dann dem guten Alten voll inniger Dankbarkeit um den Hals.

V.

Heimkehr.

Der letzte der Reisenden, die in München mit Vogelsang in dasselbe Coupé eingestiegen waren, hatte in Nürnberg den Zug verlassen. Vogel-

sang streckte sich lang aus und schlief bald wie in Abrahams Schoße, so daß er es kaum bemerkte, wie in Lichtenfels ein neuer Fahrgast hinzustieg und es sich auf dem Polster gegenüber bequem machte. Der Morgen dämmerte herauf. Vogelsang rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah voll inneren Entzückens hinaus in die thaufrische Landschaft mit ihren wechselnden Bildern. Noch standen die Räder der Mühlen an den Bächen still, bewegungslos lagen die Fluren und Dörfer da, nur der Nebelschleier über den Wiesen schien sich zu heben, und ein Bussard strich mit schweren Flügelschlägen über ein enges Waldthal. Die ersten Strahlen der Sonne erschienen über den Hügeln, gierig den feuchten Glanz der Wiesen aufsaugend und blinkend in der Sense eines Landmannes, der drüben an den Aehrenfeldern seinem Tagewerk entgegenschritt. Mit dem Licht kam Leben in die Landschaft. Die dunkle Erde selbst schien heller zu werden und vielfältig schimmerte das Grün von Gräsern und Bäumen. Mit dankerfülltem, frohmüthigem Herzen sah Vogelsang hinaus in all' die Herrlichkeiten, wie ein feierliches Hochgefühl, ein glückliches Sehnen die ganze, soeben noch stumpfe und kalte Natur zu ergreifen schien.

Die kühle Morgenluft, die durch das geöffnete Fenster hereindrang, weckte den schlafenden Reisegenossen. Eine rundliche Fleischmasse wickelte sich aus einer Decke heraus und reckte die erstarrten Glieder. Während Vogelsang am Fenster stehend unverwandt hinaus nach der über den Hügeln aufsteigenden Sonnenkugel blickte, holte der andere Herr aus seinem Handkoffer eine Selterswasserflasche hervor und versuchte mit einem Bleistifte einige kleine Gegenstände, die am Flaschenboden festklebten, zu lockern. Vogelsang drehte sich nach dem klirrenden Geräusch um und sagte nach einer Weile verhaltenen Staunens: „Guten Morgen, Pfefferkorn!" Der Angeredete erschrak in seiner Beschäftigung, riß die schlaftrunkenen Augen auf und erwiderte dann mit trübseliger Miene: „Kannst Du mir nicht einen Thaler borgen? Ich habe zufällig kein kleines Geld bei mir."

„Denkst Du, ich hätte das große Loos gewonnen? Und wie verschlissen Du aussiehst!"

„Ach, es ist eine Thränenwelt, eine rechte Thränenwelt," versetzte Pfefferkorn mit einem Stoßseufzer und rieb die Bartstoppeln, die ihm auf Kinn und Wangen sproßten. In der That war er in der schlimmsten Verlegenheit, die es für ihn geben konnte. Seine Taschen waren leer, in Augsburg war der letzte Thaler nach Erlös der Fahrkarte draufgegangen, unterwegs hatte er von der letzten Geldflasche gezehrt, die er noch zum Glück in seinem Koffer vorgefunden hatte, und mühte sich nun damit ab, ein halbes Dutzend Sechser, die auf dem Boden festgedrückt waren, in Bewegung zu setzen. „Aber warum zerschlägst Du nicht die werthlose Flasche?" Pfefferkorn starrte den Freund an: „Herr Du meines Lebens, wie versimpelt muß ich sein, daß ich nicht auf diese geniale Idee ge-

kommen bin! In Lichtenfels wollte ich mir eine Tasse Kaffee leisten, aber ich brachte nur drei dieser kostbaren Dinger los, und die langten nur zu einem Liqueur."

In Pfefferkorn hatte sich ein namenloser Katzenjammer entwickelt, nachdem ihm das Geld ausgegangen und eine kleine Entbehrung nach der anderen an ihn herangetreten war. Wie anders war es doch, als er mit dem Talisman Geld die persischen Wunder vollbrachte, angestaunt von der gaffenden Menge, lang und breit von den Zeitungen gefeiert, hochgeehrt von trinkgeldfrohen Kellnerschaaren und begünstigt selbst von Dienern des Staats und der hohen Obrigkeit. Jetzt sah er sich von den Schaffnern wie jede andere Menschenwaare behandelt, jetzt hatte er sich bei der letzten Benutzung des Waschcabinets auf dem Bahnhof sagen müssen: „Mensch, Du lebst über Deine Verhältnisse." Auch die Erzählung seines letzten Streichs, die Erregung der Kunde, daß er im Karwendelgebirge abgestürzt sei, verbesserte seine Stimmung nicht, zumal da ihm dabei das Factotum Kullrich durch verschiedene Mißverständnisse — in Wirklichkeit war Kullrich in München im Franziskaner von seiner bekannten „Gliedersucht" in besonders heftiger Gestalt befallen worden — mit einem Theile des Geldes abhanden gekommen war. „Siehst Du," meinte er, „das gemeine Geld! Hat man's, so ist man besten Falles ein lustiger, hat man kein's, ist man auf alle Fälle ein armer Teufel. Darum sag' ich noch einmal: es ist eine Thränenwelt, eine rechte Thränenwelt!" Es schien, als schmerzte Pfefferkorn jene wunde Stelle, die schon Urian in seiner Einfalt berührt hatte, als peinige ihn der Gedanke, mit dem Gelde könne sogar auch der Witz zu Ende gehen.

Wie reich fühlte sich im Gegensatz zu dem Freunde Vogelsang! Er schloß den Schatz seiner Erinnerungen von Chiemsee auf und theilte dem Gefährten alles Schöne und Kostbare mit, das er in den wenigen Tagen trauten Verkehrs mit Hertha und ihrem Vater gesammelt hatte. Pfefferkorn hätte sich damit trösten können, daß er doch etwas Gutes habe stiften helfen, aber sein erster Gedanke war, daß doch trotz aller fein gesponnener Pläne die Sache ohne die Großmutter auf Glücksthal kaum zu einem guten Ende gekommen wäre.

„Also ein Zufall, ein plundriger Zufall stellt all' unseren Witz in den Schatten. Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!"

An den Besuch der Wartburg war nicht zu denken, da es auch in Vogelsangs Kasse so ziemlich Matthäi am Letzten war. Die Strecke von Eisenach nach Weimar mußte sogar in einem Wagen letzter Klasse zurückgelegt werden, und von da bis Jena war die einzige Möglichkeit per pedes apostolorum. So sehr auch der dicke Pfefferkorn unter der Hitze und den langen Schritten Vogelsangs stöhnte, so milderte sich doch seine Trübsal, je mehr sie sich dem Saalthal mit dem alten, lustigen Jena näherten.

„Heute wird Urian an Dir gerächt," meinte Vogelsang unterwegs,

als es im Mühlthal bergab ging und dem behäbigen Freunde die Füße zu schmerzen begannen. „Aber wahrhaftig, ich will ihm dankbar sein, denn ohne seine verwegene Theorie über die Sterne hätte ich das glückliche Eiland da unten wohl niemals gesehen.“

Besagter Urian war um diese Zeit gerade in der Oelmühle eingekehrt. Auf Pfefferkorn war er noch ebenso schlecht zu sprechen, als vor drei Wochen. Die Zeit hatte auch gar nicht mildernd auf seinen Groll einwirken können, da ja inzwischen die Erkundigung der Innsbrucker Polizei nach Herrn Nepomuk Urian, Johannisgasse 63, eingetroffen war. Diese Behelligung konnte natürlich nur aus einem neuen Anschlage Pfefferkorns entstanden sein, und so blieb Urian selbst bei dem Gerücht vom Tode seines Feindes bei dem Urtheil: „Er hat an Dir gefrevelt!“

Urian saß mit dem Gerbermeister Schlehdorn und dem Kanzleisecretär Rennert in einer Laube der Oelmühle. Der Gerber war eine vergnügte Seele und neugierig; sein Kopf war fort und fort nach rechts, nach links, nach oben und unten und beinahe auch nach hinten wie bei einem Wendehals in Bewegung.

„Du, sag' einmal,“ meinte er, nachdem der erste Durst nach des Tages Hitze gelöscht war, „wie war denn das mit der Anfrage von der Polizei? Die Innsbrucker können doch nicht wissen, was Du mit Pfefferkorn vorgehabt hast.“

„Da habe ich mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen. Das Tollste ist aber, daß die Anfrage an Herrn Nepomuk Urian gerichtet war. Nepomuk — soll man so was für möglich halten?“

„I, die Sache ist ganz einfach,“ versetzte der Kanzleisecretär, ein langer, dürrer Mann, der gern über Alles Bescheid wußte, „wie ich aus zuverlässiger Quelle gehört habe, hat sich Pfefferkorn bald als Reisender, bald als Neffe der Wein- und Delicatessenhandlung Ihres werthen Namens ausgegeben, und als die von ihm verübten tollen Sachen ruchbar wurden, kam natürlich die obrigkeitliche Anfrage hierher.“

„Weiß man's denn? So oder anders ist es ganz gewiß gewesen,“ erwiderte Urian, indem er seine kurze Pfeife in Brand setzte, „aber so ein gottloser Fälscher, meinem ehrlichen Namen einen Nepomuk anzuhängen. Na, dafür wird ihn nun auch da unten im Gebirge der Teufel geholt haben.“

Schlehdorn hielt es mehr mit Pfefferkorn und hatte auch schon bei dem astronomischen Streit auf dem Först zum Guten geredet. „Du, wenn das nur keine Teufelei von Pfefferkorn selber ist. Die Sorte fällt immer wieder auf die Beine, und überhaupt, Spaß muß sein, sagte der Hahn zum Regenwurm.“

„Sacrament noch einmal! Ich bin auch kein Spielverderber. Aber was der Alles angestellt hat, das geht über's Bohnenlied.“

„Und was mag aus dem Anderen, aus Vogelsang geworden sein? Das war ein franker Kerl!"

„Und ein feiner Schläger," warf der Kanzleisecretär mit Kennermiene dazwischen. „Der Senior der Westfalen hat doch von Lichtmeß bis Pfingsten in der Klappe gelegen, bis die Hackenquart auskurirt war."

Schlehdorn hatte sich erhoben, um einmal draußen nach dem Himmel zu sehen, der sich gewitterschwül umwölkt hatte. „Das stimmt nicht," sagte er in der Thür, über die Schulter zurückblickend, „eine Terz war's; ich bin ja selber in Ziegenhain dabei gewesen, weil am selben Tage der Fuchs, der bei mir wohnte, losging."

„Unser Schlehdorn muß doch immer seine besondere Ansicht haben," sagte unmuthig der Kanzleisecretär, was Urian aus seiner Rauchwolke mit den Worten gelten ließ:

„Mit Pfefferkorn ist er entschieden auf dem Holzwege; den hat sein Schicksal ereilt."

Inzwischen hatte Schlehdorn draußen Posto gefaßt und ließ seine Augen rundum gehen, bis Etwas auf der Landstraße nach der von Jena abgekehrten Seite zu seinen Blick festbannte. Als ihm Urian zurief, doch nun wieder einmal in die Kanne zu steigen, forderte er die Genossen auf, doch schnell einmal herauszukommen, es sei ein merkwürdiges Naturspiel zu sehen. „Guckt Euch einmal das an, was da die Straße daherkommt."

„Ich sehe zwei Wanderer, weiter Nichts," sagte Herr Rennert.

„Na, und Du, Urian? Du hast ja in die Ferne helle Augen!" Dieser sah erst um die Ecke herum, dann richtete er sich wie ein sichernder Rehbock in die Höhe. Es dauerte eine gute Weile, bis er sich vergewissert hatte, daß hier wirklich Etwas nicht geheuer sei.

„Himmel, Essig und Wolkenbruch, es ist richtig!"

Damit kehrte er den Rücken und zog sich schleunigst in das Versteck der Laube zurück.

Der Herr Kanzleisecretär wußte nicht, was er dabei denken sollte. „Aber sehen Sie denn nicht," erläuterte Schlehdorn, lebhaft mit der Hand nach den beiden Fußgängern deutend, „der Kleine mit den Strampelbeinen, das ist doch Pfefferkorn, wie er leibt und lebt, und der Andere, der jetzt mit dem Stocke fuchtelt, ist natürlich Vogelsang. Die rücken jetzt wieder ein."

Herr Secretär Rennert lief auch spornstreichs in die Laube zurück, um dem tief erschütterten Urian Beistand zu leisten und seinen Aerger mit wohlgefälligen Reden zu mildern. Er hielt viel auf die Gunst des Herrn Meusel — das vertrauliche Herr Urian kam nie über seine Lippen — und hatte auch allen Grund dazu; denn seine Frau ließ oft, namentlich gegen Ende der Monate, die Beträge für ihre Einkäufe im Laden Urians anschreiben. Aber dieser wies den Zuspruch barsch ab. Sein ganzer Zorn richtete sich auf Schlehdorn, der nicht zu bewegen war, hereinzukommen,

sondern voll Neugierde und Ungeduld auf das Nahen der beiden „Landstreicher" harrte und dann sogar seine Mütze schwenkte und ihnen entgegenlief und ein Wesens machte, als ob der Großmogul daherkäme. Auch der Oelmühlenwirth kam heraus und machte vor den verdursteten Ankömmlingen seinen Kratzfuß. Jetzt mußte die Rückkehr der beiden Perser, von deren leichtsinnigen Thaten der Mund aller Philister in Jena voll war, durch ein fröhliches Zechen gefeiert werden. Schlehdorn machte sich an Pfefferkorn heran und raunte ihm, mit dem Daumen nach der Laube deutend, in's Ohr:

„Urian ist da drin, er brummt noch, gebt ihm ein gutes Wort!"

Aber Urian drehte sich auf seinem Sitze herum, als die Andern eintraten, trommelte mit der einen Hand auf den Tisch, während die andere die aus dem Mundwinkel herabhängende Pfeife hielt und stellte sich für den fröhlichen Zuspruch völlig taub. Als die Anderen ihm weiter mit fröhlichen Reden zusetzten und sich besonders Schlehdorn in's Zeug legte, sprach Urian zu Rennert: „Ich weiß garnicht, zwischen Weimar und Jena muß es gar keine Gensdarmen geben, daß die Vagabonden so überhand nehmen. Aber freilich, wenn selbst unter uns Jenischen welche sind, die ein polizeilich verfolgtes criminelles Individuum bewillkommen, kann man sich nicht wundern."

Schlehdorn warf den Kopf herum und versetzte achselzuckend: „Plumper Schmeichler!" dann aber zog er das Sündenregister Urians auf: „Woher kommt die ganze Zwistigkeit? Blos davon, daß sich der Dickkopf in Sachen mengelt, die ihn den Kuckuck kümmern sollten. Was hast Du Deine Nase in die Sterne zu stecken? Laß sie doch bewohnt sein oder nicht, und was nun unsere Sechser und Groschen anbelangt" —

„Halt, edler Meister," rief Pfefferkorn dazwischen, „reißet nicht alte Wunden wieder auf. Auch mir sind bittere Erfahrungen nicht erspart geblieben, namentlich in der letzten Zeit. und es gab Stunden, in denen ich voll Wehmuth und Reue Herrn Urians gedachte."

Dieser rührte sich nicht und schüttete nur Rennert sein Herz mit den Worten aus: „Weiß man's denn? Unser Cantor sagte immer: Seht bei jedem Heiligenschein genau hin, manchmal ist nur ein Scheinheiliger darunter."

So hielt sich Urian tapfer gegen alle Anfechtungen und wahrte voll Charakterstärke seinen Standpunkt wider Pfefferkorn und Genossen bis zum siebenten Kännchen. Erst dann erlahmte seine Widerstandskraft unter der Obmacht der moralisch-speculativen Gedanken, die ihn bei dieser heiligen Zahl zu überkommen pflegten. Die Versöhnungsfeier währte bis zu später Stunde, und erst vor seiner Hausthür, als sich die Anderen schon in die Seitengassen verlaufen hatten und er noch in der Dunkelheit nach dem Schlüsselloch suchte, hatte Urian von Neuem das düstere Gefühl: „Und er hat doch an Dir gefrevelt!"

Pfefferkorn verschwand bald darauf abermals aus Jena, diesmal auf Nimmerwiedersehen. Für Vogelsang hatte er einen Zettel zurückgelassen: „Ade, ich gehe nach Persien, diesmal im Ernste, um das Geheimniß, das immer noch Herkunft und Bedeutung des Flaschengeldes umschwebt, zu zerreißen und damit unserer philologischen Gelehrtenwelt einen unschätzbaren Dienst zu leisten. Ex oriente lux! Morgen über acht Tage wird mir eine Jungfrau von Cypern Landwein credenzen, den ich auf Dein Wohl trinke. Salem aleikum!"

Fast zwei Jahre blieb Pfefferkorn ganz verschollen.

Da traf aus Teheran bei dem Herzoglichen Custos Dr. Vogelsang nebst Frau, geborenen Thomsen, ein kostbarer persischer Teppich ein und dazu noch ein kleines Amulet für den inzwischen auf die Welt gekommenen „prince héréditaire" des Vogelsang'schen Hauses.

Das Werk des Fürsten Bismarck*).

Von

Georg Kaufmann.

— Breslau. —

Senket die Fahnen und erhebet die Herzen! denn es gilt das Gedächtniß eines großen Mannes zu feiern, von dem die Deutschen und im Besonderen auch die deutschen Universitäten noch singen und sagen werden, so lange sie stehen in frischem Leben, und an dessen markiger Gestalt sie sich aufrichten werden, so oft sie niedergedrückt sind durch fremde Gewalt oder eigene Schuld.

Erhebet die Fahnen und erhebet die Herzen, denn nun wollen wir uns freuen an seiner Größe, indem wir versuchen sie zu verstehen.

Den Tod des Fürsten Bismarck am 30. Juli verkündete der Reichsanzeiger mit einem Nachruf, der mit den Worten begann: Das Vaterland hat seinen größten Sohn verloren, und an der Spitze der zahllosen Kundgebungen leidenschaftlicher Liebe und Verehrung erschien eine Adresse des Bundesraths und ein Erlaß Sr. Majestät des Kaisers, der also lautet: Mit meinen hohen Verbündeten und mit dem ganzen Deutschen Volke stehe ich trauernd an der Bahre des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches, des Fürsten Otto von Bismarck, Herzogs von Lauenburg. Wir, die wir Zeugen seines herrlichen Wirkens waren, die wir an Ihm, als dem Meister der Staatskunst, als dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlandes und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs bewundernd aufblickten, sind tief erschüttert durch den Heimgang des Mannes, in dem Gott der Herr das Werkzeug geschaffen, den unsterblichen Gedanken an Deutschlands Einheit und Größe zu verwirklichen.

*) Rede gehalten in der Aula der Universität Breslau bei der von Rector und Senat veranstalteten Gedächtnißfeier. 30. October 1898.

Nicht ziemt es in diesem Augenblick, alle Thaten, die der große Entschlafene vollbracht, alle Sorgen, die er für Kaiser und Reich getragen, alle Erfolge, die er errungen, aufzuzählen. Sie sind zu gewaltig und mannigfaltig, und nur die Geschichte kann und wird sie alle in ihre ehernen Tafeln eingraben. Mich aber drängt es, vor der Welt der einmüthigen Trauer und der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben, von welcher die ganze Nation heute erfüllt ist, und im Namen der Nation das Gelübde abzulegen, das, was er, der große Kanzler, unter dem Kaiser Wilhelm dem Großen geschaffen hat, zu erhalten und auszubauen, und, wenn es noththut, mit Gut und Blut zu vertheidigen. Dazu helfe uns Gott der Herr!

Lassen Sie mich anknüpfen an diese amtlichen Aeußerungen, die künftigen Generationen als monumentale Zeugnisse für ihr Urtheil dienen werden, gleich als handele es sich um einen Helden vergangener Zeiten, damit schon diese Form uns helfe, uns zu erheben über die Zeit, in der wir stehen, über ihre Gegensätze in Klassen und Kirchen, in Richtungen, Bedürfnissen und Interessen.

Das Hauptwerk seines Lebens und seiner Kämpfe ist vollendet, das Deutsche Reich steht aufrecht. Wir dürfen mit Bismarcks Bilde sagen: Deutschland sitzt im Sattel, reiten wird es schon können. Auch ist über den Weg, auf dem sich Bismarck zu diesem Ziele hindurchrang, so viel an Nachrichten zugänglich wie über keine andere Periode der deutschen Geschichte.

Und was wird nun von ihm in künftigen Tagen zuerst und am meisten übereinstimmend gerühmt werden? Unzweifelhaft dies, daß er der Baumeister des Deutschen Reiches war. Die Materialien lagen vor, aber unbeweglich, Pläne gab es in Fülle, aber einer hemmte den andern, und der Bauplatz war mit Ruinen überschüttet. Er beseitigte die Ruinen und das Gewirr der Pläne und begann den Bau nach dem Plane, der ausführbar war, er machte die Kräfte flüssig, die das Material aufrichteten und in einander fügten. Er war der Leiter der Politik, die dies große, dies in Wahrheit welthistorische Ereigniß heraufführte.

Man mindert den Ruhm seines königlichen Herrn nicht, wenn man dies ausspricht, denn es ist eine schlichte Thatsache.

Daß der König im Herbst 1862 der Krone nicht entsagte, daß er 1863 dem Fürstentage fern blieb, dann die Schleswig-Holstein'sche Politik, der Krieg von 1866 wie der Friede von Nikolsburg, die Indemnitätsvorlage, die Verfassung des norddeutschen Bundes, die Annahme der Kaiserwürde — alle diese Acte hat Bismarck nicht nur zuerst geplant und geleitet, er hat vor Allem auch den König oft nur nach langen Verhandlungen oder gar nur durch die Forderung seines Rücktrittes dazu bewogen.

Was der König geleistet hat, bleibt darum nicht minder groß, denn er hat den gewaltigen Staatsmann nicht nur berufen, sondern ihm auch den Weg freigehalten, der ihm oft von allen Seiten gesperrt wurde, er

wahrte ihm nicht nur sein Vertrauen, sondern er setzte für ihn die königliche Macht und Autorität ein, er gab endlich in allen Fällen die letzte Entscheidung, nicht blos der Form nach, sondern in lebendiger, oft erst nach schweren Kämpfen erstrittener Entschlossenheit, er nahm in jedem Falle, auch im Culturkampf, offen und bewußt die Verantwortung auf sich. Dadurch blieb er auch neben dem Gewaltigen und über dem Gewaltigen der König und der Herr. Das hatte aber eine Bedeutung, die weit hinausreicht über das Persönliche. Denn Fürstenname und Fürstenehre hatten unendlich an Werth verloren in Deutschland, einmal durch das Ueberwuchern von politischen Afterbildungen und dann durch die Persönlichkeit vieler Träger der Krone von dem geistesschwachen Kaiser Ferdinand bis zu dem Diamanten-Herzog und den verbuhlten Hessen. König Wilhelm mit seinem einfachen und gütigen, aber ebenso starken und stolzen Wesen gab der Krone den Inhalt, gab dem Volke das Verständniß für den Werth echten Königthums zurück, hob den Thron wieder auf die Wolkenhöhe, auf der allein er allem Volke gleich nahe und über alle gleich erhaben ist. Daß das Volk das Wesen der Monarchie von Neuem kennen und lieben lernte, das ist der Grundstein geworden des Deutschen Reiches, und dieser Grundstein hat persönliche Gestalt, er ist es selbst, König Wilhelm, der alte Kaiser, der liebe Herr, der tapfere Mann, er selbst ist der Grundstein im Baue des Reiches.

Wollen wir nun Bismarcks Werk betrachten in einer kurzen Stunde, so ist zunächst auszuscheiden, was noch nicht der Geschichte angehört, sondern hineinreicht in die Conflicte der Gegenwart — also namentlich der Culturkampf, gewisse Seiten der wirthschaftlichen Reform, das Sozialistengesetz und Alles was nach seiner Entlassung fällt.

All dies wird nur berührt werden dürfen, soweit es die bereits historischen Materien fordern, von denen aber auch nur eine Auswahl behandelt werden kann. Ich beginne mit der äußeren Politik.

Auf diesem Felde gewann Bismarck schon große Bedeutung, ehe er Minister wurde, schon als Gesandter Preußens am Bundestage 1851 bis Ende Januar 1859. Wir sind über diese Dinge besonders gut unterrichtet von verschiedenen Seiten, und das Urtheil steht fest, zumal das Jahr 1866 alle die Verhältnisse, um die es sich drehte, hinweggeräumt und ihre Acten gewissermaßen aus der Registratur in die Archive verwiesen hat.

Preußen war damals nach der Olmützer Demüthigung in einer peinlichen Lage, und Oesterreich benutzte sie, um Preußen in die Stelle der Mittelstaaten hinabzudrücken und seine Präsidialrechte zu einer förmlichen Oberleitung Deutschlands auszugestalten. Hiergegen kämpfte Bismarck an, zugleich gegen das Treiben der Gesandten der Mittel- und Kleinstaaten, die hinter großen Titeln und Orden eine klägliche Abhängigkeit und Schwäche verbargen, theilweise auch an Oesterreich durch persönliche Interessen gebunden waren. Damit verschlang sich ein Kampf gegen die im Dienste Oesterreichs stehende ultramontane Presse und gegen die romantische Auffassung des Ver-

hältnisses von Preußen zu Oesterreich, die am Berliner Hofe herrschte. Die Art, wie Bismarck diesen Kampf geführt hat, zeigt schon alle Eigenschaften seiner Politik in vollendeter Meisterschaft. Umsichtig und schmiegsam, Manches absichtlich übersehend, aber mit rücksichtsloser Energie durchgreifend und die kleinste Formfrage der Geschäftsordnung zum Hebel für große Rechtsfragen benutzend. Vor Allem war er auch schon damals als Anfänger ein Gegner aller Scheinerfolge oder blos persönlicher Erfolge. Als z. B. der österreichische Präsidialgesandte von Prokesch, mit dem er unangenehm zu kämpfen hatte, sich solche Blöße gab, daß Preußen seine Abberufung fordern konnte, empfahl er, sie nicht zu fordern, denn Oesterreich werde sich die Erfüllung dieses Wunsches als eine werthvolle Concession anrechnen und dann einen anderen Vertreter senden, der die gleichgefährlichen Ansprüche nur mit mehr Vorsicht vertreten werde.

Verbreitet sind aus dieser Zeit eine Anzahl Anekdoten, die auch sehr charakteristisch sind, die aber doch nicht verleiten dürfen, die Thätigkeit Bismarcks in dieser Periode unter dem Gesichtspunkte der jugendlichen Dreistigkeit zu betrachten. Seine Berichte und Briefe sind voll der eingehendsten Beobachtungen, der Blick ist weit, das Urtheil fest. Der Stil ist in diesen wie in allen anderen Berichten, Briefen und Reden Bismarcks von hoher Vollendung. Das Wort ist dem Gedanken angepaßt, der Gedanke den Sachen. Der Zusammenhang wird unterbrochen und fester geknüpft durch kürzere oder längere, immer aber geistvolle und packende Charakteristiken der handelnden Personen, häufig auch belebt und durchleuchtet von glänzenden Paradoxen oder muthwilligen und satirischen Bemerkungen. Scheute er sich doch nicht (1862), die gewerbsmäßige preußische Diplomatie mit dem Worte zu verhöhnen: „Wollte ich noch Carriere machen, so müßte ich acht Jahre recht faul sein. Das hilft.“ Diese Berichte sind mit Bismarcks Wissen veröffentlicht worden, und daran mag man sich erinnern, wenn man heute leicht über Indiscretionen klagt. Bismarck muß man nackt zeichnen, ohne irgend einen Zug seines Wesens zu verhüllen, er kann das nicht nur vertragen, er ist sonst nicht zu verstehen.

Noch ein Punkt ist hervorzuheben.

Bismarck sandte nicht blos an den Minister v. Manteuffel Berichte, sondern unterhielt auch mit der Berliner Nebenregierung, der Camarilla, wie Leopold v. Gerlach selbst sich und seinen Kreis nannte, eine politische Correspondenz, wie sie Bismarck als Minister keinem Gesandten gestattet haben würde. Aber freilich war die Berliner Regierung damals so zerfahren und das Doppelregiment so notorisch, daß man sein Verhalten erklärlich finden kann. Gerlach bezeichnete die Anhänger des Ministeriums als Servile und schreibt einmal geradezu, daß er seinen Willen bei „vollbesetzter Camarilla“ durchgesetzt habe. Immerhin aber wird man bei Bismarcks Correspondenz mit Gerlach an Herrn von Arnim erinnert werden, der als Gesandter in Paris Bismarcks Politik entgegenarbeitete und dann von Bismarck bis in das

Zuchthaus verfolgt wurde (1874 bis 1876), aber sobald man den Vergleich machen wollte, so würde auch der Unterschied heraustreten.

Hier in Frankfurt erkannte Bismarck, daß es Preußens erste Aufgabe sei, Deutschland statt des Bundestags eine andere Verfassung zu geben, und daß Preußen sich darüber mit Oesterreich vereinigen oder mit Oesterreich darum kämpfen müsse. Bismarck war ursprünglich ein Stockpreuße, wie er sagte, hier lernte er, daß ein guter Preuße in erster Linie ein für die nationale Wiedergeburt begeisterter Deutscher sein müsse. „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer," schrieb er etwas später, aber das gilt auch schon für die Frankfurter Zeit selbst.

Man darf die Sache jedoch nicht so auffassen, als sei er damals schon für das Programm entschieden gewesen, das er 1866 ausführte, obschon es Aeußerungen genug giebt, die man dafür anführen könnte, namentlich das kecke Wort, daß Oesterreich seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen müsse. Aber er war alle Zeit fern davon, sich auf einen einzigen Weg zu versteifen. So würde er auch bereit gewesen sein, Oesterreich die Leitung des deutschen Südens zu überlassen, wenn Preußen zugleich freie Hand im Norden gewann. Hat Bismarck doch sogar unmittelbar vor Ausbruch des Krieges von 1866 die Pläne der Gebrüder Gablenz unterstützt, die durch eine solche Reform des Bundes den Krieg abzuwenden suchten, und selbst nach dem Siege von Königgrätz griff er auf diese Idee zurück, um den französischen Unterhändler mit dem Gedanken eines Bundes von Oesterreich und Preußen zu schrecken, der für Frankreichs Anerkennung der preußischen Annexionen die Abtretung rheinischer Gebiete forderte.

Unser Verhältniß zu Oesterreich muß besser werden oder schlechter, Oesterreich muß sich mit uns über die deutsche Reform ehrlich vereinigen oder von uns aus Deutschland mit Gewalt verdrängt werden: das war der Satz, mit dem er im September 1862 das Ministerium übernahm, und daran schloß sich der zweite, daß der innere preußische Conflict auf dem größeren Schauplatz der deutschen Reform zu lösen sei. Die deutsche Reform erschien ihm die wichtigste Aufgabe eines preußischen Ministers, und in der gemeinsamen Arbeit an dieser großen Aufgabe hoffte er zugleich die liberale Opposition zu versöhnen, denn er wußte, daß hier ihre stärksten Ideale lagen.

Der Conflict des preußischen Abgeordnetenhauses mit der Regierung hatte damals eine Schärfe angenommen, die der König nicht glaubte ertragen zu können. Er hätte die Krone niedergelegt, hätte Bismarck sich nicht bereit erklärt, das Ministerium zu übernehmen und den hoffnungsvollen Muth gezeigt, die Sache zu einem guten Ende zu führen.

Zunächst freilich scheiterte Bismarcks Plan. Die Liberalen trauten ihm nicht, und Oesterreich versuchte die inneren Wirren des preußischen Staates, an denen selbst seine treusten Anhänger in Deutschland, auch die im Nationalverein organisirten Träger der alten Unionspolitik, irre wurden,

zu benutzen, um nun die deutsche Frage in seinem Sinne zu lösen. Die Mittel- und Kleinstaaten waren rasch zur Hand, und Oesterreich schien mit dem Fürstentage von 1863 den Sieg zu gewinnen.

Die Fürsten kamen in Schaaren, das Kaiserthum Oesterreich schien sich wieder zu erweitern zu einem Kaiserthum über Deutschland. Auch König Wilhelm selbst glaubte wenigstens der Einladung zu dem Frankfurter Fürstentage sich nicht versagen zu dürfen.

Bismarck hat einmal gesagt, als man seine Gaben rühmte, seine stärkste Waffe sei doch die, daß er ein vollendeter Höfling sei; und er wollte damit sagen, daß er den König und die Parteien des Hofes zu nehmen und sie für seine Pläne zu gewinnen wisse. Das Wort gilt gewiß auch im weiteren Sinne, auch für andere Personen und Kreise, aber jedenfalls hat er im August 1863 die stärkste Probe dieser seiner Kunst abgelegt, und zwar gegenüber dem Könige selbst. Denn der König hielt es schier für unmöglich, einer Einladung nicht zu folgen, die von allen Bundesfürsten beschlossen war und von dem König von Sachsen als Boten überbracht wurde. Aber da Bismarck erklärte, dann die Geschäfte nicht weiterführen zu können, fügte sich der König. (20. August 1863.)

Der Bruch Preußens mit Oesterreich schien in Folge dessen bald unvermeidlich, und wir hätten die Entscheidung statt 1866 schon 1863 oder 1864 erlebt, aber da brachte der Tod des Dänenkönigs die Schleswig-Holstein'sche Frage in Fluß, in der Oesterreich und Preußen durch ihre Stellung zum Londoner Protokoll genöthigt wurden, zusammen zu halten im Gegensatz zu den meisten übrigen Bundesstaaten. Wie Bismarck nun den diplomatischen Feldzug gegen die Dänen so führte, daß Rußland, England und Frankreich nicht für Dänemark eintreten konnten, wie er dann nach dem Sturm auf die Düppler Schanzen (18. April 1864) den Wünschen der Großmächte nachgab und auf der Londoner Conferenz sich zu einem billigen Frieden bereit erklärte, klug rechnend auf den hartnäckigen Uebermuth der Dänen, und endlich den beständig von diplomatischen Schwierigkeiten bedrohten Feldzug und die Friedensverhandlungen so zu Ende führte, daß Schleswig-Holstein und Lauenburg vollständig von Dänemark abgetreten und Oesterreich und Preußen überlassen wurden —, das hat man oft als den glänzendsten seiner vielen glänzenden diplomatischen Erfolge gepriesen. Jedenfalls war er, und er allein der Leiter dieser Politik und dabei noch gehemmt durch die anderen Einflüssen unterliegende Politik Oesterreichs.

Es war das aber nicht eine Politik der kleinen Schlauheiten. Was sie charakterisirte, das war die Größe der Gesichtspunkte, die Kühnheit der Combination und die glücklichste Berechnung der Charaktere und Leidenschaften der Gegner und Mitspieler. Man versteht hier das Wort, daß für Feldherren und Diplomaten die psychologische Gabe die wichtigste von allen ist.

Schwankender ist das Urtheil über die Politik, durch die Bismarck die Hoffnung des Herzogs von Augustenburg beseitigte, schon deshalb, weil da noch Manches dunkel ist, und gerade über die entscheidenden Verhandlungen sich die Angaben der Betheiligten widersprechen, aber unzweifelhaft ist, daß Bismarck gegen den heftigen Widerstand des Kronprinzen und der wichtigsten Kreise des Hofes zu kämpfen hatte. Auch der König selbst wünschte die Einsetzung des Augustenburgers. Wie sich Ende Mai 1864 die Möglichkeit eines Abkommens mit ihm zeigte, begab sich der König zu der Herzogin Mutter und sagte, er wolle der Erste sein, der ihr die Nachricht bringe, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung komme. Die bevorstehende Verhandlung des Herzogs mit Bismarck betreffe nur Förmlichkeiten. Aber Bismarck hat dann gerade diese Unterhandlung benutzt, um die Annexion Schleswig-Holsteins vorzubereiten.

Ueber den Vertrag von Gastein und über die Geschicklichkeit, mit der Bismarck Napoleon zu einer wohlwollenden Neutralität bewog, wie früher schon Rußland, und wie er den österreichischen Reformvorschlägen die Berufung eines Parlaments aus Urwahlen entgegensetzte, gehe ich kurz hinweg, muß aber betonen, wie schwer es Bismarck wurde, den König im Frühjahr 1866 zu überzeugen, daß kein anderer Weg mehr übrig sei als der Krieg mit Oesterreich. Dieser Krieg war dem König ein Bruch mit all seinen Traditionen, zumal der Bund mit dem revolutionären Italien und die an die Revolution von 1848 erinnernde Entfesselung der nationalen Bewegung in Deutschland durch die Berufung eines constituirenden Parlaments.

Nach den Siegen in Böhmen, noch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz, faßte dann Bismarck den großen Gedanken, durch einen Frieden, der Oesterreich so wenig als möglich demüthige, die Bahn frei zu machen für eine Politik der Freundschaft zwischen Oesterreich und den unter Preußens Führung zu einigenden deutschen Staaten.

Ergänzt wurde der Plan durch die Forderung, daß Hannover, Hessen Nassau und Frankfurt ganz in Preußen einzufügen seien, daß aber den übrigen Gegnern ihr Gebiet zu belassen und billige Bedingungen bewilligt würden unter der Voraussetzung, daß die Staaten nördlich vom Main mit Preußen einen ewigen Bund unter Preußens Führung bilden, und daß die südlich vom Main gelegenen Staaten neben dem Zollverein auch Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen abschließen würden.

König Wilhelm hat dem lange widerstrebt, er wünschte von Hannover und Hessen nur Theile zu nehmen, aber auch Abtretungen von den anderen Gegnern, namentlich von Baiern und Sachsen. Der norddeutsche Bund würde dann eine größere Zahl und zwar viele gekränkte, alten Besitz zurückwünschende Genossen erhalten haben, während Bismarck die Gegner von 1866 entweder ganz beseitigen oder durch Großmuth versöhnen wollte.

Lebendig tritt uns hier die Art der Politik Bismarcks entgegen. Er sah Alles in großem Zusammenhange, und die Idee, die ihm Alles klärte

und durchleuchtete, das war das Verlangen der deutschen Nation nach einem Vaterlande. So begründete er auch das Gesetz über die Annexion nicht mit dem nackten Rechte der Eroberung, sondern mit dem Rechte der deutschen Nation, „zu existiren, zu athmen und sich zu einigen".

Die Verhandlungen über den Nikolsburger Frieden wurden bedroht durch die Einmischung Napoleons. Napoleon sah seinen Ruhm verdunkelt durch Preußens Siege, und sein Ruhm bildete das Fundament seines Thrones, wenigstens die einzige Hoffnung für die Vererbung des Throns auf seinen Sohn. So suchte er neuen Landeserwerb, zunächst von deutschem Gebiet, um den Franzosen gegenüber den Schein der Ueberlegenheit zu behaupten. Als das von Bismarck rund abgewiesen und als Kriegserklärung behandelt wurde, suchte er die Zustimmung Preußens zur Erwerbung von Belgien und endlich von Luxemburg.

Ich kann hier nicht erzählen, wie klug Bismarck alle diese Versuche scheitern ließ, wie vorsichtig er aber auch Alles vermied, daß Deutschland nicht in einen Krieg verwickelt werde, so lange es irgend zu vermeiden, und nicht das ganze Volk von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt sei. Er hat sich wiederholt darüber ausgesprochen, wie furchtbar schwer die Verantwortung eines Krieges zu tragen sei für Jeden, der über ein Schlachtfeld geritten und in den Lazarethen sterbenden Kriegern in's Auge geblickt. Die sittliche Bedeutung, die kriegabwehrende Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht tritt hier in persönlicher Gestalt vor uns. Der Eiserne Kanzler konnte die Verantwortung des Krieges nicht tragen, wenn er nicht auch dem ganzen Volke als nothwendig erschien: er empfand darin ganz wie sein König. Und er sprach nicht blos so, er nahm im Jahre 1867 in der Luxemburger Angelegenheit sogar den Fluch und Spott auf sich, daß er feige zurückzucke vor Napoleons Drohungen. Ich habe damals in den welfischen Kreisen gelebt, die so sprachen. Ich weiß aber auch, daß alle diese Leute ihn des Uebermuthes geziehen hätten, hätte er um Luxemburg den Krieg begonnen.

Das Gleiche thaten sie dann auch, als im Frühjahr 1870 die Kriegspartei in Paris die spanische Throncandidatur eines Prinzen von der dem preußischen Königshause verwandten und verbundenen, aber in Preußen nicht erbberechtigten süddeutschen Hohenzollernlinie benutzte, um uns anzugreifen. Bismarck hatte jene Candidatur energisch begünstigt, wie weit und zu welchem Zweck, das ist noch unaufgeklärt. Aber das ist auch gleichgiltig, denn die Angelegenheit konnte auf diplomatischem Wege erledigt werden, wenn die Franzosen gewollt hätten, wie ja denn auch der Prinz seine Candidatur zurückzog, als er sah, daß sie die Gefahr eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland heraufbeschwor. Aber die Franzosen suchten Preußen bei diesem Anlaß zu demüthigen, und zwar in seinem Könige zu demüthigen.

Bis zum 13. Juli hatte der König, der sich in Ems zur Kur auf-

hielt, während Bismarck in Varzin weilte, die Angelegenheit nur allein behandelt, und seine Langmuth hatte eine Lage herbeigeführt, die von der Welt und von dem deutschen Volk als eine schwere Niederlage Preußens empfunden wurde. Wie ein Alp lag es auf der Nation. Da sandte der König die Emser Depesche an Bismarck mit der Nachricht, daß er dem französischen Gesandten durch seinen Adjutanten habe sagen lassen, er könne ihn in dieser Angelegenheit nicht weiter empfangen, und beauftragte Bismarck, dies in geeigneter Weise bekannt zu machen. Bismarck that das und gab dabei der Depesche eine so glückliche Form, daß sie unser Volk sofort frei machte von der Angst um die Ehre des Landes. Die Depesche sprach nur aus, daß die Forderungen der Franzosen abgewiesen seien, ohne ein beleidigendes Wort, ohne jede Prahlerei, aber mit der ruhigen Festigkeit eines Volkes, das sich Nichts bieten läßt. Diese That Bismarcks ergänzte auf's Schönste die langmüthige Haltung des Königs. Diese Langmuth hatte gezeigt, wie fern wir waren von jedem Uebermuth, wie sehr wir wünschten, daß der Krieg vermieden werde. Bismarcks Depesche aber machte klar, daß wir bereit seien zum Kampf, wenn die Franzosen den Krieg durchaus wollten.

Und sie wollten den Krieg, und wir gewannen den Sieg, und daß wir mit dem Sieg das Reich gewannen und die Kaiserkrone, das ist wiederum in erster Reihe Bismarcks Verdienst. Er hat den Brief entworfen, in dem der König von Baiern dem König Wilhelm die Kaiserkrone anbot, uud er hat die Verhandlungen mit Frankreich wie mit den Verbündeten geleitet, und durch die Autorität seiner Persönlichkeit, wie durch die kluge Nachgiebigkeit an der einen und zähes Festhalten an der anderen Stelle das Ziel erreicht. Wir haben über ihn aus dieser Zeit Aufzeichnungen des badischen Ministers Jolly, eines klugen und kühlen Mannes. Er wurde damals trotz der kritischen Richtung seines Wesens ganz ergriffen, um nicht zu sagen überwältigt von der Größe und Kraft, mit der Bismarck in Versailles die unglaubliche Fülle der schwierigsten Sachen mit Sicherheit ordnete und allen Widerstand überwand. Dabei stand er persönlich einsam, ohne einen wirklichen Freund, obschon er Alle an sich fesselte und jeden Kreis mit seinem Geist erfüllte.

Von den folgenden Zeiten hebe ich nur noch die eine Thatsache hervor, daß er den Frieden zu wahren gewußt hat während der fast zwanzig Jahre, in denen er dann noch die Geschäfte leitete, und daß er die Bündnisse mit Oesterreich und Italien geschlossen und durch das Wehrgesetz von 1888 die Macht geschaffen hat, die den Frieden noch über seinen Rücktritt und Tod hinaus sicherten. Dies Urtheil ist nicht ein Product der festlichen Stunde, das war damals schon das Urtheil auch der übrigen Staaten, deren leitende Minister Bismarck auf dem Berliner Congreß 1878 mit Huldigungen überhäuften als den Schirmherrn des Friedens. Und das war auch das Urtheil des Volkes. Als Bismarck 6. Februar 1888 für das

Wehrgesetz sprach, das die Landwehr zweiten Aufgebots erneute, die Wehrpflicht bis zum 39. Jahre und die Landsturmpflicht vom 42. bis zum 45. Lebensjahre erweiterte und für die Ausführung des Gesetzes eine Anleihe von ca. 280 Millionen beantragte, da begründete er diese Anträge mit so großen Gesichtspunkten und so rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, daß das dem Volke neue schwere Lasten auflegende Gesetz und die bedeutende Anleihe en bloc angenommen wurden.

Niemand sprach dagegen, Niemand. Vor dem Hause aber stand eine nach Tausenden zählende Menge, die den Kanzler mit immer erneuten Jubelrufen begrüßte, als er den Reichstag verließ. Er ging zu Fuß nach Haus, und die Menge begleitete ihn in einem Triumphzuge und mit einer alle Schranken des täglichen Haders hinwegschwemmenden Begeisterung, wie sie Deutschland nur im Jahre 1870 erlebt hatte.

Damit sind wir schon auf Bismarcks Erfolge in der inneren Politik hinübergegangen, und sie sind vielleicht nicht weniger groß als auf dem Gebiete der äußeren Politik.

Aber um das zu erkennen, muß man ganz absehn von den einzelnen Fragen und sich lebendig vorstellen, daß alle die einzelnen Kämpfe der Parteien und alle die Parteien selbst Geburten sind des Tages und mit dem Tage Werth und Bedeutung verlieren. Da gilt es auf das Ganze zu schauen und die großen Züge zu erfassen.

Was ist nun seine große That im innern Leben unseres Staates? Das ist: er hat die Wandlung des alten Junker- und Beamtenstaates Preußen in den Verfassungsstaat vollendet und das deutsche Reich als Verfassungsstaat organisirt. Wohl hatte auch Preußen, um von den Staaten mit unzureichender Größe zu schweigen, die für diese Frage nicht den Ausschlag geben konnten, bereits eine Verfassung (seit 12 Jahren), als Bismarck das Ministerium übernahm, aber es tobte der Kampf um sie, und als 1866 der König siegreich heimkehrte aus Böhmen, da traten die Versucher an ihn heran, daß er die Verfassung beseitigen möge. Aber Bismarck setzte diesem Preußens Zukunft verderbenden Unterfangen seine ganze Autorität entgegen und bahnte den Weg, auf dem das Problem der Indemnität, — der nachträglichen Gutheißung der ohne die gesetzliche Bewilligung geführten Verwaltung — gelöst und nun die Verfassung gesichert wurde. Aber damit war nur der erste Schritt geschehen von dem, was nothwendig war, es galt auch die lebendigen Kräfte des Volkes in den Dienst des verfassungsmäßigen Lebens zu stellen, und auch das hat Bismarck gethan, und zwar nach zwei Seiten.

Er hat erstens den Adel Preußens, der abgesehen von Einzelnen in seiner Masse und als Stand der verfassungsmäßigen Staatsordnung widerstrebte, gezwungen sich in sie einzufügen.

Seit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, seit den Agitationen des alten von der Marwitz und seiner Genossen hatte der Adel den wichtigsten

und nothwendigsten Reformen der Gesetzgebung und der Verwaltung gegenüber den Hemmschuh gebildet, die Bauernbefreiung verstümmelt, eine zeitgemäße Kreis- und Landgemeindeordnung und das Wehrgesetz von 1814 bekämpft und endlich auch die Repräsentationsverfassung verhindert. Er war in dem Staate, der bei Jena in Trümmer sank, der Hauptträger des staatlichen Lebens gewesen, jetzt verbrauchte er seine Kraft im werthlosen Bemühen um überlebte Privilegien. Dabei ließ er sich gefangen nehmen von den politischen Systemen und Schlagworten so ganz unpreußisch, ja theilweise undeutsch denkender Männer wie der Schweizer Haller, wie der nach Oesterreich übersiedelnde Jarcke und der in lutherischer Orthodoxie und in seiner eigenen Dialectik befangene Stahl. Bismarck gehörte selbst *) diesen Kreisen an, aber er zerriß seine Ketten und nahm sie auch seinen Genossen ab. Er befreite sie von dem thörichten Spiel, das sie mit dem Begriff der Legitimität trieben, er zwang sie 1867, bei dem Gesetz über die Berufung von 80 Abgeordneten der 2. Kammer aus den neuen Provinzen von der Vermehrung des Herrenhauses abzusehen, und durch den Pairsschub von 1872 zwang er sie, die Trümmer ihrer alten Feudalrechte aufzugeben und die Kreisordnung anzunehmen, er rang endlich mit Kleist-Retzow und Gerlach bei den Gesetzen über die Civilehe und den verwandten Gesetzen.

Der Kampf war wie jeder Kampf unter Freunden, die sich trennen, von fürchterlicher Heftigkeit, und nie hat Bismarck wohl Gegner so entsetzlich behandelt wie im Jahre 1876 die Kreuzzeitung und ihre „Declaranten“. Aber das Ziel ist erreicht, die alte Feudalpartei mit ihrem bureaukratischen und theologischen Anhang ist zertrümmert, aus dem Schmollwinkel herausgezogen ist der Junker, um nun seine Kraft dem Staat in dem Rahmen der Verfassung zu widmen.

Wie er das macht, das mag uns heute lieb oder leid sein, daß er es thut, das ist ein großer Gewinn. Denn dieser Stand ist eine Säule des preußischen Staates gewesen, und seine Kräfte können wir auch heute noch nicht entbehren **).

---

*) Ich lasse diesen Satz stehen, obwohl Bismarck in den eben erscheinenden „Gedanken und Erinnerungen“, I, 13 ff., sagte, sein Vater sei „von aristokratischen Vorurtheilen frei“ gewesen und er müsse es für eine ungerechte Einschätzung meiner Auffassung in jüngeren Jahren erklären, wenn mir „die Vorurtheile eines Standes“ angeheftet werden und behauptet wird, daß Erinnerungen an Bevorrechtigung des Adels der Ausgangspunkt meiner inneren Politik gewesen wäre“. Seine Darstellung der Bewegung von 1848, sein Auftreten in diesem Jahre, seine Unterstützung der Kreuzzeitungspartei in der Reaction, seine Erklärung vom 30. Mai 1857, daß er mit Gerlach in der Wurzel übereinstimme, zeigen, daß es doch berechtigt ist, ihn in seiner ersten politischen Periode zu den Junkern zu rechnen, und für einen Hauptpunkt, die Stellung zu Oesterreich, sagt Bismarck selbst, daß er sich in Frankfurt von dem Banne der conservativen Schlagworte befreit habe.

**) Ich bemerke, daß diese Ansicht sich durchaus verträgt mit der anderen, daß unser Staat und vor Allem unsere Landbevölkerung gewisse Schäden nicht eher überwinden wird, ehe nicht ein erheblicher Theil unserer Latifundien wieder in Bauernstellen aufgelöst ist.

Bismarck schlug diese Schlachten im Bunde mit dem liberalen Bürgerthum; er erfüllte sein Programm in der deutschen Frage wie in der Grundfrage der inneren preußischen Verfassung. Die Forderung der Indemnität, die Behandlung des Budgets für 1866 und für 1867, die Berathung des Wahlgesetzes für den constituirenden Reichstag und Anderes bewiesen den Eifer, mit dem er sich bemühte, die Liberalen zu überzeugen, daß es ihm Ernst sei mit dem constitutionellen Regiment. Aber er trat gleichzeitig ihrer Auffassung des Budgetrechtes entgegen und verfocht ferner das Recht der Krone, ihre Räthe frei zu wählen und nicht aus den wechselnden Majoritäten der Parlamente entgegenzunehmen. Er hat in diesen Kämpfen alle Fragen des parlamentarischen Lebens bis in ihre Tiefen hinein verhandelt, hat uns befreit von der Vorstellung, als könne das parlamentarische Recht Englands oder Belgiens oder sonst eines Landes für uns ein maßgebendes Muster sein, er öffnete uns das Auge für die Wahrheit, daß nicht allen Bäumen gleiche Rinde wachse.

Schon die verschiedene Structur unserer Gesellschaft, die kirchlichen Zustände und endlich die eigenthümliche, von allen anderen Ländern abweichende Organisation unseres Beamtenstandes bewirken, daß die Uebertragung fremder parlamentarischer Begriffe und Einrichtungen unmöglich ist. Sie können als Vergleich dienen, um unsere Ordnungen besser zu verstehen, und Anregung geben zu Veränderungen, aber mehr nicht. Daß wir darüber jetzt einig und klar sind, das ist in erster Linie wieder Bismarcks Verdienst. Er ist der größte politische Lehrer unseres Volkes und der Schöpfer unserer eigenthümlichen Verfassung geworden. Denn wir haben jetzt ein durch Gesetz und durch eine reiche Tradition gefestetes Verfassungsrecht, das der Volksvertretung einen in vieler Beziehung maßgebenden Einfluß sichert auf Gesetzgebung und Verwaltung, aber auch der Krone eine machtvolle Stellung. Die Krone ist bei uns nicht wie in England mehr nur ein ornamentaler Schmuck des Staatsgebäudes, sondern ein Factor von selbstständiger Bedeutung, die so groß ist, daß oftmals Alles vor ihr in Schatten tritt. Diese Bedeutung wird noch gesteigert durch die besondere Beziehung, die das Heer zu dem Könige hat als dem obersten Kriegsherrn.

Das Alles ist unbestritten, bestritten und von Bismarck unerledigt gelassen ist die Stellung des Beamtenthums zum Könige und der Verfassung. Bismarck hat in diesem Punkte selbst geschwankt. Er hat bald den Beamten das politische Wahlrecht nehmen wollen, ähnlich wie dem activen Militär, bald sie zu Organen der Parteikämpfe in dem Dienste der wechselnden Ministerien machen wollen. Er erinnerte sich dann aber wieder, daß man sich nicht stützen kann auf Etwas, das nicht widerstehen kann, und seine authentische Interpretation der Verordnung von 1882 spricht den Beamten, und selbst auch den politischen Beamten, das Recht zu, für jede Partei zu wählen, auch für jede Oppositionspartei.

Diesen Kämpfen um die Verfassung schlossen sich Kämpfe an um die

wirthschaftliche, vor Allem um die Zoll- und Steuergesetzgebung. Dabei trennte sich Bismarck von den Liberalen, mit denen er die Verfassung in den Jahren 1866—76 ausgebaut hatte, und nun kam es zwischen ihm und seinen Mitarbeitern wie den Ministern von Camphausen und Delbrück und dem Abgeordneten Lasker, dem großen Vorkämpfer der Ausdehnung der Competenz des Reiches auf das Justizwesen, zu ähnlich leidenschaftlichen Conflicten wie in den Jahren zuvor mit den Conservativen.

Mit diesen wirthschaftlichen Reformen verband Bismarck den Kampf gegen die socialen Nöthe der Zeit und gegen die Partei der Socialdemokratie, die aus ihr entstanden ist. Neben den Maßregeln zur Unterdrückung dieser Partei, die noch nicht der Geschichte angehören, hat er durch die Beseitigung der untersten Stufen der Klassensteuer eine der härtesten Lasten von den ärmeren Schichten genommen und mit der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 die Gesetzgebung über Versicherung der Arbeiter gegen Unfall und Krankheit und endlich gegen Arbeitsunfähigkeit durch Alter und Invalidität eingeleitet, die allein schon genügen würde, seinen Namen zu verewigen unter den größten Gesetzgebern aller Zeiten.

Viele haben an diesen Gesetzen mitgewirkt, aber Bismarck gab ihnen das Gepräge, und er allein hatte die Autorität, solch Wagniß zu unternehmen. Sie ist sein Werk und zwar noch in höherem Grade sein Werk als einst die Stein'sche Gesetzgebung das Werk des Freiherrn von Stein. Diese Gesetzgebung war ein Schritt in's Dunkle, in ein Land, von dem es keine Erfahrung gab, und sie war ein ungeheueres Wagniß, denn sie schien die Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie zu vernichten und damit die Industrie selbst. Es schien gar vielen klugen Männern, als würden diese Gesetze den Arbeitern nicht Hilfe, sondern nur rascheres Verderben bringen. Nur wer die Verhältnisse ganz im Großen erfaßte und ein starkes Vertrauen zu der gesunden Kraft unseres Volkes hatte und zu der Vernunft, die in den Dingen liegt — der mochte es wagen. Und nur nachdem er sich tief durchdrungen hatte mit der Ueberzeugung, es sei nothwendig, den Opfern der Arbeit nicht blos ein Almosen zu reichen, sondern ein Recht zu geben auf eine Rente, die ihnen zukomme aus dem Antheile ihrer Arbeit an dem Wohlstande der Nation, die sie aber selbst aufzuspeichern und zu sichern nicht in der Lage sind.

Das „Werk eines Cyclopen" haben kundige Stimmen des Auslands das Werk genannt, und das ist das rechte Wort. Das Wagniß ist gelungen. Mag man über einzelne Mängel klagen — im Ganzen hat sich gezeigt, daß die Industrie, so weit sie überhaupt gesund ist, diese Last tragen kann. Blüht sie doch heute wie kaum zuvor. Und so bildet diese Gesetzgebung den festen Punkt, von dem aus wir mildernd eingreifen in die harte Bewegung der wirthschaftlichen Umwälzung unserer Zeit. Und die Völker der Erde werden eins nach dem anderen sich entschließen, dem Beispiel

Deutschlands zu folgen, und noch umfassender, als sie unter dem Einfluß der Bismarck'schen Politik die allgemeine Wehrpflicht nachgeahmt haben.

Bismarck hat daneben den Kampf mit der socialdemokratischen Partei geführt und zwar unruhiger und leidenschaftlicher als alle anderen Kämpfe. Es erklärt sich das aus der Größe des Wagniß jener Reform und aus der Art der Opposition, die sie fand, besonders aus der Haltung der Socialdemokratie dazu, aber es peinigte ihn wohl auch der Gedanke, daß er selbst erst diesen Massen die Waffe des allgemeinen Wahlrechts in die Hand gegeben habe, mit der sie ihn nun bekämpften. Aber schon regt sich mehr und mehr das Verständniß, daß das allgemeine Wahlrecht mehr ist als eine Waffe für eine Partei, daß es ein unentbehrlicher Gehilfe in diesen Klassenkämpfen ist.

Ungeheure Leiden fordern ungeheure Heilmittel, und nur in der tiefsten Tiefe des Herzens des Volkes wie des Einzelnen entspringt der Heilquell, in dem unsere von wirthschaftlichen und geistigen Umwälzungen jeder Art erschütterte Gesellschaft wieder gesunden kann. Nicht blos der gedrückte, in ungünstigen Verhältnissen aufwachsende, sittlicher Verwilderung und leichtfertiger Verbildung preisgegebene Proletarier, sondern auch unser sattes Bürgerthum, unsere sogenannte gute Gesellschaft, die den Satz nicht kennt, daß Macht und Besitz auch Pflicht ist, wie jedes Recht eine Pflicht ist, auch diese Schichten bedurften außerordentlicher, tiefgreifender Hilfe.

Im Reichthum verkommen die Menschen nicht weniger als im Elend, und es ist ein Glück, daß die in oberflächlichem Genuß und fadenscheiniger Moral sich dahinwälzende Gesellschaft gemahnt wurde durch die Masse der socialdemokratischen Stimmzettel, daß sie die Gegensätze und Nothstände nicht in's Ungeheure wachsen ließ. Ohne den Druck der socialdemokratischen Sorge hätte sich die herrschende Gesellschaft niemals entschlossen, bei dem Wagniß der socialen Gesetzgebung dem großen Führer zu folgen.

Bismarck hat nie gesagt*), daß er bedauere, das allgemeine Stimmrecht gegeben zu haben, wenn ihm auch der Gedanke unter dem Eindruck mancher Vorgänge vielleicht einmal gekommen sein mag, aber wenn ich nicht irre, und wenn vielmehr die Weihe dieser Stunde meinem Blick prophetische Kraft leiht, so möchte ich sagen: einst wird man rühmen, daß Bismarck bei diesem Entschluß für das allgemeine Wahlrecht unter der Eingebung eines genialen Instinctes handelte — mag dieser Instinct auch losgelöst sein in seinem Geiste unter Mitwirkung von mancherlei und selbst auch kleinlichen Motiven. Auch der geniale Mensch ist eine Mischung aus irdischen Stoffen, und bei Bismarck tritt das schroff hervor in manchem Zuge seines Wesens. Nicht nur die himmlischen Heerschaaren standen ihm mit ihren Gaben zur Verfügung sondern auch die Mächte der Unterwelt.

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!

*) Diese Auffassung findet jetzt eine Bestätigung in den Betrachtungen, die Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen", II, 58 f., über das allgemeine Wahlrecht bietet.

Das ist der Spruch, der über seinem Haupte steht.

Ich könnte nicht enden, wollte ich nun noch schildern, wie er die Reichsverfassung schuf, die Colonialpolitik einleitete und so manches andere Werk, — aber dies betone ich, daß er bei der Reichsverfassung mit größter Zartheit die Landesfürsten zu schonen suchte und keine Beschränkung ihrer Selbstständigkeit forderte, die nicht unerläßlich war, daß ferner Preußen voran ging in der Selbstentäußerung, vor Allem bei der Schöpfung des Zollparlaments. Es gelang Bismarck dann später doch die Competenz des Reichs mit aller Behutsamkeit so auszudehnen, daß wir in der Form des Bundes alle wesentlichen Vortheile des Einheitsstaates haben! Gerade der Culturkampf hat ihm zu dieser Erweiterung wichtige Gelegenheit und Unterstützung geboten.

Die einheitliche Regelung der Eheschließung durch ein Reichsgesetz über die Civilehe und die einheitliche Regelung der Vorschriften über die Beglaubigung des Personenstandes würden ohne die Sorge aller Einzelstaaten vor den durch das Vaticanum herbeigeführten Veränderungen und ohne den Druck der ultramontanen Ansprüche nicht zu Stande gekommen sein.

So war sein Thun, so groß, so vielseitig, so segensreich.

Nun aber ist er nicht mehr, ist er heimgegangen zu seinen Genossen, die er alle überlebt hatte. Wir stehen im Geist an seiner Bahre, und der Fittich des Todes rauscht durch diese Halle. Stärker empfinden wir da die Tiefe des Räthsels des Lebens und die Majestät des Todes, vor dem auch der Gewaltigste Nichts ist als der Kleinste, der Geehrteste Nichts als der Verachtetste, — vor dem wir Alle sind wie die Blumen des Feldes.

Aber in dies Gefühl der Demuth und Ergebung mischt sich Freude und Stolz. Freude und Stolz, daß es uns vergönnt war, menschliche Größe zu schauen in solcher Erhabenheit, Freude und Stolz, daß der Mann unserem Volke geschenkt wurde, und daß sein Gedächtniß — gereinigt von dem Staube der irdischen Erscheinung, gesteigert durch den Zauber der wahren und nothwendigen historischen Mythenbildung, — versenkt ist in die Herzen unseres Volkes. Dort wird es ruhen als unvergänglicher Schatz, wachsend mit der Größe der Entfernung und der Dauer seiner Wirkung. Es wird sich erheben in jeder schweren Stunde als ein Mahner, als ein Rächer, — und die fernsten Geschlechter werden auffahren bei seinem Namen und abschütteln die Ketten des Philisterthums, des Parteigeistes oder der Feigheit, werden von Neuem singen die Wacht am Rhein und mit dem Schlachtruf „Für Kaiser und Reich" niederwerfen, was immer sich aufthürmt gegen unseres Volkes Wesen und unseres Volkes Recht.

(Hier wurden die den Redner umgebenden Fahnen der studentischen Corporationen gesenkt, die am anderen Ende des Saales stehenden Vertreter

dieser Corporationen präsentirten die Schläger, die Versammlung erhob sich und hörte stehend den Schluß der Rede):

Senket die Fahnen und erhebet die Herzen, aufzuschauen zu dem großen Volksgenossen, der nun entrückt ist in jene Höhe, aus der herniederstrahlt, nun ohne irdische Fehle und Flecken, der reine Glanz des edlen Feuers, des göttlichen Funkens, der in ihm verkörpert war. Höret seine Mahnung, daß der Deutsche Gott fürchten soll und sonst Niemand auf der Welt! Lernet von ihm, was es heißt, ein lebendiges Glied seines Volkes sein, was es heißt, ein Bürger sein, von ihm, der alle Traditionen seiner Freunde und seines Standes verließ und mit den Gegnern sich einte, um dem Vaterlande zu dienen. Nehmet hinweg von dieser Gedächtnißfeier einen Hauch seines Geistes. Seines freien Geistes, der sich nährte an den Gedanken der kühnsten Geister aller Zeiten und Länder — aber auch seines demüthigen Geistes, der in den stolzen Tagen von Sedan sich sammelte in den einfachen Gebeten der herrenhutischen Losungen.

Nehmet hinaus in den Kampf des Lebens einen Hauch seines Geistes, seines freudigen Muthes, seines in Liebe und Haß gewaltigen, aber auch in der Liebe das Größte überwindenden und tragenden Herzens.

Nehmet hinaus das unvergängliche Gedächtniß des Helden unseres Volkes, nehmt es hinaus als ewigen Schatz!

Bei den Marîa.

Von

General Oreſt Baratieri.*)

— Rom. —

Der von den Marîa bewohnte Landſtrich liegt zwiſchen dem 37., 38. und 39. Längegrad und dem 16. und 17. Breitegrade.

Dieſer Volksſtamm theilt ſich in die beiden Zweige der Marîa Neri und Marîa Roſſi (ſchwarze und rothe Marîa), und in der erſten liegt der Hauptort Erota.

Der Urſprung dieſes Volkes iſt unergründlich, und alle Studien, alle Forſchungen, ihn feſtzuſtellen, waren bis jetzt vergeblich. Keine Reliquien, keine Monumente, noch Inſchriften finden wir, keinerlei Ueberlieferungen, die uns zu einer endgültigen Aufklärung führen und die labyrinthiſch verſchlungenen, mit Dichtung, Glaube und Aberglaube vermiſchten Sagen erläutern könnten. Die Bevölkerung ſelbſt iſt in ihrer Schlaffheit völlig gleichgültig gegen ihre Herkunft; nur die Hoffnung auf das Paradies, auf das Spiel mit den lieblichen Huris hat Reiz für ſie, die Vergangenheit intereſſirt ſie durchaus nicht.

Dieſe Gleichgültigkeit ſteht in vollem Widerſpruch mit der Sorgfalt für Aufbewahrung einer ſeit undenklichen Zeiten erhaltenen Reihe von Eigennamen, auf welche ſich ihre Adelsrechte ſtützen und die Anſprüche auf die höchſten Würden und Aemter.

Munzinger, dieſer hochgelehrte Ethnograph, hat trotz ſeiner eingehenden Studien wenig mehr über den Urſprung dieſes Stammes erforſchen können, als ſeinen genealogiſchen Stammbaum.

Mit Beſtimmtheit darf man annehmen, daß dieſer Landſtrich, wie die ganze Region zwiſchen dem Nil und der Eritrea, in Folge feuchteren Klimas

---

*) Freie Ueberſetzung von M. Bernardi.

vormals fruchtbarer gewesen sei als gegenwärtig und daß er vor der Ansiedelung der Marîa von einem Ackerbau treibenden Tribus bewohnt war, der tigrêisch gesprochen und folglich abessinischen Ursprungs gewesen sein muß.

Welche historische Wichtigkeit hätte nun aber wohl der ursprüngliche Name einer unbedeutenden Fraction irgend einer kleinen Peuplade, die nach langem Wandern hier ansässig geblieben ist und von Völkerschaften Abessiniens, des Sudans, des Westplateaus Nubiens oder von den Arabern abgesplittert sein mag?

Man sagt, die Marîa seien aus Arabien gekommen, wie auch der Stamm der Mensa. Doch Alles, Dialekt, Typus, Sitten und Gebräuche, wie innere Einrichtungen, Alles verräth die abessinische Abstammung, bis auf die mohamedanische Religion, zu der sie freiwillig übergetreten sind, und die dem Geiste ihres eitlen, prahlerischen Adelsstandes durchaus entspricht.

Man will nachweisen können, daß die Marîa von dem großen äthiopischen Hochplateau herabgestiegen seien zu den Mensa und daß, vielleicht aus Mangel an Land, einer ihrer Häuptlinge Namens Mariò mit einigen Gefährten und siebzehn Vasallenfamilien die Mensa verlassen und sich auf der Hochebene von Erota niedergelassen habe, wodurch man den heiligen Namen Marîa erklärt und die heilige Zahl.

Vermuthlich ist Mariò von den Einheimischen freundlich aufgenommen worden und hat später, durch List und den inneren Zwiespalt benutzend, die Gastgeber unterjocht oder vertrieben. Auf diesem sich weithin streckenden, mit reicher Weide versehenen Landstrich mögen andere Nomadenvölker sich den Ansässigen genähert haben und nach und nach die Einen in die Anderen aufgegangen sein.

Diese siebzehn tigreischen Familienhäupter beweisen, daß schon seit ältesten Zeiten bei den Marîa, wie bei den angrenzenden notorisch abessinischen Völkerstämmen Kastengeist geherrscht hat. Sie haben ihre Nomenclatur bis auf den heutigen Tag erhalten, und diejenigen, welche Mariò mit den jenen Unterjochten entrissenen Ländereien beschenkt hatte, bilden den Adelskern ihres Stammes. Mariò ist somit der Ahne der noch gegenwärtig herrschenden Dynastie, und die Nachkömmlinge seiner Gefährten und Begleiter bilden die gegenwärtige Aristokratie, die wir jetzt schleppenden Schrittes, in ihre Lumpen drapirt, hochmüthig umherschreiten sehen, und die bei den Marîa wie bei den Bileni den Titel Sciumagallê tragen. Die Sciumagallê bilden den Rath in öffentlichen Angelegenheiten, und die oberste Gewalt übt der Sciumar. In seinem Wappenschilde befindet sich der Tambour, der zu den Waffen ruft, als Sinnbild der Herrschaft.

Infolge alter Ueberlieferungen übt die Marîa Nera eine Supremität aus über den Schwesterstamm; dieser steht unter einem Oberhaupt, dessen Macht der des Sciums nicht gleichkommt, doch seinem Volke gegenüber besitzt er ausgedehnte Autorität, was nach und nach vielleicht zur Unabhängigkeit

führen könnte. Beim Tode des letzten Sciums stellten sich die Autoritäten und der Häuptling der Marîa Neri ein, brachten ihren Tribut an Vieh und opferten Kühe.

Es wäre wichtig, diese Hegemonie der Marîa Neri zu erhalten und zu befestigen, um Feindseligkeiten zu verhüten, die beiden Stämme durch gemeinschaftliche Interessen in Friedenszeiten zu vereinen und im Kriege sie unter ein Oberhaupt zu stellen. Bei diesem im Gebirge verlorenen Stamme ist für gewöhnliche Verbrechen, wie Betrug, Diebstahl, Rückstand der Tributzahlung, Streitigkeiten der Scium entscheidender Richter; bei wichtigen Verbrechen ruft dieser und das Haupt der Marîa Neri die Versammlung der Notabilitäten zusammen (Mohaber). Der Eid wird auf das Leben des Scium geleistet; die Versammlung findet unter dem Schatten eines großen Baumes statt; nach inbrünstigem Gebet werden beide Theile vernommen und das Urtheil gesprochen. Außerdem giebt es, wie auch bei den Hebab und den Beni-Amer, noch einen anderen Richter, den Kadi, der den Koran kennt und die Erbschaftsangelegenheiten schlichtet. Er darf aus den Sciumagallé oder aus dem Volke gewählt werden und genießt eine gewisse Hochachtung. Er stimmt die Gebete an und spricht, nach den Gesetzen des Koran, die Urtheilssprüche aus, die sehr gescheut und gerecht wären, hätten nicht Aberglauben und Bestechlichkeiten die Hand im Spiele. Bleibt die Frage unentschieden, wendet man sich an den Santom der Beni-Amer; doch dadurch verwickelt sich die Sache und schleppt sich in's Unendliche hin, wofern sie nicht vor das Tribunal von Cheren gebracht wird. Bei Blutsverbrechen herrscht das alte abessinische Gesetz: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn." Doch der Koran wirkt mildernd auf die Anwendung, besonders wenn der Scium ein sittenreiner Mann ist und vermittelnd dazwischen tritt. Ist der Mörder eines Adligen selbst adlig, wird er zur Lieferung von 300 Kühen verurtheilt, die nach Uebereinkunft gewöhnlich auf 150 reducirt werden. Die ganze Verwandtschaft, bis in's siebente Glied, ist verpflichtet, je nach dem Besitz dazu beizusteuern, und da es sich um gegenseitige Verwandtschaften handelt, verwandelt sich die Blutrache oft in einen Austausch von ein paar Kühen, die auf ein paar Thaler das Stück zu schätzen sind. Das Urtheil wird feierlich von der Versammlung der Adligen ausgesprochen, und den Frieden besiegelt die Heirath einer Tochter oder Schwester des Mörders mit dem Sohn oder Bruder des Ermordeten.

Der Tigré, der einen anderen Tigré tödtet, wird zur Lieferung von 150 Kühen verurtheilt, die auf 75 reducirt werden; doch mordet ein Tigré einen Edlen, wird er kurzweg, sammt seiner ganzen Familie, zur Sklaverei verurtheilt. Glaubt sich Jemand ungerechterweise verurtheilt, rächt er sich durch Auswanderung, wodurch die ohnehin schon spärliche Bevölkerung noch ärmlicher wird; darum hütet man sich wohl, zu harte Strafen aufzuerlegen.

Unbestreitbar ist dieses Volk in Folge von Gelegenheiten und aus Ueberlieferung in so hohem Grade blutdürstig und rachsüchtig; seine

natürliche Gemüthsart ist milde, und es wäre keine zu schwere Aufgabe, es zu bessern und zu erheben.

Das Recht des Erstgeborenen ist erblich, und der Vater, unumschränktes Haupt der Familie, übt seine Macht mit Würde und Milde aus. Jeder Fremde wird als Feind betrachtet, und wer sich im Lande niederlassen will, muß sich einen Schutzengel unter den Sciumagallés suchen.

Der Krieg ist den Abessiniern Lebenselement.

Ein Scium der Marìa Neri war von seinen Angehörigen getödtet worden. Seine Brüder Tedros und Sarac Bahan und sein Sohn Usus rächten seinen Tod in dem Blute der Mörder und flohen mit ihren Anhängern in die Barkathäler. Sie raubten und plünderten in jenen Landen und kehrten nach Jahresfrist, reich an Beute und ruhmbedeckt in ihre Berge zurück. Die Verwegenheit dieser Raubzügler erregte die größte Bewunderung: Usus wurde auf Schilden getragen und zum Scium ernannt; seinen Nachkommen wurde der höchste Adelsgrad ertheilt, an den sich der Titel reiht: Uold Scium, Sohn des Sciums. Dieser hochtrabende Titel ist erblich und darf dem Träger weder nach Verarmung noch nach Verbrechen entzogen werden.

Die Tigré oder Unterthanen theilen sich in drei Kategorien: Diejenigen, denen Mariò Grund und Boden zugetheilt hatte; die durch Eroberung Unterjochten und die Zugewanderten vermischter Stämme. Doch welcher Kategorie die Tigré auch angehören mögen, immer sind sie Vasallen, denen es obliegt, mit ihren Heerden, ihren Feldern, ihrer Arme Arbeit die Adligen zu nähren und zu erhalten. Abd-el-Kader, der greise und sehr gescheite Scium der Marìa Neri, sagt von den Tigré: Wer sollte, ohne die Tigré, das heißt, ohne Sklaven, den Pflug führen, die Kühe melken, für Nahrung sorgen?

Die Sciumagallé zeichnen sich von den Uebrigen einzig und allein durch ihren Müßiggang aus; sie kleiden sich und leben wie die Andern, und ihr Ehrgeiz ist befriedigt, wofern man ihnen schmeichelt.

Der Müßiggang würde diese Leute gewiß zu verderbten Wesen machen, könnte die Verderbtheit in die primitive Einfachheit ihrer Existenz Eingang finden; doch bin ich überzeugt, daß diese Klasse sich mit Wollust in alle Laster stürzen würde, welche die moderne Civilisation mit sich bringt.

Keiner dieser die Gerichtsbarkeit ausübenden Sciumagallé kennt den Koran; nichtsdestoweniger werden sie fast wie Heilige verehrt, zahlen keinerlei Abgaben noch gelegentliche Tribute und besitzen eigene, oft prächtig reiche Familiengrüfte. Der Tigré dagegen zahlt doppelte Tribute, an den Scium, oder Obersten, und an die Familie, unter der er steht.

Diese Tribute bestehen in Getreide, Vieh, Milch, Honig rc., und jede Gelegenheit dient zum Vorwand für Tributerhebung: Hochzeit, Geburt, öffentliche oder Privatfeste, Begräbniß, Schlachtung des Viehes, Krieg und Unglücksfälle.

Munzinger schildert auf ergreifende Weise die Lage der Tigré. Hoffentlich wird auch hier der Zeitgeist sich fühlbar machen, denn der Tigré fängt bereits an das Haupt zu heben. Die doppelten Abgaben, die lebenslängliche Knechtschaft unter einem Herrn, der nicht einmal Besitzer des Bodens ist, den sie bearbeiten müssen, scheint ihnen eine ungerechte Sache. Die Civilisation wird allmählich dies schmachvolle Feudalsystem vernichten. Immerhin ist es eine schwer zu lösende Frage.

Diese Zustände gleichen, in verkleinertem Maßstabe, dem Verhältniß zwischen Adel und Volk im alten Rom und in gewisser Weise auch dem Socialismus unserer civilisirten Welt.

Um eine Umgestaltung zu erreichen, müßte man mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen. Vielleicht könnte das Problem nach und nach durch Einsetzung einer angemessenen Staatssteuer seine Lösung finden. Diese müßte die öffentlichen Ausgaben decken, den Sold der Bewaffneten und ein entsprechendes Honorar für die Häuptlinge.

Voll Vertrauen in die Macht und Gerechtigkeit Italiens, wünschen die Unterthanen diese Steuer, und überzeugt, daß berechtigte Klagen ein williges Ohr finden würden, sehnen sie sich nach Erlösung von der Willkür ihrer gegenwärtigen Herren, welche ihrerseits, durch Erhebung ihrer Amtswürde, an allgemeinem Ansehen gewinnen würden.

Doch sowohl bei Einsetzung wie bei Erhebung eines derartigen Tributs müßte man mit großer Umsicht die speciellen Verhältnisse berücksichtigen: die Beziehungen zwischen Adel und Volk, den fast gänzlichen Mangel an baarem Geld und die ackerbaulichen Zustände. Vor allen Dingen aber muß man verhüten, daß das alte Gebäude nicht plötzlich, mit einem Schlage zusammenstürze und unter seinen Trümmern das zukünftige Gedeihen dieses liliputanischen Stammes ersticke.

Nicht nur durch Aussaugen des Blutes macht sich die Unterjochung dieser Unterdrückten fühlbar, auch dem Gesetz gegenüber sind sie — oder waren sie wenigstens bis jetzt — stets die Geopferten.

War ein Tigré im Rückstand mit Zahlung der Abgaben oder für andere Dinge verschuldet, wurde er zum Sklaven gemacht. Hatte ein Tigré, sei es auch nur fahrlässig, einen Sciumagallé getödtet, fiel er und seine ganze Familie als Sklaven in die Hände der Familie des Getödteten. Handelte es sich nur um Verwundung, wurde der Thäter Sklave des Verwundeten bis zur Abzahlung einer ihm auferlegten Summe, die stets so hoch war, daß sein Tod vor der Auslösung erfolgte. Seit die mohamedanische Religion im Lande herrscht, die dem Sklaventhum abgeneigt ist, sind diese barbarischen Gesetze bisweilen gemildert. Dennoch waren die Sklavenmärkte im Süden bis zur jetzigen Zeit noch sehr gut versorgt; die Derwische treiben auch gegenwärtig Sklavenhandel und würden denselben auch in ausgedehnterer Weise betreiben, wäre nicht die Flucht erleichtert, und hielte sie nicht die Furcht vor der italienischen Regierung zurück. Besonders wurde dieses Verbrechen

des Menschenraubes von den Bogos begangen, die auf ihren Streifzügen in den Nachbarstämmen Knaben und Mädchen griffen und sie auf den Markt nach Kassala und nach Abessinien führten. Die Marîa, die sich meistens nur auf Vertheidigung ihrer Berge beschränken, ließen sich nur gelegentlich dazu verleiten.

Zuweilen kam es freilich vor, daß der Vater selbst sich so tief erniedrigte, sein Kind gegen einen Gegenstand auszutauschen.

Alles betrachtet, scheint es, daß die individulle Freiheit bei den Marîa vielleicht noch beschränkter ist, als in anderen Stämmen, und diese entwürdigende Knechtschaft führt uns zu der traurigen Betrachtung, welche Schwierigkeiten die moralische Erhebung dieser Unterdrückten erfordert.

Vielleicht ist es weniger schwierig, ein völlig wildes Volk zu civilisiren, als eins, dem von der Civilisation seiner Vorfahren Nichts geblieben ist, als die Reste einer feudalistischen Supremität, die rohe Gewalt, der brutale Egoismus, mit dem der Hochgestellte den Niederen erdrückt.

Von den abessinischen Institutionen des Mittelalters ist keine Spur zurückgeblieben. Ohne den verblendenden Nimbus der Waffenmacht, ohne den Luxus der Höfe und den Zauber der Burgen und Paläste ist das Vasallenthum aufrecht erhalten und besteht in der erdrückendsten und verächtlichsten Weise.

Der bereits erwähnte Scium der Marîa Neri, Abd-el-Kader, ist trotz seiner Güte und Milde lange Zeit Unterhändler für die Sklavenmärkte gewesen; er verheimlicht es nicht, sagt aber: Die Regierung hat diesen Handel verboten, darum wäre es unrecht von mir, ihn zu betreiben. Doch sein ironisches Lächeln beweist, daß er nicht aus Ueberzeugung handelt, und daß das Verbot ihm nicht einleuchtend ist.

Bei den Marîa, heißt es, sei Niemand mehr mit Gewalt als Sklave gehalten; doch viele bleiben, weil sie sich wohl fühlen oder nicht wissen, wie ihr Leben fristen.

Geschah es aus Furcht oder aus Ergebenheit? Thatsache ist, daß an dem Tage, da, während dieser meiner Reise zum ersten Male, die italienische Flagge auf den Höhen von Erota wehte, die letzten Sklaven freigesprochen wurden. Wir wiederholen hier, daß der Islamismus viel zur Verbesserung der Lage dieser Unglücklichen beigetragen hat. Ein Spruch im Koran sagt: „Seid barmherzig gegen eure Sklaven, denn der Herr liebt nicht die Stolzen und Harten.“ Hier, wie überhaupt im Orient, gehören die Sklaven zur Familie und werden oft besser gehalten, als bei uns die Dienstleute. Sie sind ihren Herren mehr Gesellschafter als Diener, umsomehr, als die Adligen meistens keinen Boden besitzen, den die Sklaven zu bearbeiten hätten, wogegen der Tigré die schwerste Arbeit leisten muß. Manchen Sklaven, der seine Freiheit benutzt, trifft ein härteres Loos, und die Sklavinnen vermehren häufig die niedrige Schaar, welche den Abschaum der weiblichen Gesellschaft bildet. Nichts destoweniger ist die Abschaffung dieser

barbariſchen Sitte ein dem Zeitgeiſt entſprechender lobenswerther Fortſchritt. Erwähnen wir noch, daß die gegenwärtige Sklaverei hier nicht wie im Alterthum eine wirthſchaftliche, zur richtigen Arbeitsvertheilung der civiliſirten bürgerlichen Geſellſchaft beitragende Inſtitution iſt. Die männlichen Sklaven dienen ihren Herren als Kämpfer, Streiter, „Bravo"; die weiblichen ſind häufig Freudenmädchen, oder verkaufen ihre Reize zum Vortheil ihres Beſitzers; noch andere helfen ihren Herrinnen Nichts thun. In Cheren und Maſſaua giebt es noch jetzt öffentliche Frauen, welche dem Häuptling, wenn er an einen Ort kommt, freiwillig einen Obolus von einigen Thalern bringen, und da dieſes ſchmutzige Geſchäft nicht entehrend, nicht einmal ſchamlos iſt für die Frau, liegt auch für den Hochgeſtellten nichts Entehrendes darin, dieſes häßliche Tribut anzunehmen oder zu verlangen.

Das Verfahren findet hauptſächlich da ſtatt, wo der Adel noch, wie bei den Marìa und bei den Beni=Amer, von einer Art Nimbus umgeben iſt.

Es ſteht zu erwarten, daß zur Zerſtörung der Mauern, welche der Kaſtengeiſt in dieſer Bevölkerung aufrichtet, wie zur Erhebung des Volkes und zur Herſtellung einer gewiſſen Gleichheit, die Militariſirung viel beitragen wird; denn in den Truppen vereinigen ſich Adlige, Volk und frühere Sklaven.

Für den Kriegsmann giebt es keine höhere Auszeichnung als Tapferkeit, Disciplin und Intelligenz, und das Gewehr, das Italien den Einheimiſchen in die Hand gegeben, adelt in den Augen Aller ſelbſt den Schwarzen, der es ſchultert.

Erota, Sylveſternacht und Neujahrsmorgen 1891.

In der Stille der Morgendämmerung ſteigt ein wehmüthiges Gebet zum Himmel empor und verklingt auf der Hochebene. Es iſt ein langer, monotoner, ſchmerzlicher Geſang, der um Erbarmen fleht, um beſſere Tage. Das Wehklagen eines in ſeiner Exiſtenz bedrohten Volkes meint man zu vernehmen, das nach Befreiung ringt von der Uebermacht der Nachbarvölker, die es zu erdrücken drohen.

Hier iſt die Religion nicht ein Ueberſtrömen der Liebe und troſtbringender Gefühle; auch nicht zitternde Furcht vor der Gottesmacht: Inſtinct, Ueberlieferung, Gewohnheit treiben zur Andacht.

Und dennoch, hier in dieſer Umgebung bewegt dies Gebet unſer Herz und regt zum Mitleid an.

Aus den beiden großen Dörfern, oder beſſer geſagt Feldlagern von Erota, treten die Männer aus den Hütten heraus, wenden ſich gen Oſten, küſſen die Erde und erheben andachtsvoll die Arme gen Himmel.

Der melancholiſche Geſang tönt fort, ſchwächer, erſterbend, wie der matte Hoffnungsſchimmer einer Seele, die ſich nach Auflöſung, nach dem Unendlichen ſehnt.

Und weithin verhallt das Echo, weithin bis in die tiefsten Thäler, wo hell und kühl der Tag erwacht.

Ueber den Bergen, wo zwischen wirrem Gestein der Barcastrom sich mühsam seinen Weg bahnt, vergoldet sich der Himmel; schnell färbt den Horizont ein rosigen Schimmer, der, in Korallenroth übergehend sich über die unabsehbare Himmelswölbung ausbreitet bis zu den sandigen Weideplätzen der Barcas hin. Man schlägt die Trommel.

Die großen, mit weißflimmernden Quarzsteinen bedeckten Grabmale, die einen viereckig, andere kuppelförmig, treten am Horizont hervor, wie Nomadenzelte in der Wüste; und diese Ruhestellen der Hingeschiedenen, die den Eingeborenen geweiht, geheiligt sind, erheitern die Landschaft, wogegen die dunklen Hütten in dem gleichfarbigen Erdreich aufgehen.

Das Hochplateau ist völlig kahl, denn die Marìa dulden weder Bäume noch Gesträuche, diese Zufluchtsstätten der Vögel, die das Getreide auf den sich vor unseren Füßen ausdehnenden goldgelben Feldern zerstören. Doch auf den Gipfeln, auf den Vorsprüngen, an den Wänden der Abstürze, erheben sich hier und da, einzeln oder in Gruppen, die abessinische Euphorbia, der Qolqual, Bäume, welche den äthiopischen Alpen ein ganz bestimmtes Gepräge geben.

Hier in dieser Abgeschiedenheit, zwischen den vielen zerstreuten Grüften, die, wie der Tod selbst, unbegrenzt sind, erscheint mir dieser Qolqualbaum als eine Stätte der Andacht und völlig im Einklang mit der gedehnten, schleppenden melodielosen Monotonie des Sanges. Grün und steif steigt er empor und erhebt, man möchte sagen andachtsvoll, seine fleischigen regelmäßig gegliederten Aeste zum Himmel. Die röthlich-gelb-grüne Frucht auf der Spitze scheint eine Opfergabe, oder Opferkerze, und mit Recht nennt man sie i candelabri. Die Aeste sind mit Stacheln bedeckt und verbergen im Inneren einen gefährlichen Saft, der sogar den Honig der Bienen vergiftet, die daran gesogen haben.

Und wie der Qolqual unbewußt seine Opferspende hinreicht, so fließt unbewußt das Gebet von der Lippe.

Einige Boabab, das Pachyderm der afrikanischen Vegetation, ragen empor, einer Gruppe mächtiger Säulen gleich, schwarz, düster, mit unbelaubten stacheligen Aesten.

Dieser Baum gleicht einer Ruine, an die sich hier und da eine Epheuranke klammert, oder die liebliche Sykomore, die ägyptische Feige, lehnt.

Die Großartigkeit dieser Landschaft erinnert an die römische Campagna.

Es ist der letzte Tag des Jahres 1890. Die leuchtende Sonne begrüßt die italienische Flagge vor meiner Hütte, die zwischen den beiden Dörfern der Marìa Neri aufgerichtet ist.

Die Trompeter unserer Escorte von Eingeborenen stimmen den Königsmarsch an. Unsere heutige Aufgabe ist das Besteigen des Debra-Bat, oder

Grottenberges, der im Westen aus einem Felsenmeer emporsteigt, düster, kahl, steil, und dessen mächtiges Haupt Helme mit aufgeschlagenem Visir bedecken. Helme und Visire sind nackte Felsstücke.

Dieser Berg ist ein geheiligter, den Mysterien geweihter Berg; seine Grotten dienen seit Jahrhunderten den Einheimischen wie feindlichen Eindringlingen als Zufluchtsstätte. Munzinger hat sie besucht, doch vergebens hat er nach Inschriften geforscht, die seine Führer ihm versprochen hatten, vergebens waren seine Anstrengungen, den Kamm zu ersteigen. Ein Docono (Kaufmann aus Archico) versprach mir, ein Grab mit Inschriften nachzuweisen, und ein Leopardenjäger bietet sich mir als Führer auf den Gipfel an.

Seltsam sind die Legenden der Marîa.

Außer dem Führer hat kein menschliches Wesen die Spitze des Debra-Bat erstiegen. Zwischen Steingeröll und Dornen schlüpfen zischend die Schlangen. Auf dem Kamm des Berges haust ein Geist, dessen Odem tödtet. Abd el Kader erzählt, einer seiner Vorfahren habe den Gipfel erreicht, hätte indeß, von Grausen erfaßt, sofort hinabsteigen müssen.

In diesem Lande paart sich der Aberglaube der Aethiopier mit dem des Islams. Jeden Augenblick läuft man Gefahr, irgend einen Geist, einen Dämon, einen Kobold zu beleidigen, und die Eingeborenen fühlen in jedem Augenblick das Bedürfniß, diese geheimnißvollen Mächte zu versöhnen und zu beschwören.

Die kleine Truppe der Marîa Neri schaart sich um ihren jungen Führer Ibrahim, der hoch zu Rosse sitzt.

Die Männer sind schön, das Haupthaar lang auf den Nacken hängend, Brust, Rücken, Lenden wie von Bronze an Farbe und Stärke. Die Taille umgürtet eine weiße oder grellbuntfarbige Schärpe, welche die Kartuschen trägt. Stolz schultern sie das Gewehr, das ihnen erst vor Kurzem anvertraut worden ist. Die Schaar ist nur klein, denn der größte Theil ist zum Barcastrom marschirt, um im Fall einer mahdistischen Bewegung Alarm zu geben.

Wir steigen hinab bis zu den beiden, in Form eines Amphitheaters erbauten Dörfern. Sie zählen etwa 500 Hütten. Links wohnt ein Theil des Stammes Ad Abdrahan und ein Theil der Tembellé, rechts die Ad Egal.

Der Trommelwirbel mischt sich in die Gebete und Gesänge. Aus den Hütten springen nackte Kinder beiderlei Geschlechts heraus, mit rasirten Köpfen und einem Büschel Haare auf dem Schädel. Einige Frauen zeigen sich mit verhülltem Antlitz und nackten Beinen, die um die Knöchel ein Ring von Messing, Leder oder auch wohl Silber schmückt. Dienerinnen steigen schwerfällig vom Brunnen herauf; ihre Lenden umgürtet ein breiter Lumpen; die Gestalt krümmt sich unter der Last des schweren Gefäßes, und die schlaff herabhängenden Brüste gleichen leeren Blasen. Das junge Vieh

zieht zur Weide oder zum Tränken. Gruppen zerlumpter Schwarzer nähern sich langsam und grüßen majestätisch.

Die Marìa, denen, wie allen anderen, unter der Protection Italiens stehenden Tribus, Schutz für ihre Person, Vieh und Felder zugesichert ist, stehen auf den Höhen, unter ihrem Anführer kriegerisch aufgereiht.

Unser Weg führt durch ein kleines noch grünendes Thälchen, und auf gelblichem Gestein, zwischen stachligen Akazien beginnt das Steigen. Umschauend bemerkt man die Sorgfalt im Feldbau der Marìa. Wie im Barcathal sind die Besitzungen durch niedrige Steineinfassungen abgegrenzt. Diese Sorgfalt beweist, daß, wenigstens vor den unheilvollen Invasionen, das Land nicht zu groß war für die arbeitsfähigen Arme.

Nach einem Marsch von ungefähr einer Stunde befinden wir uns an einem Gießbach. Hie und da im trocknen Sande spiegeln kleine Wasserflächen den Himmel ab, und daneben, in der Feuchtigkeit, ist auch die Vegetation noch frisch. Aus dem Gras steigt ein Feigenbaum empor, dessen kolossale Wurzeln aus dem Erdboden hervorragen und bequeme Sitze bilden für die Mädchen, die sich hier unter den mächtigen, Kühlung und Schatten spendenden Aesten versammeln, um zu singen und von dem zukünftigen ersehnten Gatten zu plaudern.

Auf dem Wege finden wir häufig Betstätten. Diese bestehen aus einem engen Kreise aufgeschichteter Steine, in dem ein Mensch Raum hat; zuweilen bilden sie einen Anhang an die kreisförmige Mauer um die Grabmale.

Diese Bevölkerung singt und betet ununterbrochen. Ehemals verehrten sie Christus und ganz besonders die Jungfrau Maria. Vor etwa zwei Generationen durchpilgerte irgend ein großer Heiliger aus Mekka das Land und überzeugte den Häuptling davon, daß der Islam die Religion ihrer Vorfahren gewesen war. Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, — versichert man — traten zur mohamedanischen Religion über, behielten aber viele christliche Kirchengebräuche bei. Um den Regen zu erflehen, heben sie die Arme zum Himmel und sprechen christliche Gebete.

Der weite Horizont, die Einsamkeit wirken auf die Phantasie, und die Vorstellung der Unendlichkeit des Weltalls mag dazu beigetragen haben, daß die asiatischen und ein Theil der afrikanischen Völkerschaften seit unendlichen Zeiten Monotheisten sind.

So mag Israel vor den Zelten in der Wüste gesungen haben. Die Unwissenheit, die Knechtschaft, die Abgeschiedenheit, die Dehnbarkeit der Dogmen und der in allen Religionen halb wilder Völker vorherrschende Aberglaube begünstigt die Apostasie. Bei den umliegenden Völkern — heißt es — richte sich der Wechsel der Religion nach dem Wechsel der Herrschaft, und dieses Princip hat in ganz Aethiopien Geltung.

Der Stamm der Bogos hält nicht viel auf Gebet und Ritus; die Marìa dagegen beobachten gewissenhaft jedes Gebot, ausgenommen vielleicht

die Waschung, und das nicht aus Mangel an Wasser, sondern aus Schauder vor jeder Reinlichkeit.

Der Monotheismus war seit uralter Zeit der Kern aller primitiven Religionen; doch bei diesen afrikanischen Völkerschaften, die vor Jahrhunderten auf einem gewissen Höhepunkt christlicher Civilisation standen, hat sich der hohe moralische Begriff der Welteinheit, wie ihn der Judaismus erfaßt und dem Christenthum wie dem Mohammedanismus überliefert hat, zersplittert und corrumpirt. Das Kreuz ist verschwunden, und der Halbmond hat die Finsterniß nicht zu lichten vermocht. Diese Lobgesänge Gottes unter der tiefblauen Himmelswölbung, angesichts des Kreuzes des Südens, das aus den abessinischen Bergen zu erstehen scheint, sind ergreifend, doch Niemand begreift diese Töne, diese Ceremonien, die Herz und Sinne kalt lassen.

Die Moral ist völlig ausgeschlossen aus ihrer Religion, wie aus ihren Gesetzen. Diese Leute scheinen gut, sanftmüthig und ergeben, doch Achtung vor dem Leben, dem Eigenthum des Nächsten, Ehrgefühl, moralischer Lebenswandel und andere, durch die Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe gekräftigte Gebote, wie die Religion sie vorschreibt, sind ihrem Vorstellungsvermögen fremd, unfaßbare Begriffe.

Die Basis ihrer Moralgesetze ist Rache, persönliche Rache. Die Rache ist Pflicht, ist verschmolzen in den Kastengeist, ist Gesetz der Religion.

Tödtet ein Adliger Dir einen Tigrè, rächst Du sein Blut durch Tödtung eines seiner Tigrès. Ihre Helden, ihre Heiligen sind blutdürstige, erbarmungslos rachesprühende Raubzügler, ohne Gesetz noch Gottesfurcht. Solche vergöttern die Marîa und die Bileni in ihren Gesängen, und diese Tugenden bilden den Inhalt der Todtengesänge, mit welchen die Frauen an den Särgen selbst die größten Feiglinge verherrlichen.

Gesang und Kniebeugungen führen in das Paradies. Die bösen Geister verscheucht man mittelst eines Amulets, eines Verses aus dem Koran, den man um den Hals, um den Arm, irgend wo trägt. Krankheiten heilt man durch Verschlucken eines geschriebenen Gebetes.

Die jungfräuliche Ehre ist heilig, und ein verführtes Mädchen wird sammt dem Verführer und der Liebesfrucht erwürgt, denn ein Hochgeborener darf keinen Bastard dulden. Dagegen ist die Prostitution durchaus keine Schande. Frauen, die sich feilbieten, führen bei den Festen Tänze auf, singen bei den religiösen Feierlichkeiten und sind in jedem Tucul (Hütte) freudlich aufgenommen.

Bei so großer Leichtfertigkeit, bei der Ehrfurcht vor der europäischen Herrschaft, scheint mir ein Uebertritt zum Christenthum keine schwierige Sache. Wie aber könnte man in solchen Herzen Nächstenliebe erwecken, wie ihrem Geiste den Begriff der Gleichheit unter den Menschen beibringen?

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Ackerbau treibenden Tribus religiöser seien als die Nomadenvölker. Manches spricht dafür. Jene hängen mit Liebe an ihren Feldern, an ihren Bergen, an ihrem

Himmelsstrich und fühlen darum das Bedürfniß, den Segen herabzuflehen für das, was ihnen theuer ist. Die Grabstätten der Vorfahren sind ein Band mit dem Jenseits; die leuchtenden Sternbilder am Firmament geben Kunde von der Gegenwart des Allmächtigen. Man ist gesammelter; die Vorstellungen treten klarer und ausgeprägter in die Sinne, und das Verlangen nach Form und Ceremonie im Gottesdienst wird unerläßlich.

Das Leben der Wandervölker dagegen ist stetem Wechsel unterworfen, Nichts ist beständig, ist begrenzt für sie. Ein Häufchen Steine deckt die Leiche der Angehörigen; sie ziehen von hinnen, auf andere Berge, um andere Weide zu suchen, und eine Hand breit Wüstensand genügt, ihr Zelt aufzuschlagen und ihnen den nöthigen Schutz zu gewähren. Ihr Geist ist wandelbar, wie ihre Lebensweise wechselnd ist, und die herumschweifende Phantasie sträubt sich gegen eine Religion mit beengenden Formen.

Bei so kindlichen Völkern mit derartig beschränktem Gesichtskreis vereinigen sich und schmelzen in einander die äußeren Eindrücke und Leidenschaften, Schwärmerei und Andacht wirken auf das Gemüth und bringen Verwirrung in den Allgemeinbegriff der Religion. In der Sprache der Bileni drückt ein und dasselbe Wort drei Begriffe aus: Gott, Himmel, Firmament.

Fast immer mischt sich in den Monotheismus der Glaube an Hexerei, an den Talisman und das Verlangen nach allerlei Ceremonieen, und dadurch nimmt in rohen, jeder idealen Auffassung unfähigen Wesen die Religion leicht den Charakter eines verderbten Pantheismus an.

Vergleichende Studien der verschiedenen Religionen bei den Volksstämmen in dieser Region der italienischen Colonien würden sehr lohnend sein.

Hier auf dem Hochplateau der Marîa steht, hauptsächlich in den Gesängen, der Ritus des Islamismus im Allgemeinen, und derjenige der Einheimischen ganz besonders, in vollem Einklang mit dem feierlichen Ernst der Landschaft.

Bei den Marîa ist die Frau höher geachtet als bei den Bozos. Ihre Geburt wird, wie die der Knaben, mit einem dreifachen Hoch begrüßt. Die Frau darf Eigenthümerin sein, darf erben und vor Gericht Zeugniß ablegen, doch ihre Aussage hat nur halben Werth, denn ein männlicher Zeuge wiegt zwei weibliche auf. Die Heirath ist bei ihnen nicht ein Contract wie bei den Bogos, wo der Vater das Mädchen an die Familie des Bräutigams verkauft; hier hat die Braut Anrecht an die Hälfte der Summe, die ihr Vater von dem Bewerber empfangen hat. Der Bräutigam mit seinen Freunden raubt die Braut mit scherzender Gewalt und führt sie in seine Hütte. Hier versammelt sich eine lustige Gesellschaft; leichtfertige Mädchen führen Tänze auf, man singt, trinkt, rührt die Trommel. Die Schwiegereltern gießen eine Schaale Milch auf das Haupt des Mädchens, mit dem Wunsche für eine gesunde, zahlreiche Nachkommenschaft. Diese Feste wiederholen sich bei den Freunden während eines Monats; dann erkauft der

Bräutigam mit einem Geschenk das Recht, den Angerab (großer Diwan) zu theilen und für die Erben zu sorgen.

Bei den Bileni herrscht eine andere Sitte:

Das junge Paar muß die Ehe in einer neuen Tuculul beginnen; die Braut liegt ausgestreckt auf der Schwelle, und der Bräutigam setzt ihr eintretend, den Fuß auf den Nacken.

In den Dichtungen der Bileni wird die Frau mit der Hyäne verglichen, die María nennen sie: die Löwin.

Ihre Hütten sind primitiv und gleichen, wie auch die der Bileni, den Nomadenzelten. Der Fußboden wird nicht erhöht, keine Steine verwendet man zur Verstärkung der kreisrunden Wand, wie dies sogar bei ganz wilden Stämmen geschieht. Eine runde, von Baumästen getragene Deckung, die dem Raum etwas mehr als Manneshöhe giebt und von außen mit Stroh oder Gezweig belegt ist, dient als Dachung. Während der Regenperiode strömt das Wasser hinein, was aus hygienischen und noch mehr aus Reinlichkeitsrücksichten gewiß sehr vortheilhaft ist. So sind die Wohnungen der María beschaffen.

Die Reichen besitzen zuweilen zwei oder drei Tucul, die zu verschiedenen Zwecken dienen und von einer Dornenhecke umgeben sind. Zuweilen sind dieselben mit einer Binsenmatte bedeckt, die man gegen eine gewisse Quantität Durra (afrikanisches Getreide) von den Beni-Amer ersteht, und die mittelst einer besonderen Einräucherung wasserdicht gemacht werden.

Oft findet man Spuren runder Steinmauern, die abessinischen Ursprungs zu sein scheinen; doch jetzt, nach den wiederholten Invasionen, während welcher man oft die Hütte den Flammen preisgeben mußte, um sich an sichereren Plätzen eine neue aufzurichten, denkt Niemand mehr an solide Bauten.

Nicht weniger ärmlich ist die innere Einrichtung. Ein Angerab, auf dem man geboren wird, auf dem man schläft, träumt, plaudert, ißt, Urtheilssprüche ertheilt, die Huldigungen der Tigré entgegennimmt, auf dem man stirbt und der als Katafalk dient.

Die Hausgeräthe sind dem Uebrigen entsprechend. Eine Reibmaschine, eine Art Mörser, der aus zwei Steinen besteht, einem ausgehöhlten und einem kugelförmigen, und der zum Zermalmen der Durra dient. Eine Ghirba (Wasserschlauch aus Thierfellen), einige mittelst gehärteten Kuhmistes undurchdringlich gemachte Milchkörbe, ein paar aus den aufgeworfenen Erdhügeln der Termina (große weiße Ameisen) selbstgefertigte Vasen, und schließlich drei Steine: der Feuerherd.

Eine Oeffnung im Fußboden dient zur Reinlichkeit, zur Ausschmückung und besonders zur Freude der Frauen.

In diesem unten breiten und oben verengten Loche zündet man feuchte Späne wohlriechenden Holzes an, die langsam mit dickem Qualm verdunsten.

Unter einem Sciemma (Burnus oder Decke) kauert die Frau daneben nieder und bleibt eine Zeitlang in dem von unten aufsteigenden Rauch verhüllt. Dieses Dunstbad erzeugt starken Schweiß und eine wollüstige Erschlaffung, wenigstens versichern sie das und sind auch der festen Ueberzeugung, es erhalte die Haut weich und geschmeidig und bewahre die Jugendfrische.

Die Hütte ist mittelst eines Vorhanges aus Bastgeflecht in zwei Räume getheilt. Ein Thierfell ist die Matratze, und die schmutzige Kleidung, die keine Nähte kennt, ersetzt die Betttücher. Auf dem Angarab ruhen die Eltern und zuweilen auch die Knaben; die Mädchen schlafen auf dem Boden, am liebsten in der Asche. Mitunter bringt die Frau als Mitgift ein mit Durra gefülltes Federkissen, doch dieser Luxus ist selten. Hier, wie in manchen anderen Gegenden Afrikas, hat man als Kopfstütze während des Schlafes ein kleines Holzgestell mit Querleisten, ein merkwürdig hartes Kopfkissen, das sehr zweckmäßig, um den complicirten Kopfputz der Männer nicht zu beschädigen.

Hier, wie überall, lieben die Frauen die Schmucksachen, und die Frisur ist eine außerordentlich wichtige Sache. Etwa hundert zierlich abgescheitelte Zöpfchen fallen bis auf die Schulter herab; die Reichen, Eleganten ziehen zwei, drei Flechten durch einen silbernen Ring, der oben auf dem Schädel befestigt wird. Die ganze Coiffüre wird mit Butter bestrichen, die hier weißlich zusammenrinnt, dort, von der Sonne geschmolzen, auf Hals und Brust niederträufelt. Durch die Nase wird ein silberner Knopf gezogen, den, so lange sie Mädchen sind, ein Holzstäbchen ersetzt. Der Hals ist behängt mit Schnüren von aufgereihten Bärenzähnen, Thierknöchelchen, kleinen Muscheln, Glasperlen. Um die Knie, um die Arme tragen sie Spangen aus Hippopotamusfell, die silbernen sind seltener. Um die bösen Geister zu beschwören, schnüren sie sich einen Gürtel aus Löwen- oder Tigerfell um die Taille. Im Hause tragen die Frauen, und besonders die Mädchen, als einzige Bekleidung eine breite Lederbinde um die Hüften, die, unten ausgefranzt, bis auf die Knie fällt und der Keuschheit möglichst Genüge thut. Doch dem Fremden gegenüber treibt sie das Schamgefühl dazu, ihr Antlitz zu verhüllen — das Uebrige hat Nichts zu sagen.

Sie kauern, von Kindern umringt, auf den Thürschwellen, trillern und singen. Sind es Liebeslieder? vielleicht! Doch meistens sind es Kriegsgesänge und Gebete, von denen kein Mensch ein Wort versteht. Sogar hier, unter den armen Bergbauern, sind die Frauen voll Begeisterung für die Kriegshelden, und tanzend schwingen sie stolz den Degen bei der Leiche und am Grabe selbst derer, die gar nicht im Kampfe gefallen sind.

Das ist die Schwäche, die zur Kraft emporblickt; es ist das unterdrückte Geschöpf, das in seiner Zurücksetzung nach Ruhm und Pracht verlangt, sich nach dem Rausch der Sinne sehnt, seinem natürlichen Beschützer huldigt, den Heldenmuth bewundert und beneidet.

Herrliche Sinnbilder enthalten die schwungvollen Dichtungen: die Blitze, welche die brausenden Ströme erleuchten; die von der Feuersbrunst umzüngelten Berge; das Roß, das schäumend über die Abgründe galoppirt; die goldschillernden Grüfte; die Geister, die vom Zenith die Stürme über den Erdball wehen; die Gazellenaugen der Mädchen, der Liebe und Tod spendenden.

Nach besserer Kenntniß der tigrëischen Sprache, welche bei den Marîa wie fast in allen Stämmen gesprochen wird, darf man auf eine Uebersetzung dieser Dichtungen hoffen, in denen die großartigen Naturschönheiten auf hochpoetische Weise verherrlicht werden, was für das vergleichende Studium der verschiedenen Menschenrassen äußerst interessant sein dürfte.

Die Mädchen werden sehr strenge gehalten. Neuerdings noch wurde die Tochter eines Nobile sammt ihrem Geliebten und dem Kinde zum Tode verurtheilt. Doch dieses grausame Verfahren wird immer seltener, denn die Sitten werden milder, der Stolz der Adligen, der Kastengeist nimmt ab, und die verirrten Mädchen lernen jetzt die Straße nach Cheren kennen, wo man der Göttin Venus nach Belieben huldigen darf, ohne geschändet zu sein.

Und während man die Jungfrau nach einem einzigen Fehltritt tödtet, werden die Freudenmädchen in Ehren gehalten.

Dem Gesetze des Korans nach darf der Mann vier legitime Frauen ehelichen und für sein Privatvergnügen so viel Concubinen halten, wie ihm beliebt. Doch dieser Luxus, der auch in Afrika wie überall Familienzwist nach sich zieht, verbietet sich durch den Mangel an Geld.

Die Ehescheidung besteht bei den Marîa wie bei den Bogos und bei anderen vom Hochgebirge herstammenden Stämmen. Hier beruht die Scheidung auf gegenseitiger Forderung und zieht keine anderen Folgen nach sich; nach Verlauf eines Jahres darf die Frau eine zweite Ehe eingehen.

Bei den Bogos ist das Gesetz härter: Die Frau wird zweimal unter das eheliche Dach zurückgeführt und hat nach der Scheidung kein anderes Recht, als das auf ihren Säugling.

Die Frau ist Herrin im Hause, und die armseligen Geräthschaften sind ihr Eigenthum; nicht aber die Hütte, wie bei den Beni-Amar, wo man durch Uebergabe der Hütte an die Frau dem Begriff der Häuslichkeit huldigt.

Auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, ist die Frau die Quelle vieler geheimer Dramen und Anlaß zu fortwährenden Feindseligkeiten zwischen den Tribus; in ihrer Hand liegt Eintracht oder Blutvergießen.

In der Jugend ist die Afrikanerin schön. Ihre, durch keine Kleidung eingezwängte Gestalt entwickelt sich naturgemäß, was ihrer Haltung, ihrem Gang anmuthige Bewegungen giebt. Hände und Füße sind klein, die Gesichtszüge oft lieblich; die Bewegungen des langen Halses gleichen denen eines Schwanes, und die volle starke Büste scheint das Werk eines Bildhauers.

Mit folgenden Worten schildert ein von einem Streifzug heimkehrender Maria das Begegnen mit seiner Schönen:

„Das Mädchen kam mir entgegen; wie fließender Aether wallte das Haupthaar, und sie schüttelte die Mähne wie ein Dongolavi-Roß. Ihr Schwanenhals, die glänzenden Flechten, die großen weitgeöffneten Augen berauschen den Mann.“

Es heißt, diese Frauen seien schmeichlerisch, doch nicht leidenschaftlich. In ihren Geberden sind sie lüstern. Jede Beschäftigung wäre für eine Frau besseren Standes entehrend; überall findet man eine Magd, die das Wasser trägt, melkt, die Durra zermalmt, die, mit Milch und Butter gut zubereitet, ein leckerer Bissen ist.

Für die Wäsche sorgen die Männer, indem sie das Zeug in Wasser werfen und mit den Füßen darauf stampfen.

Kaum sind die Kinder der Brust entwöhnt, wälzen sie sich in Staub und Sand, ohne daß sich Jemand um sie kümmerte, während die Mutter auf dem Angarab ruht, indolent, gedankenlos, schwatzend.

Doch die Gazellenaugen brennen, und unter ihren Zeugflicken zittert die Wollust, die sich in ihren katzenartigen, schlangenhaften Bewegungen verräth, in ihren Gesängen, ja, sogar in der Art, wie sie leicht und lose die breite Schärpe um die schön entwickelten Hüften schlingen.

Ueberall ist das Weib gefallsüchtig, und hier besitzt es kein anderes Mittel, dem Manne zu gefallen, als das, seine Sinnlichkeit zu reizen. Wo wäre die Anregung, die im Geiste dieser Geschöpfe einen höheren Gedanken erwecken könnte? Wie wirkt die Außenwelt auf sie ein? Welche Hirngespinnste mögen in ihren Sinnen sich regen?

Ueber ihnen wölbt sich der von Felsspitzen getragene tiefblaue Himmelsdom; das Land der Hababs, Bogos, Beni-Amar bildet die Grenze ihres Weltreichs; Legenden von Ungeheuern und Dämonen beleben ihre Phantasie, keine religiöse Lehre, keine Moral reinigt die Seele. Sie leben mit der Natur, singen wie die Vögel, sorglos wie diese um den nächsten Tag. Frei von allen durch die Civilisation bedingten Sorgen und Bedürfnissen, frei von jedem Kampf und Streben, vegetiren sie in einer ihnen selbst unbewußten Resignation, ohne unter ihrem freudeleeren Dasein, ihrem harten Loos zu leiden. Kein Verlangen nach Genuß und Lebensfreuden zehrt in ihnen; ihr Leben schleppt sich hin, in erdrückender Monotonie, in einem gleichmäßigen Klima, das hin und wieder durch tosende Wolkenbrüche unterbrochen wird, bis auch für sie die ewige Nacht sich niedersenkt und — Alles ist zu Ende!

Carl Reinecke.

Von

Wilhelm Henzen.

— Leipzig. —

Einem Nestor der deutschen Musik, der, aus der Schumann-Mendelssohn'schen Aera hervorgewachsen, noch in ungeschwächter Freudigkeit des Schaffens und Wirkens unter uns weilt, dessen meisterhaften Claviervorträgen, besonders der Werke eines Mozart und Schumann, Nord und Süd unseres Vaterlandes innig entzückt gelauscht hat und noch gegenwärtig lauscht, kann ein Blatt von der Bedeutung dieser Monatsschrift eine herzliche und wohlverdiente Würdigung um so weniger vorenthalten, als der 75. Geburtstag des Meisters im Jahre 1899 bevorsteht, welcher zweifellos Veranlassung bieten wird, sich von der musikhistorischen Bedeutung Reineckes eingehende Rechenschaft zu geben und Rückschau zu halten auf ein an künstlerischen Erfolgen und gedeihlichem Wirken überaus reiches Leben. Machen wir daher mit unserem Versuche einen bescheidenen Anfang in der Hoffnung, zu umfangreicheren und gründlicheren Arbeiten zu ermuntern.

Das musikalische Talent scheint unser Meister von seinem Vater geerbt zu haben, der anfangs in Altona und seit dem Jahre 1844 im Königlichen Seminar zu Segeberg als Musiklehrer wirkte und unter Anderem auch einige theoretische Werke über Clavierspiel und Harmonielehre verfaßt hat. Schon in frühester Jugend hatte sich bei diesem das musikalische Talent gezeigt, indem der Knabe, ohne einen Begriff vom Notenlesen zu haben, in einem dreistimmigen Gesange die zweite Stimme übernahm und, nach dem Gehör improvisirend, fehlerlos durchführte; und ebenfalls schon in frühester Jugend

offenbarte sich dieselbe Anlage bei dem am 23. Juni 1824 geborenen Sohne Carl Heinrich Carsten Reinecke. Denn als im Vaterhause einstmals ein Haydn'sches Streichquartett ausgeführt wurde und Niemand sich eine plötzlich zu Gehör gebrachte Disharmonie erklären konnte, fand der Kleine die Lösung des Räthsels in einem Fehler der Violoncellstimme. Oft genug haben derlei geringe Anzeichen genügt, um die Erziehung der Kinder in die richtige Bahn zu leiten, wenn die Eltern deren Entwickelung sorgfältig beobachteten. Auch Reineckes Vater zögerte nicht, mit Einverständniß der liebevollen Mutter (Henriette geb. Wetegrove) den musikalischen Keim, den er in seines Kindes Seele entdeckt hatte, zu hegen und zu pflegen. Er selber gab ihm vom fünften Jahre ab Unterricht in Theorie und Praxis der Musik, und neben den berufenen Claviermeistern der damaligen Zeit, einem Pleyl, Kuhlau, Dussek und Hummel, neben den großen Vertretern der Kammermusik, einem Onslow, Ries, Fesca, Schubert, Cherubini, Haydn, Mozart und Beethoven, lehrte er den aufgeweckten und fleißigen Knaben die verwickelten Geheimnisse des kontrapunktistischen Satzes kennen und konnte ihn nicht genug zu eigenen Compositionsversuchen ermuntern, die schon in ihren kindlichen Anfängen natürlichen Geschmack, Formgefühl und Sinn für Wohlklang erkennen ließen. Bereits am 14. Januar 1836 durfte sich Carl in einem Concerte des Altonaer Apollovereins mit dem Vortrag von Hummels Cavierstück La sentinelle öffentlich hören lassen, und ein'ge Wochen später spielte er ebendort bereits das Beethoven'schen Concert in C-dur. Kaum zum Jüngling herangewachsen, konnte er es wagen, mit den schwierigen Aufgaben des Mendelssohn'schen G-moll-Concertes und den Chopin'schen Variationen über Là ci darem la mano vor das Publicum zu treten. Aber schon bald regte sich in ihm der Wunsch, den beschränkten Gesichtskreis seiner Vaterstadt zu verlassen und die damalige Metropole der deutschen Musik zu besuchen, Leipzig, wo Schumann und Mendelssohn wirkten. Aber die Verhältnisse der Eltern waren höchst bescheiden. Es wurde daher beschlossen, die Gunst König Christians des Achten, damaligen Souveräns der Provinz Schleswig-Holstein, zu welcher auch Altona gehörte, für den hoffnungsvollen Kunstjünger in Anspruch zu nehmen, damit er, mit einem Stipendium versehen, die musikalischen Wanderjahre antreten könnte.

Diese Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Schon in Kiel hatte der Jüngling das Glück, als feinsinniger Begleiter die Aufmerksamkeit des berühmten Geigers Ernst auf sich zu lenken, und durfte in einem eigenen Concerte mit diesem die Kreutzersonate spielen. Auch in Kopenhagen fand er alsbald die gewünschte öffentliche Anerkennung, und im Mai 1843 wurde ihm zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung vom Könige ein Stipendium verliehen, das ihn in den Stand setzte, sich zu längerem Aufenthalte nach Leipzig zu begeben. Dort sehen wir ihn von Männern wie Mendelssohn, Hiller, Concertmeister David alsbald so geschätzt, daß er in den Gewandhausconcerten vom 16. November 1844 und 25. März 1845, und zwar

mit schönstem Erfolge, als Clavierspieler auftreten konnte. Dennoch war sein erster Leipziger Aufenthalt nur vorübergehend. Junge Musikanten wollen sich die Welt ansehen, und in den Wanderjahren treibt ein ungestümer Drang den Kunstjünger in die Ferne. Eifrig Mitstrebende schlossen sich an ihn an; mit Wasiliewsky, Grabau und Königslöw wurde ein Quartett gebildet, das sich in Halle, Bremen nnd Hannover mit Ehren hören lassen konnte. Alsdann ging Reinecke concertirend nach Altona, Kiel und wieder nach Kopenhagen, woselbst er bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten des Jahres 1848 verblieb. Im Herbste kehrte er dann nach Leipzig zurück. Dort stand nach dem frühzeitigen Tode Mendelssohns damals Julius Rietz an der Spitze der Gewandhausconcerte und zögerte nicht, den so vortheilhaft eingeführten Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen: bereits am 9. November trug er sein eigenes Concertstück op. 33 und einige Clavierstücke mit ausgezeichnetem Erfolge vor. Ein mehrtägiger Besuch in Weimar brachte ihn sodann mit Franz Liszt in Berührung. Wie dieser so völlig andersgeartete Geist über Reineckes Künstlerschaft dachte, wird zu erfahren um so mehr interessiren, als man jetzt geneigt ist, anzunehmen, es handle sich zwischen Beiden um einen unüberbrückbaren Gegensatz. In einem Artikel des Pariser Journal La Musique schreibt der große Titan des Claviers:

„Mr. Reinecke est un pianiste des plus distingués. D'un caractère dont la douceur semble être la seule expansion, il apporte dans son art le sentiment intelligent et profond plutôt qu'agissant de Schiller. Il prend les idées à leurs racines, mais il en connaît et les fleurs et les fruits. Nous connaissons de lui des trios, des quatuors qui, riches de forme et élevés de sentiment, ont pour cachet principal une allure noble et contenue."

Bei diesen Anschauungen über Reineckes Talent trug Liszt kein Bedenken, in einem Concerte mitzuwirken, das von ihm in Bremen gegeben wurde und von glänzendstem Erfolge begleitet war. Auch Clara Schumann und Jenny Lind traten ihm in Bremen nahe. Die schwedische Nachtigall ließ ihn sogar per Estafette nach Oldenburg bescheiden, um sich von ihm die Freischützarie begleiten zu lassen, deren Partitur im Mittelpunkt der norddeutschen Torfmoore nicht aufzutreiben gewesen war. Zum Danke für seine prompte Mitwirkung erbot sie sich aus freien Stücken, in seinem zweiten Bremer Concerte mitzuwirken, das wegen kolossalen Andranges statt in der Union im Stadttheater stattfinden mußte. Der Erfolg war enorm, und der erzielte Reingewinn für den Concertgeber betrug beiläufig 3300 Mk. — Reinecke, dem dergleichen noch nicht vorgekommen, war überglücklich und ließ sich an der Verkaufsstelle die Unsumme in klingender Münze vorzeigen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Mit seinem Freunde Otto von Königslöw unternahm er sodann eine Kunstreise nach Paris, woselbst sich Beide im Salon Henry Herz hören ließen. Während

dieses Aufenthaltes ertheilte Reinecke auf besonderen Wunsch Franz Liszts dessen Töchtern Blandine, der späteren Frau Ollivier, und Cosima Clavierunterricht; auch mit Hector Berlioz trat er in Beziehung und wirkte in dem von ihm geleiteten Philharmonischen Concerte als Solist.

Es folgt nun eine Zeit, wo unser Wandervogel bereits eine Neigung zu größerer Seßhaftigkeit verräth, ohne sich jedoch irgendwo dauernd fesseln zu lassen. Zunächst trat er noch im Jahre 1851 die von Hiller ihm angebotene Stellung als Lehrer der Composition und des Clavierspieles an der Rheinischen Musikschule in Cöln an, vertauschte diese jedoch bereits im Jahre 1854 mit der selbstständigeren Stellung eines städtischen Musikdirectors in Barmen. 1858 wurde er zum Universitätsmusikdirector und Dirigenten der Singakademie in Breslau ernannt, und 1860 erging der ehrenvolle Leipziger Antrag an ihn, die durch Julius Rietz' Weggang nach Dresden erledigte Stellung eines Dirigenten der Gewandhausconcerte zu übernehmen.

In den neuen Leipziger Wirkungskreis, dem er jetzt also nahezu 40 Jahre lang angehört, trat er im Herbste des Jahres 1860 ein und übernahm zur selben Zeit das Lehramt für Composition und Clavierspiel am dortigen Conservatorium. Die für Lehrer und Schüler gleich ersprießliche Thätigkeit eines Studiendirectors übt unser Meister auch gegenwärtig noch aus, nachdem er vor einigen Jahren von der Leitung der Gewandhausconcerte zurückgetreten ist, die, wie bekannt, seitdem Herrn Kapellmeister Arthur Nikisch anvertraut wurde. Es verdient hier noch besonders hervorgehoben zu werden, daß Reinecke gelegentlich der im Jahre 1884 erfolgten Uebersiedelung der Gewandhausconcerte in das neue prachtvolle Gebäude und des dort von ihm geleiteten Eröffnungsconcertes von der Leipziger Universität zum Doctor honoris causa ernannt worden ist. Ueberdies wurde ihm vom König von Sachsen der Titel eines Professors verliehen, und die Akademien der Künste in Berlin und Stockholm machten ihn zu ihrem Mitgliede.

Versuchen wir nun zunächst in allgemeinen Umrissen ein Charakterbild unseres Meisters zu entwerfen!

Wir haben in Carl Reinecke einen Musiker vor uns, der sein Talent auf den verschiedensten Gebieten seiner Kunst bethätigt und kaum ein Feld unangebaut gelassen hat, das innerhalb des ausgedehnten Reiches der Polyhymnia gelegen ist. Schon dieses Einheimischsein in allen Provinzen seiner Kunst läßt darauf schließen, daß Reinecke kein Tonsetzer ist, der durch großartige Einseitigkeit fesseln und festhalten will, wie so manche Künstler, die sich auf irgend ein Genre capriciren und in diesem den höchsten Gipfel der Virtuosität erreichen. Es fehlen ihm die geistigen Scheuklappen, die man tragen muß, um den Blick nicht offen und frei nach allen Seiten hin schweifen zu lassen. Jedes Feld seiner Kunst, auf welchem schöne Früchte gezeitigt worden sind, wird von ihm mit Freuden in seiner Berechtigung und Eigenart gewürdigt und selbstständig cultivirt. Er ist einer

von denen, die lieber anerkennen, als verkennen, die lieber freundlich entgegenkommen, als sich hartnäckig verschließen. So schafft er auf allen Gebieten das Entsprechende und Naturgemäße; aber wie er sich in keinem verschanzt, so sucht er auch keines über seine Grenzen hinaus zu erweitern, sondern achtet den status quo des Musikreiches und läßt ihn bestehen, wie er ihn vorfindet.

Daraus ergiebt sich, daß ihm das Gewaltthätige und Ueberwältigende völlig fern liegt; denn er ist, wie Goethe, eine „conciliante" Natur, und wie dieser das Tragische immer abzumildern gesucht hat, wenn er gezwungen war, es zu behandeln, so löst sich bei Reinecke das Erschütternde in's Rührende und Elegische auf. Er will nicht verdutzen, betäuben, zerschmettern; er will uns nicht außer uns versetzen, sondern uns bei klarem Bewußtsein bleiben lassen. Kurzum, er ist kein Darsteller des Erhabenen, sondern des Schönen und Anmuthigen. Wenn er anstatt eines Musikers ein Maler wäre, so würde er es lieben, uns in eine liebliche, von sanften Hügeln umgebene Gegend zu versetzen, die mit grünen Matten bedeckt, von murmelnden Quellen durchrauscht und mit heiteren und liebenswürdigen Menschen belebt wäre. Die Berge würden sich im bläulichen Dufte der Ferne verlieren, aber keine Gletscher würden die ewigen Häupter über die Wolken hinausrecken. Wir würden das reizvolle Landschaftsbild im Sonnenschein und im Dämmerlichte der Abendstimmung zu sehen bekommen; wehmüthige Erinnerungen würden in uns anklingen und, vom silbernen Mondschein umfluthet, würden wir mit dem Künstler am Seeufer wandeln, aber die Schauer der lichtlosen Nacht würden uns erspart bleiben.

Wenn aber Reinecke ein Bildner nicht des Erhabenen, sondern des Schönen und Anmuthigen ist, so geht schon hieraus sein intimes Verhältniß zur musikalischen Form hervor. Das Erhabene geht über die Form hinaus und zerbricht sie. Das Schöne aber ist nach Schillers meisterhafter Definition ein Spielen mit der Form. Und eben dies freie Schalten und Walten über die Form ist das Charakteristische in der Musik unseres Tondichters. Reinecke führt die musikalische Form einerseits bis zur elementaren Zelle zurück, und verfolgt sie andererseits bis zu den verwickeltsten organischen Gebilden empor. Es reizt ihn ebenso sehr, im Umfang von 5 Tönen in kinderleichten Sächelchen künstlerischen Eindruck zu erzielen, wie er die schwersten contrapunktischen Kunststücke mit dem Anschein größter Leichtigkeit — gleichsam spielend — zu bewältigen liebt. Dort wird das Leichte durch die Anmuth der Form gehoben, hier wird dem Schweren durch eben dasselbe Mittel die Schwerfälligkeit genommen. Indem die Form mit sich selber spielt, behauptet sie allerdings den Vorrang vor dem Inhalt, aber sie ist deshalb nicht inhaltslos. Den Inhalt bildet das zu Grunde liegende und durch Imitationen weiter entwickelte Motiv, er ist dem zu Folge von rein musikalischer Natur, kein poetisches Bild, keine Anschauung der Phantasie, kein zum Tönen gebrachter Gedanke.

In Folge der durch Meyerbeer und Wagner bis zum äußersten Maße gesteigerten Ausdrucksfähigkeit der dramatischen Musik hat man geglaubt, einen bestimmten poetischen Inhalt auch mit der reinen Instrumentalmusik verbinden zu sollen, und so sind nach dem Vorgange Franz Liszts eine Reihe von Tondichtungen entstanden, die aus der Musik eine bloße akustische Illustration zu einem innerlich erschauten Bilde oder gar einem philosophischen Gedanken machen. Diese Richtung hat zur Folge, daß das große Publicum sich immer mehr versucht fühlt, dem musikalischen Kunstwerk einen poetischen Inhalt unterzulegen, an den der Componist nicht entfernt gedacht hat. Wie die Genremalerei den Beschauer verführt, eine Geschichte in das Bild hineinzudenken und gleichsam mit den Augen zu hören, was in dem Gemälde vorgeht, so veranlaßt die Programmmusik den Zuhörer, mit den Ohren sehen zu wollen. Dadurch entsteht eine beständige Unruhe zwischen den beiden Sinnen, und der rein musikalische Genuß geht darüber verloren. Das Schlimmste aber ist, daß auch unsere alten Meister, die nur in seltenen Fällen eine poetische Anschauung musikalisch illustrirt haben, dieser falschen Auffassung des Publicums begegnen, wodurch der Eindruck, den sie hervorzubringen beabsichtigt, verfälscht wird.

Auch Reinecke würde man großes Unrecht thun, wenn man den rein musikalischen Charakter seiner Compositionen unter dem Versuche poetischer Deutung leiden lassen wollte. Allerdings ist die Themenbildung selbst eine charakteristische und verweist demgemäß auch häufig auf Etwas, das außerhalb des rein musikalischen Gebietes liegt, so besonders in den Ouverturen und Charakterstücken. Aber die Entwickelung der Motive ist eine rein musikalische, und man würde deren Natur vollständig verkennen, wenn man die einzelnen Stadien einer poetischen Deutung unterwerfen wollte. Die Verarbeitung der Motive richtet sich vielmehr im Rahmen der überlieferten Sonaten-, Lied- oder Rondoform nach den Gesetzen der musikalischen Oekonomie. Und hier haben wir in Reinecke einen Meister zu bewundern, dessen Kunst mit geringen Mitteln Großes zu erreichen versteht. Wie in aller Kunst, so darf auch in der Musik dem Zwecklosen und Ueberflüssigen keine Statt gegeben werden. Jedes einmal angeschlagene Motiv wird vielmehr für werth erachtet, künstlerisch ausgebaut zu werden, und selbst eine anfangs belanglos erscheinende Begleitungsfigur kann im Laufe der Entwickelung zu einer ungeahnten Bedeutung gelangen. Diese Sparsamkeit ist ebenfalls eine Folge der feststehenden Form, die nur eine bestimmte Fülle in sich zu fassen vermag und durch ein Mehr von Inhalt zerspringen würde.

Aber das bisher Erörterte kann uns keine Klarheit darüber verschaffen, worin die musikalische Eigenart Reineckes liegt. Denn auch ein gänzlich unorigineller Künstler könnte die Vorzüge der Formbeherrschung und Oekonomie aufweisen. Worin liegt der springende Punkt der musikalischen Individualität Carl Reineckes? Und wenn eine solche vorhanden, wie ist sie zur Blüthe und Reife gekommen?

Die ganze Natur unseres Meisters schließt von vorne herein eine Entwickelung aus, die etwa mit einer umwälzenden That von epochemachender Bedeutung begonnen hätte, mit einem op. 1 von der Bedeutung des Schubert'schen Erlkönigs: Reineckes Entwickelung ist eine ordnungsgemäße, wir möchten sagen, naturgemäß-methodische gewesen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß er sich in jugendlichem Alter unbefangen den Einflüssen hingegeben, die damals in Folge des Wirkens und Schaffens hervorragender Meister lebendig waren. Nicht in gewaltthätiger Weise setzt sich Reinecke diesen Einflüssen, die auf ihn eindringen, entgegen, sondern er schmiegt sich mit liebenswürdiger Empfänglichkeit ihnen an und steht zunächst unter dem Banne derjenigen beiden Tonmeister, deren Vorherrschaft in den vierziger Jahren über die aufstrebende musikalische Jugend eine unbestrittene war, Mendelssohns und Schumanns.

Die Bedeutung Mendelssohns für die deutsche Musikgeschichte ist eine Zeit lang eben so sehr übertrieben worden, wie man sie späterhin unterschätzt hat. Durch die Klarheit und Uebersichtlichkeit seiner Formgebung, die einschmeichelnde Melodik und leichte Erinnerbarkeit seiner Themen, durch die Durchsichtigkeit seiner Entwickelungen und Durchführungen ist er in überraschendem Maße schnell populär geworden. Aber in Folge der häufigen Wiederholungen gewisser Lieblingswendungen ist er von Manierirtheit keineswegs freizusprechen, das Gemüthvolle wird oft bei ihm zur weichlichen Sentimentalität, wodurch er zum Liebling der clavierspielenden Backfische geworden ist, und das Leidenschaftliche erscheint bei ihm oft nur als die bekannte Unruhe, die durch Lebhaftigkeit ersetzen will, was ihr an großem Zuge fehlt. Gleichwohl bildet er ein nothwendiges Moment in der deutschen Musikgeschichte. Es wird ihm ewig unvergessen bleiben, wie er sich mit seinen Liedern für eine und mehrere Stimmen in die Seele des deutschen Volkes hineingesungen, wie er Johann Sebastian Bachs Matthäuspassion zu neuem Leben erweckt und in seinem Paulus und Elias den Stil des Oratoriums dem modernen Empfinden geschmackvoll angenähert hat. Eine feine, elegante, mozartähnliche, aber etwas schwächliche Gestalt, schließt er sich der Versammlung der Großen auf dem Parnasse der Musik in einiger Entfernung an, und wenn man ihn selten (dann aber aufrichtig, in seiner Sommernachtstraum-Musik) bewundert, so wird man ihn um so öfter lieben.

Diesem liebenswürdigen Meister verdankt Carl Reinecke wohl in erster Linie die Glätte und Gefeiltheit seiner musikalischen Form und die meisterhafte Beherrschung aller der Schwierigkeiten, welche sie darbieten kann. Seine Natur unterscheidet sich zwar von der dieses Meisters in sehr bemerkenswerther Weise durch einen fast gänzlichen Mangel weichlicher Sentimentalität in Folge eines berechtigten Maßes norddeutscher Nüchternheit, aber sie kommt ihr insofern entgegen, als ihr dieselbe sonnige Heiterkeit, Einfachheit und Natürlichkeit zu Grunde liegt. Auch gewisse äußerliche Anklänge an die Tonsprache des Meisters lassen sich in den Jugendjahren nicht

verkennen. Aber was wollen überhaupt in der Musik die sogenannten Reminiscenzen besagen? Es kommt immer darauf an, wie eine Wendung musikalisch gemeint und verwandt worden, nicht wie sie buchstäblich geschrieben ist. Auch bei Schiller und Goethe wird man zahlreiche Gedanken nachweisen können, die sich schon bei anderen Meistern vorfinden. Es kommt eben darauf an, welche Stellung sie bei ihnen im geistigen Zusammenhang einnehmen. Nur vom Musiker wird eine absolute Originalität verlangt, weil jeder Anklang dem eitlen Reminiscenzenjäger als leichte Beute in die Ohren fällt und er sich wunder wie viel auf seinen Spürsinn zu Gute thut. Uebrigens hat sich Reinecke von Jahr zu Jahr mehr von gewissen Einflüssen der Mendelssohn'schen Melodieführung freigemacht, und endlich war es nur noch der Geist dieser Musik, wie wir ihn oben gekennzeichnet haben, der in seinen Werken eine selbstständige Weiterentwickelung erfahren hat.

Wenn Mendelssohn vornehmlich einen Einfluß auf die Form der Reinecke'schen Musik ausgeübt hat, so ist Schumann fraglos mitbestimmend gewesen bei der Ausbildung von deren Inhalt. Und zwar ist es ersichtlich die romantische Stimmungsmalerei, deren duftige Farben auf den Reinecke-schen Tonbildern zu Tage treten. Aber sofort ist hier auf einen gewichtigen Unterschied zwischen den beiden Meistern aufmerksam zu machen. Schumann hat eine Neigung zum Verträumen und Verbrüten, die oft so stark hervortritt, daß „der Farbe der Gesundheit des Gedankens Blässe angekränkelt wird," und der Tact, den wir den Pulsschlag der Musik nennen können, darüber in die Brüche zu gehen scheint. Seine Vorliebe für Accentverrückungen und Synkopen führt gelegentlich so weit, daß das consequente Festhalten an der tactwidrigen Betonung wieder zum regelmäßigen Tacte zurückführt, bis ein nachklappendes Achtel anstatt des erwarteten Viertel uns über unsere Täuschung aufklärt. Derlei ungesunde Grillenfängerei liegt Reinecke völlig fern; bei ihm fehlt die Synkope zwar auch nicht, aber sie tritt meistentheils auf als ein musikalisches Symbol zurückgehaltener Kraft. Auch verzerrt sich bei ihm das Romantische niemals zum fratzenhaft Phantastischen und grauenhaft Gespenstischen, und Schumanns Vorliebe für E. T. A. Hoffmanns unheimliche Spukwelt ist ihm fremd, er kann sich ihr nur auf dem freien Gebiete des Humors nähern.

Oft will es bei Schumann so scheinen, als ob die Romantik in ihrem Bestreben, der Musik eine poetische Unterlage zu geben, ihn verführt habe, einen ganz *bestimmten* Inhalt mit seiner Musik zu verbinden. Aber dann handelt es sich fast immer darum, der kindlichen Einbildungskraft eine Stütze zu geben und ihr den Vortrag der betreffenden Tonstücke zu erleichtern. Auch Reinecke verschmäht dieses Mittel nicht, diese Einbildungskraft durch dasselbe Mittel flügge zu machen. Wir würden aber auch bei ihm vergebens versuchen, den Inhalt der *genrehaften* Ueberschriften im Einzelnen zu verfolgen, sondern uns bald davon überzeugen, daß zwar das Thema der Ueberschrift entsprechend, also charakteristisch gestaltet ist, die

Entwickelung des Grundgedankens aber auf rein musikalischem Wege erfolgt ist.

Sind Einflüsse von Schumann und Mendelssohn in Reineckes Musik zweifellos nachweisbar, so geht deren Eigenart aus der Art und Weise hervor, wie er diese Einflüsse miteinander verschmilzt. Die sonnige Heiterkeit und Klarheit, die spielende Formbeherrschung und Leichtigkeit Mendelssohns geht mit dem tiefgemüthvollen Stimmungsgehalt der Schumann'schen Musik eine Verbindung ein, wie zwei Elemente, die in ihrer gegenseitigen chemischen Durchdringung zu einem neuen, mit individuellen Eigenschaften und Wirkungen ausgestatteten Körper zusammenwachsen.

Aber zum Eigensten der Reinecke'schen Musik gelangen wir auf diesem Wege nicht. Wollen wir es erfassen, so müssen wir uns nochmals seiner Vorliebe für das Einfache, für das Natürliche erinnern. Wo ist das Natürliche unverfälschter und quellfrischer zu finden, als in der Kindheit? Daraus ergiebt sich das intime Verhältniß von Reineckes Musik zum kindlichen Gemüthsleben und zur kindlichen Einbildungskraft. Er zaubert uns mit den reinen und unschuldigen Klängen seiner Leyer in ein Paradies zurück, das weit hinter uns liegt, aber nicht, indem er, die Thräne der Wehmuth im Auge, zurückblickt, sondern indem er in sich und uns die reine Natürlichkeit und Heiterkeit zu neuem Leben erweckt. Daher seine Vorliebe für die poetische Lieblingsnahrung der Kinderwelt, für das Märchen, das kein deutscher Meister so lieb und herzig in Töne zu übertragen gewußt hat, wie Reinecke. Daher aber auch das fröhliche Lachen, das uns so oft aus seinen Klängen entgegenschallt, daher der liebenswürdige Humor, der sich in drolligen Einfällen nicht genug thun kann, wenn es gilt, die Phantasiewelt der Kinder in Tönen zu übertragen. Diese Vereinigung von höchster Meisterschaft in Beherrschung und Ueberwindung aller Schwierigkeiten seiner Kunst mit der Liebe zur einfachsten Harmlosigkeit und Kindlichkeit werden wir bei keinem anderen Meister antreffen. Hier tritt das Profil seiner Kunst am unverkennbarsten und eigenthümlichsten hervor.

Wollten wir uns zum Schlusse die Individualität des Meisters durch Heranziehung von Vergleichen näherbringen, so mag man ihn in Anbetracht seiner überlegenen Formbeherrschung mit Platen in Parallele stellen, dessen kalte Künstlichkeit ihm indessen nicht zum Vorwurfe zu machen ist, während Platen der Sinn für das Volksthümliche vollständig fehlt. Der Inhalt seiner bedeutenderen Tongemälde kann dazu führen, ihn Eichendorff an die Seite zu stellen, und wie dieser ist er ein Ausläufer der Romantik. Seine Fähigkeit aber, die Poesie der Kindheit in Tönen wiederklingen zu lassen, verschafft ihm den Ehrentitel eines „Andersen der deutschen Musik".

Wenn wir uns nun über das von Reinecke auf allen Gebieten seines Wirkens Geschaffene und Geleistete Rechenschaft geben wollten, so würden wir seine Thätigkeit als eine vierfache zu bezeichnen und den Meister zu

betrachten haben als Selbstschöpfer, als Ausführenden, als Dirigenten und als Lehrer. Aber wir müssen uns hier begnügen, nur den schaffenden Künstler kennen zu lernen, und auch auf diesem Gebiete ist die Thätigkeit Reineckes eine so umfangreiche, daß es den uns zugemessenen Raum und den Charakter dieser nicht wesentlich musikalischen Monatsschrift überschreiten würde, wenn wir mit einer auch nur annähernden Gründlichkeit das Vierteltausend seiner Compositionen einer kunstkritischen Betrachtung unterziehen wollten. Wir können daher nur auf das besonders Hervorragende aufmerksam machen und beginnen mit denjenigen Werken, deren Bekanntschaft den clavierspielenden Lesern und Leserinnen dieses Blattes von Interesse sein wird.

Die Schreibweise Reineckes für das Clavier ist im Allgemeinen eine mittelschwere, doch wird die genaueste Beobachtung der Vortragszeichen und die feinsinnigste Abtönung des Vortrags selbst erfordert. Von den in Betracht kommenden Tondichtungen heben wir hervor die Kleinen Charakterstücke op. 13, mit der zierlichen Filigranarbeit der Arabeske und die Phantasiestücke, op. 17, darunter die leichthin geworfene Federzeichnung „Kleiner Schalk" mit überaus sprechendem Motiv. Von den Liedern der Nacht, die den Einfluß Mendelssohns nicht verkennen lassen, empfehlen wir besonders Nr. 3, eine Art phantastischer wilder Jagd.

In dem Neuen Notenbuch, op. 176, finden wir graziöse, feingearbeitete Nippes, besonders Damen auf's Pult zu legen. Op. 219 enthält ein Phantasiestück voll feurigen Aufschwungs, eine anmuthige Ballscene und ein rhythmisch eigenartiges Albumblatt.

Anspruchsvoller in Bezug auf die Technik sind die Nocturnos, op. 69, 149 und 157, deren Melismen hin und wieder an Chopin gemahnen, die schwärmerisch weiche Gondoliera, op. 113, mit dem instructiven Terzen- und Sechstenwechsel, die Bilder aus dem Süden, fein ciselirte Bijous, aus Spanien und Italien importirt, darunter ein Bolero voll rhythmischer Pikanterien und die beiden Balladen, op. 20 und op. 215; die erstere eine weltbekannte Tondichtung und ein hochelegantes, pianistisch außerordentliches dankbares und doch nicht allzuschweres Werk. Das feurige Tonstück — als Ballade ersichtlich epischen Inhaltes — scheint von dem Auszug eines ritterlichen Geistes in die Welt des Ruhmes zu künden. Weicher, spielerischer Genuß sucht ihn wiederholt vom Betreten der glanzvollen Laufbahn abzuhalten, doch vergebens! Feierliche Klänge mahnen an eine ideale Aufgabe, welche schließlich zu stürmischer und kriegerischer Bethätigung führt.

Von den Clavierstücken in strenger Form machen wir namhaft die Fughette in op. 13, in welcher das Thema von einem Schumannisch anmuthenden Phantasietheil abgelöst wird, wie es denn Reinecke überhaupt liebt, dem gebundenen Charakter der Fuge einen freieren Gegensatz zu geben, und zum Beispiel in seiner letzten Serenade eine Fuge in einen Walzer

übergehen läßt. Eine — besonders in der Vocalmusik — von ihm bevorzugte Form ist der Kanon, dieses einzige Kunstgebilde strengen Stiles, das sich einer Art Volksthümlichkeit erfreut. (O wie wohl ist mir am Abend, Studentenkanons.) Solche Bildungen treten uns entgegen in op. 48, 77, 129 und besonders reizvoll in dem Scherzo für zwei Claviere, das durchweg als Kanon im Einklang gearbeitet ist. Wir schließen die Gavotten op. 123 (ein schönes Stück von behäbiger Breite) und op. 129 an, die schwere Toccata op. 113 mit einem Alto ostinato im Trio, und das dankbare Vortragsstück der Toccatina (Ich hör' meinen Schatz). Op. 123 enthält außerdem ein schweres Präludium von hinreißendem Zuge, eine empfindungsvolle Air, eine charakteristische Musette und die meisterhaft gearbeitete Chaconne (Variationen über ein Tema ostinato, ein sehr gediegenes Werk, das die reichste Mannigfaltigkeit des Vortrags erfordert. Ein entzückendes Thema von feierlicher Grazie bietet auch die von Reinecke bearbeitete Chaconne aus der Königin von Golkonda von Monsigny. Endlich sind die Variationen über Themen von Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven schlagende Beispiele für die von Reinecke mit besonderer Meisterschaft geübte Kunst, einem fremden musikalischen Gedanken immer neue und überraschende Wendungen zu geben, ohne deshalb gegen den Charakter des Meisters, der ihm den Gedanken geliefert, jemals zu verstoßen.

Aus der stattlichen Reihe der vierhändigen Clavierwerke heben wir nur heraus den schalkhaften „Nußknacker und Mäusekönig", mit der „Automatenmusik", der verstimmten Spieluhr, die abläuft und wieder aufgezogen wird, und dem Kanonischen Schäferballet, und das köstliche „Jahrmarktsfest von Plundersweilern", mit all seinem bunten Treiben, der geräuschvollen Marktschreierei, der naiven Marmotte, dem Orgeldreher, der sein Leiblied: „Schier dreißig Jahre bist Du alt" erschallen läßt, und rings umher die hüpfende kreischende Kinderlust.

Der musikalischen Heranbildung der clavierspielenden Jugend sind u. A. gewidmet die op. 47, 98 und 136, die eine Entwickelung der Sonatenform aus dem Ei bis zur Reife des fertigen Organismus darstellen, die Miniatursonaten op. 213, die hübschen Stimmungsbilder aus der Jugendzeit und die Grüße an die Jugend, op. 236, darunter ein Funkensprühen, das mit den einfachsten Mitteln die lebhafteste coloristische Wirkung erzielt.

Auf dem Gebiete der Kammermusik wird die allmähliche Befreiung Reineckes von fremden Einflüssen am deutlichsten. In seinem ersten Clavier-Quartett (op. 34) finden wir in dem synkopischen Thema Schumann, in der Wiederholung derselben melodischen Phrase innerhalb eines Themas Mendelssohn wieder. Auch der Seitensatz des Finales verweist unverkennbar auf Schumann. Im Es-dur-Streichquartett sind gewisse nordische Wendungen bemerkenswerth, die zweifellos auf Gade zurückgehen. Es ist

der Hauch der neuen Leipziger Atmosphäre, der uns aus diesen Arbeiten entgegenweht. Die bedeutendsten Schöpfungen Reineckes auf diesem Gebiete sind das Claviertrio in A-moll mit weitausgreifendem Hauptthema und eigenthümlich wiegendem Seitensatz, einem geheimnißvoll arbeitenden Scherzo, einer echten Cellomelodie im Adagio und einem capriciösen Finale, dessen Seitensatz von feuriger Rhythmik, und das Clavierquintett in As. In diesem ist das erste Thema der auseinandergelegte Accord der Tonica, der Gesangssatz ein diatonisch-ansteigendes Tonleiterthema. Das Andante ist im älteren Stil gehalten, die Variationen sind zum Theil kanonisch. In dem zierlichen Scherzo fällt das Trio diatonisch herunter. Dagegen steigt nach der kräftigen Rhythmik des Finalethemas das Thema diatonisch hinauf. Von seinen anderen Kammermusikwerken nennen wir hier noch das herrliche C-dur-Quartett und das Octett für Flöte, Oboe, 2 Clarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte.

Mit seinen Liedern hat sich Reinecke in's Herz aller musikalisch feingebildeten Kreise gesungen, und keine noch so tumultuöse Bewegung, die sich zum Ziel setzt, die ernste Lyrik des Gesanges in abrupte Dramatik aufzulösen, wird ihn daraus vertreiben. Wer kennt nicht den reizenden „Schelm" und den mondscheinduftigen „Abendreihn"? Das sind Liederblüthen, die nicht verwelken werden. Einen wahren Schatz an Unschuld, silberhellem Lachen und drolligem Humor enthalten die in sechs Sprachen übersetzten Kinderlieder. Dergleichen kann nur ein Meister zu Stande bringen, der sich selbst eine kindlichfrohe Seele bewahrt hat. Wenn uns in diesen Liedchen die einfachsten Elemente der musikalischen Schönheit dargeboten werden, so überraschen uns in den Kanons für 2 und 3 weibliche Stimmen (op. 100, 156, 163) und den Männergesängen (op. 62, 103, 140) die verwickeltsten Organismen, ohne uns ihre Schwierigkeit ahnen zu lassen, so lange wir unter dem Zauber ihrer Anmuth stehen. An umfangreicheren Compositionen für Männergesang schuf Reinecke ein kerniges Schlachtlied op. 56, ein feierliches volksthümliches Te deum und das theils im Cantaten-, theils im Oratoriumstil gearbeitete Gesangswerk „Hakon Jarl", das vermöge der wirkungsvollen Gegensätze des altnordischen Heidenthums und der eindringenden neuen Lehre Jesu Christi und dem dramatischgesteigerten Ausdruck einer mächtigen Wirkung gewiß sein kann und nach zahlreichen Aufführungen in Deutschland bis über den Ocean gedrungen ist.

Die reizvollsten Chorwerke entstanden indessen erst, als es Reinecke gelang, den ihm inne wohnenden Hang zur Romantik mit seiner Liebe zur Kindlichkeit künstlerisch zu verschmelzen und der Tonkunst in den von ihm erfundenen Märchendichtungen ein neues Gebiet zu erschließen. Gedenken wir dieser lieblichen, vom Sonnenschein des reizendsten Humors verklärten Schöpfungen, wie Dornröschens, Schneewittchens und der Wilden Schwäne, so wollen wir auch der für die Jugend geschaffenen zierlichen

Märchenopern nicht vergessen, wie Glückskind und Pechvogel und Die Teufelchen auf der Himmelswiese.

Wenn wir diese anmuthigen Gebilde mit Humperdincks Hänsel und Grethel in Vergleich stellen, so werden wir nicht leugnen können, daß der Reinecke'schen Musik der Charakter einfachster Kindlichkeit weit consequenter gewahrt geblieben ist, als der gelegentlich in schwerstem Meistersingerstil einherschreiteneen Humperdinck'schen Tondichtung, deren Kindlichkeit eigentlich mehr in dem verwendeten Material leitmotivischer Volksliedthemen, als in dem Stile beruht, in dem sie polyphonisch verarbeitet worden sind. Man sollte daher wohl einmal den Versuch machen, eine dieser Reinecke'schen Kinderopern etwa als musikalisches Weihnachtsspiel auf die Bühne zu bringen. Die Kleinen würden jenenfalls nicht genöthigt werden, eine Musik zu verdauen, der ihr Magen nicht gewachsen wäre.

Dem Orchester näherte sich Reinecke zunächst vorsichtig mit seinem Soloinstrumente. Außer dem Concertstück, op. 33, mit dem pathetischen Hauptthema und dem ernst innigen Mittelsatz von Beethoven'scher Gefühlstiefe, sind hier die 3 Concerte in Fis, E und C namhaft zu machen. Das Concert in Fis op. 72 ist eine hochelegante Tondichtung, welche die glatteste und durchgebildetste Technik erfordert. Im ersten Satz haben wir ein Hauptthema von mächtig einschlagender Rhythmik und einen Seitensatz mit einem Schumann würdigen träumerisch synkopirten Gesang. Das Adagio ist eine Inspiration von tief ergreifender Wehmuth, das feurig bestimmte Finale schließt wirkungsvoll ab. In dem Finale des E-moll-Concertes glauben wir dagegen Mendelssohn wiederzuerkennen. Am höchsten steht das Concert in C op. 144. Der erste Satz ist geradezu als bedeutend zu bezeichnen. Ein weitgriffiges, machtvoll einherschreitendes Thema wechselt mit einem schwunghaften Seitensatz, das Largo hat Beethoven'sche Weihe, nur das Perpetuum mobile-artige Finale hat uns als Abschluß so bedeutender Anregungen nicht ganz genügen wollen.

Von reinen Orchesterwerken erwähnen wir die Ouverture zur Dame Kobold op. 51, voll neckischen Versteckspiels und verwirrender Intrigue, eine zweite Figaro-Ouvertüre, prickelnd wie Champagner und sprudelnd von Geist und Laune. Orientalisches Colorit hat die Aladin-Ouvertüre. Von mächtiger Wirkung ist die Friedensfeier, op. 105. Das Einleitungsmotiv scheint ein in Melodie aufgelöstes, auf- und abwogendes Glockengeläute zu sein. Auf ein pomphaftes Hauptmotiv folgt ein innig gehaltener Seitensatz. Nach einem leisen Verklingen von: „Seht, er kommt" und „Jauchzt, Posaunen," und einer in drängenden und anschwellenden Imitationen entwickelten Durchführung erstrahlt der Händel'sche Preisgesang in weichem und vollem Glanze, bis plötzlich der erhabene Hymnus: „Nun danket Alle Gott" contrapunktistisch auf das Erschütterndste hineinwettert, so daß wir mit einem überwältigenden Eindruck entlassen werden. Eine durch tiefen Ernst ergreifende Composition ist das Tonstück

In memoriam, das Reinecke zum Gedächtniß des dahingeschiedenen Collegen am Conservatorium, Concertmeister David, geschrieben. Nach einer trauermarschähnlichen Einleitung erfolgt eine schön entwickelte Fuge, die mit eindringlichem Thema die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Unentrinnbarkeit des allgemeinen Todesgeschickes zu verkündigen scheint, und daran schließt sich als trostreiche Klage der fugirte Choral: „Wenn ich einmal soll scheiden.“

Von Reineckes drei Symphonien ist die erste eine sonnig heitere, temperamentvolle Schöpfung, die zweite, in C-moll, versetzt uns in's skandinavische Hochland und läßt mit ihrem an die Eroica gemahnenden Hauptthema noch einmal das altnordische Heldenthum Hakon Jarls an uns vorüberziehen. Die dritte, erst vor wenigen Jahren geschaffene, ist vielleicht als die bedeutendste zu bezeichnen. Besonders der erste Satz mit dem machtvollen Hauptmotiv erzielte den tiefsten Eindruck, als das Werk vor wenigen Jahren im Gewandhausconcert vom Meister selbst zu Gehör gebracht wurde.

An musikalischen Bühnenwerken verdanken wir Reinecke die in naivem Mozartstil gehaltene Operette: Der vierjährige Posten mit dem harmlosen und etwas unwahrscheinlichen Text von Theodor Körner, dem hübschen Bebettenlied des Duval und dem die Ungewißheit der Gemüther so beredt malenden Quartett: „Was soll er thun?“ Ferner das unterhaltende Singspiel: Ein Abenteuer Händels mit der Verarbeitung des „harmonischen Grobschmiedes“ und die dreiactige komische Oper: Auf hohen Befehl, die das humoristisch-dramatische Talent Reineckes zur reizendsten Blüthe bringt. Köstlich vor Allem ist die Charakterzeichnung des deutschen und italienischen Singmeisters, die Verwerthung volksthümlicher, echt deutsch empfundener Weisen, besonders die verschiedenen, überaus geistreichen Combinationen, die mit dem Liede: „Kein Feuer, keine Kohle“ vorgenommen werden. Auch die Handlung ist im Allgemeinen eine glückliche zu nennen, wenn sie auch von Unwahrscheinlichkeiten nicht freizusprechen ist und der litterarische Charakter der Ovidcorrectur vielleicht der unmittelbaren Bühnenwirkung entbehrt. Eine unterhaltende Verwechselungs- und Verkleidungskomödie nicht ohne dramatische Spannung ist Edwin Bormanns „Der Gouverneur von Tours,“ zu welcher Reinecke eine ebenso gemüthvolle, wie geistreiche und an humoristischen Schlaglichtern reiche Musik geschrieben. Besonders der zweite Act, der im Schulzimmer des Pensionates spielt, ist bei allen Aufführungen des Werkes, und diese wurden überall mit lebhaftem Beifall aufgenommen, von zündendem Eindruck gewesen. Jedenfalls beweisen die genannten drei Werke, daß Reinecke zur Wiederbelebung des deutschen Singspiels Hervorragendes geleistet hat, was umsomehr anzuerkennen ist, als dies Aschenbrödel der Opernmusik im Zeitalter der Strauß, Millöcker, Dellinger, Zeller seine Stimme nicht mehr zu erheben wagt.

Aber auch eine große romantische Oper hat Reinecke geschaffen, deren Text ihm der feinsinnige Dichter Friedrich Röber geliefert hat: König

Manfred. Eine edel und vornehm angelegte Dichtung, in welcher die dionysisch heitere Weltlust des Hohenstaufen mit dem weltbeherrschenden und weltabgewandten Kirchenglauben in wirkungsvollen Gegensatz tritt. Schade nur, daß diese Ghismonde über die Grenzen ihres Charakters hinausgreift und aus der betenden Nonne zur giftmischenden Nebenbuhlerin wird! Schade nur, daß dieser König nicht die rücksichtslose Kraft hat, bis zum letzten Ziel seiner Leidenschaft vorzudringen, sondern sich, als es gilt, der Ghismonde die Krone zuzuerkennen, zu seiner Gattin zurückwendet. Es kommt dadurch etwas Schwankendes in die schöne Dichtung hinein. Reineckes ebenso warm empfundene, wie vornehme Musik bietet einen großen Reichthum echter Perlen, wir gedenken nur der allbekannten Ouverture, des himmlisch zarten Zwischenspieles, des schwärmerischen Ständchens und der reizenden Balletmusik. Sehr wirkungsvoll hat der Tondichter die herrliche H-dur-Melodie der Ouverture bis auf die Versöhnungsscene der Ehegatten im letzten Act aufgespart, wo sie den ergreifendsten Eindruck macht. Eine Neueinstudirung des Werkes auf einer ersten Bühne wäre um so wünschenswerther, als im letzten Act eine heilsame Aenderung vorgenommen worden ist und Manfred sein Heldenthum durch persönliche Antheilnahme am Kampf bewährt, anstatt, wie bisher, seine Gattin aufzusuchen.

Die schöpferische Thätigkeit Karl Reineckes ist noch keineswegs abgeschlossen. Die größere Muße, die ihm die letzten Jahre gewährt haben, hat der Meister, wenn er nicht auf erfolgreichen Concertreisen begriffen war, um seinen geliebten Mozart in einziger und unvergleichlicher Weise zu interpretiren, zu eifrigem Schaffen auf den verschiedensten Gebieten verwerthet. So entstand außer der schönen, den Manen des Johannes Brahms gewidmeten Cellosonate und der von den Leipzigern Thomanern im traulichen Heime des Meisters auf das Drolligste und Anmuthigste zur Aufführung gebrachten Kinderoper: „Die Teufelchen auf der Himmelswiese“ die letzte Serenade, die erst ganz kürzlich durch Arthur Nikisch im Gewandhausconcert in vollendeter Weise zu Gehör gebracht wurde.

Endlich wollen wir noch des Umstandes gedenken, daß Reinecke auch als Musikschriftsteller hervorgetreten ist und in überaus lichtvoller Weise seine maßgebenden Anschauungen entwickelt hat über den Vortrag der Beethoven'schen Sonaten, über die Bearbeitung der Mozart'schen Concerte und über die rechte Art, Lieder auf dem Clavier zu begleiten, sämmtliche Broschüren erschienen im Verlag der Gebrüder Reinecke, Leipzig.

Heftige Stürme rasen gegenwärtig auf dem Oceane der deutschen Musik. Das Neueste will das Neue verdrängen. Noch wirkt die musikalisch-dramatische Revolution Richard Wagners aufregend nach, und schon rumoren mit Mord und Todtschlag, Ehebruch, Scheidung und ähnlichen Annehmlichkeiten der naturalistischen Kunst die Neu-Italiener auf unserer Bühne und verderben mit ihren geklexten Effecten und unmotivirten Zwischenspielen

bei offener Scene den deutschen Geschmack; das Orchester muß die ebenso tiefgründige Philosophie Arthur Schopenhauers, wie die auf den Kopf gestellte Moral eines Nietzsche in sich aufnehmen, und der sinnige Liedervortrag wird zur mimisch überladenen Rhapsodie des musikalischen Declamators. Da thut es gut, einmal Athem zu schöpfen im traulichen Heim einer rücksichtsvollen Kunst, die nicht an den Strängen unserer Nerven reißt, um sie zu ruiniren, die zwar dem Sprühfeuer der momentanen Sinnlichkeit und dem schwülen Gluthhauch der Begierde keinen Zutritt verstattet, aber mit lauterem Sinn das Reine, Natürliche, Innige, Warme zur Darstellung bringt und mit dem wohlthätig beruhigenden Formenspiel der Schönheit unsere Seelen tiefinnigst erquickt. Wer sich nach solcher Beruhigung sehnt, der kehre bei Meister Reinecke ein: er wird bei ihm finden, was er entbehrte.

Französische Forschungen über die Quelle zu Goethes Natürlicher Tochter.

Von

E. Kroll.

— Halberstadt a. H. —

Bekanntlich gewann Goethe den Stoff zu seiner Natürlichen Tochter aus den geschmacklos declamatorischen, abenteuerlich verworrenen Memoiren der Prinzessin Stephanie-Louise de Bourbon-Conti. Die stille Höhenluft des Dramas, von der sich die Mehrzahl der Leser erkältend angeweht fühlt, und die trübe und beklemmende Atmosphäre der Memoiren bilden den stärksten Gegensatz. So war man schon von selbst geneigt, den Unterschied zwischen Kunstwerk und Quelle als einen bis in die innerste Structur hineinreichenden zu betrachten, und von der Forschung, welche Stephanien fast durchweg als Abenteurerin brandmarkte, ihr sogar die fürstliche Geburt absprechen wollte, empfing man nur die Bestätigung dieses unmittelbaren Gefühls. Allein es werden immer neue Ueberraschungen bereitet. Diesmal durch einen französischen Gelehrten, den Professor Bréal, dessen geduldigem Forschen in Archiven und Notariats-Acten wir, um die Sprache des vorigen Jahrhunderts zu reden, eine „Rettung" der Prinzessin verdanken*).

Bréal führt uns zunächst die Lebensschicksale Stephaniens vor, indem er ihre eigenhändigen, bis zum Jahre 1798 reichenden Memoiren Schritt für Schritt einer Nachprüfung unterzieht und die Geschichte der späteren

*) Deux Etudes sur Goethe; darin les Personnages Originaux de la „Fille Naturelle" par Michel Bréal. Paris, Hachette. Zuerst in der Revue de Paris veröffentlicht.

Zeit aus anderen Quellen beibringt. Das Bild, das man daraus gewinnt, sei hier in raschen Umrissen zu zeichnen versucht.

Stephanie war die 1762 geborene natürliche Tochter des berühmten Louis-François de Conti, der, nachdem er sich als Feldherr ausgezeichnet, später eine eigenthümliche oppositionelle Stellung zur Regierung einnahm, und dessen Haus einen Sammelplatz für Künstler und Gelehrte bildete. Er besaß außer dieser Tochter einen legitimen Sohn, welcher ihm in jeder Beziehung nur Kummer und Verdruß bereitete. Dafür war ihm in Stephanien reichlicher Ersatz gegeben. Schön und kräftig, muthig, begabt und rege, machte sie ihrer sorgfältigen, eben so wohl auf körperliche wie auf geistige Ausbildung gerichteten Erziehung alle Ehre. Eigenthümlich war ihr ein Geschick zu künstlichen, mechanischen Arbeiten: so verfertigte sie noch in späterer Zeit ein kleines Theater mit allegorischen Figuren, welche die traurige Geschichte ihres Lebens darstellten. Wurde sie gleich noch im Kindesalter der väterlichen Hut entrissen, so scheint sie doch in der Folge ihren Aufenthalt in verschiedenen Klöstern zu ihrer Weiterbildung gut genützt und sich die langen, trüben Jahre ihres unwürdigen Ehestandes durch den stillen Genuß der Studien erhellt zu haben. Ihr Zeitgenosse Sebastian Mercier, nach dessen Zeugniß sie in der Revolutionszeit Unterricht in der Litteratur und Mathematik ertheilt hat, nennt sie das gebildetste Mitglied der bourbonischen Familie.

Kein Wunder, daß der zärtliche, in seinem Sohne so schwer enttäuschte Vater den Wunsch hegte, eine solche Tochter aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen und sie mit denjenigen Rechten auszustatten, die sich ihrer Geburt zwar versagten, zu denen sie aber durch den natürlichen Adel ihrer Erscheinung und ihres Geistes dennoch berufen schien. In einer allmählichen Erhöhung ihrer Lebenshaltung gelangte sie endlich bis an den ersehnten Gipfel: Ludwig XV. gab den Bitten des Prinzen von Conti Gehör und versprach, das Kind als Prinzessin von Geblüt öffentlich anzuerkennen. Der Vater vertraute das kostbare Handschreiben, das diese Freudenbotschaft enthielt, der kleinen Stephanie an, welche es nicht wieder von sich ließ und trotz seiner Warnungen vor heimlich wachsamer Feindschaft gegen alle Welt naiv ihre Hoffnungen ausplauderte. Der Dreifaltigkeitssonntag des Jahres 1773, an welchem die feierliche Einführung bei Hofe stattfinden sollte, war herangekommen. Da werden im letzten Augenblick die Dispositionen geändert; Stephanie muß in einen verschlossenen Wagen steigen, sie glaubt an eine freundliche Ueberraschung und erkennt zu spät, daß sie an der Seite ihrer mit im Complott befindlichen Erzieherin von raschen Pferden unaufhaltsam in weite Ferne von dem geliebten Vater und der erhofften Herrlichkeit fortgerissen wird. Ihre Bitten, ihre Thränen, ihr Zorn, ihre Convulsionen sind vergeblich; man verbirgt ihren Stand und Namen und führt sie weiter und weiter nach dem Osten des Landes. Die Erzieherin weiß sich jetzt wieder in ihr Vertrauen zu schmeicheln, indem

sie sich auf unabweislichen höheren Befehl beruft und als Lohn für Geduld und Gefügigkeit baldigen Wiedergewinn des Verlorenen lockend in Aussicht stellt. Zwei würdige Schlußsteine krönten das Gebäude von Hinterlist und Trug: die Erdichtung des Todes der Prinzessin, die man als auf der Jagd verunglückt ausgab, und die Verheirathung des elfundeinhalbjährigen Kindes, das man durch Klosterhaft, durch Drohungen und Versprechungen betäubt hatte, an einen Verwandten der Erzieherin, den ungebildeten, ihr durch und durch antipathischen Anwalt Billet in Lons-le-Saulnier in der Franche-Comté, auf Grund eines gefälschten Geburtsscheines, der sie achtzehnjährig machte, und durch denselben Geistlichen, welcher sechs Monate zuvor ihren Todtenschein ausgefertigt hatte. So war Stephanie bei Seite geschafft, durch eine Mesalliance ebenso sicher, für eine Zeit wenigstens, wie durch den Tod selbst am Eintritt in ihre Rechte und an der Beeinträchtigung fremden Vortheils gehindert.

Nach vierzehnjähriger Versunkenheit kehrte die Prinzessin in die Welt zurück. Ein Theil der Documente, deren sie bedurfte, um die gegen sie gerichteten Machinationen zu beweisen und die Trennung ihrer Ehe, sowie die Anerkennung ihres Ranges durchzusetzen, war durch den Tod ihrer Erzieherin und Kerkermeisterin in ihre Hände gefallen, der andere ihr darauf hin von einem Mitschuldigen ausgeliefert worden. Der Hof erwies sich freundlich; nur ihr Bruder bewahrte seine feindselige Haltung. Endlich erlangte sie es auch, daß ihre Ehe gelöst wurde. Aber mittlerweile war das Jahr 1793 herangekommen, der Sturm der Zeit über ihr Haupt dahingegangen.

Gewaltig redet aus Stephaniens Schicksal die Stimme der Vergänglichkeit; der süße Trank der Königsgunst, der ihr einstmals entrissen worden, als sie ihn schon an die Lippen setzte, war nun, da sie sich nach langem Schmachten daran erquicken wollte, todbringend bitter gewandelt. Die junge Prinzessin mochte in ihrem Exil wenig oder Nichts von einer Veränderung der allgemeinen geistigen Atmosphäre gespürt haben; aber sie begegnete den neuen Verhältnissen mit ungebrochener Energie, heroischer Opferwilligkeit und standhafter Königstreue. Beim Sturm auf die Tuilerien mischt sie sich in männlicher Kleidung unter die nächste Umgebung des Königs; später erbittet sie es sich als eine Gunst, das Gefängniß seiner Tochter theilen zu dürfen, und betritt unter solchen Umständen das Tempelschloß wieder, wo sie sich als Kind zwischen dem glänzenden Hofhalt ihres Vaters bewegte; aber die Erlaubniß wird bald zurückgezogen, und zwar, wie wir mit Staunen hören, auf das eigene Ersuchen der gefangenen Königstochter. Der väterliche Name, den Stephanie ihr Leben lang mit dem gleichen Eifer begehrte, schuf ihr damals von Neuem Verfolgung und Entbehrung. Endlich bewilligte ihr das Directorium einen bescheidenen Unterhalt. Sie lebte noch bis zum Jahre 1825, fast vergessen, wenn man von einigen Chicanen absieht, die ihr die napoleonische Regierung bereitete; eine Bürgerin hingegangener Zeiten und,

schlimmer als das, durch eine 1810 veröffentlichte Schmähschrift und den andauernden Widerhall derselben selbst der Glorie ihrer Leiden beraubt.

Die Glaubwürdigkeit der Memoiren ist fast in allen Hauptpunkten angefochten worden. Der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gründet sich einerseits auf das unangenehm Rhetorische und Uebertriebene der äußeren Form, andererseits auf die anscheinende Unglaublichkeit der berichteten Thatsachen und die mancherlei Widersprüche in ihrer Verkettung.

Was die Manier des Stils betrifft, so müssen wir Kinder eines nüchternen Zeitalters außer der Temperaments-Eigenheit der Verfasserin wohl auch den Geschmack der Epoche und den Einfluß ihrer führenden Geister berücksichtigen.

Bréal ist zuerst von diesem „Gemisch von Bossuet und Jean-Jacques" herzlich abgestoßen worden, aber er sagt: „Endlich begann ich durch diesen unerträglichen Wortschwall hindurch den Schrei eines wahren Schmerzes zu verspüren. Wie viele aufrichtige Empfindungen sind nicht zu allen Zeiten mit der Stimme eines Rhetors und mit Theatergesten ausgesprochen worden!"

Was aber hat der Vertheidiger auf den zweiten, gewichtigeren Einwand zu erwidern, auf den, welcher sich unmittelbar gegen den Inhalt der Memoiren richtet? Hier haben wir es mit dem innersten Kern der Bréalschen Untersuchung zu thun.

Machen wir mit ihm von vorn herein la part du diable: „Ich habe mich durch Vergleichungen versichern können, daß die Verfasserin Umstände verschweigt, die nicht ganz zu ihren Gunsten sprechen; sie ist der Versuchung unterlegen, ihre Persönlichkeit zu verschönern und zu idealisiren." Ferner will Bréal ihr nicht glauben, daß wirklich Rousseau ihr Lehrer gewesen sei, und auch nicht, daß ihr Vater an ihrer Entführung so unbetheiligt gewesen, wie sie es darstellen möchte oder es sich in gutem Glauben vorspiegelt. Das ist aber auch Alles, was der Forscher gegen sie zu sagen hat. In dem ungleich Bedeutungsvolleren, der Glaubwürdigkeit der Umstände, die ihr Schicksal so unheilvoll bestimmten, und welche oft genug als „ungeschickt erfunden" bezeichnet worden sind, hat er sie unbestreitbar rehabilitirt und wieder einmal gezeigt, daß das wirkliche Leben fabelhafte Erscheinungen zeitigt, welche die Fabel selbst ihm weder nachdenken kann noch soll.

Beschränken wir uns auf die Betrachtung der Hauptsache, des perfiden Staatsstreiches, durch den ein hochgeborenes, vielversprechendes Kind so zu sagen lebendig eingesargt wurde. Hier beruft sich Bréal in erster Linie auf die in die Memoiren eingeflochtenen Briefe, zumal auf die von der Hand der Madame Delorme, Stephaniens Erzieherin. Wenigstens von einem derselben hat er die Urschrift aufgefunden, die er im Wortlaut mittheilt, und sie allein genügt ihm, „um zu beweisen, daß das Kind bis dahin den Rang einer Prinzessin gehabt hatte, daß es gegen seinen Willen

weit fortgeführt worden war, daß es trotz seiner Jugend und seines Widerstrebens an einen Sieur Billet verheirathet werden sollte."

Ferner hat Bréal den Todtenschein aufgefunden, welcher das Ableben der Prinzessin am 5. Juni 1773 und ihre Bestattung in Viroflay-lès-Versailles vermeldet, während zum deutlichen Beweise der Fälschung das Begräbnißregister desselben Ortes davon Nichts weiß. Er theilt auch diese merkwürdige Urkunde im Wortlaut mit, desgleichen die Bescheinigung der Trauung von Anne-Louise-Françoise Delorme (man hatte Stephanien den Familiennamen ihrer Hüterin beigelegt) mit Antoine-Louis Billet, Anwalt in Lons-le-Saulnier, vollzogen am 18. Januar 1774 durch den Pfarrer Dubut, denselben, welcher nicht lange vorher den Todtenschein unterzeichnet hatte.

Steht so die Thatsache außer Zweifel, so ist ihr psychologischer Zusammenhang räthselhaft geblieben. Nach Bréal hatten zwei Personen ein unleugbares Interesse daran, die öffentliche Anerkennung der Prinzessin zu verhindern: ihre Mutter, die Duchesse de Mazarin, die für ihren wiewohl schon ziemlich compromittirten Ruf, und ihr Bruder, der für sein Erbe fürchten mochte; aber auch der verbündete Vortheil dieser Beiden scheint ihm zur Erklärung solcher außerordentlichen Gewaltthat nicht ausreichend. Er neigt sich stark zu der Ansicht, daß der Vater selbst seine Einwilligung dazu gegeben hatte, und meint, es habe vielleicht „eine weibliche Hand die Fäden dieser Intrigue gelenkt," nämlich die Hand einer anderen Maitresse des Prinzen.

In ihrem späteren Theil sind die Memoiren gleichfalls fast durchweg beglaubigt. An einer Stelle, wo Stephaniens neuer Anwalt selber zweifelte, hat er die Wahrheit ihrer Aussage noch nachträglich erhärtet. Es handelt sich um die Behauptung der Schreiberin, daß ihre Feinde eine Geisteskranke nach dem Tempelgefängniß gesandt hätten, welche die Rolle der Prinzessin spielen mußte, um ihr die Gunst der gefangenen Königstochter zu entwenden. Wenn man solche Einzelheiten, die der naive Leser entweder für grobe Lügen oder für Ausgeburten einer Art von Verfolgungswahnsinn halten möchte, urkundlich bestätigt findet: wie würde man es wagen, auf Grund der vergleichsweise wenig bedeutungsvollen Dunkelheiten und Widersprüche, die in den Memoiren übrig bleiben, der Verfasserin noch einmal den Proceß zu machen!

Der zweite Theil der Bréal'schen Studie enthält die Vergleichung des Goethe'schen Dramas oder, genauer, der Goethe'schen Trilogie, deren erstes Stück die Natürliche Tochter bildet, mit dieser Quelle. Da Goethe den Stoff durchaus als einen gegebenen betrachtet hat, und seine Veränderungen dem Bedürfniß poetischer Gesetzlichkeit, nicht aber historischer Kritik, entsprungen sind, so kann die Rettung der Memoiren ihre Stellung zu dem Drama kaum beeinflussen. Dieser Theil der Studie wendet sich vor Allem an französische Leser, von denen doch wahrscheinlich die Mehrzahl erst durch das geschichtlich-nationale Interesse hindurch zu dem litterarischen gelangt und mit der

Natürlichen Tochter nicht von vornherein vertraut ist, während wir den umgekehrten Weg gehen. Dennoch findet auch der deutsche Leser hier einige interessante Einzelheiten, die in unseren Commentaren noch nicht enthalten sind.

Wenn nicht so sehr für die Interpretation der Dichtung, so ist doch die französische Studie äußerst lehrreich für unsere Anschauung von dem Verhältniß des Dichters zu seinem Stoffe. Man mag über die Natürliche Tochter denken, wie man wolle, sie bleibt in jedem Falle das ernst und ehrerbietig zu nehmende Erzeugniß der reifen Jahre des Genies. Es sei denn vergönnt, mit dem neuen Lichte, das da bescheidentlich verborgen zwischen Bréals Zeilen schimmert, noch einen Augenblick hineinzuleuchten in die geheimnißvolle Werkstatt, wo der Genius schlichtes Erdenmetall verwandelt oder auch den edeln Stoff, den sein sehendes Auge unter zufälliger Trübung erkannte, wunderbar an den Tag bringt.

Die Natürliche Tochter schien bisher ausschließlich durch das erstere Verfahren gestaltet zu sein. Und gewiß ist dasselbe zu verspüren an der großartigen Vereinfachung und Veredelung der Thatsachen, ihrer streng logischen Verknüpfung und ihrer Reinigung von dem Phantastisch-Ungeheuerlichen, das ihnen in der Wirklichkeit anhaftet. Ich erinnere nur an die einfache Motivirung des zur Legitimation gewählten Zeitpunktes durch den Tod der Mutter, an die deutliche und alleinige Belastung der Sohnpartei mit dem schändlichen Complott und vor Allem an den großen und freien Entschluß Eugeniens, sich dem Bürgerlichen zu vermählen, wodurch die Dichtung ein blos verabscheuungs- und bejammernswerthes Geschehen zu einer tragisch-würdigen Handlung erhebt. Von den Charakteren hat der des Gerichtsraths die größte Wandlung durchgemacht, die Gestalt der Hofmeisterin zeigt, wie ein gegebener Charakter zugleich veredelt und glaubhaft gemacht wird.

Auch in der dichterischen Wiederspiegelung der Heldin selbst wird man noch manche Spur dieser läuternden Wandlung antreffen. Aber in ihrem tiefsten Kern ist ihr doch ein Größeres widerfahren. Die stolze Tochter ruhmreicher Ahnen, welche um keinen Preis der Erde von ihrem Namen lassen wollte; die heldenhafte Frau, welche die Fahne, unter der sie keinen Schutz gefunden, freiwillig hochhielt, sobald es ihr nur vergönnt war, und zu einer Zeit, wo diese den Todgeweihten voranwehte: sie hat in Goethes Eugenie eine würdige Auferstehung gefeiert, in der Eugenie, welche erst, über den Antrag des Gerichtsraths nachdenkend, spricht:

„Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verleugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O fasse mich, Gewalt, mit ehr'nen Fäusten;
Geschick, Du blindes, reiße mich hinweg . . . .“

und dann, als ihr die Gefahr des Vaterlandes enthüllt ist, in rascher, erhabener Umkehr den gebotenen Ehebund der Verbannung über den Ocean vorzieht:

. . . „Solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen
Und Jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hilfreich zu beschämen?
— — — — — — — — —
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar.“

Schon hier ist Stephanie, und Stephanien zum Trotz, gerettet worden, als das gläubige und unbewußt hellseherische Dichterauge durch das trübe Medium der unvollkommenen Form hindurch die Erscheinung einer tapferen und edlen Seele in ihrem tiefsten Wesen rein erfaßte. Auf's Neue zeigt sich, wie der Genius in seinem Nachtwandeln mehr Wahrheit schaut, als die Vielen, die auf seiner Spur das Labyrinth seines Weges sorglich und ängstlich durchleuchten, und wohl mag der französische Forscher wünschen, er vermöchte noch dem Dichter die sicheren Documente vorzulegen, welche diesem kein Staunen bereiten würden.

Briefe von Georg Ebers.

Mitgetheilt von

Alfred Friedmann.

— Berlin. —

Erst hat man zu ihnen aufgeblickt, dann sind sie Freunde geworden, und nun lassen sie uns allein. Es ist ernst, traurig — so, wie wenn die Blätter fallen, ein rauher Wind sie entlaubt, und über die Bläue des Himmels, die uns ewig schien, Sturmwolken ziehen.

Georg Ebers lernte ich 1878 im württembergischen Wildbad kennen. Eine größere Besprechung seiner Uarda hatte uns in Briefwechsel gebracht. Er wohnte in einer kleinen ebenerdigen Wohnung der Enz gegenüber, neben Klumpp. Er und seine stattliche, treffliche Lebensgefährtin empfingen mich sehr freundlich. Er wurde damals schon in einem Wägelchen gefahren und ließ sich mit demselben noch spät Abends in's Theater rollen, wenn da die vereinigten Mannheimer, Stuttgarter — Johanna Schwarz, Werner aus Darmstadt, Wilhelm von Horar — Einacter von mir gaben. Gortschakoff, Schuwaloff, Offenbach saßen in Logen — es war eine schöne, hoffnungsreiche Zeit! Wo ist sie hin und mit ihr, wo sind die Großen von damals?

Als ich später (1886) in „Erlaubt und Unerlaubt" meine Briefe Gottfried Kinkels veröffentlichte, schrieb mir Georg Ebers, er könne nichts Unerlaubtes im Buche finden. Ich antwortete, ich hielte es für unerlaubt, Briefe zu veröffentlichen, die doch nur an den Empfänger gerichtet seien. Ebers schrieb mir damals acht Seiten, gab die verschiedensten Aufschlüsse über sein poetisches Schaffen, die Angriffe seitens damals „moderner" werdender Kritik und bat mich, wo und wann immer diese seine Ansichten zu veröffentlichen. In mehr denn fünfundzwanzig Schriftstücken, die ich von Ebers besitze, verbreitet er sich bald sorglos weiter über die Ehe, Verlobung, Hochzeitsreisen, bald über eigene und fremde litterarische Production, kritisch, anerkennend — dissertirend. Hier nur vier charakteristische Proben:

München, Schönfeldstraße 1. 5. Dec. 85.

Lieber Freund!

Ihren letzten Brief wollte ich immer beantworten, doch Sie kennen meine Scheu vor dem Briefeschreiben. Die Darlegung, die Ihre Aufforderung, auch endlich einmal Etwas für Männer zu schreiben, erfordert hatte, würde viel Zeit und Raum in Anspruch genommen haben; meine Arbeitsstunden sind aber so schauderhaft beschränkt. Jetzt antworte ich aber mit dem Gemeinplatz: „Wir Vögel singen nicht egal.“ Ich habe noch nie etwas Anderes geschrieben, als wozu mich meine Eigenart, meine Geistes- und Gemüthsrichtung gedrängt hatte, und will mich auch nicht gewaltsam an das Gegentheil wagen. Das werden Sie mir zugeben, daß ich mich an die denkbar schwierigsten und größten Probleme wagte, zu einem Verleugnen meiner Neigungen und Besonderheit, um dem Geschmack der Zeit gerecht zu werden, möchte ich nie die Feder spitzen, zudem habe ich, wie Jeder, ein gewisses Publicum, das mir beim Schreiben vorschwebt, und an der Spitze des meinen steht meine Frau mit meinen erwachsenen Kindern. Das Schreiben würde aufhören, mir Vergnügen zu machen, wenn ich denken müßte, daß ihnen das Geschaffene abstoßend vorkommen würde. Ich habe eine wilde Jugend hinter mir und mehr Vergnügen auf dem Pfade der Sünde genossen als viele Andere, denn ich war ein hübscher, lebhafter, muthiger und in allen körperlichen Uebungen besonders geschickter Bursch, dem Frauengunst nur zu willig entgegenkam. Dann lernte ich den Genuß an ernster Arbeit kennen; nachdem ich das Weib meiner Liebe zu meiner Gattin gemacht, klärte sich, was in mir gebraust und gegohren. Im sittlichen Ernst und strenger Pflichterfüllung fand ich mein Glück — es widerstrebte mir, ein Apostel der Zustände zu werden, denen ich entronnen. Was mir jetzt Lebensbedingung geworden, kommt mir weit schöner vor und mehr werth, poetisch behandelt zu werden, als der Sumpf, den ich einmal durchwatet, und ich gestehe gerne, daß ich tausenmal lieber den „Vicar of Wakefield“ geschrieben haben möchte, als Zolas „La Terre“ oder „Nana“. Alle diese Ehebruchsgeschichten (?) werden von den Späteren als Auswüchse unserer Zeit betrachtet werden, auf die sie ein schlechteres Licht zu werfen bestimmt sind, als sie es verdient. Ich mag mit keiner Strömung schwimmen und will das bleiben, wozu mich das Leben gemacht hat und die Neigung drängt. X. X gefällt sich in sittlich fraglichen Darstellungen, weil er nie vom Pfade der Tugend abgewichen. Ich schreibe gerne, um zur Sittlichkeit zu erziehen, weil ich das Gegentheil und seine Folgen kenne. Aber nun ist es wirklich Zeit zum Schließen. Empfehlen Sie mich . . . 2c.

Treulichst Ihr Georg Ebers.

Aus diesem einen aus 25 Briefen geht hervor, was mir ihr Verfasser war und wie schmerzlich mich die Kunde von seinem Tode berühren mußte. Immer noch sehe ich den großen Dulder im Parke von Wildbad im Wägelchen sitzend, im Schatten uralter Baumriesen große, aufgespannte Blätter mit Bleistift beschreibend. Daß auch Befreundete sich mißverstehen können, geht gerade aus diesem Briefe hervor. Wenn ich ihn bat, auch einmal etwas für Männer Taugliches zu schaffen, so meinte ich damit nicht, daß er „Unfläthiges dichten“ solle, so wenig wie „la Terre“ eine Ehebruchsgeschichte ist. Ebers ist eben der Dichter der Frauen und Mädchen geblieben. Er hat sicher mehr Menschen reine Freude bereitet, als Viele, die eben für Männer geschrieben, ohne Zola, Hauptmann, ja selbst Maupassant zu sein.

Nach einer Kritik des Josua schrieb mir Ebers (1889):

Lieber Freund . . .

Der Josua ist gut abgelagerter Wein, oder, um bescheidener zu sein: Taback. Es ist buchstäblich wahr, daß ich Josua im März 1870 concipirte. 1879—80 in Nizza brachte ich die Erzählung beinahe fertig, dann aber ließ ich das M. S. liegen, weil es mir an Courage fehlte, mit dem Roman, dem ein biblischer Stoff zu Grunde lag, herauszukommen. Vielleicht läge die Handschrift noch ungedruckt da, wenn ich nicht im vorigen Februar zu Wiesbaden an dieselbe erinnert und aufgefordert worden wäre, sie zu publiciren. Da zog ich das M. S. hervor, fand es so übel nicht, und nun verwandte ich bis August jede Stunde, um es durchzuarbeiten. Meine Frau hatte in dem alten M. S. das Hervortreten des Moses nie verstanden. Ich empfand, daß sie Recht habe, und nun drängte ich den in den Hintergrund und ließ seine mächtige Persönlichkeit und ihre leitende Kraft nur fühlen, nicht mehr sehen und hören. Das hieß Alles von oben nach unten kehren doch ließ ich mir die Mühe nicht verdrießen, und siehe da — so war es richtig. Aber wir armen Autoren.

Im X. X. findet A. Z. in einer sonst recht günstigen Kritik das Zurückdrängen des „Gottesmannes“ geradezu beleidigend, während Sie, der Referent der T. R. und Dr. P. in einer lebhaft zustimmenden Anzeige in der „All. Ztg.“ dies besonders loben. Die Herren Orthodoxen haben freilich noch nicht ihre Stimme erhoben; sie werden es an Steinwürfen nicht fehlen lassen, aber sie treffen mich nicht, weil ich sie nicht zu sehen bekomme . . . .

So schrieb Ebers über alle seine Sachen die eingehendsten Erörterungen und Erläuterungen. Er verschmähte es aber auch nicht, an dem Schicksal der Bücher Jüngerer, die ihm unterbreitet wurden, eingehend zu urtheilen.

Ich erhielt einen Brief aus Vevay, Rue de Blonay, 1. 23. 11. 87.

Lieber Freund!

Es ist immer ein gutes Zeichen für ein Buch, wenn eine hervorragend begabte und gebildete Dame das Werk, das sie einmal begonnen, so ungern aus der Hand legt, daß sie es seinem Besitzer entführt. Jetzt ist es schon eine gute Weile bei mir, und ich habe es mit großem Interesse gelesen. (Zwei Ehen, Rosenbaum und Hart, Berlin.) Sie haben sich ein keineswegs leicht durchzuführendes Problem gestellt und es mit großem Geschick durchgeführt, gelöst; ja, der Gedanke, daß Eins nicht mehr so ängstlich auf das Andere sieht, weil sich die Aufmerksamkeit dem Dritten, d. i. dem Kinde zuwendet, welches Beide in sich verkörpert, ist so anmuthig als wahr. „Aus der Asche des Egoismus steigt wahres Seelenglück empor.“ Wollen Sie die männliche Jugend auch lehren, ihre Vergangenheit so zu gestalten, daß, wenn sie zufällig auf eine Zerline stößt, diese sie nicht gar zu arg zu quälen braucht. Es ist fein, daß sie gerade eine so hochbeglückte Frau, wie Zerline, sich wegen der vergangenen Sünden ihres Gatten so stark in den Harnisch bringen lassen. Wo lauter Sonnenschein ist, da holt der Mensch sich die Schatten aus der eigenen Seele. Wie oft habe ich das gesehen! Zerline findet auch einigen Haß in ihrem eingebildeten Unglück, denn wie wenige Frauen freut es innerlich und äußerlich, rothe Backen zu haben. Etwas Blässe und ein kleiner leidender Zug steht so gut. Das Fühlen des Schönen und ein Wort wie „kerngesund ist ekelhaft“ spricht sich herum. Ihre Gerda ist mir beinahe noch lieber als Zerline; denn sie hat den Muth, gesund zu sein. Ganz vortrefflich ist, wie sie nicht mehr voll an ihre Liebe glaubt und von der Liebe selbst bei den Dummheiten, die sie im Försterhause begeht, von Eifersucht verzehrt, eines Besseren belehrt wird. Auch die Niederkunftsepisode ist vortrefflich, und ich habe für den armen Fritz gezittert, als er in Zimmer Nr. 11 zu seiner alten Flamme trat, die noch so verteufelt schön war. Jeder Charakter ist berechtigt, glaubhaft und trefflich durchgeführt bis an's Ende. Ihr Roman birgt eine seltene Fülle von ausgezeichneten, feinen, des Behaltens werthen Aussprüchen jeder Art. Ein guter und treffender Gedanke folgt dem anderen, und Ihre Citate sind fast alle ausgezeichnet gewählt, durchaus unbekannt,

ja, gewöhnlich den Meisten Ihrer Leser sicher neu. — Daß Ihre Novelle „Kirchenraub" in den „Novellenschatz" kam, weiß ich schon lange. Ich sagte Ihnen ja schon im Frühling, wie sehr sie auch meiner Frau und mir gefallen. Wenn dieser Brief bei Ihnen eintrifft, haben Sie vielleicht schon meine Elifen. Daß sie mit Liebe gemacht wird, werden Sie ihr ansehen. Möge sie Ihnen auch sonst zusagen. Augenblicklich steck' ich tief in gelehrter Arbeit, doch schreibe ich auch, wenn der Geist mich treibt, an einem neuen Roman.

Was den „Nilbräutigam" angeht, so habe ich weder ihn, noch eines der anderen Machwerke dieser Art gelesen, die in den letzten Jahren entstanden. Ich kann mir beinahe Etwas darauf einbilden, so viel gelästert und berücksichtigt zu werden. Karl Stelter hat ganz Recht, wenn er diese Dinge glückliche Speculationen nennt. Was mich im Guten und Bösen angeht, interessirt einen recht großen Menschenkreis, und so bringt die Parodirung eines meiner Werke Leuten immer Etwas ein, deren litterarischer Schund sonst von keiner Seele angesehen werden würde. Ich lasse ihnen das Vergnügen und die paar Mark und gestatte ihnen nicht, mich an mir selbst irre zu machen, so lange mir einige Auserwählte zustimmen, deren Urtheil ich ernstlich hoch halte. An ihrer Spitze stand Fr. Vischer, dessen Tod ich aufrichtig beklage. Auch daß Ihnen meine Worte Etwas sind, macht mir Freude. Leben Sie wohl für heute und arbeiten Sie ruhig fort.

Ihr sehr getreuer

Georg Ebers.

In einem anderen, acht engbeschriebene Seiten langen Briefe, von München, Schönfeldstraße 1 B, 5. Dec. 89 datirt, sagt Ebers u. A.:

„Wo auf deutschen Universitäten Aegyptisch getrieben wird, geschieht es durch meine Schüler und in meinem Sinne: In Berlin von Erman, in Halle von Ed. Meyer, in Breslau von Wilcken, in Bonn von Wiedemann, in Petersburg von Lemm. So habe ich denn das Meine gethan, die Arbeit meines Lebens wird so fortgeführt, wie ich's möchte. Da ist mein Papier zu Ende, und ich fühle, daß ich zu viel von mir selbst geredet — aber weß das Herz voll ist — Sie wissen ja . . .

Ihre Uebersetzung der fior di passione, Blüthe der Leidenschaft*), hab' ich gelesen. Sie ist trefflich gelungen, und interessant sind diese Skizzen jedenfalls; aber es freut mich, daß Madame Matilda Serao keine Deutsche ist. Es steht ja kein unanständiges Wort in diesem Bande, doch jedes dieser Geschichtchen, oder doch fast alle, sind von einem Hautgout, der mir das Wildpret verdirbt. Welche ehelichen Zustände spiegelt das wieder. So sind, glaub ich, auch in der höchsten (italienischen?) Gesellschaft diese Verhältnisse nicht beschaffen. Die Unmöglichkeit der Dauer der Liebe in der Ehe ist eine Voraussetzung, die Gott Lob nirgends überall stimmt. Italien hat auch seinen Farina, und wie viel Schmackhaftes ist in dessen gesunder Hausmannskost. Ich halte Madame Seraos Realismus für ganz unwahrscheinlich. Es ist ein Gemeinplatz, den die Wirklichkeit Lügen straft, daß die Liebe in der Ehe nur Bestand hat, so lange die Flitterwochen dauern, und daß dann Entnüchterung, Langeweile und was weiß ich die Herzen erkältet. Es ist Unsinn, daß es irgend einem jungen Schmachtlappen oder Elegant leicht wird, das Herz einer gut erzogenen und gemüthsvollen Frau dem Gatten, dem sie aus Liebe die Hand reichte, zu entfremden, wenn sie auch nicht das Allerletzte gewährt.

Das Leben treibt und fügt es in der Regel ganz anders. Die Flitterwochen haben mit Recht ihren Namen. Das Volk verfährt in der Sprachbildung so fein, so entsprechend der Wahrheit und dazu so poetisch! Die Flitterwochen-Liebe strahlt wundervoll hell auf in den glücklichsten Momenten; aber sie ist kein echtes Gold. Erst das längere Zusammenleben der Gatten zeitigt die Liebe, die in den Honigmonden noch eine unreife Frucht war, und macht sie süß und dauerhaft. War sie anfänglich Eisen, so glüht und hämmert sie hundertfach gemeinsam durchlebtes Gutes und Böses zu haltbarem Stahl. Das Gefühl

---

*) Blüthe der Leidenschaft. S. Schottlaender. I. Aufl. 1890.

der Sicherheit, des felsenfesten Vertrauens rc. kommt erst mit den Jahren. Die Herzen verwachsen allmählich, und wie oft stirbt Einer dem Andern nach, in Italien wie in Deutschland, wenn dem Gatten die Frau, dem Ehemann das Weib nach langem Zusammenleben geraubt wird. Ja, es liegt etwas Mystisches in dem Einswerden der Eheleute, und eine treulose Frau, die dem Manne Hörner aufsetzte, wenn sie ihm einmal gut gewesen, das gehört, Gottlob, überall zu den Ausnahmen, selbst in Frankreich und Italien. Das Gegentheil vorauszusetzen, ist eine Verirrung, und das ist mir so unsympathisch an diesen wunderbar übersetzten Geschichten, daß sie sämmtlich Abnormitäten so behandeln, als wären sie die Regel. Das Buch ist ein Raritäten-Cabinet, eine Ausstellung von krankhaften Bildungen in Wachs, oder meinetwegen in Spiritus gesetzt. Wie anders mundet dagegen Farina oder Dickens oder Reuter, um die Besten zu nennen. Auch die Wahlverwandtschaften zeigen Verirrungen des Herzens; aber eben nur als solche, und wie schwer rächen sie sich an denen, die ihnen verfallen. Hier aber wird die Verirrung wie das Natürliche behandelt. Ich weiß wohl, daß die große Welt gegeißelt werden soll, doch die Hiebe werden kaum treffen, denn sie wird sagen, daß Frau Serao Zerrbilder zeichnete und daß es in ihren Kreisen anders zugeht. Am besten gefällt mir die Geschichte „Unbekannt“ S. 187, die ja auch nichts Erfreuliches zeigt, doch höchst originell und geistreich ist und am Schlusse eine Ueberraschung bringt, an die man schon glauben kann. Um Ihnen zu zeigen, wie aufmerksam ich las, weise ich Sie auf das einzige sprachliche Bedenken, das ich fand. S. 161: Wenn sie zusammen waren, gab es stets einen ewigen Kampf, und das sieht einem Pleonasmus ähnlich. (Es hätte doch auch stets nur einen kleinen Kampf gegeben haben können.) rc. rc. rc.

Ein größerer Gegensatz als Georg Ebers und Matilda Sorao läßt sich freilich kaum denken.

Ich besitze fünfundzwanzig Briefe, in denen sich der gelehrte Egyptologe und unermüdliche Romancier in zwangloser Weise, gewiß nicht uninteressant, über Menschen und Dinge ausplaudert.

Nun höht sich die Zahl nicht, ich erhalte keinen mehr. Auch von Theodor Fontane, dem jüngstverstorbenen Meister, wurde mir manch liebevoller, litterarisch werthvoller Brief. Ebers hat die Bekanntmachung gestattet, gewünscht. Die Söhne Fontanes verbieten sie. Wir halten die beiden so verschiedenen, so lieben Menschen nicht weniger hoch. Wie sie, blieben ihrer nicht Viele zurück, und sie kannten Beide das Gefühl, das die neue Schriftstellerwelt zu „beseelen“ scheint, homo homini lupus, noch nicht.

Sie halfen mit Rath und That, ihr Angedenken ist wach, und sie wurden geliebt.

Die Falkenburg.*)

Lustspiel in 3 Acten.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

Personen.

Otto Falk, Rittergutsbesitzer auf Falkenau.
Franz Trautner, Pastor daselbst.
Agnes, seine Frau.
Fräulein Ulla Kraus, Schriftstellerin.
Thea Kraus, ihre Nichte.
Bornstedt, Rittmeister a. D.
Strohwald, sein alter Diener.
Frau Winkler, seine Wirthschafterin.
Ein Kammerdiener.
Zwei andere Diener.

Zeit: Gegenwart.
Ort: Rittergut Falkenau und Umgegend.

Erster Act.

Ein eleganter Gartensalon zu ebener Erde auf Schloß Falkenau.

Im Hintergrunde große Flügelthüren, geöffnet, die in einen schönen Park führen. Rechts und links andere Thüren. Reiche Ausstattung. Es ist Sommerzeit gegen Mittag.

Erster Auftritt.

(Falk, im Reitanzuge, den Hut auf dem Kopf, die Reitpeitsche in der Hand, kommt durch die Flügelthüren herein; ihm folgt der Kammerdiener, dem er während des Folgenden Hut, Reitpeitsche, Handschuhe übergiebt.)

Falk: (die Handschuhe ausziehend): War Jemand hier?

Kammerdiener: Herr und Frau Pastor Trautner wollten ihre Aufwartung machen. —

Falk: Ach — also sie sind zurück! Wann waren sie hier?

Kammerdiener: Vor kaum einer halben Stunde.

Falk: Thut mir sehr leid, sie verfehlt zu haben — (unschlüssig, ob er nicht zu ihnen gehen soll) — aber ich bin doch jetzt zu müde, hinüberzugehen.

Kammerdiener: Der Herr Pastor ist übrigens noch im Park, ich sehe ihn dort gehen.

Falk: Wo?

Kammerdiener: Er ist jetzt eben hinter den Bäumen dort verschwunden.

Falk: Allein?

*) Aufführungsrecht vorbehalten.

Kammerdiener: Ja.

Falk: Dann eilen Sie — ich ließe ihn bitten, hereinzukommen — und bringen Sie uns dann eine Flasche Markobrunner und zwei Gläser.

Kammerdiener: Sofort, gnädiger Herr. (Er eilt in den Park hinab und verschwindet hinter den Bäumen.)

Zweiter Auftritt.

(Falk, bald darauf Trautner.)

Falk (allein, zündet sich eine Cigarre an und geht dem aus dem Park kommenden Pastor bis zur Thürschwelle entgegen. Sehr herzlich.) Grüß' Gott, lieber Trautner!

Trautner (eintretend): Grüß' Dich Gott — nach fünf langen Jahren! (Sie umarmen sich.)

Falk (ihn vorführend zu einem Tische): Wir haben uns in den letzten Tagen zweimal verfehlt! Ihr wart gestern verreist?

Trautner: Ja, ein kurzer Besuch in der Nachbarschaft.

Falk: Nun komm' aber und setze Dich. — So, Du siehst ja famos aus! (Sie setzen sich. Der Kammerdiener bringt den Wein und entfernt sich wieder.)

Trautner: Und Du erst! Bist ja ordentlich stark geworden!

Falk (eingießend): Ja, wenn man in die Dreißig kommt! — Also herzlich willkommen! —

Trautner: Willkommen in der Heimat! (Stoßen an und trinken.)

Falk: Du rauchst noch immer nicht?

Trautner: Nein, ich danke.

Falk: Wo ist Deine Frau?

Trautner: Die ist wieder nach Hause gegangen, und ich habe mir ein wenig den Park angesehen. Er ist wirklich schön geworden.

Falk: Ach ja, mein Vater hat viel für ihn gethan. — Ich war heute schon vom frühen Morgen an zu Pferde, ich habe auch gestern schon ein großes Kaufgeschäft gemacht.

Trautner: Wieso? Hier?

Falk: Ja, ich habe dem alten Bornstedt sein Jagdschlößchen, die sogenannte Falkenburg, abgekauft, die vor langen Jahren auch einmal zu unserem Besitz gehörte.

Trautner: Sie ist beinahe zur Ruine geworden — aber die Lage ist entzückend.

Falk: Ja, sie schließt mein Besitzthum prächtig ab. Der Alte ist völlig fertig, es war das Letzte, was ihm von seinen vielen Ländereien geblieben.

Trautner: Ich sprach ihn neulich oben. Er haust ganz allein?

Falk: Er hat noch ein weibliches Wesen bei sich und einen alten Diener — es ist ein Jammer.

Trautner: Er schreibt an einem Werke, sagte er mir.

Falk (lachend): Ja, ja — seine Memoiren — mag schönes Zeug sein!

Trautner: Schade um ihn, mein Vater hielt ihn für einen talentvollen Menschen.

Falk: Mag sein — doch lassen wir die traurige Sache und bleiben wir bei uns. Ich sage Dir, ich habe mich kindisch gefreut, als ich die Nachricht bekam, der Gemeindekirchenrath hätte Dich zum Pastor hier auserkoren.

Trautner: Ich wahrhaftig auch! Wo mein Vater so lange seines Amtes gewaltet hat.

Falk: Ich war gerade in Paris, als ich den Brief erhielt.

Trautner (lächelnd): Und ich fürchtete schon, der gestrenge Herr Kirchenpatron (sich vor Falk verneigend) würde mir die Bestätigung versagen!

Falk (lustig): Weißt Du, daß ich wirklich einen Augenblick geschwankt habe?

Trautner: Nanu?

Falk: Ja, ich mußte an unsere heftigen Wortgefechte denken, die wir als Studenten und auch später noch ausgefochten —

Trautner: Und die immer denselben Erfolg hatten: daß Jeder nur noch eigensinniger auf seinem Standpunkte verharrte.

Falk: Das ist wahr.

Trautner: Und das wird sich wohl auch nicht geändert haben.

Falk: Deswegen zögerte ich einen Moment, als ich Deine Wahl bestätigen sollte. Dann aber sagte ich mir: ach was! wir werden Beide mit den Jahren wohl ruhiger geworden sein — und schließlich hat unsere Freundschaft ja nie unter unserer verschiedenen Lebensanschauung gelitten.

Trautner (ihm die Hand reichend): Nein, wahrhaftig nicht.

Falk: Die Heiligen sollen ja zu den Unheiligen kommen! Und deshalb, alter Freund, soll es auch zwischen uns beim Alten bleiben.

Trautner: Das soll's! — Du bist mir übrigens seit zwei Jahren einen Brief schuldig. —

Falk: Das kann schon sein. Vielleicht hatte ich Dir zuviel zu schreiben und habe Dir in Folge dessen gar nicht geschrieben.

Trautner: Du warst in Italien, Griechenland?

Falk: Ja, auch in Klein-Asien und Aegypten, und überall hatte ich meine Alten bei mir, meinen Herodot, meinen Homer, meinen Thukydides u. s. w.

Trautner: Es ist eine wunderbare Welt, in die Du Dich eingelebt hast.

Falk: Ja, und ich kann gar nicht finden, daß wir es seitdem so herrlich weit gebracht hätten.

Trautner: Da wird Dir jetzt die Landwirthschaft wenig behagen.

Falk: Sage das nicht. Ich freue mich sogar sehr, hier etwas Positives schaffen zu können. Denn hier giebt es zu thun, wie ich mich in den drei Tagen, in denen ich wieder hier bin, überzeugt habe.

Trautner: Das glaube ich wohl.

Falk: Vorerst steht mir allerdings noch eine militärische Einziehung bevor.

Trautner. So?

Falk: Ja, nun das wird mir auch Nichts schaden. Meine Rittmeister-Uebung. Nachher sollen meine Lieblingsstudien nicht vernachlässigt werden, und ich denke, Du wirst wohl dem klassischen Alterthum auch nicht untreu geworden sein.

Trautner: Nein, sicher nicht — meine Uebersetzung des Theokrit ist nahezu fertig — ich bin begierig, was Du dazu sagen wirst.

Falk (lustig): Ich werde als Kritiker kein Blatt vor den Mund nehmen — Du siehst also: an Stoff zum Streit soll es uns nicht fehlen. — Aber nun zu Deinen persönlichen Verhältnissen! Bis zu Deiner Wahl hier warst Du Hilfsprediger im Posen'schen?

Trautner: Ja, und zwar — wie ich bekennen muß — in sehr angenehmen Verhältnissen, so daß es mir möglich war, schon vor anderthalb Jahren zu heirathen.

Falk: Richtig! Die Hauptsache! Du bist ja verheirathet! Vielleicht schon gar Familienvater?

Trautner: Allerdings! Ich habe schon einen kleinen Otto.

Falk: Ach, das ist liebenswürdig, den Namen Deines Kirchenpatrons.

Trautner: Diesen Glauben muß ich leider zerstören.

Falk (lachend): Weiß schon, weiß schon, kann mir schon denken, nach wem — aber wer ist Deine Frau?

Trautner: Du kennst sie.

Falk: Wahrhaftig? Da bin ich doch neugierig.

Trautner: Wir haben als Studenten Beide für sie geschwärmt.

Falk (sehr gespannt): Wie? — doch nicht etwa —?

Trautner: Ja, ja — ich habe den Kobold geheirathet!

Falk (aufspringend): Den Kobold! Du hast den Kobold geheirathet! Nicht möglich!

Trautner (lachend): Doch, doch!

Falk (lebhaft im Zimmer hin- und hergehend, wie in freudiger Erinnerung): Den Kobold! das

seltsamste, wunderlichste, humoristischste, melancholischste, niedlichste, zahmste, frechste, häßlichste, hübscheste Backfischchen, das ich je gesehen habe! — Nein, Trautner, sage im Ernst —

Trautner: Im Ernst, sie ist die gesetzteste Frau Pastorin geworden, die man sich denken kann.

Falk (setzt sich wieder und stößt mit Trautner an): Nun, dann gratulire ich von Herzen. Ich kann mir denken, daß aus diesem Most ein vortrefflicher Wein geworden ist.

Trautner: Das ist es in der That.

Falk: Nein — es ist doch wunderbar! Aber hat sie denn Nichts von ihrer früheren Art behalten, ist sie denn —

Trautner: Ja, sie ist manchmal etwas räthselhaft, so daß man nicht recht weiß, ob Ernst oder Scherz aus ihr spricht, im Ganzen aber waltet ein heiterer Ernst mit neckischem Humor bei ihr vor.

Falk: Und als Hausfrau?

Trautner: Wirst Du sie hoffentlich bald selbst kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Falk: Weißt Du was? Speist heute bei mir! Ich bin so froh, mit Euch wieder einmal zusammen zu sein! Nun?

Trautner: Meine Frau wird unser Mittagbrod schon fertig haben.

Falk: Ei, so hebt's zum Abendessen auf — (er klingelt) ich schreibe ihr ein Einladungsbriefchen. (Geht an den Schreibtisch und schreibt.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kammerdiener (tritt auf).

Falk (zum Kammerdiener): Sehen Sie zu, daß in etwa einer Stunde ein Diner für drei Personen fertig ist, aber reichlich!

Kammerdiener: Zu Befehl, gnädiger Herr! (will gehen.)

Falk (schreibend): Warten Sie einen Augenblick. Tragen Sie dies Billetchen hinüber in's Pfarrhaus.

Trautner (aufstehend): Aber könnte ich nicht selbst —

Falk: Nein, nein, Dich lasse ich nicht fort, Dir traue ich nicht.

Trautner (lacht laut auf).

Falk (dem Kammerdiener ein Briefchen reichend): Hier — sofort der Frau Pastorin abzugeben! (Kammerdiener ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige ohne Kammerdiener.

Trautner: Unser Junge wird sie nicht fortlassen.

Falk: Der muß so vernünftig sein, jetzt zu schlafen.

Trautner: Wenn es der Herr Patron befiehlt.

Falk: Na, ich will doch wenigstens Etwas von meinem Patronatsrecht haben, da ich Dir sonst (mit komischem Pathos) volle Lehr- und Kanzelfreiheit zu lassen gedenke.

Trautner (lachend): Sehr verbunden! — Nun möchte ich aber auch wissen, wie Du mit Deiner Herzensangelegenheit stehst? Bist Du noch immer ein so grimmiger Feind der Ehe?

Falk: Grimmiger Feind ist nicht der richtige Ausdruck, das bin ich auch nie gewesen.

Trautner: So? Was denn?

Falk: Ich habe nur immer die Ansicht vertheidigt — und hierin stehe ich noch immer auf demselben Standpunkte — daß die Ehe nur ein Uebergangsstadium in der moralischen Entwickelung des Menschengeschlechts ist —

Trautner: Oho!

Falk: Ja — und daß die Ehe in einem Stadium höherer geistiger und moralischer Entwickelung etwas Anderem —

Trautner (höhnisch unterbrechend): Aha! Freie Liebe!

Falk (ruhig fortfahrend): — nennen wir es meinetwegen mit dem verpönten Namen der „freien Liebe", aber in des Wortes edelster Bedeutung — Platz machen wird.

Trautner: Das ist ja das Thema des letzten Buches von Fräulein Ulla Kraus, unserer neuen Nachbarin.

Falk: Ja, hast Du's gelesen?

Trautner: Ich habe darin geblättert, sie schickte mir es zu.

Falk: Ich finde es ganz vortrefflich. Diese Dame muß durchaus ernst genommen werden.

Trautner: Hast Du sie schon kennen gelernt?

Falk: Nein. Ich traf die Damen bei meinem Antrittsbesuche nicht zu Hause und ließ nur meine Karte zurück. Uebrigens erzählte mir der alte Bornstedt, daß sie sich sehr um den Besitz der Falkenburg bemüht hätten; er wollte mir aber die Vorhand lassen.

Trautner: So? Warum?

Falk (lachend): Das hat seine besondere Bewandtniß — aber, wie sind denn die Damen?

Trautner: O, sie werden Dir gefallen, es sind gebildete, freundliche Menschen.

Falk: Und was treiben sie hier? Wollen sie das Gut selbst bewirthschaften?

Trautner: Das wohl nicht. Sie haben einen ausgezeichneten Verwalter und wollen wohl nur ganz ungestört ihren Studien leben. Die Tante erzieht ihre Nichte genau nach den in ihren Büchern niedergelegten Grundsätzen. Sie soll vollkommen unabhängig sein und bleiben. Das junge Mädchen hat das Abiturienten-Examen gemacht, war schon ein Jahr auf der Universität und ist wirklich hochbegabt, dabei die Bescheidenheit selbst.

Falk: Na, siehst Du! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, steht geschrieben.

Trautner: Ja, mein bibelfester Herr Patron, aber was soll die Zukunft bringen?

Falk: Die Zukunft? Was meinst Du damit?

Trautner (lebhaft): Ist 'es nicht jammerschade, ein so junges, schönes, reiches Mädchen in dem Glauben zu erziehen, daß die Ehe ein Unglück ist?

Falk: Kann ich gar nicht finden.

Trautner: Und zwar blos deswegen, weil die Eltern des jungen Mädchens kreuzunglücklich miteinander gelebt und sich das Leben gegenseitig total vernichtet haben?

Falk: Na, ich dächte, das wäre ein recht schlagender Grund und trifft bei mir — d. h. mit der Ehe meiner Eltern — leider ebenso zu.

Trautner (ärgerlich): Eine solche Beweisführung! — Nimm mir's nicht übel —

Falk: Logisch genug! Ja, ich bleibe dabei: die Ehe mag weisen gesetzgeberischen Absichten entsprossen sein — ich kann aber nicht zugeben, daß sie jemals ein höchstes sittliches Bedürfniß gefordert hat.

Trautner: Ganz falsch! Das Gesetz hat nur festgehalten, was ein tiefes sittliches Bedürfniß gefordert hat.

Falk: Keineswegs!

Trautner (fast jedes Wort betonend): Ich sage Dir, wenn heute die Ehe abgeschafft würde — das erste Paar, das in reiner, edler Liebe zu einander entbrennt, würde sie von Neuem begründen.

Falk: Nimmermehr! Frei will ich lieben, und frei will ich geliebt sein. Der Tag der Knechtschaft raubt dem Menschen die Hälfte seiner Tugend.

Trautner (immer eifriger): Die wahre Liebe ist nicht frei, will nicht frei sein. Sie findet gerade in der Hörigkeit ihre tiefste Befriedigung, sie schafft sich Fesseln, nicht blos äußerlich durch Gesetz, sondern ganz besonders innerlich, und gelangt dadurch zur höchsten sittlichen Kraft.

Falk (ebenso): Thut sie's, so thut sie's in Verblendung. Wer aber die Augen offen hat und um sich schaut, der weiß, um mit Heine zu reden, daß der Frühling und die Liebe zu Schanden werden müssen.

Trautner: Deine Citate imponiren mir gar nicht. Eine bessere Autorität sagt mir, die Liebe höret nimmer auf. (Sie sind Beide ganz nach vorn gekommen.)

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen. Agnes ist auf der Schwelle der Flügelthüren erschienen und hat schon die letzten Worte mit angehört. Sie bleibt auch jetzt noch unbeweglich und unbemerkt stehen und hört lächelnd dem Streite zu.)

Falk (in seinem Satze fortfahrend): Was dann noch übrig bleibt, ist häßlich — und wer dann äußerlich durch Gesetz oder durch Gewohnheit aneinander gefesselt bleibt, handelt unsittlich.

Trautner: Du sprichst von Ehen, die nie welche gewesen sind.

Falk: Ich spreche von Ehen, die das Standesamt und der Priester geschlossen haben.

Trautner: Das Standesamt und der Priester machen allein noch lange keine Ehe.

Falk: Nein, wahrhaftig — wir drehen uns ja geradezu im Kreise.

Agnes (ist bis nahe an die Streitenden herangetreten, drollig): Kindlein, liebet Euch untereinander.

Falk (sich schnell umdrehend, sehr vergnügt): Agnes! Da sind Sie ja!

Trautner: Oho! Agnes!

Falk: Verzeihung, lieber Trautner, Verzeihung, Frau Pastorin, daß ich nach alter Gewohnheit den Vornamen — ich heiße Sie herzlich willkommen (reicht ihr beide Hände).

Agnes: Als ich die Herren hier so streiten hörte, wandelte mich wahrhaftig die Lust an, ein Bündel Stechäpfel aus meines Vaters Garten, wie vor Jahren, zwischen Euch zu werfen.

Falk: Daran hätt' ich den alten Kobold wiedererkannt.

Agnes: Aber im Grunde freute ich mich doch!

Falk: Warum?

Agnes: Wo so gestritten wird, da hat die Freundschaft noch Nichts eingebüßt.

Falk: Haha! Da haben Sie Recht. Kommen Sie zu uns! Trinken Sie ein Gläschen Wein!

Agnes: Nein, ich danke! Vormittag nicht.

Trautner (wieder ganz heiter): Agnes, unser Herr Patron ist ein gefährlicher Mensch. Die heiligsten Bande versucht er zu lockern.

Falk: Nanu!

Agnes: Ja ja — davon hab' ich schon den Beweis in Händen!

Falk: Wieso denn, meine verehrte Frau Pastorin?

Agnes: Machen Sie mich nicht zur Rabenmutter, die ihr Kindlein in Stich läßt wegen eines herrschaftlichen Diners?

Falk (ausgelassen): Aber mein Gott, der Junge schläft ja.

Agnes: Woher wissen Sie denn das?

Trautner: Schläft er wirklich?

Agnes: Ja, er ist sogar eben erst eingeschlafen und wird wohl seiner Gewohnheit gemäß ein Paar Stunden nicht aufwachen.

Falk: Na sehen Sie! Folgen Sie nur immer hübsch Ihrem Patron!

Agnes: Da könnt' ich schön ankommen!

Trautner (zu Agnes): Ja, wie damals in Deines Vaters Garten — weißt Du noch — die hohe Ulme?

Agnes (nickt lachend mit dem Kopfe).

Falk: Ach! Ihres Vaters Garten in Jena! Welch' schöne Zeit geht da vor mir auf! — Was war das mit der Ulme?

Trautner: Weißt Du nicht mehr? Die Musik der Sphären!

Falk: Richtig! (zu Agnes) Wie wir Ihnen vorgeredet hatten, man könne die Musik der Sphären hören, wenn man um Mitternacht bei Mondschein bis zum höchsten Gipfel des Ulmenbaumes kletterte?

Alle (lachen).

Trautner: Das war abscheulich von uns.

Agnes: Und hätte mir das Leben kosten können.

Trautner: Wenn Du nicht eben der liebe Kobold gewesen wärest.

Falk: Ja, Sie waren gläubig hinaufgeklettert, und als Sie den höchsten Gipfel erreicht hatten, konnten Sie nicht zurück. —

Agnes: Und ich mußte den Morgen heranwarten, bis der Gärtner mich aus meiner gefährlichen Lage befreite.

Falk: Ja, es war unverantwortlich von uns — aber wer konnte ahnen, daß Sie so kühn und gläubig sein würden?

Trautner: Das hätten wir eigentlich voraussetzen können.

Falk: Bei diesem Kobold! Pardon! — Nur wundere ich mich heute noch —

Agnes: Worüber?

Falk: Daß Sie uns garnicht zu zürnen schienen, daß Sie sich nicht im Geringsten an uns gerächt haben.

Agnes: Das ist sehr erklärlich.

Falk: Wieso?

Agnes: Weil ich wirklich die Musik der Sphären gehört habe.

Trautner: Ach!

Falk (lacht): Wirklich?

Agnes: Ich habe nie eine schönere Nacht verlebt.

Trautner: Du hast die Musik der Sphären gehört?

Agnes: Ganz gewiß. Es war ein so wunderbares Singen und Klingen die ganze Nacht hindurch, der Himmel war so klar, daß ich mir sogar einbildete, die lieben Englein mit eigenen Augen zu sehen, wie sie sangen und tanzten zur Ehre Gottes.

Falk: Und hatten Sie keine Angst?

Agnes: Nicht die geringste.

Falk: Seltsam!

Trautner (mit Humor): Ja, das erscheint einem Kirchenpatron wie Dir unbegreiflich.

Falk (ebenso): Herr Pastor, ich bitte mir einen devoteren Ton aus!

Trautner (ebenso): Herr Patron — ich bitte um Gnade!

Falk: Sie sei gewährt — unter einer Bedingung.

Trautner: Welcher?

Falk: Daß das Thema von vorhin zwischen uns ein für alle Mal abgethan ist. Du weißt schon, welches ich meine.

Trautner (lachend): Sehr gern!

Falk: Warum lachst Du?

Trautner: Weil ich gewiß weiß, daß Du der Erste bist, der wieder davon anfängt.

Falk: Na hör' mal!

Trautner: Ganz natürlich! es ist ein kranker, wunder Punkt bei Dir — darum stößt Du Dich immer wieder daran.

Falk: Und ich sage Dir: gerade das ist vielleicht der gesundeste Punkt an mir.

Agnes: Da seid Ihr ja wieder auf dem besten Wege, von Neuem anzufangen Und jetzt misch' ich mich auch in den Streit! Es geht über das neue Buch der Kraus wie ich merke!

Falk: Allerdings!

Agnes (sehr ruhig): Ich sehe nicht ein, warum man ihren Standpunkt nicht vertheidigen soll!

Falk (triumphirend): Siehst Du, Trautner?

Trautner: Was? Agnes? Du?

Falk: Ja, ja!

Agnes: Na natürlich! Warum denn nicht?

Trautner: Du scherzest.

Agnes: Warum soll ich mir denn nicht vorstellen können, daß die Menschen einst so vollkommen sein werden, daß sie ein Zwangsmittel wie die Ehe —

Trautner (entsetzt): Zwangsmittel!

Agnes (ruhig fortfahrend): — garnicht mehr bedürfen!

Falk: Hörst Du, Trautner?

Trautner: Ich höre und staune.

Agnes (wie oben): Und warum soll es gegenwärtig nicht schon so hochgebildete Wesen geben, die sich über alle Vorurtheile hinwegsetzen? Warum sollte z. B. Thea Kraus nicht eine lebende Illustration zu den Werken ihrer Tante Ulla sein?

Trautner: Jetzt spricht wieder der Kobold aus Dir.

Falk: Aber der Kobold hat Recht.

Agnes: Ich spreche ganz im Ernst, lieber Franz.

Falk (zu Agnes): Sie halten also das junge Mädchen wirklich für fähig?

Agnes: Ich wüßte keinen Grund dagegen. Ebensowenig wie bei Ihnen.

Falk: Sehr schmeichelhaft für mich. — Wie ist denn Thea? Beschreiben Sie sie mir.

Agnes: Mein Gott, sie ist — (nachdenkend) wie eine Kirsche.

Falk: Wie eine Kirsche?

Agnes: Wie eine richtige Knorpelkirsche —

Trautner (lachend): Na da!

Agnes: — so wohlgebildet, so gesund und appetitlich, so lustig anzuschauen.

Falk (muß lachen): Das ist eine köstliche Schilderung.

Agnes: Sie werden mir Recht geben, wenn Sie sie kennen lernen.

Trautner: Nimm Dich in Acht, Freund Falk.

Falk: Sei unbesorgt.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen.

Der Kammerdiener (kommt mit einer Schale, auf der Visitenkarten liegen.)

Kammerdiener: Die Damen sind eben vorgefahren und wünschen ihre Aufwartung zu machen.

Falk (die Karten lesend): Famos! Das trifft sich! Die beiden Fräulein Kraus — ich lasse bitten. (Kammerdiener ab.)

Trautner: Da wird ja Dein Verlangen gestillt werden.

Falk: Nun bin ich aber noch im Reitcostüm.

Agnes: Sie vergessen, daß die Damen auf weibliche Vorrechte verzichten — und nur ihre Rechte beanspruchen.

Falk: Richtig, daran hatte ich nicht gedacht!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Kammerdiener.

Frl. Ulla und Thea Kraus treten auf. Sie haben in ihrem Wesen nichts geziert Emancipirtes.

Falk (ihnen entgegen): Gehorsamer Diener, meine Damen, ich habe lebhaft bedauert, Sie vorgestern nicht zu Hause angetroffen zu haben.

Ulla (ihm die Hand reichend): Wir ebenfalls, Herr Falk, — ich erlaube mir, Ihnen meine Nichte vorzustellen.

Falk (Thea aufmerksam beobachtend): Danke ergebenst, danke — aufrichtig erfreut. Ich bitte die Herrschaften Platz zu nehmen — (zu Trautner) ich habe wohl nicht nöthig, Dich und Deine Frau —

Ulla (Trautner und Agnes die Hand reichend): O, wir haben schon Bekanntschaft gemacht. (Gegenseitige Begrüßung, man setzt sich.)

Falk: Darf ich den Damen eine Erfrischung anbieten?

Ulla: Nein, ich danke — Thea, Du vielleicht?

Thea: Ich danke auch.

Falk: Nun, wie gefällt es Ihnen in unserer Gegend, meine Damen?

Ulla: Vortrefflich — Land und Leute sind gut — wenn ich auch in dieser Beziehung — gerade jetzt mit etwas gemischten Gefühlen hier sitze.

Falk: So — darf ich nach der Ursache fragen?

Ulla (liebenswürdig): Die Ursache — sind eigentlich Sie.

Falk (bestürzt): Sollte ich unbewußter Weise —

Ulla: Ich komme nämlich soeben von der Falkenburg —

Falk: Die ich gestern gekauft habe.

Ulla: Ja, nachdem ich drei Wochen mich vergeblich bemüht habe, den alten Bornstedt zum Verkaufe an mich zu bewegen.

Falk (lachend): Das hat seine besondere Bewandtniß.

Ulla: Aber wieso denn?

Falk: Er hat mir die Burg auch nur verkauft unter der Bedingung, daß ich sie bewohne.

Ulla: Aber das ist doch eigentlich beleidigend für mich! Alleinstehenden Damen gegenüber glaubt man sich eben Alles herausnehmen zu dürfen. Was kann ihm daran gelegen sein, wer nach ihm sein zerfallenes Haus aufbaut und drin wohnt? Denn wie es jetzt ist, gleicht es einer Räuberhöhle.

Falk: Ja, es muß von Grund aus erneuert werden. Die Burg gehörte übrigens in früheren Zeiten zu meinem Gute, wie schon der Name andeutet.

Ulla: Mag sein — sie schließt sich aber in ihrer Lage jetzt ebenso eng an mein Besitzthum an.

Falk: Allerdings — aber sagen Sie, was liegt Ihnen so sehr daran, sie zu besitzen?

Ulla: Ich dachte sie mir neu aufgebaut als reizendes Arbeitsasyl für meine Nichte.

Falk: (Thea aufmerksam beobachtend): So? — Was studiren Sie denn, mein gnädiges Fräulein?

Thea (einfach): Ich habe mich hauptsächlich mit geschichtlichen und archäologischen Studien befaßt und gedenke auch, dabei zu bleiben.

Ulla (lächelnd): Vergiß nicht Deine socialen Studien, in denen Du hoffentlich meine verbesserte Nachfolgerin sein wirst.

Falk (mit Interesse zu Thea): Haben Sie sich auch darin schon versucht?

Thea: O — es ist nicht der Rede werth.

Ulla: Stelle Dein Licht nicht unter den Scheffel, Thea. — Sie hat neulich einen Aufsatz über Frauen-Studium in der „Zukunft" veröffentlicht, der ganz vortrefflich war und sehr bemerkt worden ist.

Agnes (lebhaft): Jawohl, ich habe ihn auch gelesen.

Trautner (lächelnd): Ich auch.

Falk: So? Der ist mir entgangen, ich werde aber das Versäumte nachholen. (Zu Ulla) Dagegen habe ich Ihr neuestes Buch gelesen, gnädiges Fräulein, und muß Ihnen gestehen, daß es mich in hohem Grade befriedigt hat.

Ulla: Das Lob erfreut mich aufrichtig — aus dem Munde eines Mannes.

Falk (sich wieder zu Thea wendend): Ich möchte in der That wissen, wie Sie —

Agnes (die das Interesse Falks an Thea bereits bemerkt hat, rasch aufstehend und unterbrechend): Verzeihen Sie, Herr Falk, wenn ich Ihnen für einige Augenblicke Fräulein Ulla und meinen Mann entziehe?

Falk: Wie denn, Frau Pastorin, wie meinen Sie das?

Agnes: Fräulein Ulla Kraus versprach mir für unseren Pfarrgarten einige junge Bäumchen aus ihrer Baumschule. Zufällig sah ich die, welche ich meinte, vorhin hier im Park. Darf ich sie Ihnen zeigen, Fräulein Ulla?

Ulla (aufstehend): Bitte, sehr gern. — Entschuldigen Sie, Herr Falk.

Falk: Bitte, bitte sehr — inzwischen habe ich ja hier die beste Gelegenheit, meine Kenntnisse zu bereichern — (sich vor Thea verneigend).

Thea (abwehrend): Ah —

Agnes (zu Trautner): Komm mit, Franz, Du mußt dabei sein, damit ich auch die richtigen Bäume aussuche!

Trautner (ihr folgend, halblaut): Was hast Du nur?

(Ulla, Agnes und Trautner verschwinden im Park.)

Achter Auftritt.

Thea und Falk.

Falk: Sie waren auf Universitäten, gnädiges Fräulein?

Thea: Ich war zwei Semester in Zürich.

Falk: Und gedenken noch andere Universitäten zu besuchen?

Thea: Ich will zunächst den Sommer hier auf dem Lande zubringen —

Falk: Um sich zu erholen?

Thea: Um, sozusagen, zu verarbeiten und zu verdauen, was ich in Zürich eingeheimst habe.

Falk: Und im Winter, mein gnädiges Fräulein?

Thea: Da werde ich wohl nach Berlin gehen.

Falk: So! Nach Berlin.

Thea (lächelnd): Aber, ich möchte Sie bitten —

Falk: Worum, mein gnädiges Fräulein?

Thea: Mich nicht „gnädiges Fräulein“ zu tituliren —

Falk: Ah!

Thea: Das schickt sich nicht mehr in unserer Gelehrten-Republik.

Falk (heiter): Richtig! Verzeihen Sie, Fräulein Thea, aber Sie überschätzen mich, wenn Sie mich als Mitglied Ihrer Gelehrten-Republik betrachten.

Thea: O, ich weiß, daß Sie die Wissenschaften lieben.

Falk: Daß ich sie liebe, ja — darum verdiene ich auch nur den Namen eines Dilettanten.

Thea: Nun — auf mehr werde ich wohl auch keinen Anspruch machen dürfen.

Falk: Sie haben sich ja schon schriftstellerisch versucht.

Thea: Ich habe nur Einiges von meinen Erfahrungen mitgetheilt, die ich als Studentin auf der Universität gemacht habe.

Falk: So. Ich möchte wohl wissen, wie Sie da gelebt haben? Waren Sie allein?

Thea: Nein, ich lebte bei meiner Tante Ulla.

Falk: Und wie gestaltete sich der Verkehr mit Ihren männlichen Commilitonen?

Thea (lächelnd): Ach Gott — das war eigentlich gar keiner.

Falk: In wie fern?

Thea: Die jungen Leute sind alle noch so — wie soll ich sagen — noch so jung.

Falk: Ja, aber das sind Sie doch auch noch!

Thea: Ein junges Mädchen von neunzehn Jahren ist doch viel älter als ein junger Mann von gleichen Jahren.

Falk: Das wohl, aber —

Thea: Ich kam mir ihnen gegenüber immer recht tantenhaft vor, wenn sie mit ihren Schmissen renommirten und von ihren Kneipereien erzählten.

Falk: Das kann ich mir denken — indessen werden Sie wohl auch nicht immer über den Büchern gehockt haben — dazu sehen Sie mir zu frisch aus.

Thea: Nein — ich habe die körperlichen Uebungen nicht vernachlässigt, ich habe schwimmen, reiten, tanzen und auch fechten gelernt — sehen Sie — hier habe ich sogar auch einen kleinen Schmiß.

Falk: Wo?

Thea (das Haar ein wenig zurückstreichend): Hier an der Stirn unter dem Haar.

Falk: Wahrhaftig! Ein allerliebster Schmiß! — Wer war denn der Glückliche — oder Unglückliche, der diese weiße Haut geritzt hat?

Thea: Mein Fechtlehrer — ein gutes Männchen von 60 Jahren.

Falk: Der hatte also das richtige Alter, um mit Ihnen zu verkehren?

Thea: Ja, denn er war viel jugendlicher wie viele von den 20jährigen Greisen, die in der Welt nur das Häßliche sehen wollten.

Falk: Da haben Sie Recht.

Thea: Sie kamen mir manchmal vor wie Obst, das auf der einen Seite noch unreif, auf der anderen bereits verfault ist.

Falk: Ein scharfes Urtheil — aber leider nicht ganz ungerechtfertigt — (von ihrer frischen Jugendlichkeit hingerissen) Da lob' ich mir die Kirschen!

Thea: Wieso die Kirschen?

Falk (ausgelassen): Ich meine die Kirschen, die richtigen Knorpelkirschen, wissen Sie! Das rechte Abbild der Frische und Gesundheit!

Thea (ihn unsicher ansehend): Ich verstehe Sie nicht.

Falk: O, das thut Nichts! — aber sagen Sie mir, wie standen Sie mit Ihren weiblichen Commilitonen?

Thea: Noch weniger wie mit den männlichen.

Falk: Das ist interessant! Warum?

Thea: Sie suchten Etwas darin, das Weibliche in ihrer Natur zu unterdrücken, traten wie Männer auf und wurden dadurch unnatürlich und mir unausstehlich.

Falk: So!

Thea: Das ist es auch hauptsächlich, was ich zum Gegenstande meiner Betrachtungen in dem Aufsatze gemacht habe. Solche Studentinnen können unserer guten Frauensache nur schaden.

Falk: Sie sind also der Meinung, daß die Frauen —

Thea: Nicht aufhören dürfen, Frauen zu sein. Es ist doch lächerlich, Unterschiede aufheben zu wollen, die so stark von der Natur hervorgehoben und darum sicherlich beabsichtigt sind.

Falk: Zweifellos! Das ist es, was mich an den Schriften Ihrer Frau Tante auch stets am meisten angezogen hat, es ist ihr Standpunkt. Es bleibt darum noch genug zu reformiren.

Thea: O, noch übergenug!

Falk: Z. B. die Frage der Ehe! Haben Sie darüber schon nachgedacht?

Thea: Viel! Gerade dies Thema habe ich mit meiner Tante oft durchgesprochen.

Falk: Das ist sehr erklärlich.

Thea: Ja, hauptsächlich, weil meine Eltern so entsetzlich darunter gelitten. Ich habe sie Beide leider fast gar nicht gekannt, ich war noch zu jung, als sie starben —

Falk: Aber Ihre Tante hat Ihnen erzählt?

Thea: Ja. Denken Sie sich zwei Menschen mit den vortrefflichsten Anlagen, jedes

in seiner Art vollkommen, und doch so wenig im Stande, mit einander zu leben, daß sie sich fortgesetzt auf's Tiefste gegenseitig verwundeten.

Falk: Und warum trennten sie sich nicht?

Thea: Es gab keinen gesetzlichen Scheidungsgrund.

Falk: Das schließt aber doch die Trennung nicht aus?

Thea: Ja, das war ja gerade das Tragische an der Sache. Jeder von Beiden war schuldbewußt, und so versuchten Beide immer und immer von Neuem, den Nachgiebigen zu spielen, was aber regelmäßig mißverstanden wurde und immer Anlaß zu neuen Quälereien gab, an denen schließlich Beide zu Grunde gingen.

Falk: Das ist in der That tragisch.

Thea: Und darum —

Falk: Haben Sie's verschworen, je eine Ehe einzugehen?

Thea: Ja; das ist geradezu unmöglich bei mir.

Falk: Bei mir auch — geradezu unmöglich. Ich freue mich, daß wir so ganz derselben Ansicht sind. — Wenn nun aber einmal — die Liebe —

Thea: Die Liebe kenne ich nicht; ich habe nur an Anderen gesehen, daß sie etwas Vergängliches ist — darum soll man auf sie nichts Unvergängliches bauen wollen.

Falk: Nein, das soll man nicht — aber schön ist sie doch — die Liebe!

Thea: Sie haben sie kennen gelernt?

Falk: Ich glaube.

Thea: Warum sagen Sie: ich glaube! Wissen Sie es nicht?

Falk: Man kann sich täuschen. Aber schon die Täuschung war schön.

Thea: Und ist sie so bald vorübergegangen?

Falk: Ja, sie starb an mangelnder Gegenliebe.

Thea (ihn betrachtend): Das ist eigentlich merkwürdig.

Falk: Wieso merkwürdig?

Thea (verwirrt): Ich meine nur — woher Sie das so genau wissen?

Falk: Das ist sehr einfach. Die Angebetete heirathete einen Anderen.

Thea: Ach so!

Falk: Das ist doch ein klarer Beweis.

Thea: Man sollte meinen, indessen —

Falk: Nein, da giebt es kein „indessen", und Sie werden mir Recht geben, wenn ich Ihnen die Betreffende nenne.

Thea (gespannt): Kenne ich sie?

Falk: Ja.

Thea: Wer ist es?

Falk: Frau Pastor Trautner.

Thea: Was sie sagen! — Ein allerliebstes Frauchen, das ist wahr! Ich könnte mich auch in sie verlieben. Sie hat so gar nichts Pastörliches — sie ist so ganz Natur.

Falk: Ja, und als Mädchen hätten Sie sie kennen sollen! Eine wunderbare Mischung von loderndem Feuer und stillsinnender Träumerei —

Thea: Wo haben Sie sie kennen gelernt?

Falk: Als wir das letzte Semester in Jena studirten, Trautner und ich. Sie ist die Tochter eines Professors, wir waren Nachbarn.

Thea: Und da hat sie Herrn Trautner —

Falk: Ja, sie hat ihn schon damals, von Anfang an vorgezogen, und ich mußte mir bald sagen, daß ich kein Glück haben würde —

Thea (neckisch): Sie sind aber nicht an gebrochenem Herzen gestorben —

Falk (lachend): Wie Figura zeigt, nein.

Thea: Ich glaube überhaupt, die Dichter fabeln in dieser Beziehung — wenigstens für unsere Zeit — wohl mehr als nöthig ist.

Falk: Na, wer weiß?

Thea: Haben Sie sich rasch getröstet?

Falk: Ich ging auf Reisen — und beim Anblick der großen griechischen und römischen Weltentrümmer vergaß ich meinen kleinen Schmerz.

Thea: Das kann ich mir denken. (Begeistert) Ich werde auch reisen! Werde auch sehen, wo Homer gedichtet hat, wo Leonidas mit seinen 300 gefallen ist, wo der große Julius Cäsar seinen Geist aufgab. Es müssen herrliche Empfindungen sein, die Einen da überkommen.

Falk: Ja, herrliche! nicht alltägliche — man wandelt wie in wachen wundersamen Träumen — man fühlt sich vom Geisterhauch der Alten angeweht.

Thea: Ich denke mir, daß unsere Charakter-Eigenschaften dabei wachsen müssen — Das Hassen und Lieben der Alten war doch weit größer als das unserer modernen Zeit — sie hatten Gefühle, wir haben nur noch Gefühlchen —

Falk (lachend): Gefühlchen! Das ist gut, wahrhaftig, — mir fallen dabei die Lümpchen und Vice-Lümpchen von Heine ein — (ernst) aber Sie haben Recht, mein Fräulein, und ich staune über Ihre Begeisterung und Ihren Scharfblick. Es müßte ja eine wahre Wonne sein — (blickt sie sinnend an)

Thea: Was?

Falk: Mit Ihnen zu reisen!

Thea (sieht ihn verwundert an): Mit mir zu reisen?

Falk: Sie glauben gar nicht, wie oft ich mich auf meinen Reisen nach einem Menschen gesehnt habe, der mein Sehen, Hören, Fühlen, Empfinden, Genießen hätte theilen und es dadurch verdoppeln können!

Thea (etwas verwirrt): Ich bin noch nicht genügend vorbereitet, ich brauche mindestens noch ein Jahr des Studiums, ehe ich mir einen vollen Genuß von einer solchen Reise verspreche.

Falk: Ihre Gründlichkeit ist entzückend, mein Fräulein. — Sie würden mich zu großem Danke verpflichten —

Thea: Wodurch?

Falk: Wenn Sie — mir gestatteten, an Ihren Studien theilzunehmen.

Thea: Wie verstehen Sie das?

Falk: Wir sind ja nunmehr Gutsnachbarn — es ist so natürlich, daß wir — falls es Ihnen nicht unangenehm ist — mancherlei zusammen lesen, besprechen — oder würden Sie daran keinen Gefallen finden oder gar Anstoß nehmen?

Thea: Im Gegentheil — Ihr Vorschlag kann mir nur ehrenvoll und gewinnbringend sein.

Falk (ihr die Hand reichend): Das freut mich ungemein! Und ich habe eine Idee, die ich sofort Ihrem Fräulein Tante mittheilen will — da kommen ja die Herrschaften!

(Ulla und Trautner im Gespräch kommen aus dem Park, hinter ihnen Agnes, die den vorbeigehenden Kammerdiener heranwinkt und ihm etwas in's Ohr flüstert. Ulla und Trautner lassen ihr dann den Vortritt, der Kammerdiener entfernt sich.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Agnes, Ulla, Trautner treten ein.

Agnes (sehr vergnügt): So! Die Baumangelegenheit wäre geordnet.

Ulla: Und nun ist es Zeit, liebe Thea, daß wir uns empfehlen.

Falk: Ach nein, noch nicht! Machen Sie mir das große Vergnügen — oder erweisen Sie mir die hohe Ehre, meine Damen, bei mir zu Tische zu bleiben à la fortune du pot — es wird reichen.

Ulla (lachend): Davon bin ich überzeugt, aber das geht doch wohl nicht!

Agnes (sie umfassend): Aber warum denn nicht? Wir sind auch dabei — es wäre wirklich reizend!

Falk: Recht so, Frau Pastorin, helfen Sie mir bitten — (zu Ulla) ich habe Ihnen nämlich einen Vorschlag zu machen, Fräulein Kraus.

Ulla: Bitte, schlagen Sie vor!

Falk: Nach Tische machen wir einen gemeinschaftlichen Ausflug nach der Falkenburg und überreden den alten Bornstedt —

Ulla: Wozu?

Falk: Seine Bedingung fallen zu lassen.

Ulla: Ja, was nützt mir das, wenn Sie der Eigenthümer sind?

Falk: Ich stelle Ihnen die Falkenburg zur Verfügung.

Ulla: Das kann ich nicht annehmen.

Falk: Ich habe mich überzeugt, daß dieses Schlößchen für die Studien von Fräulein Thea geradezu unentbehrlich ist.

Ulla: Was hilft mir das, ich nehme keine Geschenke an.

Agnes: Aber der Alte läßt sich vielleicht überreden, es Ihnen gemeinschaftlich zu verkaufen?

Alle (sehen sie erstaunt an).

Trautner: Aber Agnes, was fällt Dir ein?

Falk: Deine Frau hat ganz Recht, Trautner — das wäre freilich am allerbesten.

Ulla (zu Falk): Würden Sie denn vom Kauf ganz zurücktreten, wenn es uns gelänge, den Alten zu überreden?

Falk: Das wird uns schwerlich gelingen — aber ich verspreche Ihnen, den Versuch zu machen, wenn Sie mir versprechen — mit Fräulein Thea zu Tisch zu bleiben.

Ulla (lachend): Nun, das hätte ich auch um einen geringeren Preis gethan.

Falk: Desto besser für mich! (Er klingelt.)

Trautner: Ich werde mich aber für Nachmittag beurlauben müssen, ich habe noch —

Falk (ausgelassen einfallend): Gar Nichts hast Du — Du hast Deinem Patron zu folgen — heute wird Nichts mehr gearbeitet — basta!

Agnes (Trautner am Arme fassend): Basta!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener tritt auf.

Falk (zum Kammerdiener): Lassen Sie noch zwei Couverts auflegen!

Kammerdiener: Ist bereits geschehen, gnädiger Herr.

Falk (erstaunt): Wieso? Wer hat denn?

Kammerdiener (sieht Agnes an).

Agnes (schalkhaft): Ich hatte mir erlaubt, Herr Falk, Ihrem Rechte vorzugreifen.

Falk: Wie? schon vorhin? (Ulla und Thea sehen sich lächelnd an.)

Agnes (nickt mit dem Kopfe).

Falk: Das ist ja famos von Ihnen! (Zum Kammerdiener.) Können wir essen?

Kammerdiener: Es ist servirt, gnädiger Herr.

Falk: Da bitte, meine Damen! (Er giebt beiden Fräulein Kraus den Arm und führt sie fort.)

Trautner (mit Agnes etwas zurückbleibend): Agnes, Agnes! was führst Du im Schilde! (Droht ihr.)

Agnes (mit komischer Wichtigkeit): Ich führe im Schilde: das Wappen Till Eulenspiegels mit dem großen Sternenhimmel als Hintergrund!

Trautner (sie küssend): Kobold!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Ein weites Hochplateau mit schönen, alten Bäumen bestanden, die aber eine Aussicht auf das ferne Riesengebirge gestatten. Im Hintergrunde eine Bank, an steil in's Thal abfallender Stelle. In der Mitte ein langer Holztisch mit hölzernen Bänken dabei. Rechts die halb zerfallene Falkenburg. Vor derselben steht ein großer Handwagen, der mit allerhand alten Möbelstücken und Hausgeräthen angefüllt ist. Ein breiter Fußweg verliert sich links im Hintergrunde.

Erster Auftritt.

(Bornstedt, ein alter Herr in abgetragener Kleidung, mit Schirmmütze auf dem Kopf, sitzt in einem Rollwagen mitten auf der Bühne an stark von der Sonne beschienener Stelle. Bald darauf Strohwald.)

Bornstedt (ungeduldig rufend): Strohwald! he Strohwald! — Sie lassen mich hier in der Sonne wahrhaftig rösten! — Strohwald!

Strohwald (kommt aus der Burg, einen alten Czako, eine Pistole und einen verrosteten Säbel in der Hand, die er auf den Handwagen legt): So — unser Waffenmagazin! — haben Sie gerufen, Herr Rittmeister?

Bornstedt: Natürlich hab' ich gerufen, mir den Hals trocken geschrieen nach Dir.

Strohwald: Herrje! Man hört d'rin Nichts.

Bornstedt: Ist ja nicht möglich.

Strohwald: Ich hab' das letzte Bissel Holz zu 'ner Tasse Kaffee klein gemacht. Was soll ich denn?

Bornstedt: Mich aus der Sonne ziehen, Mensch, ich bin ja schon halb gebraten.

Strohwald (ihn befühlend): Nu wahrhaftig! Die Sonne meint's auch gar zu gut. Aber 's geht vorüber, Herr Rittmeister, 's geht vorüber. (Zieht ihn in den Schatten.)

Bornstedt: Seid Ihr denn noch nicht fertig?

Strohwald: Ich wär's schon lange, aber — (sich umsehend leise) sie kramt ja den letzten Lumpen zusammen.

Bornstedt: Ist sie immer noch so wüthend?

Strohwald: Sie flucht und wettert wie 'n alter Corporal.

Bornstedt: Und meine verdammte Gicht! — O, Bertha weiß, daß ich an solchen Tagen still halten muß, ich kann nicht davonlaufen — das nimmt sie sich wahr.

Strohwald (sehr treuherzig): 's geht vorüber, Herr Rittmeister, 's geht vorüber:

Bornstedt: Ja, ja, Strohwald, 's geht Alles vorüber, das ist auch ein Trost. — (Stark) Aber, ich mach' mich frei, Strohwald, ich trenne mich von ihr, sobald wir —

Strohwald (hustet ungläubig).

Bornstedt: Was hustest Du denn? Glaubst Du mir etwa nicht?

Strohwald: Nu, Gott soll mich bewahren! Wenn Sie 's sagen, Herr Rittmeister!

Bornstedt: Du sollst sehen, dann bin ich in drei Wochen mit meinem Buche fertig.

Strohwald: Drei Wochen! Hm, hm!

Bornstedt (auffahrend): Nun? etwa nicht?

Strohwald: Nu, das versteht sich! Drei Wochen! Ist ja eine lange Zeit! Ach ja!

Bornstedt: Was heißt das: ach ja!

Strohwald: Nu, das heißt, wir werden uns da unten in der Stadt ganz gemüthlich einrichten.

Bornstedt: Meinst Du?

Strohwald: Das versteht sich. Unter uns gesagt, Herr Rittmeister, hier oben wär's so wie so bald nicht mehr gegangen!

Bornstedt: Warum?

Strohwald: Alles wurmstichig und zerfressen. Heut Nacht ist mir der Kalk pfundweise von der Decke in's Gesicht gefallen, und die Fledermäuse haben sich in meiner Kammer eingenistet.

Bornstedt: Ja, ja, ich glaube ein heftiger Sturm —

Strohwald: Wirft die ganze Baracke über den Haufen.

Bornstedt (verweisend): Sprich mir nicht von Baracke, Strohwald, es ist und bleibt doch immer —

Strohwald: Ein Schloß, versteht sich, ein Schloß!

Bornstedt: In dem wir so manche lustige Stunde verlebt haben.

Strohwald (seufzend): 's geht halt Alles vorüber!

Bornstedt: Ja, das ist ein Jammer.

Strohwald: Bald ist's ein Jammer, bald ist's ein Glück.

Bornstedt (fest): Strohwald, ich trenne mich von ihr!

Strohwald: Von wem?

Bornstedt (vor Schmerz zusammenfahrend): O, weh!

Strohwald: Was ist denn?

Bornstedt: Die Gicht!

Strohwald: Die trennt sich nicht so leicht.

Bornstedt: Dummkopf! — Wer kommt denn da?

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Trautner und Agnes sind hinter dem Berg heraufgekommen.)

Strohwald (die Hand über die Augen haltend): Das ist ja — nu wahrhaftig, der neue Herr Pastor aus Falkenau und eine junge Dame.

Bornstedt: Was wollen denn die hier?

Strohwald: Sie werden die Aussicht genießen wollen.

Bornstedt: Ich mag sie nicht sehen. Fahr' mich bei Seite.

(Strohwald fährt ihn hinter die Scene links.)

Trautner (die Stirn trocknend): Ha! — das letzte Stück ist doch etwas anstrengend.

Agnes (die Aussicht betrachtend): Ja, aber die Aussicht ist prächtig. Das lohnt. Man sieht das Haus auf der Schneekoppe heute.

Trautner: Ja, die Fensterscheiben glänzen. — — Die Anderen sind aber weit zurück!

Agnes: Die haben sich auch mehr zu sagen als wir.

(Sie setzen sich auf die Bank hinten.)

Trautner: Agnes, Agnes, Du bist heute wieder einmal ganz Kobold!

Agnes: Franz, ich bin glücklich — was willst Du mehr?

Trautner: Das freut mich — aber macht es Dich nicht zu übermüthig?

Agnes: Herr Pastor, wir sind nur einmal jung.

Trautner: Aber Dein lebhaftes Interesse —

Agnes: Für Deinen Freund?

Trautner: Ja, wie soll ich das verstehen? —

Agnes: Siehst Du, Franz, wir Frauen können es einem Manne nie vergessen, daß er einmal für uns geschwärmt hat.

Trautner: Na, hör' 'mal, Agnes!

Agnes: Bist Du eifersüchtig?

Trautner: Das zwar nicht, aber —

Agnes: Ich möchte ihn glücklich sehen.

Trautner: Glücklich! Und da bestärkst Du ihn in solchen Ansichten! — Das begreife ich nicht.

Agnes: Du begreifst es jetzt noch nicht.

Trautner: Und werde es nie!

Agnes: Ebenso begriffst Du es ja einst nicht, daß ich Dich Deinem Freund vorziehen konnte!

Trautner: Das war doch —

Agnes: Ja, das war vor Jahren — und heute findest Du es ganz selbstverständlich! nicht?

Trautner (lachend): Mit Dir wird man nicht fertig.
Agnes: Nein, hoffentlich noch lange nicht.
Trautner: Du bist und bleibst mein liebes Räthsel.
Agnes: Da gebe ich Dir wenigstens Stoff zum Nachdenken.
Trautner: Aber Du hast doch Nichts dawider —
Agnes: Wogegen?
Trautner: Daß ich Deine Ansichten auf's Heftigste bekämpfe?
Agnes: Nicht das Geringste!
Trautner: Und wenn ich schließlich den Sieg davontrage?
Agnes: Dein Sieg ist mein Sieg! Wir sind doch Eins.
Trautner (lachend): Sie weiß sich aus jeder Schlinge zu ziehen.
Agnes (aufstehend): Und nun will ich nachsehen, ob die Musik da ist? (Steht auf.)
Trautner: Welche Musik?
Agnes: Der Cantor mit seinem Quartett.
Trautner: Den hast Du herbestellt?
Agnes: Ja, sie sind den kürzeren und steileren Weg gegangen und sollen sich in der großen Laube dort hinter der Burg (zeigt hin) versteckt halten, bis ich sie rufen werde.
Trautner: Wozu?
Agnes: Zum Singen natürlich!
Trautner: Zum Singen?
Agnes: Ja — das wird in der Dämmerstunde hier gar schön klingen!
Trautner: Wunderliche Idee!
Agnes: Auf diese Weise können sie sich gleich vortheilhaft beim Kirchenpatron einführen und auf klingende (macht die Bewegung des Geldzählens) Unterstützung des Kirchenchores rechnen.
Trautner: Agnes! Und solch ein Weltkind habe ich geheirathet?
Agnes (drollig): Es steht geschrieben: die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts! Darum hat mich der Himmel Dir beschieden, Du Kind (ihm mit dem Finger auf die Stirn klopfend) des Lichts! (Sie wendet sich kurz und will abgehen, Trautner sieht ihr lächelnd und kopfschüttelnd nach.)

Dritter Auftritt.

(Die Vorigen. Frau Winkler, eine große, robuste Person, erscheint in der Thür der Burg. Bald darauf Bornstedt und Strohwald.)

Frau Winkler (laut in die Coulisse gegenüber rufend): Strohwald!
Agnes (erschrickt und kehrt zu ihrem Mann zurück. Sie halten sich, von den Anderen nicht gesehen, im Hintergrund auf.)
Frau Winkler (wie vorher): Strohwald! Was faulenzen Sie denn da herum? (Sie hat einen Haufen alter Sachen auf dem Arm, die sie auf den Wagen legt.)
Strohwald (kommt, Bornstedt vor sich herstoßend, wieder auf die Bühne): Ich habe ja blos den Herrn Rittmeister aus der Sonne gezogen.
Frau Winkler (wüthend): Ach was! Hätten Sie ihn lieber aus der Patsche gezogen.
Strohwald: Au!
Frau Winkler: Wollen Sie mich Alles allein machen lassen? Es sind noch Bilder von der Wand zu nehmen. (Auf Bornstedt zeigend) Seine edlen Vorfahren. Marsch hinein!
Strohwald: Ich komme ja schon!
Bornstedt (sie heranwinkend, verlegen): Bertha, mäßige Dich doch, ich glaube, es sind Leute in der Nähe!
Frau Winkler: Ist mir ganz egal! Ich soll mich mäßigen, bei so einer Dummheit von Deiner Seite? (Ihm in die Ohren schreiend) Fräulein Kraus hat 3000 Mark mehr geboten.

Bornstedt: Ich kann doch einen gültigen Vertrag nicht rückgängig machen!

Frau Winkler: Warum denn nicht? Es war ja noch nichts Schriftliches abgemacht:

Bornstedt: Das ist unter Cavalieren gleichgültig.

Frau Winkler (wild lachend): Unter Cavalieren! — Sie werden schöne Augen machen, wenn wir mit unserem Gerümpel in die Stadt einziehen, Herr Cavalier.

Bornstedt: Beruhige Dich, es wird Nacht sein, wenn wir ankommen.

Frau Winkler: Nun, mir kann's recht sein! Ich bin ja nicht die Frau Rittmeisterin, bin ja nur die Wirthschaftsmamsell. Das geht nun so seit zwanzig Jahren! Immer die Ehe versprochen, wenn ich was hergeben sollte, und wenn's verthan war — prosit die Mahlzeit. Nun hab' ich auch Nichts mehr! Aber los wirst Du mich darum doch nicht! erst recht nicht!

Bornstedt (matt): Es ist nicht schön von Dir, daß Du Dir wieder meinen kranken Zustand wahrnimmst, um mich zu peinigen.

Frau Winkler (plötzlich sehr weich werdend): Schäme Dich, so was zu sagen! Ich will Dir doch nicht wehe thun — ich habe ja Nichts auf der weiten Welt als Dich. Aber Du behandelst mich schlecht — so lange ich hübsch und jung war, da galt ich Dir was, aber jetzt — jetzt — (sie weint).

Bornstedt (in stiller Verzweiflung): Bertha, sei doch vernünftig! Ich liebe Dich ja noch — aber —

Frau Winkler (die Thränen trocknend): Aber — aber, das ist es ja eben. — Die 3000 Mark hätten uns 'rausreißen können; ich hätte Dich besser gepflegt, Du wärst wieder freundlicher zu mir gewesen; (wieder heftiger) und dann die unsinnige Bedingung, daß kein Anderer nach Dir hier wohnen soll als Falk, das ist doch ein Wahnsinn!

Bornstedt: Das verstehst Du nicht.

Frau Winkler (wüthend): Natürlich, dazu bin ich zu dumm! nicht vornehm genug! Aber zum Pflegen, zum Kochen, zum Geldgeben, zum, zum — na ja, dazu bin ich gerade gut genug!

Bornstedt (in Verzweiflung): Nun fängst Du wieder an und warst schon vernünftig. Hör' auf, hör' auf Bertha, ich ertrag's nicht länger!

Strohwald (plötzlich den Kopf aus einem Fenster der Burg heraussteckend): Herr Rittmeister!

Bornstedt: Was giebt's denn?

Strohwald (am Fenster, äußerst gutmüthig): 's geht vorüber, Herr Rittmeister 's geht vorüber! (Verschwindet.)

Frau Winkler (wüthend gegen ihn die Fäuste ballend): Ja, 's geht vorüber, Du alter Haudegen! Ich will Dich kuranzen mit Deinem Vorübergehen! (Sie eilt in die Burg ab.)

Bornstedt (aufathmend): Oh —

Vierter Auftritt.

Bornstedt, Trautner und Agnes kommen langsam nach vorn, eifrig mit einander sprechend.

Agnes (halblaut): Das beweist garnichts — eher das Gegentheil.

Trautner: Mit Dir ist eben heute Nichts anzufangen. — (Er geht an Bornstedt heran) Grüß Gott, Herr Rittmeister, wie geht es Ihnen?

Bornstedt (seufzend): Danke, gut, Herr Pastor. Und Ihnen?

Trautner: Danke, recht gut. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle?

Bornstedt (die Mütze ziehend): Sehr erfreut.

Agnes (freundlich): Sie wollen schon fort?

Bornstedt: Ja, der Boden brennt mir unter den Füßen, seitdem ich nicht mehr auf meinem Eigenthum sitze.

Trautner: Was hat Sie eigentlich so — (er stockt verlegen).

Bornstedt: O — es war mir hier oben zu rauh geworden — ich vertrage das Höhenklima nicht mehr.

Agnes: Sie wollen in die Stadt?

Bornstedt: Ja, es wird mir nicht leicht, meine alte Väterei aufzugeben — aber — (hustet) Gesundheitsrücksichten —

Agnes: Natürlich, die gehen vor.

Trautner: Ich bin als Knabe oft hier herumgesprungen.

Bornstedt: Ich weiß, o, ich weiß — ich habe Ihren Herrn Vater gut gekannt.

Trautner: Wie hat sich hier Alles geändert!

Bornstedt (traurig): Ja, es ist mir schlecht gegangen, lieber Pastor. Nicht meine Schuld, wahrhaftig nicht! Die Verhältnisse! Ich mußte meinen Abschied nehmen wegen — na ja — Kleinigkeiten, wie das so ist — — dann ging es immer weiter — immer tiefer. (Er senkt den Kopf.)

Agnes (vorsichtig): Haben Sie nicht geheirathet?

Bornstedt: Nein — (wieder selbstbewußt) Ich wollte mich nicht binden, wollte mir meine Freiheit nicht rauben lassen.

Trautner (sieht Agnes bedeutend an, die lächelnd die Augen niederschlägt).

Bornstedt: Ich schreibe ein Werk über den Krieg 70 und 71. Erinnerungen, die Epoche machen werden — der Schriftsteller muß frei sein, frei — übrigens werde ich sehr gut verpflegt — ich habe — (er hustet) ein treffliches Wesen um mich — etwas rauh, aber — ja — und dann meinen alten Kriegskameraden, meinen Burschen Strohwald — der ist mir treu geblieben.

Agnes (um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen): Sie bekommen übrigens gleich mehr Besuch.

Bornstedt: So? Wen denn?

Agnes: Die beiden Fräulein Kraus und Herrn Falk.

Bornstedt: Was Sie sagen! Ei, da muß ich ja — (ruft) Strohwald, Strohwald!

Strohwald (innen): Herr Rittmeister!

Bornstedt: Bring' mir doch meinen Hut heraus — ich kann doch unmöglich in dieser Mütze —

Strohwald (aus dem Fenster sprechend): Der Hut ist schon eingepackt, liegt ganz unten.

Bornstedt: O, das ist fatal! und meine verdammte Gicht! Komm, Strohwald, Du mußt mich fahren!

Fünfter Auftritt.

(Die Vorigen. Strohwald kommt aus dem Hause und geht zu Bornstedt. Bald darauf erscheinen von hinten kommend Falk, Ulla, Thea und zwei Diener, welche einen großen Korb tragen und denselben niedersetzen.)

Strohwald (zu Bornstedt): Da bin ich, wir sind auch fertig.

Agnes: Da kommen ja die Herrschaften schon.

Falk (in sehr heitrer Stimmung): Ei, ei, das sieht ja schon nach Abzug aus! — Guten Tag, mein lieber Rittmeister!

Bornstedt (ihm die Hand entgegenstreckend): Guten Tag, Herr Falk, ja, es muß geschieden sein.

Ulla: Guten Tag, Herr Rittmeister, Sie werden mich nicht los.

Bornstedt: Bedaure unendlich, daß ich Ihnen nicht gefällig sein konnte, mein Fräulein.

Falk: Sie können es noch, mein lieber Bornstedt, Sie können es noch.

Bornstedt: Inwiefern?

Ulla (Falk, der sprechen will, nicht zu Worte kommen lassend): Lassen Sie mich die Verhandlungen leiten, Herr Falk, denn ich bin doch die eigentliche Interessentin.

Falk (auf Thea blickend): Wer weiß!

Bornstedt: Handelt es sich um meine Nachfolgerschaft im Besitz?

Ulla: Ganz recht.

Bornstedt: Da habe ich das letzte Wort schon gesprochen.

Ulla: Selbst wenn Herr Falk zurücktritt?

Bornstedt: O, das thut er nicht, das kann er nicht thun.

Falk: Nun muß ich doch die Sache in die Hand nehmen. (Zu Ulla) Verzeihen Sie mein Fräulein, diesen männlichen Ein- und Uebergriff. (Ulla zuckt die Achseln) Also Herr Rittmeister, Fräulein Kraus und ich kaufen die Falkenburg sammt Zubehör gemeinschaftlich. Sie lassen jede besondere Bedingung fallen (da Bornstedt den Kopf schüttelt), ich übernehme die Verantwortung — und ich zahle 6000 Mk. über den bedungenen Preis —

Ulla: Das heißt, ich zahle.

Falk: Bitte, ich.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Frau Winkler ist schon vorher auf der Schwelle der Burg erschienen und hat das Letzte mit angehört, sie hat bereits den Hut auf und ist zum Abzuge fertig. Während des Folgenden sind Thea und Agnes beschäftigt, mit Hilfe der beiden Diener den Korb auszupacken, den Tisch zu decken, Tassen ꝛc. aufzustellen, die Kaffeemaschine anzuzünden, Kuchen zu schneiden u. s. w., Alles mit graziösem Humor.

Frau Winkler (ist rasch auf Falk und Ulla zugeeilt): Ihre Dienerin, meine Herrschaften. Sehr erfreut, Ihnen hier begrüßen zu können. Ach, Sie thun ein gutes Werk, meine Herrschaften, wenn Sie den Kaufpreis einigermaßen erhöhen — um 6000 Mark, wie ich höre, — nicht wahr, 6000 Mark?

Falk (nickt mit dem Kopfe).

Bornstedt (ungehalten): Aber, Frau Winkler, das ist doch meine Sache!

Frau Winkler (kaizend): Freilich, freilich, Herr Rittmeister, ist das Ihre Sache! Ich bin aber sozusagen Ihre Pflegerin — (sich zu den Anderen wendend) und, meine Herrschaften, der schreckliche Reismatismus, der meinen guten Herrn Rittmeister peinigt, der ist eine rechte Strafe Gottes —

Falk (lachend): Oho!

Bornstedt (rückt ungeduldig im Stuhle hin und her).

Frau Winkler (sehr schnell sprechend): Das wäre eine rechte Wohlthat, wenn ich den Herrn Rittmeister etwas besser pflegen könnte — so ißt er z. B. Fische sehr gern, die ich ihm hier aber gar nicht besorgen kann, sie sind so schrecklich theuer — dann eine gewisse Sorte Pudding — der wird zubereitet aus —

Bornstedt (die Geduld verlierend): Himmelkreuz — — aber, liebe Frau Winkler, das interessirt doch die Herrschaften nicht im Geringsten, lassen Sie doch —

Strohwald (sich besänftigend zu Bornstedt herunterbeugend): 's geht vorüber, Herr Rittmeister, 's geht vorüber —

Falk (Frau Winkler auf die Achsel klopfend): Sie haben ganz Recht, liebe Frau Winkler, pflegen Sie nur Ihren Herrn recht sorgfältig, und dazu sollen auch die 6000 Mark dienen, die ich mehr zahle.

Ulla: Nein ich!

Falk (sich verneigend): Pardon! ich!

Frau Winkler: Der liebe Gott wird es Ihnen vergelten, gnädiger Herr, was Sie an meinem armen Herrn Rittmeister thun —

Bornstedt (wüthend): Frau Winkler, das verbitte ich mir.

Frau Winkler (sich vergessend): Ach was! Du hast gar Nichts zu verbieten! (da die Anderen sich peinlich berührt zeigen, verlegen) das heißt — ich meine — na ja — daran ist wieder der Strohwald schuld, der überall im Wege ist.

Strohwald (gutmüthig): Du mein Gott, ich —

Frau Winkler (zu Strohwald): Helfen Sie mir den Handwagen stoßen, der Mann läßt uns im Stich, den wir bestellt haben.

Strohwald (geht an den Handwagen): Und der Herr Rittmeister?

Falk (die Situation übersehend): Also! Alles Geschäftliche bei Seite! Hier wird Abschied gefeiert! Strohwald, bleiben Sie bei Ihrem Herrn!

Strohwald (kehrt zurück).

Falk: So geht das nicht! (er ruft die beiden Diener) Fritz, Karl, kommt mal her, greift an! Ihr schiebt den Wagen bis hinunter an den Fuß des Berges. Dann geht Einer von Euch in's Schloß und sagt dem Johann, er solle sofort anspannen und die Herrschaften nach der Stadt fahren! Verstanden. Zwei Wagen! Einer für's Gepäck.

Die Diener: Zu Befehl!

Bornstedt (gerührt): Lieber Herr Falk!

Frau Winkler (weinend): Ach, gnädiger Herr — (will ihm die Hand küssen).

Falk: Bitte, bitte, liebe Frau Winkler, hier ist Nichts zu danken. Adieu, lieber Herr Bornstedt, ich komme zu Ihnen, will doch sehen, wie Sie wohnen! Das Geld zahle ich morgen.

Bornstedt: O, wie soll ich Ihnen das vergelten, Sie machen mich überglücklich!

Strohwald (zu Falk): Ich wollte, gnädiger Herr, Sie hätten Nichts, und ich könnte Ihnen meinen letzten Rock geben! (Alle lachen.)

Falk: Danke, danke, lieber Strohwald! Also ade, ade —

Trautner: Adieu, Herr Rittmeister!

Bornstedt: Leben Sie wohl, Herr Pastor!

Frau Winkler (zu Strohwald): Hier ist ein Pastor?

Strohwald: Na ja, da steht er ja! (Zeigt auf Trautner.)

Frau Winkler: Der könnte mir helfen! (Sieht ihn scharf an.)

Der Zug setzt sich in Bewegung, voran die beiden Diener mit dem Handwagen, es folgt Frau Winkler, die sich nach allen Seiten hin knixend verabschiedet, dann Bornstedt, von Strohwald gefahren.

Falk (zu Agnes, die nach vorn kommt, lustig): Nun fehlt uns blos ein Abschiedslied! Wollen wir nicht eins anstimmen? z. B. So leb denn wohl, du stilles Haus!

Agnes: Dem kann abgeholfen werden. (Sie eilt in die Coulisse rechts, von woher alsbald vierstimmig das bekannte Lied ertönt, dann kehrt sie zurück.)

Falk: Ist das Zauberei?

Alle (fallen in das Lied ein und singen eine Strophe zu Ende).

Siebenter Auftritt.

Ulla. Thea. Trautner. Falk. Agnes.

Falk (zu Agnes): Frau Agnes, was war das?

Agnes: Da Sie kein Organ haben für die Harmonie der Sphären, so muß man Ihnen mit derberer Kost aufwarten.

Falk: Aber woher haben Sie —

Agnes: Unser „Organist, Schulmeister zugleich und ehrbarer Küster" wollten dem gnädigen Herrn Kirchenpatron sein Sängerquartett vorstellen.

Falk: Allerliebst! Sie sollen uns nachher noch mehr singen.

Agnes: Ja, wenn die Dämmerung beginnt, dann klingt es am schönsten.

Trautner (an Agnes und Falk herantretend): Nun habt Ihr's doch gesehen?

Agnes: Was?

Trautner: Was eine sogenannte freie Liebe ist.

Falk: Fängst Du schon wieder an?

Agnes: Ich sage: das beweist gar Nichts.

Falk: Nicht das Geringste.

Trautner: Wie? Diese Fesseln selbst bei einer solchen Caricatur von Liebe?

Ulla: Das beweist nur, daß zwei innerlich unfreie Menschen auch einer freien Liebe nicht fähig sind.

Falk: Sehr richtig!

Trautner: Na, meinetwegen! Ich sage Nichts mehr.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Winkler kommt athemlos zurückgelaufen.

Frau Winkler: Ich wag's!

Falk: Nanu? Was vergessen?

Frau Winkler: Ach, Verzeihung, meine Herrschaften! — Könnte ich nicht den Herrn Pastor auf einige Worte sprechen?

Trautner: Bitte, was wünschen Sie?

Frau Winkler: Aber nicht hier — vielleicht könnten Sie uns ein Stückchen begleiten? Die Wagen sind noch nicht da.

Falk: Thu's, Trautnerchen, Du kannst möglicher Weise ein gutes Werk verrichten (leise zu ihm) eine gute Ehe stiften!

Trautner (entschlossen zu Frau Winkler): So kommen Sie! (Er geht mit ihr ab.)

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen ohne Trautner und Frau Winkler.)

Agnes (Trautner nachrufend): Aber nicht zu lange bleiben, Franz, der Kaffee wird Dir kalt! (zu Thea an den Tisch gehend) Ist er fertig?

Thea: Ich denke, ja!

Agnes: Dann bitte ich um ein Täßchen. (Setzt sich zu ihr.)

Falk (ganz im Vordergrunde mit Ulla, halblaut zu dieser): Fräulein Ulla!

Ulla: Herr Falk?

Falk (unbemerkt von Thea, auf diese zeigend): Sie haben da ein Meisterstück von Erziehung geliefert.

Ulla: Ich hoffe es.

Falk: Aber sagen Sie mir Eins.

Ulla: Was?

Falk: Ihre Nichte wird wohl nie heirathen?

Ulla: Niemals!

Falk: Darin ist sie fest?

Ulla: So fest wie ich!

Falk: Und ich! — Wenn nun aber die Liebe kommt?

Ulla: So wird sie ihr nicht aus dem Wege gehen, sofern der Liebende nur ein Würdiger ist.

Falk: Wird sie aber auch stark genug sein, die bürgerlichen und die gesellschaftlichen Folgen zu tragen, die nothwendig in unserer Zeit mit einer freien Liebe verbunden sind?

Ulla: Sie ist das stärkste und klarste Mädchen, das ich kenne — und ihr Wille ist ebenso rein als stark, sie trifft immer das Richtige.

Falk: Ich danke Ihnen, mein Fräulein! (ihr den Arm reichend und sie ausgelassen lustig nach hinten führend): Und nun lassen Sie uns ein Täßchen Kaffee trinken, den Fräulein Thea selbst bereitet hat. (Sie setzen sich an den Tisch, er singt)

O Welt, Du schöne Welt Du,
Man sieht Dich vor Blüthen kaum!

Thea (eingießend): Wer weiß, ob der Kaffee Ihren Beifall findet. Er scheint mir etwas zu stark.

Falk: Zu starken Kaffee giebt es nicht für mich, Fräulein Thea.

Agnes: Er ist ausgezeichnet, und dennoch schmeckt er mir nicht.

Thea: O, warum?

Agnes: Weil mein Männchen nicht dabei ist.

Falk: Glücklicher Franz!

Ulla: Er wird ja bald zurückkehren. —

Falk: Hier unter diesen schönen alten Bäumen fällt mir ein Erlebniß ein, das ich in meiner Jugend hatte.

Die Andern: Erzählen Sie, bitte, erzählen Sie!

Falk: Es war in den Herbstferien, im October, die ich auf dem Gute meines Vaters zubrachte. Ich mochte ein Bursche von etwa 16 Jahren sein und war den ganzen Tag mit der Büchse im Arm umhergeschweift, ohne etwas Anderes zu schießen als zwei feiste Rebhühner. Bei beginnender Dämmerung war ich hier auf die Falkenburg gestiegen, die damals ganz verlassen dalag, der Herr Rittmeister hatte noch nicht sein letztes Asyl hier gesucht und gefunden. Hier oben erfaßte mich immer ein wohlthuendes Gruseln, eine echt Eichendorff'sche Stimmung. —

Agnes (ironisch): Sie?

Falk: Ja, mich. Besonders bei Mondschein.

Agnes: Das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut.

Falk: Sehr verbunden. — An jenem Abend aber war es ganz finster und außergewöhnlich schwül. Ich hatte es aus der Ferne sogar schon einige Male donnern hören.

Agnes: Im October?

Falk: Ja, im October, schöne Zweiflerin.

Agnes: Na da!

Falk: O, es kommt noch viel schlimmer.

Agnes: Da bin ich wirklich gespannt.

Falk: Etwas erschöpft setzte ich mich unter einen Baum — hier diesen — und überließ mich den angenehmen Schauern, die das Rauschen in den welken Blättern hervorrief. Plötzlich höre ich Schritte. Ich sprang auf (er thut es jetzt ebenfalls) und lauschte. Es war Nichts. Dabei war eine Dunkelheit hereingebrochen, daß ich die Hand vor Augen nicht sah. Jetzt fing es auch an zu regnen, und zwar so stark, daß der alte Baum hier, unter dem ich stand, mich nicht mehr schützen konnte. Du wirst in die Falkenburg gehen und dort den Regen abwarten, denke ich. Wie ich aber etwa zehn Schritte davon bin, hier, flammt ein Blitz auf, der die ganze Burg vor mir wie im hellsten Tageslicht erscheinen ließ. Da sah ich an dem Fenster dort (er deutet hin) ganz deutlich meinen Vater stehen, nur erschien er mir jugendlicher als sonst, und eine finstere Gestalt hinter ihm hielt etwas Weißes über seinem Haupte.

Agnes (sich schüttelnd): Schauerlich!

Thea: Lebte denn Ihr Herr Vater nicht mehr?

Falk: Freilich lebte er noch.

Agnes: Nun weiter?

Falk: Ein Donnerschlag folgte dem Blitz augenblicklich so stark, daß ich meinen eigenen Schreckensschrei nicht hörte und halb besinnungslos davonlief. Ich glaubte nicht anders, als ich hätte eine Vision gehabt und meinem Vater wäre ein Unglück widerfahren. Wie toll rannte ich im Regen weiter, um so schnell als möglich nach Hause zu gelangen, verlief mich aber dabei gründlich und kam anstatt nach Hause in eine einsame Meierei, von der aus ich mich auf den rechten Weg weisen ließ. Mit einer vollen Stunde Verspätung traf ich halbtodt vor Aufregung in unserem Schlosse ein und wagte es kaum, nach meinem Vater zu fragen.

Die Anderen: Weiter, weiter!

Falk: Leise schleiche ich die Treppe hinauf, um an seinem Zimmer zu horchen, ob ich Etwas von ihm vernehme. Da öffnet sich die Thür — und er steht vor mir, leibhaftig und gesund.

Agnes: Ah —

Ulla: Nun und?

Falk: Mit einem Lächeln, wie ich es an dem strengen Manne nie gesehen hatte, sagte er zu mir: Otto, weißt Du auch, daß die Falkenburg früher unseren Vorfahren gehörte? — Ich war keines Wortes mächtig und schüttelte nur den Kopf. Mein Vater

aber fuhr fort: Die Leute sagen, es spuke darin. Einer unserer Vorfahren hat sie in einer tollen Nacht verspielt. Ich hätte sie gern wieder an mich gebracht, aber der Rittmeister will Nichts davon wissen. Ich habe ihm jedoch das Versprechen abgekauft daß, falls er jemals in die Lage kommen sollte, sie veräußern zu müssen, er sie keinem Anderen verkaufe, als mir oder meinen Nachkommen. Denke daran! Aber Du bist ja naß wie eine Katze, wo bist Du denn gewesen? setzte er lächelnd hinzu, zieh Dir andere Kleider an! — Damit verschwand er hinter seiner Thür.

Agnes: Und Sie?

Falk: Ich war so bestürzt und erschöpft, daß ich mich in's Bett legte und die ganze Nacht wie ein Todter schlief.

Ulla: Und den anderen Tag?

Falk: War mein erster Gang zum Rittmeister, dem ich die ganze Geschichte erzählte.

Die Anderen: Weiter, weiter!

Falk: Er hörte mich sehr ernsthaft an, schüttelte bestürzt den Kopf, durchbohrte mich mit seinen Blicken, und als ich immer mehr zitterte —

Agnes: Nun?

Falk: Brach er in ein so furchtbares Gelächter aus, daß er fünf Minuten lang nicht sprechen konnte.

Agnes: Abscheulich!

Falk: Mein Vater war nämlich wirklich in der Burg gewesen, er hatte sich mit dem Rittmeister vor dem Gewitter dahin geflüchtet. Der war der schwarze Mann, der meinem Vater ein Taschentuch, das er ihm vorher gegen den Regen auf den Hut gelegt hatte, abnahm. Mich hatten sie auch gesehen, hatten mich auch gerufen. Ich hatte aber vor dem Donner Nichts gehört.

Die Anderen (lachen).

Ulla: Darum also die scheinbare Marotte des Rittmeisters!

Falk: Ja.

Agnes: Wissen Sie, was mich am meisten an Ihrer Geschichte interessirt hat?

Falk: Nun?

Agnes: Sie zeigt mir, daß Sie von Natur Romantiker sind.

Falk: Wer wäre das nicht in seiner Jugend!

Agnes: Nun, Sie sind ja noch jung, also sind Sie auch noch Romantiker, und darum hoffe ich —

Falk: Was?

Agnes: Nicht wahr, Sie sind auch Reserve-Offizier?

Falk: Ja, aber was soll das hier?

Agnes: Mehr als Sie ahnen!

Falk: So. Und was hoffen Sie?

Agnes: Das ist mein Geheimniß.

Falk: Seltsam!

Thea: Und Ihr Herr Vater — hat er Sie nie mit der Geschichte aufgezogen?

Falk: Er hat sie nie erwähnt.

Thea: Sie liebten ihn sehr?

Falk: Ich liebte ihn zärtlich — vielleicht, weil ich ihn so schuldlos leiden sah.

Agnes (aufstehend): Sie haben mich mit Ihrer Erzählung so gruselig gemacht, daß ich Angst bekomme, wo mein Mann so lange bleibt. Tante Ulla, kommen Sie mit mir, ihn suchen helfen.

Ulla (aufstehend): Mit Vergnügen.

Agnes (im Abgehen zu den Anderen): Hütet Euch vor den Spukgeistern der Abgeschiedenen!

Falk (ihr nachrufend): Wir halten es mit den Geistern der Lebendigen! — Nicht wahr, Fräulein Thea?

Thea: Alle Zeit!

Zehnter Auftritt.

Falk. Thea.

Falk: Fräulein Thea!
Thea: Herr Falk?
Falk: Ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt.
Thea: Welchen Augenblick?
Falk: Mit Ihnen allein zu sein.
Thea: Haben Sie mir Etwas zu sagen, was die Anderen nicht hören dürfen?
Falk: Ja, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.
Thea: So sprechen Sie.
Falk: Die Falkenburg liegt an der Grenze unserer beiden Güter —
Thea (lustig): Das ist nicht zu bezweifeln.
Falk: Sie ist gleich weit von unseren Schlössern entfernt.
Thea: Auch das wage ich nicht zu bestreiten.
Falk: Ich lasse sie wieder aufbauen, stattlich und wohnlich einrichten, in drei Monaten kann Alles fertig sein.
Thea: Nun? Und dann?
Falk: Inzwischen — (er sieht sie zärtlich an).
Thea: Inzwischen?
Falk: Inzwischen können wir Beide an etwas Anderem bauen.
Thea: Woran?
Falk: An unserem gegenseitigen Vertrauen.
Thea: Wie verstehen Sie das?
Falk: Muß ich mich Ihnen noch deutlicher machen? Sagen Ihnen nicht meine Blicke, meine Fröhlichkeit, mein ganzes Wesen, was ich empfinde, seitdem ich Sie gesehen?
Thea (lächelnd): Ich kannte Sie ja früher nicht, um beurtheilen zu können, wie Sie jetzt anders sind.
Falk: Dann möchte ich die Frage anders stellen.
Thea: Wie denn?
Falk: Sind Sie in den wenigen Stunden, die wir zusammen sind, noch unverändert dieselbe geblieben?
Thea (sieht ihn lange durchdringend an): Wozu soll ich vor Ihnen Versteck spielen? Nein, ich bin nicht mehr dieselbe. Es ist mir, als hätte mein Wesen eine angenehme Erweiterung erfahren, ich freue mich auf den Verkehr mit Ihnen!
Falk (jubelnd): Hurrah! Nun komme ich mit meinem Vorschlage heraus!
Thea: Und der ist?
Falk: Lassen Sie uns in täglichem geselligen und geistigen Verkehr einander ganz kennen lernen; lassen wir emporwachsen, was heute so wundersam in unseren Herzen aufgekeimt ist. Und haben wir uns nicht getäuscht — ist es Liebe, was wir für einander empfinden, dann werde diese Burg hier zu ihrem Heiligthum, zu ihrer freien Wohnstätte. Jeder von uns behalte seinen getrennten Wohnsitz, in dem wir der Prosa des Lebens Gerechtigkeit widerfahren lassen — unseren Arbeiten, unseren Pflichten obliegen. (Begeistert.) Aber die Feierstunden der Liebe vereinigen uns hier! Lassen Sie uns der Welt ein Beispiel geben von jener edlen freien Liebe, wie wir sie uns gedacht, bisher geträumt haben! Kein Vertrag, keine Fesseln binden uns, als allein die Rosenketten der Liebe — (stark) und nur eine Verpflichtung walte zwischen uns ob!
Thea: Die wäre?
Falk: Frei heraus zu sagen, wenn die Liebe ihr Ende erreicht haben sollte!
Thea: Das sind wir der Wahrheit schuldig.
Falk: Das sind wir der Sittlichkeit schuldig. — Nun, Fräulein Thea, schlagen Sie ein? (Reicht ihr die Hand hin.)
Thea: Ich schlage ein. (Reicht ihm die Hand, die er leidenschaftlich küßt.)

Falk: Und die Welt und ihr Gerede?
Thea: Es wird ihr vergehen vor der Hoheit unserer Liebe!
Falk: Hurrah! Die Zeit der Alten bricht wieder an mit ihren starken Gefühlen —
Thea: Aber mit größerer Reinheit!
Falk: So sei's — und nun, Freund Trautner, komme mit Deinen Spöttereien, Du findest uns gewappnet!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Ulla und Agnes kommen, ein Diener folgt ihnen.

Falk (zu Agnes): Aber wo ist er? Wo bleibt Ihr Mann?
Thea (umarmt Ulla feurig, die sie erstaunt freudig ansieht).
Agnes: Er ist in die Stadt gefahren, Frau Winkler hat ihn nicht los gelassen, er wird wohl eine glückliche Ehe zu Stande bringen.
Falk (lachend): O, Irrthum, Dein Name ist Mensch! (Zu dem Diener, der ihm einen großen Brief überreicht) Was bringst Du?
Diener: Der Briefträger gab es mir soeben, ein militärisches Schreiben.
Falk (öffnet den Brief): O weh!
Die Anderen: Was giebt's?
Falk: In 14 Tagen muß ich zu einer achtwöchigen militärischen Uebung — (blickt auf Thea.) ich wußte es, und doch kommt es mir gerade jetzt unerwarteter als je!
Agnes (trocken): Das ist brav!
Falk: Wie? Sie finden —
Agnes (wie oben): Ich finde, daß eine solche Trennung, überbrückt durch einen lebhaften Briefwechsel, zwei liebenden Herzen das förderlichste und schönste Bindemittel ist.
Falk (sieht sie erstaunt an): Was wissen Sie denn?
Agnes: Was in Theas und Ihren Augen geschrieben steht!
Falk: Kobold, Kobold! wissen Sie es denn aber auch recht?
Agnes (mit unverhohlener launiger Ironie): Natürlich — freie Liebe, freie Liebe! — Und nun lassen wir die Sänger kommen! Sie sollen uns ihr allerlustigstes Lied vorsingen!
(Während Agnes abgehen will, Falk lachend auf Thea und Ulla zutritt, fällt der Vorhang.)

Dritter Act.

Studierstube des Pastor Trautner, einfach und behaglich. An der Wand rechts hohe Bücherregale. Eine Thür links, eine im Hintergrunde. Am Fenster Blumen in Töpfen. Außer dem Schreibtisch in der Mitte noch ein Tischchen an der rechten Seite mit Sopha.

Erster Auftritt.

Trautner sitzt an seinem Arbeitstisch und liest, Agnes kommt aus der Thür hinten, die in das Schlafzimmer des Kindes führt.

Trautner (vom Buche aufschauend): Schläft er?
Agnes: Ja, er schläft und macht wieder seine Fäustchen mit eingezogenem Daumen — genau wie Du. (Macht es mit beiden Händen) So!
Trautner (lächelnd): Der Sohn verleugnet eben seinen Vater nicht.
Agnes: Nun, ich wär's zufrieden, wenn es so bliebe. (Setzt sich an das Nebentischchen und arbeitet an einer Handarbeit.)
Trautner: Er hat, Gott Lob, alle seine Kräfte wieder.
Agnes: Ja. Gott sei Dank! (Pause.)
Trautner (lacht laut auf).
Agnes: Was liest Du denn so Lustiges?
Trautner: Ich habe mir wieder Mal den alten Aristophanes vorgenommen. Diese Scene hier möchte ich Tante Ulla vorlesen, um ihr zu beweisen, daß Alles schon dagewesen, und daß die sogenannte „freie Liebe“ schon vor länger als 2000 Jahren vom genialsten aller Spaßmacher auf's Geistreichste verspottet worden ist.

Agnes: Uebersetz' einmal.

Trautner: Nein, Dir nicht, mein Schatz — das ist leider Nichts für Deine Ohren.

Agnes (die Achseln zuckend): Uebrigens — was sind 2000 Jahre! Das beweist noch Nichts!

Trautner (aufstehend und sich ihr nähernd): O, Du kleiner Oppositionsgeist! (Ihr die Wange streichelnd) Ich durchschaue Dich ja längst!

Agnes: Worin denn?

Trautner: — und bin blos neugierig, ob Du den richtigen Weg eingeschlagen?

Agnes: Aber was meinst Du denn?

Trautner (lustig): Haha! Ich sage Nichts! — Heute kommt ja Falk zurück, da wird sich's ja zeigen.

Agnes: Ich verstehe Dich nicht.

Trautner: Haha! Aber ich Dich! Und ich werde Deine Zirkel nicht zerstören! Haha!

Agnes: Pfui, schäme Dich, wie kann ein Pastor so kindisch sein!

Trautner: Haha! (Zum Fenster hinaussehend) Uebrigens, da kommt Tante Ulla durch den Garten, sie hat es eilig, wie es scheint.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ulla Kraus kommt durch die Thür.

Ulla: Guten Tag, Kinder.

Trautner und Agnes: Guten Tag, Tante Ulla.

Ulla: Seid Ihr immer noch glücklich?

Trautner und Agnes (lachen vergnügt).

Ulla: Na ja — die Ausnahme bestätigt nur die Regel!

Agnes: Wo bleibt Thea heute?

Ulla: Sie wird gleich hier sein, sie hat nur noch beim Gärtner Etwas bestellen wollen — —

Trautner: Soll ich die Damen allein lassen?

Ulla: Nein, nein, ich bitte. Ich möchte gerade die Gelegenheit wahrnehmen, Sie zusammen zu sprechen, die Sache eilt.

Agnes: Nun also?

Ulla: Thea war doch die letzten acht Wochen täglich bei Euch — speciell bei Ihnen, Frau Pastor.

Agnes: Ja, wir haben uns herzlich angefreundet.

Ulla: Ist Ihnen Nichts an ihr aufgefallen?

Agnes: Nicht daß ich wüßte!

Ulla (zu Trautner): Ihnen auch nicht?

Trautner: Ich fand sie stets in klarer, heiterer Stimmung.

Agnes: Wenn auch zuweilen recht ernst.

Trautner: Ja.

Ulla: Das ist es — ernst — ja, ich möchte beinahe sagen — verschlossen.

Agnes: Verschlossen? Ach nein.

Ulla: Ja. — Hat Sie Ihnen z. B. jemals die Briefe Falks gezeigt?

Agnes: Das ist doch nicht gut zu verlangen. Wer zeigt seine Liebesbriefe denn Anderen?

Ulla: Nun, ich muß gestehen, ich hatte wenigstens erwartet, daß sie mir den einen oder anderen gezeigt hätte. Aber was schlimmer ist — sie hat in den letzten Wochen über die ganze Sache nicht mehr mit mir gesprochen, während es ihr Lieblingsgespräch war, solange Falk noch hier war und auch später noch. Wenn ich jetzt davon anfange, bricht sie ab und weiß das Gespräch geschickt auf etwas Anderes zu bringen.

Agnes: Das ist allerdings seltsam.

Ulla: Und noch eine auffällige Bemerkung habe ich gemacht. Die Briefe Falks sind immer seltener geworden und — soviel ich von Weitem sehen konnte — auch immer kürzer.

Agnes (schalkhaft): Hm! Was kann da gespielt haben?

Ulla: Ich fürchte, sie haben sich in einander geirrt, die scheinbare Liebe ist erkaltet, und sie werden sich ohne Sang und Klang trennen.

Agnes (wie oben): Schon möglich!

Ulla: Vielleicht hat Falk im Manöver eine Andere kennen gelernt, die ihm besser gefällt. Du lieber Gott, die Männer!

Trautner (sich verbeugend): Sehr verbunden, mein Fräulein.

Ulla: Nun, es ist doch so! Es wäre übrigens bedauernswerth. Ich habe mir gestern die Falkenburg angesehen, sie wird entzückend, in wenigen Tagen ist Alles fertig, in drei Wochen kann sie bezogen werden. (Sie seufzt.)

Agnes: Und was meinen Sie nun, daß geschehen soll?

Ulla: Es wäre mir lieb, wenn Sie Thea ein wenig aushorchten. Denn, habe ich Recht, so wäre es das Beste, sie sehen sich nicht erst wieder, man ersparte Beiden eine unangenehme Scene.

Agnes: Natürlich!

Ulla (zu Trautner): Sind Sie nicht auch der Ansicht?

Trautner: Ich glaube wohl.

Ulla: Dann fangen Sie's geschickt an, Frau Pastor. Ich fahre inzwischen noch einmal auf's Vorwerk und hole Thea in etwa einer Stunde hier ab. Auf Wiedersehen!

Trautner: Ich gehe mit Ihnen, Tante Ulla; habe noch einen Weg in's Dorf zu machen.

Ulla: Schön. Mein Wagen steht Ihnen zur Verfügung.

Trautner: Zur Belohnung erzähle ich Ihnen eine Scene aus Aristophanes!

Ulla: Freut mich. Adieu, Frau Agnes!

Agnes: Adieu, Tante Ulla.

Trautner: Auf Wiedersehen, Agnes (küßt sie).

Agnes: Auf Wiedersehen!

Dritter Auftritt.

Agnes allein. Darauf Thea.

Agnes (sitzt eine Zeit lang still und arbeitet, dann horcht sie auf, geht an die Thür hinten, öffnet leise und sieht in's Nebenzimmer, in welchem man ein großes Himmelbett für zwei Personen und davor ein kleines Kinderbett bemerkt. Sie schleicht auf den Zehen, die Thür hinter sich weit auflassend, bis an das Kinderbett und schaut hinein, bleibt lange zufrieden lächelend in den Anblick versunken. Während dessen ist Thea von links eingetreten und hat Agnes im Nebenzimmer bemerkt. Thea bleibt in der Mitte des Zimmers stehen und beobachtet Agnes. In ihrer Stellung, im Ausdruck des Gesichts und in ihrem ganzen Wesen zeigt sich eine gewisse entsagungsvolle Traurigkeit, mit der sie voll Interesse in's Nebenzimmer blickt.

Agnes (kommt auf den Zehen wieder zurück und schließt die Thür hinter sich leise): Ah, Thea, — ich habe Dich garnicht kommen hören.

Thea: Die Außenwelt existirte nicht für Dich — Du warst vertieft in Besseres.

Agnes: Ja, in mein Allerbestes! — Komm, setze Dich zu mir, was giebt es Neues? (Setzen sich.)

Thea: Vielleicht — Vieles!

Agnes: Erzähle!

Thea: Zu erzählen ist da Nichts — aber desto mehr zu denken.

Agnes: So denke einmal laut.

Thea: Nun, ich denke: die letzten Wochen waren die schönsten meines Lebens.

Agnes: Noch schönere stehen Dir bevor.

Thea: Das möcht' ich bezweifeln.

Agnes: Aber wieso denn?

Thea: Wie wohl und traulich habe ich mich hier bei Euch gefühlt! Ich wüßte nicht, daß ich je Stunden reineren Glückes genossen hätte.

Agnes (ihr die Hand drückend): Ich hab' es mit Freuden bemerkt.

Thea: Und denke Dir, auch Eure Sorgen haben dazu beigetragen, dies Glücksgefühl zu beleben.

Agnes: Was Du sagst!

Thea: Ja; als Euer kleiner Otto im Fieber lag, und ich Dir hie und da beistehen konnte; als ich sah, daß Euch meine Gegenwart ein wenig Trost gewährte — und später, als der Kleine anfing zu gesunden und ich mich mit Euch freuen durfte — das Alles war so einzig — dieses Mitsorgen und Hoffen — und dann wieder — ich hätte nie gedacht, welches reiche Leben schon in einem so kleinen Kerlchen steckt —

Agnes: Nicht wahr? Er weiß Einen in Athem zu halten, so ein kleiner Haustyrann!

Thea: Es war so eigen, wenn wir hier saßen und Dein Mann uns vorlas, zu wissen, daß da nebenan so eine kleine Seele schlief, die durch ihre bloße Anwesenheit so viel Glück verbreiten konnte.

Agnes: Liebes Herz, das Alles empfandest Du schon bei einem fremden Kinde — wie wird Dir's erst mit dem eigenen sein.

Thea (rasch aufstehend): Sprich mir nicht davon — das kann niemals werden!

Agnes: Aber warum denn nicht? — — (neckisch) die Falkenburg ist fertig.

Thea: Ich werde sie nie betreten.

Agnes: Wie? — Also Deine Tante hatte Recht?

Thea: Womit?

Agnes: Ihr habt Euch in einander geirrt, Ihr liebt Euch nicht, und die Sache ist zu Ende?

Thea: Glaubt das meine Tante?

Agnes (nickt mit dem Kopfe).

Thea: Daß die Sache zu Ende ist, damit könnte sie Recht haben — aber sonst — —

Agnes: Aber sonst? — Thea, erkläre Dich deutlicher.

Thea (seufzt tief).

Agnes: Das ist keine Erklärung, das ist ein Seufzer. (Munter) Frisch heraus! — Liebst Du Falk?

Thea: Ja, Agnes, Dir kann ich's sagen.

Agnes: Aber Kind, sage es lieber ihm, das wird ihm noch viel interessanter sein als mir.

Thea: Er weiß es, Agnes.

Agnes: Nun also! — warum dann Deine Resignation?

Thea: Weil — er mich nicht liebt.

Agnes: Das ist unmöglich. Das bildest Du Dir ein.

Thea: Wenigstens nicht so, wie ich's verlange.

Agnes: Und wie verlangst Du's?

Thea: So, daß der Gedanke an eine Trennung — wenn man erst einmal vereinigt ist — zur Unmöglichkeit gehört.

Agnes: Wie? Denkst Du jetzt so?

Thea: Ja. Anfangs — im unsicheren Rausch der ersten Gefühle — hab' ich wohl auch gedacht, es könnte eine Zeit kommen, wo Alles vorüber ist — aber schon nach den ersten Tagen unseres Zusammenseins war mir dieser Gedanke entsetzlich, und dieses Gefühl hat sich durch die Abwesenheit bis zum tiefsten Schmerz gesteigert.

Agnes: Aber täuschest Du Dich nicht etwa?

Thea: Nein, das ist nicht Täuschung, das ist Gewißheit.

Agnes: Und woraus schließt Du, daß er Dich nicht so liebt, wie Du ihn?

Thea: Aus seinen Briefen.

Agnes: Wieso?

Thea: Ich habe ihm so ausführlich geschrieben, so aus den tiefsten Tiefen meiner Seele geschöpft, daß ihm keine Regung meines Herzens mehr fremd sein kann.

Agnes: Und er?

Thea: Er entschuldigte sich immer mit Dienst, daß er nicht ausführlicher antwortete. Er müsse das Beste auf die mündliche Unterredung verschieben.

Agnes: Aber er wird Recht haben: Weißt Du, so ein Manöver ist kein Spaziergang.

Thea: Aber seine Briefe wurden immer kürzer!

Agnes: Wahrscheinlich seine Märsche immer länger.

Thea: Wie Du nur so reden kannst.

Agnes: Ich weiß es von meinen Brüdern, die auch Soldaten sind. Nur frage ich Dich, waren seine Briefe zärtlich?

Thea: Zärtlich ist gar kein Ausdruck dafür. Sie waren das reine Feuer der Leidenschaft.

Agnes: Na also! Was willst Du mehr?

Thea: Das gerade beunruhigt mich ja!

Agnes: Wolltest Du das Gegentheil?

Thea: Das nicht, aber ich sehe daraus, daß **nur** Leidenschaft aus ihm spricht.

Agnes: Schließt denn diese die Liebe aus?

Thea: Sie wird verrauschen wie das erste Mal.

Agnes: Wie welches erste Mal?

Thea: Als er Dich liebte.

Agnes (laut lachend): Aber Thea — woher weißt Du denn überhaupt —?

Thea: Er hat es mir ja selbst gesagt.

Agnes: Das war eine Jugendliebe!

Thea: Ist die was Anderes? (Erregt) Nein, nein, nein, er wird kommen, er wird denken, ich sei noch dieselbe, wird verlangen, ich solle mit ihm nach der Falkenburg und dann — — abscheulich! Was mir einst möglich, ja verlockend schien — diese Burg der Liebe ohne die Sorgen des täglichen Lebens — ich schaudere davor zurück wie vor etwas Entsetzlichem! **Alles** will ich mit ihm theilen, jede Freude, aber auch jeden Kummer, jeden Schmerz; mein ganzes Leben soll in dem seinigen aufgehen oder — ich will auch **garnichts** mit ihm gemein haben.

Agnes (lächelnd): Und Deine Theorie von der freien Liebe?

Thea: Ist eben graue Theorie! Daß sie **Dir** nie Ernst war, habe ich vom ersten Augenblick an gemerkt.

Agnes: Und Tante Ulla und ihre Erfahrungen?

Thea: Mögen in tausend Fällen richtig sein — nur daß sie Alle an einem Fehler leiden —

Agnes: Nämlich?

Thea: Daß ihnen die wirkliche Grundlage fehlt. Es waren eben alle jene traurigen Ehen nicht auf der richtigen, echten Liebe gegründet! (Herzlich): Habe ich nicht das schönste Vorbild an Euch Beiden gehabt? — — Siehst Du, Agnes, ich kann garnicht Euren lieben kleinen Otto sehen, ohne vor Scham zu vergehen bei dem Gedanken an die Falkenburg.

Agnes (scherzend): Ihr hättet ihn ja in eine gute Erziehungsanstalt geben können!

Thea: Wen? — Pfui, mit solchen Dingen zu scherzen.

Agnes: Sei nicht böse — aber im Ernst, Thea, was gedenkst Du zu thun?

Thea (verzweifelt): Das ist es ja eben, was soll ich thun? Sage ich ihm frei heraus, was ich Dir gesagt, so wird er in seiner Leidenschaft Alles zugestehen, auch

wenn er so denkt wie früher, nur um mich zu besitzen. Die Folge ist dann eine unglückliche Ehe wie so viele!

Agnes: Das ist noch nicht gesagt.

Thea: Ich wenigstens würde keine ruhige Stunde haben, in der ewigen Ungewißheit, ob sein Gefühl auch echt ist. —

Agnes (nachdenkend): Sage, Thea —

Thea: Was?

Agnes: Hast Du rechtes Vertrauen zu mir?

Thea: Grenzenloses.

Agnes: Soll ich ihn ausforschen — vorsichtig — ohne daß er irgend welche Absicht merkt?

Thea (schweigt).

Agnes: Du hältst mich für nicht geschickt genug?

Thea: Das schon —

Agnes: Aber?

Thea: Unabsichtlich könntest Du, in der Furcht, mich zu betrüben, mehr sagen oder thun, als gut und mir lieb ist.

Agnes: Da kannst Du ganz sicher sein!

Thea: So versprich mir, daß Du ihn einfach fragst — und zwar so, als ob die Frage nur Dich interessirte —, ob er noch auf seinem Vorhaben bestehe, mit einem Worte, ob er noch Anhänger der freien Liebe sei oder nicht? Und bejaht er es, so erwidere ihm Nichts, mit keinem Worte und keiner Miene, aber sage es mir wahrheitsgetreu wieder, dann weiß ich, was ich zu thun habe. — Ich darf ihn dann überhaupt nie mehr wiedersehen. Willst Du es?

Agnes: Du stellst mich auf eine harte Probe — aber Du hast Recht — ich will's — und ich habe Hoffnung.

(Man hört Stimmen von draußen.)

Thea: Dein Mann kommt, so will ich —

Agnes (horchend): Still — er ist nicht allein — Falk ist mit ihm!

Thea: Um Gotteswillen!

Agnes (führt sie schnell in das Zimmer hinten): Hier hinein, bewahre mir den kleinen Otto. Ich schließe die Thür. Er wird ja nicht lange hier bleiben. (Thea ab.)

Vierter Auftritt.

Agnes. Trautner tritt ein mit Falk, der in bestaubter Uniform eines Premier-Lieutenants der Ulanen erscheint; er ist sonnverbrannt, nur die Stirn ist weiß.

Falk (die Mütze abnehmend): Ich komme mit allem Staub der Reise —

Trautner: Bitte, bitte, das macht Nichts, — nur herein!

Falk: Aber mein erster Gang mußte doch zu Euch sein — da ist ja Frau Agnes — (er umhalst sie) Du erlaubst doch, Herr Pastor?

Trautner: Ein Kuß in Ehren!

Agnes (ihm beide Hände schüttelnd): Tausendmal willkommen in der Heimat!

Trautner (zu Agnes): Sieh nur, wie er ausschaut! Braungebrannt wie ein Neger, nur die Stirn schneeweiß.

Falk: Ja, es wird jetzt nicht gespaßt im Manöver — und die Sonne meinte es auch gar gut. — Nun, wie geht es hier? (Er setzt sich.)

Trautner: Alles in guter Ordnung.

Falk: Ich freue mich unendlich, gehört zu haben, daß Thea sich so wohl in Eurem Hause gefühlt, daß sie sozusagen eine Heimat bei Euch gefunden hat.

Agnes: Hat sie Ihnen das mitgetheilt?

Falk: In jedem Briefe — ja — (er steht auf und geht unruhig auf und ab) sie ist doch wohl? Habt Ihr sie kürzlich gesprochen?

Agnes: Freilich, sie ist ganz gesund und munter.

Falk: Ich will sogleich nachher hinüber — wollte mich nur Etwas vom Staub befreien und meine Löwenhaut ablegen —

Agnes: Die Falkenburg ist nahezu fertig — wie Tante Ulla berichtete.

Falk: So? Die Falkenburg, (er sieht Agnes forschend an) — ja, ja —

Trautner: Was hast Du? Du bist so zerstreut — es geht Dir etwas im Kopfe herum.

Falk (entschlossen): Ja, und das muß heraus. — Lieben Freunde — ich wollte eigentlich mit Dir allein sprechen, Trautner, aber es ist besser, Deine Frau ist zugegen.

Trautner: Es ist Dir doch nichts Unangenehmes widerfahren?

Falk: Durchaus nicht. Zunächst eine Frage: Wie findet Ihr Thea?

Agnes: Es ist ein gar liebes Geschöpf.

Trautner: Ein ganz treffliches Mädchen, in jeder Beziehung.

Falk: Kinder, was Ihr da sagt, ist viel zu wenig! Ihr solltet sie kennen, wie ich sie kennen gelernt in den wenigen Tagen unseres Zusammenseins — und dann die acht Wochen in der Ferne durch ihre Briefe!

Trautner: So?

Agnes (steht in großer Spannung).

Falk: Ich sage Euch, wenn ich jemals vor dem weiblichen Geschlecht Respect gehabt habe — niemals habe ich es so bewundert, als in diesem herrlichen Mädchen. Und dabei: neben all' ihrem Wissen, ihrem durchdringenden Verstande, welch' ein unerschöpflicher Born von Liebe und Güte! Wie jammervoll müssen ihr meine hingeschleuderten Briefschnitzel vorgekommen sein, die zum Theil auf dem Sattel, zum Theil in schlechtem Quartier mit vor Müdigkeit zufallenden Augen geschrieben sind!

Agnes: Nun, lieber Freund, das wahre Gefühl weiß in wenigen Worten unendlich viel zu sagen.

Falk: Da haben Sie wohl Recht, Frau Agnes — aber ich habe mitunter doch militärisch geflucht und gewettert, wenn ich nicht einmal Tinte und Feder im Quartier vorfand und mit Bleistift schreiben mußte.

Trautner: Das kann ich mir denken.

Falk: Aber weiter, weiter! — Was ich Euch sagen, was ich Euch fragen, worüber ich Auskunft und Gewißheit haben muß — das — ich bin in einem furchtbaren Dilemma —

Agnes (stößt einen leichten Schrei aus und horcht).

Trautner: Was hast Du?

Agnes: Mir war's, als hörte ich den kleinen Otto! (Sie eilt an die Thür.) Warten Sie einen Augenblick, lieber Falk, ehe Sie weiter sprechen. (Sie öffnet vorsichtig die Thür und schlüpft hinein.)

Falk: Er ist doch wieder wohl, Euer kleiner Otto?

Trautner: Gottlob, er ist wieder wohl.

Falk: Auch darüber schrieb mir Thea — und wie zart und feinfühlig!

Agnes (kommt zurück und spricht wie zu einem Kinde in die Thür hinein): Nur ruhig, ruhig, mein liebes Herz! (Sie läßt die Thür ein wenig offen.)

Trautner: Ist er wach?

Agnes: Nein, er murmelte im Traum — wie er es öfter macht. Ich will die Thür offen lassen, damit ich ihn allenfalls rufen höre.

Falk: Unser Sprechen wird ihn aber stören?

Agnes: Nicht im Geringsten. Sprechen Sie so laut Sie wollen, das stört ihn gar nicht, nicht wahr, Franz?

Trautner: Nein, gar nicht.

Falk: Nun, Kinder — ich habe Kummer.

Agnes: Kummer?

Trautner: Was könnte den verursachen!

Falk: Ich habe auf der Falkenburg um Thea geworben in einer burschikosen Laune —

Agnes (gespannt): Die nicht Stand gehalten hat?

Falk: Nein — die sich in ein tiefes, unergründlich verschiedenes Gefühl verwandelt hat.

Agnes (aufathmend): Gott sei Dank.

Falk: Ja, ein Gefühl, von dem ich früher keine Ahnung gehabt. — Ich konnte es bis vor Kurzem nicht in Worte fassen, was mich bewegte, — ich wußte nicht, wie und wo ich's packen sollte — da hab' ich es heute Nacht zufällig gefunden, und nun weiß ich, was ich zu thun habe — ich weiß aber nicht, ob Thea darauf eingehen kann und will —

Trautner: Erkläre Dich deutlicher, Freund.

Falk: Ich komme schon dazu. Hört nur! — Nach langem Ritt kam ich gestern Abend in ein hübsches, wohlhäbiges Quartier, es war das beste im ganzen Manöver. Trotz großer Abspannung konnte ich in dem vortrefflichen Bett nicht schlafen. Ich zündete Licht an und suchte mir was zu lesen, ein reiches Bücherregal war an der Wand. Der Zufall — den ich segne — spielte mir Goethes Briefe an die Stein in die Hand, die ich seit vielen Jahren nicht gelesen hatte. Du hast sie doch?

Trautner (nickt mit dem Kopfe).

Falk: Ich fange an zu lesen und lese, lese — das ist ja ein herrliches Futter für eine liebende Seele, dreihundert lyrische Dichter könnten davon zehren! Da stoße ich auf eine Stelle, die meiner Seele einen Jauchzer entlockte, daß er laut an den Wänden widerhallte. Das war es, was mich durchdrang, durchdrang bis in's tiefste Mark! Aber Ihr müßt sie selber lesen. Gieb mir das Buch her, wo ist es?

Trautner (nimmt es aus seinen Büchern): Hier ist es.

Falk: Schlage einmal auf den Brief vom 12. März 1781 — Hast Du's?

Trautner: Ja hier.

Falk (in's Buch sehend, das Trautner hält): Hier, lies einmal diese Stelle.

Trautner (liest langsam und laut): „Meine Seele ist fest an Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen —“

Falk (nimmt ihm das Buch aus der Hand, freundlich): Verzeih, ich will es auch selber lesen. (Liest mit tiefster Innigkeit:) „Meine Seele ist fest an Deine gewachsen, ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. (Mit erhobener Stimme weiterlesend.) Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie werth sollt' es mir sein!“ — Nun, für ihn gab es leider kein solches, er durfte seine Geliebte nicht heirathen — ich aber könnt' es ja haben, das heilige Band der Ehe, das mich ihr auch sichtlich zu eigen macht, wenn nur (In diesem Augenblick hört man starkes Schluchzen im Nebenzimmer.) Was ist das?

Trautner: Das ist doch nicht Otto? ist kein Kind?

Agnes (glücklich in's Nebenzimmer eilend): Nein, kein Kind, und doch ein überglückliches, seliges —

Falk (ahnend): Wie?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Thea, mit thränenden Augen, fassungslos hereinstürzend.

Thea (auf Falk zueilend): Geliebtester!

Falk: Thea! (Umarmung.)

Thea (noch schluchzend): Und Dein Kummer?

Falk: Ob Du auch willst?

Thea (unter Thränen zu ihm aufblickend): Ob ich auch will? Frage Agnes! (Sie reicht dieser die Hand.)

Trautner (auf Agnes zeigend): Der Kobold war seiner Sache gewiß.

Falk: O, die versteht sich auf Menschenherzen! (drückt ihr die Hand).

Agnes (drollig): Ja, Ihr Beiden seid viel zu altmodisch für die freie Liebe!

Trautner: Nun, Gott sei Dank! Du kleiner Trotzkopf! — Aber Tante Ulla? Da ist sie!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Ulla Kraus tritt ein und blickt verwundert auf die Anderen.

Ulla: Ei, ei — also doch Alles in Odnung?

Falk (ausgelassen): Alles in Ordnung, Tante Ulla, mit Glockenklang und verstärktem Chorgesang! Freund Trautner hält uns in seiner Kirche die Traurede und auf der Falkenburg wird die Hochzeit gefeiert! Juhu!

Ulla (starr zu Thea): Ist das Ernst?

Thea: Liebes Tantchen, heiliger Ernst!

Ulla (kopfschüttelnd): Kinder, Ihr seid für meine Ideen noch nicht reif!

Agnes: Das habe ich auch gesagt!

Der Vorhang fällt.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Hovasklavin.
Aus: C. Keller, Die ostafrikanischen Inseln. (Bibliothek der Länderkunde II.) Berlin, Schall & Grund.

Die Ostafrikanischen Inseln. Von Professor Dr. C. Keller (Bibliothek der Länderkunde II.) — Berlin, Schall & Grund. —

Auf Anregung der Herausgeber der „Bibliothek der Länderkunde" hat der verdienstvolle Verfasser, der bereits vor einem Jahrzehnt die Seychellen, die Maskarenen und Madagaskar bereist hat, sich der dankbaren Aufgabe unterzogen, die ostafrikanische Inselwelt zu schildern und dieser Schilderung, auf Wunsch der Herausgeber, auch die der im Westen des Indischen Oceans liegenden, gegen Australien vorgeschobenen Inseln anzugliedern. Wenn der Verfasser auch diese letzteren nicht besucht hat, so standen ihm doch bezügliche, aus der Neuzeit stammende Angaben von deutschen, englischen und französischen Expeditionen reichlich zur Verfügung. Gerade die unter einem zauberhaften Tropenhimmel gelegene ostafrikanische Inselwelt mit ihrer Fülle großartiger Naturschönheiten muß mit der fortschreitenden Erschließung des afrikanischen Continents das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Dabei bilden auf diesen Inseln Natur und Menschen eine ganz eigenartige Welt, die vom continentalen Charakter durchaus abweicht und ein Gemisch afrikanischen und asiatischen Wesens darstellt. — In höchst anziehender Weise schildert der Verfasser in abgegrenzten Capiteln die genannte Inselwelt. Als älteste Glieder der letzteren erscheinen Madagaskar und die Seychellen, deren Isolirung mit der Bildung des Indischen Oceans im Zusammenhange gestanden haben dürfte. Die übrigen Inseln, wie die Komoren, Maska-

renen und die vielen weit in den Ocean vorgeschobenen Eilande sind vulkanischer Natur und jedenfalls später entstanden. Madagaskar widmet der Verfasser als der größten und wichtigsten der im westlichen Theile des Indischen Oceans gelegenen Inseln die eingehendste Schilderung. Lage, Größe, Oberflächengestalt und geologischer Aufbau, Klima, Flora, Fauna und Bevölkerung, letztere auch in Bezug auf staatliche und religiöse Verhältnisse, sowie auf Handel und Verkehr werden in besonderen Untercapiteln eingehend behandelt. Der Erste, der den Namen Madagaskar anwendet, ist der Venetianer Marco Polo. Die alten Reiseberichte enthalten über die Insel ganz seltsame Anschauungen; erst dem Bericht des französischen Geographen Grandidier aus den Jahren 1865—70 sind die heutigen Kenntnisse über diese große Insel zu danken. Für eine Colonisation sind die Gesundheitsverhältnisse nicht sehr günstig. Sehr interessant ist die madagassische Pflanzen- und Thierwelt, die so reich an stark specialisirten nur in diesem Gebiete heimischen Formen ist, daß man, bezüglich der Thierwelt, Madagaskar zu einer eigenen zoologischen Region erheben könnte. Nicht minder interessant ist die Bevölkerung, die von dem verhältnißmäßig doch nur wenig weit entfernten afrikanischen Continent gewaltig abweicht und ganz eigenartig erscheint. Sowohl hinsichtlich der Körperfärbung, als auch bezüglich der geistigen Cultur, der materiellen Lage und der sittlichen und staatlichen Zustände begegnet man den größten Gegensätzen. Grandidier bezeichnet die Madagassen als ein Völkergemisch zweier ethnographisch und anthropologisch durchaus verschiedener Elemente. Man hat zu unterscheiden die malayischen und die afrikanischen Stämme. An der Spitze der ersteren stehen die Hova, von den letzteren

Bambusguitarrespieler.
Aus: C. Keller, Die ostafrikanischen Inseln (Bibliothek der Länderkunde II). Berlin, Schall & Grund.

St. Paul auf Réunion.
Aus: C. Keller, Die ostafrikanischen Inseln (Bibliothek der Länderkunde II). Berlin, Schall & Grund.

dürften die Sakalaven am reinsten das negerartige Gepräge bewahrt haben. Eine Ausbildung scharf von einander unterschiedener Gesellschaftsklassen hat sich bei dem malayischen Element der Bevölkerung entwickelt. Der niedrigste Stand wird hier von den Sklaven gebildet. (Siehe Abbild.: Hovasklavin.) Eine Schilderung des allgemeinen Volkslebens der Madagassen kann bei der lückenhaften Kenntniß der vielen Stämme nur mangelhaft ausfallen. Die malayische Sprache der Hovas, des begabtesten Stammes der Insel, in die im Laufe der Zeit Vieles aus dem Arabischen, Französischen und Italienischen aufgenommen worden, ist überall im Gebrauch. Fast alle Stämme sind gemäß ihres lebhaften, heiteren Wesens dem Gesang ergeben. Bei den Hovas sind Violine und Trompete im Gebrauch, der Verfasser hat sogar die Enkelinnen einer alten Prinzessin Clavier spielen hören. Auf den Dörfern ist die Ziehharmonika sehr beliebt sowie eine Art aus Bambusrohr gefertigter Guitarre, deren Töne nicht gerade unangenehm klingen. (Siehe Abbild. Bambus-Guitarrespieler.)

Auf die weiteren interessanten Schilderungen des Verfassers auch nur andeutungsweise einzugehen, würde hier zu weit führen. In andern Capiteln schildert der Verfasser die kleineren Inseln mit madagassischem Gepräge, sowie die Maskarenen — die Inseln Réunion, Mauritius und Rodriguez. — Diese letzteren drei Inseln können vermöge ihres großen landschaftlichen Reizes als die Perlen der ostafrikanischen Inselwelt bezeichnet werden. Alle drei Inseln sind vulkanischer Natur und sehr fruchtbar. — Die älteste Niederlassung auf Réunion ist St. Paul (S. Abbild).

Den Schluß der Schilderungen bilden in zwei Capiteln die Seychellen und die australisch-afrikanischen Eilande: Neu-Amsterdam, die Prinz Eduard-, die Crozet-, die Kerguelen-Inseln und die Heard-Insel. Diese Inseln haben niemals mit dem afrikanischen Continent in Verbindung gestanden und sind wohl durchweg vulkanischen Ursprungs. — Dem Werke ist ein Verzeichniß der bezüglichen Litteratur, sowie ein Namensregister beigegeben. Das Buch ist auf's Gediegenste ausgestattet, enthält eine Tiefenkarte des südwestlichen Indischen Oceans, einige Kärtchen von Madagaskar, sowie eine Menge vortrefflicher Abbildungen; es sei, wie das Gesammtunternehmen, dessen zweiten Theil es bildet, hierdurch warm empfohlen. K.

Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-kritische und socialethische Studie von Richard Weltrich. Mit dem Bildniß des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weisser. Stuttgart, Verlag von Strecker und Moser 1898.

Richard Weltrich, rühmlichst bekannt durch die ersten Bände einer Schiller-Biographie, die, leider noch immer unvollendet, dereinst das gewaltigste, monumentalste biographische Werk der Deutschen zu werden verspricht, nennt das vorliegende Buch bescheiden eine Studie. Wer den starken Band von nahezu 500 Seiten mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, wird sich sagen müssen, daß er nicht nur die interessante Bekanntschaft eines neuen echten Dichters gemacht, der abseits von dem Treiben der sogenannten „Moderne" seine durchaus eigenen Wege geht, unbekümmert um Lob und Tadel seiner Zeitgenossen, — sondern daß er auch nebenbei durch den Verfasser dieser Schrift eine solche Fülle tiefer Beobachtungen und wissenschaftlicher Ergebnisse empfangen hat, wie sie nur durch jahrelange, ernsteste Arbeit erworben werden können.

Der Dichter, dessen Charakterbild uns Weltrich entwirft, ist ein einfacher schwäbischer Bauer, der fast nie sein Heimatdorf verlassen hat, der als armer Ackersmann ein Leben voll Entbehrung und Arbeit führt und sein Wissen nur aus der spärlichen Lectüre einiger populär-wissenschaftlicher und poetischer Werke geschöpft hat.

Trotzdem haben wir es hier nicht mit einem sogenannten Naturdichter zu thun, deren Werke gewöhnlich nur als eine Curiosität zu betrachten sind und vor einem strengen ästhetischen Urtheil nicht bestehen können. Wahres Genie ersetzt vielfach die landläufige Bildung. Zwar geht auch Wagner wie jene Naturdichter von den Gegenständen aus, die ihm am nächsten liegen, also von der ihn umgebenden Natur, mit der er als Bauer alle Jahreszeiten hindurch im innigen Verkehr zu stehen berufen ist. Aber er bleibt nicht wie jene am Aeußerlichen haften, vielmehr weiß er als echter Dichter seine Stoffe in einer Weise zu beleben und mit einer Ideenfülle auszustatten, daß sie den höchsten ästhetischen Anforderungen genügen und nach Form und Inhalt vielfach als vollendet bezeichnet werden können.

Der Anblick einer Blume, die in dem gewöhnlichen Beschauer höchstens eine schnell vorübergehende, bald mehr, bald weniger angenehme Empfindung hervorruft, regt die Phantasie Wagners zu den originellsten Märchen und Gedanken an, die gleichwohl der speciellen Eigenart der betreffenden Pflanze auf's Innigste entsprechen — „Wagner hat das scharfe Auge," sagt Weltrich, „den Späherblick für die Naturform, dessen der Naturforscher bei seiner analysirenden und auf die Erkenntniß des Ursächlichen oder Zweckmäßigen gerichteten Beobachtungsweise nicht entbehren kann; aber er sieht zugleich mit dem Formsinn, mit dem großen contemplativen Auge des Dichters, des Künstlers das Wesentliche, das sinnlich und ästhetisch Wesentliche der Erscheinung. Heimat und Standort und landschaftliche Umgebung, Blüthezeit, Wuchs und Bildung der Pflanze, Anordnung, Stellung und Farbe der Pflanzentheile sind für das Bild, für die Deutung, welche sich seine Phantasie erzeugt, bestimmende, streng verbindliche Momente."

Betrachtungen in Prosa gehen diesen eigenthümlichen Märchen-Phantasien des Dichters gewöhnlich voran. Als Beispiel sei hier eine der schönsten aus seiner Sammlung „Sonntagsgänge" wiedergegeben. Der Dichter wandert an einem Oster-Samstage durch die noch kaum vom Frühling berührte Flur. Ueberall sieht er Anemonen, die Köpfchen hängend, da und dort in kleinen Gruppen beisammen. „Da geht ihm der Sinn ihrer Erscheinung und die Bedeutung ihres Trauerns auf: ist es doch gerade Ostersamstag, Tag vor der Auferstehung, noch nicht völlig überstandene Passionszeit."

„Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Thränen fanden;

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen:

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist er trüb, der Himmel,
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Oede,
Weiße Tüchlein umgebunden Jede.

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildniß
In des winterlichen Waldes Wildniß."

Aber nicht blos diese zarten Töne stehen dem Dichter zur Verfügung, vielmehr ist trotz der Gleichartigkeit des Grundprincips eine erfreuliche Abwechselung nach Form und Gehalt vorhanden, vom einfachen rein lyrischen Liede bis zur dramatisch belebten Ballade, vom landschaftlichen Stimmungsbild bis zur philosophisch-tiefen Gedanken-Dichtung. Ueberhaupt gehört Wagner nicht zu den leichtverständlichen Dichtern, deren Gedichte man etwa vor dem Nachmittagsschläfchen auf dem Sopha liegend zu genießen vermag; vielmehr verlangen sie ein gründliches Eindringen in die eigenartige Lebens- und Weltanschauung des Dichters, wenn man zu ihrem richtigen Verständniß und damit zu ihrem wahren Genuß gelangen will.

In dieser Beziehung hat der Dichter in Richard Weltrich einen Interpreten gefunden, wie man ihn sich zuverlässiger und feinfühliger nicht wünschen kann. Um uns in Wagners religiöse und philosophische Weltanschauung einzuführen, welcher die Ideen des Formenwechsels alles Seins, der ewigen Wiederkehr des Vergangenen und einer durchaus selbständigen Auffassung der Seelenwanderung zu Grunde liegen, giebt er uns eine historische Entwickelung aller dieser philosophischen Systeme von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, die, auch abgesehen von der speciellen Beziehung auf Wagner, uns das

lebhafteste Interesse einflößt und einen hohen wissenschaftlichen Genuß gewährt. Ebenso verfährt er, um uns den ethischen Gehalt der Dichtung Wagners und ihrer socialen Forderungen klar zu machen, um ihn uns als Apostel der Thier- und Pflanzenschonung, als Verkünder des Rechtes alles Lebendigen auf Daseinsgenuß, als Prediger des ewigen Friedens, des Mitleids und der Menschenliebe näher zu bringen. Auch hier gestalten sich seine Ausführungen zu einer ganz selbstständigen historischen Abhandlung von einer Reichhaltigkeit und Fülle, wie sie uns eben nur ein Schriftsteller von der Vielseitigkeit und Tiefe Richard Weltrichs zu geben im Stande ist. In dem Schlußcapitel „Culturgeschichtliche Ausblicke" entwickelt der Verfasser eine Beredsamkeit, die uns in ihrer prophetischen Gluth mit sich fortreißt und trotz ihrer scharfen Kritik der Gegenwart uns in Zeiten versetzt, die wir freilich nicht mehr erleben werden, von denen zu träumen und auf die zu hoffen gleichwohl unser gutes Recht ist.

Auch Wagner giebt dieser Sehnsucht nach einer besseren Zeit in den folgenden Strophen, die hier als weitere Probe seiner Poesie einen Platz finden mögen, beredten Ausdruck:

> Wann kommt der Freiheit Tag, das Morgenroth
> Der besseren Zeiten, wo der Herrscher Tritte
> Verklungen sind, wo kein Tyrann mehr droht
> Noch Schweiß erpreßt dem Armen in der Hütte?
>
> Wann kommt der Freiheit Tag, wo kein Tyrann
> In Fesseln legt der Denker kühnen Meister?
> Wann kommt die Zeit? Wann bricht einmal der Bann,
> Der wie ein Alp darniederhält die Geister?
>
> Wann kommt der Friede, wo kein Schmerzensruf
> Des Blutenden mehr ächzt vom Schlachtgefilde,
> Noch Sterbende mehr stampft der Rosse Huf,
> Noch Speere rasseln auf die Eisenschilde?
>
> Wann kommt die Zeit, wo Feuerrohr und Schwert
> Verschwinden werden aus der Menschheit Diensten?
> Wo jedes Kriegsroß wird zum Ackerpferd?
> Groß jeder Geist nur in den Friedenskünsten?

Auf die einzelnen Dichtungen einzugehen, kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein, die nur bestimmt ist, einen größeren Leserkreis sowohl auf den Dichter Christian Wagner, als auch auf dieses bedeutende Buch Richard Weltrichs aufmerksam zu machen. Daß Wagner jemals populär werden könnte, ist zwar nicht anzunehmen, denn, wie Weltrich sagt: „er ist ein Sinner, ein Träumer, ein Grübler, seine Phantasie dringt in die Geheimnisse des Seins ein, sucht Gestaltung für Ideen, für Abstraktes; eine solche Geistesart findet immer nur Einzelne als Verwandte, wenn diese Einzelnen auch in allen Bevölkerungsschichten vorhanden sein mögen und bei günstigen Umständen oder Zeitläuften zu Vielen werden können."

Hoffen wir auf diese günstigen Umstände, damit dem alternden Dichter, der sein 60. Lebensjahr schon überschritten hat, nach einem Leben voll Entbehrung und Sorge noch ein heiterer und zufriedener Lebensabend beschieden sei. Der Umfang seiner bisher erschienenen Werke, insbesondere seiner „Sonntagsgänge" und der „Neuen Dichtungen", ist nicht groß, die Anschaffung daher auch für den minder Begüterten leicht zu erschwingen; also kauft und lest! Ihr werdet den größeren Gewinn davontragen! K. J.

Kleinstädtische Geschichten. Von E. Gnade. 3 Bände. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Es ist eine der angenehmsten Pflichterfüllungen des litterarischen Kritikers, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf einen Dichter und seine Werke lenken zu können, denen viele Anerkennung, reiches Lob gebührt, das nur deswegen noch laut genug nicht widerklingt, weil in der litterarischen Arena der Dichter bisher nicht im Vordergrunde sichtbar geworden. Kein litterarischer Kritiker ist im Stande, die Fülle der Gesichte und Erscheinungen eingehend genug zu prüfen, um nicht zeitweilig Werthvollstes zu übersehen; um so erwünschter ist ihm aber dann die Gelegenheit, Versäumtes nachholen zu können.

Uns ist von früheren Veröffentlichungen der Schriftstellerin E. Gnade nur eine Sammlung von Sentenzen, Maximen, Lebensanschauungen 2c. bekannt, die unter dem Titel „Die Lebenden rufe ich!" erschienen ist; nun aber sind in dem obengenannten Verlage, in größeren Intervallen, unter der Bezeichnung: „Kleinstädtische Geschichten" drei Bändchen Novellen und Novelletten veröffentlicht worden, die, nach unserem Geschmack — wir behaupten es wohlerwogen — E. Gnade in die ersten Reihen deutscher Erzählerinnen führen. Etwas von der geklärten, weitsichtigen Weltanschauung der Marie von Ebner-Eschenbach, von der feinfühlig-scharfen Detailmalerei der Ilse Frapan, dem Meinungsmuthe der Ida Boy-Ed findet sich in diesen Erzählungen und wird zu einer interessanten Totalität ergänzt durch die eigene künstlerische Art der Dichterin, Menschen und Dinge in einem Realismus zu schauen und zu schildern, der allerdings nicht die geringste Zola'sche Beimischung aufweist, sondern seine dunkelsten Schatten in socialen Nothständen und subjectiver Herzenstrauer findet; schmutzig ist in den Gnade'schen Erzählungen nichts, traurig recht viel! Frauenhafte Anmuth, weiblicher Zartsinn und tiefdringende Anschauungen gesellen sich hier zusammen. Die Dichterin scheut auch nicht zurück vor den Problemen des Lebens und ernsten, bedeutsamen Fragen unserer Zeit, diese allerdings behandelnd nach individueller Ueberzeugung, über die sich selbstverständlich streiten läßt; ihre eigentliche Domäne aber bleibt wohl doch der Mikrokosmos der Seele, in dem ja so oft die Impulse zu den bedeutendsten Thaten in der Menschengeschichte zu finden sind. Wie schon der Titel der Gnade'schen Novellen andeutet, soll hier von solchen keine Rede sein. Helden aber giebt es eben nicht nur auf den Schlachtfeldern oder anderen Schauplätzen, sichtbar für die Welt; überall dort, wo in einer heiligen Pflicht die Selbstverleugnung bis zu völliger Selbstvergessenheit geübt wird, trägt sich ein Stück Heldenthum zu, und hiervon wissen die Gnade'schen Geschichten mannigfach zu berichten. Bald in der ersten Novelle „Nach Hause" — zugleich die umfangreichste der ganzen Sammlung — begegnen wir, uns tief erschütternd, derartigem Heldenthum. Da ist Dr. Rüdiger, Oberlehrer an dem Gymnasium einer kleinen Grenzstadt, den wir in einer Stunde kennen lernen, in der sein Hausarzt nach eingehender Unterredung ihn mit ernstem Tone mahnt, einen Specialisten in Berlin zu consultiren, weil gegen sein entstandenes Leiden dringend etwas Gründliches, das Bestmögliche geschehen müsse. Wie furchtbar dieser Rath den braven Oberlehrer erschreckt hat! Dr. Rüdiger ist eine geistig hochorganisirte Natur, glühend nicht nur von Begeisterung für das Edle und Schöne, sondern auch von der Sehnsucht, seine Kräfte in dessen Dienst zu stellen. In rastlosem Eifer hat er gearbeitet, gestrebt und hoffnungsreich sich zu bethätigen begonnen, aber —! Frühe hatte das eindrucksbereite Herz des Jünglings sich einer Mädchenblüthe zugewandt; bald — das ist der Theil einer alten Geschichte — ist das Treuversprechen gewechselt. Der hochstrebende Mann klimmt langsam weiter, dem fernliegenden Ziele zu; an das Mädchen aber tritt plötzlich Lebensnoth heran! Da gebieten Herz und Ehrenhaftigkeit dem Manne, alle Zukunftspläne über den Haufen zu werfen, eingerissen ist bald der bisherige Lebensaufbau, nicht mehr geflogen darf werden, nur geflattert — nach der nächsterreichbaren Versorgung hin; an Stelle der Lorbeeren muß Brot erworben werden! So ward Dr. Rüdiger Oberlehrer in einer kleinen Stadt. Das einst poetisch gesinnte Mädchen stimmte sich rasch zur praktischen Hausfrau um, zur unermüdlichen Mutter einer heranwachsenden Kinderschaar, für die zu sorgen, der Tag stets zu wenig Stunden hatte. Vom Feiertagszauber durfte weder in seiner, noch in ihrer Seele die Rede sein; sie merkte in der hingebenden Erfüllung ihres natürlichen Berufes das bald gar nicht mehr; für ihn, der die reichbesetzten Tische auf des Geisteslebens Höhen, an denen auch er einst einen Platz zu finden gehofft, nicht vergessen konnte, hörte die Tantalosqual nicht auf! Aber ohne Wanken hatte er seine Pflicht rastlos weitergeübt; nur in der Nacht konnte er der zehrenden Sehnsucht oft nicht wehren; sie raubte ihm den Schlaf! Am Tage hatte er keine Zeit hierfür; Hefte corrigiren, Privatstunden ertheilen, füllten seine amtsfreie Zeit; die Sonntagsmuße gehörte natürlich der Familie. Und nun war Dr. Rüdiger trotz seines regelmäßigen, stets pünktlich die Mahlzeiten und die Schlafenszeit inne haltenden Lebens im besten Mannesalter siech geworden! — Mit vielerlei Schwierigkeiten wurde die Reise nach dem Schicksal, zu der Berliner Welt-Autorität, unternommen. Wie die Consultation des berühmten Arztes sich dann zutrug, ist meisterlich der Wirklichkeit abgelauscht; genau so, wie wir Alle es wohl schon einmal erlebt, nur daß wir es uns nicht in allen kleinen Zügen zum Bewußtsein zu führen vermocht, so trägt es hier sich zu. „Sie können ruhig wieder nach Hause fahren —" hatte, nach sorgfältiger Untersuchung, der berühmte Professor ihm gesagt. Rüdiger hörte, rasch

resumirend, deutlich sein Todesurtheil aus den einfachen Worten heraus. Aber wie lange hatte er noch Zeit, den Lebensabschied zu rüsten? „Sechs, acht Monate," lautete die zögernde Antwort des Arztes; „aber — beobachten Sie nur Alles, was ich Ihnen aufgeschrieben; vor Allem: Ruhe und Schonung, wir wollen das Beste hoffen." — — Die Dichterin unterzieht sich dann der schwierigen Aufgabe, alle Seelenregungen, die, in der Reihenfolge von der Verzweiflung bis zur Ergebung, Kopf und Herz des Todescandidaten erfüllen, uns psychologisch richtig erkennen zu lassen, sich hierbei nicht nur in hohem Grade als seelenkundig erweisend, sondern in ihrer Motivirung so weit sich vertiefend, daß sich aus der Fülle der Erwägungen eine ganz bestimmte Weltanschauung ergiebt, die unser Interesse für das Persönliche noch wesentlich steigert.

An Rüdiger war — psychologisch unanfechtbar richtig — nach der ersten tiefen Niedergeschlagenheit ob der nahen Todesgewißheit, als Reaction eine unbezwingliche Lebenslust erwacht — jetzt endlich wollte er einmal leben; genießen, wie es seiner so lange gewaltsam unterdrückten Natur entsprach! Beim Abschied vom Leben endlich einmal erfahren, wie schön das Leben sei, dem er einst zugestrebt — das erkannte er als ein ihm jetzt zustehendes sittliches Recht. Und so blieb er in Berlin, dieser Centrale des Lebensgenusses aller Art, um wenigstens ein paar schöne große Eindrücke in das Sterben hinein mit nach Hause zu nehmen. Was er erlebte? Nun, es ist mit völliger Beherrschung des gewaltigen Milieu, in das er sich hineinbegeben, dessen Lichter und dessen Schatten, farbenreich und plastisch zugleich geschildert: „Wahn! Wahn!" so war es mehr als einmal als ein Schrei der Enttäuschung in seiner Seele laut geworden, und dann sehnte er sich eines Tages nur nach einem noch: „Nach Hause! —" Der Oberlehrer Rüdiger war heimgekehrt, um zu sterben; aber anstatt aller Sehnsucht und dem Verzweiflungsdrange in seinem Herzen, war eine abgeklärte Ruhe über ihn gekommen, wie eine erlösende Erkenntniß sie zu bringen pflegt. Er hatte erkannt, daß auch er heldenhaft sich zu einem höchsten Ergebniß durchgerungen durch die Selbstüberwindung zu treuer Pflichterfüllung, die ihm bescheert hatte, was ihm nun das Sterben erleichtern würde: die wohlverdiente Liebe der Seinen! — —

Wir können so ausführlich den übrigen Erzählungen von E. Gnade leider nicht folgen. Werthvoll, theilweise gewürzt mit feinem anmuthenden Humor, zumeist aber stimmungsvoll jene Tragik widerspiegelnd, die nicht auf einem Cothurn schreitet, sondern dicht neben uns sich zuträgt, sind sie alle! Wohl wird man leicht erkennen, daß hier nicht männlicher Sinn, nicht männliche Gedanken geschaffen; aber jene Zeit, in der man hiermit einen litterarischen Minderwerth bezeichnen wollte, ist zweifellos vorüber, und — eine Frau, die so denkt und fühlt, wie Elisabeth Gnade, und die in „wirklichen" Geschichten so tiefe Herzenslaute ertönen läßt, sie so zu erzählen weiß, wie diese „Kleinstädtischen Geschichten" erzählt und dargestellt sind, ist eine Dichterin! Albert Weigert.

Bibliographische Notizen.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Berlin, Photographische Gesellschaft. Preis jeder Lieferung 1,50 Mk.

Jede neue Lieferung dieser Portraitsammlung bedeutender Gestalten unseres Jahrhunderts bestätigt die freudige und aufrichtige Anerkennung, mit der wir jederzeit das Unternehmen der Beobachtung und Würdigung unserer Leser empfehlen konnten. Ja, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu Allem, was sich über ihn denken läßt, und diese künstlerisch vollendeten Portraits der führenden Geister in der Entwicklung unserer Cultur wirken unmittelbarer und tiefer, als es die beredtesten Worte des Historikers vermögen. Man sieht diesen Köpfen in die Augen, und Alles, was uns aus ihren Gedanken an Freude oder tiefer Bereicherung je zufloß, steigt dankbar in der Erinnerung auf und umwindet das Haupt der Thatenreichen mit einem Kranz der Bewunderung und Verehrung. Was giebt es Schöneres für den Menschen, als den Menschen? Ich meine nicht den Einzelnen, sondern das, was wir durch Combination unserer Erinnerungen mit der Gestalt des Einzelnen Alles mitgegeben fühlen, die isolirte Erscheinung gewiß nicht, sondern das Glied im unerforschlichen Entwicklungsproceß unserer Geschlechter, und doch auch nicht die abstracte Allgemeinheit, sondern das unendlich, ich möchte sagen unwiederbringlich Wirkliche aller Individualität. — Die neueste Lieferung Nr. 18 bringt als schöne Gabe zur

Schillerfeier am 10. November die drei besten Schillerbildnisse von Anton Graff, Simanowitz und Jagemann in vorzüglichen Reproductionen. Und damit wird der Herausgeber seinem Programm, das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen darzustellen, nicht ungetreu, denn mit Recht weist der Biograph, Franz Muncker in München, darauf hin, daß, wie sehr Schiller auch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts war, seine Philosophie wie seine Dichtung in vieler Hinsicht bestimmend auf unser Jahrhundert hinübergewirkt haben. Auch der übrige Inhalt der Lieferung ist sehr interessant und anregend. — d —

Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung (frei erfunden) von Felix Dahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Zwischen die großen Gaben, die Felix Dahn alljährlich dem deutschen Publicum aus seiner schier unerschöpflichen Dichter-Werkstatt darbringt, wirft er ab und zu eine kleinere dazwischen, duftig und frisch, wie eine voll aufgeblühte Rose. „Sigwalt und Sigridh“ ist eine reizende Liebesgeschichte zwischen einem jungen Königssohn und einer Walküre, die um ihrer Liebe willen Walhall's Seligkeiten ausschlägt. Es sind in dieser kleinen Dichtung eine Fülle allerliebster Episoden, theils zart und sinnig, theils kraftvoll und dramatisch belebt, alle mit des Dichters bestem Können ausgestattet. Ich erinnere nur an die prächtige Wald- und Jagd-Scene, wo Sigwalt den Bären erlegt, an das sich daranschließende Liebes-Idyll und endlich an die ergreifende Sterbe-Scene. Wie hoch Felix Dahn noch in der Gunst der deutschen Leser-Welt steht, beweist der Umstand, daß in wenigen Wochen seit dem Erscheinen der Dichtung schon mehrere Auflagen nothwendig geworden sind.

Von Felix Dahns sämmtlichen Werken poetischen Inhalts (Leipzig, Breitkopf und Härtel) liegen weitere drei Bände vor, die uns den Dichter als Lyriker und Dramatiker vorführen. Dahns Leyer ist reichbesaitet, und er handhabt sie wie ein echter Künstler mit Meisterschaft, welche Saite auch immer er anschlagen mag. Das zarte Lied wie die markige Ballade, ernste wie heitere Töne gelingen ihm in gleichem Maße. Zu bedauern ist, daß der Dramatiker Dahn auf unsern Bühnen so selten erscheint. In Dahn steckt nicht nur echtes Dichterblut, sondern auch echtes Theaterblut; das empfindet man schon in den zahlreichen, dramatisch zugespitzten Scenen seiner Romane, besonders im „Kampf um Rom“; wieviel mehr erst in seinen Dramen selbst. Die Bühnenwirksamkeit derselben ist bei jedem Versuch, den man bisher gemacht hat, erwiesen worden, gleichwohl konnten sich die Dramen nicht dauernd auf der Bühne halten, weil sie keine Concession an die Mode machen. Nun, sie verschaffen auch bei der Lectüre einen hohen Genuß, und wer kann wissen, ob nicht doch bald einmal ein anderer Wind in unserem Theaterleben weht, der auch diese Stücke auf der Bühne wieder zu Ehren bringt. — e.

Der Friesenpastor. Criminal-Roman von Dietrich Theden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser hat mit seinem Werke offenbar Höheres erstrebt, als dessen vielleicht aus praktischen Rücksichten erfolgte Charakterisirung als „Criminal-Roman“ erwarten läßt. Und dieses Höhere, das in der Schilderung eines eigenartigen Volksstammes und eines eigenartigen Stückes Erde und eines in dieses Milieu gestellten groß angelegten, in dem durch raffinirte Bosheit ihm bereiteten Schicksal seine Größe voll entwickelnden und offenbarenden Charakters besteht, hat der Verfasser nicht ohne Erfolg erstrebt, freilich auch nicht mit voller Consequenz und vollem Erfolge. Mehr und mehr tritt das Charaktergemälde, das er in dem Friesenpastor, der, seiner ursprünglichen Natur entgegen, weniger als handelnder, denn als duldender Held gezeigt wird, uns bieten wollte, zurück hinter einer freilich spannend genug erzählten Detectivgeschichte; die Entlarvung und Ueberlistung des wirklichen Verbrechers und seiner Helfershelfer nimmt schließlich das Interesse des Verfassers und des Lesers so in Anspruch, daß die Hauptperson, der unschuldig leidende Friesenpastor, darüber fast in Vergessenheit geräth. Daß es dem Verfasser nicht geglückt ist, diese Gestalt, so wie sie angelegt ist, ohne Bruch durchzuführen und ihr die dominirende Stellung im Roman bis zum Schlusse zu erhalten, ist vom künstlerischen Standpunkte aus zu bedauern; desgleichen ist das umfangreiche Citiren fremder Dichterworte, um Natur und Menschen zu charakterisiren und Seelenzustände zu schildern, ein zu wohlfeiles Mittel. Indem wir diese Mängel erwähnen, wollen wir zugleich kundthun, daß wir das Werk mit einem höheren Maße messen, als die Criminalromane gewöhnlichen Schlages, die von vornherein auf jedes künstlerische Ziel

verzichten und nur mit rein stofflichen Mitteln Leser, die nach aufregender und „spannender" Unterhaltung lüstern sind, zu fesseln bestimmt sind. Der Verfasser hat Beides zu vereinigen gesucht, und wenn ihm dies auch nicht völlig geglückt ist und er kein geschlossenes Kunstwerk geschaffen hat, so stellt doch die Sorgfalt, die er nicht nur auf Erfindung eines interessanten criminalistischen Falles, sondern auch auf die Zeichnung der Gestalten, auf psychologische Vertiefung und auf den Stil gewandt hat, sein, an manchen Stellen zu wirklich poetischer Wirkung sich erhebendes Werk auf ein beachtenswerthes litterarisches Niveau, so daß es auch den ästhetisch gebildeten Leser nicht unbefriedigt lassen wird. O. W.

Ein paar **Jugendschriften**, die durch ihren Inhalt wie durch ihre hübsche Ausstattung als Festgeschenke empfohlen zu werden verdienen, sind uns aus dem Muth'schen Verlage zugegangen. Für die männliche Jugend: Die drei Verschollenen vom „Sirius" von Georges Price; ein sehr spannendes Buch, das man kurz als eine Vereinigung von Marryat und Jules Verne charakterisiren kann, und: „Im afrikanischen Busch" von Kapitän Mayne Reid (für die Jugend bearbeitet von Heinrich Schwerdt), lebendige Schilderungen von aufregenden Jagderlebnissen und Kämpfen junger Buren mit den Eingeborenen; für junge Mädchen: „Isabella" von Marguerite Levray (2. Aufl.), eine sehr ansprechende Erzählung aus den vornehmen Kreisen der Bretagne. Die genannten Bücher sind reich und geschmackvoll illustrirt. In dem Muth'schen Verlage erschien ferner ein Buch, das Bräuten und jungen Frauen willkommen sein wird und in seinem prächtigen Damasteinband mit Goldpressung sich sehr vornehm präsentirt: „Die tüchtige junge Hausfrau," von L. Klarent; in zwölf Capiteln werden hier für die Errichtung des neuen Heims eine Menge praktischer Rathschläge gegeben und die junge Hausfrau über ihre Pflichten in angemessener Weise belehrt. —

Während die oben angeführten Jugendschriften fremdländisch nach Ursprung und Schauplatz sind, hat eine im Verlage von Ferd. Dümmler in Berlin erschienene Jugendschrift für Jungdeutschland noch den Reiz vaterländischer Färbung. Paul Lindenberg erzählt uns die Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen (Fritz Vogelsang) in Kiautschou" und hat in der Actualität des Stoffes gewiß den Vogel abgeschossen. Die Erzählung bietet dem Verfasser reichlich Gelegenheit, die auf seiner Reise um die Erde erworbene Kenntniß von Land und Leuten in China, besonders im deutschen Gebiete zu verwerthen. Auch die Schilderung des Untergangs des „Iltis" läßt er sich nicht entgehen. Das Werk ist mit 4 Farbenabbildungen und 3 Illustrationen, darunter viele nach Originalaufnahmen, geschmückt; einige Abbildungen sind nach Aquarellen der Gemahlin des deutschen Gesandten in Peking, Baronin von Heyking, angefertigt. Das Buch mit seinem originellen und hübschen Einbande dürfte schon durch sein Aeußeres und seinen Titel die bevorzugende Aufmerksamkeit unserer Knabenwelt erregen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achelis, Dr. Thomas, Ethik. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Armoises, Olivier des, Schuld und Sühne. Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, F. E. Neuperts Nachfl.

Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans von Bülow. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Brandt, M. von, Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Stuttgart, Strecker & Moser.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften. IV. Briefe von Hans v. Bülow, herausgegeb. von Marie v. Bülow. III. Bd Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dahns, Felix, sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band XVII. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung (frei erfunden.) 3. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dauthendy, Elisabeth, Im Lebensdrange. Roman. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Driesmans, Heinrich, Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig, C. G. Naumann.

16 div. Ansichts-Postkarten der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Ehrenfels, Dr. Christian v., System der Werththeorie. I. Band: Allgemeine Werththeorie, Psychologie des Begehrens. II. Bd.: Grundzüge einer Ethik. Leipzig, O. R. Reisland.

Hartung, H., Dr. med., Bluterneuerung der Weg zur Gesundheit. Physiologische Beiträge zur Lehre von der Krankheitsentstehung u. Krankheitsheilung. Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag.

Hassé, Else, Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt. Ein Beitrag zur Erziehungsfrage unserer Töchter. Braunschweig, Richard Sattler.

Herczeg, Franz, Die Brüder. Erzählung. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, F. E. Neuperts Nachf.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 17—18. Berlin, Photographische Gesellschaft.
Ihering, Rudolf von, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz. Eine Weihnachtsgabe für das juristische Publicum. 7. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Kiehne, Hermann, J'y pense. Neue Gedichte. Diamant-Ausgabe. Nordhausen, Selbstverlag des Verfassers.
Klarent, B., Die tüchtige junge Hausfrau. Durch langjährige Erfahrungen erprobte Rathschläge. Eine Gabe für Bräute und junge Hausfrauen. Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung.
Kleczynski, J., Chopins grössere Werke. Präludien, Balladen, Nocturnos, Polonaisen, Mazurkas. Wie sie verstanden werden sollen. Einschliesslich Chopins Notizen zu der: „Méthode des Méthodes". In's Deutsche übertragen von A. C. H. — Herausgegeben v. Natalie Janotha, Königl. preussischer Hofpianistin. Mit 3 Portraits und 1 Facsimile. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Kobell, Louise von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lieferung 14 bis 17. München, Jos. Albert.
Kunst des Liedes. Herausgegeben v. Herm. Kiehne. Nordhausen, Selbstverlag des Herausgebers.
Krag, Thomas, P., Die eherne Schlange. Roman. (Einzige aut. Uebersetzung a. d. Norw. v. E. v. Enzberg.) München, Albert Langen.
Kretzschmar, Hermann, Führer durch den Concertsaal. I. Abtheilung I. II. Band. Sinfonie und Suite. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Kruse, Heinrich, König Heinrich d. Siebente. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.
Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben u. Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete u. bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage, herausgegeben v Hans Wolfgang Singer. VI. Halbband. Motti — Quittry. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten & Loening.
Langenscheidts litterarischer Abreiss-Kalender für 1899. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.
Levray, Marguerite, Isabella. Eine Erzählung aus der Bretagne. Mit 26 Illustrat. von E. Vulliemin. Autoris. zweite Auflage. Stuttgart, Muth'sche Verlagsh.
Lindenberg, Paul, Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou. Mit 4 Farbenbildern nach Aquarellen von Willy Werner und 111 Abbildungen im Text. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Liszt, Franz, sein Leben und seine Werke v. Arthur Hahn, Adolph Pochhammer u. Fritz Volbach. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Louis, Rudolf, Die Weltanschauung Richard Wagners. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Mayne-Reid, Kapitän, Im afrikanischen Busch. Jagden u. Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Heinr. Schwerdt. Mit 22 Illustrationen v. Riou Stuttgart, Muth'sche Verlagshandlung.
Maupassant, Guy de, Afrika. München, Albert Langen.
— Bauern. München, Albert Langen.
Mei Leibzig lov' ich mir! Boesieen ännes alden Leibz'gersch. Zu Babier gebracht von Edwin Bormann. Volksausgabe. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.
Musiker und ihre Werke. Die beliebtesten Chorwerke. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Occultismus. Was ist er? — Was will er? — Wie erreicht er sein Ziel? — — Eine unparteiische Rundfrage mit Antworten v. Anderen herausgegeben von Ferdinand Maack. Hamburg. Zehlendorf b. Berlin, Paul Zillmann.
Oechsler, Robert, Gedichte. (Zweite Sammlung.) Heilbronn, Eugen Salzer.
Perfall, Anton Freiherr von, Die Sonne. Roman. 2. Auflage, Berlin W., Richard Taendlers Verlag.
Pfungst, Arthur, Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Price, Georges, Die drei Verschollenen vom „Sirius". Mit 24 Illustrationen von Eduard Zier. Autoris. zweite Auflage. Stuttgart, Muth'sche Verlagsh.
Prévost Marcel, Die Sünde der Mutter. Roman. München, Albert Langen.
— Pariser Ehemänner. München, Albert Langen.
Puschkin, Alexander Ssergéjewitsch, Der eherne Reiter. Eine Petersburger Erzählung. Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Puschkins Vorwort und Anmerkungen, sowie Anmerkungen, Vor- und Nachwort des Uebersetzers. St. Petersburg, Commissionsverlag von K. L. Rücker.
Rudies, Walter, Walpurgisnachtstraum. Dresden, Heinrich Minden.
Salus, Hugo, Neue Gedichte. München, Albert Langen.
Scharnweber, P., Schlesische Balladen und Romanzen. Schweidnitz, Georg Brieger.
Schultz, Alwin, Kunstgeschichte, Lfg. 19, 20, 21. Berlin, Historischer Verlag, Baumgärtel.
Schumann, Clara, Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgetheilt. 3. unveränderte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Stavenhagen, W., Militär geograph. Skizzen von den Kriegsschauplätzen Europas. Berlin, Hermann Peters.
Stökl, Helene, Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt.
Spielhagen, Friedrich, Problematische Naturen. Illustr. von Rich. Gutschmidt. Jubiläums-Ausgabe. Zweiter Band. Leipzig, L. Staackmann.
Tolstoi, Graf Lew Ljwowitsch, Ein Präludium Chopins. Uebersetzt von Wladimir Czumikow. Stuttgart, Carl Malcomes.
Vosberg-Rekow, Dr., Die amtliche Statistik des deutschen Aussenhandels im Auftrage der Centralstelle kritisch besprochen von dem Director. Berlin, Siemenroth & Troschel.
Wagenhofen, Franz, Parkett und Bohême. Neue Novellen. Leipzig, F. E. Neuperts Nachf.
Waffen, Die, nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausg. von Baronin Bertha v. Suttner. VII. Jahrgang No. 10 u. 11. Wien, E. Piersons Verlag.
Zappe, Arthur, Muttersohn. Roman. 2. Aufl. Berlin W., Richard Taendlers Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 88. — Januar 1899. — Heft 262.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

Aufruf

zur Errichtung eines Denkmals für Gustav Freytag in Wiesbaden.

Was von **Gustav Freytag** sterblich war, das wurde dem deutschen Volke am 30. April 1895 zu Wiesbaden entrissen.

Sein Unsterbliches wirkt, sein Gedächtniß lebt in unseren Herzen für alle Zeiten. Denn ewig gilt das Wort, das der Stein auf des Dichters Grabe kündet:

„Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes.“

Wahrlich, **Gustav Freytag** hat in den Gedanken und in der Arbeit des deutschen Volkes ein Denkmal sich begründet, dauernder als Erz!

Uns aber, den Zeitgenossen, ziemt es, das Andenken des großen Dichters nicht nur im Gemüthe zu bewahren; uns, den Lebenden, ist es heilige Pflicht, den kommenden Geschlechtern die lebensvolle Persönlichkeit, wie sie unter uns wandelte, getreu im Bilde zu überliefern, ein Wahrzeichen unseres Dankes, unserer bewundernden Liebe!

Dort, wo der Dichter fast zwei Jahrzehnte in heiterer Ruhe weilte, dort, wo er den sonnigen Abend seines thatenreichen und ruhmvollen Lebens genoß, dort, wo sein müdes Auge brach: dort möge sein Standbild sich erheben.

Es soll den Hunderttausenden, die Jahr um Jahr den deutschen Strom und den gesegneten Gau besuchen, beredt verkünden, daß das deutsche Volk **Gustav Freytag** feiert als seinen großen Sohn und seine Werke liebt als ewigen Quell des Wahren, Guten, Schönen.

Ehrenpräsident:

Seine Hoheit Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.

Altona: Detlev v. Liliencron. — **Amtitz b. Guben**: Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath, Mitg. d. Reichst., Erbl. Mitgl. des Herrenh. — **Basel**: Dr. Julius von Eckardt, Kais. Deutsch. Gen.-Consf. — **Bennigsen**: Dr. Rudolph v. Bennigsen, Exc. Oberpräsid. a. D. — **Berlin**: Dr. Althoff, Wirkl. Geh. Ob.-Regierungsr. u. Ministerialdir. Carl Becker, Prof., Ehrenpräs. d. Akad. d. Künste. Reinhold Begas, Prof. Dr. E. v. Bergmann, Prof., Geh. Medicinalr. Dr. Oscar Blumenthal. Dr. v. Bonin-Brettin, Exc., Staatsmin. a. D. — D. Dr. Bosse, Exc. Staatsmin. Dr. Otto Brahm, Direct., (Deutsches Theater.) Dr. Max Bruch, Prof. Bernhard von Bülow, Exc. Staatsmin. Clausnitzer, Vorsitz d. Deutsch. Lehrerver. Burghard Freiherr von Cramm-Burgdorf, Exc., Herzogl. Braunschw. Gesandter. Dr. Graf Douglas, Rittergutsbesitzer. Dr. Paul Ehrlich, Prof., Geh. Medicinalr. Dr. Albert Eulenburg, Prof., Geh. Medicinalr. Ernst v. Eynern, Mitgl. d. Haus. d. Abgeordn. *F. Fontane & Co., Verlagsbuchhandlg. Dr. Theodor Fontane (†). Dr. Bernhard Fränkel, Prof., Geh. Medicinalr. Dr. Karl Frenzel, Prof. Karl Emil Franzos. Dr. Ludwig Fulda. Dr. Rudolph Genée, Prof. Dr. Carl Gerhardt, Prof., Geh. Medicinalr. Max Grube, Oberregisseur der Königl. Schauspiele. Friedrich Haase, Hoftheater-Director a. D. Dr. Fr. Hammacher. Gerhart Hauptmann. Bolko Graf v. Hochberg, Exc., General-Intend. der Königl. Schauspiele. Dr. Max Jähns, Oberstlieut. a. D. Ludwig Knaus, Prof. *Dr. Koch, Exc., Kais. Wirkl. Geh. Rath, Präsid. d. Reichsbk.-Director. H. v. Kupffer, Chefred. Hugo Landau. Commerzienr. J. Landau, Chefred. Dr. Wilhelm Lauser, Geh. Hofrath, Chefred. Siegmund Lautenburg, Direct., (Residenz-Theater). Lessing, Geh. Justizr. Theodor Liedtke. *Dr. Raphael Löwenfeld, Direct. Dr. Ernst Magnus, Regierungsr. a. D. Fritz Mauthner. Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, Geh. Commerzienr. Adolf Menzel, Exc., Prof. *Banquier Ernst Meyer in Firma E. J. Meyer. Paul Meyerheim, Prof. Dr. v. Miquel, Excellenz, Vicepräs. des Königl. Staatsminister., Staats- u. Finanzminister. Dr. Theodor Mommsen, Professor. Hermann Nissen, Präs. der Genossensch. Deutsch. Bühnenangeh. *R. Parrisius (Deutsche Genossenschaftsbank). Ludwig Pietsch, Prof. Aloys Prasch, Intendant a. D., Direct. Dr. Reisser, Justizrath. Dr. Julius Rodenberg. Heinrich Seidel. Dr. Eduard v. Simson, Exc., Reichsgerichtspräs. a. D., Wirklicher Geh. Rath. Dr. Erich Schmidt, Professor. Richard Schmidt-Cabanis. Dr. Gustav Schmoller, Professor. Friedrich Spielhagen. Hermann Sudermann. Tirbitz, Exc. Contre-Admiral, Staatsmin. Albert Träger, Justizr. Johannes Trojan, Redact. Dr. Rudolf Virchow, Prof., Geh. Medicinalr. Dr. Adolf Wagner. Geh. Regierungsr., Prof. Anton v Werner, Prof. Direct. der Akad. d. Künste. Ernst Wichert, Geh. Justizr. Dr. Ernst v. Wildenbruch, Geh. Legationsr. Julius Wolff. Eugen Zabel, Redacteur. — **Bern**: J. V. Widmann, Redacteur. — **Bielefeld**: Klasing, Verlagsbuchhandlung. — **Bonn**: *Dr. Eberhard Gothein, Professf. — **Braunschweig**: Wilhelm Raabe. — **Bremen**: Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt. Arthur Fitger. — **Breslau**: Bender, Oberbürgerm. Dr. Felix Dahn, Prof., Geh. Justizr. — *Fromberg, Geschäftsinhab. des Schles. Bankver. Dr. Theodor Löwe, Direct. d. Stadtth. *Leo Molinari. Dr. R. Schmidt, Prof. Dr. Richard Schottky, Redact. Dr. Werner Sombart, Prof. Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung. **Cassel**: Freiherr von und zu Gilsa, Intend. d. königl. Schauspiele. Magdeburg, Exc., Oberpräs., Wirkl. Geh. Rath — **Charlottenburg**: Dr. Slaby, Prof., Geh. Regierungsr. Eduard Strützki, Kammergchtsr. a. D., Geh. Justizr. **Christiania**: Henrik Ibsen. **Cöln**: Carl Aldenhoven Hofr., Direct. des Museums. Dr. Johannes Fastenrath, Hofr. Julius Hofmann, Direct. des Stadtth. — **Coburg**: Dr. Eduard Tempeltey, Exc., Präs., Wirkl. Geh. Rath. — **Constantinopel**:

Dr. Rudolf Lindau, Wirkl. Geh. Legationsr. — **Danzig**: Dr. von Goßler, Exc., Staatsmin. a. D., Oberpräs. der Prov. Westpreuß. — **Dessau**: Dr. Wilhelm Oechelhäuser, Geh. Commerzienrath. — **Dorpat**: Dr. Waltz, Prof., Wirkl. Staatsr. — **Dresden**: Ferd. Avenarius. Nicolaus Graf v. Seebach, Gen.-Direct. d. Königl. musikal. Kap. u. d. Hoftheater. Prof. Paul Wallot, Geh. Baur. — **Eisenach**: Joseph Kürschner, Prof., Geh. Hofrath. — **Elberfeld**: Dr. jur. Hans Jordan, Direc d. Bergisch-Märkischen Bank. — **Frankfurt a. M.**: Adickes, Oberbürgerm. — Emil Claar, Intend. d. Vereinigt. Stadttheat. Max v. Flotow, Chefredact. Dr. Hagens, Oberlandesgerichtspräs., Wirkl. Geh. Ob.-Justizr. Dr. Wilhelm Jordan, Marinerath. *Dr. Leopold Laquer. Wilhelm Merton. Dr. jur. H. Oswalt, Justizr. *Eduard Riesser. Leopold Sonnemann. Dr. Karl Weigert, Prof., Geheimer Sanitätsr. — **Geisenheim**: *Eduard v. Lade, Gen.-Consul a. D. — **Giessen**: Dr. Wilhelm Oncken, Prof. — **Gotha**: v. Strenge: Exc., Staatsmin. — **Görlitz**: Gustav v. Moser, Hofr. — **Göttingen**: *Dr. Moritz Heyne, Prof. — **Graz**: Peter Rosegger. — **Greifswald**: *Dr. Alexander Reifferscheid, Prof., Geheimer Regierungsr. — **Groß-Lichtenfelde**: *Dr. Hans von Hopfen. — **Halle**: Dr. Rudolf Haym, Prof. — **Hamburg**: *Albert Ballin, Direct. — Franz Bittong, Director. Gustav Falke. Dr. jur. Emil Hartmeyer, Chefredacteur. *Siegmund Hinrichsen, Präs. Möring, Senator. *Rudolf Petersen, Direct. Franz Rosatzin, Chefredact. Dr. Versmann, Senat. u. Bürgerm. — **Hannover**: Louis Ellmenreich, Oberregiss. von Lepel-Gnitz, Intend. d. Königl. Schausp. — **Heidelberg**: Dr. Kuno Fischer, Exc., Prof., Wirkl. Geh. Rath. — **Homburg**: Dr. von Meister, Königl. Landrath. — **Jena**: Dr. Ernst Haeckel, Prof. Dr. Georg Steinhausen, Universitätsbibliothek. — **Karlsruhe**: Dr. Albert Bürklin, Gen.-Intend. — **Kiel**: Dr. Friedrich v. Esmarch, Exc., Prof., Wirkl. Geh. Rath. Klaus Groth. — **Königsberg**: Emil Krause, Red. Dr. Hans Prutz, Prof. Dr. Oscar Schade, Prof., Geh. Regierungsr. *A. Wyneken, Chefred. — **Kreuzburg**: Steinke. Bürgerm., — **Leipzig**: F. A. Brockhaus. *Julius Favreau, Commerzienr. Dr. Georgi, Oberbürgerm. Dr. Rudolph von Gottschall, Geh. Hofrath. Hamm, Ob.-Reichs-Anwalt. Dr. Ernst Hasse, Prof. *Georg Hirzel. Dr. Karl Lamprecht, Professor. *Max Stägemann, Director des Stadttheaters. — **London**: Sir Henry Irving. Sir Felix Semon, Prof. L. Alma Tadema, R. A. — **Magdeburg**: Platen, Stadtschulrath. Schneider, Oberbürgerm. Wilhelm Splittgerber, Chefredacteur. — **Mainz**: *Dr. Gassner, Oberbürgerm. *Wilhelm Preetorius jr., Commerzienr. — **Mannheim**: *Carl Ladenburg, Commerzienrath. **Meiningen**: Dr. Paul Lindau, Intendant des Herzogl. Hoftheaters. Paul Richard, Intendanz-rath, Director des Herzogl. Hoftheaters. — **Moskau**: André Zenker. — **München**: Dr. Max Bernstein, Rechtsanwalt, Redacteur. Dr. Oscar Bulle. Franz von Defregger, Akademieprof. Georg Ebers (†). Eduard Grützner, Professor. Dr. Paul Heyse. Dr. Wilhelm Jensen. Dr. Franz von Lenbach, Prof. Dr. Richard Voß. Ernst v. Wolzogen. — **St. Petersburg**: *C. Feldmann, Schuldirector. *Dr. Ernst Gelderblom, Pastor. P. von Kügelgen, Chefredact. Dr. E. Moritz, Oberarzt des Deutschen Alexander-Hospitals. Fürst von Radolin, Exc., Botschafter des Deutschen Reiches. Kurt Siegel, Ingenieur. — **Prag**: *Dr. R. von Jaksch, Professor. — **Rostock**: Dr. Adolph Wilbrandt. — **Rüdesheim**: *Eduard Sturm. **Schwerin**: *Karl Freiherr von Ledebur, General-Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters. — **Straßburg**: Dr. Henning, Professor. — Dr. Paul Laband, Prof. — Dr. E. Martin, Professor. — **Stuttgart**: Kröner, Geh. Commerzienrath. Johannes Proelss, Schriftstell. Freiherr Hans Edler Herr zu Puttlitz, Intendant des Königl. Hoftheaters. Dr. K. von Steiner, Geh. Commerzienr. **Weimar**: *von Bojanowsky, Geh. Hofrath. Hans v. Bronsart, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Generalintendant a. D. *Dr. Julius Grosse, Hofrath, Professor. Dr. Bernhard Suphan, Prof., Geh. Hofrath. **Wien**: Hermann Bahr. Emmerich von Bukovics, Director des Deutschen Volkstheaters. Nicolaus Dumba, Exc., Wirkl. Geh. Rath. Graf zu Eulenburg-Hertefeld, Exc., Kais. Deutsch. Botschafter. Dr. Wilhelm Goldbaum, Redacteur. *Ferdinand Groß, Präsident d. Journalisten- und Schriftstellervereines Concordia. Dr. Eduard Hanslick, Professor, Hofrath. Dr. Wilhelm von Hartel, Exc, Geh. Rath. Joseph Lewinsky, Hofschauspieler und Regisseur. Dr. Adolf Lieben, Professor, Hofrath. Dr. Nothnagel, Hofrath, Professor. Dr. Paul Schlenther, Director des Kais. Königl. Hofburgtheaters. Franz von Schönthan, Edler von Pernwald. Adolf Ritter von Sonnenthal Hofschauspieler und Oberregisseur. — **Wiesbaden**: *Heinrich Breuer, Prof., Director d. Königl. Realgymn. Dr. Emil Brück, Justizrath. Dr. Cramer Sanitätsrath. Dr. Carl Fischer, Professor, Director des Königl. Gymnasiums. Dr. Johannes Franke, Königl. Oberbibliothekar. Dr. Heinrich Fresenius, Professor. Felix Genzmer, Stadtbaumeist. Dr. Bernhard Herz, Justizr. Dr. Ludwig Kaiser. Director. Max Kubel, Chefredacteur. J. Lahm, Chefredacteur. Franz Mannstädt, Königl. Kapellmeister und Prof. Pagenstecher, Oberlehrer. Dr. Emil Pfeiffer, Sanitätsrath. Reusch, Landesbank-Director. Dr. Hermann Romeiß, Rechtsanwalt. Walter Schulte vom Brühl, Chefredacteur. Stumpff, Landgerichtspräsident. Veesenmeyer, Pfarrer. Carl Weldert, Schulrath, Director. Louis Wintermeyer, Mitglied des Reichstages und des Hauses der Abgeordneten. Dr. med. Zinsser. — **Worms**: Freiherr Hey'l zu Herrnsheim.

Der geschäftsführende Ausschuß in Wiesbaden.

* **Ludwig Barnay,** Großherzogl. Hess. Hofrath, Vorsitzender. * **Georg de Niem,** Landgerichts-Director, stellvertretender Vorsitzender. * **Dr. Arthur Fleischer,** Rechtsanwalt, Schriftführer. * **Dr. Ferdinand Berlé,** Firma Marcus Berlé & Cie., Schatzmeister. Eduard Bartling, Stadtrath. Dr. Alfred Brunswick, Oberlehrer. Dr. Ludwig Dreyer, Stadtverordneter. Otto von Ebmeyer, Kurdirector. * Max Guttmann, Rechtsanwalt. Georg von Hülsen, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Intendant der Königl. Schauspiele. Dr. Carl von Ibell, Oberbürgerm. * Fritz Kalle, Stadtrath. Dr. Benno Laquer. Prinz Carl von Ratibor, Königl. Polizeipräsident. Otto Sartorius, Landesdirector. Heinrich Schwarz, Gerichtsassessor. Sombart, Oberstlieut. a. D. * Karl Stelter, Schriftst. Dr. Richard Wentzel, Königl. Regierungspräsident. Franz Boas, Regierungsbaumeister.

Die mit einem * bezeichneten Herren, ferner die Deutsche Genossenschaftsbank von Soegel, Parrisius & Co., Berlin W., Charlottenstraße 35a, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt in Leipzig, die Deutsche Vereinsbank in Frankfurt am Main und die Expedition des „Rheinischen Kuriers“, Wiesbaden, nehmen Beiträge für das Gustav Freytag-Denkmal dankend entgegen.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

R. Dehmel.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible] Band. — Februar 189[illegible]. — Heft [illegible].

([illegible])

Breslau
[illegible] Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-[illegible]
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVIII. Band. — Februar 1899. — Heft 263.

(Mit einem Portrait in Radirung: Richard Dehmel.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Lucifer.

Ein Tanz- und Glanzspiel.

Von

Richard Dehmel.

— Pankow bei Berlin. —

Vorwort.

Es scheint an der Zeit, die mehr und mehr erstarkende Schaulust des Volkes, wie sie sich in der Abkehr von rührsamen Theaterstücken und in dem allenthalben wachsenden Andrang zu der sinnlich kräftigeren Kost der Singspielhallen, Ausstattungsbühnen, Balletts und Circusse äußert, mit geistig höheren Empfindungsgenüssen in Einklang zu setzen. Daß hierfür gleichfalls schon ein breites Bedürfniß vorhanden ist, beweisen die vielfach angestellten Versuche, das mittelalterliche Mysteriendrama und Passionsspiel künstlich wiederzubeleben. Es ist aber selbstverständlich, daß innerhalb der heutigen Weltanschauung diese alten Kirchweihspectacula nur noch den Werth von Curiositäten haben können, und es handelt sich darum, aus ihren einseitig rohen Wirkungen auf das Gemüth und aus den ebenso rohen Sinnenreizen der modernen Ausstattungspossen eine seelisch feinere, geistig weitere, künstlerisch ernst zu nehmende Einheit zu entwickeln.

Ich veröffentliche nun hier ein größeres, in sich geschlossenes Bruchstück aus einem pantomimischen Drama, das diese Aufgabe zu lösen und durch die deutungsvolle Beredtsamkeit des Glieder- und Geberdenspiels, wenn die Musik es unterstützt, noch inhaltreichere Stimmung zu erzeugen hofft, als das gesprochene, begrifflich sehr begrenzte Wort es vermag. Da aber der poetische Text in diesem Falle kaum mehr als eine Beschreibung des eigentlichen Kunstwerks werden durfte, weil ja hauptsächlich Leitfaden für den Ballettmeister und Regisseur, so muß die Anschauungskraft des Lesers ihm noch selbstthätiger entgegenkommen als überhaupt dramatischen Texten. Vornehmlich bitte ich den Leser, sich die Coulissen nicht nach der üblichen naturalistischen Schablone gemalt zu denken, sondern in einem ausdrucksvoll vereinfachten, stark linearen Stil, wie er dem deutlich abgegliederten Rhythmus

der Tanzkunst entspricht. Auch sonst ist alles Decorative auf das geistige Band hin anzuschauen; es war mir überall darum zu thun, die sogenannten rein äußerlichen Reize dieser Bühnengattung — die Tanzfiguren wie die Glanzeffecte, die Farben der Costüme wie Coulissen — durch sinnliche wie sinnige Zusammenhänge gegenseitig zu verinnerlichen und auch dem Componisten solche voll harmonischen Wirkungen anzubahnen.

Da das Bruchstück aus der Mitte des Dramas genommen ist, muß ich den Leser auf diese Zusammenhänge erst hinweisen. Die Handlung führt in sieben Aufzügen das Wechselspiel der hellen und der dunklen Mächte im Triebleben der Menschheit vor, zeigt ihren Zwiespalt im zeitlichen Dasein (Antike, Mittelalter, Neuzeit) und stellt ihn als Wettkampf um ihre ewige Eintracht dar. Zum Austrag kommt dieser Widerstreit — auch nach der sinnlichen Seite hin — im Schicksal des Lichtgeistes Lucifer, in seiner Liebe zu Venus, die scheinbar gegensätzlich (Morgen- und Abendstern) dieselbe Lichtgewalt versinnlicht, und im Verhältniß Beider zum irdischen wie überirdischen Leben; aus ihrer Herablassung zur Menschenwelt entwickelt sich die Höllenfahrt Lucifers und seine Abkehr von Venus, dann seine Auferstehung und Wiedervereinung mit Venus, dann Beider Himmelfahrt zur Mutter mit dem Kinde. Diese, auf der Weltkugel thronend, enthüllt sich schließlich als Sinnbild der ewigen Entwickelungskraft; anfangs nur als Entwicklerin der menschlichen Gesellschaft erscheinend, reitet sie auf einem Esel, von allerlei Männern geführt und umstritten. Der Lauf der Zeit mit seiner Lebenslust und seinem Todesdrang ist durch den blinden Saturn verbildlicht, indem er bald mit Amor und den Amoretten, bald mit dem Knaben Thanatos, meist aber mit Beiden Hand in Hand geht. Die übrigen Personen des Tanzspiels lassen die innere Bezüglichkeit schon aus dem bloßen Verzeichniß erkennen:

Affen. Fledermäuse. Eulen. Schmetterlinge.
Faune. Teufel. Engel.
Heidnische Tanzpaare. Christliche Wandersleute.
Priester. Bacchanten. Bacchantinnen. Sklaven.
Mönche. Nonnen. Hexen. Henkersknechte.
Doctores. Ritter. Schreiber. Knappen. Soldaten.
Gelehrte. Jesuiten. Schulmeister. Polizisten.
Naturforscher. Arbeiter. Künstler.
Väter und Mütter. Kinder und Kindeskinder.

Bevor ich nun den Inhalt der beiden ersten Aufzüge zum besseren Verständniß des folgenden Bruchstücks kurz berichte, muß ich im Hinblick auf die sinnbildliche Art der Handlung doch davor warnen, sie etwa allegorisch aufzufassen und nach bestimmten philosophischen, sociologischen, religiösen oder sonst dogmatischen Tendenzen darin zu fahnden, wie meine Dichtungen dies leider oft erdulden müssen. Sogar auf die vorhin von mir beliebten Erläuterungen braucht man nicht allzuviel zu geben; sie sollen den Leser nur aufmerksam machen. Meine Symbolik, wie die der echten Dichtung überhaupt, ist stets

und immer so geartet, daß Jeder nach seiner Natur herausdeuten kann, was er will: Philosophie oder Theosophie, oder Kosmosophie oder Psychosophie, oder — garnix! Auch einen Cursus zur Zoologie der Menschheit oder sonst was Culturhistorisches kann man herausdestilliren; das hat die Naturgeschichte der Dichtung so an sich — vergl. Shakespeare und Rabelais, Dante und Goethe u. A. m. Selig aber sind die Einfältigen, denn sie werden ihr blaues Wunder erleben.

* * *

Der Schauplatz der Handlung ist „die ewige Roma"; man darf an das Sprichwort der Gläubigen denken, daß alle Wege nach Rom führen. Der erste Aufzug spielt beim Triumphbogen des Titus, vor einem Venustempelchen, am frühen Morgen. Er fängt mit einem Chorlied an, das hinter der Bühne gesungen wird, und das sich durch die ganze Handlung, so oft der Vorhang fällt, in sinnentsprechenden Variationen hinzieht:

Lucifer und Venus,
Licht und Liebe bringt ihr
den Sterblichen.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
kommt und spendet uns Unsterblichkeit!

Der Morgenstern verschwindet hinter einer Ecksäule des Tempels, und gleich darauf tritt Lucifer dahinter hervor, in silbernem Schuppentricot mit Muschelgürtel, ein Diadem im kurzgelockten dunkelblauen Haar und auf der Spitze des Diadems den Stern tragend. Er nimmt zwei brennende Fackeln zur Hand, die vor dem Venustempel auf einem Altar befestigt sind; mit diesen Fackeln treibt er durch das ganze Drama hin ein ausdrucksvolles Spiel. Ein Festzug von heidnischen Jünglingen und Mädchen, der aus dem Tempel kommt, sobald die Sonne aufgegangen ist, läßt sich von ihm zu einem Reigentanz anführen, der sein Verlangen nach Venus zur Darstellung bringt. Unterdessen kommen durch den Triumphbogen allerlei Leute nach Rom herein — Soldaten, Bauern, Sklaven u. s. w. — schließlich auch ein Zug von christlichen Wanderern, voran die Mutter mit dem Kinde auf dem Esel, in mattblauem Mantel mit weißem Kopftuch. Während sie still an dem Altar vorüberzieht, entspinnt sich zwischen den Tänzern und den Wanderern ein regelrechter Straßenkampf. Ein rasches Gewitter steigt auf, Lucifer beschwört den Blitz herab, zündend schlägt er in den Tempelgarten ein, Alle stürzen in die Kniee. Rauchwolken quellen über die Gartenmauer, ein aschgrauer Vorhang mit rother Zickzackborte schiebt sich vor die Scene, ein dumpfer Chorgesang erhebt sich:

Kyrie, eleison,
Herr, erbarme dich unser,
dein Reich komme —

allmählich übertönt von einem helleren Chorgesang:

Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
kommt, o kommt und freut euch unser!

Sobald das Lied verklungen ist, beginnt der zweite Aufzug; er spielt am Meer vor einem Saturntempel, von Sonnenuntergang bis in die Nacht. Im Tempelhain, inmitten der Bühne, steht ein uralter Apfelbaum mit seltsam gewundenem Astwerk, darunter eine große schwarze, doch hell-geäderte Marmorkugel auf kniehohem Postament. Um diesen Baum und diese Kugel dreht sich im Geist der späten Antike ein mystisches Bacchanal, das bald grotesk zur Orgie entartet. Lucifer, anfangs den Festzug der Jünglinge und Mädchen noch führend, entfernt sich schließlich aus dem faunischen Getümmel mit Widerwillen in den Tempel; über dem Meer geht der Abendstern auf. Ein Schwarm von großen grauen Affen kommt aus dem Hain hervorgehuscht und ködert mit den abgepflückten Aepfeln die berauschten Paare, bis alle Menschen in den Wald verschwunden sind; dann nehmen Affen und Faune Besitz von der Kugel. Da kehrt Lucifer zurück aus dem Tempel und jagt das Thiervolk empört davon; die Affen haßt er ganz besonders, und erst gegen Ende des ganzen Dramas versöhnen die Amoretten ihn auch mit diesen Geschöpfen. Bei ihrer Verscheuchung erlöschen seine beiden Fackeln; brütend lehnt er an der schwarzen Kugel und blickt zu Boden. Aus dem Tempel tritt lautlos Saturn, ein blinder Greis mit kahlem Schädel, weißem Bart und schwarzem Gewand, goldener Sense und Sanduhr, geführt von Thanatos, der schwarzgeflügelt ist und zwei gesenkte brennende Fackeln trägt. Saturn weckt Lucifern aus seiner Versonnenheit und weist gebieterisch gen Abend auf den Stern; Thanatos giebt ihm die brennenden Fackeln und nimmt ihm die erloschenen ab, dann kehren Beide zurück in den Tempel. Der Abendstern verschwindet hinter dem breiten Stamm einer Doppelbirke, und gleich darauf tritt dem verzückt in's Knie gesunkenen Lucifer — hinter dem Stamm hervor — Venus entgegen, in silbern glitzerndem Serpentinegewand, mit ebensolchem Muschelgürtel wie Er, im rothen Haar gleichfalls ein Diadem und obendrauf den Stern tragend. Lucifer reicht ihr die eine Fackel, dann schreiten Beide in selig sich wiegendem Tanzschritt der Kugel und dem Apfelbaum zu, und Amor mit den Amoretten erscheint. Ein hochzeitlicher Reigen beginnt, wird aber gestört durch die betrunken wiederkehrenden Bacchanten. Diese entreißen den Amoretten ihre Fackeln, ohne daß Venus und Lucifer — ganz ihrem Liebesrausch hingegeben — es hindern. Da fallen die Sterne in's Meer herab: die Stern-Engel kommen den Kleinen zu Hilfe und scheuchen den wüsten Schwarm davon. Ein Liebesgefecht erfolgt nun zwischen den blau-weiß-golden gekleideten Engeln und den mit Pfeil und Bogen bewehrten, roth-weiß-silbernen Amoretten, worin die Engel die Oberhand gewinnen; Lucifer, Arm um Arm bei Venus sitzend, läßt Alles lächelnd geschehen. Schließlich entführen die Engel die Amoretten in den Tempel und nehmen dem Paar auch noch die beiden Fackeln ab, dafür zwei Palmzweige zurücklassend; Amor folgt gleichfalls den Engeln, die Bühne verfinstert sich. Während nun Lucifer Venus entgürtet und ihre Sterndiademe unter den Apfelbaum legt, bricht durch die Wolken

gespenstisches Mondlicht; ein wild sehnsüchtiger Serpentinetanz spielt sich ab, bis Beide erschöpft zusammensinken. Zugleich versinkt der Apfelbaum mitsammt den Diademen, an seiner Stelle steigt aus dem Boden ein riesiges schwarzes Holzkreuz empor, ein Schwarm von großen Fledermäusen kommt aus dem Tempelwinkel gehuscht, ein nachtgrauer Vorhang senkt sich über die Scene, und leise erhebt sich hinter ihm ein Chorlied klagender Kinderstimmen:

Lucifer und Venus,
Licht und Liebe brachtet ihr
in unsre Nacht.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
warum habt ihr uns verlassen?!

*

Ich lasse jetzt den wörtlichen Text zum dritten und vierten Aufzug folgen, der uns die Welt des Mittelalters und Lucifers Höllenfahrt vorführt.

* * *

Der nachtgraue Vorhang geht langsam in die Höhe; der klagende Kindergesang ist immer schwellender geworden und dauert noch ein Weilchen fort. Man sieht in dämmrigen Umrissen folgendes Bühnenbild:

d
a
e
c
b
f
g
h
g
f

(links) (Zuschauer) (rechts)

Den Hintergrund bildet die Front des römischen Pantheons in mittelalterlich verwahrlostem Zustand, etwa wie er zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gewesen sein mag. Die Vorhalle ist etwas in die Bühne hineingebaut, sodaß sich die Reihe der vordersten acht Säulen, auf drei Stufen stehend, von der perspectivischen Wand des Hintergrundes ablöst. Zwischen den röthlich dunkelgrauen Granitschäften der mittleren vier Säulen sind die grünlich schwarzen Bronzethüren des dahinterliegenden Eingangs (a) sichtbar. Die korinthischen Capitäle der Säulen haben das trübe Grau verwitterten Marmors; desgleichen der Doppelgiebel mit der Inschrift des Agrippa. Das röthlich graue Ziegelwerk der Rotunde ist nur auf der linken Seite der Hintergrundswand bis zum Boden herab zu sehen. Die rechte Seite der Rotunde ist — bis auf ein schmales Stück des Obertheils — durch etliche zweistöckige, schmutzig braune Baracken (b) verdeckt, die unmittelbar an die Säulenfront der Vorhalle angebaut sind, schräg nach der rechten Ecke des Hintergrundes hin. Auf der linken Seite ist an die Rotunde, grade wo sie perspectivisch abschneidet, nur eine niedrige, seitlich offene, vorn halb verzäunte Bude (c) angebaut, deren dunkelgraues Holzgerüst und schwarzes Pappdach halb övereck in die Bühne vorspringt; das Pappdach ist flach abgeschrägt und trägt vorn in der Mitte ein vergoldetes Crucifix. Daneben mündet auf den Bühnenplatz, scheinbar aus dem Hintergrund heraus, in senkrechter Verkürzung eine Straßenflucht d, an deren Ende man in tiefem, nach oben sich verbreiterndem Ausschnitt den bleiern grauen Morgenhimmel sieht. Die Front des Pantheons steht also nicht genau in der Mitte der Hintergrundswand, sondern läßt links ein breiteres Stück Bildfläche frei als rechts.

Die linke Ecke des Hintergrundes ist ausgefüllt durch das Eckhaus e jener Straßenmündung; es ist zugleich das Eckhaus einer anderen, schmaleren Straße, die von der Seite her auf die Bühne führt. Eine zweite linke Seitengasse stößt im Vordergrunde auf den Platz. Desgleichen hat die rechte Bühnenseite zwei Gassenzugänge; sie liegen beide etwas mehr nach hinten als die der linken Seite. Die den Platz begrenzenden Häuserfronten (ff gg) machen einen sehr unregelmäßigen, engbrüstigen und ziemlich baufälligen Eindruck. Sie sind größtentheils aus dreistöckigem Fachwerk aufgeführt und stellenweise mit schmutzig bunten Farben getüncht. Einige Häuser haben verwitterten Bretterverschlag, vorspringendes Obergeschoß, Vorbau aus dunklen Holzpfosten oder winzigen Holzbalkon; die kleinen und nur sparsam angebrachten Fensteröffnungen sind meistens unverschlossen, hier und da mit alten Kleidungsstücken oder Tüchern verhängt. Die hintere Hälfte des Bühnenplatzes ist in drei concentrischen, vom Pantheon ausgehenden Halbkreisen mit theilweise zerbröckeltem Mosaikpflaster belegt; das Muster hat halb arabischen, halb maurischen Stil und ist aus schwarzen, röthlich braunen und blaugrauen Feldern mit gelblichen Rändern zusammengesetzt. Die übrige Bodenfläche hat schwarzgraue Färbung, wie Asphalt;

nur an den Häuserfronten rechts und links ziehen sich Steige aus bräunlichen Ziegeln entlang. In der Mitte des Platzes, an der Grenze des Mosaikbelages, schräg links dem Kircheneingang gegenüber, steht ein mächtiges schwarzes Holzkreuz h, um dessen Fuß vier Lagen lange rohe Holzkloben, mit Theer bestrichen, rechtwinklig aufgeschichtet sind, sodaß der Eindruck eines Scheiterhaufens entsteht; der Kreuzstamm überragt die oberste Klobenlage um reichlich anderthalb Mannslängen. Der Himmelsausschnitt d behält sein dumpfes bleiernes Blaugrau, auch wenn die Sonne aufgegangen ist.

*

Während des Kindergesanges hinter der dämmrigen Bühne tanzen mit pfeifendem Geräusch die Fledermäuse einen hastig grotesken Zickzackreigen um das Kreuz und den Scheiterhaufen. Plötzlich halten sie inne und lauschen; der Kindergesang verstummt, und aus dem Innern des Pantheons beginnt ein leises Orgelspiel. In der rechten Ecke des Hintergrundes, an den Baracken b, taucht goldig ein Lichtschimmer auf; die Fledermäuse stieben pfeilschnell auseinander und verstecken sich, theils hinter den linken drei Säulen der Kirchenfront, theils in der Bude c, theils in der hinteren Seitengasse links. Aus der Gassenmündung bei b kommt langsam der Zug der Engel mit den Amoretten, in derselben Ordnung, wie er in den Saturntempel eingezogen war; nur gehen die beiden fackeltragenden Engel jetzt an der Spitze des Zuges, die beiden einzelnen Amoretten am Ende, und Amor fehlt. Die Amoretten reiben sich mit den nicht angefaßten Fäustchen matt die Augen, als hätten sie geweint; ihre Bogen haben sie im Armgelenk hängen. Der Zug zieht auf dem äußeren Rondeel des Mosaikbelages dem Scheiterhaufen zu; ein goldiges Dämmerlicht erfüllt die Bühne, das Orgelspiel wird lauter. Der Zug umwandelt den Scheiterhaufen von links nach rechts, d. h. von hinten herum, bis sich ein Kreis gebildet hat; dann beugen die Engel ein Knie vor dem Kreuz und heben die Fackeln und Palmzweige hoch. Nun wenden sich die beiden führenden Engel der Front des Pantheons zu, die andern folgen mit den Amoretten, und alle neigen auf halbem Wege die Zweige dem Eingang der Kirche entgegen. Die Flügelthüren öffnen sich nach innen, das Spiel der Orgel braust voll heraus, und man erblickt im Hintergrunde der Halle ein Mosaikbild der Mutter mit dem Kinde, spätbyzantinischen Stils, von vielen brennenden Kerzen umrahmt, die in frühgotischen eisernen Wandleuchtern stecken; das Bild zeigt auf blaßgoldnem Grunde, in matten blauen, sparsam mit weiß und rosa untermischten, schwarz geränderten Farbenflächen, die Mutter über der Weltkugel schwebend. Die Amoretten strecken die Aermchen nach der leuchtenden Erscheinung aus, und in die Händchen klatschend, enteilen sie den Engeln, die Stufen der Halle hinauf, sodaß die

hinter den Säulen versteckten Fledermäuse erschrocken flüchten, theils in die Bude c, theils in die Gasse hinten links.

Auf der Schwelle der Kirche stehen die Kleinen einen Augenblick scheu still; dann gehen sie schüchtern hinein und legen ihre Bogen vor dem Bilde der Mutter nieder. Inzwischen sind die Engel langsam nachgekommen, verneigen sich vor dem Bilde und drängen die Amoretten sanft nach links und rechts in's Innere der Kirche. Während die Flügelthüren sich hinter ihnen schließen, sodaß die Bühne wieder etwas dunkler, das Orgelspiel gedämpfter wird, huschen die Fledermäuse aus ihren Verstecken hervor und tanzen nochmals einen wirbligen Zickzackreigen um den Scheiterhaufen. Plötzlich kommt Amor aus der Gasse bei b gesprungen, und in der einen Hand die brennende Fackel, in der andern Pfeil und Bogen nach oben reckend, bleibt er starr auf den Zehen stehen; das Spiel der Orgel verstummt, die Bühne ist hell geworden, die Fledermäuse verschwinden in die vordere Seitengasse links. Nun tänzelt Amor, Pfeil und Bogen und die Fackel langsam senkend, auf den Scheiterhaufen zu und bricht rechts neben ihm erschöpft zusammen; die Fackel erlischt. In dem Himmelsausschnitt links, tief unten am Ende der Straßenschlucht d, taucht gleichzeitig ein Stück der Sonnenscheibe auf, tief kupferroth. Amor richtet sich mühsam hoch, läßt Pfeil und Bogen auf der Erde liegen, legt die erloschene Fackel mit einem Blick nach oben unter das Kreuz, streckt die Arme nach der Sonne aus und tänzelt um den Holzstoß vorn herum nach hinten. Bei der linken Hinterecke des Scheiterhaufens läßt er kopfschüttelnd die Arme sinken, bleibt einen Augenblick stehen, sieht nochmals an dem Kreuz empor, setzt sich dann müde auf die oberste Klobenschicht, stützt den rechten Arm auf's Knie, das Kinn in die Hand und starrt in die Sonne. Jetzt treten aus der Gasse bei b Saturn und Thanatos, im selben Aufzug wie früher, und schreiten zögernd auf Amor zu. Saturn tippt ihm von hinten auf die Achsel, sodaß er aufschridt, weist feierlich nach der Pforte des Pantheons, die sich nun abermals öffnet, und winkt ihm zu folgen. Amor erhebt sich, und Thanatos giebt ihm die eine seiner zwei brennenden Fackeln. Dann schreiten die Drei in schleppendem Taktschritt, Thanatos mit gesenkter, Amor mit erhobener Fackel, Jener zur Rechten Saturns, Dieser zur Linken, der Vorhalle zu, die Stufen hinauf und an dem Bilde der Mutter rechts vorbei in's Innere der Kirche; das Thor bleibt offen.

Die Bühne steht, nachdem sie verschwunden sind, ein paar Secunden leer; linksher von ferne ertönt ein Armsünderglöckchen. Die Sonne ist jetzt völlig sichtbar; nur rechts am unteren Rande liegt ein tiefschwarzes Schattensegment auf der trübrothen Scheibe, als Anfang einer Sonnenfinsterniß. Die Töne des Glöckchens nähern sich; aus der vordersten Seitengasse links kommt wohlbeleibt ein schwarzgekleideter Meßner, dem zwei Chorknaben in weißen Hemden mit Weihrauchfässern folgen. Sie schreiten, immer noch

läutend und die Räucherbecken schwingend, bis an den Rand des Mosaik=belages hinter dem Scheiterhaufen und beugen halb das Knie vor dem Bilde der Mutter, zugleich sich bekreuzend. Dann schwenken sie links ab nach der Bude c, der Meßner tritt hinein und hängt das Glöckchen an die Dachlatte unter das Crucifix, die Chorknaben stellen sich außen an den beiden Eck=pfosten auf; das Glöckchen hat dieselbe Form und Farbe, wie früher das des Esels, der die Mutter mit dem Kinde trug. Währenddem sind in den Fenstern der Häuserfronten zu beiden Seiten des Platzes Einwohner sichtbar geworden, die einander zuwinken und bald auf den Meßner, bald auf die Sonne deuten. Aus der vorderen Gassenmündung rechts kommt ein Volks=haufe — Männer, Frauen und Kinder — in bunten, aber dunklen Trachten und reiht sich längs der Häuserfronten gg auf; Alle verneigen und bekreuzen sich, sobald sie auf der Bühne erscheinen, und weisen dann gleichfalls nach der Sonnenscheibe, die allmählich höher steigt und sich langsam immer mehr verfinstert. Aus der vorderen Seitengasse links kommt paarweis und mit langen brennenden Kerzen ein Zug Dominikanermönche, schwarze Mäntel mit schwarzen Kapuzen über den weißen Skapulieren; sie schreiten dem Eingang des Pantheons zu, bekreuzen und verneigen sich auf halbem Wege vor dem Bilde der Mutter, treten auf die unterste Stufe der Kirchenfront und stellen sich dort in Einer Reihe vor den linken drei Säulen der Vorhalle auf. Sobald sie die Stufen betreten haben, kommt aus der hinteren Seitengasse links ein Zug Dominikanerinnen, ebenfalls brennende Kerzen tragend und schwarz auf weiß gekleidet; sie schreiten an den Mönchen vorbei, begrüßen wie diese das Bild der Mutter und treten gleich ihnen auf die unterste Kirchenstufe, aber rechts von dem Eingang. Das Arm=sünderglöcklein verstummt nun kläglich, und die Leute, die rechts aus den Fenstern sehen und an den Häuserfronten gg sich drängen, weisen scheu nach den Gassenmündungen der linken Seite.

Aus der hinteren Gasse links kommt Lucifer, jetzt ohne Diadem, gesenkten Hauptes und mit schleppendem Schritt, in dunkel stahlblauem Schuppentricot, um die Hüften eine dunkelrothe Schärpe mit gelbgefransten, vorn herabhängenden Enden. Seine Hände sind überkreuz durch einen Strick gefesselt; zwölf Dominikaner schreiten paarweis hinter ihm her und halten auswärts in den Fäusten die langen Enden des Fesselstrickes, sodaß der Eindruck entsteht, als lenkten sie Lucifer, seien aber zugleich von ihm geführt. Etwa zwei Schritte von ihnen entfernt, folgen drei Henkers=knechte, blutroth gekleidet mit schwarzen Spitzbärten: ein zwerghaft buckliger Vordermann, mit beiden Händen auf einer schwarzen Holztafel eine roth und gelb geflammte, runde, vorn mit gehörnter schwarzer Teufelsfratze bemalte Papiermütze tragend, und zwei riesige Hintermänner, die beide über der einen Schulter eine lange, schwarze, dreizinkige Schürgabel und in der anderen Faust eine schwarze, bläulich brennende Fackel halten. Während die Henker gradeaus dem Eingang der Kirche zuschreiten und sich dort neben

einander auf dem Mosaikbelag postiren, die Schürgabeln auf's Pflaster stemmend, nähert sich Lucifer dem Scheiterhaufen und bleibt unweit von dessen linker Hinterecke stehen, desgleichen hinter ihm die Mönche, in schräger Linie nach dem Eckhaus e zu; er zuckt, aufblickend und die Arme halb erhebend, ein wenig vor dem Kreuz zurück, reckt sich und zerrt an seinen Fesseln, sodaß die Mönche die Strick-Enden fester fassen, schüttelt dann lächelnd den Kopf und blickt wieder ruhig zu Boden. Aus der vorderen Seitengasse links sind unterdessen — sofort als Lucifer stehen blieb — zwölf Dominikanerinnen getreten, paarweis nach einander und gleichfalls auswärts zwei lange Fesselstricke haltend, an denen hinter ihnen Venus mit überkreuz gebundenen Händen geht, sodaß es aussieht, als zögen sie die Göttin, seien aber zugleich von ihr gelenkt. Auch sie ist ohne Diadem, trägt keinen Gürtel und ist bekleidet mit einem langen, etwas schleppenden, strohgelben Bußhemd, das auf der Brust und auf dem Rücken mit einem schrägen Kreuz (Andreaskreuz) benäht ist, in der brandrothen Farbe ihres Haares; es folgen nochmals drei Henkersknechte, in demselben Aufzug und von gleicher Gestalt wie die ersten drei, und hinter ihnen drängt sich ein neuer Volkshaufe auf die Bühne und vertheilt sich längs der Häuserfronten ff. Die Nonnen schreiten vor dem Kreuz vorbei nach den Baracken b hin. Lucifer schaut auf und tauscht mit Venus einen langen Blick, sodaß sie nahe bei dem Scheiterhaufen wie fragend stockt; er winkt ihr finster ab, blickt wieder an dem Kreuz empor und starrt zu Boden. Sie schreitet weiter, wendet das Haupt und lächelt.

An der rechten Vorderecke des Scheiterhaufens angelangt, schwenken die Henkersknechte schnurstracks nach der Front des Pantheons ab, um sich dort neben die ersten drei Knechte vor den Kircheneingang zu postiren, und zwar derart, daß die beiden Buckligen in die Mitte der Reihe zu stehen kommen. Beim ersten Schritt der Schwenkung stutzen sie vor Amors Pfeil und Bogen, die noch am Boden liegen, und treten mit gespreizten Beinen behutsam drüber weg. Venus wird aufmerksam, und plötzlich reißt sie den Nonnen, die ruckhaft (schräg von h nach b) Halt machen, die Fesselstricke hinterrücks aus den Fingern, rafft Pfeil und Bogen vom Boden auf und hebt sie triumphirend nach Lucifer hin. Dieser winkt abwehrend, noch finstrer als zuvor, mit halb erhobenen Fäusten, und starrt nach dem Eingang des Pantheons; die Nonnen haben sich umgedreht, die beiden vordersten entwinden der Göttin das Waffenpaar und werfen es auf den Scheiterhaufen, und während Venus — jetzt an der Spitze der Nonnen stehend und auch in's Pantheon starrend — wieder festgenommen wird, entreißt sich unversehens nun Lucifer den Mönchen, ergreift die erloschene Fackel, die Amor unter das Kreuz gelegt, schwingt sie mit beiden gefesselten Händen wild empor und will die Reihe der Henker durchbrechen. Die Mönche packen rasch die Stricke wieder und reißen ihn zurück, sodaß er in die Kniee stürzt und seine Fackel fallen läßt. Venus hat sich ihm nachgeworfen, auch

sie wird von den Nonnen zurückgezerrt und sinkt dicht neben ihm — auf halbem Wege zwischen Kreuz und Kirche — in die Kniee, gleich Ihm dem Bilde der Mutter zugekehrt. Die sechs Mönchpaare stehen jetzt so hinter Lucifer, daß sie in schräger Richtung den Rücken nach der vorderen Gassenmündung der linken Bühnenseite wenden; desgleichen die Nonnen hinter Venus nach rechts hin, sodaß die beiden Züge einen stumpfen, nach vorn geöffneten Winkel bilden, zwischen deren Schenkeln der Scheiterhaufen liegt. Die Sonnenscheibe hat sich mittlerweile bis zu zwei Dritteln verfinstert, sodaß sie nur noch als breite, jetzt leuchtend gelbrothe Sichel über dem schwarzen Mondschatten sichtbar ist. Der Himmel nimmt allmählich eine dunkel grünblaue Färbung an; rechts unterhalb des Mondschattens beginnt ein großer blasser Stern zu flimmern.

Gleich nachdem Venus neben Lucifer zusammengesunken ist, treten auf einen Wink der vordersten Mönche und Nonnen die Henkersknechte, die bis dahin steif wie Pfähle gestanden haben, auf die Knieenden zu, und zwar zuvörderst die beiden Buckligen; sie drücken ihnen die Teufelsmützen auf's Haupt, und das Armsünderglöckchen fängt wieder zu tönen an. Nun wenden sich die Budligen zurück, nehmen den andern vier Henkern die Schürgabeln ab, überreichen zweien von ihnen die schwarzen Tafeln, auf denen die beiden Mützen lagen, und stellen sich wieder vor den Kircheneingang, die langen vier Gabeln (in jeder Hand eine) auf's Pflaster stemmend. Gleichzeitig schreiten die übrigen Henker, zwischen Venus und Lucifer durch, dem Scheiterhaufen zu, legen die Tafeln rechts und links am Fuße des Kreuzes nieder und pflanzen ihre vier brennenden Fackeln senkrecht an den Ecken der obersten Klobenschicht auf. Dann schreiten sie wieder zurück; die Mönche einerseits, die Nonnen anderseits übergeben je zweien von ihnen die Stricke, an denen Venus und Lucifer gefesselt sind, und während die Henker die Beiden zum Aufstehen nöthigen, treten die Mönche und Nonnen vor die Kirchenfront und reihen sich dort zu beiden Seiten des Eingangs auf. Gleichzeitig blasen die auf der untersten Kirchenstufe stehenden Nonnen und Mönche ihre Kerzen aus und treten herunter von der Stufe, sodaß nun rechts wie links vom Eingang drei Reihen Mönche wie Nonnen auf dem Mosaikbelage stehen, das bucklige Henkerpaar zwischen ihnen. Unterdessen haben die beiden andern Henkerpaare Lucifern an die linke Seite des Scheiterhaufens, Venus an die rechte geführt, wo sie vorläufig — die Gesichter nach dem Kreuz gerichtet — stehen bleiben, und aus der hinteren Gassenmündung rechts ist eine Reihe Doctores gekommen, Jeder rechts von einem Schreiber begleitet, aus der hinteren Gassenmündung links ein Zug von Rittern, Jeder links von einem Knappen begleitet. Die Doctores tragen hohen schwarzseidnen Hut von abgestumpfter Dachkuppelform mit grader Krempe und blaßgoldner Denkmünze an stumpfblauem Bande, stumpfblaue Wadenstrümpfe und schwarzen bis an's Knie reichenden Seidentalar mit stumpfblauem Kragen, und halten Jeder eine gelbliche Pergament-

rolle mit blauem Hängesiegel vor der Brust, in der andern Hand ein langes gelbes spanisches Rohr mit blauem Kugelknopf; die Schreiber tragen schwarzen, tellerflachen Filzhut, stumpfblaue Tuchjoppe mit schwarzem Gürtel, eng anliegende schwarze Strumpfhosen, und haben Jeder am Gürtel ein großes Tintefaß, einen langen weißen Schreibfederkiel und eine noch längere stahlblanke Papierscheere hängen. Die Ritter tragen dunkelgrauen, unpolirten Eisenpanzer mit aufgeklapptem Visir, schwarze Straußenfedern am Helm und schwarze Schärpe um die Hüften, und halten Jeder einen mächtigen Flamberg frei in der Faust, die Spitze im Takt der Schritte auf's Pflaster setzend; die Knappen tragen dunkelgraues Filzbarett mit hochgebogener geschlitzter Krempe, schwarze Tuchjoppe mit eisernem Gürtel, eng anliegende graue Hosen, und haben Jeder einen runden, eisengrauen, mit schwarzem Buckelstachel und schwarzen Randnägeln beschlagenen Schild am Arm.

Die beiden Züge ziehen im Halbkreis vor dem Scheiterhaufen an einander vorbei nach der entgegengesetzten Bühnenseite, und die Ritter und Knappen stellen sich in Einer Reihe längs der Häuserfronten gg vor der sich an die Mauern drückenden Volksmenge auf, die Doctores und Schreiber ebenso längs der Häuserfronten ff, sodaß immer abwechselnd ein Doctor neben einen Schreiber einerseits, ein Ritter neben einen Knappen andererseits zu stehen kommt. Sobald die Aufstellung beendet ist, d. h. kurz nachdem die Mönche und Nonnen sich vor der Kirchenfront geordnet haben und Lucifer und Venus mit den vier Henkern zu beiden Seiten des Scheiterhaufens angetreten sind, eilt aus der Pforte des Pantheons — von rechts und links her an dem Bilde der Mutter vorbei — die Hälfte der Amoretten mit leeren Händchen die Stufen hinab, rennt gegen die beiden buckligen Henkersknechte, sodaß sie sammt den Schürgabeln zu Boden purzeln, und tappelt auf den Scheiterhaufen zu. Dort bleiben plötzlich Alle verschüchtert stehen, da Lucifer und Venus unverwandt das Kreuz anstarren; das Armsünderglöckchen verstummt. Die beiden Buckligen haben sich unbeholfen aufgerichtet und wollen mit den Gabeln hinter den Kleinen her; inzwischen aber sind die übrigen Amoretten vor dem Bilde der Mutter erschienen, haben dort ihre Bogen aufgelangt, eilen nun gleichfalls die Stufen hinab und rennen die Buckligen nochmals um. Während diese sich verstört aufraffen und schleunigst mit geschulterten Gabeln — der Eine durch die Gasse bei b, der Andre durch die bei e — den Platz verlassen, drängen sich die Kinder aus den beiden Volkshaufen hinter den Rittern und Doctores entlang nach vorn, sodaß sich in der rechten wie in der linken Ecke des Vordergrundes eine Gruppe von Jungen und Mädchen ansammelt, die mit theilnehmenden Geberden die Bewegungen der Amoretten verfolgen. Unmittelbar darauf erscheinen die beiden Buckligen wieder, jetzt durch die vorderen Gassenmündungen rechts wie links, und postiren sich zwischen den Kindern und dem vorderen Ende der Ritterreihe einerseits,

der Reihe der Doctores anderseits, noch immer in jeder Hand eine Schürgabel haltend und steif vor sich auf's Pflaster stemmend.

Die Amoretten haben sich je in Einer Reihe nach links und rechts gewandt: die unbewaffneten trippeln mit bittend gefalteten Händchen den Schreibern und Doctores entgegen, die bewaffneten legen Pfeile auf die Bogen und tappen zielend auf die Knappen und Ritter los. Die vor der Kirchenfront stehenden Nonnen und Mönche nehmen ihre Rosenkränze zur Hand, lassen die Perlen gleiten und bewegen in stillem Gebet die Lippen, bald auf die Erde, bald gen Himmel blickend. Während Venus und Lucifer, desgleichen die Ritter und Doctores unbewegt stehen bleiben, treten die Knappen und Schreiber zwei kurze Schritte vorwärts, und es entwickelt sich ein komischer Kriegstanz zwischen den unbewaffneten Amoretten und den Schreibern einerseits, den bewaffneten und den Knappen anderseits. Die Schreiber drohen den Kleinen bald mit den Tintefässern, bald mit den Schreibfederkielen, die Knappen wehren die Pfeilschüsse immer wieder mit ihren Schilden ab, sodaß die Pfeile zu Boden fallen. Schließlich sinken die unbewaffneten Amoretten erschöpft in's Knie, und die bewaffneten bücken sich, um ihre Pfeile aufzulesen. Nun bringen die Schreiber mit den Papierscheeren auf sie ein, fassen sie an den Flügeln und wollen ihnen die Federn abschneiden, während die Knappen die Schilde mit beiden Händen hohl von sich heben, um sie darunter zu Boden zu drücken. Jetzt können sich die beiden Kindergruppen rechts und links nicht länger halten und eilen ihnen zu Hilfe; die beiden bucligen Henker aber hopsen hinterdrein und treiben die Kinder mit den Schürgabeln zurück in die Ecken. Inzwischen haben sich die Amoretten sammeln können und flüchten nun wirr die Treppenstufen hinauf in's Innere des Pantheons zurück. Die Mönche und Nonnen lassen die Rosenkränze los und falten, gen Himmel blickend, die Hände; die Schreiber und Knappen treten in die Reihe der Doctores und Ritter zurück, und das Armsünderglöckchen fängt wieder zu läuten an.

Die Sonnenfinsterniß erreicht jetzt ihren Höhepunkt; die schwarze Mondscheibe umgiebt ein flackrig glänzender, rothgelber Lichtring, die Bühne ist halbdunkel geworden, der Stern rechts unter dem Lichtring flimmert silberhell, der Himmel ist stahlblau. Lucifer wendet das Gesicht der Sonne zu und hebt wie flehend die gefesselten Hände; Venus thut desgleichen, und Einige von den Doctores weisen unwillkürlich nach dem Stern. Auf einen Wink der vordersten Mönche und Nonnen lassen die beiden Henkerpaare die Fesselstricke los, fassen Venus und Lucifer bei den Schultern und biegen ihnen langsam die Arme herunter. In diesem Augenblick erscheinen auf der Kirchenschwelle, von links und rechts her aus dem Innern kommend, Amor und Thanatos, Jeder mit brennender Fackel; sie reichen sich die freien Hände, springen mit Einem Satz die Stufen herab und tänzeln auf den Scheiterhaufen zu. Dort trennen sie sich, Amor giebt seine Fackel an Lucifer, Thanatos seine an Venus, und während sie dafür die beiden

Henkerfackeln aus den Hinterecken des Scheiterhaufens an sich nehmen, zerreißen Lucifer und Venus mit Einem Ruck ihre Fesseln, so daß die Henkerpaare rückwärts taumeln und rechts und links dicht vor den Budligen und Kindern in die Kniee stürzen; das Armsünderglöckchen bricht mitten im Takte ab, und dröhnend fangen die Glocken des Pantheons zu läuten an. Lucifer und Venus, die Stricke hinter sich werfend und in der Rechten ihre Fackeln reckend, drehen sich zweimal um sich selbst, reißen dann plötzlich die beiden Henkerfackeln aus den Vorderecken des Scheiterhaufens, stoßen sie unter das Klobengerüst, sodaß dies qualmend aufflammt, und wieder ihre Fackeln schwingend und mit der Linken die Teufelsmützen schwenkend, springen sie jählings auf den lodernden Holzstoß hinauf. Dann stülpen sie die Mützen sich wieder auf's Haar, umfassen den Stamm des Kreuzes und heben die Fackeln zu dem Querholz empor, sodaß aus dessen Enden Feuer schlägt. Während nun Kreuz und Scheiterhaufen rasch mit ihnen versinken, fallen Alle außer den Doctores, den Rittern und den Kindern in die Kniee, auf der Kirchenschwelle erscheint Saturn, und hinter ihm — von links wie rechts her — treten vor das Bild der Mutter in Einer Reihe je drei Engel, jeder mit hoch erhobenem Palmzweig, jeder auf dem andern Arm ein Amorettchen tragend.

Amor und Thanatos sind Hand in Hand zum Kircheneingang zurückgekehrt und beugen an der untersten Stufe vor Saturn ein Knie, die brennenden Fackeln steil von sich breitend. Die Ritter und Doctores sind staunend einen Schritt vorwärts getreten, und je die Hälfte von ihnen thut wie in plötzlicher Erleuchtung noch einen Schritt, die Arme den versinkenden Lichtgöttern nachstreckend; die Andern weichen entsetzt auf ihren alten Stand zurück, die beiden Kindergruppen klatschen ausgelassen hüpfend in die Hände. Sobald das Kreuz — von Feuer und Rauch umschwelt, sodaß die rissigen Ränder der klaffenden Oeffnung sich dunkelzackig von der Gluth abheben — bis dicht an's Querholz versunken ist, schiebt sich von rechts und links her je ein schwarzer Tuchvorhang mit gelb und rother Flammenwirbel-Borte vor die Bühne, und zu dem Glockengeläut ertönt ein Chorgesang von tiefen Männer- und Frauenstimmen:

Kyrie eleison,
Herr, erbarme dich unser:
wann kommt dein Reich?!
Lucifer, der Teufel,
Venus, seine Hexe,
sind noch immer mitten unter uns!

* * *

Das Glockengeläut ist dumpfer geworden und verstummt. Der Chorgesang tönt in ein hohles Brausen aus, das sich in Paukengetose, Triangel-

klingklang und Castagnettengeklapper auflöst. Der schwarze Vorhang geht auseinander, und man erblickt in blendendem Rothgelb folgendes Bühnenbild:

(links) (Zuschauer) (rechts)

Die ganze Bühne ist mit Spiegelwänden umstellt, deren untere Hälften aus großen, möglichst klar spiegelnden Flächen bestehen, während die oberen Hälften aus immer kleiner werdenden, unregelmäßigen, brüchig spiegelnden Platten zusammengekittet sind. Die Wände stehen alle im Winkel von 100 ° zu einander, und zwar springt aus dem Hintergrund nur ein derartiger Winkel (A) vor, während die Seitenwände rechts und links je vier solche Vorsprünge bilden; die Breite der einzelnen Seitenwände, d. h. die Länge jedes Winkelschenkels rechts wie links, steht zu der Breite (Schenkellänge) der beiden Hintergrundswände (AB und AC) im Verhältniß von 1:4. Die Eckwände des Hintergrundes (BD und CE) sind verdeckt durch je eine steile, ganz hoch oben entspringende Treppe, deren unterste Stufe genau mit dem hintersten Winkelvorsprung jeder Bühnenseite abschneidet, also die Fortsetzung des vorderen Schenkels dieser beiden Winkel bildet; die Trittbretter der Stufen sind scharlachroth, die Tragbretter schwefelgelb gefärbt, und beide Treppenwangen haben Geländer von etwa meterhohen, schwarzen, grell phosphorblau flammenden Fackeln, die dicht an den sie seitlich begrenzenden Spiegelwänden herablaufen.

Die ganze Bodenfläche der Bühne zeigt ein gesättigtes Scharlachroth. In den Einbuchtungen der Spiegelwinkel rechts wie links sind mächtige, unten rußgeschwärzte, oben kupferroth glänzende Kessel (aaa bbb) aufgestellt, um deren Bodenrand ein Kranz von schwefelgelben und phosphorblauen Flammen züngelt. Auf beiden Bühnenseiten steigen an den senkrechten Kanten der Spiegelwände — an denen der Einbuchtungen wie der Vorsprünge — sehr schlanke Säulen aus kleinen schwarzen, gelb und roth flammenden Fackelbündeln auf, die oben palmenförmig auseinanderzweigen und sich zum Theil an den Soffitten entlang fortsetzen. Auch die Soffitten sind scharlachroth gefärbt, tragen aber außer den gelbroth leuchtenden Fackellinien noch ebenso viele phosphorblaue; sie wirken als flache, quer verlaufende, elliptisch gebogene Muldengewölbe und sind so eingestellt, daß sich die Wölbfläche des gelb-roth-blauen Schnittcurvennetzes nach hinten hin etwas anhebt, sich also in den beiden Spiegelwänden des Hintergrundes als sanft absinkend darstellt. Die vordersten Spiegelwände rechts wie links (cc) sind dicht bedeckt mit schrägen, parallelen, nach außen aufwärts gekrümmten, trüb phosphorblau leuchtenden Fackelreihen und überbrückt durch einen flach elliptischen, entsprechend mächtigen und ebenso leuchtenden Bogen, sodaß der Eindruck entsteht, als sehe man durch eine hohe, aus Fackeln gebaute Pforte in einen endlos weitgewölbten, auf flammenden Pfeilern ruhenden Saal hinein.

Dicht vor der Stoßkante A der beiden Hintergrundswände steht in derselben Gestalt wie früher vor dem Saturntempel ein Apfelbaum, doch jetzt mit kohlschwarzem Laubwerk und feuerroth gefleckten gelben Früchten, und unter den schwarzen Aesten erhebt sich auf zwei Stufen ein gleichfalls schwarzer, viereckig breiter Doppelthron (dd). Die Stufen wie der Thron sind aus ganz schlichten, roh behauenen Holzkloben gezimmert, sodaß der Eindruck entsteht, als seien sie aus dem mit Lucifer und Venus versunkenen Scheiterhaufen hergestellt; die Kloben haben demnach Stellen, die ungeschwärzt sind oder an denen durch den schwarzen Anstrich das gelbliche Holz durchschimmert. Dicht über dem Kopf des Mittelpfostens sind hinter der doppelten Rückenlehne die beiden blaßgoldenen Palmzweige sichtbar, die Lucifer vor dem Saturntempel am Stamm des Apfelbaumes überkreuz befestigt hatte; die Zweige neigen sich fittichförmig über der oberen Kante der Lehne entlang. An den Köpfen der beiden hinteren Seitenpfosten sind die Sterndiademe von Venus und Lucifer aufgehängt, und auf den Vorderpfosten der Armlehnen rechts wie links steckt je eine schwarze, bläulich flackernde Fackel mit kurzem Schaft; die mittlere Armlehne, den Doppelthron scheidend, trägt keine Fackel. Durch die Winkelstellung der Spiegelwände und durch ihr eingangs vorgeschriebenes Größenverhältniß wird bewirkt, daß sich der Thron nicht in störender Weise spiegeln kann, sondern gleichsam als ruhiger Drehpunkt den Wirbel der Reflexe beherrscht.

*

Auf dem Thron nun sitzen Lucifer und Venus, bewegungslos; vor ihnen tanzen zwei Gruppen von Teufeln — die eine mit Triangeln, die andre mit Castagnetten — in bald sich trennenden, bald sich vermischenden Kreisen eine tolle Galoppade, und an den Seiten stehen um jeden der großen Kessel geschäftige Faune, die ab und zu mit mächtigen goldblanken Schöpfkellen von außen an die Kesselwände pauken, worauf stets aus dem Innern eine starke rothgelbe Flamme hochpufft. Lucifer hält finster brütend den rechten (seinen linken) Ellenbogen auf die mittlere Armlehne gestützt, das Kinn auf die Faust gepreßt, kehrt also der Venus halb den Rücken zu; diese, steif zurückgelehnt, blickt starr in ihren Schooß, auf dem sie Amors Pfeil und Bogen hält. Sie haben Beide noch die Teufelsmützen auf dem Kopf, und Venus trägt noch immer das blaßgelbe Bußhemd mit rothem Kreuz, Lucifer das dunkelblaue Schuppentricot mit rother Schärpe. Die Teufel mit den Castagnetten tragen schwefelgelbe Tricots mit langen, dicken, schwarz und orangeroth gefleckten, als Schlangenkopf endenden Schwänzen; die mit den Triangeln tigerfellfarbene Tricots und schlanke, glänzend schwarze, in eine buschige Quaste endende Schwänze. Diese sind derart zwischen ihren Beinen durchgenommen und mehrmals um die Hüften gewickelt, daß bei den Einen die Schlangenköpfe, bei den Andern die Quasten nach vorn zu sitzen kommen, aufrecht vor dem Nabel befestigt. Alle Teufel sind bartlos. Die schwefelgelben haben violettes Haar und braune enggewundene Widderhörner, die schwarzgelb getigerten braunes Haar und violette gedrungene Stierhörner; man erkennt in ihnen die heidnischen Jünglinge und die Bacchanten wieder. Die Faune sind bocksbärtig wie früher und haben dieselben, theils schwarzgefleckten, theils völlig schwarzen Felle mit kurzen vergoldeten Ziegenhörnern; außer mit den Schöpfkellen hantiren sie noch mit langen, vergoldeten, zweizinkigen Gabeln an den Kesseln herum.

Die mit den Castagnetten klappernden Teufel fassen jetzt die mit den Triangeln klimpernden linkshändig bei den Schwanzquasten, und indem so jedes Paar wild um sich selber wirbelt, bilden sie inmitten der Bühne einen großen, sich langsam linksherum bewegenden Tanzkreis. Während dieses Chortanzes — desgleichen während aller noch folgenden Massentänze — zucken die sämmtlichen Fackelflammen, nur die der Ecktreppen und des Portales nicht, im Takt der Musik bald dunkler, bald heller. Nun öffnet sich, indessen die Beleuchtung wieder ruhig wird, der tanzende Kreis vor Lucifer und Venus, die Klapperteufel haken sich den Klimperteufeln zärtlich in die Arme, die Paare biegen in lyraförmiger Schwenkung nach beiden Seiten vor dem Doppelthron ab, und plötzlich ihre Musik einstellend, sodaß man eine Weile wieder nur ein hohles Brausen hört, sinken sie rechts und links im Halbkreis mit bittend erhobenen Armen in's Knie. Venus beugt sich zögernd vor, sieht Lucifer scheu von der Seite an und weist mit flehenden Händen auf die Knieenden; Lucifer, wie aufgestört, winkt mit der

Rechten (seiner Linken) überdrüssig ab, stützt dann von Neuem das Kinn auf die Faust und brütet weiter. Venus lehnt sich wieder zurück, die Teufel erheben sich, die Faune machen einen Bocksprung mit Kesselgepauk, und hinten von den Ecktreppen kommt je ein wüster Schwarm Hexen herunter. Sie haben schwarze, ungegürtete Hemden an, die knapp bis an die Kniee reichen und von den Hüften abwärts bei den Einen schwefelgelb getigert, bei den Andern orangeroth gefleckt sind. Sie reiten auf Besen mit goldblanken Stielen, ihre Füße sind nackt; die Einen haben braunviolettes, die Andern kirschrothes Reisig an den Besen, und ebenso sind ihre Haare gefärbt. Man erkennt in ihnen die Bacchantinnen und heidnischen Mädchen wieder.

Sie werfen sich, noch immer die Besen zwischen den Beinen, zu beiden Seiten des Thrones auf beide Kniee nieder; dann springen sie ruckhaft auf, reiten dem Vordergrund zu, wo ihnen die Teufel klimpernd und klappernd winken, und es entwickelt sich eine groteske Cancan-Quadrille. Die Hexen nehmen dabei den Klapperteufeln eines der Castagnettenpaare, den Klimperteufeln den Triangel ab, sodaß nun Jene nur noch mit Einer Hand klappern, Diese nur den Schlagstab behalten. Hierauf tritt die eine Hälfte Hexen und Teufel in Paare zusammen, die Arm in Arm den Besen zwischen sich schultern und sich, gemeinsam klimpernd und klappernd, nach dem Hintergrunde zurückziehn; dort setzen sie sich rechts und links und hinten auf die unterste Stufe des Thrones und musiciren friedlich weiter. Die andere Hälfte bleibt im Vordergrunde; die Hexen, mit der einen Hand den Besen von sich streckend und den Boden fegend, halten die Teufel kokett im Schach, sodaß die Klimperteufel nur von Zeit zu Zeit den ihnen hingehaltenen Triangel schlagen können, während das Castagnettengeklapper bald von den Teufeln, bald den Hexen einseitig unterbrochen wird. Hierbei knüpfen die Klimperteufel ihre Schwanzquasten, die Klapperteufel ihre Schlangenköpfe los und wedeln damit die Hexen zudringlich an. Diese können schließlich nicht mehr widerstehen, nehmen die Quasten und Schlangenköpfe begehrlich in die Hand, fallen den Teufeln um den Hals, und indem auch die im Hintergrund sitzenden Paare plötzlich ihre Musik einstellen und sich küssen, sodaß man wieder nur das hohle Brausen hört, sinken die vorderen Paare bittend vor Lucifer in's Knie. Venus macht wieder die flehende Geberde, Lucifer winkt abermals ab und brütet weiter. Die Paare vorn erheben sich und wanken matt den Kesseln zu; die Faune rühren heftiger mit den Gabeln und lassen die Erschöpften aus den Schöpfkellen nippen. Die hinteren Paare bleiben sitzen und weisen staunend die Ecktreppen hinauf.

Die Treppen herab kommt jetzt, in gleichem Aufzug wie vor dem Pantheon, mit schweren Tritten die Hälfte der Doctores und der Ritter, immer ein Doctor neben einem Ritter. Sie schreiten feierlich dem Throne zu und beugen halb das Knie vor Lucifer und Venus, die Rechte auf die Brust legend. Venus lächelt und verneigt sich gnädig. Lucifer, mit halbem

Lächeln, hebt zögernd das Haupt, läßt sacht die Faust auf die Armlehne sinken, öffnet die Hände und hebt sie ein wenig: zum Zeichen, die Gebeugten möchten sich aufrichten. Dann macht er eine Handbewegung, daß ihnen sein Thronsaal offen stehe, und lehnt sich wartend wie Venus zurück; die Ritter und Doctores begeben sich nach vorn. Inzwischen haben die Hexen an den Kesseln ihre Besen in die Ecken gestellt (das Reisig nach unten) und haben den Teufeln auch noch die übrigen Castagnetten und die Triangelstäbe abgenommen; desgleichen nehmen die hinten sitzenden Hexen ihren Teufeln die Schlagstäbe ab. Nun tänzeln die vorderen, klappernd und klimpernd, auf die Doctores und Ritter ein, bis diese sich verführen lassen und mit ungelenken Schritten zu einer komisch verliebten Kreuzpolka antreten, die sich in doppelter Schlinge von links nach rechts herum bewegt. Lucifer senkt wieder das Haupt, sein Gesicht verfinstert sich, er stützt das Kinn auf die Faust und dreht der Venus wieder halb den Rücken zu.

Die Teufel an den Kesseln haben inzwischen ihre Schwänze wieder festgeknotet, fassen sich nun mit beiden Händen an ihre Hörner, legen die Köpfe vor und wollen auf die Ritter und Doctores los. Da kommen die Hexen des Hintergrundes nach vorn galoppirt, strecken rasch ihre Besen dazwischen und treiben, den Boden fegend, die Teufel alle nach hinten. Dann kehren sie zurück zu den Doctores und Rittern, deren Tanzbewegungen allmählich immer geschickter werden, und nehmen den Doctores — immer im Tanztakt — die Pergamentrollen weg. Diese schleudern sie in die Kessel hinein, wozu die Faune wieder einen Bocksprung machen und mit den Schöpfkellen pauken, sodaß eine mächtige Flamme, jetzt phosphorblau, aus jedem Kessel hochschlägt und niedrig brennen bleibt. Dann lassen auch sie ihre Besen durch die Faune in die Ecken stellen und mischen sich unter die Tanzenden. Ein regelrechtes Doppelcarré entwickelt sich, worin zu jedem Doctor wie Ritter zwei Hexen treten, eine rothgefleckte und eine gelbgetigerte; sie drehen sich zubritt mühlflügelförmig um die senkrecht aufgestemmten spanischen Rohre und Flamberge, und zwar die linke Hälfte des Carrés nach rechts herum, die rechte linksherum. Hierbei dreht sich in jeder Mühle die Eine der Hexen rückwärts vor ihrem Tänzer her, ihm mit der freien Hand den Triangel hinhaltend, an den er das inzwischen ihm eingehändigte Stäbchen schlägt; die andere Hexe, mit der freien Hand castagnettirend, tanzt in der gleichen Drehung wie er selbst, sodaß es aussieht, als werde er von jener gelockt, von dieser getrieben.

Währenddem ist hinten die eine Hälfte der Teufel, rechts und links die Ecktreppen hinauf, davongerannt. Die Andern haben sich hinter dem Thron versammelt und Einen der Schwefelgelben derart auf den Apfelbaum hinaufgehoben, daß er mit hochgezogenen Beinen zwischen dem schwarzen Astwerk sitzt, während sein Schwanz sich mehrmals um den Stamm des Baumes niederringelt, den Schlangenkopf nach Venus hin gerichtet. Nun pflückt er einen Apfel ab, an dem noch einige schwarze Blätter sitzen, und

läßt ihn in den Schooß der Göttin fallen; diese nickt und nimmt ihn in die Hand, der Teufel bleibt vorläufig oben. Unmittelbar darauf bricht die Musik der Triangel und Castagnetten ab, sodaß ein Weilchen wieder nur das hohle Brausen hörbar ist; die Tanzenden lassen sich in mehreren graden Reihen — bei je zwei Hexen immer abwechselnd ein Doctor oder ein Ritter — mit bittenden Händen vor Lucifer in's Knie, die Flammen in den Kesseln gehen langsam aus. Venus neigt sich wieder zu Lucifer und hält ihm lächelnd den Apfel hin. Er, stirnrunzelnd, stößt ihre Hand bei Seite, sodaß der Apfel zu Boden fällt; dann rückt er von ihr weg zur linken Seitenlehne und stützt die Stirn in die Hand, während sich Venus betroffen in die rechte Ecke des Throns zurücklehnt. Die Knieenden sind aufgefahren und wanken zu den Kesseln hin, wo sie sich aus den Schöpfkellen stärken lassen; der Apfel mit den schwarzen Blättern bleibt mitten vor den Thronstufen liegen.

Jetzt kommen von den beiden Treppen je drei Paare Mönche und Nonnen herunter, wie früher schwarz auf weiß gekleidet, jedes Paar an den zusammengeknoteten Rosenkränzen von einem der großen grauen, langgeschwänzten, blaugesichtigen Affen geführt; hinter ihnen sind auf den obersten Stufen die vorher weggerannten Teufel sichtbar und bleiben erwartungsvoll dort sitzen. Während die Nonnen- und Mönchspaare schräg vor den beiden Throneсken in beide Kniee sinken, sind die sechs Affen auf den Apfel losgefahren und machen Miene, sich darum zu balgen. Da fährt Lucifer auf, und mit der Linken die Fackel aus der Armlehne reißend, winkt er mit der Rechten gebieterisch dem Teufel über sich und weist auf die Affen. Der Teufel schwingt sich herab, die Uebrigen fangen ihn auf und wickeln ihm rasch den Schwanz um den Leib, dann eilen sie hinter dem Thron hervor und fallen über die Affen her. Lucifer, auch noch die Fackel der Venus ergreifend, ist auf die unterste Stufe des Thrones getreten, weist nun mit beiden Fackeln nach den Kesseln. Zu diesen schleppen die Teufel die Affen hin und schmeißen sie hinein; die Faune stoßen lachend mit den Gabeln nach, als ob sie die Versunkenen zu Mus zerstächen, und während die Doctores und die Ritter, die Hexen und die Teufel an beiden Bühnenseiten entlang mit überbrust gekreuzten Armen vor Lucifer das Knie beugen, spritzt aus den Kesseln ein Feuerwerk von goldenen Sprühfontänen mit bläulichen und rothen Leuchtkugeln hoch.

Lucifer tritt von der Stufe in die Gasse zwischen den Knieenden, kreist mit emporgereckten Fackeln zweimal auf den Zehen um sich selbst und winkt der Venus, ihm zu folgen. Sobald sie, Amors Pfeil und Bogen in der Rechten, neben ihm steht, beginnt der Thron zu versinken, der Apfelbaum mit den gekreuzten Palmzweigen nach oben zu wachsen, das Feuerwerk der Kessel erlischt; aus der Versenkung, einer kreisrunden Oeffnung, quillt Rauch und rothgelbe Gluth herauf, die Teufel und Hexen erheben sich. Links rafft ein Teufel mit Stierhörnern, rechts einer mit Widderhörnern

die Sterndiademe von dem schon halb versunkenen Thron; dieser bricht krachend zusammen, die beiden Teufel beugen vor Lucifer wie Venus ehrfürchtig ein Knie und reichen ihnen die Diademe dar. Lucifer nimmt seine zwei Fackeln in Eine Hand, reißt sich die Teufelsmütze vom Kopf und wirft sie in den glühenden Schlund; Venus thut ebenso, und Beide setzen sich die Diademe auf. Lucifer, mit der Fußspitze auch noch den Apfel in die Gluth nachschleudernd, schwenkt beide Fackeln wie beschwörend von unten nach oben, und während sich die Teufel rückwärts zu den noch auf den Ecktreppen Sitzenden hinaufbegeben, schlägt aus der Oeffnung vor dem Stamm des Apfelbaums, dessen Laub schon fast in den Soffitten verschwunden ist, eine gewaltige Lohe empor und scheint den Stamm zu verzehren.

Lucifer, dem Baum nachstarrend, nimmt seine Fackeln wieder in beide Hände, breitet ekstatisch die Arme, sodaß ihm Venus schreckhaft ausweicht, und während er zweimal um sich selbst kreist, erlischt die Lohe, die Bodenöffnung schließt sich mit einer gläsernen Platte, die Bühnenbeleuchtung wird langsam trüber, und beide Spiegelwände des Hintergrundes — mit ihren Vorderhälften um die Mittelaxe (F) beweglich — thun sich nach vorn wie Thorflügel auf. Die knieenden Mönche und Nonnen fahren verstört in die Höhe und flüchten rasch den Ecktreppen zu; auch die Doctores und Ritter erheben sich und weichen langsam an die Kessel zurück, die Hexen versammeln sich an beiden Ecken des Vordergrundes. Die Spiegelthore — auf der Rückseite mit bläulich dunkelrothem, in schweren Falten niederfallendem Stoff bekleidet — drehen sich fast bis zu den hintersten Kesseln hin, sodaß die Ecktreppen durch sie verdeckt werden, und zwischen ihnen sieht man nun in einen tiefen, nach hinten sich verengenden, auf breiten Felsenstufen flach aufwärts führenden Höhlengang (FGGF) hinein. Die Stufen wie die tropfsteinförmigen Tragsäulen und Gewölbe des Ganges sind gleichfalls bläulich dunkelroth und glänzen feucht. Zwischen den Säulen ziehen sich azurblaue, rundbogenförmige Oeffnungen hin, vorn nächtig blau, nach hinten taghell werdend, und durch die Bläue regnen blutroth leuchtende, sehr große Tropfen nieder. Nur die Oeffnung, die zuhinterst den Gang als Querbogen abschließt, schimmert reinblau, und auf der Schwelle dieses Bogens steht Saturn, dem Lucifer winkend, links neben ihm Amor, rechts Thanatos, Beide mit hellroth flammender Fackel, Jener mit erhobener, Dieser mit gesenkter.

Lucifer ist erst wie staunend einen Schritt zurückgewichen, zu Venus hin; streckt nun den Dreien seine Fackeln entgegen, sich hoch aufrichtend, und will dem Gange zu. Venus wirft sich ihm nach, umklammert mit der Linken seine Rechte, hebt mit der anderen Hand die Waffen Amors, winkt den Hexen, und diese sinken flehend im Halbkreis um Beide nieder. Lucifer wendet sich halb, entwindet seine Hand der Göttin, nimmt beide Fackeln in die Linke, entreißt ihr Amors Pfeil und Bogen, und mit den Fackeln in's Freie weisend, wehrt er sie von sich. Venus, zurücktretend,

faßt wild mit beiden Händen ihr Bußhemd an den Achseln, reißt es von oben bis unten durch, daß es zu Boden fällt, und steht mit ausgebreiteten Armen in weiß durchsichtigem, stahlblau getupftem Serpentinekleid vor ihm. Er läßt die Fackeln einen Augenblick sinken, steckt Amors Waffen in seinen Gürtel, die Hexen rutschen auf ihn zu, schon schlingt die vorderste einen Arm um seine Kniee: da reckt er sich, stößt sie mit plötzlichem Fußtritt zurück, macht mit den Fackeln ein Kreuz gegen Venus, weicht feierlich drei Schritte nach hinten, wendet sich lächelnd, und nun die Fackeln weit von sich breitend, tänzelt er straff die Felsenstufen hinauf, dem immer noch winkend stehenden Saturn entgegen. Venus will ihm von Neuem nach, strauchelt, und auf der kreisrunden Glasplatte in beide Kniee stürzend, läßt sie ihr Diadem zu Boden fallen; ein fernes Orgelspiel wird hörbar. Die Hexen springen entsetzt empor, weichen scheu an die Kessel zurück und schließen sich den Rittern und Doctores an, die gleichzeitig mit Lucifers Aufstieg begonnen haben, sich durch die Spalte zwischen dem hintersten Kessel und dem geöffneten Spiegelthorflügel rechts wie links zu entfernen. Die Faune sind unterdessen, hinter den Kesseln hockend, also nur theilweis noch sichtbar, mit lässig geschulterten Gabeln eingeschlafen.

Die Bühnenbeleuchtung, auch zwischen den Säulen des Höhlenganges, ist langsam immer dunkler geworden, je mehr sich Lucifer dem Ausgang nähert. Der blutrothe Regen zu beiden Seiten des Ganges ist schließlich in ein strömend dunkelrothes Sturzbad übergegangen; jetzt ist nur noch die Endöffnung tief azurblau. Saturn heißt Lucifer mit halber Wendung willkommen, und während Dieser neben Jenen tritt, sodaß sie zwischen Thanatos und Amor stehen, hebt sich die Schwelle — erst kaum merklich, dann immer schneller — auf dunkler Tragwand mit ihnen in die Höhe, bis auch der letzte blaue Streif erloschen ist. Einen Augenblick herrscht völlige Finsterniß; das leise Orgelspiel verstummt, von fernen Triangeltönen abgelöst. Dann wird die Glasplatte unter Venus brandgelb hell, die Göttin richtet sich auf, ihr Serpentinegewand fließt frei herab, der Lichtquell unter ihr wird lodernder, sie wendet das Gesicht dem finsteren Höhlenaufgang zu, schwingt abschiedwinkend einen langen Schleier wie eine Feuerflamme über sich, und nun von flackerndem Rothgelb hoch umstrahlt, tanzt sie in schmerzhafter Ekstase den Flammentanz, bald inbrünstig dem Feuer hingegeben, bald sich der Gluth erwehrend, bis sie gleich einem Häuflein Asche in schwelendem Graugelb zusammenbricht.

Eine Secunde lang ist wieder völlige Dunkelheit. Dann senkt sich hinter den Spiegelthoren ein goldiger Dämmerglanz herab, und durch die Spalte hinter den hockenden Faunen, die sich verwundert die Augen reiben, erscheinen rechts wie links, indeß das Orgelspiel von Neuem einsetzt, langsam je drei Engel, jeder begleitet von zwei Amoretten mit hellblau brennenden kleinen Fackeln. Die Engel richten die Göttin auf, die Amoretten langen ihr Diadem vom Boden hoch, und während sie mit dankbaren Thränen

das Zeichen ihrer Macht entgegennimmt, fällt über die Scene ein dunkelblauer Seidenvorhang mit roth und gelb gekreuzter Borte, und hinter ihm erhebt sich ein Gesang von hellen Kinder- und tieferen Mädchen-Stimmen:

Lucifer und Venus,
Licht und Liebe bringt ihr
den Sterblichen.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
warum wollt ihr euch verlassen?

Richard Dehmel.

Von

Arthur Moeller-Bruck.

— Berlin. —

In der Anschauung zeitgenössischer Dichtung vollzieht sich allmählich ein Wandel. Vielleicht läßt sich sein Wesen dahin definiren, daß man sagt: Die Menschen von heute, soweit sie Culturempfinden und eine gewisse künstlerische Gefühlsintelligenz besitzen, fangen mehr und mehr an, ihre Gegenwart historisch zu nehmen; schon haben sie die bedeutungsvolle Frage stellen gelernt: was ist *nur* Ausdruck der Gegenwart? und was wächst als großes ewiges Gebilde organisch in die werdenden Zeiten? Nicht um ihnen den armen äußeren Kram des Alltags und die zahllosen, vergänglichen Ziele seiner Tendenzen zu übermitteln, sondern um den symptomatischen Nerv bloßzulegen, der die letzten Zusammenhänge aller culturellen Gegenwartsentwicklung durchzittert und ihr der Zukunft ewige Wiedergeburt wirkt. Daß sie den Längsschnitt, nicht den Querschnitt der Zeit gebe, das ist die eine große Forderung, die man an alle Dichtung machen muß; und die sie stellen, die wissen auch sehr wohl, daß solche Kunst niemals in eine ganze Bewegung verkörpert dahinwandeln wird. Der Einzelne mag wohl mit ihr gehen, aber der Einzige, der dereinstige Glaube und die dereinstige Liebe noch ungesäter Geschlechter, wird sich zeitig von ihr lösen, um alle Keime in sich aufzunehmen und fruchten zu lassen, die da entwicklungsstark vom Heute zum Morgen drängen. Gewiß ist dieses Ringen um Mächte, die in erst eben sich hellendem Dunkel liegen, ein unerhört schmerzhafter Kampf. Aber ein ganzes Evangelium birgt sich dahinter und ein starker Glaube an die Bestimmung des genialen Individuums zum Erzieher der Menschheit, die wie ein Kind in das kommende unabwendbare Leben geleitet werden muß.

Einer von den so sehr Wenigen nun, an die sich heute schon die Zuversicht knüpfen darf, daß die Litteraturgeschichte der Zukunft ihre Namen mit unserer Gegenwart in einer Weise identificiren wird, die mehr als Eintagsbewerthung ist, scheint der Lyriker Richard Dehmel. Ihm war es vergönnt, jene weiten Culturperspectiven zu schauen, in sich aufzunehmen und künstlerisch wieder zurückzugeben, in denen, wie ich sagte, die Grundbedingung einer litterarischen Nichtvergänglichkeit liegt. Das Wort, das er einst Max Klinger zugeeignet hat, gilt auch von ihm selbst:

„Du hast uns mehr als Leben,
du hast uns aus dem Geist,
der das Leben speist,
eine Welt gegeben."

Ich glaube kürzer und plastischer kann von einem Standpunkte aus, der nicht mehr der der alten schulmeisternden Aesthetik ist, jenes Höchste in den Künsten kaum formulirt werden. Es ist nicht das einzige Mal, daß sich Dehmel geradezu kritisch verdient gemacht hat: oft schon gelang es ihm, irgend einen Gefühlscomplex in den Rahmen einer prägnanten neuen Wendung zu bringen; eine ganze Reihe werthvoller Beispiele könnte man dafür anführen, daß ihm das Wesen überkommener Werthungen, mochten sie nun in der Sphäre des Intellects oder des Gefühls liegen, nicht mehr genügte. Und mochten sie auch noch so lange unangetastet zu Recht bestanden haben: mit kritischer Unbarmherzigkeit verfolgte er ihre seitherigen Entwicklungen zurück, suchte die Gesetze dieser Entwicklungen zu finden und aus ihnen heraus die Formationen zu construiren, die die betreffenden Gehirn- nnd Empfindungswerthe in der Zukunft annehmen müssen. Die innere Nothwendigkeit und Einheitlichkeit dieser Art, die Dinge evolutionär, nicht revolutionär anzusehen, bedeutet die ganze Modernität Dehmels — wenigstens wenn man seine litterarische Erscheinung eben daraufhin ansieht, ob sie Cultur repräsentirt oder nicht. Und er verdankt diesen Contact mit der Zeitströmung seiner eigenen, nie erschöpften Entwicklungsfähigkeit, der es ganz unmöglich ist, nach einem Kunst gewordenen Lebensresultate lässiger Ruhe zu pflegen und die unbedingten weiteren Consequenzen Fremden zu überlassen. Zu jenen Glücklichen zählt dieser Dichter, in denen die Kraft ist, bei allen jähen Ueberraschungen doch eine beständige Ergänzung bieten zu können und ein nie beschlossenes letztes Ausgestalten der Instincte, die von Anbeginn triebsicher in ihnen ruhten. Es ist die gleiche dunkle Kraft, die die Menschheit weitertreibt und aus jedem scheinbaren Ende wieder einen sichtbaren Anfang formt, die auch Dehmels Wesen von Phase zu Phase bildet und so seiner Individualität in ihrer Ganzheit die organische Logik giebt. Daher kommt es, daß bei ihm jeder Abschluß, jede Erfüllung zugleich wieder ein neues Versprechen, einen neuen Ausblick faßt, und umgekehrt! Reife ist das Zeichen, unter dem einst die frühe Wildheit seiner Jugend stand und jetzt die Stärke seiner vollen Männlichkeit steht: Reife wird auch wohl sein Alter vor jener morschen

die Zeit eben concret, was die noch unsicher tastende Vergangenheit einst schon abstract vorweggenommen; oder mit speciellerem Bezug auf das Thema der beiden Dichtungen: aus allzumenschlich wirrer Unklarheit über den Kosmos wurde im Wandel des Reiferwerdens eine zweifelfreie panthestische Klarheit, in der alle Auffassungsweiten und alle Auffassungstiefen in einen einzigen, immer weitere Kreise ziehenden Erkenntnißtrieb gedrängt waren; das so außerordentlich Zeitgemäße und für unsere Epoche des beginnenden Individualismus Charakteristische an ihm aber ist, daß man aus jeder geringsten Nüance herauslesen kann, wie der Dichter, der Seher in dem Künstler Dehmel die ganze Welt nur noch im Spiegelbilde seiner Erde und im weiteren seines eigenen Ich, nicht umgekehrt! erblicken will.

Um nun verstehen zu können, wie gerade auch Dehmel zu diesem Auffassungsstandpunkte kam, muß man die Stadien zurückverfolgen, die den Entwicklungsweg bezeichnen, auf dem er zu ihm gelangte; man wird da mit Nothwendigkeit zu seinem dichterischen Ausgangspunkt überhaupt kommen. Der aber setzt da ein, wo sein menschliches Lebensverlangen zu stark wurde, um sich noch menschlich befriedigen zu können, und liegt, wie bei allen Dichtern von Betracht, durchaus im Geschlechtlichen.

„In allen Tiefen
mußt Du Dich prüfen,
zu Deinen Zielen
dich klarzufühlen;
aber die Liebe
ist das Trübe,“

hat Dehmel seinem zweiten und stärksten Gedichtbande vor Jahren vorgeschrieben. — Sie ist das „Trübe“, weil sie diese unendliche Macht übt, an der sich die Kraft und der Wille auch des Stärksten, und gerade des Stärksten bricht, der außer ihr Nichts kennt, das nicht überwunden werden könnte. Alles Gehirnliche, das sonst in Sphären führen darf, die über dem Irdischen sind, vernichtet sie unbarmherzig, wenn es in ihre heißen Kreise geräth. An das Thier im Menschen erinnert sie uns und zerstört so all die großen Wünsche, die sich kühn vermessen, wie Gott zu sein und Göttliches zu wirken. — Aber diese Liebe ist auch das Klare, weil sie unter Umständen einen Standpunkt vermittelt, der gerade wieder den Unterschied vom Thiere lehren muß. Denn in ihr dürfen wir ja Etwas von der chaotischen Urmacht fühlen, aus der heraus diese ganze Schöpfung entstand, deren entwickeltste Geschöpfe wir sind. Die einzigen Secunden verdanken wir ihr ja, in denen wir, jenseits von allem verstehenden Bewußtsein, rein psychisch wach sind und uns selbst als Schöpfer, als einen Ausstrom jener großen Kraft fühlen, aus der Alles ward. Es sind die einzigen Secunden, in denen wir nur unseren Instincten, nur individuell, im allerwörtlichsten Sinne, leben; und zwar aus Instinct, aus Individualität. So läßt uns dieses Trübe und dieses Klare den alleinigen Gott schauen, an den wir

noch glauben können: den Gott der Ewigkeit in uns — den Gott der ewigen Gegenwart und deren ewiger Wiedergeburt.

Dieses Thema hat Dehmel in seinem Gedichtcyklus „Die Verwandlungen der Venus“ mit einer Macht ergriffen, die in der gesammten lyrischen Dichtung unserer Zeit noch kein Anderer auf einen Stoff geübt hat. Und von allen modernen Künstlern überhaupt war es höchstens dem unlängst verstorbenen Felicien Rops gegeben, Aehnliches ähnlich zu gestalten. Wie dieser schaut Dehmel den weiten Kosmos und das ganze Leben, der Menschheit Beziehungen und des Einzelnen innersten Daseinstrieb auf das Geschlecht hin an. Aber wenn der Franzose nur das Negativ, die ewig hungernde Sucht und deren grausames Verhängniß kennt und jedem Verlangen der Menschenpsyche aus einem sehr modernen oberflächlichen Pessimismus heraus von vornherein die Erfüllbarkeit nimmt, so findet der Deutsche faustisch suchend, qualvoll grübelnd, jene eine Note, von der ich schon verschiedentlich andeutete, daß sie in der psychologischen Persönlichkeit Dehmels das allerwesentlichste Moment sei: er gewinnt nämlich das ausgleichende Positiv und giebt dem, was der anderen Anschauungswelt Zweck ist, die Bedeutung nur des Mittels. Wohl weiß er wie kein Anderer von dem schweren Zwang dieses Schicksals, dem in der Schöpfung Alles unterthan — aber der leichte, lebensfreudige Optimismus seines Willens zum Dasein fühlt auch tief, daß er wie jedes Lebewesen diesem Zwange danken muß: danken wie ein Kind den Eltern, ohne die es Nichts wäre, als ein todter wertharmer Keim. Darum besser: unter dieser Herrschaft, mit ihr, sie selbst ausübend sein, sie in sich und sich in ihr fühlen, als überhaupt nicht sein und nicht fühlen. Nur dadurch, daß er sich völlig mit ihr identificirt, wird er, wenn er es überhaupt vermag, über sie hinauswachsen können. Und mit ihm die Menschheit! In dieser Anschauung der Urverhältnisse unserer Geschlechter liegt eine Culturnaivität, die man nur dem glauben kann, der, wie eben Dehmel, die sichere Empfindung hat, nicht in der Zeit eines Niederganges, sondern einer aufwärtssteigenden Entwicklung und des Beginnes einer culturellen Neugeburt, einer Renaissancezeit zu leben — wie sie die Geschichte der Menschheit in größeren oder kleineren Abständen ja immer wieder zu verzeichnen hat. Geschehen aber kann sie nur eben dann, wenn die betreffende, Anstoß gebende Generation die natürlichste Klarheit über die Erscheinungen gewinnt, d. h. auf die Natur der Erscheinungen zurückgeht und in sich wieder Etwas von jenem Chaos, jenem ersten Entwickler allen Seins fühlen lernt. Aus dieser Erkenntniß strömt dann die Kraft hervor, die den Willen zum Neuen schafft und sich nicht mehr mechanisch vom Dasein leiten läßt, sondern dessen Ausgestaltung wirkt. Für Dehmel war diese Erkenntniß des Geschlechtlichen und seiner weitesten und tiefsten Beziehungen das Bad, aus dem er zum starken Gefühle seines Ich und der Aufgabe, die diesem Ich zu lösen beschieden war, gekräftigt erstand. Seinen Culturberuf hatte er gelernt und hatte erfahren, wie er ihm gewachsen sein könnte. In dem „Gebet der

Sättigung", das den ganzen Venuscyklus, diese von unendlicher Phantasie zeugende Variirung des einen Themas, beschließt, heißt eine sehr bezeichnende Stelle:

Nach der Nacht der blinden Süchte
seh ich nun mit klaren bloßen
Augen meine Willensfrüchte;
denn ich bin wie jene großen
Tagsraubvögel, die zum Fliegen
sich nur schwer vom Boden heben,
aber, wenn sie aufgestiegen,
frei und leicht und sicher schweben.

Mit diesem Gefühl eines Willensbewußtseins wandelt sich das Menschenthier zum Gottmenschen — zu jenem Individuum, das zu allen Zeiten und bei allen Völkern gelebt und diese Zeiten und Völker stark und groß gemacht hat, und das nur heute, in den Tagen einer klar erkannten individualistischen Weltanschauung, zum phantastischen Uebermenschen auswuchs.

Dehmel that in der Erkenntniß dieses Individuums den seither weitesten Schritt, indem er ihm alles Utopische nahm und dafür den natürlichen schweren Mutterboden der Zeit gab. Wie über Schopenhauer, der noch mißtrauend abseits und neben dem Leben stand, schon Nietzsche dadurch herauswuchs, daß er sich mißachtend und nur sich selbst trauend darüber stellte, so kämpfte sich Dehmel von diesem Letzteren wieder los, kehrte mit und trotz den Erkenntnissen der Beiden in das Leben zurück und wagte den Versuch, diesseits und jenseits zugleich zu stehen. Das Geschlechtliche war es, das ihm den Werth des Augenblickes und der Gegenwart unentrinnbare Macht gelehrt und ihn sehr nachdrücklich unterwiesen hatte, daß alles Vergangene und alles Zukünftige nur in diesem einen Spiegel von Bedeutung sei. Denn des Menschendaseins großer Zweck war ihm ja damit offenbar geworden: das bewußte Genießen des individuellen Lebens intensiver auszugestalten und in immer größere Formen zu bringen. Gerade: weil das Wissen um alle Vergänglichkeit so fraglos, so schmerzhaft fraglos geworden und die schönen Träume einer bewußten Ewigkeit, die Jahrtausende die Menschheit getröstet hatten, in das Nichts zerronnen waren! Denn an die Stelle war ja nun der Gedanke einer ewigen Gegenwart getreten — für alle Zeitgemäßen wenigstens, in denen das Gefühl der organischen Zusammengehörigkeit aller einzelnen Schöpfungstheile und Zeiten, das Gefühl der großen Selbstverständlichkeit alles Seins wachgeworden und die nur Vergehen und Werden, Tod und Leben, Schmerz und Glück, Gut und Böse fortwährend als Einklang empfinden. Und dieser „Einklang" wurde das neue Maß der Dinge und der die Dinge erwirkenden Menschen; jeder muß es finden, dem dieses Gefühl, eins zu sein mit der Natur, auch wirklich bewußte, Hirn und Nerven gleichermaßen durchdringende Empfindung geworden ist. Und dahin führt ja so Vieles in unserer Zeit: Darwin, die neue Descendenzlehre u. s. w. Aus der Wesenheit alles dessen, an das da zu denken ist, die weiteren Schlüsse zu ziehen, diese vor Allem auf die anderen ferneren Gebiete umzusetzen, das

ist die große Aufgabe, die alle die in ihrer Weise lösen müssen, die da gelernt haben, daß der Mensch, „dieses heiße Pfündchen Fleisch", wie ein anderer moderner Lyriker, Alfred Mombert, einmal sagt, nichts weiter ist, als ein armes Stück bewußt gewordener Natur. Sein Werth ist nichtig, wenn dieser Mensch sich von der Erkenntniß seiner vergänglichen Kleinheit niederdrücken läßt — aber er wird groß, riesengroß, wenn es gerade diese Erkenntniß ist, die ein Individualitätsgefühl zur Folge hat. Bei Nietzsche wollte dieses sogar noch über sich hinaus. Bei Dehmel will es wieder zu sich zurück, um sich als Mittelpunkt der Welt, als Mittelpunkt aller Erscheinungen zu fühlen, sich an den „Anderen" und diese Anderen an sich zu bemessen. Irgend eine moralische Bewerthung war schon vorher ausgeschlossen; aber ihre Negation wurde jetzt noch dadurch gestärkt, daß Dehmel sich auch nicht mehr mit der Bewerthung „stark" und „schwach" begnügte, die das alte „gut" und „böse" ersetzen sollte. Nur noch als Thatsachen und in ihrer Wirkung sollten die Erscheinungen genommen werden — und die Gesammterscheinungen in der Einheit ihrer Gesammtwirkungen. Gott müssen wir gerade so wie den Teufel in uns überwinden, das ist Dehmels Lehre . . . und wir können es, wenn wir es gelernt haben, Beides zu sein!

Der Kampf um diese Anschauungswelt war das Dichten der Jugend Dehmels — ihre künstlerische Verkündigung ist die Aufgabe seiner Mannheit, die er jetzt in der erwähnten „Lebensmesse" dadurch am machtvollsten löste, daß er ihr das machtvollste Symbol fand. Ich meine, daß er den Typus schuf, der ihr Träger ist: den Menschen, der dem Schicksal gewachsen ist," um die Formel anzuwenden, in die ihn Dehmel gebracht hat. Oder psychologischer definirt: den Menschen, dem diese Art der Anschauung alles Seins so sehr zur natürlichen Empfindungswelt geworden ist, daß er sich nur noch als individuelles Stück von ihm fühlen kann. So sehr ist er mit der ihn umgebenden cultivirten Natur verwachsen, daß er nicht mehr über, nicht mehr unter ihrer Macht stehen, vielmehr selbst Wille zu ihrer Macht sein will! d. h. sich als Leben, als lebendige Gegenwart fühlen, und nicht vor dem Dasein verzagen, das zum Positiven, wie zum Negativen nun doch einmal sein Schidsal ist.

Von diesem Gesetz, dem die Generationen aller großen Zeiten mehr oder weniger unbewußt gehorchten, redet in dieser „Lebensmesse" die Erfahrung der Greise, der Glaube der Väter und die Hoffnung der Mütter. Seine ewige Währung aber preist der Kinder zukunftenthüllendes Ahnen. Und der „Held", dieser aller Sinn, deutet die Thaten seines Lebens, die die der Menschheit sind, also nach ihm:

„Ich hatte Freunde, ich gab Gelage,
und manches Weib war mir zu Sinn;
aber an einem Sommertage
zeigte sich mit einem Schlage
wozu ich gewachsen bin.

Das Spiel der Hörner und der Geigen
verstummte plötzlich wüst und irr:
mitten durch den Erntereigen
kam ein fortgeriss'ner Stier.
Und da riß mich mein Herz vom Platze,
und man griff nach mir vor Schreck,
aber mit einem Satze
schlug ich dem Freund in die Fratze, -
stieß ich das Weibsbild weg!
Und jetzt reit' ich von Sieg zu Siege
bahnfrei auf meinem Stier dahin,
bis ich dem Schicksal erliege,
dem ich gewachsen bin."

Und alle „Großen" des Erdengeschlechtes, die da die Heldenwerke der Menschheit schaffend vollendeten und zu einem Ausbau, ewig reich für unsere armen begrenzten Begriffe, führten — sie fragen dieser Menschheit Seele in erkennender Weisheit:

Warum suchen wir Dich,
die Du in uns bist? — —"

Dehmel will mit diesem aller großen starken Cultur sinnbildlichen Menschen seiner Gegenwart und Mitwelt ins Zeitgewissen reden, will ihr eine Perspective eröffnen, in deren Grunde die frohen Tage des Hellas und des italienischen Mittelalters in lockender Erinnerung auferstehen. Denn er hat selbst den sicheren Glauben, daß all die Schwächen unserer letztvergangenen Epoche schon in ihrem Wesen überwunden sind, daß sich jetzt eine Zeit vorbereitet, in der Leben und Menschheit wieder ein proportionales Ganzes bilden können. Und er darf diesen Glauben haben, weil er, der Dichter, dieser denkende Seher und Prophet werdender Zeiten, für seine Person jene innere Klarheit über die Gründe bereits gewann, die das Dasein in diesem Sinne zur Renaissance wieder gebären müssen. Das Erzieherische an ihm aber geht dahin: allen verwandten Naturen die ungeschriebenen Gesetzestafeln neuer Ethik und Aesthetik zu zeigen und sie zwischen den Zeilen die Rückblicke und die Ausblicke lesen zu lehren, die der modernen Zeit den Stil geben.

Was dem Dichter nun diese Aufgabe künstlerisch ermöglicht, was ihn zu ihr erst berechtigt und ihn selbst thatsächlich zum Culturfactor werden läßt, das ist jenes zweite Moment, das bei der Beurtheilung seiner — wie jeder — starken Persönlichkeit noch in Frage kommt:

Seine Form!

Ohne sie wäre Dehmel Nichts . . . vielleicht ein Theoretiker, ein Phantast unsicherer Träume, der mit Rednertalent zu sagen versuchte, was er seiner Zeit zu sagen hätte. Aber gewiß kein Dichter in dem reinen Sinne dieses hohen Wortes! Dazu macht ihn erst das künstlerische Ausdrucksmittel, das seine Individualität sich gefunden, und das ihn so befähigte, Alles, was er an Subjectivem geben mußte, zu objectiviren, es

subjectiv seiner Mitwelt aufzudringen und sich selbst organisch in ihren Entwicklungsgang einzureihen, indem er ihr eben durch sich und mit sich ihren neuen lyrischen Kunststil schuf. Der aber muß, wie jeder Kunststil einer Zeit, nach denselben Gesetzen gebildet sein, nach denen der entsprechende Culturstil erstand. Denn was sich in beiden offenbart, ist ja nur der besondere Rhythmus des Lebens, wie er sich in einer Epoche unter den Einwirkungen aller Großen, gleichgültig ob Künstlern oder Nichtkünstlern, zu langsamerem oder schnellerem Tempo entwickelt. Daher versucht denn auch Dehmel nicht, wie es Arno Holz, der kritische Begründer der neueren deutschen Dichtung, etwa möchte, die Kunst mit bewußter Absicht dadurch zu revolutioniren, daß er ihre Mittel ganz schematisch revolutionirt; vielmehr finden sich ihm diese „neuen" Mittel einfach und naiv wie aus einer Selbstverständlichkeit heraus, weil der „neue" Inhalt in ihm so übermächtig stark ist — jene besondere Art der Lebensanschauung, von der zuvor die Rede war, und die Fähigkeit, alle Eigenthümlichkeiten unserer Tage in ihrer inneren Einheit zu nehmen. Dehmels Form steht denn auch niemals in einem Gegensatze zum Stoff, sondern ist stets die Auflösung aller Gegensätze desselben in eine Harmonie. Dazu mußte er ganz nothwendig das seitherige Kunstprincip der Modernen, die analysirende Auflösung selbst des Details in Nüancen, in das gerade Gegentheil wandeln. Alles wurde bei ihm zur Synthese — und zwar zur Synthese von Analysen, von Nüancen, die aber als solche durchaus nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Erschöpfung des Stoffes, nur Mittel zur zureichenden Form waren. In einem großen geschlossenen Bilde, zu einer einheitlichen Wirkung mußten die Linien zusammenströmen — wie überall, wo es wirklich ein überschäumender menschlicher Empfindungsgehalt ist, der die suggestive Form schafft, die Praxis des Lebens und nicht ein sogenanntes ästhetisches Bedürfniß des Dichters nach bloßem musikalischem Klang, wie bei Stefan George heutzutage, oder ein mehr theoretisches wie eben bei Arno Holz. Es klingen daher bei Dehmel denn auch die einzelnen Töne als solche durchaus erst in zweiter Linie. Das Wesentlichste an ihnen ist ihre Conception zu einer sinfonischen Wirkung. Und dabei spürt man an ihnen niemals jenen „geheimen Leierkasten" des regulären Reimes und der regulären Strophe. Denn sie sind nach keiner vorgeschriebenen Structur aufgebaut, sondern durchaus frei und ungehört — meinetwegen unerhört. Aber nur Kühnheit darf ja im Leben wie in der Kunst auf Sieg, auf Ausgleich mit schon Ueberwundenem und noch zu Ueberwindendem zählen und sich so in die Harmonie des Weltganzen einfügen, d. h. auf Ewigkeit Anspruch erheben. Novalis hat von dieser künstlerischen Harmonie gesagt, daß sie der „Ton der Töne, genialischer Ton" sei. Dehmel hat ihn, weil er seine Form zu zwingen vermag, die letzten schwer sichtbaren Adern bloßzulegen, die irgend einen Complex von Gefühlen, also einen lyrischen Stoff, durchziehen. Er begnügt sich nie damit, die Empfindungen in ihren rohen Umrissen, ihrer äußeren Einfachheit zu geben. Ueberall spürt er

ihren ersten Gründen nach, sucht ihre Zusammenhänge mit den Empfindungswelten überhaupt zu fassen und so das, was eigentlich nur Theil der großen Einheit aller Erscheinungen ist, im Sinne dieser Einheit, als diese Einheit selbst zu geben. Es ist dies Dehmel möglich, weil er seine Gedichte einem so intensiven Erleben, namentlich des Sexualen, verdankt. Ihr Chaotisches, das sich ja in der primitivsten Natur gerade so urspüglich zu äußern vermag, wie in der raffinirtesten Cultur, ist ihr Echtes. Sieht man von nicht allzu vielen Ausnahmen, die auch hier nur die Regel bestätigen, einmal ab, so kann man wohl sagen: bei Dehmel ist jedes Wort, jedes Bild, jede Vorstellung absolut herausgeboren aus der Situation eines jeden Stoffes — gerade so wie diese aus der Situation des entsprechenden Erlebens. . .

Und jedes Wort, jedes Bild, jede Vorstellung hat nur den Sinn, den Hintergrund zu geben, aus dessen schwerer dunkler Nothwendigkeit diese Situation wieder heraussprang: jenes Schicksal, das in gleicher Weise über der Einzelcreatur, wie über dem Weltganzen ist.

Eines der schönsten suggestivsten Gedichte mag hier in seiner Ganzheit folgen, um einen kleinen Beweis dafür zu erbringen. Es heißt „Unsere Stunde" und steht in den „Lebensblättern".

„Es dunkelt schon, komm, geh nach Haus,
komm! Das Kastanienblattgewühl
streckt sich wie Krallen nach uns aus.
Es ist zu einsam hier, zu schwül
für uns.

Denn sieh: die Linien Deiner Hand,
sieh, sind den meinen viel zu gleich,
du scheinst mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich.

Ich hatt'ne Schwester, die ist todt:
Sei nicht so stumm, als wärst Du taub!
die Abendwolke dampft so roth
durch's junge Laub,
als ob sie uns Blutschande droht.

Horch! Ja, so wild und unverwandt,
wie jetzt die Nachtigall da schlug,
zittert Dein Herz in meiner Hand.
Wir wissen es, das ist genug
für uns.

In früheren Zeiten hätte ein solcher Stoff, vorausgesetzt, daß er in einer Dichterpsyche überhaupt möglich geworden wäre, zu seiner inneren Begründung und äußeren Gestaltung wohl einen ganzen Roman, zum mindesten eine Novelle erfordert. Dehmel macht ihn jetzt der Lyrik dadurch zugänglich, daß er

ihn auf sein Wesentliches zurückführt und dann das psychologische Resultat zur höchsten Einfachheit des Ausdrucks condensirt: daß er trotzdem noch Atmosphäre um sich behält — die Atmosphäre des Lebens, das ja oft in einer einzigen Geste mehr ausdrücken kann, als durch tausend erklärende Worte: das ist es, was das Gedicht zum Kunstwerk macht!

Man hat damit wohl überhaupt das neue Mittheilungsvermögen, durch das die Wenigen ihre Künstlerexistenz rechtfertigen können, die in unseren Tagen jenen schmerzhaften Kampf um der Menschheit Zukunft kämpfen, von dem ich zu Anfang sagte; wenigstens vollzieht sich in ihnen Allen dieser gleiche Proceß: mit weniger Aeußerlichem mehr Innerliches geben zu wollen! Unablässige Arbeit ist dazu erforderlich und ein Schöpfermuth, wie man ihn nur in den großen Epochen der Kunst findet, in denen verwandte Ziele scheinbar spielend unter den größten Mühen erreicht worden sind. Daß die Künstler von heute nun wiederum von diesem Ernst ihrer Aufgabe wissen, ist das beste Zeichen ihrer Größe! Man denke nur an Klinger ..! Und wie speciell Dehmel an sich, an seinen Stoffen und deren immer prägnanterer Wirkung arbeitet, das kann man so recht aus der erwähnten Neuauflage der „Erlösungen“ sehen: wohl kein Gedicht ist in der alten Fassung stehen geblieben; aus allen liest man das unablässige Bemühen, zum letzten Ausdruck zu gelangen und jene proportionale Vereinigung des Inneren und des Aeußeren, des Stofflichen und des Formlichen zu erreichen, durch die Dehmel zum Vollkünstler wird. Die Stürmer und Dränger unserer jungen Dichtung ließen sich noch von ihrem Stoff überrumpeln. — Er dagegen zwingt die aufbegehrende Wildheit seiner Affecte, indem er diese darstellt, ringt sie solange nieder, bis sie nicht mehr in ihm sind und sie ihm selbst nicht mehr, sondern der Menschheit gehören.

Der Maler David und die Revolution.

Von

Gustav Krakauer.

— Breslau. —

Jacques Louis David gesellte sich als Mitglied des Convents zu den Männern des Berges und schloß sich dem Gefolge des Blutmenschen an, in dem die Revolution gipfelte. Der Künstler, der in seinen Werken die erhabensten Gedanken darstellte, erniedrigte sich zum Genossen und Freunde der Machthaber, die Frankreich dem Schrecken unterwarfen. Wie ist diese Verirrung des Malers aus seiner Entwicklung, aus seinem Charakter zu erklären?

David kam in schroffem Gegensatz zur Kunst seiner Zeit empor. Diese Kunst bewegte sich in conventionellen Formen und verpönte das Studium der Natur, behauptete ja ein hervorragender Maler der Zeit, daß es den Geschmack verderbe. Auch sah sie es nur auf sinnliche Wirkung ab und ging in leichtfertiger Tändelei ganz und gar auf: sie gefiel sich noch als Dienerin einer verderbten Gesellschaft, als schon die Litteratur den Sturm ankündigte, der über Frankreich dahinbrausen sollte. Und gerade der Hauptvertreter dieser feilen Kunst, Boucher, sollte dem jungen David, seinem Verwandten, die Wege ebnen. Er ermöglichte ihm nicht nur die Erfüllung seines Lieblingswunsches, Maler zu werden, sondern er führte ihn auch einer Kunstrichtung zu, der die Zukunft gehörte. Er vertraute ihn nämlich der Obhut seines Gegners Vien an, der für ein eifriges Studium der Natur und der Antike eintrat.

Davids Laufbahn begann mit einer trüben Erfahrung. Er bewarb sich drei Mal vergeblich um den römischen Preis, der ihm das Schöpfen aus der lautersten Quelle der Kunst gestatten sollte, schon trug er sich mit Selbstmordgedanken, als endlich sein Ringen den ersehnten Lohn fand.

In Rom widmete er sich ein halbes Jahrzehnt mit heißem Bemühen dem Studium nicht allein der antiken Denkmäler, sondern auch der Werke Rafaels und der Naturalisten. Dadurch entfremdete er sich immer mehr der herrschenden Richtung. Er mied jene süßlichen Stoffe mit dem erotischen Beigeschmack, strebte nach Ernst und Würde, faßte die Kunst wieder als eine hehre Göttin auf, als eine Lehrerin der Menschheit. Während sich die Modemaler in den breitgetretenen Geleisen der Mythologie bewegten und nicht müde wurden, den heiteren Olymp, „dieses Spiegelbild des höfischen Lebens", auf die Decken der Paläste oder auf die Leinwand zu zaubern, stieg David in den tiefen Schacht der Geschichte hinab, um erhebende Thaten der Vergangenheit darzustellen. Besonders bot ihm die römische Geschichte die Stoffe, die er suchte, jene glänzenden Beispiele der Aufopferung für das öffentliche Wohl, der völligen Selbstverleugnung gegenüber den Geboten des Staates. Es waren die wirksamsten Gegenstände, die der Künstler finden konnte, weil sie in hohem Grade der Zeitströmung entsprachen. Denn immer mächtiger regte sich in Frankreich der Unwille gegen die Bevorrechteten, die ihre Pflichten gegen die Gesammtheit vernachlässigten und nur den Genüssen fröhnten. David traf auch die Art der Darstellung, für die sein Volk so empfänglich ist, jenes rhetorische Pathos, machen ja, wie ein feinsinniger Kenner bemerkt, seine Gemälde den Eindruck, als ob ihr Inhalt mit erhobener Stimme von der Rednerbühne verkündet würde. Es ist aber dieser Vortrag unseres Künstlers nicht der Ausdruck eines überwallenden Gefühls, er entquillt nicht echter Begeisterung, sondern kühler Berechnung.

Wir finden nämlich in David zwei Seelenstimmungen vereinigt, die einander zu widerstreben scheinen, das glühende Erfassen einer Idee trotz aller Kälte des Empfindens. Solche Naturen sind aber der Nährboden des Fanatismus. Es ist eine Fülle von Zündstoff in ihnen angehäuft, und schnell entflammt, eilen sie von Stufe zu Stufe, durch die ihnen eigene Folgerichtigkeit leicht geneigt, das Maß zu überschreiten. Dieser Hang zu dem Extrem tritt schon in dem Jüngling hervor, in dem der Mißerfolg Selbstmordgedanken erweckt. Seine vulcanische Natur prägte sich auch in seiner äußeren Erscheinung deutlich aus. Das läßt besonders sein Selbstbildniß aus dem Jahre 1790 erkennen. Diese eckigen, scharfen, spitzen Züge, diese drohenden Augen mit den zusammengezogenen Brauen scheinen Unheil zu verkünden. Das Antlitz gleicht einer düsteren Landschaft, über der sich Gewitterwolken thürmen. Eine solche Natur mußte von der Bewegung, die über Frankreich hereinbrach, in allen ihren Fasern ergriffen werden.

David begründete seinen Ruhm durch den „Schwur der Horatier". Als das Bild im Salon des Jahres 1785 erschien, setzte es ganz Paris in Bewegung. David wurde den gefeiertsten Malern an die Seite gestellt, es galt als unzweifelhaft, daß er ein Meisterwerk für alle Zeiten geschaffen.

Aber die Nachwelt hat dieses Urtheil nicht bestätigt. Den Zeitgenossen schien auf diesem Bilde die Antike in ihrer reinsten, hehrsten Gestalt wiedergekehrt zu sein, doch ist in der That nur das äußere Beiwerk aus der alten Welt entlehnt, ihren Geist hat der Künstler nicht erfaßt. Davids Horatier sind nicht altrömische Krieger, sondern nur zierliche Pariser, denen der Mummenschanz der entschwundenen Zeit etwas fremdartig zu Gesicht steht. Dieses Geschniegelte und Gebügelte, dieses Glatte und Geleckte weist eher auf modernes Stutzerthum, als auf antikes Heldenthum hin. Auch ist es dem Maler nicht gelungen, seinen Gestalten den Ausdruck zu verleihen, der der Situation entspricht, in ihrem Antlitz prägt sich nicht die Unerschütterlichkeit des Entschlusses und die volle Hingebung an ein hohes Ziel aus, nichtssagend erscheinen uns die Züge sowohl des Vaters wie der Söhne. Ueber die lebendige Mannigfaltigkeit der Natur hat in dieser Darstellung die starre Einförmigkeit der Schablone triumphirt. Wenn der Künstler dennoch eine so hohe Bewunderung erregte, so verdankte er es besonders dem zeitgemäßen Stoff seines Bildes. David sprach mit seinem Werke den Besten seiner Zeit aus der Seele; Tausende lebten und webten schon in der Geschichte des alten Rom, in dem sie das staatliche Ideal erblickten. Aber sie legten sich das Römerthum so zurecht, wie sie es eben brauchten, halb antik, halb modern, und dieser schiefen, irrigen Vorstellung entsprach Davids „Schwur der Horatier" ganz und gar.

Das nächste Römerbild Davids stellt den Junius Brutus dar, der seine eigenen Söhne, die sich an einer Verschwörung gegen die Republik betheiligt haben, hinrichten läßt. Und zwar zeigt es uns den Begründer der römischen Freiheit nicht während des grausigen Vorganges, sondern erst nach geschehener That in seinem Hause. Er sitzt vor einer Bildsäule der Roma, in tiefes Sinnen versunken. Durch die Pforte nahen die Lictoren, die die Leichen der Unglücklichen in das väterliche Heim tragen. Gegenüber dem Eingang erblicken wir die Gruppe der klagenden Frauen. Die Gattin des Brutus streckt wie abwehrend ihre Rechte gegen die Schergen aus, die eine der Töchter hebt ihre Hände voll Entsetzen empor, die andere birgt ihr Gesicht an der Brust der Mutter. Auch mit diesem Bilde können wir uns nicht recht befreunden, denn das Antlitz des Brutus erscheint uns wenig beseelt, die Haltung der Frauen zu theatralisch, und das hohle, dröhnende Pathos des Künstlers ist in diesem Werke auf die Spitze getrieben.

Aber auch dieses Gemälde fand wegen seines zeitgemäßen Stoffes großen Beifall. Schon betonte man den Gegensatz zwischen dem ehernen Pflichtgefühl des Brutus und der sträflichen Nachsicht des Königs gegen die Prinzen, die nach dem Auslande flüchteten. Als nämlich der Brutus im Salon des Jahres 1789 erschien, war schon die offene Empörung ausgebrochen. Die Abgeordneten des dritten Standes hatten sich als Nationalversammlung constituirt und hatten den Schwur geleistet, nicht eher aus-

einanderzugehen, als bis sie dem Lande eine neue Verfassung gegeben. Paris hatte auf die Einsetzung eines freiheitsfeindlichen Ministeriums mit dem Sturm auf die Bastille geantwortet und damit auch dem flachen Lande das Zeichen zum Sturm gegen die alte Ordnung gegeben. An den Umschwung der Dinge wurden die Besucher der Ausstellung schon dadurch gemahnt, daß die Schüler der Malerakademie, die die Aufsicht führten, die Uniform der Nationalgarde trugen.

Auch David wurde alsbald in den Strudel der Revolution hineingerissen. Als Vorkämpfer der Gleichheit und Brüderlichkeit kündigte er der höchsten Vertretung seines Standes, der Akademie, die Fehde an. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begründet, um die Künstler dem Zwange der Zunft zu entziehen, hatte sich diese Körperschaft allmählich selbst zu einer Zunft herausgebildet. Die Freiheit der Künste, von der ihre Devise sprach, war für sie nur noch ein leerer Klang. Die Akademie zerfiel in drei Gruppen; allein die erste hatte beschließende, die zweite nur berathende Stimme, die Künstler der dritten Gruppe wurden wohl zur Ausstellung im Salon zugelassen, aber erst nach der Vollendung eines Meisterstücks in das Mitgliedsverzeichniß der Akademie eingetragen. Nach dieser Abstufung der Künstler richtete sich auch der Platz, der ihren Werken im Salon angewiesen wurde. Die Anregung zu einer Reform der Akademie ging von der zweiten Gruppe aus, und zwar übernahm David gleich von Anfang an die Führung der Unzufriedenen. Sie stellten die Forderung, daß Vertrauensmänner aus allen Gruppen, in einer Generalversammlung gewählt, gemeinsam über die Aenderung der Statuten berathen sollten. Aber die Gewaltigen der Akademie, die einen stürmischen Verlauf der Verhandlungen befürchteten, wollten zunächst nur gestatten, daß jede Gruppe für sich eine Denkschrift über die Erneuerung der Körperschaft einreiche. Als jedoch die Opposition auf ihrem Verlangen beharrte, wurden ihr die Sitzungsräume der Akademie im Louvre verschlossen. Sie ließ sich aber durch dieses kleinliche Mittel nicht mundtodt machen, trat mit der politischen Opposition in Verbindung, suchte Fühlung mit dem mächtigen Gemeinderath. Da wandte sich der Vorsitzende der Akademie, Vien, der ehemalige Lehrer Davids, um Hilfe an den Generaldirector der königlichen Bauten, den Grafen d'Argenvillers, dem die Akademie unterstellt war, obwohl er nicht das mindeste Kunstverständniß besaß und sich die Künstler weidlich über ihn lustig machten. Aber der einst so gebieterische und rücksichtslose Graf trug jetzt Bedenken, die öffentliche Meinung herauszufordern, und lehnte jede persönliche Einmischung in die heikle Angelegenheit ab. Deshalb entschloß sich Vien zu einem halben Entgegenkommen, er gestand die Wahl von Vertrauensmännern nur den ersten beiden Gruppen zu, erlangte jedoch damit einen durchschlagenden Erfolg.

Davids Reihen lichteten sich nun immer mehr, nur eine kleine Schaar blieb ihm treu. Trotzdem setzte er den Kampf fort, er suchte den Jakobiner-

club für seine Sache zu gewinnen und wandte sich mit einer Denkschrift an die Nationalversammlung, nicht vergebens. Denn diese forderte jetzt von allen Akademieen Gutachten über eine neue Organisation ein, plante also eine Reform aller dieser Körperschaften. Unterdessen hatten sich aber die Vertrauensmänner der beiden Gruppen verständigt; der Kampf, der fast zwei Jahre gedauert (1789—1791), wurde durch einen Waffenstillstand beendigt, der wenigstens die allerschlimmsten Gebrechen der alten Ordnung beseitigte. Doch David stand grollend bei Seite. Da nach seiner Ansicht die Künstler eine Familie bilden sollten, Alle gleich an Rechten, konnte er sich nicht mit einer Verfassung einverstanden erklären, die noch eine gewisse Abstufung und Gliederung unter ihnen aufrecht erhielt. Von Neuem trat er für die Gleichberechtigung seiner Standesgenossen ein, als die Künstler, die nicht der Akademie angehörten, an die Nationalversammlung eine Petition um die Zulassung zum Salon richteten. Er sandte nämlich auch eine Zuschrift an die Nationalversammlung, in der er die Akademie u. A. deshalb angriff, weil sie ihren Mitgliedern die Ausstellung älterer Werke gestattete, um den Salon zu füllen und ihn den anderen Künstlern zu verschließen. Den Bericht über die Petition erstattete der Abgeordnete Barère. Er schilderte, nachdem er den Widerspruch zwischen den Vorrechten der Akademie und der neuen Staatsordnung hervorgehoben, in lebhaften Farben die traurige Lage der vom Salon ausgeschlossenen Künstler, die unter dem ancien régime ihre Werke auf einem offenen, allen Unbilden der Witterung preisgegebenen Platze dem Publicum vorführen mußten. Dann rühmte er David, der sich der Bedrängten so wacker angenommen, als „das wahre Talent", das „den Wettbewerb nicht fürchtet". Schließlich begründete er den Antrag, zur nächsten Ausstellung nicht nur alle einheimischen, sondern auch die fremden Künstler aufzufordern, und setzte seinen weitherzigen Vorschlag durch. Es war die natürliche Folge dieses Beschlusses, daß die Akademie nun auch das Preisrichteramt, das sie bis dahin allein besessen, mit den übrigen Künstlern theilen mußte. David hatte damit seinen ersten Erfolg im Kampfe für die Gleichberechtigung seiner Standesgenossen errungen.

Schwebte ihm in der That nur dieses edle Ziel vor? Der Secretär der Akademie, Renou, schrieb damals an einen befreundeten Abgeordneten, David wolle sich unter dem Deckmantel der Gleichheit die Dictatur verschaffen, er wolle die Akademie vernichten, um allein zu regieren. Dieses Urtheil ist nicht ganz unbegründet. Der Künstler zeigte jenen tyrannischen Zug, der oft mit einem starken Selbstbewußtsein verbunden ist. Als er mit Hilfe seiner Freunde aus dem Jakobinerclub ein Mandat für den Convent erlangt hatte, entwickelte er sich immer mehr zum Herrscher der Künste. Er gewann im Ausschuß für den öffentlichen Unterricht, dem auch die Kunstangelegenheiten überwiesen wurden, ein unbestrittenes Ansehen. Deshalb konnte er sich in einem Briefe an seinen Schüler Topino Lebrun,

der sich seines Meisters als ein Scherge der Schreckensherrschaft würdig erwies, voll Selbstgefälligkeit rühmen, er sei in jenem Ausschuß „très aimé“. Er wurde gewöhnlich mit der Berichterstattung von dem Convent beauftragt und setzte auch hier seine Vorschläge leicht durch; nur selten erhob sich in der Versammlung ein Widerspruch gegen seine Ausführungen. Kam es aber zu einer Debatte, dann gerieth er leicht in Zorn, denn es fehlte ihm die Schlagfertigkeit sachlicher Erwiderung.

David benutzte nun seine einflußreiche Stellung im Convent, um den Kampf gegen die verhaßte Akademie fortzusetzen und ihr schließlich den Garaus zu machen. Er setzte (im November 1792) den Beschluß durch, daß die Stelle des Directors der französischen Akademie in Rom — eine Stelle, deren Besetzung nach den Vorschlägen der Pariser Akademie erfolgte — aufgehoben wurde. Welches hämische Behagen empfand nun David, als der zum Director bestimmte Künstler, den er für einen Aristokraten und Ignoranten hielt, das Nachsehen hatte, als der arme Mann, der schon seine Koffer gepackt, seine Abschiedsbesuche gemacht hatte, in Paris bleiben mußte! Wie seltsam, daß die Akademie den Künstler, der ihr so mächtige Schläge versetzte, immer noch zu ihren Mitgliedern zählte, ihm sogar noch Ehren erwies! Vielleicht hoffte sie, dadurch den eitlen Mann noch besänftigen zu können. Doch sollte sie nur zu bald erkennen, wie sehr sie sich getäuscht. Er wurde, als die Reihe an ihn kam, höflichst ersucht, einen Monat in der Klasse für Modellzeichnen zu unterrichten, wenn es ihm die Pflicht des Abgeordneten gestatten würde. Da antwortete er mit einer fast beleidigenden Kürze: „Je fus autrefois de l'académie.“

Am 8. August 1793 schlug die Todesstunde der Akademie. An diesem Tage hielt der Abgeordnete Grégoire im Convent seinen Bericht über die Aufhebung dieser Körperschaft. Er wies auf das bevorstehende Fest der Freiheit hin, das am 10. August zum Andenken an den Aufstand, der den Sturz des Königthums herbeigeführt, gefeiert werden sollte. „An diesem Tage,“ rief er aus, „dürfen keine Einrichtungen mehr bestehen, die das Gepräge des Despotismus tragen.“ Dann zählte er die Versündigungen der Akademie gegen eine Reihe großer Männer auf und klagte die Mehrheit ihrer Mitglieder der Feindseligkeit gegen die neue Ordnung an. Nach Grégoire ergriff David das Wort. Er erklärte, die Manen aller der Unglücklichen rächen zu wollen, die die Akademie am Emporkommen gehindert hat. „O, Ihr für die Nachwelt verlorenen Talente,“ rief er aus, „o, Ihr großen verkannten Männer! Ich werde Euren Manen Genugthuung verschaffen, ihr werdet gerächt werden! Euer Unglück, erlauchte Opfer, ist es, unter Königen, Ministern, Akademieen gelebt zu haben.“ Dann setzte er das Verkehrte der akademischen Lehrweise auseinander: „Da sich jährlich zwölf Professoren, je einer monatlich, wetteifernd bemühen, die ersten Grundsätze zu zerstören, die ein junger Künstler von seinem Lehrer empfangen hat, hält ja jeder dieser Professoren nur seine Grundsätze für

gut, so muß der arme junge Mann, um ihnen gefällig zu sein, zwölfmal im Jahre seine Art, zu sehn und zu arbeiten, ändern. Ueberwindet er aber durch seine seltenen Anlagen diesen schlechten Unterricht, dann erregt das Kind so vieler Väter den gemeinen Neid aller dieser Lehrer, die sich vereinigen, um ihn zu verderben." „Denn die Akademie," fährt er fort, „sucht die hervorragenden Künstler zu unterdrücken, sie betrachtet es als ihre Aufgabe, das Gleichgewicht der Talente aufrecht zu erhalten." Und nun schilderte er, indem er eine Reihe haarsträubender Fälle anführte, im Stile des Schauerromans die Niederträchtigkeit der Kunsttyrannen. Es war ein Erguß, so recht geschaffen für die empfindsamen Seelen des Convents. Die Akademie wurde aufgehoben.

Damit war das letzte Hinderniß beseitigt, das Davids Kunstherrschaft entgegenstand. Welchen Gebrauch machte er nun von seiner Gewalt? Er entwarf sein Regierungsprogramm in dem Berichte über die Zusammensetzung der Jury, die jetzt anstatt der Akademie die großen Preise an die jungen Künstler vertheilen sollte. Diese schwülstige und verworrene Auseinandersetzung läuft auf die Forderung hinaus, daß die Kunst die Bürgertugenden, die Hingebung für das Vaterland zu wecken habe. Er stellte ihr also im Wesentlichen eine politische Aufgabe. Dieser Auffassung entsprachen auch die Vorschläge, die er für die Zusammensetzung der Jury machte. Daß er nicht lediglich Künstler in das Preisgericht aufnahm, in der Besorgniß, daß dann die bloße Routine die Oberhand erhalten werde, ist wohl zu billigen. Aber wenn seine Wahl auf einen gesinnungstüchtigen Schuster und berüchtigte Helden des Jakobinerclubs und Gemeinderaths wie Pache und Hébert fiel, wenn er einem Phrasendrescher des Convents den Vorsitz verschaffte, so erniedrigte er die Kunst zur Sklavin der Machthaber. —

Wie aber die Politik den künstlerischen Geschmack verdirbt, das läßt David selbst an einem schlagenden Beispiel erkennen. Er unterbreitete dem Convent den Entwurf zu einem geradezu ungeheuerlichen Denkmal des französischen Volks. Auf den übereinandergehäuften Trümmern „der Götzenbilder, die einst die Tyrannei und der Aberglaube errichtet haben," sollte sich das 15 Meter hohe Standbild des Volkes erheben, in der einen Hand die Sinnbilder der Freiheit und Gleichheit, in der anderen eine Keule haltend. Bestimmte Kraft- und Kernworte der Revolution sollten an dem Standbilde prangen, nämlich auf der Stirn „Licht", auf der Brust „Natur und Wahrheit", auf den Armen „Kraft", auf den Händen „Arbeit", Das Ganze erscheint als eine wahre Versündigung an der Kunst. Zum Glück kam der Entwurf nicht zur Ausführung. Dieselbe Verirrung des Geschmacks tritt uns in dem von David angeregten Plan entgegen, die Revolution durch das Zusammenwirken aller Künste zu verherrlichen. Es zeigt sich auch hier die Richtung auf das Kolossale, die Uebertreibung des Symbolischen, die verschrobene Verquickung von Wort und Bild. So ge-

dachte man, die Tuilerieen, den Sitz des Convents, durch eine Ueberfülle von Bildsäulen republikanischer Tugenden zu schmücken und auf einer Säulenhalle des Palastes die Verfassung und die Erklärung der Menschenrechte in Buchstaben von Goldbronze anzubringen. Dazu sollten sich riesige Darstellungen der glorreichsten Ereignisse der Revolution gesellen. Aber auch diese Entwürfe blieben auf dem Papiere stehen, am 9. Juni 1794 wurden sie im Moniteur veröffentlicht, und am 27. Juli desselben Jahres wurde Robespierre gestürzt.

Nur auf einem Gebiete hat sich David als Beherrscher der Kunst ein unbestrittenes Verdienst erworben, nämlich bei der Einrichtung des Louvremuseums. Man hatte mit dem Ordnen der reichen Kunstschätze, die der Staat während der Revolution in seinen Besitz gebracht, eine Commission beauftragt, die ihrer Aufgabe garnicht gewachsen war. Mehrere Meisterwerke besonders der italienischen Schulen wurden so jämmerlich restaurirt, daß sie schweren Schaden erlitten. Bei der Bestimmung der Gemälde wurden grobe Irrthümer begangen. Kostbare Stücke wurden so aufgestellt, daß sie Niemand sehen konnte. Die großartige Sammlung von Zeichnungen der hervorragendsten Meister wurde den Augen der Künstler und des Publicums völlig entrückt. Da griff David die Commission im Convent heftig an, er beschuldigte sie der sträflichsten Nachlässigkeit, besonders rügte er mit schneidendem Hohn die mißglückte Restaurirung. Es wurde nun die unfähige Commission abgesetzt, und die Leitung des Museums ging auf eine Behörde über, die nach den Vorschlägen Davids zusammengesetzt wurde. Natürlich war für ihn bei der Wahl der Mitglieder auch die politische Gesinnung maßgebend, vor Allem aber achtete er diesmal auf gründliche Fachkenntniß. Die neue Behörde entwickelte, von David angespornt, eine eifrige Thätigkeit. So wurden unter der Fülle ganz ungleichwerthiger Werke die besten ausgewählt und nach Schulen geordnet, auch wurden für die Benutzung der Kunstschätze Verfügungen erlassen, die zum Theil noch jetzt in Kraft sind; und in den Berichten der Museumsverwaltung an den Ausschuß für den öffentlichen Unterricht wurden schon wichtige Neuerungen vorgeschlagen, die später durchgeführt wurden.

Während David die Kunst unter sein Scepter beugte, raffte er sich nur selten zu eigenem künstlerischem Schaffen auf. Er griff nur dann zum Pinsel, wenn es galt, die Ereignisse der Revolution, die ihn mächtig erschütterten, darzustellen. Es war im October des Jahres 1790, als aus dem Jacobinerclub an den Maler der Horatier und des Brutus der Ruf erging, jene Scene zu malen, in der die freiheitliche Begeisterung der Zeit ihren schönsten Ausdruck fand, nämlich den Schwur im Ballhause. Ein Riesenbild dieses Vorgangs sollte den Sitzungssaal der Nationalversammlung schmücken. Die Kosten des Werkes dachte man durch die Subscription auf den Stich des Gemäldes zu decken, der in dreitausend Exemplaren verbreitet werden sollte. David widmete sich der Aufgabe, durch

die er sich hochgeehrt fühlte, mit dem regsten Eifer. Zunächst vollendete er einen Carton für das Bild in schwarzer Kreide und Bister und unterbreitete ihn dem Publicum auf der Kunstausstellung des Jahres 1791. Davids Werk bildete den Glanzpunkt des Salons. Tausende strömten herbei, um es zu bewundern und zu rühmen. Des Malers Freund André Chénier verherrlichte es durch eine Ode, und Barère setzte in der Nationalversammlung den Antrag durch, das Bild auf Staatskosten herstellen zu lassen. Aber der Künstler entfremdete sich immer mehr der Aufgabe, für die er sich zuerst begeistert hatte. Er ging in dem politischen Treiben ganz und gar auf und weilte lieber in dem Club als in seinem Atelier. Auch konnte er sich, da er zur Vorhut der Revolution gehörte, für die Männer des Ballhauses nicht mehr recht erwärmen. Deshalb wollte er auch, als er nach einer Reihe von Jahren der Regierung das Anerbieten machte, das angefangene Werk für einen Preis von 150 000 Frcs. zu vollenden, die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten, die den Eid geleistet, durch die fortgeschritteneren Volksmänner der späteren Zeit ersetzen, eine für den jacobinischen Maler so recht bezeichnende Geschichtsfälschung. Aber sein Vorschlag wurde abgelehnt, das Gemälde kam über die ersten Anfänge nicht hinaus. So kann uns nur der Carton, der in der Galerie der Zeichnungen im Louvre aufbewahrt wird, über die Auffassung und die Absichten des Künstlers aufklären. Zunächst zeigt auch dieses Werk, wie wenig David fähig war, „Individuen in ihrer natürlichen Mannigfaltigkeit darzustellen". Die Gestalten sind alle nach derselben Schablone gezeichnet. Schon deshalb muß das Ganze nüchtern und einförmig erscheinen. Dieser Eindruck wird durch den Wald von emporgehobenen Händen und die starr auf den Präsidenten Bailly gerichteten Blicke noch gesteigert. Auch kennzeichnet der Künstler die mächtige Begeisterung, die in dieser Stunde selbst die Zaghaften ergreift, meist durch äußerliche Mittel, besonders durch das triviale Hüteschwenken. Nur im Vordergrunde zeigen sich Anläufe zu einer tieferen Auffassung und zu einer edleren Darstellung. Am trefflichsten hat er den Gedanken, daß in diesem heiligen Augenblicke selbst die schroffsten Gegensätze vor der Gewalt der Freiheits- und Vaterlandsliebe zurücktreten müssen, durch die Gruppe der drei Geistlichen versinnbildlicht, die sich in rührender Eintracht die Hände reichen und sich umarmen.

David weist schon in seiner Darstellung auf die drohende Herrschaft des Volks und das nahe Ende des Königthums hin, im Hintergrunde des Bildes sieht man nämlich wilde Gestalten mit der phrygischen Mütze, und ein Blitz zuckt auf das königliche Schloß herab. Die Helden des Ballhauses aber hatten noch nicht so weitgehende Hoffnungen, die maßgebende Partei wollte zwar den Hochmuth des Hofes züchtigen, aber sie dachte nicht daran, das Königthum zu vernichten. Doch über die Gemäßigten triumphirte die republikanische Partei, und nicht fern war der Tag, wo der entthronte Monarch von der Mehrheit des Convents, der auch der Künstler angehörte,

zum Tode verurtheilt wurde. Einer der Tyrannenmörder mußte jedoch seine Abstimmung mit dem Tode büßen. Lepelletier de St. Fargeau wurde von einem früheren Leibwächter des Königs in einem Restaurant des Palais royal überfallen und niedergestoßen. Da wurde David vom Convent mit der Anordnung der Leichenfeier beauftragt, und wie er gemäß einer Anregung des Dichters Joseph Chénier den Todten dem Volke zeigte, so beschloß er ihn auch zu malen. Der mit der Bürgerkrone geschmückte Märtyrer der Freiheit ruht nackt auf einem Bette, nur der untere Theil des Körpers ist mit einem Tuche bedeckt, die blutige Wunde auf der linken Seite ist deutlich sichtbar. Das Antlitz erscheint ruhig und friedlich, wie verklärt. Das Gemälde ist ein schlichtes, treues Abbild der Natur, frei von dem gespreizten Wesen, das der Künstler sonst in seinen Werken zeigte. Doch beeinträchtigt das politisch-allegorische Beiwerk, auf das der Mann des Convents nicht verzichten mochte, gar sehr den reinen künstlerischen Eindruck. Ueber Lepelletiers Haupt hängt nämlich an einem Haare ein Schwert, das einen Zettel durchsticht, auf dem die Worte zu lesen sind: „Je vote la mort du tyran". Dieses Beiwerk erklärt David in der schwülstigen Ansprache, mit der er sein Bild dem Convent überreicht, mit den Worten: „Seht Ihr das über seinem Haupt hängende Schwert, das nur durch ein Haar gehalten wird? Wohlan, das besagt, welchen Muth Lepelletier und seine edelmüthigen Genossen besitzen mußten, um den schändlichen Tyrannen in den Tod zu schicken, da ja bei der geringsten Bewegung das Haar riß und sie alle verloren waren." Das Bild wurde im Sitzungsraum des Convents aufgestellt. David lehnte jede Bezahlung für sein Werk ab; er bat die Summe, die man ihm zu schulden glaube, unter die Wittwen und Kinder der Tapferen, die für das Vaterland gefallen, zu vertheilen. Deshalb ehrte ihn die Versammlung mit der Bürgerkrone.

Noch in demselben Jahre bot sich seiner Kunst ein gleicher Gegenstand dar. Wieder galt es, einen „Märtyrer der Freiheit" zu verherrlichen. Marat wurde von Charlotte Corday ermordet. Durch die Vorspiegelung, sie wolle ihm eine Verschwörung gegen die Republik enthüllen, hatte sie bei ihm Eingang gefunden, während er im Bade saß, und hatte den tödtlichen Stoß mit fester Hand geführt.

Obwohl Marat der ekelhafteste unter allen den schmutzigen Gesellen war, die durch die Revolution emporgekommen, war ihm doch der Maler der Horatier in so herzlicher Freundschaft, in so aufrichtiger Begeisterung zugethan, daß er einmal der Entrüstung des ganzen Convents trotzte, um für diesen Genossen, der die Versammlung schmählich beleidigt hatte, mit der ihm eigenen Heftigkeit einzutreten. Daher wurde er durch die Nachricht von der Ermordung des Freundes auf das Schmerzlichste ergriffen. Und als er das Sterbegemach aufsuchte, rührte ihn dessen dürftige Einrichtung gar sehr, so daß er den Volksmann wegen seiner Anspruchslosigkeit mit Aristides und Sokrates, mit Fabricius und Cato verglich. Deshalb be-

schloß er auch, der Leichenfeier, mit deren Anordnung er vom Convent beauftragt wurde, das Gepräge der Einfachheit und Schlichtheit zu verleihen gemäß „der Unbestechlichkeit des Mannes, der in ehrenvoller Armuth gestorben“.

Wie er den Volksfreund in dem Sterbegemach gesehen, so wollte er ihn auch malen. Er nahm von dem Todten eine Skizze auf, die sich durch überraschende Lebenswahrheit auszeichnet. Die brutale Grausamkeit und die bestialische Gemeinheit des Schreckensmannes treten uns in der Zeichnung ungemildert entgegen. Der unheimliche Eindruck wird noch durch die gebrochenen Augen verstärkt, die zwischen den halb geöffneten Lidern hervorschauen. Auf dem Bilde dagegen verklärte David trotz des entschiedenen Strebens nach völliger Naturwahrheit das Antlitz des Freundes, weil er ihn als den gutherzigen Volksmann darstellen wollte, dem sein Mitgefühl mit den Leidenden und Bedrängten verderblich wurde. Denn er zweifelte nicht, daß Marat, der krank war, die Mörderin nur aus Barmherzigkeit vorgelassen, da sie den Brief, in dem sie ihn um eine Unterredung bat, mit den Worten schloß: „Es genügt mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich unglücklich bin, um einen Anspruch auf Ihr Wohlwollen zu besitzen.“ Auf dem Bilde hält Marat diesen Brief in der linken Hand, die kraftlos auf dem Rande der Wanne ruht. In der rechten, die tief herabhängt, fast den Boden streift, erblicken wir die Feder, mit der er schrieb, als Charlotte Corday in's Zimmer trat. Die Zeilen, die er eben vollendet hatte, liegen auf dem rohen Holzblock, der ihm als Tisch diente. Sie enthalten die Anweisung auf ein Almosen, das er für eine Wittwe bestimmte, deren Mann den Tod für das Vaterland gefunden. Dadurch kennzeichnet David den Schreckensmann als den edlen Wohlthäter des Volkes, der trotz seiner dürftigen Einkünfte sein Scherflein beiträgt, um die Noth der Armen zu lindern. So versäumt der Meister Nichts, um Abscheu zu erwecken vor der Mordthat, auf die er durch die klaffende Wunde in der Brust des Badenden, das herabrieselnde Blut und das Dolchmesser am Boden hinweist. Dieses Werk Davids zeichnet sich durch seine Schlichtheit und Natürlichkeit aus, es ist frei von aller Künstelei, denn es ist der Ausdruck einer tiefen und warmen Empfindung, es ist nicht blos mit dem kühl abwägenden Verstande geschaffen.

Als David dieses Bild malte, stand er auch unter dem Banne der tiefen Trauer, die das Volk über den Verlust Marats an den Tag legte. Die Menge verehrte den Tribunen wie einen Heiligen, verglich ihn mit Christus, feierte ihn in überschwänglichen Liedern, errichtete ihm Altäre. Aus der Mitte des Volkes hatte David auch die Aufforderung erhalten, den Freund durch seine Kunst zu verherrlichen. Deshalb beginnt er die Ansprache, mit der er das vollendete Werk dem Convent überreichte, mit den Worten: „Ich habe die Stimme des Volkes vernommen, ich bin ihr gefolgt.“ Dann betont er den großen Verlust, den die Armen durch

Marats Ermordung erlitten, er ruft ihnen zu: „Euer unermüdlicher Freund ist gestorben, der Euch sein letztes Stückchen Brot gab, und er hat nicht einmal so viel hinterlassen, daß davon die Kosten seiner Beerdigung bestritten werden konnten." Er nimmt ihn auch gegen die Verleumder in Schutz, nennt ihn im Gegensatz zu denen, die ihn als blutdürstig bezeichnen, das geliebte Kind der Humanität, die niemals Thränen über ihn vergossen hätte. David verlangt schließlich für seinen Freund die Ehren des Pantheons, auf die er einen begründeteren Anspruch habe als Mirabeau. „Heute," sagt er, „haben die Tugenden, die Anstrengungen des Volkes den Nimbus Mirabeaus zerstört, die Wahrheit wird offenbar, vor ihr schwindet der Ruhm des Freundes der Könige wie ein Schatten. Das Laster, die Lüge soll das Pantheon verlassen. Das Volk ruft den hinein, der es niemals täuschte." So kennzeichnet diese Rede zugleich die völlige Verblendung und die glühende Begeisterung, mit der David sein Werk ersonnen und vollendet hat.

Die nächste künstlerische Aufgabe, die der Convent David übertrug, bestand in der Darstellung des jugendlichen Helden Barra. In der Sitzung des Convents vom 28. December 1793 pries kein Geringerer als Robespierre den Knaben als ein Vorbild der Vaterlandsliebe, weil er im Kampfe gegen die Vendéer „Wunder der Tapferkeit" vollbracht, von Feinden umringt, ihnen zum Trotz: „Es lebe die Republik" gerufen und deshalb den Tod erlitten hätte. Daher beantragte er unter der begeisterten Zustimmung der Versammlung für den jungen Helden die Ehren des Pantheons. Barère setzte noch den Beschluß durch, daß das Bild des Knaben, von David gemalt, in allen Volksschulen Frankreichs ausgestellt werden solle. Der Künstler war für diese Aufgabe so begeistert, daß er gleich nach dem Verlassen der Sitzung die Vorarbeiten begann. Aber sein Eifer erkaltete sehr schnell, er kam nicht über den ersten Entwurf hinaus. Die Zeichnung, die sich im Museum zu Avignon befindet, stellt den sterbenden Barra dar, wie er, seiner Kleider beraubt, ausgestreckt am Boden liegt, die dreifarbige Cocarde an sein Herz drückend. Es wird bedauert, daß David den Entwurf nicht ausgeführt hat; denn dieses Werk würde ein interessantes Gegenstück zu seinem Lepelletier und seinem Marat gebildet haben; es wird als das zarteste und lieblichste Werk des Meisters bezeichnet.

Zugleich mit Barra sollte ein anderer Knabe, der als Held gefallen, nämlich der Provençale Viala, in das Pantheon aufgenommen werden. David verkündete den Ruhm dieses Knaben im Convent mit gewohnter Ueberschwänglichkeit. Nach der Erzählung des Künstlers zerschnitt Viala den Strick einer Fähre, auf der die Aufständischen von Marseille über die Durance setzen wollten, da traf ihn die tödtliche Kugel, und mit den Worten: „Ich sterbe für das Vaterland," hauchte er seinen Geist aus. David entwarf auch das Programm für das Fest, das zu Ehren der beiden Knaben gefeiert werden sollte. Denn der Maler der Horatier galt als der

berufenste Festordner der Republik. Seine Befähigung für diese Aufgabe bewährte er schon bei der Ueberführung der Gebeine Voltaires in das Pantheon (11. 7. 91), bei der Verherrlichung der Meuterer von Chateauvieux, bei dem Leichenbegängniß Lepelletiers und Marats.

In seiner ganzen Eigenart zeigt sich jedoch der Festordner David erst bei dem Feste der Einheit und Untheilbarkeit der Republik, das am 10. August 1793, am Jahrestage des Sturmes auf die Tuilerien, zu Ehren der neuen Verfassung veranstaltet wurde. Es wird dem Künstler, obwohl sich der Staat in großer Geldnoth befindet, die Summe von 1200000 L. zur Verfügung gestellt. So braucht sich seine Phantasie, die sich gern in's Riesengroße verliert, keine Schranken aufzuerlegen. Er will dem ewigen Gott das Volk der Freiheit und Gleichheit in seiner ganzen Herrlichkeit vorführen. Deshalb entwirft er ein so reichhaltiges Programm, daß ein langer Sommertag kaum zu seiner Erledigung hinreicht. Schon vor Sonnenaufgang müssen die Festgenossen aufstehen und sich auf dem Bastilleplatz sammeln. Hier erhebt sich auf den Trümmern der Zwingburg das Standbild der Natur. Zwei Wasserstrahlen sprudeln beständig aus ihren Brüsten zum Zeichen ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit, ihr zur Seite stehen zwei Löwen als Sinnbilder ihrer Kraft. Hier findet jene Ceremonie statt, in der der Gedanke zum Ausdruck kommt, daß das französische Volk, durch die Rückkehr zur Natur erneuert, ein Volk von Brüdern sei: von dem Wasser, das die Natur spendet, trinken unter Trommelschlag, Trompetengeschmetter und dem Donner der Geschütze der Präsident des Convents und die Bevollmächtigten der Urversammlungen des Landes und ertheilen sich den Bruderkuß. Lieder, die sich auf diese Ceremonie beziehen, werden nach der Melodie der Marseillaise gesungen. Dann ordnet sich der Festzug, um den Marsch über die Boulevards anzutreten. Er wird durch die Volksgesellschaften eröffnet, die die Obrigkeit überwachen. Das Banner des Jakobinerclubs mit dem Auge der Wachsamkeit, das eine dichte Wolke durchdringt, flattert ihnen voran. Es folgen die Mitglieder des Convents, Sträuße aus Kornähren und Früchten in der Hand; einige von ihnen tragen die von David entworfene Lade, die die Tafeln der Menschenrechte und der Verfassung enthält. Um den Convent bilden die Bevollmächtigten der Urversammlungen, unter einander durch dreifarbige Schnüre verbunden, eine Kette. In der einen Hand tragen sie eine Pike, die auf einem Bande den Namen ihres Departements zeigt, in der anderen einen Oelzweig. Die ganze Gruppe soll die unerschütterliche Einigkeit, die ungetrübte Eintracht des Vaterlandes andeuten. Den dritten Theil des Zuges bildet das souveräne Volk, ein buntes Durcheinander der verschiedensten Stände, hoch und niedrig unmittelbar neben einander, der Maire mit seiner Schärpe an der Seite des Holzhauers oder des Maurers. Auch rührende und liebliche Gruppen ziehen an dem Zuschauer vorüber. Schüler der Blindenanstalten und Kinder aus den Findelhäusern stellen die öffentliche Barmherzigkeit dar.

Ein greises Paar inmitten seiner Lieben, auf einem von seinen Kindern gezogenen Wagen thronend, soll die Familie als Grundlage des Staates verherrlichen. Dieser idyllischen folgt eine pathetische Scene. Unter dem Klange kriegerischer Weisen geleitet eine Abtheilung von Soldaten einen mit acht weißen Rossen bespannten Wagen, auf dem eine Urne mit der Asche der für das Vaterland gefallenen Helden ruht. Auf dem nächsten Wagen liegen die Abzeichen des Königthums und des Adels, und das Volk, das den Wagen umgiebt, trägt Fahnen mit der Aufschrift: „Seht hier das, was immer das Unglück der menschlichen Gesellschaft war."

Der Festzug macht zuerst auf dem Boulevard Poissonière Halt, wo ein Triumphbogen zum Andenken an die Ereignisse vom 3. und 6. October 1789 errichtet worden. An diesen Tagen, an denen das Volk den König gezwungen, nach Paris überzusiedeln, hatten sich einige Weiber der Halle hervorgethan. Die Heldinnen werden jetzt vom Präsidenten des Convents mit Lorbeerkränzen geschmückt. Alsdann begiebt sich der Zug auf den Revolutionsplatz, den Platz, wo Ludwig XVI. hingerichtet worden. Hier findet um das Standbild der Freiheit eine Reihe von sinnbildlichen Handlungen statt. Die Attribute des Königthums werden auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und das Andenken des „Tyrannen" wird verflucht. Tausende von Vögeln, mit Bändern geschmückt, werden befreit, um „dem Himmel die Freiheit zu verkünden, die der Erde wiedergegeben ist". Hierauf marschirt der Zug auf den Invalidenplatz, den David mit einem Standbild des französischen Volks geschmückt, einer herkulischen Gestalt, die ein Bündel, das Zeichen der Einigkeit, hält und sich des Föderalismus erwehrt, eines Ungeheuers, das es ihm entreißen will. Von hier wendet sich der Zug nach dem Marsfelde, auf dem das Volk an einem mächtigen Altar der Freiheit den Schwur auf die Verfassung leistet, während der Präsident des Convents die von den Bevollmächtigten der Urversammlungen getragenen Piken zum Zeichen der Untheilbarkeit Frankreichs zusammenbindet. Dann bringt das Volk die Aschenurne auf den Platz, wo für die gefallenen Helden ein Grabdenkmal errichtet werden soll. Mit einer pantomimischen Darstellung der wichtigsten Ereignisse der Revolution erhält das Fest seinen Abschluß. Zum Andenken an diesen Tag beschließt der Convent auf Davids Vorschlag, eine Denkmünze prägen zu lassen, die auf der einen Seite das Standbild der Natur und die Scene der Erneuerung, auf der anderen Seite die Lade der Verfassung und das Bündel der Einigkeit zeigen soll.

Das nächste bedeutsame Fest, für das David das Programm entwarf, war das des höchsten Wesens, das am 8. Juni 1794 gefeiert wurde. Am Vorabend dieses Tages schildert er dem Convent das Schauspiel, das er ihm darbieten will, in den glühendsten Farben. Sein Bericht beginnt mit folgenden Worten: „Kaum verkündet das Morgenroth den Tag, und schon hallen die Klänge einer kriegerischen Musik von allen Seiten wieder und lassen auf die Stille des Schlafs ein entzückendes Erwachen folgen. Beim

Anblick des wohlthätigen Gestirns, das die Natur belebt, umarmen sich Freunde, Brüder, Kinder, Greise und Mütter und beeilen sich wetteifernd, das Fest der Gottheit zu schmücken und zu feiern. Man sieht sogleich dreifarbige Bänder draußen an den Häusern flattern, die Eingänge werden mit grünen Gewinden geschmückt, die Mutter durchflicht mit Blumen das wallende Haar ihrer geliebten Tochter, der Sohn ergreift mit kräftigen Armen die Waffen" u. s. w. In diesem schwülstigen und weitschweifigen Stil ist der ganze Bericht gehalten. Deshalb möge eine knappe Darstellung des Hauptinhalts genügen. Gemäß den Vorschlägen des Künstlers sammelt sich das Volk in dem Garten der Tuilerien, dann erscheint der Convent, mit rauschender Musik empfangen, und der Vorsitzende der Versammlung, Robespierre, hält eine Ansprache an die Menge, in der er sie auffordert, den Schöpfer der Natur zu verehren. Freudenrufe erschallen, „den Wogen des Meeres vergleichbar, das vom Südwind getroffen wird". Jetzt zündet Robespierre die Gruppe an, die die Feinde des öffentlichen Glücks, unter ihnen auch den Atheismus, darstellt. Und aus den Flammen erhebt sich „wie ein Phönix" das Standbild der Weisheit, von den Freudengesängen des Volkes begrüßt. Dann begiebt sich die Menge auf das Marsfeld, wo ein „Berg" errichtet worden, das Sinnbild der Partei, die Frankreich beherrscht. Unter dem Freiheitsbaum, der dessen Gipfel krönt, versammeln sich die Gruppen, die das Volk vertreten. Männer und Frauen stimmen einen patriotischen Wechselgesang an. Dann werfen die Jungfrauen Blumen empor, um dem Höchsten zu huldigen, die Jünglinge zücken ihre Degen mit dem Schwur, sie immer zum Sieg zu führen, und die Väter ertheilen ihnen den Segen. Das Fest findet seinen Abschluß mit der üblichen brüderlichen Umarmung unter dem Donner der Geschütze.

Diese Festprogramme Davids werden von den Vorschlägen, die er dem Convent für die Verherrlichung der beiden für das Vaterland gefallenen Knaben unterbreitet, an Lächerlichkeit noch überboten. So will er den Vorsitzenden des Convents zwischen einem verwundeten Krieger, der dessen rechte Hand hält, und der Mutter Barras nebst deren Töchtern, denen er die linke reicht, im Zuge einherschreiten lassen. Es soll auch eine Dichtergruppe an dem Zuge theilnehmen, um Gedichte zum Preise der beiden Knaben vorzutragen. Tänzerinnen sollen die auf einem Altar aufgestellten Aschenurnen mit Cypressenzweigen und Rosen schmücken und dann Trauertänze aufführen. Auch kriegerische Tänze und Schauspiele sollen vor dem Pantheon stattfinden. Und wenn der Präsident die Ehre der Unsterblichkeit für die jungen Helden verkündet hat, soll das Volk dreimal ausrufen: „Sie sind unsterblich." Diese Proben dürften wohl hinreichen, um den seltsamen Festordner zu kennzeichnen.

Die Feier zu Ehren der beiden Knaben kam nicht zu Stande; am 28. Juli sollte sie stattfinden, aber am 27. erfolgte der Sturz Robespierres, in den auch David verwickelt wurde. Der Künstler wurde nun in seiner

Thätigkeit als Festordner von dem Dichter Joseph Chénier aufs Heftigste angegriffen. In der ersten Rede, die er über diesen Gegenstand im Convent hielt, wies er besonders darauf hin, daß man auf elende Versuche große Summen verschwendet habe, für die man unsterbliche Denkmäler hätte errichten können; von dem Feste des 10. August 1793, das allein 1 200 000 L. gekostet hätte, seien nur Gyps und Lumpen übrig geblieben. In seiner zweiten Rede über die Volksfeste tadelte er den „bürgerfreundlichen Plunder und den anspruchsvollen Flitter", mit dem man diese Feste überladen hätte, auch sprach er mit deutlicher Beziehung auf David von dem „Despotismus der wunderlichen und unfruchtbaren Einfälle und des verrückten Eigensinns". Dieses Urtheil klingt, wenn man bedenkt, daß es ein früherer Freund und Gesinnungsgenosse des Meisters gefällt hat, recht hart, doch ist es vollauf gerechtfertigt.

David hat die Theilnahme des Volks an den Schaustellungen bis in die kleinste Einzelheit im Voraus geregelt, ihm jede Bewegung, jeden Ausruf vorgeschrieben, jeden Ausbruch seiner Begeisterung gleichsam vorher bestellt. Wann die brüderliche Umarmung erfolgen und wann das Hoch auf die Republik ausgebracht werden sollte, das vergaß er nie in seinen Programmen zu bestimmen. Auf Commando mußte es fröhlich oder traurig sein, der freie Ausdruck des Gefühls war ausgeschlossen. Dadurch erhielten die Feste einen theatralischen Anstrich, erinnerten sie an die Massenscenen auf der Bühne. Und doch that er sich gerade darauf nicht wenig zu gute, daß er das Volk „d'un commun accord", wie er sich ausdrückte, an den Schaustellungen theilnehmen ließ. Es tritt also in Davids Thätigkeit als Festordner derselbe Grundzug wie in seinem künstlerischen Schaffen hervor, das Vorwiegen des Gekünstelten und Gespreizten, das bisweilen in völlige Unnatur ausartet. Aber auch manche Richtung der Zeit spiegelt sich in Davids Festzügen wieder, so jene Begeisterung für die Antike, die das innerste Wesen des Vorbilds verkannte, es nur in Aeußerlichkeiten nachahmte. Sicherlich dachte David an die musischen Spiele und die Reigen der Alten, wenn er Dichtern, Sängern und Tänzern eine bedeutsame Rolle bei seinen Festen zuwies, und doch welcher Abstand zwischen den Nationalspielen der Hellenen und den modernen Nachahmungen! Dort der begeisterte Schwung der Massen, der ureigenste Antrieb des Volkes, hier ein Decretiren von oben her und der Enthusiasmus in der Zwangsjacke! In Davids Festprogrammen erkennen wir auch die Uebertreibung jener Zeit im Allegorisiren wieder. Der Künstler ging darin über die Grenze des Zulässigen weit hinaus. Gerade auf diesem Gebiete zeitigte seine überreizte Phantasie die wunderlichsten Früchte. Das Trinken des Wassers aus den Brüsten der Natur zum Zeichen der Erneuerung, das Freilassen von Tausenden von Vögeln zur Verherrlichung der Freiheit, das Emporwerfen von Blumen als Huldigung gegen den Höchsten mußten den Hohn und Spott aller derer hervorrufen, die sich noch ein halbwegs nüchternes Urtheil bewahrt hatten.

Auch in den plastischen Werken, durch die David den Glanz seiner Feste zu erhöhen suchte, zeigte sich die Allegorie in wahrhaft erschreckender Gestalt. So stellte er den Föderalismus, der gegen das Volk ankämpft, als ein scheußliches Ungethüm, halb Weib, halb Schlange, dar, und den Sumpf, aus dem das Ungeheuer emportaucht, deutete er durch widerliche Kröten von unverhältnißmäßiger Größe an. Andere allegorische Darstellungen Davids erscheinen uns als lächerliche Spielereien, wie die Gruppe der Feinde des öffentlichen Glücks, aus deren Flammen sich die Weisheit emporhebt. Daß Davids Festleitung schon zur Zeit seines größten Einflusses die entschiedensten Gegner fand, zeigt das Schmähgedicht, das André Chénier aus Anlaß des Festes vom 10. August 1793 gegen den Künstler richtete: „Künste, würdig unserer Augen, Glanz und Herrlichkeit, würdig unserer Freiheit, würdig der feilen Tyrannen, die Frankreich verderben, würdig des gräßlichen Wahnsinns des stumpfsinnigen David, den ich ehemals besungen habe."

David versuchte sich während der Revolution noch auf einem anderen Gebiete, das mit seiner künstlerischen Thätigkeit nur in einem sehr losen Zusammenhange steht; er trat auch als Erneuerer des Costüms auf. Schon durch seinen „Schwur der Horatier" rief er eine Umwälzung in der Tracht hervor, die Frauen wollten von nun an so erscheinen, wie die weiblichen Gestalten dieses Bildes. An die Stelle des bauschigen Reifrockes trat das schlicht abfallende antike Gewand, die Stöckelschuhe wurden durch Sandalen ersetzt, das Haar wurde nicht mehr thurmhoch aufgebaut, sondern in einen griechischen Knoten gebunden. David übte besonders auf die Umgestaltung des Theatercostüms einen großen Einfluß aus. Die Schauspieler begannen, antike Rollen auch in antiker Gewandung zu spielen, die der Künstler nach antiken Vasenbildern gezeichnet. Besonders trat der berühmte Talma, von seinem Freunde David berathen, mit Nachdruck für diese Neuerung ein. So hatte sich der Maler auf diesem Gebiete schon mannigfach versucht, als er dazu berufen wurde, eine umfassende und durchgreifende Aenderung der männlichen Tracht vorzuschlagen. Da sich nämlich während der Revolution die überspanntesten Costüme in bunter Mannigfaltigkeit auf die Straße wagten, ersuchte der vielregierende Wohlfahrtsausschuß, der auch in der Kleidung Einheit und Gleichheit anstrebte, den Künstler, ihm seine Ansichten über diesen Gegenstand mitzutheilen. David entwarf nun, um seine Vorschläge zu veranschaulichen, mehrere Zeichnungen, die auch gestochen wurden. Diese Zeichnungen, die u. A. die Trachten des einfachen Bürgers, des Gesetzgebers, des Conventcommissars bei den Heeren darstellen, zeigen nur mit geringen Abänderungen immer dieselben Hauptbestandtheile der Gewandung, tricotartige Hosen, eine Tunica mit breitem Gurt, einen wallenden Mantel, eine Mütze mit einem Reiherbusch. Aber die Vorschläge des Künstlers blieben auf dem Papiere stehen, nur seine jungen Freunde erschienen in der von ihm empfohlenen Kleidung, unbekümmert um den Spott, dem sie sich aussetzten. Auch auf diesem Gebiet hatte der Sturz

Robespierres eine entschiedene Umkehr zur Folge. Der Versuch, die Volkstracht von oben her zu regeln, wurde aufgegeben, und die freie Entwickelung trat wieder in ihre Rechte.

Davids revolutionäre Laufbahn nahm ein klägliches Ende. So lange die Fluth hoch ging, war er ein wüster und wilder Geselle, von einer entsetzlichen Rohheit und Gemeinheit, von einem Cynismus der Sprache, der selbst manchen seiner wärmsten Freunde wie Barère anwiderte. Er machte in dieser Zeit den Eindruck völliger sittlicher Verkommenheit. So belästigte er am 10. August 1792 den bemitleidenswerthen König, der in den Schoß der Nationalversammlung geflüchtet war, durch beständiges Anstarren, um die Wirkung des Unglücks auf seinem Gesicht zu beobachten; und als der Monarch, um sich des Zudringlichen zu erwehren, an ihn die Frage richtete, wann er sein Bild vollenden werde, erwiderte er: „Ich werde das Bild des Tyrannen erst dann malen, wenn ich seinen Kopf unter meinem Hute habe.“ Er hatte sogar noch den traurigen Muth, sich dieser Niederträchtigkeit zu rühmen. Als Mitglied des Sicherheitsausschusses, der die Haftbefehle vorbereitete, brauchte er in jenen schrecklichen sieben Wochen der grandes journées, die dem Sturze Robespierres vorausgingen, das Lieblingswort: „Reiben wir roth an.“ In diesem Ausschuß war er ein ganz ergebenes Werkzeug des Dictators, dem er jede verdächtige Aeußerung der Mitglieder hinterbrachte; und regte sich unter seinen Genossen ein Versuch des Widerstandes gegen den Gewaltigen, dann erging er sich in wüsten Drohungen. Als aber der Sturz der Schreckensherrschaft erfolgte, zeigte der Mann der großen Worte eine erbärmliche, eine verächtliche Haltung. Am Vorabend des 9. Thermidor rief er noch seinem lieben Robespierre, als dieser feierlich erklärte, er werde im Falle des Unterliegens den Giftbecher mit Ruhe trinken, die Worte zu: „Ich werde ihn mit Dir trinken,“ aber in der Todesangst vergaß er sein Gelübde, seine Freundschaft. Er verbarg sich in den drangvollen Stunden, in denen sich das Schicksal seines Genossen vollzog, und zeigte sich erst nach dessen Hinrichtung wieder im Convent. Als nun ein Abgeordneter verlangte, man solle den „Spießgesellen Catilinas, den Tyrannen der Künste“ aus der Versammlung ausstoßen, da stellte sich David als den Betrogenen, als den Verführten hin und trug kein Bedenken, seinem Herrn und Meister einen Stein nachzuwerfen. Er wurde aber aus dem Convent entfernt, und nur dem Ruhme, den er als Künstler erworben, verdankte er es, daß er dem Tode entrann und mit mehrmonatlicher Haft davonkam. Doch aus dem Kerker bestürmte er den Convent mit flehentlichen Bitten um Gnade, um Freiheit. Jetzt wollte er seiner Kunst und seinen Schülern, denen er doch während der Hochfluth der Revolution ohne Bedenken untreu geworden, eher heute als morgen zurückgegeben werden. Es war ein Wehklagen, ein Winseln, durchaus unwürdig eines Mannes, der auf der Zinne der Partei gestanden. Und der Rufer im Streit, der kein Mitleid, kein Erbarmen gegen die

Berufsgenossen gekannt, die nicht in seine Posaune stießen, wunderte sich gar sehr, daß sie ihm jetzt Gleiches mit Gleichem vergalten, daß sie eine giftstrotzende Anklageschrift gegen ihn richteten. Wenn sich auch seine Gegner nicht ganz in den Grenzen strenger Wahrheit hielten, so hatte er doch keine Veranlassung, sich in all und jedem als gekränkte Unschuld hinzustellen. Der Tyrann, der Haß gesät, konnte keine Liebe ernten. Doch fand er im Unglück eine treue Seele wieder, die er auf dem Gipfel seiner revolutionären Herrlichkeit von sich gestoßen. Seine Gemahlin, der er sich durch seine politische Raserei entfremdet hatte, versöhnte sich jetzt mit ihm und setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Befreiung zu bewirken. Ihr Bemühen wurde von Erfolg gekrönt. David verließ das Gefängniß wie umgewandelt. Die Beschäftigung mit der Politik war ihm jetzt gründlich verleidet, er hielt von nun an das seinen Kindern gegebene Versprechen, sich einzig und allein der Kunst zu widmen. Aus dem eifrigen Revolutionsmann wurde ein gefügiger Opportunist, der sich in alle politischen Umgestaltungen, die Frankreich in jähem Wechsel erfuhr, zu finden wußte. Der glühende Verehrer Marats und Robespierres sollte dereinst Napoleon verherrlichen.

Die Makedonier und die germanische Urgeschichte.

Von

Karl Blind.

— London. —

Unsere alte Heldendichtung weiß noch vor tausend Jahren von einer Verwandtschaft der Franken mit den ursprünglich nicht-griechischen Makedoniern zu singen und zu sagen. In Otfrieds „Lob der Franken“ wird eines Buches gedacht, das diese Blutsgemeinschaft betont. Man braucht auf solche märenhafte Dichtung keinen besonderen Werth zu legen; doch sei nicht vergessen, daß Stammessagen in der Vorzeit ein sehr zähes Leben führten und oft einen guten geschichtlichen Kern enthalten, trotz späterer bunter Ausschmückung.

Hält man die Thatsache hinzu, daß zu dem einst ungeheuer zahlreichen, über Ost-Europa und West-Asien verbreiteten, den Deutschen und Skandinaviern verwandten, mit den Makedoniern durchmischten Thraker-Stamme die Phrygen oder Frigen gehörten — das heißt, nach griechischem Zeugnisse, die Freien*), und daß sich der Name der Franken (nordisch: Frakkar) ebenso aus germanischer Wortwurzel als die „Freien“ erklärt: so darf man eines solchen alten deutschen Heldengedichtes schon erwähnen. Wer die getischen Thraker waren, das wußte der gotische Geschichtschreiber Jordanes noch aus den klaren Ueberlieferungen, den Liedern und den Sagen seines eigenen Stammes. Er kannte die Geten als die Vorfahren der Goten. Diese Kenntniß hat sich durch das Mittelalter hindurch erhalten und ist später wissenschaftlich von Neuem begründet worden. Es seien hier nur Thurmayr (Aventinus), Fischart, Olof Rudbeck, Voß, Jakob Grimm, Schötensack und G. Rawlinson genannt.

---

*) Im Mittel-Hochdeutschen lautet noch der Wessen-Fall von vrî (frei): „vrîges“.

Thraker und Makedonier aber erscheinen in Europa und in Asien als gemeinsam „barbarische“ Völker, auf's Engste zusammengerückt oder in einander verfließend. Und gleich bemerkt sei hier, daß, wie die Franzosen von „Allemands“ reden und doch oft Preußen, Baiern und Oesterreicher wieder von den Deutschen abscheiden möchten, so auch die klassischen Schriftsteller zwar von dem gewaltig großen Thraker-Volke melden, zu welchem, nach ihrer Darstellung, eine Menge verschiedennamiger Stämme gehörte, dann aber wieder Thraker und einzelne Unterabtheilungen derselben getrennt neben einander stellen. Der Sondername der Makedonier ist daher gewiß kein Beweis ihrer Nicht-Zugehörigkeit zu dem das Hellenenthum in weitem Bogen umringenden großen Volke. Für ihre Verwandtschaft mit diesem spricht eine Reihe Thatsachen.

Leider sind uns die „urältesten barbarischen Lieder“, die der Franken-Kaiser **Karl** hatte sammeln lassen, durch die pfäffische Gesinnung **Ludwigs des Frommen** verloren gegangen. Von Letzterem sagt im neunten Jahrhundert der Bischof von Trier, **Thegan**, in der Lebensbeschreibung dieses Kaisers: „Die heidnischen Lieder, die er in der Jugend gelernt hatte, verachtete er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch mittheilen.“

Wer weiß, welches Licht auf alte Stammesbeziehungen geworfen worden wäre, hätte uns geistliche Glaubenswuth nicht diese kostbaren Denkmäler der Vorzeit vernichtet!

In der „Historischen Zeitschrift“ ist unlängst eine Abhandlung: „**Zur griechischen Vorgeschichte**“ von **Julius** Beloch erschienen, die an der von den Alten klar bezeugten barbarischen, d. h. nicht-hellenischen Abkunft der Makedonier zu rütteln sucht. Der Verfasser behandelt in seiner Darlegung Manches mit so guter Kenntniß, daß seine den umfassendsten Zeugnissen widersprechenden Schlußfolgerungen um so auffallender erscheinen. Sämmtliche Angaben klassischer Schriftsteller unbesehen für vollkommen richtig halten zu wollen, kann freilich dem heutigen Forscher nicht in den Sinn kommen. Andererseits aber zu glauben, daß die Griechen, weil sie nicht den jetzigen Standpunkt der Geschichts- und Sprachwissenschaft einnahmen, darum unfähig gewesen seien, Volksabkunft und Zunge der sie umwohnenden oder sogar nur allmählich mit ihnen selbst verschmolzenen Stämme zu erkennen: das ist eine sicherlich nicht zulässige Behauptung. Behalten wir doch im Auge, daß die von den Alten uns überlieferten Angaben im Grunde die Leuchten sind, die uns überhaupt das Dunkel der Vorzeit erhellen. Wo stünden wir ohne diese Leuchten?

Wenn Tacitus sich des Zusammenhanges der germanischen Stämme so bewußt war, daß er noch die **Svionen**, die Schweden — die Svie der alt-russischen Geschichte aus der Zeit der Reichsgründung durch Rurik (Roderich) und seine germanischen Wäringer — zu den Deutschen zählt; wenn Cäsar weiß, daß die Mehrzahl der Belgier von den Germanen stammt (plerosque Belgas esse ortos a Germanis), wie ja heute noch

die Mehrzahl der Belgier Niederdeutsch redet: so sieht man doch, daß die klassischen Schriftsteller auch Etwas wußten. Es ist gleichwohl einem englischen, richtiger gesprochen: walisischen Gelehrten, dem Oxforder Keltisten Professor J. Rhys, gelungen, in seinem Werke: „Das keltische Britannien" — worin der in früher Zeit nach Süd-Britannien eingewanderten Belgier gedacht ist — kurzweg zu behaupten: „Kein Grund ist zu der Annahme vorhanden, daß die Belgier Germanen gewesen seien." Die Stelle bei Cäsar erwähnte Professor Rhys dabei mit keinem Worte! Ebenso wenig daß Cäsar nochmals ausdrücklich von den belgischen Aduatukern sagt, sie seien „den Kimbern und Teutonen entsprossen". (De Bello Gallico; II, 4 und 29.) Und doch hatte der römische Feldherr gegen die Belgier gekämpft und durch Dolmetscher das Nähere über sie von ihnen selbst erfahren. Er wußte also gewiß Bescheid.

Der Verfasser jener Abhandlung „Zur Griechischen Vorgeschichte" geht allerdings nicht so zu Werke wie Professor Rhys. Er schreibt ganz richtig: „Alexander I. von Makedonien mußte nach Herodot seine hellenische Abkunft nachweisen, ehe er zu den olympischen Spielen zugelassen wurde. Thukydides bezeichnet die Makedonen und Epiroten ausdrücklich als Barbaren. Isokrates sagt, das hellenische Königshaus von Makedonien herrsche über ein stammfremdes Volk. Ephoros läßt Hellas mit Akarnanien anfangen, schließt also Epeiros davon aus. Noch die Vertreibung der makedonischen Besatzung aus Korinth durch Aratos wird als Befreiung von der Fremdherrschaft gefeiert" u. s. w.

Nichts desto weniger fährt der Verfasser so fort:

„Gleich hier oben sehen wir, wie wenig etymologischen Werth solche Angaben haben." Ein paar Zeilen weiter jedoch: „In der That kann nicht der geringste Zweifel sein, daß die Makedonier um die Wende vom 3ten zum 2ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Griechisch gesprochen haben . . . Wenn also die Makedonier wirklich von Hause aus Barbaren gewesen wären, so waren sie doch in dieser Zeit vollständig hellenisirt, also Griechen; denn wenn wir bei Völkern die Ahnenprobe machen wollten, wie viele würden da wohl bestehen?"

Ist denn aber das ein Beweis, daß die alten Schriftsteller, von Herodot an bis auf Strabon, Unrecht hatten? Und sollen wir, weil in Griechenland, wie anderwärts, Mischungen stattgefunden haben, die auf uns gekommenen Nachrichten über den „barbarischen" Ursprung der Makedonier zum alten Eisen werfen? Dürfen wir nicht mehr der tiefsten Stammes- und Sprachverschiedenheit der einst in Alt-Italien wohnenden Gallier, Etrusker u. s. w. gedenken, weil sie später sprachlich romanisirt wurden?

„Also Griechen"! Aber darum etwa ursprünglich Hellenen? . . . Franzosen sind ja heute alle in Frankreich wohnenden Bürger dieses Landes, obwohl eine Anzahl von ihnen noch jetzt im Norden flämisches Niederdeutsch spricht und die romanische Volksmundart in beträchtlichen Theilen des

Südens dem Italienischen oder Spanischen näher steht, als dem Schrift-Französischen. Die schon von Cäsar angedeuteten ursprünglichen belgisch-germanischen, iberischen und keltischen Bevölkerungen*) Galliens, in welchem die Römer nachträglich ihre Sprache zurückließen, sind — ganz abgesehen von den späteren Fremden, Franken, Burgundern, Goten und selbst Sarazenen — doch nicht zu bestreiten. Aehnlich steht es mit den Makedoniern.

Von Epirus, durch die Balkan-Länder hindurch, nach Klein-Asien hinein und bis über die Ufer des Kaspischen Meeres hinaus, wohnten einst untereinander blutsverwandte Völker wesentlich thrakischen Stammes. Daß die Makedonier nachträglich, im Laufe der Zeit, mehr oder weniger rasch in der Sprache hellenisirt wurden, wer wollte es bezweifeln? Aber weit entfernt, daß dort in der Vorzeit ein zum „griechischen Sprachstamm" gehöriges Volk gewohnt hätte, ist vielmehr umgekehrt wahr, daß es sehr lange dauerte, ehe das hellenisch redende Volk sogar in dem Lande, das später als das eigentliche Hellas galt, die auch darin befindlichen thrakischen Bevölkerungen wirklich mit sich verschmolz.

Am Ende hatten die Hellenen doch Ohren, um zu hören, und vermochten auch ohne wissenschaftliche Kenntniß die verschiedenen Zungen zu unterscheiden. Jahrhunderte lang waren sie noch mit den sogenannten barbarischen Ureinwohnern durcheinander gemischt und hörten daher durch Solche, die der beiden Sprachen mächtig geworden waren, gar Vieles über jene fremden Vorläufer und Miteinwohner. Es ist gewiß schade, daß Hellenen und Römer, zum Theil wohl aus Stolz, zum Theil auch aus Unfähigkeit, in fremdes Wesen einzudringen, uns weniger überliefert haben, als man wünschen möchte. Aber was sie überliefert haben, spricht immerhin deutlich genug.

Wissen wir nicht aus Herodot (I, 57, 58), daß selbst der hochbegabte attische Stamm ursprünglich ein barbarischer, pelasgischer, nur später sprachlich hellenisirter war; daß diese Pelasger in einer der Zunge der krestonischen Thraker verwandten Mundart redeten; und daß der hellenische Menschenschlag zur Zeit, als er von den Pelasgern noch getrennt war, blos eine kleine Zahl umfaßte, jedoch aus geringem Anfang zu einer Menge von Völkern erwuchs, insbesondere durch Vereinigung mit vielen barbarischen Stämmen?

Eine so bedeutsame Meldung sollte in einer Abhandlung über griechische Vorgeschichte nicht fehlen. Der Verfasser gedenkt ihrer jedoch nicht.

Sagt nicht Strabon, VII, 8, § 2: „Thraker, Illyrer und Epiroten wohnen noch jetzt an der Seite von Hellas. Ehemals war das von ihnen besessene Gebiet weit ausgedehnter, obwohl selbst heute noch Barbaren einen

*) Ganz Gallien zerfällt in drei Theile, deren einen die Belgen, deren andern die Aquitanier bewohnen, den dritten diejenigen, die in ihrer Zunge Kelten, in der unserigen Gallier heißen. Sie Alle unterscheiden sich von einander an Sprache, Gebräuchen und Gesetzen.

Theil des Landes besitzen, das unzweifelhaft Griechenland ist. Makedonien ist von Thrakern bewohnt, ebenso einige Theile Thessaliens; das Land oberhalb Akarnaniens und Aetoliens durch Thesproter, Kassopäer, Amphilocher, Molotter und Athamaner — epirotische Stämme."

Zahlreich sind die klassischen Stellen über das nahe Zusammenwohnen von Makedoniern und Thrakern in Europa sowohl, als auch in Asien. Ist das ohne Bedeutung? Wir hören bei Strabon (XIII, 4, § 5) von den thrakischen Lydern und Mysern, die am Berge Tmolus mit Makedoniern zusammen angesiedelt sind. Wir wissen durch Plinius („Naturgeschichte" V, 31) von Myso-Makedoniern, also von thrakischen Makedoniern. Denn die Myser waren nicht blos „wahrscheinlich", wie Dr. Beloch schreibt, sondern ganz bestimmt Thraker, gleich vielen andern Stämmen, wie die Alten, zum Beispiel Strabon (VII 3, § 2), auf's Bestimmteste versichern.

Ein paar weitere bezeichnende Thatsachen hätten in einer Abhandlung über Makedonier und griechische Urgeschichte angeführt werden dürfen. Da ihrer ebenfalls nicht gedacht wird, so mögen sie hier Platz finden.

Es werden nämlich auch hyrkanische Makedonier von Plinius, ebenso von Tacitus („Jahrbücher" II, 47), erwähnt. Sie wohnten gleichfalls in Klein-Asien. Ihr Name weist zurück auf das an die Massa-Geten, d. h. Groß-Goten, grenzende Land Hyrkanien am Südost-Ufer des Kaspischen Meeres. Auch kadueniſche Makedonier nennt Plinius in Lydien. Ihr Name deutet auf eine ähnlich lautende Stadt in Mysien oder Phrygien. Kurz, wohin wir blicken, überall ergiebt sich eine enge thrakisch-makedonische Verwandtschaft.

Daß aber die Thraker nicht zum griechischen Volks- und Sprachstamm gehören, obwohl sie, gleich den Hellenen, Arier waren, darüber braucht man kein Wort zu verlieren.

Daß freilich all diese thrakischen Stämme, deren Zusammenhang Jedem klar wird, der die klassischen Stellen sorgfältig vergleicht, untereinander — echt germanisch — in stetem Hader lagen, sich beständig bedrängten oder als Landsknechte dem Feinde dienten, daher schließlich ihm zum Opfer fielen, das ist hinreichend bekannt. Schon Herodot schreibt, ähnlich wie Tacitus später über die Deutschen: „Das Thraker-Volk sei zwar, nächst den Indern, das zahlreichste unter allen Völkern, und es wäre, wenn einig, unbesiegbar, ja, das mächtigste der Welt; doch da solche Einigkeit unmöglich, so sei es schwach."

Und Tacitus, der mit Jubel erzählt, wie sich deutsche Stämme untereinander bekämpften und aufrieben, so daß ihrer 60,000 in einer einzigen Schlacht fielen — ein Schauspiel, das den Römern zur Augenweide gedient habe — setzt hinzu: „O daß, ich erflehe es, diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, so doch Haß untereinander stets dauernd verbleibe, da heute, wo ein Verhängniß das Reich bedroht, das Schicksal uns nichts Besseres mehr zu gewähren vermag, als die Zwietracht der Feinde!"

II.

Die Art, wie der Verfasser des Aufsatzes über „Griechische Vorgeschichte" die Verläßlichkeit der Quellen, auf die wir doch angewiesen sind, zu bestreiten sucht, geht auch aus seiner auf die Karer bezüglichen Darstellung hervor. Lyder, Myser und Karer waren, den Alten zufolge, Thraker, unter sich aber besonders eng verwandt. Aus germanischer Stammesgeschichte lassen sich ja ähnliche engere Bezüge ebenso leicht nachweisen — sei es, daß man etwa Schwaben und Alemannen, oder Baiern und Oesterreicher, oder Friesen, Franken und Niederdeutsche zusammenstellt, oder Deutsche im Allgemeinen der einen, Dänen, Norweger und Schweden der anderen germanischen Seite zuzählt.

Einige haben indessen in neuerer Zeit, den klassischen Zeugnissen zum Trotz, die Karer nicht einmal als „Indo-Germanen", d. h. Arier, gelten lassen wollen und den ebenfalls unzweifelhaft thrakischen Lykiern die gleiche Eigenschaft aberkennen wollen. An solche ungerechtfertigte Meinungen sich anschließend, sagt der Verfasser der genannten Abhandlung: „Wenn also Herodot die Lyder und Myser als „Brüder" der Karer bezeichnet, so folgt daraus noch lange nicht, daß sie gleichen Stammes gewesen sind."

Aber wie? Schreibt denn nicht Herodot ganz ausdrücklich, daß die Myser und die Lyder mit den Karern denselben uralten Tempel des karischen Obergottes theilen, weil sie die Blutsverwandten der Karer sind (ὡς κασιγνήτοισι ἐοῦσι τοῖσι Καρσί); denn sie sagen: „Lyd und Mys waren Brüder des Kar". Hier sind die Karer sozusagen als Stammeshäupter der unzweifelhaft thrakischen Myser und Lyder, und als Tempelherren, sogar vorangestellt. Die Drei zusammen aber sind als Blutsverwandte, dem gleichen Stamme entsprossen, (was eben die Bedeutung von κασιγνήτοι ist) auf's Klarste bezeichnet.

Der genannte Tempel der Karer, hören wir ferner von Herodot, „war keiner anderen Völkerschaft zugänglich, selbst wenn sie gleicher Sprache mit den Karern war". Da nun Myser und Lyder der thrakischen Zunge angehörten und die Karer, durch die Bezeichnung des Heiligthums als eines dem karischen Obergotte geweihten, in den Vordergrund gestellt sind, so liegt es doch auf der Hand, daß die Karer ebenfalls Thraker waren, die drei genannten Völkerschaften aber — etwa wie die verschiedenen schwäbischen Stämme unserer Vorzeit — in engerer Verbrüderung standen.

Betrachtete sich doch auch, um hier eine Vergleichung zu ziehen, der Stamm der Semnonen als „Haupt der Sueven" und hielt daher, in einem durch die Schauer des Alterthums geheiligten Walde, zu bestimmter Zeit, wo die Abgeordneten der einzelnen schwäbischen Stämme sich versammelten, ein furchtbares Opferfest zu Ehren des allbeherrschenden Obergottes (regnator omnium deus). Wer bei ihnen dieser Obergott war, darüber giebt die althochdeutsche Bezeichnung der Schwaben als „Ziuwari", Diener des Ziu (oder Mars), einen Anhaltspunkt.

Man darf wohl aus einer anderen Stelle bei Herodot (V, 119) schließen, daß der genannte Tempel der schwertfrohen Karer dem Kriegsgotte, als der obersten Gottheit, geweiht war. Wal-Vater, Schlachtengott, war auch Odin. „Die Karer," heißt es bei Herodot, „sind das einzige uns bekannte Volk, das dem Zeus Stratios (dem Kriegsgotte) Opfer darbringt". Wahrlich echt thrakisch! Versetzten ja die Hellenen den Tempel des Ares sagenhaft in's Thraker-Land. Nun waren die Karer ganz besonders im Alterthum ebenso als Wikinger gefürchtet, wie sie als Landsknechte überallhin zum Reislaufen stets bereit waren und unter den Griechen sowohl, als auch bei den Egyptern solchen Heeresdienst versahen. Das sind starke thrakisch-germanische, obwohl nicht erfreuliche Züge. Als Seeräuber tummelten sich die Karer unabläßig auf dem Aigäischen Meer, das bei Homer und bei Herodot das „Thrakische Meer" heißt.

Es ist uns weiter gemeldet, daß gerade die Karer, trotz der Härte ihrer Aussprache, die hellenische und die persische Sprache leicht erlernten und redeten: also zwei arische Zungen. Zeugt das Alles etwa gegen ihre Zugehörigkeit zum Indo-Germanenthum, zum Thraker-Stamm?

Noch sei erwähnt, daß, wie der Name der thrakischen Lyker mit dem der weitverbreiteten, ost-germanischen Lyger zusammenklingt, so auch der Name der Karer, von denen wohl die Stadt Karina im thrakischen Mysien ihren Namen trug, mit dem der deutschen Kariner zusammentrifft, die, in der Nähe der Ostsee ansäßig, ohne Zweifel zum suevischen Bunde gehörten. Wer sich erinnert, wie Goten und Heruler vom hohen Norden bis an's Schwarze Meer hin wohnten oder wanderten, der wird die Möglichkeit solcher Beziehungen nicht auffallend finden.

Daß die Griechen, wie Dr. Julius Beloch meint, „stets bereit gewesen, auf die nichtssagendsten Indicien hin griechische Stämme zu Barbaren zu stempeln, oder ihnen wenigstens barbarische Abkunft zuzuschreiben", geht aus den überlieferten Thatsachen nirgends hervor. Das Umgekehrte fand allerdings, wie der Verfasser der Abhandlung über „Griechische Vorgeschichte" zugiebt, öfters statt. Es fehlte ja den Hellenen gewiß nicht an Stolz auf ihre Abkunft. Um so bedeutsamer ist ihr Zeugniß in Bezug auf barbarischen Ursprung oder Einschlag unter ihren Landesangehörigen.

Wenn daher griechische Schriftsteller berichten, daß überall im Peloponnes — der von dem phrygischen Thraker-Fürsten Pelops seinen Namen hat — zumal aber in Lakedaimonien, große Grabhügel gezeigt wurden, in denen diese heldenhaften Eroberer der Vorzeit ruhten; wenn Sophokles den Teukros zu Agamemnon sagen läßt: „Weißt Du nicht, daß Dein Ahn der alte Pelops ist, ‚ein Barbar, ein Phryger?"; wenn die Sage meldet, daß thrakische Briger oder Phryger (denn dies weitverbreitete Volk kennt man schon in alter Zeit, kraft des Gesetzes der Lautverschiebung, unter diesem Namen, wie auch unter dem der Breger, Bryger und Bryker) aus Makedonien nach Hellas eindrangen; wenn die griechische Götterlehre und

Mythe, von der Göttermutter Rhea an bis zu Ganymed und Niobe herab, nachweisbar voll von thrakischen Bestandtheilen ist; wenn die klassischen Schriftsteller von dem Einfluß des thrakischen Gesanges, Tactmaßes und der Tonwerkzeuge dieses ebenso musikalischen wie kriegerischen Volkes erzählen, und die berühmten Musensitze Pieria, den Olymp, Pimpla und Leibethron auf die Thraker zurückführen — wie ja bei Strabon (X, 3, § 17) zu lesen ist; wenn griechische Denker und Redner der späteren Zeit, zum Beispiel **Platon** und **Demosthenes**, über die in Athen herrschende Nachahmung thrakischer Religionsgebräuche sprechen und klagen: so ist doch wohl genug gesagt, um zu beweisen, daß die Griechen alle Ursache hatten, sogar in ihrem eigenen Lande — wozu Makedonien ebenso wenig gehörte, wie Epirus — von „barbarischen", d. h. fremden Beimischungen zu reden. Hellenischer aber in diesen Dingen sein zu wollen, als die Hellenen selbst, das geht nicht an.

Die Erklärung des Namens der Makedonier aus griechischer Wurzel (μακεδνός) hat den Fehler, daß dieselbe Wurzel in vielen arischen Sprachen, in den germanischen zumal, auf den Begriff „groß", also „hochgewachsen", deutet. Es sei hier an die libyschen Maxyer oder Maksyer erinnert, die zufolge Herodot in Nordafrika wohnten und sich als Abkömmlinge von Männern aus Troja, d. h. von Thrakern, bezeichneten.

Als hochgewachsen, rothblond und blauäugig wird dies, den Germanen nahe verwandte Thraker-Volk von den klassischen Schriftstellern geschildert. Ihre Rothhaarigkeit und Blauäugigkeit übertrugen die Thraker, zufolge **Xenophanes**, sogar auf ihre Götterbilder. Denn daß der Mensch, wie Schiller kurz und treffend sagt, sich in seinen Göttern malt, das wußte dieser Weltweise schon vor bald dritthalbtausend Jahren. Oefters wird der Thraker bei den Alten als „Riesen" gedacht. In seiner Schilderung eines Theiles von Makedonien, wo einst die Bryger wohnten, die später nach Asien hinüberzogen, erwähnt Strabon („Bruchstücke", 25) der Sage von solchen Riesen, als eines barbarischen und gewaltthätigen Volkes.

Daß die einzelnen Thraker-Stämme mundartlich schon in alter Zeit, gleich Ober- und Niederdeutschen, auseinandergingen, ergiebt sich bereits aus der Lautverschiebung des Bryger- und Phryger-Namens. Die von **Stephanos von Byzanz** berichtete Aussprache der Makedonier, die statt Aphrodite „Abrodite", statt Philippos „Bilippos", sagten, stimmt ganz dazu. Wie weit Phryger, Makedonier und Illyrier sprachlich oder mundartlich verschieden waren, — ob der Unterschied so groß war, wie der zwischen Deutschen, Dänen und Schweden — läßt sich nicht feststellen. Aber selbst wenn das Verhältniß nur von der Art gewesen wäre, wie etwa zwischen der alemannischen Mundart und der plattdeutschen, so könnte man sich nicht wundern, wenn berichtet wird: ein Makedonier habe die Mundart (τὴν διάλεκτον) des Illyriers erst lernen müssen, um ihn zu verstehen. Um die **Mundart** handelt es sich, nicht um die **Sprache** (γλῶσσα).

Nur kurz sei noch einiger Bemerkungen erwähnt, durch die in der Abhandlung zur „Griechischen Vorgeschichte" altklassisches Zeugniß erschüttert werden soll. Einen epirotischen Stamm besprechend, unter welchem griechische Ortsnamen vorkommen, schreibt der Verfasser:

„Von den Bewohnern der Hauptstadt sagt Thukydides auch ausdrücklich: sie hätten Griechisch gesprochen; sie wären nämlich durch Kolonisten aus Ambrakia hellenisirt worden, während die übrigen Amphilochen „Barbaren" geblieben wären. Hat es denn die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Stadt Griechisch, das Land eine fremde Sprache, also z. B. Illyrisch, gesprochen hätten, während doch Beide zu einer Gemeinde vereinigt waren, und zwar zu gleichen Rechten, nicht etwa in der Form einer Herrschaft der Stadt über das Land?"

Also hellenisirt mußte das dortige Volk doch erst werden. Wie man aber bezweifeln kann, daß in einer Stadt Griechisch (vielleicht nicht einmal ausschließlich), auf dem Lande aber eine andere Sprache geredet wird, ist im Angesicht der Zustände in der Türkei, in Ungarn, in Böhmen, in anderen Theilen Oesterreichs bis nach Triest, in den östlichen Gebieten Preußens, in Belgien, in Nord-Frankreich, zum Theil in Wales, in den schottischen Hochlanden und in Irland, in Rußland und sonstwo, unbegreiflich. Hat nicht selbst in Griechenland, bis auf unsere Zeit herab, ein albanesisches, Skipetarisch redendes Landvolk dicht bei Athen sich erhalten? Giebt es nicht noch Wenden sogar bei Berlin?

Daß, um einen anderen, seitab liegenden Punkt der genannten Abhandlung flüchtig zu berühren, stets „die Eroberer sich den Eroberten sprachlich assimiliren", oder umgekehrt, ist geschichtlich auch nicht der Fall. Ganz Europa und Asien sind noch heute voll von Beweisen des Gegentheils.

„Man hat auf England hingewiesen," sagt Dr. Julius Beloch, „das durch die Völkerwanderung germanisirt worden ist, während Gallien seine römische Nationalität bewahrt hat." In Wirklichkeit steht die Sache so, daß bis zur Stunde noch in Wales die Mehrzahl der Einwohner Kymrisch, d. h. Keltisch, spricht. Ebenso wird in einem Theile der schottischen Hochlande Gälisch, und in den Landbezirken von Südwest-Irland Ersisch, eine dritte keltische Mundart, gesprochen. Nachdem 1066 die deutsche Eroberung Britanniens durch den Einbruch der Normannen gestürzt worden, blieb Französisch Jahrhunderte lang die Hof-, Staats- und Gerichtssprache. Ja, französische Sprachbrocken verunzieren noch jetzt den Verkehr der englischen Krone mit der Landesvertretung. Und in Gerichtshöfen, selbst bei den städtischen Ausrufern, haben sich in England derlei fremde Sprach-Ueberbleibsel bis zur Stunde erhalten." Oyez! Oyez! (hört! hört!) schreit der Ausrufer. Er spricht es freilich komischer Weise „oh yes!" aus; das heißt: „O ja!"

Seine römische Nationalität hat zwar Gallien nach der Völkerwanderung nicht bewahrt, wie in jener Abhandlung gesagt ist, wohl aber eine Tochtersprache des Lateinischen. Als es jedoch unter die Herrschaft der Franken

gerieth und das Reich ihren Namen bekam, da erhielt sich die fränkisch-deutsche Zunge im Norden des Landes noch ein halbes Jahrtausend nach Chlodowech. Die Zähigkeit, mit der oft eine Völkerzunge fortlebt, selbst wenn sie von einer weitverbreiteten Kultursprache bedrängt ist, ergiebt sich in Frankreich aus der Fortdauer des Bretonischen, das erst durch keltische, vor den Angelsachsen flüchtende Briten nach Gallien herüber kam. Ebenso aus der Erhaltung der niederdeutschen Zunge in Nord-Frankreich. Braucht man an die „Sieben Gemeinden", die sich kimbrischer Abkunft mitten unter Italienisch sprechendem Volk rühmen und jedenfalls altdeutschen Ursprunges sind, oder an zahlreiche Beispiele in Ost-Europa zu erinnern? Ging nicht das letzte Ueberbleibsel keltischer Zunge in Cornwallis erst im vorigen Jahrhundert mit Dolly Pentreath ein? Hatte sich nicht ein Nachklang der gotischen Sprache bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Krim erhalten?

Das Alles wird wohl zeigen, wie wenig die mit den verschiedensten Mitteln versuchten Einwände gegen die Glaubwürdigkeit zahlreicher klassischer Zeugnisse gegründet sind.

Allzu allgemein hingestellt ist ferner die Behauptung: „Unterworfene Völker pflegen den Namen ihrer Beherrscher anzunehmen, und dieser Name bleibt dann in Geltung." Von Preußen bis Spanien lassen sich ja Fälle des Gegentheils nachweisen. Selbst in England hat man den Namen der unterworfenen Briten in neuerer Zeit wieder emporgebracht, um das Reich zu bezeichnen. Ob das richtig war, ist eine andere Frage. Ich verweise nur darauf, um nochmals darzuthun, daß die betreffenden Ausführungen von Julius Beloch keineswegs stichhaltig sind.

Wenn die Alten von der barbarischen Abkunft der sie umwohnenden Stämme melden, mit denen sie ja fortwährend zu thun hatten; oder wenn sie das Gleiche von allerhand mit ihnen selbst durchmischten Bevölkerungen erzählen, deren sprachliche Hellenisirung nur langsam vor sich ging: so wußten sie wahrlich sehr gut, was sie sagten. Wir Deutsche aber sollten endlich lernen, die Urgeschichte jener, das Griechenthum umringenden oder in dasselbe eindringenden Stämme im Zusammenhange mit den Anfängen unseres eigenen Volkes zu begreifen.

Aus jenen barbarischen Stämmen sind viele als Denker, Dichter, Staatsmänner, Sänger berühmte „Griechen" hervorgegangen. Das wissen wir ebenfalls aus vielfachem Zeugniß.

Wenn Thukydides von den Eurytanern — die, wie er sagt, einen großen Theil der Aetolier bildeten, sehr kriegerisch waren und sich von rohem Fleisch nährten — die klare Mittheilung macht, sie redeten eine gänzlich unverständliche Sprache (γλῶσσαν: nicht Dialekt oder Mundart, wie die Scholiasten hinterher auslegen möchten): so ist dieser griechische Geschichtsschreiber sozusagen ein doppelt klassischer Zeuge. War doch er selbst ein Abkömmling eines Thraker-Fürsten! Der große Geschichtsschreiber stammte mütterlicherseits von

Kimon ab, dem Sohne des Miltiades, des Siegers von Marathon, der von derselben Seite dem Thraker-König Olor(os) entsprossen war. Der Name Olor erinnert an den nordisch-germanischen Namen Olafr. Diesen unter den Thrakern häufigen Namen trug Thukydides selbst, ebenso wie sein Vater. In Thrakien war Thukydides begütert. Eine Thrakerin nahm er zur Gemahlin. Ob die ätolischen Eurytaner eine wirklich fremde, ganz unverständliche Sprache redeten, konnte er wohl wissen. Der von dem Verfasser dieser Abhandlungen erhobene Zweifel ist ungegründet.

Die griechische Geschichte ist voll von ähnlichen, auf die Bedeutung des Thraker-Namens bezüglichen Thatsachen. Und wir sollten uns bemühen, die klarsten Berichte, die uns allein Licht geben, aus der Welt zu schaffen, um in ursprünglich ganz fremdsprachigen Ländern ein Hellenenthum herzustellen, dessen ungemischtes Vorhandensein die Griechen sogar in ihrem eigenen Lande nicht einmal behaupteten?

London, October 1897.

Miliz.

Von

E. Miller.

— Berlin. —

Mit sehr gemischten Gefühlen hat die gesittete Welt das Rundschreiben des Grafen Muraiew, die Einladung an die Mächte zur Beschickung einer Abrüstungsconferenz, gelesen. Die unfreundlichste, ja unwilligste Aufnahme fand die merkwürdige Botschaft in Kreisen, von welchen man vor allen anderen hätte denken sollen, sie würden dem neuen Zarbefreier und seinen Berathern laut zujubeln. Die socialistische Presse ging so weit, den russischen Vorschlag nur einen diplomatischen Tric zu nennen, die anderen Staaten zuerst wehrlos zu machen, um dann über sie herzufallen. Das hindert freilich nicht, die Kundgebung selbst in einem unseren Wehreinrichtungen sehr ungünstigen Sinne auszubeuten, und dem neugewählten Reichstag, der sich mit verschiedenen militärischen Fragen zu beschäftigen haben wird, soll die Einführung des Milizsystems in besonders nachahmenswerthen Farben kräftiger, denn je, empfohlen werden. Der Vorschlag der Umwandlung unseres deutschen stehenden Heeres in eine Miliztruppe ist nicht sowohl der ursprüngliche Gedanke der Socialisten, als vielmehr der süddeutschen Demokratie, ohne daß diese eigentlich wüßte, wie das von ihr gepriesene Volksheer aussehen soll. Wenigstens war am 30. und 31. März 1896 noch im Centralorgan der württembergischen Volkspartei, die das überwiegende Gros der ganzen deutschen Demokratie darstellt, zu lesen, die principielle Frage, ob Miliz oder stehendes Heer, werde durch das Programm der Demokratie nicht präjudicirt, wenigstens nicht im Sinne des schweizerischen Milizsystems, und mit den Wehrverhältnissen der Vereinigten Staaten von Nordamerika habe sie sich noch nicht näher befaßt. So verlohnt es sich nicht, unfaßbare Allgemeinheiten zu widerlegen; es ist um so weniger nöthig, als diese schwächste deutsche Parteigruppe dem un-

rettbaren Geschicke verfallen ist, nur die Vorarbeit der Socialdemokratie zu verrichten. Dieser muß dagegen zugestanden werden, daß sie in der Richtung einer radicalen Aenderung unserer Wehrmacht weiß, was sie will, die Einführung des schweizerischen Milizsystems, in welchem sie genügende Garantie für die Sicherheit und Schlagfertigkeit Deutschlands zu erblicken erklärt; auch findet sie, daß die schweizerische Miliz billiger sei und namentlich dem einzelnen Wehrpflichtigen und seiner Familie geringere Opfer auferlege, als die deutsche Militärorganisation. Die Verfechter dieser Gedanken sind in ebenso großen ideellen, wie positiven Irrthümern befangen. Man darf vor Allem nicht vergessen, daß die gesammte schweizerische Wehrmacht einen ausschließlich defensiven Zweck hat; sie soll nur feindlichen Corps den Durchmarsch durch eidgenössisches Gebiet verlegen. Dem Lande ist die Neutralität völkerrechtlich garantirt. Wer möchte sie verletzen? Der Sieger wird es nicht nöthig haben; der Geschlagene wird sich doppelt hüten; der taktische Erfolg wäre immer zweifelhaft, der Zeitgewinn einer kürzeren Marschlinie durch den Aufenthalt unvermeidlicher Kämpfe reichlich ausgeglichen. Einem siegreich zurückgewiesenen Gegner aber würde kein schweizerischer Soldat auch nur einen Schritt über die Grenze folgen, aus politischen und militärischen Gründen gar nicht folgen können. Alle diese Factoren in Rechnung gezogen, kann man immerhin zu dem Schlusse gelangen, daß das schweizerische Wehrsystem seinen Zweck erfüllt. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse bei einer Großmacht ersten Ranges. Alle Friedensliebe Deutschlands, seine aller Welt bekannte Absicht, sich nur auf die Abwehr eines Angriffskrieges einzurichten, können es niemals davor sichern, sofort die energischste Offensive zu ergreifen, den Krieg auf das feindliche Gebiet zu verpflanzen und den Angreifer so zu schwächen, daß er auf absehbare Zeiten gelähmt und actionsunfähig wird. Diese Aufgabe zu erfüllen, wäre aber kein Milizheer im Stande. Alle kriegsgeschichtlichen Beispiele beweisen dies. Die Heere der französischen Revolution gingen aus den alten königlichen Truppen hervor. Fast fünfundzwanzig Jahre währende Kämpfe waren ihnen eine unvergleichliche Kriegsschule, an der Spitze ein Genie, ein Mann von bestialisch grausamer Energie, uneinige Gegner, die sich seit Jahrhunderten selbst zerfleischten. Wo bleiben da noch die Wunder der napoleonischen „Miliztruppen", die zeitweise furchtbare Schlappen erlitten; es sei nur an Würzburg, Osterach, Stockach und vor Allem an Aspern erinnert. Zu Beginn der Freiheitskriege hatte die ganze Coalition nicht so viele Truppen, wie Napoleon, der über die Kräfte Frankreichs, Italiens, Belgiens, Hollands und des ganzen Rheinbunds traurigsten Angedenkens verfügte. Oesterreich trat später erst auf Seiten seiner Gegner. Die von 1807 bis 13 reorganisirten Truppen mit Milizen zu vergleichen, erscheint fast wie ein Scherz. Die Helden der Freiheitskriege waren die Schößlinge der Friedericianischen Armee, die ihnen eine unvergleichliche Unterlage sicherte. Der nordamerikanische Secessionskrieg, nur mit Milizen ausgefochten, wurde zum größten Bürgerkrieg, von

dem die Blätter der Geschichte zu melden wissen. Er währte vier Jahre und verschlang an Geld und Menschen ungeheure Opfer, gegen welche alle Kriege mit stehenden Heeren weit zurückbleiben. Im jüngsten griechisch-türkischen Krieg hat das Milizsystem der Hellenen ein jämmerliches Fiasco erlitten, und die Consequenzen des spanisch-amerikanischen Krieges liegen aller Welt vor Augen. Amerika organisirt eine Militärmacht ersten Ranges, um sich auf dem Welttheater zu behaupten. Mit diesen Thatsachen vergleiche man die Kriege von 1864, 1866, 1870/71. Nur in der zweiten Periode des letzteren waren die Verluste der von Gambetta „aus der Erde gestampften Milizen" ganz enorm. Die Voraussetzungen der deutschen Socialdemokratie, die sich an die Qualität des Milizsystems knüpfen, sind mindestens äußerst fragwürdige. In gröbstem Irthum aber ist sie befangen, soweit es sich um die finanziellen „Erleichterungen" handelt, ein Moment, das auf die Masse besonders verlockend wirkt. Die Wehrgesetze der Schweiz selbst und die amtlichen Budgets sollen reden und widerlegen. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig; kein Schweizer ist von der Rekrutenausbildung befreit. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 20. und endigt mit dem 44. Lebensjahre; davon entfallen 13 Jahre auf die Feldarmee, 12 auf die Landwehr. Für die Lieutenants dauert die Dienstzeit in der Feldarmee bis zum 34.; für die Hauptleute bis zum 38.; in der Landwehr für beide Kategorien und für die Majore überhaupt bis zum 48. Lebensjahre, während man in Deutschland weder für die Offiziere des Beurlaubtenstandes, noch für die Mannschaften solche ausgedehnte Altersgrenzen kennt und daher auch weit geringere und weniger störende und lästige Anforderungen stellt. Wer weder der Feldarmee noch der Landwehr angehört, ist von seinem 17. bis 50. Lebensjahre dem Landsturm zugetheilt. Wer durch besondere Umstände, wie Dienstuntauglichkeit, entehrende Strafen, verhindert ist, persönlich Militärdienst zu leisten, hat eine Militärersatzsteuer zu entrichten, und zwar pro Jahr 6 Frcs. Grundtaxe oder Kopfsteuer, ferner von jedem 1000 Frcs. Vermögen 1,50 Frcs. und zudem von jedem 100 Frcs. Einkommen 1,50 Frcs. Die Eltern und Vormünder sind haftbar. Der Wehrpflichtige wird einer pädagogischen Prüfung unterzogen, die sich auf Lesen, Rechnen, Aufsatz und vaterländische Geschichte erstreckt. Wer hier ungenügende Kenntnisse aufweist, hat einen Strafcurs durchzumachen. Sämmtliche wehrfähige Mannschaften ergeben eine Bundesarmee von 11499 Offizieren, 36148 Unteroffizieren, 424680 Mann. Wir haben es also mit ganz gewaltigen Ziffern zu thun, hinter welchen Deutschland vergleichsweise weit zurückbleibt. Dieser Armee liegt eine Bevölkerung zu Grunde, die nicht viel über zwei und eine halbe Million zählt, nachdem die zahlreichen Fremden in Abzug gebracht sind.

Es muß nun zugegeben werden, daß die Ausbildungsdauer der Truppen auf den ersten Blick als eine sehr kurze erscheint. Die Rekrutenschulen umfassen je nach der Waffe nur 42 bis 80 Tage, die Nachübungen 10 bis 28 Tage. Diese finden für die Cavallerie alljährlich, für die

anderen Waffen bei der Feldarmee alle zwei, bei der Landwehr alle vier Jahre statt. In allen diesen Uebungsperioden sind aber Einrückungs-, Entlassungs-, Fest- und Marschtage auf die Waffenplätze nicht mit inbegriffen. Die Mannschaften der Cavallerie haben einen Ausweis über die Möglichkeit, ein Pferd zu halten, zu erbringen; sie sind verpflichtet, während ihrer ganzen, Jahrzehnte umfassenden Dienstpflicht das Pferd in kriegstüchtigem Zustande zu erhalten, und deswegen entsprechender Controle durch Vorführungen und Inspectionen unterworfen. Die verschiedenartige Belastung, die sich für den Einzelnen hieraus ergiebt, liegt auf der Hand. Die Mannschaften der übrigen Waffen sind entsprechenden Inspectionen unterworfen und haben alljährlich eine bestimmte Anzahl von Patronen zu verschießen. Jede Versäumniß wird selbst bei Mannschaften des Landsturmes mit dreitägiger Uebung geahndet. Bei Licht betrachtet, sieht man deutlich, daß alle diese Gesetze manchmal sehr störend in das bürgerliche Leben eingreifen und nicht wenig von den Lasten des stehenden Heeres aufwiegen. Die Dienstzeit der Offiziere und Unteroffiziere steigert sich entsprechend höher und weit über 600 Uebungstage, wobei zu bemerken ist, daß alle diese Ziffern nur den vor dem Volke festgelegten Normen entsprechen und, da sich sehr viele Freiwillige melden, die Militärbehörden große Auswahl haben und die gesetzlich festgelegte Dienstzeit sich oftmals bis um das Dreifache steigern läßt. Trotzdem herrscht die allgemeine Ansicht, daß auch diese gesteigerte Dienstzeit für die militärische Ausbildung absolut ungenügend ist. Um dem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, hat man verschiedene Vorkehrungen getroffen, die in den bürgerlichen Beruf mehr oder weniger eingreifen. Am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ist eine Militärabtheilung errichtet.

Schon für die männliche Jugend von 10 bis 20 Jahren an ist ein freiwilliger militärischer Vorunterricht eingeführt, der den Zweck hat, die künftigen Rekruten in elementaren Uebungen und im Schießen derart vorzubereiten, daß im Heere so viel Zeit gewonnen wird, ihnen eine bessere dienstliche und taktische Ausbildung zu gewähren. Auch im gesammten obligatorischen Turnunterricht sollen Befehle wie Uebungen Rücksicht nehmen auf Kommandos und Formen des Exercirreglements. Lehramtskandidaten wurden zu besonderen Rekrutenschulen einberufen, in welchen auf ihre Ausbildung behufs Uebertragung des Erlernten auf die ihnen anvertraute Jugend ein ganz besonderer Nachdruck gelegt wurde, ja Lehrer selbst, die sich in den Rekrutenschulen als zur Ertheilung des Turnunterrichts nicht genügend befähigt erwiesen, wurden schon in besondere Turncurse einberufen, um ihnen Gelegenheit zu geben, das Versäumte nachzuholen. Alle die hieraus erwachsenden Kosten für Lehrkräfte, Geräthe, Plätze, Hallen u. s. w. sind im Militärbudget, von dem wir bald sprechen werden, nicht inbegriffen. Alle Schützenvereine, die mindestens zehn Mann stark sind und gewisse Bedingungen erfüllen, werden von Bundes wegen unterstützt und militärisch

controlirt. So erscheint das Milizsystem keineswegs so einfach und leicht, wie viele seiner Verfechter glauben mögen. Sehr erhebliche, im ordentlichen Militärbudget nicht etatisirte Kosten erwachsen namentlich auch durch die längere freiwillige Dienstzeit der Offiziere und Unteroffiziere.

Der Dienst der Mannschaften ist sehr anstrengend. Der Soldat ist weit mehr in Anspruch genommen, als in Deutschland. Die Ruhepause zwischen Vor- und Nachmittagsübungen ist wesentlich kürzer als bei uns. Die Uebungen beginnen früher und werden namentlich viel länger ausgedehnt. Auch Sonn- und Feiertage werden möglichst zu Uebungen ausgenützt, obwohl sie nicht als Diensttage gelten. Die Belastung der Mannschaften ist bedeutend schwerer. Wer da meinen sollte, im Milizheere führe man eine Art militärisches Dolce far niente, täuscht sich auf das Allergröbste. Dafür liefern namentlich auch die weitgehende Strafbefugniß der untersten Chargen schon und die sehr strengen gerichtlichen Strafen selbst unumstößliche Belege.

Keine andere Armee der Welt kennt ein so humanes und mildes Strafgesetzbuch wie die deutsche, und in keiner anderen Armee sind der Disciplinarstrafbefugniß der Vorgesetzten so enge und bestimmte Grenzen gezogen, als wiederum in der deutschen. Der älteste Lieutenant, der Jahrzehnte lang gediente Feldwebel können nicht zehn Minuten lang Strafexerciren verhängen. Erst dem Compagniechef räumt das Gesetz Disciplinarstrafgewalt ein, welche mit wenigen Tagen Arrest schon ihr Maximum erreicht. Der fürstliche Gesetzgeber ist bei diesen Bestimmungen davon ausgegangen, daß der Vorgesetzte, dem Strafgewalt verliehen ist, neben allgemeiner Bildung und ausgezeichneter Erziehung ruhige Ueberlegungsfähigkeit, Diensterfahrung und Menschenkenntniß besitzen muß. Um die drei letzten dieser Eigenschaften zu erlangen, bedarf es aber Jahr und Tag. So hat der deutsche Kriegsherr seinen Offizieren erst vom Hauptmann aufwärts Disciplinarbefugniß verliehen. Und kaum wo anders wird eine Competenz mit peinlicherer Gewissenhaftigkeit gebraucht, als die Strafgewalt von allen deutschen Commandobehörden. Darüber kann nur urtheilen, wer das Strafbuch einer deutschen Truppe kennt. Die subtilste Controle der geringsten Disciplinarstrafe, wie eines halbstündigen Strafexercirens, einer Dienstverrichtung außer der Reihe, wird bis hinauf zum Generalcommando auf ihre Ursache und Wirkung selbst geprüft; denn die einzelnen Strafen müssen in einem gesunden Verhältnisse zu einander stehen und ihre erzieherischen Erfolge aufweisen bei dem einzelnen Bestraften. Und die gesammte Strafliste einer Truppe bildet für die vorgesetzten Behörden wiederum einen der wesentlichsten Anhaltspunkte für die Qualität der Truppe und vor Allem ihres Führers selbst. Die wohlthätige Rückwirkung in dieser Richtung zu verkennen, hieße Feuer und Wasser nicht von einander unterscheiden zu wollen. Ganz anders liegen die Verhältnisse im schweizerischen Heere.

Wenn es damit auch besser bestellt ist, als in Frankreich und England, so bedeuten sie doch Deutschland gegenüber einen beträchtlichen Rückschritt. Ganz junge, mitunter ungebildete Leute, die selbst nur eine Dienstzeit von einigen Monaten hinter sich haben, üben Strafgewalt. Schon Korporale können Untergebene in Arrest schicken; der Feldwebel kann mehrere Tage verfügen. Die Strafarten umfassen: Militärfrohnen, Strafexerciren, Konsignirung, gemeinen und strengen Arrest. Für Unteroffiziere fallen die beiden ersten Strafarten weg, dagegen treten für sie hinzu: Einstellung im Grade von 8 bis 30 Tagen und Degradirung. Die Einstellung im Grade oder vorübergehende Degradirung kennt man in Deutschland nicht, sie widerspricht unserer ganzen militärischen Anschauung und bedeutet überall eine schwere Schädigung der Disciplin. Schon der Hauptmann kann sie verfügen. Daß aber der Oberst auf dem Disciplinarweg die **dauernde** Degradirung verfügen kann, ist ein Beweis für den großen Unterschied der Strafgewalt der Milizoffiziere und derjenigen in unserem stehenden Heere. Noch deutlicher springt dieser Unterschied zu Gunsten des deutschen Soldaten im gerichtlichen Verfahren in die Augen. Als eine der bemerkenswerthesten Einrichtungen muß man das eidgenössische Gesetz vom 28. Juni 1889 ansehen, welches neben zahlreichen anderen Kategorien der Militärgerichtsbarkeit und dem Militärstrafgesetz des Bundes auch Civilpersonen unterwirft, welche Soldaten zur Verletzung ihrer Pflichten verleiten oder zu verleiten suchen oder sich der Spionage und des Falschwerbens schuldig machen. Es existirt nur **eine** richterliche Instanz, es giebt **keine** Berufung, nur ein Revisionsbegehren kann wegen eventueller Formfehler an das Kassationsgericht gerichtet werden. Das Kassationsverfahren ist geheim, während vor dem erkennenden Gericht öffentlich verhandelt wird, sofern es diesem nicht selbst geboten erscheint, die Oeffentlichkeit beliebig auszuschließen. Früher waren diese Gerichte mehr den Schwurgerichten analog organisirt; man ist aber davon abgekommen und hat an deren Stelle die jetzige straffere Organisation gesetzt. Ganz enorm sind die gerichtlichen Strafen selbst, im Vergleich zu Deutschland von drakonischer Strenge. Wer sich z. B. einem ihm ertheilten Dienstbefehl unbewaffnet widersetzt, wird mit Zuchthaus von 1—4 Jahren bestraft, war der Ungehorsame bewaffnet, so tritt 2—6jährige Zuchthausstrafe ein. Der deutsche Kriegsartikel 51 lautet: „Der Soldat, der einem Kameraden Eßwaaren, Getränke, Tabak und Gegenstände zum Reinigen oder zum Ausbessern von Montirungs- oder Armaturstücken, wenn auch nur von unbedeutendem Werthe oder in geringer Menge und zum alsbaldigen eigenen Gebrauche, entwendet oder veruntreut, wird nachdrücklich bestraft." Darunter sind auch Strafen von kurzer Dauer zu verstehen. Das entsprechende schweizerische Gesetz bestraft den Kameradendiebstahl, wenn der Werth nicht mehr als 40 Frs. beträgt, mit Gefängniß von 6—12 Monaten oder mit Zuchthaus bis zu 4 Jahren; zwischen 40 und 200 Frs. mit Zuchthaus bis zu 6 Jahren, und über 200 Frs. mit

Zuchthaus bis zu 20 Jahren. Diese abnorm hohen Strafen sind, wie so manche andere in Deutschland nicht so leicht faßliche Erscheinungen, keineswegs Zufälligkeiten des uns gepriesenen und empfohlenen, aber meist völlig unbekannten Milizsystems, sondern, wie schweizerische Offiziere, Juristen und Politiker versichern, unvermeidliche Consequenzen eines jeden Milizsystems überhaupt, in welchem die Disciplin eben niemals so glatt und rasch in Fleisch und Blut übergehen kann, wie in einem stehenden Heere.

Das schwerwiegendste Argument aber, das die Socialdemokratie zu Gunsten einer deutschen Miliz in die Waagschale wirft, ist der verhältnißmäßig geringe Kostenaufwand, welche sie, schweizerischem Muster angepaßt, erfordern würde. Diese Rechnung bleibt an der Hand der amtlich festgelegten Etats der Schweiz geradezu unverständlich. Ohne uns auf Einzelheiten, die in Deutschland einführen zu wollen, den heftigsten Widerstand der Linken herausfordern würde, wie z. B. die Sätze für Equipirungsgelder, für Pferdebeschaffung der Offiziere, Bedientenentschädigung u. a., einzulassen, wollen wir nur einen siebenjährigen Durchschnitt herausgreifen. 1888 betrug das Militärbudget über 19 Millionen, stieg dann bis 1891 auf 25, 1892 auf nahezu 37 und sank 1894 wieder auf 25. Letztere Ziffer ist auch in den vier jüngst verflossenen Jahren der Durchschnitt geblieben. Dies sind die Leistungen von Bundes wegen ohne die Nachtrags- und außerordentlichen Credite, die regelmäßig als nachhinkende Boten erscheinen. Schon diese Summen ergeben, daß kein wesentlicher Unterschied zwischen Deutschland und der Schweiz besteht, und wenn wir alle jene, schon weiter oben eingehend behandelten Factoren in Rechnung ziehen, die die Cantone, Gemeinden und den Einzelnen belasten, dann verschwindet jeder finanzielle Unterschied, ja zeitweise stellt sich sogar ein solcher zu Gunsten Deutschlands heraus. Was die schweizerischen Festungsbauten verschlingen, wollen wir hier nicht weiter ausführen und nur erwähnen, daß diese überhaupt das ganze Milizprincip durchbrochen und gelockert haben; denn sie erfordern eine stehende Festungsbesatzung, die man nicht von Monat zu Monat wechseln kann, mit anderen Worten, das reine Milizsystem an sich ist garnicht durchführbar, auch in der Schweiz nicht. Wenn sich nun ein Wehrsystem Jahrhunderte hindurch bewährt hat, wie in Preußen und dem ihm angegliederten Deutschland, dann könnte eine principielle und radicale Reorganisation ohne Erschütterungen gar nicht vor sich gehen, selbst dann nicht, wenn das Neugeplante wirklich gleich- oder gar mehrwerthig wäre. Ein Verbrechen aber müßte man es nennen, leichtsinnig zu experimentiren und Versuche mit Einrichtungen anzustellen, die sich noch nirgends bewährt haben — um so mehr, als aus der Schweiz immer weitere Stimmen kommen, welche die schweizerische Heeresorganisation als sehr reformbedürftig bezeichnen. Selbst die Masse des Schweizervolkes beginnt, sich für die Frage sehr zu interessiren. Das schweizerische Offizierscorps besitzt einige ganz ausgezeichnete Capacitäten, die, wie es in der Natur der Sache liegt, sich mehr auf militärschriftstelleri-

schem Gebiete hervorzuthun, gezwungen sind. Ihre Schriften haben wiederholt großes Aufsehen erregt und weit über die Grenzen des Alpenlandes hinaus die gebührende Beachtung gefunden. Mögen auch diejenigen sie lesen, die in den Bestrebungen deutscher Militärschriftsteller aus dem Offizierscorps nur eine Arbeit pro domo erblicken wollen. Die Eidgenossen Günther, Sonderegger und Wille arbeiten sicher nicht „pour le roi de Prusse“. Sie haben mit anerkennenswerthem Freimuthe ihren Landsleuten die Wahrheit gesagt, die Schäden des Heeres aufgedeckt und vor Allem eingeräumt, daß, was die Kosten betrifft, die schweizerische Miliz den Rang eines stehenden Heeres vollauf einnimmt, sonst aber weit hinter einem solchen zurückbleibt; die Schuld liege aber nicht an der ungemein kriegerisch veranlagten und urkräftigen Mannschaft, sondern an dem unfertigen Offizierscorps, welchem das Verständniß für die Truppenerziehung fehle, das die Voraussetzung der starken Führung eines Heeres bilde. Dies fühle das Volk und stehe dem Offizierscorps und der Armee daher skeptisch gegenüber. Vor Allem sei die erste Dienstzeit der Mannschaften zu verlängern und dann für das Offizierscorps eine mehrjährige ununterbrochene einzuführen. Günther sagt mit kurzen, aber schneidend scharfen Worten, „daß ein Staat, der durch die Umstände zur Verfolgung einer kräftigen Politik gezwungen wird, das scharfe Werkzeug des Krieges, das Heer, in gutem Stande erhalten muß, wenn er nicht über kurz oder lang sein Bestehen in Frage stellen will. Seit die preußisch-deutsche Armeeorganisation sich bewährt hat, fand sie eine ganze Reihe von Nachahmern, die andernfalls auf alle Vortheile einer kräftigen Politik hätten verzichten müssen“. Und an einer anderen Stelle sagt derselbe schweizerische Offizier wörtlich: „Die jungen Leute, welche ihrer Dienstzeit genügen, sind in ihrer übergroßen Mehrzahl keine Politiker, und die unter ihnen, welche bereits am öffentlichen Leben einiges Interesse genommen, werden gewöhnlich von sehr unklaren Ideen beseelt, Ideen, die sie gerade während ihrer Dienstzeit zu corrigiren gezwungen werden. Es ist wohl zu bemerken, daß die Gedienten fast ausnahmslos mit Stolz und innerlicher Genugthuung ihrer Soldatenzeit gedenken. Daran vermag auch die geschickteste politische Bearbeitung der Massen Nichts zu ändern, daß der Einzelne, einmal in Reihe und Glied, dort seine Pflicht thut. Das vielberufene und so oft verurtheilte System des Militarismus ruht ja auf der breiten Grundlage des gesammten Volkes und wurzelt in ihm, weil es eine Culturaufgabe durchzuführen hat, die Erziehung der Blüthe der Nation nämlich. Das fühlt das Volk vielleicht unbewußt, aber darum nicht weniger deutlich. Niemals würde die Schule, die Lohnarbeit in der Fabrik, die Arbeit des Knechtes auf dem Lande allein dazu hinreichen. In einer Zeit, wo der industrielle Großbetrieb mehr und mehr das Mark und die Gesundheit der Völker angreift, erweist sich die allgemeine Dienstpflicht, welche die körperlich kräftigsten der jungen Bürgerschaft zu einem regelmäßigen Leben, zu einem hygienischen Wechsel von Arbeit und Ruhe während der besten Entwicklungs-

jahre zwingt, geradezu als eine Nothwendigkeit. Jeder in die Kaserne einziehende Rekrutentrupp, jede das große Haus verlassende Reservistenschaar, zeigen uns den Gegensatz, den die militärische Ausbildung erzeugte.“ Hinter diesen Offizieren steht das ganze schweizerische Offizierscorps, die Armee und das Volk fast wie ein Mann. Der ihnen da und dort gemachte Vorwurf, sie nähren direct preußischen Offiziersgeist, kann somit unserm Heere nur als Empfehlung dienen. Wir aber haben zur selben Zeit, da man in der Schweiz sich anschickt, unseren Wehreinrichtungen immer näher zu kommen, keinen Grund, das in der Schweiz als minderwerthig Anerkannte bei uns zum Dogma zu erheben. Der deutsche Staat und sein Heer bilden einen rocher de bronze, den nur Ströme von Blut erschüttern oder gar sprengen könnten. Er bildet die sicherste Friedensgarantie und wird bestehen, so lange er sich nicht selbst aufgiebt und, sich die festen Wurzeln seiner Kraft gesund bewahrend, in Festhaltung und Pflege dessen, wodurch wir groß geworden, sich nicht irreführen läßt. Jede Schwächung unseres Heeres bedeutet eine Schwächung des Reiches und damit eine Gefährdung des Friedens. Nur das Volk in Waffen ist Herr seines Geschickes.

Nikolaus II. und die Diplomatenschule der Zukunft.

Von

Eugen Schlief.

— Straßburg i. Elsaß. —

Das öffentliche Urtheil über das bekannte Manifest des Zaren vom 27. August 1898 ist von vornherein erheblich getrübt gewesen, und zwar durch das Treiben jener bekannten Philanthropen, welche die unbedingte Beseitigung der stehenden Heere sowie einen „ewigen Frieden" also eine Art apokalyptischen Zustandes durch allgemeine Völkerverbindung oder Gründung eines allgemeinen großen Weltstaates nicht nur für wünschenswerth, sondern auch möglich erachten. Der Fluch, welcher aller dilettantenhaften Behandlung staatsmännisch-technischer Fragen anhängt, hat sich nirgend fühlbarer gemacht als hier: es wird nunmehr nicht nur von den rabiaten eisenfresserischen Landknechtsseelen, welche in einer merkwürdigen, aber wohl unerklärlichen Uebereinstimmung mit den Koryphäen der naturalistischen Poetenschule den Krieg nicht als ein vielleicht unvermeidliches Uebel, vielmehr als eine positive Wohlthat für die Menschheit ansehen, sondern überhaupt von dem großen Publicum eine Aufbesserung in dem ganzen Zuschnitte des internationalen Lebens für unthunlich und Jeder, der sich mit dem Gedanken an solche Aufbesserung befaßt, für einen utopistischen Querkopf gehalten. Das hat auch der russische Kaiser erfahren müssen. Macht man sich aber von jener Voreingenommenheit frei und prüft man alle einschlägigen Fragen klaren Blickes aus der Natur der Sache heraus, so wird man allerdings die Petersburger Kundgebung, sofern man darin den Vorschlag eines Abrüstungs- oder Rüstungsstillstandsvertrages findet, unbedingt für verfehlt ansehen müssen: ein derartiger Vertrag ist sicherlich, wie man allgemein erklärt, unter den gegebenen Verhältnissen, sodann aber vielleicht überhaupt unjuristisch und undurchführbar, denn er würde etwa einem Vertrage gleichen, den zwei einzelne Menschen dahin schließen, die

Ausübung ihrer Kraft und ihrer körperlichen Geschicklichkeit nicht über ein bestimmtes Maß hinaus zu betreiben. Der Gegenstand des Vertrages würde also garnicht controlirt werden können, da es sich dabei um völlig imponderable Momente handelt, welche nach Qualität und Quantität schlechterdings unbestimmbar sind, wie denn auch die Geschichte genug Beispiele dafür bietet, daß alle einem Staate von außen her mit Bezug auf die Ausbildung seiner Wehrkraft auferlegten Beschränkungen immer unwirksam waren, und demgemäß auch jetzt trotz der Auslassungen von Petersburg her, höchstens noch eifriger als bisher, selbst von solchen Mächten fortgerüstet wird, die, wie namentlich die Amerikaner, ehemals als das leuchtendste Beispiel des Antimilitarismus galten. Man kann aber in jenem Manifeste auch eine andere Idee ausgedrückt finden, die sogar besonders glücklich formulirt erscheint, indem es ein trefflich gemünztes Stichwort prägte, das ganz dazu angethan ist, in der geschichtlichen Entwickelung der Welt eine große Rolle, jedenfalls eine größere zu spielen, als der obengedachte so unendlich verhängnißvolle „ewige Friede". Der Zar spricht, im Gegensatze hierzu, von einem „wahren" Frieden und verlangt nun, daß „Mittel gesucht werden, um diesen wahren Frieden herbeizuführen". Daß er als ein solches Mittel nicht die Abrüstung ansieht, ist klar, denn sonst brauchte es eben nicht erst gesucht zu werden. Das Mittel ist ein anderes, wenn auch vielleicht die Consequenz des wahren Friedens dann die Abrüstung sein könnte und sollte.

Darauf also kommt es an: Begriff und Erscheinungsform eines „wahren Friedens" festzustellen und daraufhin die Maßregeln zur Herstellung eines solchen Friedens zu erörtern, wie dies kürzlich, und zwar vom Standpunkte des praktischen Diplomaten aus, in einer Schrift über „hohe Politik" von B. D. T. Schafter geschehen ist, an welche sich der Verfasser des vorliegenden Artikels um so mehr anlehnen durfte, als diese Schrift ausgesprochenermaßen wenigstens theilweise wiederum solche Gedanken ausführt, welche er seinerseits in seinem Buche „Der Friede in Europa" entwickelt hat.

Es ist klar, daß der Begriff des „wahren Friedens", der nicht nur jeweils auf rein zufälligen Umständen, wie der Furcht des Einen vor der physischen Uebermacht oder der militärischen Zuchtruthe des Anderen beruhen, sondern ein grundsätzliches Fundament haben soll — im Wesentlichen gleichbedeutend ist mit dem Rechtsbegriff, denn das Recht ist „die" Institution zur Sicherung eines grundsätzlichen Friedens. Wie daher der bürgerliche Friede auf dem durch den Staat verkörperten bürgerlichen Rechte ruht, so muß auch der wahre internationale Friede, der die ideellen Individualitäten mehrerer Staaten zu einer geordneten Gesellschaft zu verbinden hat, auf einem internationalen, dem Völkerrechte oder Staatengesellschaftsrechte beruhen. Indem nun der Zar erklärt, daß von einem wahren Frieden noch keine Rede sein könne, spricht er die elementare Wahrheit aus, daß es noch kein Völkerrecht giebt; schon das ist ein, von keiner oberflächlichen Zeitungsschreiberei oder sonstiger nörgelnden Kritik mehr zu schmälerndes Verdienst seiner

Kundgebung, da die Welt nun endlich einmal von Einem, der es wissen muß, erfahren hat, daß das internationale Leben sich noch in einem durchaus rechtlosen Zustande befindet. Allerdings ist dieser Zustand nicht gerade leicht zu definiren: er ist nämlich durchaus nicht mehr ein reiner Naturzustand, wo Jeder dem Anderen gegenüber so handeln darf, wie ihm beliebt, sondern, wenn nicht schon seit früher, so doch seit der Reformation oder seit der großen Colonialperiode im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, ist die Nothwendigkeit einer internationalen Gesellschaftsordnung begriffen worden, welche sich, wie jede Ordnung, aus der Gewohnheit, d. h. hier der geschichtlichen Entwickelung, einschließlich der speciellen zwischen den Staaten getroffenen Vereinbarungen, heraus bildet. Daraus entsteht, was man gemeinhin den „status quo“ nennt, der sich in diesem Sinne nicht nur durch die jeweilige Länderconfiguration oder die sonstige Abgrenzung der Machtsphären gegeneinander erschöpft, sondern auch alle allgemeinen aus den staatengesellschaftlichen Usancen zu abstrahirenden Normen in sich begreift; aber das ist auch Alles. Die Sache liegt also, mit anderen Worten ausgedrückt, so: daß zwar in der Idee eine bestimmte Ordnung besteht, aber Jeder grundsätzlich ganz ausschließlich Richter darüber ist, was sich aus dieser ideellen Ordnung für sein Handeln im einzelnen concreten Falle ergiebt. Einem so gestalteten Zustande hat man nun in neuerer Zeit ganz allgemein, also auch bezüglich der bürgerlichen Gesellschaft, eine theoretische Begründung zu geben versucht und dafür den Kunstausdruck der „Anarchie“ erfunden, deren Vertreter ja stellenweise wenigstens wohl eine staatliche Ordnung für zuläßig, aber Alles für überflüssig oder schädlich erklären, was irgendwie darauf berechnet ist, die aus dieser Ordnung für den Einzelnen und sein Handeln im concreten Falle herzuleitenden Consequenzen objectiv festzustellen. Die Theorie des Anarchismus hat natürlich, um sich plausibel zu machen, zu allerlei Fictionen und Sophismen zu greifen; sie muß vor Allem den Satz aufstellen, daß jede einzelne Individualität nicht nur Einsicht genug besitzt, jene in der Idee bestehende Ordnung zu kennen und zu erkennen, sondern auch immer den Willen bethätigt, dieser Ordnung gemäß zu handeln; und weiter hat, wo anarchische Zustände herrschen, Jeder, wenn er eine Handlung begeht, die sich als Verstoß gegen diese Ordnung qualificirt und qualificiren muß, weil sie den Begriff der Ordnung überhaupt negirt, zu dem Vorwande zu greifen, daß er nicht aus eigenem Entschlusse, sondern lediglich darum so handelt, weil von anderer Seite her gegen ihn eine ordnungswidrige Handlung geplant oder verübt wird und er sich also in „Nothstand“ oder „Nothwehr“ befindet, die allerdings immer, auch vom Standpunkte der Ordnung aus, alle nur erdenklichen Gewaltacte motiviren; oft genug wird der Einzelne hierbei sogar im besten Glauben sein, weil nämlich der „allgemeinen Ordnung“ im concreten Falle häufig zwei oder mehr Seiten abzugewinnen sind und es demgemäß alle Tage vorkommt, daß sich zwei um ein „Recht“ streiten und Jeder durchaus von dem Unrechte des Anderen

überzeugt ist. Wenn daher im internationalen Leben von einer Seite her eine „ordnungsgemäße Forderung" erhoben, von dem anderen Interessenten aber nicht anerkannt wird, so kann der Fordernde nun „ordnungsgemäß" daran gehen, den Gegner durch die eherne Sprache der Kanonen von dem „guten Grunde" seines Verlangens zu überzeugen. Der Krieg ist da, bei dem Jeder um „des Rechtes und der guten Sache willen" ficht und immer seinerseits einen besonderen Anspruch auf den Beistand des lieben Gottes zu haben glaubt, der in seiner unendlichen Liebe und Güte zur Vernichtung des Feindes schon das Nöthige beitragen werde. Wenn der Sieger dann „mit Gottes Hilfe" den Gegner zusammengehauen hat, so ist es natürlich abermals ganz ordnungsgemäß, dem Nothstande entsprechend, dem Unterlegenen alle möglichen Bedingungen vorzuschreiben, die mit der Realisirung des concreten Anspruches nicht das Mindeste zu thun haben, sondern weit darüber hinausgehen, aber eben doch auch „rechtmäßig" sind, weil sie keinen anderen Zweck haben, als den, dem Besiegten ein für allemal die Lust und die Macht zu künftiger, ähnlicher Rechtsverletzung zu benehmen. Solche Fictionen und Sophismen mit möglichst großem Anschein von unbedingter Selbstlosigkeit geltend zu machen, ist darum der handwerksmäßige Beruf der „hohen Politik"; die Schulung der Diplomaten ist wesentlich eine Erziehung derselben zu entsprechender Routine und zur Kunstfertigkeit, die Welt darüber zu täuschen, daß sich das internationale Leben in anarchischem Zustande befindet. Aus diesem Zustande zu erlösen ist die Welt nun naturgemäß nur durch eine vertragsmäßige Vereinbarung mehrerer Staaten, also deren freien souverainen Entschluß, einen ordentlichen Gerichtshof zu constituiren, der mit Beobachtung einer bestimmten Proceßordnung nach dem aus dem „status quo" herzuleitenden geltenden Rechte die vor ihn gebrachten Streitfälle entscheidet. Dabei handelt es sich also nicht darum, die Idee der Schiedsgerichte zu verallgemeinern, welche bisher bisweilen zur Erledigung internationaler Differenzen berufen waren und diese letzteren immer nur nach ihrem eigenen, subjectiven Ermessen schlichteten. Mit einer solchen Verallgemeinerung würde auch wiederum nur auf einen Weltstaat hingearbeitet, da eben die Ausgestaltung der Welt schließlich von dem Ermessen dieses Gerichtshofes, nicht aber dem der einzelnen selbstständigen Staaten abhängen würde; sondern es handelt sich einfach um den alten Fundamentalsatz aller Juristerei, daß ein „Recht" immer ein bloßer Torso ist, so lange es kein formales, kein Proceßrecht giebt, auf Grund dessen der einzelne streitige Fall dem geltenden Rechte gemäß durch einen ordentlichen Richter entschieden wird. Es kommen hierbei also nur solche Fälle in Betracht, die im wahren Sinne „Streitigkeiten um's Recht" sind, nicht aber solche, die man als eigentliche „hochpolitische Differenzen" bezeichnen kann und bei denen es sich, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, sei es offen, sei es versteckt, um eine Verschiebung des status quo handelt. Solche Fragen, wie beispielsweise die „Elsaß-Lothringische", wären der Cognition eines ordentlichen Welt-

gerichtshofes daher unbedingt entzogen und müssen ihr entzogen sein, wie sich klar ergeben wird, wenn man den Spieß einmal umkehrt und von deutscher Seite her etwa gelegentlich eine „Frage von Belfort" oder dergleichen aufwerfen würde. Die Franzosen würden sich für einen „Schiedsgerichtshof" bedanken, der, in an sich durchaus denkbarer Weise, auf Grund seines subjectiven Erachtens in der Lage wäre, jene Festung, oder was sonst von Deutschlard her gewünscht würde, diesem letzteren zuzusprechen. Die Entscheidung derartiger politischer Differenzen könnte einem Völkergerichtshof höchstens in negativem, d. h. in dem Sinne unterliegen, daß er sich ausdrücklich für unzuständig erklärt und anordnet, den Austrag derselben auf eine bestimmte Frist zu suspendiren, wie sich das sogleich aus dem Folgenden näher ergeben wird.

Es wird sofort auch für jeden Nicht-Fachkundigen klar sein, daß ein Staatenvertrag über Constituirung eines Völkergerichtshofes und Erlaß einer Völkerproceßordnung sich zwar der Form nach von sonstigen Staatsverträgen nicht unterscheidet, aber doch „der" Staatenvertrag sein würde, der allen sonstigen internationalen Abmachungen erst Fundament und Halt giebt, so, wie im Staatsrechte das „Staatsgrundgesetz" die begriffliche Basis aller anderen Gesetze bildet, daß man also hier treffend von einem „Staatengrundvertrage" wird reden dürfen. Natürlich ist hier nicht der Ort, Inhalt und Bedeutung eines solchen „Staatengrundvertrages" erschöpfend zu behandeln, aber einige Punkte, die zum Verständnisse des Ganzen nothwendig sind, müssen auch hier hervorgehoben werden:

Wenn der Staatengrundvertrag, wie sich aus allem Gesagten ergiebt, die Stabilisirung des status quo aussprechen muß, so bedeutet das nicht, daß jede Aenderung, sondern nur daß jede gewaltsame Aenderung der bestehenden Verhältnisse ausgeschlossen sein soll, während eine solche durch freiwillige Zustimmung sämmtlicher in Betracht kommender Interessenten durchaus statthaft, ja geradezu besonders wünschenswerth ist, da ja die freie Vertragsthätigkeit der Staaten überhaupt durch die ganze Institution eine ausdrückliche Anregung erfahren soll. Es ist ferner auch dem Laienverstande leicht faßbar, daß dem Völkergerichtshofe keine „Executivinstanz" beigelegt werden kann, wie sie dem staatlichen Richter zukommt, denn ein souverainer Staat kann sich grundsätzlich nimmermehr, auch für den Fall nicht, einem von außen her kommenden Zwange unterwerfen, daß er sich nachträglich doch wieder nicht an ein von ihm selbst festgestelltes oder anerkanntes Princip bindet. Dagegen kann und muß allerdings ein solcher „Grundvertrag" nicht nur als eine juristische Institution, sondern auch als hochpolitische Emanation gefaßt werden, da er durchaus nicht darauf berechnet ist, der „hohen Politik" in dem bisherigen Sinne schlechthin ein Ende zu bereiten und die Diplomatie ein für allemale abzuschaffen, indem man sie durch eine nach bestimmten Regeln arbeitende Völkerjustiz ersetzt. Die Diplomatie soll nur lernen, sich bei Verfolgung ihrer Ziele der „Staatengrundverträge" zu bedienen, ohne

daß sie auf diese letzteren beschränkt wäre; in diesem hochpolitischen Sinne kann daher ein Staatengrundvertrag allerdings sehr wohl auch die Möglichkeit vorsehen, daß sich einer der Contrahenten den Entscheidungen des Völkergerichtshofes nicht fügt, also den Vertrag ideell auflöst, und bestimmen, daß ein solcher Fall als casus belli von Seiten des Rechtsbrechers gegen die übrigen Contrahenten bezw. als casus foederis für diese gegen jenen angesehen werden soll, sowie des Weiteren denn auch noch angeben, in welcher Weise sich jeder der Vertragstreuen an der Reaction gegen den gemeinsamen Feind zu betheiligen habe, wie solche Abmachungen ja so vielfach in Allianceverträgen enthalten sind. Bei dieser Reaction handelt es sich dann aber nicht mehr um eine „Executive", die immer nur eine begangene Rechtsverletzung ausgleichen kann, sondern um etwas ganz Anderes: eben einen Krieg, der die Situation des Rechtsbrechers viel kritischer erscheinen läßt, als die Aussicht auf eine etwaige bloße executive Einrenkung des Rechtes, da, wie schon oben gezeigt, Kriege niemals um einen ganz bestimmten Einsatz geführt werden, sondern unter Umständen die ganze Existenz des Unterliegenden gefährden, während allerdings der Erfolg immer zweifelhaft ist und schließlich auch dem Friedensstörer zufallen kann; allein daraus ist durchaus kein Grund gegen das Ganze herzuleiten, denn sonst müßte man überhaupt die Begriffe von Recht und Staat für überflüssige Spielerei erklären, da auch der bestgefügte Staat durch einen Revolutionär über den Haufen geworfen werden kann, wenn derselbe — die Macht dazu hat. Der Werth gesellschaftlicher Institutionen, gleichviel welcher Art, liegt nicht in der auf alle Fälle undenkbaren absoluten Garantie ihres praktischen Erfolges, sondern darin, daß sie aus psychologischen Gründen die denkbar größte Wahrscheinlichkeit bieten, von dem Empfinden und Verständnisse der Gesellschafter getragen und aufrecht erhalten zu werden.

Das allerwesentlichste Moment eines Staatengrundvertrages aber ergiebt sich aus dem Umstande, daß er in Wahrheit nichts anderes sein soll, als eine Festlegung ihrer Politik von Seiten der Contrahenten, und daß eine solche Festlegung naturgemäß niemals in infinitum, sondern nur auf so lange Zeit erfolgen kann, als die Verhältnisse im Allgemeinen die gleichen zu bleiben die Aussicht bieten. Das ist ein Gesichtspunkt, der in der modernen Diplomatie überhaupt zum Ausdrucke gelangt, indem diese, abweichend von der Gepflogenheit früherer Zeiten, alle internationalen Abmachungen unvernünftiger Weise als „ewig" zu bezeichnen, jetzt regelmäßig solche Abmachungen, denen eine besonders ernste Bedeutung beigelegt wird, nur auf bestimmte Fristen trifft, die denn auch wirklich allgemein eingehalten zu werden pflegen, wie sich durch die mannigfachsten Beläge bestätigen ließe. Ein „wahrer" Friede wird also immer positiv gerade „nicht ewig" sein und wiederum seine Bedeutung in dem für alle gesellschaftlichen Institutionen ausschlaggebenden psychologischen Momente finden, insofern die Staaten und Völker, wenn sie einmal von dem Baume der Erkenntniß gegessen, d. h. den Segen eines periodischen Grundvertrages an ihrem eigenen Leibe gespürt

hätten, sicherlich nicht wieder von diesem Baume herabsteigen oder, wenn sie herabgestiegen wären, trachten würden, sehr bald wieder hinaufzugelangen. An einen ablaufenden Vortrag würde sich vermuthlich immer wieder ein neuerer, je von längerer Dauer, knüpfen, wenn er auch niemals dem Principe nach unbedingt „ewig" sein könnte. Daß die Culturwelt dazu kommen muß, durch Grundvertrag periodische völkerrechtliche Gemeinschaften, welche man treffend als „Staatensysteme" bezeichnen kann, in's Leben zu rufen, erscheint unbestreitbar, wenn man die Weltgeschichte betrachtet; dieselben anarchischen Zustände, wie jetzt auf internationalem Gebiete, herrschten zu Zeiten des Mittelalters auf staatlichem Gebiete; und auch hier wurde die Durchführung einer gesellschaftlichen Ordnung, im eigentlichen Sinne des Wortes, eingeleitet durch zeitweilige Etablirung einer solchen mittelst der durch die beste Menschenkennerin, die Kirche, veranlaßten Gottesfrieden und späterhin der durch die weltliche Macht verordneten Landfrieden. Diese Uebergangszeit der Gottes- und Landfrieden hat eine Epoche von Jahrhunderten ausgefüllt, und es ist anzunehmen, daß die „periodischen Staatensysteme" eine noch längere Epoche hindurch dauern würden; darum ist es ganz falsch, zu glauben, daß mit der Bethätigung des „Internationalismus", wie man gesagt hat, ohne Weiteres der Kosmopolitismus angebahnt wäre, um so falscher, als die Gefahr des letzteren, freilich aus einem ganz anderen Grunde, viel näher liegt, wenn man Alles bei der alten Anarchie belassen wollte, da in diesem Falle der Chauvinismus eines Einzelnen diesen viel leichter einmal zur Bethätigung von Weltmachtgelüsten antreiben kann, als wenn die Mächte insgesammt sich zeitweilig im Großen und Ganzen über die Ausübung ihres historischen Berufes verständigen und damit Jeder in entsprechenden Schranken bleibt. . .

Der „wahre" Friede kann also nur auf einem periodischen Staatensysteme beruhen; was dann daraus bezüglich der „Abrüstung" oder des „Rüstungsstillstandes" f o l g t, ist mit unbedingter Sicherheit garnicht zu sagen. Höchst wahrscheinlich, und zwar abermals aus völkerpsychologischen Gründen ist aber, daß schließlich auch der Militarismus eine entschiedene Einschränkung erfahren wird, denn ein psychologisches Gesetz ist: daß die Vorbereitungen des Einzelnen zum Schutze gegen Gewalt von außen her in demselben Maße abnehmen, in welchem die Wahrscheinlichkeit solcher Gewalt abnimmt. Die Abrüstung wird also vermuthlich innerhalb eines Staatensystems ganz von selbst ohne jede besondere hierauf gerichtete Maßregel eintreten; und jedenfalls hätten Abrüstungs- oder Rüstungsstillstandsverträge Aussicht auf wirkliche energische Durchführung nur, wenn sie sich an einen Staatengrundvertrag anlehnen, der ja eben erst allen Staatsverträgen ein Rückgrat verleiht. Uebrigens aber ergiebt sich aus dem Vorgetragenen und der Natur der Sache, daß es sich niemals um eine absolute Abrüstung handeln könnte, denn erstens wäre auch im Rahmen eines Staatensystems ein Krieg als Reaction gegen den Friedensbruch denkbar; sodann würde es wenigstens für absehbare Zeit, wie keinen „ewigen", so auch keinen „allgemeinen" Frieden geben, so daß für

jeden Staat zur Sicherung seiner Beziehungen zu dem in den Grundvertrag nicht eingeschlossenen Auslande und auch für colonialpolitische Zwecke noch immer eine, unter Umständen sehr erhebliche, Rüstung zu Lande und zu Wasser erforderlich ist; und endlich werden auch die Rücksichten auf Aufrechterhaltung des inneren Friedens in jedem Staatswesen eine gewisse militärische Schlagfertigkeit erheischen. Alle diese Momente, welche für jede einzelne Macht anders, als für die andere liegen, würden in einem „Abrüstungsvertrage“ darum auch für Jeden besondere Bestimmungen erforderlich machen, die zu treffen zweifellos sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich ist, ganz abgesehen davon, daß es mit der Souveränität eines Staates wohl vereinbar scheint, bezüglich seiner auswärtigen Politik mit anderen Staaten „bindende Abmachungen“ zu treffen, die Einräumung einer Controlle an Vertragsgenossen über seine militärischen Einrichtungen aber eine unzulässige Intervention jener in die inneren Verhältnisse des Staates bedeuten würde. Daß es zwischen Abrüstungs- und Rüstungsstillstand keinen begrifflichen Unterschied giebt, ist völlig klar; ein solcher Unterschied würde auch dann und darum nicht anzuerkennen sein, wenn und weil etwa der russische Kaiser einen solchen angenommen haben sollte; und es bleibt daher zum Mindesten dabei: daß mit einem Abrüstungsvertrage an sich schlechterdings garnichts zu machen ist, daß vielmehr erst ein „wahrer“ Friede auf der Grundlage einer entsprechenden völkerrechtlichen Organisation geschaffen werden muß und dann zunächst ruhig abzuwarten sein wird, welchen Einfluß der völkerpsychologische Effect des wahren Friedens auf die Völker bezüglich der Frage nach Abrüstung oder Rüstungsstillstand üben wird. Sich jetzt über diesen Punkt schon den Kopf zerbrechen, heißt lediglich der Entwicklung der Dinge einen Knittel zwischen die Beine stecken.

Viel wichtiger ist, sich darüber klar zu werden, warum es wünschenswerth oder nothwendig ist, gerade jetzt auf die Realisirung der hier angeregten Ideen hinzuarbeiten, und wenn man hierüber auch ganze Bände zusammenschreiben könnte, so läßt sich das Wichtigste doch unter drei wesentliche Gesichtspunkte zusammenfassen:

Zunächst muß der „jetzt so beliebte“ Anarchismus der That als ein gewaltiges Menetekel für alle Gutgesinnten gelten. Es ist natürlich für jede Opposition sehr leicht, auch hierfür allerlei Mißstände des staatlichen Lebens als die eigentliche Quelle zu bezeichnen; aber solche Mängel hat es immer gegeben und wird es immer geben, ohne daß dadurch eine solche Verrücktheit, wie der Anarchismus, zu Tage gefördert zu werden brauchte. Anders steht es indessen, wenn in gewisser Hinsicht von den Machthabern geradezu die gleichen Theorien entwickelt und als die Quintessenz aller Staatsweisheit gepriesen werden. Aus den Tiraden der bekannten Dolch- und Bombenhelden tönt nur in etwas brutalerer Melodie ganz dieselbe Musik, welche man, wie oben gezeigt wurde, hinsichtlich der auswärtigen Politik von den Diplomaten und Staatsmännern zu hören bekommt, denn auch sie bezeichnen jeden verbrecherischen Angriff auf

die Gesellschaft lediglich als einen Act des Nothstandes oder der Nothwehr gegen die letztere von Seiten der Einzelnen. So gewaltig aber der Unterschied zwischen der Structur der bürgerlichen und derjenigen der Staatengesellschaft auch sein mag, er ist nicht derart, daß auf der einen Seite geradezu gut und schön und allein zweckmäßig wäre, was auf der anderen ganz richtig als Unthat oder Wahnsinn gebrandmarkt wird. Die Diplomatie sollte daher das Heil der Welt nicht nur von einer Entrüstung über den anarchistischen Abschaum der Menschheit, sondern auch von — der eigenen Besserung erwarten.

Neben dem Anarchismus kommt als Zweites der radicale Socialismus in Betracht, der sich etwa als das gerade Gegentheil des ersteren darstellt, denn während der Anarchismus die begrifflichen Postulate der Ordnung in übertriebener Weise negirt, will der Socialismus gleichsam eine zu weitgehende Ordnung schaffen, die schließlich mit der Selbstbestimmung des Individuums gänzlich oder doch fast ganz aufräumt. Sei dem aber, wie immer ihm wolle: die allgemein anerkannten, thatsächlich bestehenden Mängel der gegebenen Verhältnisse in socialer Hinsicht werden auf dem Boden der bestehenden Welt- und Staatsordnung nur abgestellt werden können, wenn die Hindernisse, welche sich der freien Entfaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse durch die phänomenale Unsicherheit des internationalen Lebens entgegenstellen, beseitigt und die riesenhaften Ausgaben, welche der Militarismus verschlingt, wenigstens theilweise für die Lösung socialer Fragen verfügbar werden. Jeder Commentar hierzu wird überflüssig, wenn man bedenkt, daß die stärksten Verdächtigungen des russischen Kaisers und seines Manifestes von — der Socialdemokratie ausgingen, welche zwar auch den „ewigen Frieden“ empfiehlt, aber andererseits erklärt, daß derselbe nur durch sie selbst realisirt werden könne, und daß jeder Anlauf darauf von Seiten der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft der unbedingte Humbug sei — natürlich, weil die Durchführung eines gesunden Internationalismus das sicherste Mittel wäre, dem allgemeinen débacle vorzubeugen, so daß die Socialdemokratie in einzelnen Ländern stellenweise geradezu den kritiklosesten Chauvinismus unterstützt, nur um eine sachgemäße Vergesellschaftung der Mächte zu hindern. Die Moral aus der Geschichte sollte sich für Jeden, der sehen will und kann, von selbst ergeben.

Zum dritten aber kommt hier die Eigenart der jetzigen Weltverhältnisse in's Spiel insofern, als gegenwärtig abermals eine jener großen Colonialperioden angebrochen ist, wie sie die einzelnen Phasen der geschichtlichen Entwickelung einzuleiten pflegen. So datirt die moderne Zeit von der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien, wodurch Conjuncturen geschaffen wurden, welche in der civilisirten Menschheit zum ersten Male die Idee des Völkerrechtes wachriefen. Wenn diese Idee dann keine weitere praktische Bethätigung fand, so lag dies daran, daß sehr bald ein einziges Volk den Beruf zur Colonisation für sich in Anspruch nahm: die Engländer,

und die Continentalmächte, zufrieden mit dem, was ihnen belassen war, keine weitere Concurrenz machten. Gegenwärtig hat sich das geändert; die Signatur der Zeit ist der große Kampf zwischen der Angelsächsischen Welt, einschließlich der Amerikaner, und dem Slaventhum um die Vorherrschaft in Asien, wo gleichzeitig auch die anderen Mächte ihren Antheil zu erwerben streben, ebenso wie sie im Uebrigen gegen die exclusiven Prätensionen der Engländer auf die sonstige colonisationsfähige Welt entschieden Front machen. Jetzt soll der, ja offenbar auch durchaus richtige, Satz gelten, daß die Erde Raum für Alle hat, auch für alle geschichtlich gewordenen und einmal zu voller Lebensfähigkeit gelangten Völker, und so wird jetzt das, was im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den genialen Publicisten der damaligen Zeit ganz klar als Idee erkannt wurde, aber damals eben nur Idee blieb, zur That werden müssen, wenn die Welt nicht in geradezu rückläufige Bewegung gerathen soll. Darum wird die Diplomatie der Zukunft mit den Traditionen des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gründlich zu brechen und wieder an die große Zeit der Niederländischen Renaissance anzuknüpfen haben, deren Staatsmänner in gewissem Sinne erheblich modernere Menschen waren, als die marionettenhaften Routiniers oder Blut- und Eisenpolitiker der neueren Zeit, so Großes dieselben auch für die letztere geleistet haben mögen. Es wird ja heutzutage auch sonst in Kunst und Wissenschaft so vielfach auf jene Periode zurückgegriffen: und mit größerem Rechte als der treffliche Rembrandt dem deutschen Volke als Erzieher empfohlen wurde, kann sein großer Landsmann und Zeitgenosse Hugo Grotius den modernen Diplomaten als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt werden. Wenn die Diplomaten im Sinne dieses ihres größten und klassischesten Meisters fortarbeiten wollen, dann wird freilich eine etwas gründlichere Schulung d. h. eine Erziehung derselben zu wahrhaft staatsmännischer Einsicht und einem viel weiteren freieren Blicke nöthig, als sie bisher bethätigt haben. Dann werden sie begreifen müssen, daß ein gesunder Internationalismus noth thut, der auch auf dem Gebiete der hohen Politik der goldenen Regel folgt: „Leben und leben lassen", und daß diesen Gesichtspunkten nur durch die Einrichtung der periodischen Staatensysteme Rechnung getragen werden kann; die Technik der Diplomatie ist veraltet und bedarf dringend der Reform. Tritt eine solche ein, dann würde der Zar, indem er die alte Aera des Militarismus zu schließen gedachte, die Aera einer neuen, wirklich auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Diplomatenschule eröffnet haben. Für eine gedeihliche Wirksamkeit der letzteren ist, wie die Dinge heutzutage liegen, allerdings auch eine für die vorgetragenen Ideen empfängliche öffentliche Meinung erforderlich, welche sich nur herausbilden kann, falls sie besser berathen wird, als durch die wenn nicht gerade der Sache schädlichen, doch bisher jedenfalls werth- und erfolglosen Schaumschlägereien der ethisch-philanthropischen sogenannten Friedensbewegung.

Rosenöl.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Er ging auf dem schrittedämpfenden Teppich auf und ab, langsam sinnend, gelegentlich dem Clavierspiele lauschend, das aus einem entfernten Zimmer zu ihm drang. Der grüne Majolika-Ofen, dessen breit ausladender Sims verschiedene Tanagra-Figürchen, einen silbernen Humpen und ein Cabinet-Photogramm einer weiblichen Person trug, hauchte eine behagliche Wärme aus; auf dem großen, mit bronzenen Geräthen geschmückten Diplomaten-Schreibtisch mitten im Zimmer brannte eine grünbeschirmte Studirlampe, deren gemildertes Licht den Raum in ein friedliches anheimelndes Halbdunkel hüllte.

Gleichmäßig knarrten die Schritte des sinnend Wandelnden, fast so gleichmäßig wie der leise Pendelschlag des Regulators an der Wand. Es war eine wohlthuende Stille in der Stube, im Hause, in der ganzen Straße; der Abend des Spätherbsttages war hereingesunken und hatte nach und nach die lauten nervenmordenden Geräusche des erwerbgierigen Tages verschlungen. Das Clavierspiel, das in einem Zimmer am anderen Ende des Corridors von dem Töchterlein des Herrn Justizrath Jasberg geübt wurde, war so zart und bescheiden, daß es der Stille und Weihestimmung des Abends keinen Abbruch that.

Einen Augenblick hob der in Gedanken Versunkene stehen bleibend den Kopf und lauschte schärfer nach dem Corridor hin, von wo die Töne zu ihm drangen. Ein gutmüthiges, leise spöttisches Lächeln zuckte um die Winkel seiner von grau gesprenkeltem Barte überschatteten Lippen. „Chopins Trauermarsch?“ murmelte er vor sich hin, „das dumme liebe Kind! was

mag es sich nur bei solchen Tönen denken? sie hat ja noch nie den Tod gesehen und kennt weder Trauer noch Thränen."

Er seufzte und nahm dann seinen unterbrochenen Spaziergang auf dem Teppich wieder auf.

„Gott erhalte sie uns so!" fuhr er in seinen Gedanken fort, „so lieb und hold und unbefangen! Aber was ist denn das? wo kommt dieser eigenthümliche Geruch her?"

Er war bisher immer auf der Diagonale zwischen Ofen und Bücherschrank hin und her gewandelt; nun hatte er aber zufällig einmal die andere Diagonale gewählt und sich so dem Stollenschränkchen genähert, das als eine Art Eindringling in seinem Zimmer stand und nur von seiner Gattin und seinem siebenzehnjährigen Töchterlein zur Unterbringung von allerlei Tand und Frauenkram benutzt wurde. Er blieb vor dem Schränkchen stehen, blähte die Nüstern und zog prüfend den Duft ein, der hier in der Luft schwebte.

„Wenn mich nicht meine Sinne täuschen, so duftet es hier nach — Rosenöl; das ist ja sonderbar!"

Er drehte das in dem Schlosse des Schränkchens steckende Schlüsselchen um seine Achse und öffnete die Schrankthür.

„Wahrhaftig, Rosenöl!" rief er überrascht, indem ihm der starke Geruch, der aus dem Schrank strömte, den letzten Zweifel verscheuchte.

„Rosenöl! hat sich meine Frau oder Else diesen Luxus gestattet?"

Unschwer entdeckten seine Augen in dem obersten Fach, das Schönelschen ausschließlich zu benutzen pflegte, ein kleines geschliffenes und mit arabischen Goldbuchstaben bemaltes Fläschchen, durch dessen mit einem Glasstöpsel verschlossenen und mit thierischer Haut umwundenen Hals der durchdringende Duft orientalischen Rosenöls hervorquoll. Er nahm das Fläschchen in die Hand, betrachtete es eine Weile, legte es dann wieder auf seinen Platz, schloß das Schränkchen zu und setzte seinen Spaziergang im Zimmer wieder fort. Aber wie er die Hand hob, um sich das leicht angesilberte Blondhaar aus der Stirne zu streichen, merkte er, daß der scharfe süße Duft an seinen Fingern haften geblieben war; ein paar mal noch roch er an den Fingerspitzen und sog das in seiner starken Concentrirung so eigenartige Aroma der Rosen ein; dann senkte er die Hand in die Rocktasche, um das Sacktuch zu ziehen und mit diesem die Finger wiederholt und heftig abzureiben.

„Dummes Zeug! diesen Teufelsquark muß Elschen morgen fortthun! Wie kommt sie nur auf diesen weichlichen, widerwärtigen Geruch?"

Er schalt auf den Duft, und dennoch brachte er seine Fingerspitzen immer wieder an die Nase, um sich zu vergewissern, daß die letzten Spuren des Rosengeruches noch lange nicht entfernt waren. Halb gierig, halb widerwillig zog er den Duft durch die Nüstern. Wie löste dieser Geruch doch, wie mit einem Zauberschlage, eine Fülle von Erinnerungen aus! Nichts

ist ein so beharrlicher Mahner wie der Geruch! Du kannst einen Blick, der Dir bis in die Seele drang, vergessen; Dein Ohr kann den Ton verlieren, den es einmal entzückt oder verzagend aufgenommen hat; aber ein bestimmter Geruch — er ist unvergeßlich und unverlierbar; er wirkt, wenn Du ihn wieder einathmest, wie der nächtliche Blitz, der plötzlich eine schwarz verhüllte Landschaft in den vollen, blendenden Farben des Tages wieder aufleuchten läßt.

Rosenöl! Da erhebt sie sich wieder vor ihm mit ihren Thürmen und Mauern, die gute, alte Provinzialstadt, in der er seine Referendarsjahre verstürmt hat! Da sieht er wieder das unscheinbare, zwei Stockwerke hohe Eckhaus, in dem sie wohnte, seine erste sinnbethörende ach! leider auch verderbenbringende Liebe, jenes dämonische Weib, das ihm, dem dummen, grünen, unerfahrenen Jungen, das Herzblut, wie ein Vampyr, aus der Brust sog.

Ja, sie war schön! oder, vielleicht richtiger, sie war begehrenswerth, ein reifes, vollbusiges, von Gesundheit strotzendes Weib, mit rothen, schwellenden Genußlippen die wie der Blüthenkelch einer insektenfressenden Pflanze anlockten. Das dumme, blöde Insect, das honigtrunken in diesen trügerischen Kelch hineingerathen war, um darinnen, wenn ein gnädiger Zufall oder eine gnädige Schickung nicht dazwischen getreten wäre, verzehrt und verdaut zu werden, das war er gewesen, er, der königlich preußische Referendar und Doctor beider Rechte, der sich für klug und weise haltende jugendliche Himmelsstürmer und diplomatisch feine Weiberkenner! Ha, ha, ha! er muß jetzt noch mitleidig lachen, wenn er seiner damaligen Jugendeselei gedenkt, einer Jugendeselei, die ihn beinahe zum Selbstmorde getrieben hätte, eine so widerwärtige und bedrohliche Physiognomie hatten die Verhältnisse jener Zeit für ihn angenommen. Ja, jetzt kann er lachen; aber damals lachte er nicht; da pochte ihm des Herzens Schlag bis in den Hals, da fieberte er mit allen seinen Sinnen nach einem Kusse aus dem Taumelkelche jener schwellenden Lippen, da hätte er für die kleinste Liebesgunst dieser Circe unbedenklich ein Jahr seines Lebens dahingegeben.

Wie im Dufte des Rosenöls die längst begrabenen Erinnerungen wieder auferstehen, das Grabtuch des Vergessens von sich werfen und in lebendig athmender Frische ihn umweben! Er hat die stark duftenden Finger zufällig wieder seinem Gesicht genähert, und wie er sich nun in einer Ecke seines Ruhebettes an der Bücherschrankwand niederläßt, da nimmt sie neben ihm Platz, die junge Wittwe von damals, Frau Maria Stern, das üppige Weib mit den Sphinxlippen und dem gesunden Gebisse, in dem jeder einzelne Zahn wurzelecht paradirte.

Hüte Dich vor verliebten Wittwen! hatte ihm einmal, lange vor jener Zeit, sein seliger Onkel gesagt. Der alte Herr machte gern seine Späßchen und Mätzchen, er liebte Uebertreibungen und Paradoxien, und man wußte nie recht, ob man ihm glauben sollte oder nicht. O, hätte er, der Sinnende,

ihm in jenem einen Falle nur geglaubt! ja, vor Frau Maria hätte er sich hüten sollen, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns — welche Fülle von Pein und Sorge, Reue und Beschämung wäre ihm erspart geblieben!

Sie war eine Wittwe, und das gab dem Verkehr mit ihr von Anfang an etwas viel Freieres und Anreizenderes, als wenn sie ein Backfisch gewesen wäre, der bei den harmlosesten Dingen erröthet, und dem gegenüber man weniger harmlose Fragen überhaupt gar nicht anschneiden darf. Vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an hatte sie ihn gewissermaßen mit Beschlag belegt, und er hatte sich das sehr gern gefallen lassen, denn die Auszeichnung, die sie ihm erwies, schmeichelte seiner Eitelkeit, und die Unterhaltung mit ihr war ihm ein noch unbekannter Genuß. Bisher hatte er die Weiber nur theoretisch kennen gelernt, und da hatte er sich zwei große Kategorien zurecht gemacht: in die eine gehörten die dummen Gänse, die Salon-Elstern, die nur Sätze ohne Sinn oder auswendig gelernte Phrasen plapperten, aber durch ihre körperlichen Reize für ihren intellectuellen Defect doch einigermaßen entschädigten; in die andere gehörten die mehr oder minder geistreichen, vielleicht gar gelehrten Weiber, und die Blaustrümpfe, die, häßlich und ohne jede Spur von Anmuth, jederzeit in der Lage sind, über ein wissenschaftliches Thema zu reden oder kurz und hart über eine minder begabte Vertreterin ihres Geschlechtes abzuurtheilen.

Brr! er schüttelt sich noch heut, wenn er an solche Mannweiber denkt, denen gerade alles das fehlt, wofür schon der Jüngling in seinen Sehnsuchtsträumen zu schwärmen pflegt. Und da war sie nun auf seinem Lebenswege aufgetaucht, um ihm den überraschenden Beweis zu erbringen, daß man ein begehrliches Weib sein und dabei doch auch Interesse und Verständniß für das Meiste haben kann, was die Gedankenwelt eines jungen Mannes ausmacht.

Frau Maria lebte mit einer alten Tante zusammen, und als er, der gesellschaftsfrohe Referendar und Doctor, den beiden Damen auf einem Casinofeste vorgestellt worden war, erhielt er, wahrscheinlich auf Antrieb der Nichte, von der alten Frau Geheimrath Stegen die Aufforderung, ihr doch die Freude seines Besuches zu machen. Er ließ sich das nicht zwei Mal sagen, denn schon hatten es ihm Marias dunkle Augen, ohne daß er es wußte, angethan; am nächsten Mittag drückte er auf den Klingelknopf der Stegen'schen Wohnung, und eine Minute später trat er über die Schwelle des begehrten Paradieses, das sich ihm mit der Zeit mehr und mehr als ein Inferno entpuppen sollte.

Oh, er könnte ihn heut noch malen, den Salon, in dem er von der alten Dame empfangen wurde: behaglichster, kleinbürgerlicher Biedermeierstil, bescheidene Mahagonimöbel, weiße Fenstervorhänge und Gardinen, Alles ein wenig nüchtern, aber auch ängstlich-sauber und zierlich-ordentlich; der Tisch natürlich vor dem Sopha, so daß man nur mit einiger turnerischen Geschicklichkeit einen Sitz auf dem letzteren erobern konnte; an der Wand ein

tafelförmiges Clavier und ein Blumentisch mit prachtvoll blühenden Alpenveilchen; über dem Blumentische ein Vogelbauer aus Messingstäben, in dem ein Canarienvogel, als sich der Kömmling mit der alten Dame zu unterhalten begann, einen wahren Heidenlärm verübte und so laut und anhaltend schmetterte, daß es selbst die etwas schwerhörige Frau Stegen unangenehm empfand.

„Sie müssen schon entschuldigen, lieber Herr Jasberg,“ sagte sie aufstehend und sich dem Bauer nähernd, „daß dieser kleine Störenfried nicht bessere Manieren hat: ein Verzug meiner Nichte.“

Sie deckte ein Tuch über den Käfig, was zur Folge hatte, daß der ohrenschmerzende Gesang sofort verstummte, und dann blickte sie nach der Thür zum Nachbarzimmer.

„Wo nur Maria bleibt? sie weiß es doch, welch' lieben Besuch wir haben!“

Ob die Vermißte es wußte! Die 27jährige Maria war tief erröthet, als der Referendar Dr. Jasberg gemeldet wurde, und hatte zur Tante gesagt:

„Tantchen, empfange Du einstweilen den Herrn, ich komme gleich wieder.“ Damit war sie aus dem Zimmer gehuscht, und nun stand sie in der Schlafstube vor ihrem Ankleidespiegel und prüfte ihre Frisur und den Faltenfall ihres Kleiderrockes.

Als sie endlich in dem Salon erschien, sprang der Herr Dr. Fritz Jasberg von seinem Sitze auf und eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu küssen. Er freute sich, daß sie eine verwittwete Frau war und als solche einen Handkuß bedenkenlos gestatten durfte; einem Backfische hätte der Besucher höchstens die Hand drücken dürfen, vorausgesetzt, daß ihm überhaupt eine Hand zum Gruß geboten worden wäre; der Kuß auf die Hand einer jungen, unverheiratheten Dame wäre in den streng auf Formen haltenden Kreisen, in denen er aufgewachsen war, eine Unmöglichkeit gewesen; er wäre dort als tölpelhafte Dreistigkeit verurtheilt worden; nicht einmal in einer Posse ließ man ihn gelten, und küßte wirklich einmal auf der Bühne ein junger Mann die Hand eines jungen Mädchens, nun, dann zuckte man mitleidig die Achseln über die gesellschaftliche Unerfahrenheit des Possenfabrikanten oder des Schauspielers, die wahrscheinlich Beide keine Ahnung davon hatten, was in guten deutschen Häusern Brauch war.

Frau Maria sah dem Doctor in die Augen, indem sie ihm ihre weiche, kühle, trockene Hand willig überließ, und unter diesem Blicke und dieser körperlichen Berührung lief es dem jungen Manne wie ein elektrischer Strom durch die Nerven. Er war sich damals nicht bewußt geworden, später aber sollte er begreifen lernen, daß er durch jenen ersten Handkuß einen Theil seiner Jugend und seines Friedens einem weiblichen Dämon zum Opfer gebracht und verpfändet hatte.

Sie saßen Beide auf zwei benachbarten Stühlen am Sophatische, während die alte Geheimräthin würdevoll auf dem Sopha selbst thronte; Frau Maria spielte mit ihrem spitzenbesetzten Taschentuche und spottete dabei über das neueste Lieblingsbuch der sogenannten guten Gesellschaft, einen faden, albernen Roman aus der Feder einer albernen alten Jungfer, eine Kleinkinderlectüre, die ein halbwegs ernsthafter Mensch von nur einigem Geschmack unmöglich länger als zehn Minuten in der Hand behalten könnte — da bückte sie sich plötzlich und schob ihren dunkelblonden Kopf, unter den Tisch, um das Taschentuch, das ihr entfallen war, aufzuheben. Aber schon hatte sich auch der artige Doctor gebückt, um der jungen Dame jede Mühe zu ersparen, und Beider Köpfe waren unter dem Tische in einem sanften Zusammenstoß einander begegnet. Es war nur eine Secunde gewesen, daß Marias Nase und Mund seine Wange gestreift hatte, und er könnte es auch heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie ihn damals wirklich flüchtig geküßt hatte oder nicht; aber erglühend bis an's Stirnhaar kam er mit seinem Antlitz wieder auf die Oberwelt, und Frau Maria, die sich ebenfalls wieder aufgerichtet hatte, sagte belustigt und unbefangen:

„Das hätte wahrhaftig schlimm werden können. Hast Du gehört, Tantchen, wie unsere Köpfe an einander krachten? ich glaube, der Herr Doctor hat einen ebenso eisenfesten Schädel — wie ich."

„Aber meine gnädigste Frau," stotterte der Verwirrte, der sich heimlich grollte, daß er die Situation unter dem Tische nicht schneller und sicherer erfaßt und den Kuß, wenn es überhaupt ein solcher gewesen war, nicht prompt zurückgegeben hatte, „hoffentlich habe ich Ihnen nicht wehe gethan!"

„Durchaus nicht, Herr Doctor, beruhigen Sie sich; ich habe es kaum gefühlt — es war ja nur ein Streifschuß!"

Und wieder lachte sie so ausgelassen, daß es fast ein wenig gezwungen klang und recht gut die Maske sein konnte, hinter der sich ein gewisser Verdruß über die Ungewandtheit des Besuchers verbergen wollte.

„Aber Maria," tönte es vorwurfsvoll vom Sopha, „was soll der Herr Doctor von Dir denken? Du benimmst Dich so übermüthig, wie ein Pensionsfräulein."

Der Herr Doctor dachte weniger an das Lachen und die Ausgelassenheit der jungen Wittwe, als an einen gewissen Duft, den er in der unmittelbaren Berührung der schönen Frau gewittert hatte, es hatte stark nach Rosen geduftet; aber es war doch jetzt keine Rosenzeit und an Marias Anzug war auch nicht einmal die gequälteste Treibhausrose zu entdecken.

„Wenn Sie einmal nichts Besseres vorhaben," wandte sich die alte Tante wieder an den Doctor, „so machen Sie uns die Freude und besuchen uns. Zwei einzelne Damen können Ihnen freilich nicht viel bieten; aber meine Nichte spielt leidlich Clavier, und wenn sie will, kann sie ein Schubert'sches Lied ganz hübsch vortragen. Erwarten Sie also erst keine

feierliche Einladung zu einem bestimmten Tage, sondern betrachten Sie unser Haus als das Ihrige."

Das war sehr freundlich gesprochen, und der Doctor küßte der Alten bei seinem Scheiden in aufrichtiger Dankbarkeit die schon etwas welke Rechte.

Als er auf Marias dargebotene Hand ebenfalls seine Lipp n drücken wollte, zog diese die Hand zurück und sagte treuherzig:

„Nicht so förmlich, Herr Doctor! ich denke, wir sind fortan gute Freunde und Kameraden."

„Wenn Sie mir die Ehre eines solchen Vertrauens schenken wollen, so macht mich das sehr glücklich, gnädige Frau."

„Gnädige Frau!" wiederholte sie mit vorwurfsvoller Betonung. „So nennen mich die Puppen des Parquets, die Casinotänzer und Salongigerl; der Freund, meine ich, könnte mich kurzweg Frau Stern nennen."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Frau Stern! ich hätte nicht geahnt, daß mir heut am hellen Tage ein solcher Stern des Glückes aufgehen würde!"

Er hatte es mit starker Betonung gesagt, und sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn mitten in's Herz traf.

Wie er die Treppe hinabstieg, war ihm zu Muthe, als hätte er von schwerem, berauschendem Wein gekostet; sein Blut pulste ihm feurig durch die Adern, und er fühlte sich so hoffnungsfroh und lebenslustig, daß er hätte Flügel haben mögen, um sich aufzuschwingen in die Bläue des Firmamentes. In Gedanken bat er die junge Frau, die ihm so freundlich entgegengekommen war, um Verzeihung, daß er sie einen Augenblick lang im Verdachte eines recht unweiblichen Benehmens gehabt hatte; das waren die schlimmen Folgen seines bisherigen lockeren Lebens; er übertrug die eigene Leichtfertigkeit auf Andere und schob diesen ganz unberechtigt Absichten unter, von denen sie selbst gewiß himmelweit entfernt gewesen waren.

So trat er auf die Straße in gehobener Stimmung, das Herz voll Wonne und Sonnenschein, und in der Nase einen feinen, ganz feinen Duft von Rosen, der ihn lieblich umschmeichelte, so daß er sich trotz der rauhen Jahreszeit mitten in den blühenden Sommer versetzt wähnte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Trauermarsch, der vom Ende des Corridors her dumpf und feierlich herübertönte, hat aufgehört, und nun setzt ein reizender Concertwalzer ein, den Schönelschen schon öfters dem befriedigt lauschenden Papa hat vorspielen müssen. Auch jetzt horcht der still in seiner Sophaecke sitzende Herr Justizrath nach den ihm wohlbekannten Klängen, und er lächelt glücklich vor sich hin, denn er malt sich im Geiste sein dunkeläugiges bildhübsches Töchterlein aus, wie sie mit ihrer schlanken biegsamen Gestalt vor dem Flügel sitzt und die zierlichen Rosenfingerchen über das Elfenbein der Tasten

spielen läßt. Er lächelt und dankt dem gütigen Geschicke, daß ihm noch so reine, köstliche Vaterfreuden bereitet sind; wie er aber zufällig mit der Hand über seine Stirne fährt, weht ihn wieder der hartnäckige Rosenölgeruch an, und sofort ist er wieder mitten drinnen in seinen Erinnerungen. Diese sind jetzt freundlicher Art, und die Walzermusik paßt ganz vortrefflich zu ihnen. Ja, es war eine kurze himmlische Zeit, die ihm wie im Walzertacte vorübergehüpft ist, ein unvergeßlicher Sommer, so wild und lustig, so blendend und berauschend, wie eine durchschwärmte Ballnacht.

Er war damals gerade Gerichts-Assessor geworden, und Frau Maria Stern hatte sich über seine Beförderung ebenso gefreut, wie seine alte, in einem fernen kleinen Neste lebende Mutter, die sich die Bissen am Munde abdarbte, um ihrem Sohne so lange eine Zulage senden zu können, bis dieser selbst im Stande sein würde, sich durch die Welt zu bringen. Der Glückwunsch-Brief der alten Frau war rührend gewesen, und der Dr. Fritz Jasberg hatte die gute Mutter im Geiste dankbar umarmt und ihr feierlich gelobt, daß, wenn er nur erst im pünktlich bezahlten Amte sitzen und ein nettes und vermögendes Weibchen an seinen Herd geführt haben würde, er auch sie, die Mutter, unter sein Dach holen und ihr alle Liebe und Treue reichlich vergelten würde.

Träume sind Schäume, und der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Damals eilte der neugebackene Assessor täglich in's Haus der Frau Geheimrath Stegen, um dort mit deren Nichte genußreiche fröhliche Stunden zu verleben. Er las mit ihr den Horaz, den er ihr in einer gut gelungenen Nachdichtung vortrug und erklärte; dann sang sie ihm den „Wanderer" oder auch ein Volkslied mit ihrer klaren kräftigen Stimme vor; dann schlenderten sie durch das kleine Gärtchen hinter dem Hause und pflückten Blumen für die Zimmer-Vasen und, wenn es Abend geworden war, saßen sie mit der Tante Stegen zu Dreien am Theetisch und genossen ein einfaches, aber äußerst behagliches Mahl. Sie war ein kluges Frauenzimmer und er konnte wirklich Alles mit ihr besprechen, ohne Rückhalt, ohne Ziererei; wenn er ein Liebchen gehabt hätte, er würde ihr von ihr erzählt und vorgeschwärmt haben; aber er hatte kein Liebchen; die etwas leichtfertig geknüpften Beziehungen mit jungen Mädchen aller Art hatte er längst gelöst, und es genügte ihm, mit Frau Maria Stern kameradschaftlich zu verkehren und sich von ihr das Leben so angenehm, wie möglich, machen zu lassen.

Es war damals ein entzückender Sommer; die beiden Damen waren nicht verreist, da das gute Tantchen schon anfing, etwas bequem zu werden, und so war auch der Assessor vorläufig am Orte geblieben und machte nun mit Frau Stegen und deren Nichte täglich Ausfahrten entweder zu Wagen oder auf einem der vielen den Strom befahrenden Dampfer.

Ach, wie lebendig steht die ganze Scenerie jetzt wieder vor ihm!

Es war Ende August. Sie waren nach einem Dorfe am Strome gefahren und dort in einem Kaffeegarten eingekehrt. Tante Stegen ließ sich

von ihrem Platze im Garten nicht mehr vertreiben; er aber hatte ein Boot gemiethet und war mit Frau Maria nach dem anderen bewaldeten Ufer hinübergefahren. Wie köstlich einsam es da drüben war! Die Sonne stand schon tief, orangefarben, ein ungeheurer Ball, über dem Horizonte, dessen leichtgeschwungene, dämmernde Linien sich in dem Goldrauch des Himmels verloren. Und da im Osten — wie silbern glänzen die duftigen, fein gekräuselten Windwolken am reinblauen Firmamente! Ein stoßweise wehender Westwind hat sich aufgemacht; er hat den heißen Dunst des Hundstages fortgeblasen und strömt nun kühles Behagen über die lechzenden Fluren.

Der Assessor wandert neben Maria den Pfad entlang, der sich zwischen Wald und Strom dahinschlängelt; durch die grüne Strauch- und Buscheinfassung dieses Pfades schimmert der jetzt leicht erregte, mit Schaumflöckchen gesprenkelte Spiegel des hier seeartig erweiterten Stromes; in rhythmischen Pulsen rollen die Wellen gegen den Strand, und pfeilgeschwinde Möven tummeln sich über dem feuchten Element.

„Welch ein wonniger Abend!“ jauchzt der Assessor und bleibt, die Lungen weitend und den Blick über den Strom sendend, eine Weile stehen.

„Man möchte diese Luft in vollen Zügen trinken,“ sagt Maria, die, gleichfalls stehen bleibend, ihre Hand leicht auf seinen Unterarm legt, „man möchte sie mit nach Hause nehmen in die dumpfe Enge der Zimmer!“

Beide schauen nach der Sonne, die schon tiefer gesunken ist, und deren unterer Rand bereits die Erde küßt. Das Gold der strahlenden Scheibe hat die Farbe einer reifen Blutorange angenommen.

„Sehen Sie nur,“ sagt der Assessor, „wie die Sonne erglüht; ob es Schamröthe ist, die ihr in's Gesicht steigt?“

„Worüber?“

„Nun, über die Undankbarkeit und Thorheit der Menschen, denen sie so viel Glanz und Wärme spendet, und die doch so selten erkennen, wie über alle Beschreibung herrlich diese Erde ist!“

Maria lehnt sich sanft gegen ihren Begleiter und wiederholt mit leisem, fast unhörbarem Seufzer:

„Ach ja, wie herrlich! aber das Eine darf nicht fehlen, das dieses Leben erst lebenswerth macht.“

„Und was ist das?“

„Das muß ein Jeder selber finden, sonst verliert es seine Zauberkraft.“

Beide gehen weiter.

Er sinnt über das eben vernommene Räthsel nach. Was meint sie denn? den Glauben? die Zufriedenheit? oder die Liebe? Doch, lohnt es sich denn, darüber länger nachzudenken? Oft reden die Weiber nur so hin, um sich den Anschein der Tiefe, der besonderen Geisteskraft zu geben; vielleicht will ihn Frau Maria auch nur foppen. Er hat, wie sie so dicht

neben ihm stand, wieder einen gewissen Rosenduft gewittert und frägt unvermittelt:

„Sagen Sie mir, Frau Stern, was für einen Zauber wenden Sie an, daß Sie immer an den Duft von Rosen gemahnen?"

„Oh, Sie indiscreter Frager! Darf man eine Dame denn überhaupt nach so Etwas fragen? Wenn ich nun schnurren wollte? wenn ich behauptete, daß dies mein natürlicher Duft sei?"

„So würde ich es glauben," versetzte er galant, „denn, wenn schon das eine Wunder möglich ist, daß eine Frau einer Rose ähnelt, so kann auch das andere wahr sein, daß sie den Duft der Rose an sich hat."

„Pfui, Assessor! welche Phrasen!"

Sie blieb stehen, griff in ihren Busen und holte ein kleines, an goldener Kette auf dem bloßen Leibe getragenes Fläschchen hervor. Das Fläschchen hatte keinen Stöpsel, war leer und wurde von einem federnden Griff, der an der Kette hing, festgehalten. Sie drückte das noch warme Glas dem Andern in die Hand.

„Da haben Sie das Geheimniß! Ein noch mit Rosenöl gefülltes Flacon würde Einen ja umbringen, und auch jedem Anderen lästig fallen, ich trage daher immer ein geleertes Flacon an mir — das duftet mir gerade noch köstlich genug, ohne sich zu sehr aufzudrängen; ich liebe leidenschaftlich das Aroma der Rosen."

Er hat ihr das Fläschchen zurückgegeben, und sie drückt es wieder in den federnden Halter des Kettleins und läßt es zurückgleiten in ihren Busen.

Ein eigenthümliches Gefühl durchzuckt den Assessor, und er fragt sich: Ist sie berechnend und gefallsüchtig? oder ist sie nur natürlich und einer Verstellung überhaupt unfähig? Wie er heimlich die unbefangen in die Sonne Blickende mustert, bittet er sie in Gedanken um Verzeihung für den häßlichen Zweifel, der ihm da an's Herz gekrochen war: sie ist eben ein Weib, und jedes normale und gesunde Weib will gefallen, ja, muß gefallen wollen, wenn es den Absichten der Natur nicht widersprechen soll; im Uebrigen aber ist ihr jede kleinliche Berechnung fern; sie ist viel zu sicher und viel zu stolz, um sich nicht in jedem Augenblick so zu geben, wie sie gerade denkt und empfindet, ohne jeden Nebengedanken und ohne Rücksicht auf den Eindruck, den sie auf Andere macht.

Beide gehen weiter.

Hoch im Zenith schwimmen jetzt leichte, violette Wölkchen, deren Säume goldig leuchten. Der Wind hat sich schon wieder gelegt, nur der Wasserspiegel wogt und wallt noch und quirlt gelegentlich noch ein Schaumkrönchen auf. Im hochaufgeschossenen Binsengewirr des Ufers säuselt es geheimnißvoll; die hereinsinkende Nacht haucht ihre Schlummermärchen in's Gestäude. Ein letzter Lichtblitz huscht über's Wasser. Es war der Scheidegruß der versinkenden Sonne, nun ist es Abend, und alle Farben des Himmels sind wie mit Zauberschlag gewandelt. In schwarzen zerrissenen Fetzen steht das

Wind- und Taugewölk an der tiefblauen Himmelskuppel; nur seine unteren Ränder tragen noch blutroth flammende Säume — ein heroisches Landschaftsbild für den Pinsel eines Böcklin; unter solchem Wolkenhimmel müssen Götter mit Titanen gekämpft haben.

„Schauen Sie auf, Frau Stern! da flimmert das erste Sternlein dieses Abends!"

„Nennen Sie mich nicht Frau Stern," giebt sie weich und schmachtend zurück; „in einer so gesegneten Abendstunde mag ich nicht an das Trauerspiel meiner Ehe erinnert sein. Wir sind doch Menschen und keine Marionetten," fährt sie beherzter fort, „die nach dem Willen Anderer tanzen; nennen Sie mich kurzweg Maria, und ich werde Sie Fritz nennen — ein schöner, kurzer, an deutsches Heldenthum gemahnender Name, der meinen Ohren weit sympathischer klingt, als der fürchterlich geschmacklose Assessortitel."

Ihre Stimme hat plötzlich alle Weichheit verloren; ohne dem Anderen Zeit zu lassen, über ihren Vorschlag nachzudenken und irgend welche Erwiderung zu verlautbaren, sagt sie spöttisch:

„Ueberhaupt diese Titel! Finden Sie es nicht auch entsetzlich kleinstädtisch und philiströs, wenn sich gebildete deutsche Männer nicht bei ihrem ehrlichen Namen, sondern bei irgend einem obscuren Titel anreden, der nach der Schreibstube und dem Tintenfaß riecht?"

Wie aalglatt sie ihm entschlüpft ist! Nun ist der erste Schreck oder die erste Freude schon vorüber — er weiß in der That nicht, ob es Freude oder Schreck gewesen ist — und er versetzt artig und gelassen:

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Maria; ich werde diesen Ihren schönen Namen immer mit besonderer Andacht aussprechen; er klingt mir stets wie Orgelton und Avegeläut."

„Pfui, Fritz! schon wieder Phrasen! wissen Sie, daß Sie mir damit wehe thun? Hu! wie kühl es plötzlich geworden ist! mich schaudert! geben Sie mir Ihren Arm, daß ich mich an Ihnen ein wenig erwärme, und lassen Sie uns umkehren! die gute Tante fürchtet sicher schon, daß wir Beide ertrunken sind."

Sie machten Kehrt, und er nahm ihren Arm unter den seinen und geleitete sie bis zu der Stelle, wo er den gemietheten Kahn angebunden hatte.

„Wenn unser Boot nun entführt wäre?" fragte er scherzend.

„Dann blieben wir über Nacht in diesem Walde," versetzte sie, ohne zu zögern, „und Sie wären mein Ritter und müßten mich beschützen und erwärmen! Oh, Fritz, wie herrlich wäre das! ich würde Sie zur Belohnung so unendlich lieb haben — so unendlich lieb!" Sie warf beide Arme um seinen Nacken, zog ihn ungestüm an sich und preßte ihre Lippen in wildem, verlangendem Kusse auf die seinen.

Erst war er wie betäubt, und er glaubte, der Schlag seines Herzens würde aussetzen; doch wie er den warmen, elastischen Wuchs des üppigen Weibes an seiner Brust fühlte, wie ihm kein Zweifel mehr blieb, daß

Maria nicht mehr sein guter Kamerad, sondern das Weib war, das in ihm den Mann und Geliebten suchte, da erwachte auch in ihm ein wildes Begehren, und er bedeckte nun seinerseits ihren Mund, ihre Augen und Wangen mit ungezählten fiebernden Küssen.

Aber es war nur der Rausch einer flüchtigen Minute. Zu rechter Zeit besann er sich, wer sie war, und daß er ein in ihn gesetztes Vertrauen nicht schmählich täuschen durfte. Er löste sich aus der Umstrickung ihrer Arme und mahnte die Selbstvergessene:

„Maria! besinnen Sie sich! wir müssen hinüber — Ihre Tante erwartet uns.“

Sie ließ Alles mit sich geschehen, wie eine willenlose Puppe. Er setzte sie an's Steuer des Bootes, gab ihr die beiden Schnüre der Steuervorrichtung in die Hände und wickelte sie dann vorsichtig in ihr Umschlagetuch. Beide sprachen kein Wort mehr, während das schaukelnde Boot sie über den breiten Strom trug. Er war scheinbar nur dem Geschäfte des Ruderns hingegeben, und sie achtete unausgesetzt auf die Festhaltung der Fahrtrichtung. In Wirklichkeit aber mochte sie wohl lauernd abgewartet haben, welch' ein Verhalten ihr gegenüber der Heißbegehrte nun beobachten würde, und er überlegte genau dasselbe, er prüfte seine Herzensverfassung und suchte so den Weg zu erkennen, den er fortan zu gehen hatte. Liebte er denn Maria? begehrte er sie zum Weibe? würde es ihn beseligen, wenn er den Lebenspfad mit ihr gemeinsam zurücklegen dürfte? Welch' Räthsel ist sich doch der Mensch! noch hatte er den Nachgeschmack von ihren Küssen auf seinen Lippen, noch zitterten seine Nerven von dem Rausche, den ihm der stürmische Ueberfall vorhin bereitet hatte, und dennoch — dennoch! er konnte sich selbst nicht begreifen, daß er sich die Frage: liebst du sie denn? — nicht rückhaltlos mit einem entschiedenen Ja zu beantworten vermochte. Und wie er zu erkennen meinte, daß sie nicht das Ziel seiner Wünsche und seines liebenden Verlangens war, da erschrak er über den kecken Schritt, zu dem sich Maria hatte hinreißen lassen und den er, der Ueberraschte und Verwirrte, nicht nur geduldet, sondern leider auch durch sein Handeln gut geheißen hatte, so daß nun im Herzen Marias Hoffnungen und Erwartungen geweckt sein mußten, zu denen er nimmermehr die Veranlassung hätte geben dürfen.

Er wurde immer schweigsamer und nachdenklicher, und als sie Beide an den Tisch der Tante zurückkehrten, rief diese:

„Kinder, habt Ihr Euch gezankt? Ihr kommt ja so wortkarg von Eurem Ausfluge zurück. Uebrigens ist es die höchste Zeit, daß wir aufbrechen; es wird Nacht, ehe wir zu Hause sind. —

Der Sinnende hebt das Antlitz und starrt in die grün verschleierte Lampe auf dem Schreibtische. Die Walzerklänge haben aufgehört; jetzt setzt eine Rubinstein'sche Barcarole ein — ach! er kennt auch dieses Stück, es ist, wenn er sich recht erinnert, das Opus 93 des russischen Tondichters.

Er lauscht und wiegt den Kopf dazu. Ja, ja! so rhythmisch gefällig, wenn auch manchmal ein wenig melancholisch und von trüben Ahnungen belastet, schaukelte damals auch sein Lebensnachen durch die Fluth der Zeiten.

Es ist ein ganz merkwürdiger, eigenartiger Lenz gewesen. Im vorhergehenden Winter hatte sich der Assessor nur selten in das Stegen'sche Haus gewagt, und wenn er einmal einen Abend dort verbrachte, dann widmete er sich auffälliger Weise fast ausschließlich der alten Geheimräthin. Maria saß dann schweigend mit ihrer Stickerei mit am Sophatische, merkte auf das Geplauder der beiden Andern und warf gelegentlich einen heimlichen, scharf prüfenden Blick nach dem kühlen, unberechenbaren Mann. Sie sah jetzt meist ein wenig bleich aus und hatte leichte bläuliche Ringe um die Augen, was übrigens ihrer, trotz des dunklen Blondhaares an den südlichen Typus gemahnenden Schönheit durchaus keinen Abbruch that, sie ähnelte einer Römerin mit blondem Haarschmucke.

Wenn er sich an solchen Abenden verabschiedete, dann begleitete sie ihn wohl bis auf den Corridor und fragte ihn dort leise, damit es die ohnehin schwerhörige Tante drinnen nicht vernehmen sollte:

„Sind Sie mir böse, Fritz? Habe ich Sie durch irgend Etwas verletzt oder betrübt?"

„Aber, ich bitte Sie, Maria, — wie kommen Sie darauf? Habe ich es Ihnen gegenüber je an der schuldigen Aufmerksamkeit fehlen lassen?"

Sie beantwortete diese Gegenfrage nicht; sie sah ihm nur in die Augen mit einem Blicke, der sich bis in seine Seele bohrte und vor dem es keinen versteckten Gedanken mehr gab.

Er fühlte diesen Blick wie einen stillen Vorwurf, aber auch wie eine süße prickelnde Lust, denn der Blick verrieth ihm, daß ihn dieses Weib bis zur Selbstvergessenheit liebte — und welcher Mann ist so frei von Eitelkeit, daß ihm eine solche Entdeckung nicht wenigstens leise schmeicheln sollte?

Er drückte ihr heftig die schlanke Hand und empfahl sich schnell, beinahe überstürzt, als gälte es, einer Gefahr zu entfliehen — und in der That, es war Gefahr für ihn vorhanden, daß er diesem schmachtenden Weibe gegenüber die Zurückhaltung aufgeben und ihrem Begehren entgegenkommen könnte.

So war das Frühjahr herangekommen, und eines Tages begab er sich in verhältnißmäßig früher Vormittagsstunde in's Stegen'sche Haus, um der alten Geheimräthin zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen.

„Die Frau Geheimräthin ist von ihrem Morgenspaziergange noch nicht zurück," meldete das Dienstmädchen, das die Corridorthür geöffnet hatte.

„Ob sie bald kommen wird?"

„Ich denke, jeden Augenblick."

„Ist Frau Stern zu Hause?"

„Die junge gnädige Frau ist nicht ganz wohl — sie ist heut im Bette geblieben."

Da er demnach vor einem Tête-à-tête mit Maria sicher war, bat er bedenkenlos das Mädchen, ihm den Salon zu öffnen; er würde dort die Rückkehr der Frau Geheimrath abwarten.

Das Mädchen zögerte keinen Augenblick, den alten Freund des Hauses einzulassen.

Er ging in dem bescheiden, aber gemüthlich eingerichteten Salon, dessen Gegenstände ihm alle so wohl bekannt waren, langsam auf und ab, indem er, um kein Geräusch zu machen, immer ausschließlich auf dem Teppich blieb. Trotzdem mußten seine Schritte gehört worden sein, denn plötzlich tönte es durch die nur angelehnte Thür zum Nebenzimmer:

„Fritz! Fritz! sind Sie es?"

Er horchte auf; das war unverkennbar Marias Stimme.

An die Thür tretend, und sie vorsichtig etwas mehr öffnend, rief er hinein:

„Jawohl, Maria, ich bin's; ich erwarte Ihre Tante."

Das Nebenzimmer — ein einfenstriges Boudoir, in dem der Bücherschrank der beiden Damen stand — war leer; aber durch die andere, ebenfalls nur angelehnte Thür dieses Raumes klang es wieder:

„Fritz! so treten Sie doch näher! Sie brauchen sich nicht zu fürchten."

Er gehorchte dem Rufe, durchschritt das Boudoir, trat über die Schwelle der anderen Thür und befand sich im — Schlafgemach Marias.

Er stutzte überrascht und wollte sich schleunigst wieder zurückziehen, als ihm ein fröhliches Gelächter von dem unter einem Spitzen-Himmel stehenden Bette her entgegenschallte:

„Aber so bleiben Sie doch, Fritz! ich gestatte es Ihnen ausdrücklich! ist mein Anblick denn so schrecklich?"

Er blieb stehen, aber er traute seinen Blicken kaum: dort, vor ihm, unter der blauen seidenen Steppdecke lag die junge Wittwe in ihrem Bette und nickte ihm unbefangen einen Gutenmorgen zu. Ihr Blondhaar war in zwei dicken Zöpfen eingeflochten, von denen der eine sich über ihrem Haupte auf dem weißen Kopfkissen wie eine glänzende Schlange ringelte, während sie den anderen in der Hand hielt und damit spielte. Ihre zu diesem Zwecke über die Decke emporgestreckten Arme, sowie ihr Hals waren von einem weißseidenen, mit Spitzen verzierten Nachtjäckchen verhüllt.

„Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich zu mir, — das heißt, wenn Sie keine Angst vor Ansteckung haben; ich fühle jenes höchst fatale Kitzeln in den Bronchien, das ich aus Erfahrung als den Vorläufer eines ganz perfiden norddeutschen Katarrhs kenne; deshalb habe ich mir auch Stubenluft und Bettarrest verordnet. Sonst bin ich, wie Sie sehen, ganz vergnügt und auch weit vollkommener angezogen, als ich es je auf einem Balle gewesen bin; ich wüßte deshalb nicht, warum ich einen alten Freund hier nicht empfangen sollte."

Sie hatte die Hand ausgestreckt und der Assessor ergriff sie, um sie artig an seine Lippen zu führen.

„Gut, gut, Fritz! Dem Ceremoniell ist Genüge gethan,“ — sie zog die Hand lachend wieder zurück, — „nun thauen Sie aber auch auf und erzählen Sie mir irgend eine Neuigkeit; es ist verzweifelt langweilig, so im Bette zu liegen und die Muster in der Wandtapete zu zählen.“

Er hatte sich dicht neben ihrem Bette auf einen Stuhl setzen müssen und begann nun:

„Ich weiß in der That nichts Neues; aber ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich diese so unschicklich frühe Morgenstunde gewählt habe, ich that es, weil ich verwöhnt worden bin und auch früher schon so zeitig Ihrer verehrten Tante gratuliren durfte.“

„Und so weiter, und so weiter!“ unterbrach sie ihn ungeduldig. „Mein Gott, was sind Sie heut langweilig, Fritz! Haben Sie mir denn gar nichts Besseres, nichts Erwünschteres, zu sagen?“

„Oh, ich wünsche von Herzen, daß Sie bald das Bett verlassen dürfen und daß der gefürchtete Katarrh vorüber gehe und lieber mich erwische, statt sich an Ihnen zu vergreifen.“

„Wie gut und selbstlos Sie sind!“ Sie streckte ihm wieder die Hand hin, und als er die seine hineingelegt hatte, gab sie diese nicht wieder frei. „Ich glaube wahrhaftig, daß es Ihnen Ernst mit solchem Wunsche ist. Aber, sagen Sie, Fritz, warum ziehen Sie sich immer so scheu und ängstlich vor mir zurück? gefalle ich Ihnen nicht mehr? Bin ich häßlich geworden?“

Mit großen Augen sah sie ihn herausfordernd an — im Hintergrunde ihrer Pupillen loderte es, wie von einem kleinen Flämmchen; ihre Wangen waren heut von einem rothen Schimmer überhaucht, der sich mit dem bronzefarbenen Grundton ihrer Haut zu einer Wirkung vereinte, die an reife Pfirsiche gemahnte. Lockend spitzte sie die tiefrothen Lippen und warf dem immer noch Schweigenden und mit sich Kämpfenden ein paar schelmische Kußfinger zu.

Da fuhr er mit einem tief aus der Brust geholten Seufzer unwillig auf: „Warum quälen Sie mich, Maria, und zeigen mir Wonnen, die ich nimmer kosten darf? Hüten Sie sich, das Steinchen übermüthig in's Rollen zu bringen, das sich schließlich zur Lawine ballen und uns alle Beide in donnerndem Sturze begraben könnte!“

„Hu! wie pathetisch!“ spottete sie, „Fritz! an Ihnen ist ein Heldenspieler verdorben.“

Er stand auf, trat dicht vor sie hin, während sie seine Hand noch immer krampfhaft festhielt, und sagte halb mitleidig, halb drohend:

„Kommt Ihnen das so spaßhaft vor, kleine Frau, daß ich einmal ernst zu Ihnen spreche? Begreifen Sie denn noch immer nicht die Gefahr, in die Sie sich muthwillig begeben? Ich bitte Sie, trauen Sie mir nicht das Uebermenschliche, nicht das Unmögliche zu.“

„Gehört denn so viel übermenschliche Kraft dazu, einer Freundin einen Abschiedskuß zu geben?“

„Zum Kusse? nein! aber zur Verweigerung dieses Kusses! Maria, Haben Sie Erbarmen! Stellen Sie mir nicht eine Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt! Was wollten Sie denn thun, wenn ich Sie jetzt an mich risse und so mit wilden, brennenden Küssen zudeckte, daß Ihnen der Athem ausginge und daß wir schließlich Beide in der Flamme, die Sie tändelnd angezündet, verkohlten!“

„O seliger Flammentod!“ hauchte sie wie verzückt, und dann bat sie dringend, ungestüm: „Gieb mir einen solchen Kuß, Fritz, einen Feuer- und Todeskuß, in dem Leib und Seele verbrennen!“

Er riß sie empor in seine Arme und küßte sie, wie trunken, auf den Mund, auf die Wangen und auf den Hals; ein süßer Rosenduft stieg ihm zu Häupten und verstärkte seinen Rausch; doch plötzlich erschrak er und gewann wieder so viel Gewalt über sich, daß er es vermochte, ihr Haupt zurück auf das Kopfkissen zu legen und vom Bette fortzutreten. Schwer und keuchend ging ihm der Athem, alle seine Glieder bebten.

„Ich will stärker sein als die Versuchung. Leben Sie wohl, Maria! Sie sollen mich immer als einen ehrliebenden Mann achten können!“

„Aber Fritz! Fritz! so warten Sie doch!“ tönte es bittend hinter ihm her.

Er hörte nicht, weil er nicht hören wollte, eilte durch das Boudoir in das Empfangszimmer und stand unmittelbar vor — der Geheimräthin.

„Sie kommen aus dem Schlafzimmer meiner Nichte, Herr Assessor?“ fragte diese, fast ebenso erschrocken, wie er selbst.

„Allerdings, gnädige Frau! Ich habe mich nach Frau Sterns Befinden erkundigen wollen.“

„Aber Maria ist ja, so viel ich weiß, noch gar nicht . . .“

Sie wollte offenbar „angezogen“ oder „aufgestanden“ sagen, aber das Wort wollte ihr nicht über die Lippen.

„Bitte, warten Sie einen Moment auf mich; ich bin gleich wieder hier.“

Sie verschwand durch das Nebenzimmer, und der zum Warten verurtheilte Assessor kam sich vor, wie ein auf schlimmer That abgefaßter Schulbube.

Sofort kam sie auch schon wieder zurück — sie hatte sich unverkennbar nur von der Verfassung, in der sich Maria befand, überzeugen wollen — und sagte streng und nicht immer gleich das gesuchte Wort findend:

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Assessor, wenn ich nach dem, was ich hier selbst gesehen, eine kurze und bündige Frage an Sie zu richten habe.“

O, er kannte diese Frage, noch ehe sie ausgesprochen war, und er ergrimmte im Geheimen, daß er so nicht würde antworten können, wie er eigentlich hätte antworten müssen, um sich nur einigermaßen zu rechtfertigen. Aber er dachte zu stolz und ritterlich, um ein schwaches Weib,

das doch nur seinetwegen schwach war, anzuklagen und mit einer Schuld zu belasten, die er als Gentleman auf die eigenen Schultern zu nehmen hatte.

„Bitte,“ fuhr die alte, formensichere Dame fort, „lassen Sie uns erst Platz nehmen.“

Er verbeugte sich und setzte sich auf den ihm bezeichneten Stuhl; Frau Stegen nahm ihm gegenüber auf dem Sopha Platz.

„Und nun gestatten Sie mir, Herr Assessor,“ hob die Dame wieder an, „daß ich meine Frage durch ein paar Vorfragen logisch entwickele. Warum kamen Sie heute schon so früh hierher?“

„Um Ihnen, gnädige Frau, meine Glückwünsche zu Füßen zu legen.“

„Ich dachte mir's,“ sie verneigte sich gemessen, „und sage Ihnen meinen besten Dank. Ja, Gott wolle mir Glück spenden, besonders das Glück, meine Nichte immer wohlbehütet zu sehen. Sie fanden mich nicht anwesend, Herr Assessor, warum verweilten Sie denn noch länger hier?“

„Um Sie zu erwarten, gnädige Frau; Ihr Mädchen sagte mir, Sie würden jeden Augenblick heimkehren.“

„Schön, das läßt sich begreifen. Erfuhren Sie auch, daß meine Nichte unwohl ist und — und — das — Bett hütet?“

Als Ehrenmann durfte er Maria nicht bloßstellen; deshalb nahm er die Schuld auf sich.

„Allerdings, gnädige Frau, und Theilnahme und Sorge um die Patientin trieben mich zu dem Wagniß, an die Thür des Krankenzimmers zu klopfen, um mich zu erkundigen. Wenn ich mir da ein Recht angemaßt habe, das gewiß nicht ganz dem Herkommen entspricht, so mögen Sie es, gnädige Frau, dem alten Freunde des Hauses zu Gute halten.“

„Ich habe hier gar keine Ansicht zu äußern,“ wurde ihm scharf erwidert, „ich habe nur Thatsachen festzustellen und Ihnen die Consequenzen zu überlassen. Sie waren im Schlafzimmer meiner Nichte und haben diese gesprochen, als sie noch im Bette lag? Das geben Sie also zu?“

„Gewiß, gnädige Frau, ich leugne es nicht.“

„Nun dann, Herr Assessor, komme ich zu der entscheidenden Frage: Wollen und können Sie meine Nichte zu Ihrer Ehegattin machen?“

Teufel! dachte der Assessor, diese alte Frau geht planmäßig vor, Schritt für Schritt, unentwegt, immer das Ziel im Auge, das für alle Weiber das Hauptziel alles Denkens und Handelns ist. Laut erwiderte er, und er hatte zur Antwort nur einer kurzen Frist des Nachdenkens bedurft:

„Ja und nein, meine gnädige Frau.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Sie werden mich sofort verstehen, wenn Sie mir gestatten wollen, daß ich mich ganz frei und rückhaltlos ausspreche.“

„Ich bitte darum.“

„Nun wohl, so mögen Sie denn wissen, daß ich im Besitze Ihrer Frau

Nichte und in verwandtschaftlicher Verbindung mit Ihnen selbst, meine gnädige Frau, der glücklichste und beneidenswertheste Mann unter der Sonne sein würde. Aber die Verhältnisse legen leider ein Veto ein, das ich nicht überhören darf. Ich bin nahezu unvermögend, denn meine gute Mutter verbraucht die Reste unseres einstigen kleinen Capitalbesitzes, um mich solange über Wasser zu halten, bis mich mein Amt ernähren wird; Frau Stern ist ebenfalls, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, nicht wohlhabend genug, um einem unvermögenden Manne die Hand zum Bunde reichen zu können; Sie werden daher selbst einsehen, daß es unverantwortlich von mir sein würde, wollte ich daran denken, um Hand und Herz Ihrer Frau Nichte zu werben."

„Sie glauben es aber verantworten zu können, daß Sie Maria compromittiren."

Dem Assessor schoß das Blut in die Wangen.

„Ich glaube nicht, daß ich jemals Ihre Frau Nichte compromittirt habe," versetzte er mit einiger Empfindlichkeit. „Wenn Sie auf meinen ihr eben im Schlafzimmer gemachten Besuch anspielen, so weiß, außer Ihnen, Niemand darum, und ich denke, gnädige Frau, Sie werden diesem Besuche keine, weder für Frau Stern noch für mich, verletzende Deutung unterlegen."

Frau Stegen zog eine Grimasse und richtete sich streng auf.

„Das letztere thue ich auch nicht; ich muß diesen Besuch aber rügen, weil er einen solchen Grad von Vertraulichkeit voraussetzt, wie ich ihn nicht einmal zwischen Verlobten würde gelten lassen. Sie behaupten, meine Nichte noch nie compromittirt zu haben; Sie zeichnen sie aber seit Jahren so auffällig aus, daß mir schon von verschiedenen Seiten darüber Andeutungen gemacht worden sind. Sie kennen den volksthümlichen Ausdruck: eine Dame in's Gerede bringen; — ich möchte nun nicht, daß meine Nichte durch Sie, bewußt oder unbewußt, in's Gerede gebracht würde, und deshalb, Herr Assessor," — hier stand sie auf und nahm eine sehr gemessene und würdevolle Haltung an — „wird es für beide Theile gut sein, wenn Sie Ihre Besuche in meinem Hause von heut an ein für alle Mal einstellen."

Sie machte eine leichte Verbeugung und winkte ihm mit der Hand gnädige Entlassung.

Im Assessor kochte der Ingrimm. Er ärgerte sich, daß er sich nicht erfolgreicher vertheidigen durfte; er konnte doch nicht sagen, daß ihn Maria selber in ihr Schlafgemach hereingerufen, daß sie es war, die ihn einst mit Küssen und Liebkosungen überrumpelt hatte. Aber gleichviel, ob er oder sie die Liebelei begonnen hatte, die alte Tante hatte sonst doch gar nicht so Unrecht, seinen Besuchen ein Ziel zu setzen, und eigentlich konnte es ihm ganz lieb sein, wenn er nicht länger gezwungen war, Maria gegenüber eine peinliche und immerhin nicht ganz aufrichtige Rolle zu spielen; hatte er sich bisher auch mit gutem Glück auf dem hohen Thurmseil der Selbstbeherrschung behauptet,

es hätte doch einmal eine Stunde kommen können, wo ihn der Schwindel faßte und er, trotz seiner anständigen Gesinnung, die ihm als Balancirstange bisher einen gewissen Halt gewährt hatte, dennoch hinabstürzte in den Abgrund der Reue und blutigsten Selbstvorwürfe. Darum verwand er seinen Ingrimm, nahm die Rolle eines abgekanzelten und unzweideutig hinausgewiesenen Bösewichtes gutwillig auf sich und empfahl sich nach stummer und höflicher Verbeugung. — — —

Der gegen die Polster des Ruhebettes Zurückgelehnte streicht mit der Hand über die Stirn, um der Fluth der ungestüm zudrängenden Bilder zu wehren. Wozu auch längst vernarbte Wunden wieder aufreißen. Aber die erhobene Hand hat auf ihrem Wege durch die Luft eine Rosenduftspur zurückgelassen; und von diesem Dufte und den jetzt herüberklingenden Tönen einer feurigen Tarantella, wie von einem Zaubernetze eingesponnen, kann er den Bann nicht mehr sprengen, und er erlebt das längst Durchlebte noch ein zweites Mal.

Wie toll die Rhythmen dieser Tarantella dahinstürmen! Das jauchzt und jubelt und überstürzt sich in bacchantischer Lust und Ausgelassenheit!

Ach, ebenso wild und toll, ebenso unüberlegt und nur dem Taumel der Minute hingegeben, hat er damals aus seinem Leben eine Art Tarantella gemacht! wie viel hirnverzehrende Angst und Pein und Selbstvorwürfe hätte er sich erspart, wenn er ein Lebekünstler gewesen wäre und die feine Linie besser erkannt hätte, die die wahre, selbstlose, aufopferungsfähige Liebe von dem bloßen sinnlichen und selbstsüchtigen Begehren trennt, wenn er gewußt hätte, daß jede Neigung, gleichviel, ob selbstloser oder ichsüchtiger Art, wenn wir sie glücklich ausgetrieben zu haben wähnen, gern wieder durch die Hinterthür des Mitleids in unser Herz zurückkehrt, ja, daß dieses vermeintliche Mitleid im betreffenden Falle meist gar kein reines, echtes Mitleid, sondern nur schlau vermummte Gier nach Befriedigung unserer Eitelkeit ist.

Freilich, der Anfang jenes Lenzes, der jetzt in seiner Erinnerung aufersteht, war noch keine Tarantella, sondern vielmehr nur ein Nocturno gewesen von ernster, schwerer, wehmüthiger Art. Aus dem Paradiese ausgewiesen, wanderte er einsam und allein durch die staubige, verdrossene und gänzlich reizlose Wüste seines amtlichen Lebens. Er versuchte, zu vergessen; aber, wenn er es sich auch nicht zugeben wollte, gelegentlich empfand er dennoch eine wilde Sehnsucht nach den anregenden und prickelnden Stunden, die er im Stegen'schen Hause hatte verleben dürfen. Jetzt war Alles so bleiern, so öde und langweilig; der Zauber, den jedes junge, gesunde und gebildete Weib über alle unsere Umgebungen und Beziehungen auszubreiten weiß, war verschwunden; die Dinge grinsten ihn farb- und duftlos an. Ja, duftlos! er hatte sich im Verkehr mit Maria an den feinen Rosenduft schon so gewöhnt, daß seine Geruchsnerven entweder fasteten, oder auf Tritt und Schritt durch andere Gerüche beleidigt wurden. Als er auf dem Frühjahrs-

markte an einer Krambude vorüberging, in der ein wahrscheinlich unechter Armenier mit Rosenöl handelte, da war es ihm plötzlich, als stände Maria neben ihm und hauchte ihn mit ihrem heißen, sinnbestrickenden Odem an. Er schüttelte sich, unzufrieden mit sich selbst, und ging schnell weiter, indem er überlegte, wie vielen Dank er eigentlich der strengen und vernünftigen Tante Stegen schuldig war.

Sein Verhältniß zu Maria war ja ein ganz ungewöhnliches gewesen, so ungewöhnlich, wie das ganze Benehmen Marias selber. Sie war ganz entschieden keine leichtfertige Natur, keine gefallsüchtige Speculantin, keine Courtisane; ihren sittlichen Charakter hätte er nimmermehr verdächtigen lassen, noch selbst zu verdächtigen gewagt; sie war aber ein Feuerkopf, von leidenschaftlichen Trieben erfüllt und geneigt, den Zuflüsterungen ihres stürmischen Wesens um so eher einmal nachzugeben, als sie sich einer starken Kraft des Willens bewußt war. An jedem andern Frauenzimmer hätte er die Art, wie Maria mit ihm verkehrt hatte, ohne Zögern als durchaus unweiblich verurtheilt; bei Maria war das etwas Anderes; sie hatte ihn vom Fleck aus wie einen Kameraden, wie einen Bruder behandelt, den man gern haben durfte, um dessen Nacken man auch einmal die Arme schlang, um ihm einen herzhaften Kuß der Dankbarkeit oder der Zuneigung auf den Mund zu drücken. Er hatte sich diese ihm auferlegte Rolle nur allzu gern gefallen lassen, ohne sich je Etwas herauszunehmen, was Maria in ihrer weiblichen Ehre hätte kränken können. Mehr und mehr waren aber in den Becher, in dem nur der klare Trank der Freundschaft perlte, auch die heißen Tropfen sinnlichen Begehrens gefallen, und sofort hatte der Assessor, als er dies merkte, die Freundin gewarnt und um Schonung angefleht. War sie stärker als er, daß sie dieser Warnungen glaubte spotten zu dürfen, daß sie ihn immer wieder in Versuchung brachte? Oder war auch in der Kameradin das Weib erwacht, so daß nun die Liebe über die Freundschaft triumphirte und aus dem Freunde einen nicht mehr klüglich rechnenden, sondern sich willenlos dahingebenden Geliebten zu machen bestrebt war?

Hätte er auf die Dauer den Gefahren eines so bedenklich gewandelten Verhältnisses trotzen können? Er mußte es seinem guten Stern danken, daß ihm die brave Frau Stegen die Binde von den Augen gerissen und ihm den Abgrund gezeigt hatte, an dessen Rande er gewandelt war.

Eines Tages erhielt er ein rosenduftiges Briefchen, und sein Herz zog sich gespannt zusammen, als er beim Anblick der Adresse Marias Handschrift erkannte. Was gab es denn? was wollte sie von ihm?

Es waren nur wenige Zeilen, die sie ihm geschrieben hatte.

„Was that ich Ihnen, daß Sie mich so grausam vernachlässigen? Wenn Sie überhaupt der Treue gegen eine alte Freundin noch fähig sind und es nur meine Tante ist, die Sie verscheucht hat, so kommen Sie morgen Abend um 8 Uhr nach der Erwinstraße Nr. 12, parterre links, wo Sie erwartet werden."

Keine Unterschrift, kein Datum, nur der Poststempel belehrte ihn, welcher Tag unter dem „morgen“ zu verstehen sei.

Wie er in allen Gliedern bebte, als er dies verfängliche und schicksalsreiche Zettelchen in der Hand hielt! Freude darüber, daß Maria seiner gedacht hatte und sich offenbar nach ihm sehnte; Schreck über den kecken Schritt, ihm ein Stelldichein anzubieten; Mißtrauen in seine eigene Kraft der Verlockung gegenüber, die sich ihm da so überraschend bot; schlimme Ahnungen in Betreff der Folgen, die sich an dieses heimliche Wiedersehen möglicherweise knüpfen konnten — alles dies ging widerstreitend durch seinen Sinn, und er wußte in der That nicht, ob er das Briefchen an die Lippen drücken oder zerreißen und unberücksichtigt in's Feuer werfen sollte.

Ein Stelldichein! Zum ersten Male in seinem Leben sollte er den geheimnißvollen Reiz eines solchen Stelldicheins kennen lernen! Und er hatte nicht einmal selbst darum gebeten; es war ihm im Gegentheil von der anderen Seite her angetragen worden. War dies ein Reiz mehr oder weniger? Er konnte sich diese Frage nicht recht beantworten. Er rannte im Zimmer hin und her und überlegte, ob ihm irgend welche Gefahren bei dem Abenteuer drohten und wie diesen Gefahren am sichersten zu begegnen sei. Wer wohnte denn in Nr. 12 der Erwinstraße? Es war dies eine kleine abgelegene Gasse, in der es weder Paläste, noch vornehme Miethshäuser gab.

Er nahm den Wohnungsanzeiger und suchte darin das betreffende Haus auf: lauter kleine Leute, eine Arbeiterswittwe, eine Wäscherin, ein Flickschuster, eine Näherin und dergleichen. Wahrscheinlich hatte sich Maria ein Zimmer von einer dieser Parteien für den Abend gemiethet. Mein Gott! wie unüberlegt war das! wie leicht konnten sie Beide beobachtet und Marias Ruf unheilbar geschädigt werden! Er mußte schon hingehen, nur um sich zu überzeugen, ob seine Befürchtungen begründet waren oder nicht. Und wenn sie es waren, dann mußte er der tollkühnen Frau klar machen, daß sie nie wieder in solcher Weise zusammenkommen dürften. Aber eine Waffe mußte er zu sich stecken — für alle Fälle! man konnte nicht wissen, welchen Teufeleien schlechter, boshafter, schadenfroher Menschen man bei solchem lichtscheuen Unternehmen ausgesetzt war.

Er suchte seinen Revolver hervor, prüfte dessen Schloßgang und wunderte sich, als er entdeckte, daß er der Einladung zu folgen doch schon entschlossen sein mußte, denn sonst würde er ja die verstaubte Schußwaffe gar nicht hervorgeholt haben.

Am anderen Tage verhielt er sich ruhig und zurückgezogen. Kaum, daß er zum Mittagessen in sein Restaurant ging. Den Nachmittag blieb er zu Hause und las; doch da er sich die gewohnte Cigarre versagte, wollte auch das Lesen nicht recht von Statten gehen; er war zerstreut, wußte mehrmals gar nicht, was er gelesen hatte, und warf endlich das Buch ungeduldig bei Seite.

Es war noch nicht sechs Uhr, als er sich schon umzukleiden begann. Er machte ausgesuchte Gesellschaftstoilette und steckte sich die Rosenknospe, die er auf dem Heimwege vom Restaurant gekauft hatte, in ein Knopfloch seines schwarzen Salonrockes. Dann zog er einen Paletot über, denn es war ein kühler Maiabend, und steckte den Revolver nebst einigen Patronen dazu in die Brusttasche des Paletots. Als er den Cylinderhut aufsetzte und noch einen Blick in den Spiegel warf, bemerkte er, daß er aufgeregt aussah und ein Zug gespannter Erwartung um seinen Mund lag. Er lächelte spöttisch und murmelte:

„Thor! Du gehst ja nicht in den Kampf, sondern in die Arme des Liebchens!“

Als er aber auf die Straße getreten war, verwarf er schon wieder diesen Trost, indem er bei sich dachte:

„Nein! zur Geliebten will ich sie nicht machen! nie und nimmermehr! ich bin kein Don Juan; sie ist mir viel zu werth, um sie je zu erniedrigen oder zu betrügen. Ich werde ihr klaren Wein einschenken und ihr sagen, daß wir so nicht wieder zusammenkommen dürfen.

Es war noch lange nicht Acht, als er schon die Erwinstraße entlang ging.

Er hatte das Haus No. 12 glücklich gefunden, ging aber, da es noch nicht Zeit war und er nicht auffällig werden wollte, gleichgültig daran vorüber und bog am Ende der Straße um die Ecke und in eine Quergasse hinein. Erst, als es Acht schlug, machte er Kehrt und strebte wieder seinem Ziele zu.

Die Laden der beiden Parterrefenster linker Hand waren geschlossen; es schimmerte aber Licht durch die Ritzen.

Da drinnen wartet sie mein! dachte er unwillkürlich, und das Herz begann ihm in stärkeren Pulsen zu schlagen.

So leise wie möglich öffnete er die Hausthür und schlich wie ein Dieb zur ersten linken Zimmerthür. Gott sei Dank! Der Hausflur war leer und Niemand sah ihn, als er die Zimmerthür nach einem leisen Klopfen vorsichtig öffnete und über die Schwelle huschte.

„Fritz!“

Wie ein halb unterdrückter Jubelschrei schlug es an sein Ohr; ein Paar warme weiche Arme umstrickten ihn, und ein wogender Busen preßte sich gegen seine Brust.

„Guten Abend, Maria! . . . Aber, erlauben Sie einen Moment, daß ich ablege und erst an unsere Sicherheit denke.“

Er löste sich aus ihren Armen, eilte zur Thür, schloß sie geräuschlos ab, zog dann den Paletot aus und legte den Revolver nebst einigen Patronen auf den Sophatisch.

Maria sah diesen Zurüstungen schweigend zu; dann sagte sie vorwurfsvoll:

Sie sind so kalt, wie Eis, Fritz! ich hatte einen anderen Willkomm von Ihnen erwartet!"

Und als sie sah, daß er die Waffe lud, lächelte sie bitter:

„Sie scheinen mehr um sich besorgt zu sein, als um mich!"

Er blickte sie verwundert an.

„Warum? Weil ich nicht wehrlos hierher gekommen bin? Aber, Sie werden doch begreifen, Maria, daß ich in der Lage sein muß, Sie nöthigen Falles beschützen zu können."

„Ist garnicht nöthig," klang es geringschätzig zurück, „wir sind hier geborgen, wie in einer sturmfreien Festung. Dies Zimmer gehört einer Wäscherin, die einst meine Amme gewesen ist; sie ließe sich lieber in Stücke hauen, ehe sie mich verriethe. Wenn Sie aber bereuen, hierher gekommen zu sein, Fritz — ich stehe Ihrem Fortgange nicht im Wege."

„Warum so schroff? so feindlich und vorwurfsvoll, Maria?"

Er sagte es sanft und trat an sie heran, um ihr freundlich in die Augen zu sehen.

Unter diesem Blicke schmolz ihre Strenge, und sie griff wieder nach seiner Hand, um sie zärtlich zu drücken.

„Fritz! warum sind Sie so unberechenbar? ein Proteus, der jeden Augenblick Farbe und Gestalt ändert."

„Ich bin kein Proteus," sagte er mit trübem Kopfschütteln, „ich bin immer derselbe und stets der Ansicht, das es zwischen uns aus sein muß."

Hastig, auf die geforderte Antwort begierig lauernd, fragte die junge Frau: „Warum?"

„Weil ich Sie viel zu lieb habe, um Ihrem Rufe zu schaden."

„Meinem Rufe?" Voll Spott und Geringschätzung wiederholte sie dies Wort. „Was geht Sie mein Ruf an? Wenn Sie mich wirklich lieb haben, wie Sie behaupten, dann sollten Sie sich lieber um das Befinden meines Herzens, als um das meines Rufes bekümmern. Meinen Ruf werde ich schon allein zu wahren wissen."

„Glauben Sie, daß Ihr Herz sich wohler befinden würde, wenn ich leichtsinnig genug wäre, das Abenteuer, zu dem Sie mich eingeladen haben, völlig auszukosten?"

„Ich verstehe Sie nicht, Fritz. Was meinen Sie unter diesem ‚Auskosten'?"

Er sah sie verwirrt an; ihr Blick war ehrlich unbefangen.

Begriff ihn diese Frau wirklich nicht? oder überschätzte sie die Kraft seiner Selbstbeherrschung?

„Machen Sie mir meine Aufgabe nicht schwerer, als sie ohnehin schon ist, bat er mit leicht verschleierter Stimme und unter dem Zauber ihres Blickes immer mehr an Widerstandskraft einbüßend, „Maria! So begreifen Sie doch! Wenn ich in der Lage wäre, Sie an den Traualtar zu führen, jauchzend würde ich mich in die Flammen stürzen, so daß sie über meinem

Kopfe zusammenschlügen. Ich würde Sie an mich reißen und nie wieder von mir lassen. Aber so? . . . Ich wäre ein Schurke, wenn ich vergäße, mit wem ich es zu thun habe.“

Er hatte die letzten Worte heiser herausgestoßen, und sie stand vor ihm mit wachsendem Entzücken.

Plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und drückte ihm herzhaft ihre Lippen auf die Stirn; dann sagte sie mit zärtlich bebender Stimme:

„Du Kindskopf, Du lieber! Du sollst vergessen, wie auch ich vergessen will — vergessen: die Welt und die Klatschbasen und die ganze steifleinene Ehrbarkeit und Verlogenheit der Gesellschaftskomödianten.“

Sie streichelte ihm die Wange und fuhr ihm mit ihren schlanken, kühlen Nixenfingern durch das blonde Gelock, so daß ihm ein Schauer von der Kopfhaut über den Rücken hinablief. „Hab' mich lieb! mehr verlange ich nicht von Dir. Einmal im Leben will auch ich selig sein und nicht darnach fragen, wie lange die Seligkeit dauert.“

Sie suchte seine Lippen, und er gewährte ihr, indem er ihre Küsse trank und erwiderte. Eine Atmosphäre zarten Rosenduftes ging von ihr aus. Doch plötzlich riß er sich los, schlüpfte in seinen Paletot, stülpte den Hut auf den Kopf und steckte den Revolver und die Patronen wieder zu sich.

„Was thust Du?“ fragte Maria, die kaum ihren Augen traute.

„Ich fliehe, Geliebte! dies ist die einzige Art Flucht, die einem Manne wie mir Ehre macht.“

Sie suchte ihn festzuhalten, aber gewaltsam entwand er sich ihr und stand schon an der Flurthür.

„Leb wohl, Maria! ich nehme den Rosenduft mit mir, den Du ausathmest.“

Er war schon draußen, als sie ihm bestürzt und schmollend nachrief:

„Dann auf Wiedersehen, Du Böser! ich verschmachte, wenn Du meiner nicht mehr gedenkst.“

Das war im Anfang Mai gewesen, und die Trunkenheit, die in der Luft lag, theilte sich mehr und mehr auch dem Assessor mit. Trotz aller guten Vorsätze ging er wieder und wieder nach der Erwinstraße, und der Mai war noch nicht zu Ende gekommen, als er, der Assessor, schon einem Plane seine Zustimmung gab, den ihm Maria verlockend entworfen hatte. Sie wollten Beide zusammen einen Maitag in Gottes freier Natur verleben und ihr Mittagsmahl im Walde bei dem alten unverheiratheten Förster einnehmen, den der Assessor kannte und dem er die fremde Dame nur flüchtig zu zeigen brauchte und dann unbedenklich als eine Verwandte, die auf Besuch in der Stadt wäre, bezeichnen konnte.

Es war ein wonniger Tag. Sie hatten sich Beide erst außerhalb der Stadt getroffen und nun die Wanderung gemeinsam fortgesetzt. Die Gefahr, von irgend einem Bekannten getroffen zu werden, war nahezu aus-

geschlossen; immerhin ließ sich die Möglichkeit einer unerwünschten Begegnung nicht gänzlich aus der Welt schaffen, und der Zwang, Acht zu geben und ab und zu vorsichtig in die Runde zu spähen, vermehrte eher noch den Zauber dieses heimlichen Spazierganges. Maria strahlte von Frische und Anmuth: sie trug eine einfache aber duftige Frühlingstoilette, und auf ihrem üppigen dunkelblonden Haare saß ein gefälliges Kapothütchen.

Die Kirschen und Pflaumen hatten schon abgeblüht; aber die Birnbäume in den Dorfgärten, an denen sie vorüberwandelten, schienen noch unter der Last ihres Blüthenschnees brechen zu wollen, und neben duftenden Fliedersträuchern hatten Roßkastanien zur Feier des Lenzes ihre Blüthenkerzen aufgesteckt. Spatzen trugen Halme zu Nest und forderten mit der Keckheit des gewohnheitsmäßigen Schmarotzers von den Fenstern des Gutsherrnhauses ihre ihnen wahrscheinlich täglich gespendeten Semmelkrumen.

„Oh, wie himmlisch schön ist solch ein Lenzmorgen, Fritz! wie danke ich Ihnen, daß Sie ihn mir geschenkt haben!“ sagte Maria und schob glücklich ihren Arm unter den ihres Begleiters.

„Den Lenzmorgen schenke ich Ihnen nicht, den schenkt uns Beiden die gütig spendende Natur.“

„Nein, nein! erst durch Ihre Anwesenheit wird mir dieser Tag zu einem wirklichen Frühlingstage. Da, sehen Sie nur, wie die pfeilgeschwinden Schwalben dort haarscharf an der Dachkante des Herrenhauses vorüberschießen, um sich dann jauchzend zu einer phantastischen Flugarabeske in die weite Luft zu werfen. Ach, wer doch auch Flügel hätte, um sich aus der fesselnden Enge feindlicher Verhältnisse aufzuschwingen in die schrankenlose Freiheit des Raumes!“

„Meinen Sie, daß der Mensch überhaupt irgendwo völlig frei sein kann?“

Sie kniff trübselig die Lippen zusammen und nickte ein paar Mal mit dem schön geformten Kopfe.

„Sie haben Recht, Fritz; Freiheit giebt es nur in dem Reiche der Träume. Ist es aber nicht ungerecht, daß sich der Culturmensch aller Freiheit entäußert hat und sich ihrer nur noch in der Kunst als eines unentbehrlichen und stets wirkungsvollen Factors bedient.

„Wie meinen Sie das? Der Künstler ist allerdings frei, wenn er schafft — oder wenigstens sollte er es sein.“

„Ich denke nicht an den Künstler, sondern an sein Werk. Sehen Sie sich einmal das Weib an in der Kunst. Wird ein Dichter z. B. jemals ein Weib ausgestalten, das sich nach Gesellschaftsbegriffen überall correct benimmt, das seine Gefühle am Zwergobstspalier der Convention hübsch artig verkrüppelt hat, das sich ohne besondere Anstrengung stets den Forderungen der Sitte und Kleinkinderstube zu fügen versteht? Ist dies das Holz, aus dem man Heldinnen schnitzt, die einem das Herz höher schlagen machen

und die selbst Philister zur Begeisterung hinreißen? Treibt uns ein solches Weib die Thräne der Bewunderung in's Auge? Braucht nicht der Dichter vielmehr die echten Weiber, die unverbildeten Töchter der Natur: die nur einen einzigen Katechismus kennen: den Katechismus des eigenen Herzens; die wie Sonne und Mond, naiv lächeln, ohne Arg, ohne Hinterlist und ohne Heuchelei; die aber auch aufbrausen können, wie der Orkan, und die, wo es das natürliche Recht des Herzens gilt, mit elementarer Kraft anstürmen gegen alle Verlogenheit und Sünde des Herkommens und des gesellschaftlichen Zwanges.

„Solche Naturen sind dankbare Gestalten für eine Dichtung, gewiß! vergessen Sie aber nicht, Maria, daß es gewöhnlich Trauerspiele sind, in denen wir sie bewundern."

„Trauerspiele!" wiederholte sie geringschätzig, „ist denn nicht jedes Menschenleben ein Trauerspiel? Wer sich vor dem Trauerspiel fürchtet, der muß dem Leben aus dem Wege gehen — aber auch der Selbstmord ist ein Trauerspiel; wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, dem Trauerspiele entgehen können wir doch nicht."

Sie sagte es lächelnd, übermüthig und zeigte, indem sie schelmisch zu ihm aufblickte, die Pracht ihrer schimmernden Zähne.

Er sah ihr wohlgefällig in's Angesicht und mußte sich gestehen, daß er in diesem Augenblicke eines der reizendsten und eigenartigsten Geschöpfe der Welt an seinem Arme führte.

„Wenn von so schönen, lachenden Lippen das Wort ‚Trauerspiel' tönt, dann glaubt man nicht recht an seine volle Bedeutung. Uebrigens — ich widerspreche Ihnen nicht; von allen Engeln, die es giebt, fesseln uns in der Kunst am meisten die — gefallenen."

„Und im Leben?" fragte sie scharf und schnell.

„Im Leben haben wir nicht gern mit ihnen zu thun, denn besten Falles erregen sie unser Mitleid, und der Kopf muß verurtheilen, wo das Herz freisprechen möchte."

„Der Kopf? — oh ja! der Flachkopf; aber der tiefe Kopf folgt dem Herzen, denn nur das Herz ist Natur, der Kopf ist Drill und Verbildung!"

Fritz sah sie von der Seite an und schwieg.

Nach einer Weile sagte er lächelnd:

„Wer Sie so reden hörte, Maria, der könnte sich vor Ihnen entsetzen; aber ich kenne Sie besser: es macht Ihnen mitunter Spaß, sich in Paradoxien zu ergehen — das können nur Menschen, die gedacht haben, und Sie gehören, gottlob, zu dieser seltenen Art."

„Ja, die Art ist selten und bei uns Frauen ist sie sogar auf den Aussterbe-Etat gesetzt; die Männer behaupten ja, daß denkende Frauen häßlich sind, bin ich's auch?"

Sie drehte ihm ihr Antlitz zu und sah ihn mit großen Augen, starr und unverwandt, an, wie um sich von ihm prüfen zu lassen.

Er erwiderte diesen Blick und entdeckte wieder im Hintergrunde ihrer Pupillen jenes geheimnißvolle flackernde Flämmchen; dann aber zwang er seine Augen in andere Richtung, indem er leise murmelte:

„Führe uns nicht in Versuchung!“

Vorwurfsvoll fragte sie ihn:

„Fritz! bin ich denn ein Uebel, von dem Sie erlöst sein möchten?“

„Ein Uebel? nein! aber eine süße, immerwährende Gefahr.“

„Nun denn, es ziemt dem Helden, mit Gefahren zu spielen: so spielen Sie mit mir!“

„Ich — mit Ihnen? ich fürchte, ich fürchte . . .“

„Was fürchten Sie?“

„Das Sie das Kätzlein sind, das mit der armen gefangenen Maus spielt.“

Sie lachte laut und übermüthig; dann mit leise gedämpfter Stimme:

„Da ist das Forsthaus! nun gilt es ernst und gesetzt zu sein.“

Sie ließ seinen Arm los und fuhr flüsternd fort:

„Werden Sie mir böse sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Ihren Namen gemißbraucht habe? Ich habe dem Förster eine geschlossene Kiste geschickt und ihm dabei sagen lassen, sie käme vom Assessor Dr. Jasberg er möchte sie für Sie aufbewahren.“

„Und was ist in der Kiste?“

„Die Bestandtheile zu einem einfachen Mahle und ein wenig Champagner, auf daß wir auf die Freiheit anstoßen können, die man in unserer Lage so selten genießt.“

„Aber Maria, was sind das für Geschichten? Es ist doch *meine* Sache, den Wirth zu machen, und das wollte ich mit Hilfe des Försters. Sie bringen mich da in eine schöne Verlegenheit.“

Er war wirklich ein wenig beschämt, zu gleicher Zeit aber auch erfreut, daß sie den guten Einfall gehabt hatte, denn bei dem alten Förster würden sie wahrscheinlich nur eine recht mittelmäßige Verpflegung gefunden haben.

„Den Wirth machen Sie in allen Fällen,“ suchte sie ihn zu beruhigen „indem Sie die Speisen vorlegen und den Sect öffnen und einschenken; ich werde nur die Köchin sein, die das Mahl zubereitet.“

„Wahrhaftig, das ist reizend, Maria! Dann stelle ich mich Ihnen als Gehilfe zur Verfügung.“

„Unter der Bedingung, daß Sie auch eine Schürze vorbinden, gestatte ich Ihnen den Eintritt in die Küche.“

Sie wurden von lautem Hundegekläff begrüßt, und eine ganze Schaar von krummbeinigen Dächseln und ein junger, dickbeiniger, tolpatschiger Hühnerhund stürzten ihnen entgegen. Die klugen Thiere hatten längst gewittert, daß diese Art Gäste nicht in feindlicher Absicht kam: das anhaltende Gebell war mehr ein Ausdruck der Freude über die gewünschte Unterbrechung der Eintönigkeit des weltentlegenen Forsthauses.

Fritz und Maria lockten die Hunde an sich heran. Diese kamen vertraulich näher, schwänzelten und schnüffelten und sprangen ganz ausgelassen vor Vergnügen, an den Kömmlingen empor. Aus dem Hintergrunde aber, von der Thür der Försterei her, tönte ein scharfer Pfiff und dann der drohende Zuruf:

„Waldmann! Männe! Fix! Diana! wollt ihr wohl zurück? hierher!"

Die Hunde klemmten die Schwänze ein und traten gehorsam den Rückzug an.

„Sie sind meine Cousine, Maria!" flüsterte der Assessor seiner Begleiterin zu, „so ist es am besten! Da braucht sich der alte Nimrod erst nicht lange den Kopf zu zerbrechen."

„Vortrefflich, lieber Fritz," gab sie ebenso leise zurück, „dann darfst Du aber auch nicht vergessen, daß wir uns Du zu nennen haben."

„Guten Tag, mein lieber Herr Eichner," rief Fritz dem graubärtigen, wettergebräunten, alten Herrn zu, der in Waidmannsjoppe und hohen Stiefeln, das brennende Pfeifchen in der Hand, grüßend entgegengekommen war, „Sie sehen, wir sind pünktlich und machen von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch, einmal einen Tag im Walde zu verleben. Dies ist Herr Eichner, der tüchtige Förster dieses Reviers, und dies meine Cousine, die auf der Durchreise sich einmal selber von der Pracht unserer Waldungen überzeugen möchte."

„Da werden Sie Ihre helle Freude haben, gnädige Frau," schmunzelte der Förster, „einen solchen Bestand, wie ich hier zu verwalten habe, finden Sie weit und breit nicht in deutschen Landen. Wir haben hier unter Anderem noch fünf- und sechshundertjährige Buchen und Eichen. Nun, Sie werden ja sehen. Aber jetzt bitte ich die Herrschaften, erst näher zu treten und unter meinem Dach einen kleinen Imbiß einnehmen zu wollen."

Er ging voran und führte die beiden Gäste in sein Haus, das am Rande des Waldes lag und durch einen breiten Zugang den Ausblick in das stromdurchrauschte, fruchtbare, freie Land gewährte.

„Sie müssen vorlieb nehmen, meine Herrschaften," fuhr er gemüthlich fort, „bei einem alten Junggesellen stimmt es nicht immer so ganz mit den Tellern und Gläsern, — auch ist mein Silberzeug, wie ich fürchte, nur von Christoffel . . ."

„Aber das Herz ist von Gold," setzte der Assessor artig hinzu, „und das ist allemal die Hauptsache."

Man genoß etwas kalte Küche, ließ aber den Kräuterbranntwein, den der Förster selber zu bereiten pflegte, unberührt. Dann brach man zu einem Gange in den Wald auf.

„Wenn mich der Herr Assessor nicht durchaus als Führer gebrauchen," sagte der Alte, der sein kurzes Pfeifchen wieder in Brand setzte, „dann möchte ich mich wohl noch ein wenig an meine schriftliche Arbeit begeben,

— beim heiligen Hubertus! Der Kerl, der die Tinte erfunden hat, soll in der Hölle schmoren! Das verteufelte Schreiben! das verteufelte Schreiben!"

„Bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Eichner," lachte der Doctor, „eine einzige Stunde im Walde ist für Leib und Seele bekömmlicher, als ein ganzer Tag am Schreibtisch. Wünsche gute Verrichtung. Komm, Cousinchen!"

„Aber ich muß ja unser Mittagsmahl bereiten," wandte Maria ein.

„Das hat noch Zeit."

„Dafür werde ich schon sorgen, gnädige Frau," schmunzelte der paffende Alte.

„Nein, lieber Herr Förster, auf keinen Fall!" rief Maria, „wir machen Ihnen schon genug Umstände — die Küche überlassen Sie getrost nur mir; ich lade Sie zu unserm Mahle mit ein."

Der Alte verbeugte sich, indem er mit der Hand abwehrte. „Das würde sich für mich nicht schicken. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, betrachten Sie dieses Haus wie das Ihrige. Die Küche steht selbstverständlich zu Ihrer Verfügung."

Das Paar wandelte bald darauf allein unter dem Blätterdom des Laubwaldes dahin. Aus einer im Dickicht verborgenen Wasserlache tönte gleichförmiges, urbehagliches Froschgequake.

„Hören Sie, Maria?"

„Hörst Du, Fritz?" Sie betonte das Du.

„Vergieb, ich vergaß unser Abkommen. Also hörst Du, Maria, den Frühlingsgesang der Padden und Unken? Denke Dir, diese Töne sind mir mit die liebsten in der ganzen Frühlingssymphonie."

„Das kann ich verstehen; es klingt so zufrieden, wie ein fröhliches Dankgebet zum Schöpfer. Ich glaube nicht, daß es unter den Fröschen Pessimisten giebt."

Der Doctor lachte.

„Auch nicht unter den Kuckucks," fügte er hinzu, „hörst Du sein Schreien?"

„Wir wollen zählen, wie viel Jahre des Glücks uns noch beschieden sind: eins . . ."

Da verstummte der Vogel.

„Oh weh!" rief Maria, „nur ein einziges Jahr noch!"

„Du bist doch nicht abergläubisch?"

„Nein, Fritz, ich glaube nur an Dich, und das wirst Du doch nicht Aberglauben schelten wollen? Komm! laß uns hier niedersitzen unter dieser herrlichen Buche — ich muß mich ruhen; ich bin heut mehr marschirt, als sonst in einer Woche."

Sie hatten sich auf schwellendem Moospolster ausgestreckt, die Gesichter einander zugewandt, und schauten sich nun lächelnd in die Augen.

„Ist es hier nicht köstlich?" fragte der Assessor.

„So köstlich wie im Paradiese,“ scherzte Maria, „es fehlt nur noch, daß diese Buche ein Apfelbaum wäre.“

„Dann fehlte immer noch die Schlange.“

„O, die Schlange, die wollte ich schon machen, indem ich sagte: gieb mir einen Kuß, Fritz!“

Sie war dicht an ihn herangerutscht und hielt ihm ihre verlangend gespitzten Lippen in reizender Schelmerei hin.

Er konnte nicht widerstehen: er küßte sie. Dann sprang er auf, blickte scheu in die Runde und mahnte:

„Komm, komm! es wird Zeit, daß Du an unser Mahl denkst. Der alte Eichner darf keinen Verdacht schöpfen.“ — — —

Der Sinnende, dem alle diese Erinnerungen mit der Schärfe und Farbenfrische lebender Bilder vor dem inneren Sinne auftauchen, sieht sich plötzlich in der Küche der Försterei. Am Herde steht Maria und ist dabei, die aus der Kiste entnommenen Coteletten zu braten und einen Eierkuchenteig vorzubereiten. Er selbst hat sich ebenfalls eine Schürze vorgebunden und leistet der reizenden Köchin allerlei Handreichungen.

Das fertige Mahl wird von Maria aufgetragen, während er eine Flasche Schaumwein entkorkt und nebst zwei ungleichen Rothweingläsern auf den gedeckten Tisch stellt.

„Schade, daß unser Wirth verschwunden ist,“ meint der Assessor, „er hätte eigentlich sehen müssen, was Geschmack und Geschicklichkeit einer Dame aus einem so verräucherten Zimmer zu machen wissen; selbst Frühlingsblumen fehlen unserer Tafel nicht. Wir werden wie Könige speisen.“

Bald erhöhte der Wein die Stimmung der Beiden; sie stießen miteinander an und ließen sich selbst und den Lenz und die Einsamkeit zu Zweien leben.

Das Haus war wie ausgestorben; der Förster machte seine Nachmittagsrunde, und sein weibliches Factotum war nach dem nächsten Dorfe gegangen, um frische Milch für den Kaffee der beiden Gäste zu holen.

Als diese vom Tische aufgestanden waren, wünschten sie einander mit glühenden Wangen und glänzenden Augen eine gesegnete Mahlzeit. Dann warf sich Maria an des Assessors Brust:

„Hab Dank, Fritz, daß Du mir dieses Göttermahl gewährt hast! Daran werde ich zehren, so lange ich denken kann.“

Ihre frischen, schwellenden Lippen suchten die seinen, und ein süßer Rosenduft legte sich, wie betäubend, auf seine Sinne. O, dieser berückende und bestrickende Duft des Rosenöls! Wie mit Zauberschlag versank um ihn die weite Welt mit allen ihren Bedenken, Vorurtheilen und Rücksichtnahmen; er fühlte sich hinaufgezogen in's Paradies, nein, noch weiter hinauf, bis in den Himmel, wo es kein: „Du sollst!“ mehr giebt, wo alle sittlichen Gebote und Verbote, alle Gewissenskämpfe und Selbstbeherrschungsqualen wie ein Septimenaccord aufgelöst sind in den jubelnden Zusammenklang der

menschlichen Natur mit dem Weltprocesse. Rosenduft! er schien ihm zuzuraunen: so sei doch länger kein Thor, kein asketischer Grillenfänger und Selbstquäler! Du hältst ein blühendes Weib in den Armen, das Dein begehrt; wer weiß, ob sich Dir je im Leben eine gleiche Gunst wiederholen wird! laß alle Bedenken fahren, die Verantwortung komme auf ihr Haupt!

Als er am Abend jenes verhängnißvollen Tages mit Maria wieder der Stadt zustrebte, wurde er von den widersprechendsten Gefühlen und Gedanken hin- und hergerissen.

Reue und Angst erfüllten ihn, und schweigsam und nachdenklich war er eine Zeit lang neben Maria hergewandelt; dann plötzlich war er wieder weich und zärtlich geworden und hatte die junge Frau an sich gedrückt und mit feurigen Küssen bedeckt. Als sie einander Lebewohl sagten — es war vor dem Thore, denn in der Stadt selbst durften sie sich des Abends zusammen nicht mehr sehen lassen — da herzte ihn Maria in stürmischer Weise und ließ sich das Versprechen eines baldigen, recht baldigen Wiedersehens geben. Endlich trennten sie sich, und mit einem feinen Rosendufte in der Nase wandelte er allein durch die gaserhellten Straßen der Stadt. Jetzt gewann die Reue die Oberhand in ihm, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er sich überhaupt auf diesen gefährlichen Ausflug eingelassen hatte. Barmherziger Gott! wie hatte er auch alle Rücksichten vergessen können, die er Maria und ihrer Tante schuldig war! Nur Gutes und Liebes hatte ihm die Geheimräthin Stegen erwiesen, und er dankte ihr dafür, indem er ihre Nichte zu seiner Geliebten machte?

Das Blut schoß ihm zu Häupten; in seinen Wangen brannte die Schamröthe. Gab es denn keinen Ausweg aus diesem Labyrinth von Selbstvorwürfen? Wie lag denn eigentlich die Sache? Konnte und wollte er Maria zu seiner Ehegattin machen? Nein, und tausend Mal nein! Die finanziellen Verhältnisse legten dagegen den entschiedensten Widerspruch ein — und selbst wenn sie Beide wohlhabender gewesen wären und dieser Hinderungsgrund also nicht bestanden hätte, würde er dann Maria zu seinem Weibe begehrt haben? Er überlegte nur einen Augenblick; da klang es schon deutlich in ihm: nein! nein! und nein! ich möchte sie nimmermehr heirathen! ich liebe sie ja gar nicht; ich *hasse* sie, weil sie sich hineingedrängt hat in die Kreise meines Lebens, weil sie mir Reue und Schreck und Sorge bereitet! Bin ich etwa ein berechnender, gewissenloser, kalt mordender Verführer? Nein und tausend Mal nein! Wenn hier von einer Verschuldung die Rede sein soll, dann trifft *sie*, Maria, der Vorwurf, daß sie *mich* verführt und überrumpelt hat. O Weiberlist, o Männerschwäche!

Voller Unmuth und Grimm gegen sich selbst überschritt er die Schwelle zu seiner Wohnung. Wie widerlich ihm jetzt der Rosenduft war, der noch an seinen Händen, an seinen Kleidern haftete. Er wusch sich und wechselte den Anzug, um die letzte Spur dieses Geruches zu beseitigen. — — —

Die Erinnerung an jenen Abend ist so lebhaft, daß er auch jetzt,

zurückgelehnt in seiner Divanecke, mit Widerwillen an seinen Fingerspitzen riecht und das Sacktuch hervorholt, um mit erneuten Kräften die Finger abzureiben.

Er lauscht nach dem Corridor hinaus; das Clavierspiel hat aufgehört; die schwierige Tarantella scheint Elschens zarte Hände ermüdet zu haben.

Doch nein! jetzt setzt die Musik wieder ein; aber es ist ein ernstes, wehmüthiges Nocturno, das gedämpft herüberklingt.

Spielt Schönelschen heut denn länger als gewöhnlich?

Er blickt nach dem Regulator; erst fünfzehn Minuten sind seit seiner Wanderung über den Teppich verflossen — wie rasend schnell dreht sich doch das Gedanken-Kaleidoskop, das immer wieder andere Erinnerungsbilder zusammensetzt, so daß der Auszug aus ganzen Lebensjahren in den Zeitraum von wenigen Minuten hineingepreßt wird!

Oh, wie wehmüthig tönt dieses Nachtstück! wie schmerzlich zerreißt es das Herz! wie wühlt es wieder alle Pein und alles Wehe auf, die längst begraben und vergessen schienen!

Es war wie ein betäubender Schlag auf den Kopf gewesen, als ihm eines Tages im Spätherbst, als er ihren fortgesetzten, dringenden Bitten widerwillig nachgegeben und mit ihr in der Erwinstraße nach langer Trennung wieder einmal zusammengekommen war, Maria die überraschende Mittheilung in's Ohr flüsterte.

Entsetzt war er jählings zurückgefahren. Erst glaubte er, falsch verstanden zu haben, wie er sie aber in stummer Frage starr anblickte und sie erröthend langsam mit dem Kopfe nickte, da war jeder Zweifel ausgeschlossen, und erschauernd stammelte er:

„Wann denn, um Gotteswillen?“

„Ende Februar oder Anfang März.“

Das unglückselige, arme Weib! Ein aufrichtiges Bedauern regte sich in seinem Herzen; wie er aber wahrzunehmen glaubte, daß Maria ihn für die Lage, in der sie sich befand, verantwortlich machte, und gewissermaßen zu erwarten schien, daß er die unvermeidlichen Folgen auch für sich selbst ziehen würde, da bäumte er sich innerlich gegen jede Zumuthung solcher Art auf. Sollte er etwa seine Zukunft, seine amtliche Stellung, die berechtigten Erwartungen seiner alten Mutter, sein ganzes Lebensglück opfern, um Maria die Hand zum Bunde zu reichen und mit ihr in irgend ein verstecktes Nest zu ziehen, wo er vielleicht als Winkelconsulent und sie als Schneiderin für die Pfahlbürgersfrauen ihr karges, tägliches Brot gewinnen konnten? Wäre das nicht von Hause aus der Mord jeder Zuneigung und der Grund zu dauernder Unzufriedenheit und zu den heftigsten gegenseitigen Vorwürfen gewesen? Sein Eheweib konnte sie nimmermehr werden; sonst würde er zu dem ersten Fehltritt den zweiten schlimmeren fügen; durch das Verbrechen einer nur auf die Täuschung der Welt berechneten Ehe ließ sich die Schuld eines unbewachten Augenblickes nicht sühnen.

Aber was denn nur thun, um die Aermste vor Schmach zu bewahren?

Nach kurzem Sinnen fuhr er energisch auf:

„Du kannst nicht länger hier bleiben; Du mußt sofort verreisen und darfst erst wiederkommen, wenn — wenn —“ er fand nicht gleich den gewünschten Ausdruck — „wenn Alles glücklich vorüber ist.“

„Ich weiß aber nicht, wohin? auch müßte ich doch der Tante irgend einen Grund nennen.“

„Natürlich mußt Du das. Du gehst nach dem Süden — der Arzt hat es so gewünscht — zur Schonung Deiner Lungen, zur Vermeidung von Erkältungen. Das kostet natürlich Geld, hast Du das Nöthige?“

Sie schüttelte beschämt mit dem Kopfe.

„So werde ich dafür sorgen. Aber selbstverständlich! eine Weigerung Deinerseits würde mich tödtlich verletzen. Ich denke, mit vier-, fünftausend Mark kannst Du schon ein Vierteljahr lang durchkommen.“

Bei der Trennung von ihr war er diesmal kühl, wortkarg, eilig.

„Fritz,“ sagte sie vorwurfsvoll, „nicht einmal einen Abschiedskuß?“ Und ganz leise fügte sie hinzu: „für die Mutter Deines Kindes?“

Es drang ihm wie ein Messer in die Brust. Aber er wurde weich und zerknirscht; er riß sie an sich und küßte sie, wie man eine Schwester küßt, halb mitleidig, halb zärtlich auf die Stirn:

„Adieu, Du arme Süße! Kopf hoch! wir werden auch über diesen Berg kommen.“

Und dann war er hinausgestürmt und noch stundenlang durch die abendlichen Gassen gewandert, den Kopf nach vorn geneigt, den Blick zur Erde gerichtet, in stummem, dumpfem, immer dieselben Bahnen durchwandelndem Nachdenken. Vor allen Dingen mußte er das kleine Capital beschaffen. Die alte Mutter konnte Nichts mehr herausrücken; er hatte sie schon so ziemlich kahl geplündert, und nächstens würde sie auf seine, des Sohnes, Unterstützungen angewiesen sein. Also mußte er das Geld irgendwo borgen. Richtig! so würde es gehen; der reiche Grund- und Bodenspeculant, dem er schon öfters mit seinem Rathe beigestanden und der ihm jeden Gegendienst dankbar in Aussicht gestellt hatte, mußte ihm aus der Klemme helfen. Das Einfachste war, ihn sofort in seiner Wohnung aufzusuchen; das gab auch seinem an Monomanie grenzenden, immer auf einen und denselben Punkt gerichteten Denken eine wünschenswerthe Ablenkung.

Er war sofort hingegangen, und das Wunder war geschehen: Der Geldmann hatte ihm gegen einfachen Schuldschein fünftausend Mark in guten Reichsbanknoten eingehändigt und noch den Wunsch mit auf den Weg gegeben, daß er eintretenden Falles sich nur unbedenklich wieder an ihn, den stets bereiten Helfer, wenden möchte. So gab es doch noch zuverlässige Menschen auf dieser Erde!

Etwas beruhigter trat nun der Assessor den Heimweg an; aber merkwürdig, jetzt, wo ihm die Sorge um das leidige Geld genommen war,

drängten sich die Gefühle der Abneigung gegen Die, die er als Ursache der peinlichen Wandlung seiner Lage zu betrachten hatte, immer herrischer in den Vordergrund. War sie denn wirklich der Zuneigung, der Sorge und Theilnahme werth? war sie das unbefangene Naturkind, das ohne jede Berechnung nur der Stimme des eigenen Herzens gefolgt und ohne Bedenken an die Brust desjenigen Mannes gesunken war, den sie aufrichtig lieb hatte? Oder — Himmel und Hölle! war er nur der Narr gewesen, der es nicht bemerkt hatte, daß ihr ganzes Thun und Treiben bewußte, zielbewußte Gefallsucht gewesen war? daß sie ihn fiebernd begehrte, und, wenn es im Guten nicht ging, ihn auf schlimmem Umwege gewinnen, durchaus gewinnen wollte? Vielleicht triumphirte sie jetzt im Geheimen, daß er so weit gekommen war; vielleicht glaubte sie nun ihr Spiel gewonnen und rechnete schon sicher darauf, daß er als Ehrenmann ihr zuletzt doch noch die Hand zum ehelichen Bunde würde reichen müssen.

Er knirschte mit den Zähnen; er ballte die hoch erhobenen Fäuste. Oh, du dreifacher Narr! Du leicht bethörter Gimpel, der Du Dich durch die schlaue Vogelstellerin hast einfangen lassen! Du gedachtest, ein Lebenskünstler zu sein, und hast Dich benommen, wie ein Schuljunge, der sich zum ersten Male in die glatte Fratze einer Schänkmamsell verschossen hat! Aber sie soll sich verrechnet haben! es gilt einen Kampf auf Leben und Tod, in dem ich nicht schwachmüthig nachgeben, sondern mich vertheidigen werde bis auf den letzten Blutstropfen!

Der Winter wurde ihm zu einer Hölle, und die Tage krochen ihm in entsetzlichem Schneckentempo dahin. Das Geld hatte er ihr zustellen lassen, und sie war abgereist — er wußte nicht, wohin? denn auf alle ihre vorherigen Einladungen nach der Erwinstraße hatte er mit ablehnenden Ausflüchten oder überhaupt gar nicht geantwortet.

War sie im Groll geschieden?

Auch das wußte er nicht, und er kümmerte sich auch nicht darum, weil er sich darum nicht kümmern *wollte*.

Hatten denn aber die Wände Augen und Ohren gehabt? oder war er mit ihr auf seinem Spaziergange nach der Försterei beobachtet worden? oder hatte vielleicht die Inhaberin der Wohnung in der Erwinstraße geplaudert? Es gingen allerlei Gerüchte durch die Stadt, und gute Freunde setzten ihn davon in Kenntniß. Er hätte mit Maria schon seit Jahren ein sträfliches Verhältniß; Maria wäre nothgedrungen verreist, um die Folgen dieses Verhältnisses vor der Welt zu verbergen; man wäre nun gespannt, was er thun würde, um den begangenen Frevel zu sühnen.

Dieser Schlag kam ihm ebenso unerwartet und wirkte fast ebenso betäubend, wie der erste.

Man hielt ihn also thatsächlich für einen gewissenlosen Schelm! Und er durfte nicht hintreten vor diese splitterrichtende Gesellschaft, die ja gar keine Moral, sondern nur Lust am Klatsche, nur Hohn und Schadenfreude

kannte, und durfte sich nicht entlasten, indem er schilderte, wie Alles gekommen war! Hätte er es wirklich gethan, hätte er sich als den Unerfahrenen und ahnungslos Verführten, und Maria als schlaue Circe und Verführerin hinstellen wollen, ja, dann würde er allerdings den Andern das Recht eingeräumt haben, ihn als einen rohen, unanständig denkenden, aller feineren Empfindungen baren Patron zu verurtheilen, denn ein Mann, dem die Gunst eines Weibes zu Theil geworden ist und der dann dieses Weib preisgiebt, um nur sich und seine gesellschaftliche Stellung zu retten, ein solcher Mann ist eben ein — Schurke.

So mußte er denn das heimliche Scherbengericht über sich ergehen lassen, schweigend und unthätig, ohne sich mit einer Silbe dagegen aufzulehnen, und doch wußte er, daß nicht ein einziger seiner gestrengen Richter auch nur um ein Quentchen schwerer wog auf der Waage, auf der der sittliche Werth eines Menschen gewogen wird.

Sonst war er gelegentlich zu größeren Festlichkeiten bei den ersten Familien der Stadt eingeladen worden; in diesem Winter wurde er durch die Gesellschaft boykottirt. Sonst drängte man sich in den Bierstuben in seine Nähe; jetzt mied man ihn, oder wenn man es nicht vermeiden konnte, mit ihm am selben Tisch zu sitzen, rächte man sich für den Zwang, indem man sich in Anzüglichkeiten erging, die für den Uneingeweihten ganz harmlos klangen, für den Wissenden aber schlimmer waren als Peitschenhiebe. Und er konnte nicht aufspringen und den heimtückischen Gegner zur Rede stellen; er mußte vielmehr ganz unbefangen dreinblicken und seinen Zügen das allerharmloseste Lächeln aufzuzwingen suchen.

Oh, es war eine Hölle, in der er schmorte, und er ertrug es nicht länger, thatlos und geduldig auf dem Bratrost auszuharren. Er beschloß, die richterliche Laufbahn aufzugeben, dem Klatschneste den Rücken zu wenden und sich als Rechtsanwalt in der Hauptstadt niederzulassen. Im Herbste führte er seinen Plan aus, nachdem er schmerzliche Kämpfe mit seiner widerstrebenden und energisch abrathenden alten Mutter durchgekämpft hatte. Warum er seinem Berufe untreu werden und sein Lebensglück zerstören wollte? Er hätte ihr versprochen, sobald er besoldeter Richter wäre, sie zu sich zu nehmen und ihr so den Lebensabend zu verschönen; und nun wollte er, dicht vor dem Hafen, den Kiel zurückwenden in die offene See des Zufalls. Ob er denn glaubte, sofort eine nahrhafte Praxis zu finden? ob er sich auch berechnet hätte, daß die Neueinrichtung in der Residenz ein schönes Stück Geld kosten und ihn in Schulden und allerlei Verbindlichkeiten stürzen würde? Sie, die Mutter, brächte es nicht über's Herz, die Sorgen des Sohnes durch ein Zusammenleben mit ihm nun noch zu vermehren, diesen schönen Plan, das verlockende Ziel ihres ganzen Lebens, müßte sie sich jetzt aus dem Sinne schlagen; sie würde in ihrem öden, weltvergessenen Neste ausharren und, wenn es sein müßte, für fremde Leute nähen und stricken, um sich das tägliche Brot zu erwerben.

Er hatte der guten alten Frau die zwingenden Beweggründe zu seinem Vorhaben nicht mittheilen dürfen, und so mußte er ihr im Lichte eines unzuverlässigen, hartherzigen und treulosen Sohnes erscheinen. Und das Alles hatte er ihr zu verdanken, dem dämonischen Weibe, das ihn einst bezaubert hatte, und das er jetzt haßte mit aller Gluth, deren sein tödtlich verwundetes Herz noch fähig war.

Er wollte ihr auch kein Wort des Abschiedes mehr gönnen; wozu hätte das dienen sollen? konnten ausgesprochene, oder meinetwegen auch stumme, aber dann um so beredtere gegenseitige Vorwürfe noch irgend Etwas an den Thatsachen ändern? Er war ihr neulich auf dem Marktplatze begegnet, sie war längst zurückgekehrt von ihrer Abwesenheit — sie sah schlank und etwas blässer aus und warf, als er drüben auf der anderen Seite des Fahrdammes bei ihr vorüber ging, heimlich lauernde Blicke nach ihm hinüber. Sollte er sie wiedererkennen? sollte er die Straße kreuzen und zu ihr hineilen, um sie zu begrüßen und so den schlimmen Gerüchten, die über sie Beide im Umlauf waren, nur wieder neue Nahrung geben? Nein! es mußte aus sein zwischen ihm und ihr, und die Welt sollte davon Kenntniß nehmen! Dann mußten wenigstens endlich einmal die Anspielungen und Sticheleien ein Ende haben.

Aber — das Kind? was war aus dem Wesen geworden, dem sie in ihrer Verborgenheit das Leben gegeben hatte? Wahrscheinlich hatte sie es irgendwo in Pflege und Kost gegeben. Es war ihre Sache, ihn über das Nähere zu unterrichten; er war, wenn erforderlich, zu neuen, seinen bescheidenen Verhältnissen entsprechenden Geldopfern ohne jedes Zögern bereit; aber sie mußte ihm doch erst sagen, wo und wie er helfen konnte. Sie deshalb heimlich wieder aufzusuchen oder brieflich um Mittheilungen zu bitten, das erschien ihm in Hinblick auf Tante Stegen und die scharfäugige und klatschsüchtige Welt viel zu gefährlich; das Tafeltuch zwischen ihm und Maria war zerschnitten und mußte endgiltig zerschnitten bleiben; wenn sie seiner bedurfte, dann war er nicht der Mann, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, aber erst mußte sie es ihn doch wissen lassen, und ein Schreiben an ihn brachte ihr auch nicht den Schatten einer Gefahr, wie es umgekehrt doch in wesentlich erhöhtem Grade der Fall gewesen wäre.

So saß er denn im folgenden Winter in Berlin, in einer auf Borg bescheiden eingerichteten Wohnung, und neben der Hausthür unten prangte ein weißes Porzellanschild, auf dem in schwarzen dicken Buchstaben zu lesen war: „Dr. jur. Fritz Jasberg, Rechtsanwalt.“

Ach, welch ein Winter war das gewesen Verschuldet bis über die Ohren, durchbebt noch von Reue und dem Ingrimm, den ihm die üble Nachrede bereitete, gefoltert von Selbstvorwürfen und dem Mißtrauen in die eigene Ehrenhaftigkeit, verfallen mit seiner alten, darbenden und ihm zürnenden Mutter, angegrinst von dem Schreckgespenst der materiellen Noth, denn noch fehlten ihm alle Kunden und jeder Erwerb — so saß er die

trüben Nachmittage in seiner Arbeitsstube, allein und verlassen, dem unfruchtbarsten und nervenzerrüttendsten Grübeln hingegeben. Und immer wieder kämpfte er mit sich selbst, ob er nicht doch noch zu Maria zurückkehren, ihr durch seine Hand und seinen Namen den Wiedergewinn der bürgerlichen Unbescholtenheit anbieten und ihr es anheimgeben sollte, mit ihm den Mangel und die Daseinsqual zu theilen. Aber stets wenn er schwach zu werden drohte und beinahe schon entschlossen war, sich und seine Zukunft wegzuwerfen, um einer vielleicht nur eingebildeten Pflicht nachzukommen, meldete sich in ihm wieder eine andere, empört abmahnende Stimme: Sei kein Thor, Fritz! glaube nicht den Frieden des Gewissens erkaufen zu können durch das neue Verbrechen einer neigungslosen und nur erzwungenen ehelichen Verbindung! Trage, was Du unüberlegt Deinen Schultern aufgebürdet hast, hoffe auf Gott und sein Erbarmen, füge aber nicht zu einer immerhin noch verzeihlichen Uebereilung jugendlicher Unerfahrenheit die verbrecherische und unverzeihliche Lüge des erfahrenen und reifen Mannes! Dulde und trage! Das ist Menschenloos! aber wenn Du handelst, dann handle aufrichtig und ehrlich und beflecke Dich nicht durch Unwahrheit und Heuchelei! So tönte es in ihm, und er verwarf jeden Gedanken einer erneuten Annäherung an das Weib, das ihm gährendes Gift in den Becher seines Lebens geträufelt hatte. — — —

Der Sinnende springt vom Sopha auf; die Fluth dieser qualvollen Erinnerungen droht ihn zu ersticken. Er will nicht mehr des Geschehenen denken, die längst vernarbten Wunden nicht wieder aufreißen und neu zum Bluten bringen. Kräftigen Schrittes nimmt er wieder seine Promenade auf dem Teppich auf, hin und her, her und hin, aus einer Ecke quer nach der andern.

Das Notturno hat aufgehört — Gott sei Dank! es waren wohl dessen trübe wehmüthige Klänge, die die Erinnerung an so viel Pein und Wirrniß seiner Jugendjahre ausgelöst hatten; aber nun fühlt er sich freier: er vernimmt die süße Weise eines der Philipp Eulenburg'schen Rosenlieder, und Elschens zarte, aber ungemein liebliche Stimme setzt glockenrein ein:

Aus des Nachbars Haus
Trat mein Lieb heraus,
Hielt ein Röslein in der Hand."

Der ansprechende, dem Volkston glücklich angepaßte Sang schmeichelt sich in sein Herz und dämpft dort die hochgehenden Wogen, die vom Sturm der Erinnerungen aufgewühlt wurden.

Gott sei Dank! Heut wo die Gespenster der Vergangenheit gebannt sind und sich in den heiligen Räumen seines Hauses auf die Dauer gewiß selber recht unheimlich fühlen würden; heut wo er als Justizrath und Anwalt mit der einträglichen Praxis bald seine silberne Hochzeit feiern wird mit dem braven Weibe, das er nach dem wirbelnden Unwetter seiner Jugend doch noch finden und an seinen Herd geleiten durfte, heut, wo ihm ein

süßes liebliches Töchterlein blüht, das ganz das verjüngte Abbild seiner Gattin ist — heut darf er sich glücklich preisen und eigentlich von Herzen lachen über das Satyrspiel, das der Tragödie seiner Assessorszeit noch folgen sollte.

Er hatte schon zwei bis drei Jahre lang in der Hauptstadt gearbeitet, es fing sich schon eine feste Kundschaft für ihn zu bilden an, und er durfte schon an den Beginn ratenweiser Tilgung seiner Schulden denken, als er in einem Bierhause die Bekanntschaft eines etwas jüngeren, leichtlebigen, aber im Grunde seines Wesens gutherzigen Kunstmalers machte. Reinhold war ein bildhübscher blonder Krauskopf mit tiefbraunen leuchtenden Augen — alle Weiber waren vernarrt in ihn, und er feierte immer wieder neue und entscheidende Triumphe über die scheinbar sprödesten Schönen.

Wie leibhaftig das Rosenlied die Gestalt des Don Juans mit der Palette hervorzaubert. Der Auf- und Abschreitende sieht den längst Gestorbenen — es war an einem Sonntage des Mai in der Abendstunde — wie er wie ein Wirbelwind, mit einer Theerose im Knopfloch, in sein, des neu gewonnenen Freundes, Arbeitszimmer hineinfegte.

„Alle guten Geister, Du büffelst doch nicht etwa an solch einem Göttertage in den Acten? Aber ich freue mich, Jasberg, daß ich Dich noch zu Hause finde; wir müssen den Abend gemeinsam verleben, ich bin heut in einer Stimmung: ich möchte die ganze Welt umarmen.“

„Was ist Dir denn Freudiges begegnet? Die Ueberraschungen angenehmer Art sind im Allgemeinen recht selten für einen Bewohner dieser Lehmkugel, die einige Phantasten ein Paradies, die Mehrheit nüchterner Menschen aber ein Jammerthal oder mindestens ein Arbeitshaus nennen.“

„Ach, bleib' mir heute mit allem Pessimismus vom Leibe! Ich sage Dir, Doctor, diese Erde ist mehr noch als ein Paradies, denn unter uns gesagt, einen Garten mit schönen Aepfelbäumen und lauter sündlosen und makelfreien Tugendbolden — nun, eine Zeit lang könnte man es vielleicht auch da aushalten, besonders, wenn man das Glück hätte, einer neugierigen und apfellüsternen Eva zu begegnen — aber ich muß gestehen, ich ziehe mir ein Leben der Arbeit und des Kampfes vor, wenn uns Kampf und Arbeit immer wieder mit reizenden, eigenartigen, sinnverwirrenden Weibern zusammenbringt, die . . . die . . . Ach, zum Teufel! Ich bin doch kein Geck, der aus der Schule plaudern wird! aber gieb mir eine Cigarre, Jasberg, daß ich diesen erschlaffenden Rosenölduft übertäube, die Schäferstunde ist vorüber; nun will ich wieder Mann sein und mich an einer Havanna ergötzen.“ Er warf sich in einen Polsterstuhl und streckte seine Beine behaglich lang von sich.

Jasberg neigte sich gegen den Freund und zog witternd die Luft durch die Nüstern. Wahrhaftig! Ein feiner, aber unverkennbarer Rosenölduft ließ sich spüren. Sonderbar! Wie ein Blitz kam ihm der Gedanke an Maria Stern; die Ideenverbindungen scheinen sich in unserm Hirn ganz

automatisch zu vollziehen; wenn in des Rechtsanwalts Gehirn ein Schubfach mit der Aufschrift „Rosenöl" vorhanden war, so mußte es mit einem anderen Schubfach, das „Maria Stern" bezeichnet war, so selbstthätig in Verbindung stehen, daß, wenn das eine aufgezogen wurde, das andere sich ebenfalls sofort öffnete.

„Wo kommst Du her?"

Eine gewisse Spannung zitterte aus dieser Frage.

„Ja, das möchtest Du wohl gerne wissen," lachte der Maler, der sich über den Ton des Fragers zwar einigermaßen verwunderte, seine Verwunderung aber geschickt verbarg, „bedenke, daß die geheimen Freuden die süßesten sind."

„Reinhold!" sagte der Rechtsanwalt, der von einer ungewissen Ahnung nicht mehr losgelassen wurde, „Du wirst begreifen, daß ich in die Geheimnisse Deiner galanten Abenteuer einzudringen durchaus keine Lust habe. Hier aber handelt es sich für mich um etwas außerordentlich Wichtiges; nicht daß ich etwa gegen Deine Beziehungen, sie seien, welche sie wollen, Etwas einzuwenden hätte — im Gegentheil; aber Du solltest mir anvertrauen, bei wem Du jetzt gewesen bist; ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, daß ich von Deiner Mittheilung gegen keinen Menschen Gebrauch machen werde."

„Warum willst Du es denn wissen?"

„Weil . . . weil . . . nun, nimm einmal an, ich schleppte aus der Vergangenheit eine mir an den Fuß gekettete Kugel mit mir herum, und in Deiner Auskunft läge vielleicht der Schlüssel, mit dem ich die Kette öffnen und der Kugel ledig werden könnte . . . ach, wozu denn erst der vielen Worte! Heißt Deine Schöne vielleicht Maria?"

Verwundert richtete sich der Maler auf seinem Sessel kerzengerade auf:

„Höre, wie kommst Du gerade auf diesen Namen? mit der sonst nicht gerade gebräuchlichen Endung auf a?"

„Weil ich an eine Trägerin dieses Namens denke, die stets in eine Wolke von Rosenöl gehüllt war."

„Stimmt, stimmt! Ha, ha, ha! Das ist aber nicht übel!"

Reinhold stützte beide Hände auf die Oberschenkel, beugte sich nach vorn und machte seiner Ueberraschung in einem unbändigen Prusten und Kichern Luft.

„Sapperment! Ich habe mir zwar immer eingebildet, daß ich der Erste wäre, der in das Liebesgärtlein der duftigen Dame einstieg, aber daß wir Beide . . . ha, ha, ha! Nimm mir's nicht übel, wenn ich die Sache äußerst komisch finde, obgleich Du wie ein Lohgerber dreinschaust, dem die Felle fortgeschwommen sind."

Jasberg stand wie versteinert.

War es denn wahr, was er da vermuthete? was ihm der Andere schon halb und halb bestätigte?

Eine letzte Frage mußte es entscheiden:

„Wo hast Du Frau Maria Stern denn kennen gelernt?"

Würde der Andere den Namen Stern kopfschüttelnd und entäuscht wiederholen?

Doch das geschah nicht. Reinhold nahm vielmehr den Namen als völlig richtig an und versetzte, nunmehr sein ungestümes Lachen etwas dämpfend:

„Wie man sich so kennen lernt — bei meiner verheiratheten Schwester in Würzburg, bei der sie den Winter vor vier Jahren verlebt hat."

„Vor vier Jahren?"

Jasberg hatte das Wörtchen „vier" auf's Schärfste betont; dabei hatte er die Hand des Freundes umklammert und hielt sie in krampfhaftem Drucke fest.

„Ja wohl, vor vier Jahren," wiederholte Reinhold mit aller nur wünschenswerthen Bestimmtheit, „ich werde jenen Winter nie vergessen, denn mir ging es damals recht miserabel, und ich wäre vielleicht verhungert, jedenfalls verteufelt abgemagert, wenn mich mein Schwager nicht in sein Haus genommen und durchgefüttert hätte."

„Du warst mit ihr die ganze Zeit zusammen?"

„Aber selbstverständlich! Glaubst Du, ich habe vor einem so appetitlichen Frauenzimmer das Hasenpanier ergriffen?"

„Und Du hast nicht bemerkt, daß sie eine Zeit lang krank war und im Bette verblieb?"

„Nicht eine Stunde lang — sie war munter wie ein Fisch im Wasser — die Nächte wird sie allerdings wohl im Bette verbracht haben."

Jasbergs Brust hob und senkte sich in beschleunigten Athemzügen. Der Verdacht, der ihm da kam — nein, kein Verdacht mehr, fast schon die zweifellose Gewißheit, daß er das Opfer eines beispiellosen Betruges geworden war — diese Gewißheit erfüllte ihn mit zwei einander gänzlich widerstrebenden Empfindungen: mit Jubel, daß er nun der Zweifel und der Reue und Selbstvorwürfe auf einmal ledig war, und mit Ingrimm und Haß gegen die Komödiantin, die ihm die besten Jahre seines Lebens so schnöde vergiftet hatte.

„Sie will in jenem Winter entbunden worden sein," stieß Jasberg mit rauher, halb erstickter Stimme hervor.

Da platzte Reinhold mit einem wahrhaft homerischen Gelächter los:

„Aber das ist ja geradezu famos! und darauf bist Du hereingefallen, Du, mein schlauer Freund und Menschenkenner? Am Ende hast Du eine Pathenstelle bei dem neugeborenen Niemand angenommen? Deiner christlich-germanischen Ehrlichkeit sähe das ganz ähnlich!"

„Nun, wenigstens habe ich die Reise- und Entbindungskosten reichlich getragen; mich drücken heut noch allerlei Verbindlichkeiten."

„Donnerwetter! das ist aber stark! — höre! da fällt mir was ein . . .

Ja, ja! das muß auf Dich Bezug gehabt haben; das ist mir jetzt völlig klar!"

„Was denn?"

„Die schöne Wittib erzählte damals einmal meiner Schwester, sie hätte einer Freundin geholfen, an deren treulosem Geliebten empfindlich Rache zu nehmen.

Auf die erschrockene Frage meiner Schwester, ob sie auch Nichts gethan hätte, was sie mit den Strafgesetzen in Conflict bringen könnte, erwiderte sie mit schadenfrohem, fast unheimlichem Lächeln: Nein, meine Theuerste, so dumm sind wir nicht; nur eine kleine Erfindung und die künstliche Erregung der öffentlichen Meinung gegen den schlauen Herrn — er war zu berechnend, um das arme Mädchen zu heirathen; nun hat er wenigstens für die feig Verlassene etwas tief in den Geldbeutel greifen müssen. So ungefähr klangen ihre Andeutungen. Näheres mitzutheilen, dazu war sie nicht zu bewegen. Aber nun ist für mich gar kein Zweifel mehr: die Freundin ist sie selbst gewesen, und das Opfer der kleinen Erfindung, sagen wir vielmehr, des Betruges, warst Du! Teufel! man kann sich doch vor den Weibern nie genug in Acht nehmen! Nun, tröste Dich, alter Junge! es sind schon schlauere Herren, als Du, hinter's Licht geführt worden."

Der Rechtsanwalt hatte sich von seiner Bestürzung so weit erholt, daß er sich jetzt der für ihn angenehmen Folgen der ihm gewordenen Enthüllungen zu erinnern begann.

„Beunruhige Dich nicht meinetwegen!" sagte er, „ich bin weder eifersüchtig, noch bereue ich das fortgeworfene Geld; im Gegentheil, ich gönne Dir Deine Triumphe, und ich freue mich, daß ich jetzt ruhig schlafen kann und nicht mehr von Zweifeln werde geplagt werden. Uebrigens, wir nehmen hier Etwas als Thatsache an, was doch erst noch muß bewiesen werden. Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Von Herzen gern, wenn Du nur nicht verlangst, daß ich mit der erfinderischen Dame brechen soll; die wurmstichigen Früchte schmecken manchmal gerade am süßesten."

„Du Unverbesserlicher! ich gönne Dir Deinen Geschmack; es wird die Zeit kommen, wo auch Du jenen Ekel wirst kennen lernen, der aus der plötzlichen Einsicht in die Qualitäten unserer Tischnachbaren entsteht; vor der Hand sollst Du jene Frau nur nach einem gewissen Dr. Jasberg befragen, mit dem sie früher einmal bekannt gewesen sein soll. Aus ihrem Verhalten wirst Du unschwer erkennen, ob unsere Annahme begründet ist."

Die beiden Freunde tranken diesen Abend Champagner, und schon am nächsten Abende hatte Jasberg die erwünschte Kunde, daß er damals ganz gründlich angeführt worden war.

Auch an diesem zweiten Abende wurde Champagner getrunken; in der Freude, sich endlich innerlich befreit zu fühlen, vergab Jasberg der Betrügerin die gut gespielte Komödie, zumal ihm Reinhold haarscharf bewies,

daß Maria Stern den Schwindel nur einzig und allein deshalb in Scene gesetzt haben könnte, um ihn, den vergeblich Angeschmachteten, noch in letzter Stunde zum entscheidenden, gemeinschaftlichen Gange nach dem Standesamte zu bestimmen. —

Der Sinnende, dem alle diese Erinnerungen mit jener Geschwindigkeit durch den Sinn gehen, mit der sich ein Ertrinkender einen Auszug seines ganzen Seins darzustellen pflegt, bleibt plötzlich stehen und horcht nach dem Corridor. Das Rosenlied hat eben aufgehört, und so kehrt er, wie der Müller, den das Stehenbleiben der Mühle aus dem Schlafe weckt, aus seinen wachen Träumen in den Bann der Wirklichkeit zurück.

Leichte, leise Schritte nähern sich draußen der Thür zu seinem Zimmer, und über des Lauschenden Antlitz breitet sich der Sonnenschein eines freundlichen Lächelns.

Die Thür öffnet sich und herein schwebt ein Mägdelein, das mit allen Reizen seiner siebzehn Lenze geschmückt ist.

„Papa!"

Wie ein silberhelles Jauchzen klingt dies Wort durch den Raum; dann schlingen sich ein paar weiche zarte Aermchen um des Justizraths Nacken, und ein schelmisch zärtlicher Kuß wird auf seine bärtige Wange gedrückt.

„Was giebt's, mein Töchterlein?"

Er fragt es so lieb und sanft, wie ein Bräutigam, der die Frage an seine Braut richtet; dabei blickt er entzückt in Schönelschens tiefblaue, funkelnde Augen.

„Mama läßt zum Thee bitten."

„Sofort, mein Kind. Aber, sage mir erst, Du hast Dir doch nicht wieder eiskalte Händchen angespielt und angesungen?" — er befühlt besorgt die schmalen kühlen Finger des Töchterleins — „siehst Du! Du hast Dir wieder zu viel zugemuthet!"

„Aber, ich bitte Dich, Papa, mach Dir doch keine unnöthigen Sorgen; ich habe ja überhaupt nur eine halbe Stunde geübt . . ."

„Und dann noch gesungen."

„Nur ein einziges kleines Liedchen. Ich habe mich wirklich nicht überangestrengt; übrigens bin ich doch auch kerngesund und würde von einer längeren Uebung auch nicht gleich Schaden nehmen. Immer, wenn ich Etwas spiele oder singe, was mir ganz besonders gefällt, da bekomme ich eiskalte Hände — ist das nicht sonderbar Papa?"

„Durchaus nicht, mein Liebling, das geht den Meisten so, die sich mit ganzer Seele einer künstlerischen Leistung hingeben. Viel sonderbarer finde ich, daß Du an einem gewissen Dufte Deine Freude zu haben scheinst."

„Wie so?"

Er zieht ihren Arm durch den seinen und führt sie, immer stolz wie ein König, nach dem Stollenschränkchen, dessen Thür er öffnet.

„Wonach riecht es hier, mein Kind?"

„Nach Rosenöl, Papa."

„Und wo hast Du es her?"

Sie schmiegt ihr Köpfchen an seine Schulter und guckt ihm von unten herauf schelmisch in's Gesicht.

„Ich habe es umsonst bekommen, neulich, im Bazar, als ich das seidene Kleid kaufte."

„Also eine Zugabe . . . nun umsonst ist sie nicht gewesen. Willst Du mir aber einen Gefallen thun?"

Die Gefragte hüpft freudig und erwartungsvoll auf den Fußspitzen und jauchzt ein von Herzen kommendes:

„Jeden, Papa! Jeden!"

„Gut. So nimm dieses Fläschchen" — er hat es ergriffen und drückt es ihr in die Hand — „und trage es hinaus in die Küche und wirf es dort in den Ascheimer, damit es beseitigt werde. Ja? Willst Du es thun, ohne dem Papa zu zürnen?"

„Gewiß thue ich es. Siehst Du, Papa? Ich bin schon fort. „Aber" — ruft sie, sich noch einmal an der Thür umwendend, zurück — „Du mußt auch warten; ich bin gleich wieder hier."

Der Justizrath schmunzelt und wartet.

Er hört die enteilenden Schritte; dann, gleich darauf, kehren die Schritte zurück, und die Thür fliegt wieder auf.

„Da bin ich, Papa; das Fläschchen ist besorgt und aufgehoben. Aber nun sage mir auch, warum mußte ich es denn fortwerfen?"

„Warum? . . . hm! . . . nimm an, es sei eine Marotte von mir, eine Idiosynkrasie . . . hübsches Wort das, nicht wahr?"

„Ich weiß gar nicht, was es bedeutet."

„Nun, ich meine: ein eigenthümlicher Widerwille gerade gegen den Duft des Rosenöls; er ist mir zu süß, zu weichlich und zudringlich, er fällt mir auf die Nerven, er macht mir Uebelkeit und Kopfschmerz. Deshalb bat ich Dich, das Zeug zu beseitigen, und, nicht wahr, Du bringst etwas Aehnliches auch nie wieder in's Haus?"

„Gewiß nicht, Papa, ich werde Dir doch nicht Pein bereiten."

„Du bist mein liebes und verständiges Töchterchen." Er zieht sie an sein Herz und preßt seine Lippen auf ihr üppiges, leicht gewelltes Seidenhaar.

„Weißt Du, mein Kind," fährt er belehrend fort, „ein junges, gesundes Mädchen wie Du braucht überhaupt keine künstlichen Wohlgerüche — Dein Haar duftet lieblicher, als alle Rosen und Veilchen der Welt."

„Aber, Papa, Du machst mir ja förmlich den Hof," sagt sie in allerliebster Altklugheit und hebt drohend den rosigen Zeigefinger, „wenn das Mama hörte, sie müßte ja eifersüchtig werden."

„Nicht auf Dich, mein Kind; sie weiß ja, daß ich in Dir nur sie

liebe. Du bist ihr naturgetreues Abbild; sie hat mich unendlich glücklich gemacht, als sie Dich mir schenkte."

„Aber Fritz! — Elschen! wo bleibt Ihr denn?" tönt Frau Jasbergs Stimme durch die nur einen Spalt weit geöffnete Flurthür, „der Thee wird kalt."

„Wir kommen, Mama! wir kommen!" rufen die beiden Gesuchten wie aus einem Munde, und sie überschreiten die Schwelle, um der Hausfrau nach dem Eßzimmer zu folgen.

Auf dem Wege dorthin aber denkt der Justizrath im Stillen: es giebt nur einen Jungbrunnen, einen Quell des Segens und der Krafterneuerung für den deutschen Mann: das ist die durch treue, reine Liebe geweihte Ehe.

„Du siehst ja heut so strahlend, so feierlich aus, Fritz?" sagt fragend die Gattin, eine reife Matrone, aus deren hellen Augen eine ganze Welt von Herzensgüte leuchtet.

„Ich denke über das Wort eines Weltweisen nach, der für mich zwar nur ein genialer Weltnarr ist, der aber in diesem einen Wort ausnahmsweise einmal Recht hat."

„Und wie lautet dies Wort?" fragen Frau und Tochter zugleich.

„Ich will's Euch sagen: Die Deutschen sind, als ‚Volk der Mitte' in jedem Verstande unfaßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker sich selber sind: sie entschlüpfen der Definition und sind damit schon die Verzweiflung der Franzosen."

„Das verstehe ich nicht," bemerkt Elschen naserümpfend.

„Wie kommst Du gerade auf dieses Wort, Fritz?" fragt die Gattin, ihm liebevoll in's Auge blickend.

„Mir gingen vorhin allerlei Erinnerungen durch den Sinn, und die Art, wie ich sie werthete, wie ich noch heute auf sie reagire, ließ mich darüber nachdenken, ob wohl auch Menschen anderer Rasse in einem gleichen Verhältniß zu ihren Jugenderlebnissen stehen mögen."

„Nun — und?"

„Und da fand ich eben, daß ich ein Deutscher bin, und daß wir Deutsche mit unserm Gefühlsleben meist ein Räthsel bleiben müssen für andere Völker. Aber Elschen sieht mich schon ganz vorwurfsvoll an — ich langweile sie; wir wollen von etwas Anderem reden."

Loki.

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Vergil hat in seiner Nachahmung des griechischen Epos auch die Götter und ihre Thätigkeit reichlich verwendet, aber ohne rechtes Verständniß für die Feinheit der homerischen Kunst. Der ganze Gang der Handlung, den die Aeneïde darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen des Himmels überhaupt nicht denkbar. Der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen, wohin er gelangen will; die Götter leiten ihn von Ort zu Ort, lassen nur sehr allmählich erkennen, wo das Land liegt, in dem er ein neues Troja gründen soll. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe so oft muß Aeneas den Entschluß fassen, weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar. Wenn man der Aeneïs das fortnimmt, was die Götter sagen und thun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer." Mit diesen Worten führt Professor Paul Cauer seine feinsinnige Vergleichung „der nachahmenden Kunst des Vergil" ein, die uns „den feinen psychologischen Tact" des Originals und die — Tactlosigkeit des Nachahmers darlegt, dem „die Weltanschauung fremd war, aus welcher der ältere epische Stil unwillkürlich erwachsen ist". Er weist dann in einer höchst scharfsinnigen und spannenden Weise nach, welche grobe Wundergeschichte Vergil aus dem Homer gemacht hat. „Athene räth dem Telemach", sagt er von der Odyssee, „nach Pylos zu reisen" (um sich nach seinem Vater zu erkundigen). „Sie thut dies in Gestalt des Tapierfürsten Menthes — *aber denselben Rath hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können*". — „Ebenfalls Athene ist es, die den Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt, gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; *ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen*, daß in Wahrheit Laodokos der Anstifter gewesen sei und *nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe*." Diese Vergleichung wird dann auf eine Anzahl von Fällen ausgedehnt und führt oft zu Resultaten, die für Vergil geradezu erheiternd sind. Man muß das in dem trefflichen Buche selbst nachlesen*); hier interessirt uns dieser „klassische" Gegenstand nur, weil er uns die jedem

---

*) „Grundfragen der Homerkritik", Leipzig, 1895, und „Ueber die nachahmende Kunst des Vergil," Kiel, 1885.

Nachdichter alter Volksgesänge drohende Gefahr vor Augen führt. Wo die Vorbedingung, das Milieu, die Weltanschauung nicht mehr die gleichen, wo jene kaum mehr wissenschaftlich reproducirbar sind, da muß die Nachdichtung zur verständnißlosen Verrohung des Originals werden. Ein einzelner Mensch, der mit jener todten Vergangenheit Nichts mehr gemeinsam hat, wird nie im Stande sein, in seiner subjectiven, gewollten Nachbildung das zu reproduciren, was ganze Geschlechter in objectiver, naiver Weise geschaffen haben. —

Einen anderen Weg hat der bekannte Dichter Ludwig Jakobowski in seinem jüngsten Buche „Loki, Roman eines Gottes"*) mit mehr Glück eingeschlagen. Dies liegt zunächst an dem Stoffe. „Wenn die epischen Sänger," sagt Cauer in dem obengenannten Buche über die Eingriffe des klassischen Olymp in die Geschicke der Menschen, „wenn sie von dem besonderen Antheil berichteten, den die Götter an den Erlebnissen der Helden genommen hätten, so ließen sie, ohne viel darüber nachzudenken, deren Thätigkeit eben nur da eintreten, wo der innere Zusammenhang des natürlichen Geschehens oder des menschlichen Wollens einer Beobachtung nicht offen lag. Das ist ja überhaupt die stärkste Quelle religiöser Gesinnung, daß der Mensch einem unbegreiflichen Ereigniß gegenüber steht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier im Verborgenen mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt hat." Diese Annahme steigert sich bei anderen Homerforschern (Niese z. B.) bis zu der Behauptung, daß alle olympischen Scenen, die von den menschlichen Vorgängen getrennt stattfinden, ursprünglich nicht zum Bestande des Epos gehörten und erst von vergröbernden späteren Sängergeschlechtern hinzuerfunden sind. Wir haben hier also die Götterwelt, die als üppige Schmarotzerpflanze auf die Realität der Menschheit aufgepfropft ist, als Lückenbüßen der letzteren anzusehen; und überall, wo ihre Eingriffe unmotivirt sind, ein verständnißloses Machwerk anzusetzen. Anders in der altgermanischen Mythologie. Hier bekommt bald die Götterwelt nicht allein das herrschaftliche, sondern auch das stofflich-inhaltliche Uebergewicht. Der Nordländer wurde stärker als der Sohn des Südens durch die Wildheit und Rauheit seiner Natur, durch den jähen Wechsel der Jahreszeiten zu einer gewaltigen Natursymbolik angeleitet. Die auffälligen Naturerscheinungen mit ihrer periodischen Wiederkehr nehmen in ihrer Symbolisirung immer mehr den Hauptplatz in der nordischen Mythologie ein, während die griechische, die ihnen gewiß auch ihren Ursprung verdankt, die Menschen und ihre Welt in den Vordergrund stellte. Kürzer gesagt: die nordische Religion mystificirte und spiritualisirte, die südländische versinnlichte und verwirklichte sich immer mehr. Darum kann auch ein Sänger eddischer Lieder den Götterapparat ganz anders handhaben, ohne in die epigonische Unkunst eines Vergil zu verfallen, den man Jahrhunderte lang nur deshalb in den Himmel erhoben hat, weil man — seine Vorbilder nicht kannte.

Ludwig Jakobowski hat sich den nordischen Mythus mit souveräner Freiheit zurecht gemacht. Er wollte nicht die Edda in moderne Formen übersetzen, weil der „Zug nach dem Norden" seit Wagner zur Mode geworden ist, wie Vergil, dem Machtgebote zwar nicht der „öffentlichen Meinung", wohl aber dem Herrn der Welt gehorsam, gedichtet hat. Er wollte sich mit diesem Buche etwas von der Seele schreiben; er wollte die alte Sage mit neuem Inhalt, mit dem pulsirenden Blute der Moderne erfüllen. Schon das Bildnis Balders, das dieses Buch schmückt, läßt uns keinen Zweifel darüber, daß der lichte Sonnengott altnordischer Mythe hier mit Christus verschmolzen ist, — nicht zwar mit jenem Christus, wie ihn die historische Forschung aus den Legenden des Neuen Testaments zu reconstruiren versucht, nicht mit jenem überreizbaren, überfeinerten „jüdischen Epikuräer", wie ihn Nietzsches „Antichrist" will, — sondern mit jenem germanischen Christus, dessen Lippen ein seliges Lächeln der Erdenfreude umschwebt, dem Christus „dieser Welt", der dem Leben gut ist. Uebrigens ist eine ähnliche Einwirkung auf die nordische Mythe schon in den späteren Liedern der jüngeren Edda zu verspüren, die erst lange nach Ausbreitung des Christenthums auf dem alten heidnischen Island aufgezeichnet wurden.

*) Bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf. 1898.

Die Fabel dieser jüngsten Edda ist folgende: Loki wird unter unheimlichen Schicksalszeichen geboren. Unbekannt ist sein Vater, unbekannt die Mutter. Mißtrauen gegen ihre Weiber entsteht in den Herzen der Asen; Haß gegen Loki, den sie pflegen sollen, unter den Asinnen. Nur widerwillig verrichten sie das Gebot der Schicksalsgöttin, ihn zu ernähren; mit Eberblut und Gletschermilch ziehen sie ihn auf; jede rächt sich an ihm durch Schläge. Sigyn, nach der alten Sage sein treues Weib, hier eine alte Elbin, erbarmet sich seiner; in ihrer Pflege wächst er heran; mühsam erarbeitet er sich sein Brot. Dann zieht er gen Walhall; gleich seine erste Begegnung mit den spielenden Götterkindern erweckt schwärenden Haß; nur Balders Sonnenauge blickt ihn ruhig an und vergilt Böses mit Gutem. Er hält diesem Auge nicht stand und haßt Balder doppelt darum. Lüstern lechzt er nach Nana; die aber wird Balders Braut. Der Hochzeitstag Beider wird der Tag der Entscheidung. Von nun an sinnt Loki auf Böses gegen die Asen, wo er vermag; er narrt die Walküren, tötet die irdische Geliebte Odins, wie Juno in Schillers Semele die arglose Jungfrau verderbt, bereitet Freya unauslöschliche Schmach und verhöhnt ihre Liebe zu ihm, stiftet Zwietracht im Himmel und auf Erden und tödtet schließlich den verhaßten Balder. Und während die Götter auf dem Todtenschiff zur Hel fahren, und Walhall in Flammen aufgeht, stiftet er die hassenden, rohen Bauern an, das Baldurgeschlecht auf Erden, die Edlen, in Ueberzahl zu befallen und den Ueberlebenden schmachvolle Demüthigung zu bereiten. Aber einer der Goldlockigen geht mit Weib und Kind unangefochten durch den wüsten Pöbelhaufen; ein Kreuzesmal hat einer der Rachgierigen dem Knaben auf die Stirne gedrückt. . . „Weh Euch und mir! Das ist Balders Sohn. Der Herr und König!“ ruft Loki. Weit draußen wirft er sich in's Feld, daß sein Haupt an Steine stößt. „Balder lebt . . ewig, wie ich . . . stärker als ich . . Weh mir!“

Es ist der Erlösungsgedanke, auf diese Welt angewandt, die Erlösung nicht im Tode, sondern in ewiger Wiederkunft des Lebens gesehen. . . Die Götter sind in homerischer Art wie Menschen geschildert, mit ihren Leidenschaften und Liebschaften, ihrer Liebe und ihrem Haß, nur Alles in's Starke und Mächtige erhoben; ihr Untergang ist der Weg zu neuem Leben. . .

Diese Idee ist groß und klar herausgearbeitet; es ist hier durchweg eine organische Synthese zwischen alter Vorlage und selbsteigenem, modernem Empfinden gekommen. Von der Form ist dies nicht durchweg zu sagen. Es liegt dies eben an demselben Grunde, der für Vergil verhängnisvoll ward. Die Denk- und Sprechweise einer völlig abgelegenen Zeit kann auch der kühnste Romantiker und der eifrigste Erforscher nordischer Mythen nicht wieder reproduciren. Moderne Worte und Sätze zerreißen die Einheit des Stils, die Stimmungs- und Landschaftslyrik — und Jakobowski ist durch und durch Lyriker — überwuchert den Aufbau des Ganzen und die Hauptzüge; die moderne und modernste Empfindung steht der primitiven Feierlichkeit dieser Dinge nicht an. Das ist schade, denn für sich genommen, sind viele dieser Episoden von bestrickender Plastik der Sprache, von zartester Originalität der Empfindung. Die Sprache klingt viel mehr an die blumen- und bildreiche Ausdrucksform jüdischer Psalmen und Lieder Zarathustras, als an die grobkörnige, felsige Schlichtheit altnordischer Mythen an. Die Motivation ist nicht immer zwingend; oft fehlt sie ganz, so daß Loki, der Junge, als kärglicher Fröhner sein Leben fristet, um plötzlich unmotivirt von allen Dingen der Welt zu wissen und die Asen mit diesem furchtbaren Wissen zu ängstigen. Eine Stelle, wo er durch „eine angelschwere Thüre, die von Walhall zum Reiche Urds führte,“ wie auf einer Theatermaschinerie verschwindet, geht bis an die Grenze des Ernsten. Von grandioser Dramatik ist dagegen das Ende der Baldersöhne. Jakobowski scheint hier, wo das Buch seinem Schlusse entgegeneilt, noch einmal alles Starke und Kurze, dessen er fähig ist, zusammenzuraffen und damit die richtigste Gestaltungsform für seine — und alle noch möglichen — Mythen gefunden zu haben. Sie möge auch diese Zeilen beschließen.

„ . . . Immer näher klang das Getöse. Und jetzt stand Halfdan mit seinen Bauern bluttriefend vor dem Thore der mächtigen Halle. Aber noch ehe er die rothdampfende Faust ausstrecken konnte, um seinen Bauern die letzte Schaar der Edlen auszuliefern, schrie wieder die heisere Stimme Lokis durch den Lärm:

„Laßt sie leben, daß sie fühlen: der Bauer ist edel und der Edle jetzt Knecht und Bauer!" „Halfdan sei Herrscher über sie!" schrie ein betrunkener Bauer und taumelte durch das Thor.

„Nein, nicht Halfdan! Ein Bauernfürst ist zu gut für Balders heuchlerische Brut. Setzt Halfdans Hund auf Balders Thron und laßt ihm Königsehren erweisen!" schrie Lokis Stimme mächtig durch den Saal. . . Und ein Dutzend Fäuste packten Halfdans Hund; wie ein tosender Strom wälzte das Bauernvolk sich durch die Halle, daß die Schaar der Edlen sich hinter Balders Sitz zusammendrängte, und hob den Hund auf den Thron.

Langsam reckt sich das wolfsgraue Thier auf. Den Kopf emporgeworfen, jede Muskel der Beine angespannt, mit geöffnetem Rachen, aus dem die scharfen Hauer weiß emporschimmerten. Und heiser, aus tiefster Kehle, stieß er ein paar heulende Töne aus.

Und wieder schrie die fremde Stimme: „Laßt jeden Edeln dem neuen König huldigen! Die Männer mit gebeugtem Haupt; den Frauen schneidet das Haar als Geschenk für den König; die Kinder küssen den Staub!"

Und langsam wandelten sie einher durch die Gasse entblößter Schwerter; die Edeln neigen den Kopf tief vor dem zähnefletschenden Thier, einer nach dem andern, das Gesicht weiß wie Linnen auf dem Felde, wenn die Frühsonne darüber leckt.

Dann nahen die Frauen. Von den Köpfen fällt das leuchtende Goldhaar und thürmt sich neben dem Thron auf, dann wieder Kinder, jammernd und weinend über die Schmach. .

Zuletzt ein Jüngling. Der führt sein Weib an der Hand, und das Weib preßt einen Säugling an die bebende Brust. Dem hatte ein tückischer Bauer die Stirne geritzt; und das blutige Maal glänzte wie der Kreuzgriff eines Schwertes. —

Langsam nähern sich die Drei. . . Jetzt steht er vor dem Hunde und schaut ihn an. . . fest und undurchdringlich. Da verstummt das Heulen mählich, und das Thier kriecht in sich zusammen, gleitet zur Erde und leckt dem Jüngling den Fuß.

Still wird's umher. Ein Staunen geht durch die Runde. Und die Hände der Bauern sinken. Und langsam geht er durch die Halle. . . Scheu weichen die Bauern zurück; aus den Händen sinkt ihnen die Keule, aus dem Herzen der Haß. . ."

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Probe-Illustration aus: „Geschichte der Italienischen Litteratur" von Dr. B. Wiese und Prof. E. Pèrcopo. (Verlag des Bibliogr. Instituts in Leipzig und Wien.

Geschichte der Italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Pèrcopo. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Mit diesem Werke erscheint zum ersten Male in Deutschland eine zusammenhängende, auch die neueste Zeit umfassende Darstellung der italienischen Litteraturgeschichte. Infolge der gemeinsamen Arbeit der beiden Autoren, eines Italieners und eines Deutschen, die beide als die vorzüglichsten Kenner ihres Faches mit Recht angesehen werden dürften, ist die italienische Litteratur einmal in ihrer nationalen Bedeutung gewürdigt und andererseits in einer die Deutschen interessirenden Auswahl und Schilderung behandelt. Die „Italienische Litteraturgeschichte" ist nicht nur für den engen Kreis der speciellen Fachgelehrten bestimmt, sie soll

vielmehr jedem Gebildeten einen Ueberblick über die interessante Entwicklung der italienischen Litteratur gewähren und die Bekanntschaft mit den schönsten und werthvollsten Blüthen der italienischen Dichtung vermitteln. Wie es bei einem Werke aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts eigentlich überflüssig ist zu bemerken, wird auch in der „Italienischen Litteraturgeschichte" eine glänzende und vornehme illustrative Ausstattung den Werth und die Anziehungskraft des textlichen Inhalts erhöhen. Das soeben erschienene erste Heft — das Werk wird in 14 Heften zu je 1 Mk. erscheinen — enthält eine Tafel in Farbendruck — Der Centaur Nessus führt Dante auf seinem Rücken und Vergil an dem Blutstrom entlang zur Furt (Dantes „Göttliche Komödie") — mehrere Tafeln in Schwarzdruck, eine Facsimile-Beilage und verschiedene Textillustrationen. Die Hefte werden in rascher Folge erscheinen, das vollständige Werk wird auch in elegantem Halblederband zum Preise von 16 Mk. zu beziehen sein.

—d—

Tänzerin am sizilianischen Hofe. Von einem Elfenbeinkästchen (12. Jahrhundert), im Museum des Bargello zu Florenz.
Probe-Illustration aus „Geschichte der Italienischen Litteratur" von Dr. B. Wiese und Prof. E. Pèrcopo. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Von zarter Hand. Roman von Johannes Richard zur Megede. 2 Bände. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der neueste Roman Megedes hat die Form eines Tagebuches, er enthält die Beichte eines achtundzwanzigjährigen, jedes Genusses übersättigten Lebemannes. Graf Carén ist Diplomat und Offizier, allerdings im Augenblick des Beginns seines Tagebuches Beides à la suite, da er „gesundheitshalber" auf ein Jahr beurlaubt ist. Er hat im Verlauf weniger Jahre sein väterliches Vermögen von nahezu zwei Millionen durchgebracht, und er kann seine Verschwendung nicht einmal durch eine Leidenschaft entschuldigen, die selbst der unsinnigsten Handlung einen Zug von Größe giebt. Bis zum Lebensüberdruß blasirt, finanziell vernichtet — so stellt sich uns Graf Carén vor, und wir wundern uns eigentlich, weshalb er mit dem Selbstmord, den er nach zwei Jahren doch begeht, zögert. Diese zwei Jahre bilden den Inhalt des Romans. Wie Graf Carén, der, wie es seine Gräflichkeit

Vier Bilder aus dem „Ricciardetto“ von Forteguerri. Probe-Tafel aus: „Geschichte der Italienischen Litteratur“ von Dr. B. Wiese und E. Pèrcopo.
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien).

nicht anders erlaubte, bisher nur aus langer Weile, im besten Falle aus Eitelkeit geliebt hat, sich in die Tochter eines Millionenspeculanten und dessen kluger und schöner Frau verliebt, und wie diese Frau, die sich mit der vollendeten Sicherheit einer Dame von Welt bewegt, obgleich ihre Herkunft so dunkel ist, wie die Geschichte des Reichthums ihres Gatten, aus wahnsinniger Mutterliebe, um dem Glück ihrer Tochter die Wege zu ebnen, zur Mörderin wird, und wie endlich die Tochter, nachdem sie das auf die Verbrechen der Mutter aufgebaute Glück genießen soll, an der Erkenntniß der unseligen Thaten stirbt — das Alles fesselt den Leser im höchsten Maße und hinterläßt einen tiefen Eindruck. Neben diesen Hauptpersonen hat der Verfasser noch die verschiedenen Typen aus dem Leben Berlins mit feiner Schärfe wahrheitsgetreu charakterisirt, zum größten Theil aus tout Berlin, aus Berlin W, aber auch aus dem Berlin der Arbeit und der Noth, aus Berlin N. und O. Die Sprache ist originell und unterhaltend, sie ist eine geschickte Mischung von Couleur- und Commißjargon, die trotz mancher Derbheiten niemals geschmacklos oder abstoßend wird.

„Von zarter Hand“ ist ein socialer Roman. Dem Inhalte nach zwar gewiß nicht — die Handlung spielt sich ausschließlich in den Kreisen der Aristokratie ab, der Aristokratie der Geburt und des Geldes — aber die Stimmung, die den abgelebten Edelmann beherrscht, aus der heraus er handelt, spricht und fühlt, diese Stimmung der Unruhe, der Angst, der Unzufriedenheit, des Thatendrangs spiegelt den Kampf wieder, der am Ende des Jahrhunderts die Menschheit bewegt. Das ist nicht mehr der Kampf zwischen den Angehörigen verschiedener Klassen und Stände, das ist der Kampf einer Welt von Beherrschten gegen die wenigen Herrscher, der unteren Millionen gegen die oberen Zehntausend, der besitzlosen Masse gegen die immer mehr sich verengende Zahl der Besitzenden. Graf Carén haßt diese Masse, die, die verschiedensten Individualitäten und Berufe, die verschiedensten geistigen und moralischen Kräfte zusammenschaarend, allein durch das eiserne Band der Arbeit zu einem mächtigen Ganzen vereint wird — er haßt sie, aber er fühlt sich in seiner ziellosen Unthätigkeit und in seiner unsinnigen Verschwendung, die ihm noch nicht einmal einen vorübergehenden Genuß gewährt, so jämmerlich klein diesen Menschen gegenüber, die trotz des harten Joches, unter

Musikanten am sizilianischen Hofe. Von einem Elfenbeinkästchen (12. Jahrhundert), im Museum des Bargello zu Florenz.
Probe-Illustration aus: „Geschichte der Italienischen Litteratur“ von Dr. B. Wiese und Prof. E. Pèrcopo.
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

dem sie keuchen, sich freuen können, weil sie die kleinste Lust mit harten Entbehrungen erkaufen müssen. Der verzärtelte und von Ausschweifungen geschwächte Aristokrat fürchtet die wuchtige, hammerbewaffnete Faust des Fabrikarbeiters — und er lächelt mitleidig über die blöde Schwachheit dieser Menschen, die sich Schwielen arbeiten, jeden Moment der größten Leibesgefahr sich aussetzen oder ihre Gesundheit in vergifteter Luft langsam, aber sicher zerrütten, und dies Alles nur, um die Mittel zur Erhaltung dieses jämmerlichen Daseins zu erschwingen, höchstens noch um sich ein paar Stunden Sinnesgenuß, im Liebes- oder Branntweinrausch zu schaffen. Ja, Graf Carén in der Attila seiner 6. Garde-Ulanen und im gestickten Frack des Attachés verachtet die kohlenbestaubte Blouse, er glaubt sie zu verachten, er will sie verachten, und doch muß er den Träger beneiden, denn der erkennt und genießt den wahren Inhalt des Lebens — den Kampf. Auch Carén möchte kämpfen, er fühlt den erhebenden Reiz der Gefahr, er denkt stolz an seine Ahnen, die auch gekämpft haben, als sie friedliche Bürger nächtlicherweile überfielen und ausplünderten, als sie auf ihren Raubritterzügen Städte und Dörfer schändeten und verwüsteten. Das Leben war von jeher Kampf, es wird ewig Kampf bleiben. Nur ist der Kampf ein anderer geworden, die Welt ist fortgeschritten, sie ist menschlicher geworden. Die Unterdrückten haben die Macht und den Muth gewonnen, sich gegen die Unterdrücker zu erheben. Noch schlummert das Bewußtsein ihrer Kraft, aber es wird erwachen, mit furchtbarer Gewalt hervorbrechen und sich gegen die wenden, die ungewohnt des Kampfes und verweichlicht durch unthätigen Lebensgenuß unterliegen müssen. So stellt sich in dem Geiste des Edelmanns, der einige Blicke in die Stätten des Elends gethan hat, die Zukunft, die nahe Zukunft, als eine furchtbare Gefahr dar für diejenigen, die den Schweiß und die Entbehrungen von Tausenden für ihre übertriebenen, unverdienten Ansprüche vergeuden, er sieht das Schreckgespenst hinter jeder Fabrikmauer, er hört den verzweifelten Empörungsschrei der Geknechteten aus jedem Hammerschlag. Nur ein Mittel sieht Graf Carén, der Gefahr zu begegnen: auch die Mächtigen, die jetzt noch im Besitz ihrer Vorrechte sind, müssen sich im Kampfe üben, auch sie müssen unablässig kämpfen — sie müssen arbeiten. Wenn dann die Massen anstürmen, so werden sie kampfgewohnte und kampfestüchtige Gegner treffen, aber der Ansturm wird dann gar nicht hereinbrechen, der Kampf wird vermieden werden, der die ganze menschliche Cultur zu vernichten droht. Graf Carén fühlt die Pflicht zur Arbeit, der Muth zum Kampfe fehlt ihm nicht, aber er vermag sich nicht mehr emporzuraffen. Sein Thatendrang führt ihn anstatt auf den Weg der Arbeit zu Brutalitäten, er reizt einen Kameraden aus Uebermuth — erst später wird er sich selbst bewußt, daß er eifersüchtig auf ihn war — zum Zweikampf und tödtet ihn. Nur Kampf, nur Gefahr will er, es ist ein Zufall, daß er Sieger geblieben ist, sein Gegner war ein vortrefflicher Schütze, sein Leben stand gleichfalls auf dem Spiele. Ja, Graf Carén ist wohl schwach, aber feig ist er nicht. Dieser Zug versöhnt uns auch schließlich mit dem Helden und seinem Ende. Er verübt Selbstmord in dem Augenblicke, als er durch den von ihm selbst nicht mehr erhofften Ausgang eines Processes wieder reich, unendlich reich wird. Ein Leben in Noth und Armuth war er entschlossen weiter zu führen, es wäre ein Kampf gewesen, aber das Leben wiederzubeginnen, das er hinter sich hatte, erschien ihm als verächtlich und nicht als tapfer. —d—

Bibliographische Notizen.

Kürschners Jahrbuch 1899. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Mit 850 Illustrationen. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hilgers Verlag. Broschirt 1 Mk., in Leinwand gebunden 1,50 Mk.

Jede der lexikographischen Arbeiten des rührigen Herausgebers erregt erhöhtes Erstaunen. Es ist fast unglaublich, was in den 938 Spalten dieses neuen Jahrbuches Alles enthalten ist. Kürschner genügt das Goethewort: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,“ nicht, er geht bei seinen Arbeiten von dem anspruchsvolleren Gedanken aus: Wer Alles bringt, wird Jedem Etwas bringen. Wir wollen gern gestehen, daß in dem vorliegenden Buche keine Mühen und Kosten gescheut sind, diesen Gedanken zu verwirklichen, es ist in der That „Alles da“. —d—

Das Haus der Schatten. Roman von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz.

Kohlrausch, den wir als Verfasser feinsinniger Novellen kannten, bereitet uns mit seinem Roman eine rechte Enttäuschung.

Wie das Haus selbst, in welchem die Schatten lebendig werden, mit seinen unterirdischen Gängen und geheimnißvollen Thüren wie ein Anachronismus anmuthet, so ist auch das ganze recht unwahrscheinliche Intriguenspiel, aus welchem sich die Handlung zusammensetzt, nicht mehr im Geschmacke unserer Zeit. — Die Schlußkatastrophe mit dem anarchistischen Attentat macht nur den Eindruck eines Effectstücks und steht nicht in organischem Zusammenhang zu den geschilderten Menschen und Verhältnissen.

Wir hoffen demnächst den Verfasser wieder auf einem Gebiete anzutreffen, wo wir ihm mit mehr Vergnügen zu folgen im Stande sind. mz.

Sündige Menschen. Roman von Paul Gottschalk. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung (L. Wendriner).

Mit einer nicht gerade aus dem Vollen schöpfenden Gestaltungskraft führt uns Gottschalk eine Reihe sündiger Menschen vor und bleibt uns hinsichtlich der Beweisführung Vieles schuldig, wie so der Hauptsünder aus einem Engel zu einem Teufel geworden ist; — es sind recht gequälte Verhältnisse, in welche uns der Verfasser einen Einblick gewährt, die zu ihrer Daseinsberechtigung nicht einmal die Entschuldigung der vollen Lebenswahrheit haben, — die Unlustgefühle des Lesers bei der Lectüre des Buches wenden sich daher ausschließlich gegen die Phantasie des Autors, der für die Personen und Geschehnisse seines Romans weder Theilnahme noch Mitgefühl zu erwecken im Stande ist. mz.

Eine aus der Gesellschaft. Roman von M. Elsborn. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ein echter Leihbibliotheksroman, mit den gröbsten Mitteln auf Spannung berechnet, voller Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, wirkt er weder geschmackbildend noch geistig anregend und dient nur dem gewöhnlichsten Unterhaltungsbedürfniß. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alexis, Dr. Guido, Capobianco. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898 Heft 21, 22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bernays, Michael, Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Leipzig, H. J. Göschen.

Bilderbogen für Schule und Haus. Heft 2. 1898. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Blochmann, Rich. Herm., Die Sternkunde. Gemeinfasslich dargestellt. Mit 69 Abbildungen, 3 Tafeln, 2 Sternkarten. Stuttgart, Strecker & Moser.

Blum, Dr. Hans, Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Anhang- und Registerband. 1895 bis 1898. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bormann, Edwin, Shakespeares Debut 1598 Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Brandt, M. von, China und seine Handelsbeziehungen zum Auslande, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Busch, Dr. Wilhelm, Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueberlieferung. München, R. Oldenbourg.

Busse, Carl. Gedichte. Vierte Auflage. Stuttgart, A. G. Liebeskind.

Csiky, Gregor von. Aufregende Geschichten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. Berlin, Friedrich Schirmer.

Engelmann, Richard, Pompeji. Leipzig, E. A. Seemann.

Evers, Ernst, Blumen am Wege. Ernste und heitere Geschichten. 2. Auflage. Leipzig, H. Ebbecke.

Eyth, Max, Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. 3. Aufl. I. II. Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Fahlweid, A., Schwalben. Sagen, Märchen und Gedichte. Mit dem Bildniss der Verfasserin. Glarus, Schweizer Verlags-Anstalt.

Forbydes, M., Die Leere. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Golm, Rudolf, Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman. Dresden, E. Pierson.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Hanstein, Adalbert von, Achmed, der Heiland. Eine epische Dichtung. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Hase, Dr. Karl Alfred von, Unsere Hauschronik. Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Helfft, Dora, Eine pflichtvergessene Frau. Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.

Henckell, Karl, Gedichte. Bildschmuck von Fidus. Zürich, Karl Henckell & Co.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 19. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Juvenal, Roms Weiber. (Culturhistorische Satire aus der Weltlitteratur.) Deutsch von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, Adolph Will.

Kafemann, Dr. R., Verhaltungsmassregeln bei chronischer Mittelohreiterung. Allgemein verständlich dargestellt. Danzig, A. W Kafemann.

Katalog empfehlenswerther Werke der ausländischen Litteratur: Englisch — Französisch — Italienisch. XV. J. 1898. Leipzig, A. Twietmeyer.

Kobell, Louise von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lieferung 18. 19 20. 21. München, Jos. Albert.

Kohl, Horst, Denkwürdige Tage aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Eine Zeittafel zur Geschichte des ersten deutschen Reichskanzlers. Leipzig, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase).

Kritik, Die. Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 170. 171. Berlin, Dr. R. Wrede.

Kronenberg, Dr. M., Moderne Philosophen. Portraits und Charakteristiken. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Kunststätten, Berühmte, No. 3. Steinmann, E., Rom in der Renaissance. Mit 142 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann.

Kuntze, Dr. Kurt, Zur amtlichen Handelsstatistik. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die gesammte Textil-Industrie. Berlin, A. W. Hayns Erben.

Künstler-Monographien in Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuss. XXXVI. Canova. Mit 98 Abbildungen nach Sculpturen und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

— XXXVII. Pinturicchio. Mit 115 Abbildungen von Gemälden. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Liebmann, Otto, Weltwanderung. Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Mit Anderen herausgegeben von Nagl und Zeidler. Lfg. 13, 14, 15, 16. Wien, Carl Fromme.

Matthes, Valerie, Italienische Dichter der Gegenwart. Studien und Uebertragungen. Berlin, Carl Duncker.

Meissner, Franz Hermann, Arnold Böcklin. Berlin, Schuster & Loeffler.

Memoiren der Königlich Preussischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Grossen Vom Jahre. 1709—1742. Von ihr selbst geschrieben. Zehnte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1758. (Mit dem Portrait der Markgräfin. Leipzig, H. Barsdorf.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. VI. Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgerthum. Von Prof. Dr. Georg von Below. Mit 6 Kunstbeilagen und 134 authentischen Abbildungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

Müller, Clara, Mit rothen Kressen. Ein Gedichtbuch. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Müller-Irminger, Hans, Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Müller. Sophus, Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. II. Bd. 5. bis 7. Lfg. Mit einer Tafel in Heliogravüre. (Schluss des Werkes.) Strassburg. Karl J. Trübner.

Nouchette-Carey, Rosa, Baron Gottfrieds Enkelinnen. Roman. Nach dem Englischen von Margarete von Wenden. Zwei Bücher in einem Bande. Berlin, J. Harrwitz Nachf.

Phil. H., Ellen Troutwood. Eine Erzählung. Dresden, E. Pierson.

Philippi, Adolph, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen No 8. (III. Bd. 2. Lfg.) Leipzig, E. A. Seemann.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen No. 9. III. Band. 3. Lieferung. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. III. Buch. Die Renaissance im Norden. Leipzig, E. A. Seemann.

Piper, Otto, Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht mit Biller von Georg Braumüller. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlags Conto.

Pfordten, Dr. Hermann Freiherr von der, Musikalische Essays. Neue Folge. München C. W. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Schoof, Wilhelm. Seelenklänge. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

— Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterarisches Gedenkbuch. Mit einem Lichtdruck und zweiundzwanzig Abbildungen im Text. Marburg, N. G. Elwert-sche Verlagsbuchhandlung.

Schiemann, Theodor, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1867. 2. Auflage. München, R. Oldenbourg.

Sonnenfels, A., Märchen für kleine und grosse Leute. Dresden, E. Pierson.

Sosnosky, Theodor von, Pierres de Strass Imitationen. Wien, A. Hartleben.

Thouret, Georg, Friedrich der Grosse als Musikfreund und Musiker. Mit sieben Abbildungen und einem Notenfacsimile. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Trinius, A., Hamburger Schlendertage. III Bd. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Vollmöller, Karl, Erstes Beiheft zu: „Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Erlangen, Fr. Junge.

Weysser K., Der Darwinismus und die moderne Malerei im Spiegel einer möglichst richtigen Weltanschauung. Heidelberg, J. Hörning.

Wirth, Albrecht, Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Bonn a Rh., Carl Georgi.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausg. von Fedor von Zobeltitz II. Jahrgang 1898/99. Heft 8/9. Novbr. bis Decbr. 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulrici sche Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. H Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. N. F. 1898. Band 113 Heft 1. Novbr. Leipzig, C. E. M Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 88. — Februar 1899. — Heft 263.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

REVUE DES REVUES

Un Numéro spécimen SUR DEMANDE | ET REVUE D'EUROPE ET D'AMÉRIQUE | **24 Numéros par an** *Richement Illustrés*

Au prix de **20 fr.** en France et de **24 fr.** à l'étranger on a un abonnement d'*Un an* pour la **Revue des Revues,** RICHEMENT ILLUSTRÉE.

«Avec elle, on sait tout, tout de suite» (ALEX. DUMAS FILS), car «la **Revue des Revues** est extrêmement bien faite et constitue une des lectures des plus intéressantes, des plus passionnantes et des plus amusantes» (FRANCISQUE SARCEY): rien n'est plus utile que ce résumé de l'esprit humain» (E. ZOLA); elle a conquis éne situation brillante et prépondérante parmi les grandes revues françaises et utrangères» (*Les Débats*), etc.

La **Revue** paraît *le 1er et le 15* de chaque mois, publie des articles *inédits* signés par *les plus grands noms français et étrangers,* les meilleurs articles des Revues du monde entier les caricatures politiques de la quinzaine, etc., etc.

La collection annuelle de la **Revue** forme une vraie encyclopédie de **4** gros volumes, ornés d'environ 1500 gravures et contenant plus de 400 articles, études, nouvelles, romans, etc. Les **nouveaux** abonnés pour 1899 recevront **gratuitement** la **Revue** jusquà la fin de cette année.

La **Revue** offre de NOMBREUSES PRIMES à ses abonnés.

On s'abonne *sans frais* dans *tous les bureaux de poste* de la France et de l'étranger chez tous les principaux libraires du monde entier et dans les bureaux de la **Revue.**

Rédaction et Administration : 12 AVENUE DE L'OPÉRA, PARIS.

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Aus dem letzten Jahrzehnt des Großen Kaisers.

Zehn Zeitgedichte von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Preis elegant geheftet 30 Pfg.

Auch dieses Buch ist wie des Verfassers kürzlich in 4. Auflage erschienener märkischer Roman „Gerke Suteminne", der auf höhere Verfügung in Schul- und Volks-Bibliotheken eingeführt worden ist, durch seinen vaterländischen Inhalt und seine dichterische Bedeutung den Schulen besonders zu empfehlen; es bietet eine vortreffliche, den vaterländischen Geist stärkende Lectüre, wie auch ein prächtiges Declamationsmaterial für Schulfeiern und patriotische Feste.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche und Schachtel ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung Löbel Schottländer Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

J. J. David

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVIII. Band. — März 1899. — [illegible] 264.

(Mit einem Portrait in [illegible])

Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-[illegible]

v. S. Schottlaender

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVIII. Band. — März 1899. — Heft 264.

(Mit einem Portrait in Radirung: J. J. David.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Die klugen Frauen!

Novelle

von

Julius Weil.

— Breslau. —

I.

Mitten in einem großen Garten, der vorn an die städtische Straße stieß und hinten von einem meilenweiten See bespült wurde, lag das Bezirksamtsgebäude von Seeburg. Eine zweistöckige Villa, in deren Erdgeschoß die Bureaux untergebracht waren, während die oberen Räume dem Bezirkshauptmann zur Verfügung standen.

Die Seeburger waren stolz auf dieses Bauwerk. Sie führten etwaige Fremde hin, um seine Erker und Balkons, sein steiles Schieferdach mit dem eleganten Dachreiter, das schmiedeeiserne Gitterthor — kurz, seine bestrickenden Einzelheiten und nicht minder den imponirenden Gesammteindruck zu bewundern; und sie rechneten ihnen vor, wie viel sie sich's hatten kosten lassen, um ihrem Bezirkshauptmann eine standesgemäße Dienstwohnung zu bieten. Wenn sie aber gehofft hatten, ihn dadurch an Seeburg zu fesseln, so waren sie in einem Irrthum befangen gewesen.

Der Bezirkshauptmann von Seeburg, Herr von Karlstein, war ein Mann, von dem der alte Baron von Münz, einer der angesehensten Grundbesitzer im Bezirk, sagte: „Er ist zu gut für uns!" Das klang wie ein Lob, war aber ein versteckter Tadel. Es sollte heißen: seinen Fähigkeiten nach mag er für eine bessere Stelle passen, hierher gehört er nicht.

Der alte Baron Münz war ein Original, dessen Ansichten meist von denen der anderen Leute, auch der eigenen Standesgenossen, abwichen. In diesem Falle sprach er jedoch nur aus, was die Anderen auch dachten, aber zu verschweigen für gerathen hielten.

Herr von Karlstein selbst war im Grunde der gleichen Meinung und hatte nur einen Wunsch und eine Sehnsucht: nämlich auf seine Seeburger Amtsperiode als auf einen überwundenen Standpunkt zurückblicken zu können.

Was hatte er nicht Alles versucht, um von hier fortzukommen! Anfangs sagte man ihm: es sei noch nicht an der Zeit, er müsse sich erst die Sporen verdienen. Dann hieß es: er sei unentbehrlich auf seinem Posten. Bitterer Hohn! Unentbehrlich auf einem Posten, den nach seiner Meinung jeder Schwachkopf ruhmvoll ausfüllen konnte! Selbst der Weg durch's Parlament war ihm abgeschnitten, denn seit Jahr und Tag befand sich die Vertretung des Bezirks in festen Händen.

Vielleicht hatte er gar keine Ursache, um seine Carrière besorgt zu sein. Wie lange war es denn her, seit man ihn hier feierlich, mit grünen Gewinden und festlichen Reden, willkommen geheißen hatte? Ganze sechs Jahre! Für ein Amt wie das seinige ein mäßiger Zeitraum; aber seinem Ehrgeiz erschien diese Zahl verzehnfacht, das gute Seeburg als ein Verbannungsort. Er zweifelte, je aus „diesem elenden, gottvergessenen Neste" — seine eigenen Worte — herauszukommen, wurde immer bitterer, ungerechter und ungemüthlicher und veranlaßte schließlich den alten Baron Münz, sein Dictum: „Er ist zu gut für uns!" in das Andere umzuwandeln: „Wir sind zu gut für ihn!" Denn allmählich verloren die Seeburger auch ihren Humor und zeigten ihm ihre unliebenswürdigen Seiten, womit sie nämlich auf Verlangen auch dienen konnten.

Daher kam es denn auch, daß Herr von Karlstein mit einem Project auf Widerstand stieß, das nach seiner aufrichtigen Ueberzeugung dem Heil des Bezirks nicht weniger als seinem eigenen Vortheil unbedingt dienen mußte. Er glaubte nämlich die Ursache gefunden zu haben, warum Seeburg um eine Ewigkeit hinter der Zeit zurückgeblieben war; es hatte keine Verbindung mit der Welt, es war unerreichbar, weil die großen Eisenstraßen meilenweit davon ihren stolzen Weg nahmen. Wenn man nun einen Anschluß an diese Straßen schaffte; wenn man eine Eisenbahn in's Leben rief, die in diesen zwar idyllischen, aber todten Winkel des lieben Vaterlandes Leben und Verkehr brachte und den fruchtbaren und an natürlichen Hilfsmitteln reichen Bezirk dem Handel und der Industrie erschloß! Würde damit nicht das Interesse von Stadt und Land auf's Vortrefflichste gefördert, zugleich aber auch die endliche Erreichung seines Zieles gesichert werden? Denn es war doch unmöglich, daß man ihn nach solchem Erfolge noch hier fesseln würde, nachdem er selbst für ein schnelleres Fortkommen gesorgt hatte.

Er warf sich daher mit Feuereifer auf die Eisenbahnidee, hatte auch insofern Glück damit, als es ihm gelang, eine Gesellschaft zu gewinnen, welche die neue Linie zunächst als Secundärbahn auszuführen geneigt war, und als er das Ministerium für die Sache zu interessiren wußte. Aber als es nun darauf ankam, die nöthigen Mittel aufzubringen, ohne die nun einmal mit der besten Idee Nichts ist, da fand er ungläubige Mienen und zugeknöpfte Taschen im Kreise wie in der Stadt. Namentlich die Letztere zeigte sich jeder Subvention in anderer Münze als in allgemeiner Sympathie

durchaus abhold. Man theilte hier keineswegs den Eisenbahnenthusiasmus des Bezirkshauptmanns und hatte nicht die mindeste Eile, mit der Zeit fortzuschreiten und mit den „Centren des Verkehrs“, welche bei der öffentlichen Erörterung des Planes eine so große Rolle spielten, in Verbindung zu kommen. Man fühlte sich in der Enge von Seeburg ganz behaglich. Die Aussicht, in wenigen Stunden in die große Stadt gelangen zu können, reizte nur Wenige. Man hatte dort garnichts zu thun, und wenn man wirklich hin mußte, so verschlug es Nichts, wenn man etwas länger unterwegs war.

Das war nun eine schmerzliche Erfahrung für den thatendurstigen Herrn von Karlstein. Er bot seinen ganzen Einfluß und seine ganze Beredsamkeit auf, um dieses rückschrittlichen Geistes Herr zu werden. Leider ohne Erfolg. Die Seeburger hörten sich Schmeicheleien wie Grobheiten mit gleicher Freundlichkeit an und blieben bei ihrer Weigerung stehen.

Eine Eisenbahn! Wenn's nicht anders geht — in Gottes Namen! Aber Geld dafür bewilligen? Nein, liebster, bester Herr Bezirkshauptmann, keinen Groschen!

Herr von Karlstein schäumte innerlich und äußerlich, aber Nutzen brachte ihm auch das nicht ein, und mit ohnmächtigem Zorn sah er das schöne Werk seines erfinderischen Geistes scheitern. Denn wenn er auch in einer ausführlichen Denkschrift die Wichtigkeit des Projects in commerzieller, wirthschaftlicher, ja selbst strategischer Hinsicht dem hohen Ministerium neuerdings darzulegen und staatliche Mittel dafür flott zu machen versucht hatte, und diese Bemühungen anscheinend auf fruchtbaren Boden gefallen waren, so ließ sich doch voraussehen, daß ohne die Opferwilligkeit der Nächstbetheiligten die Eisenbahn niemals gebaut werden würde.

Es blieb ihm daher Nichts übrig, als trotz inneren Widerwillens seine Versuche, die unseligen Seeburger zu bekehren, fortzusetzen; und des Debattirens und Verhandelns ward kein Ende, obwohl sich alle irgendwie Berufenen längst ausgesprochen — oder auch ausgeschwiegen hatten; denn die hartnäckigsten Gegner sparten am meisten mit Worten, sie sagten Nichts als: Nein!

Und wieder hatte eine Sitzung stattgefunden, und wieder hatte sich Herr von Karlstein dabei so sehr in Rage geredet, daß der alte Baron Münz, sein Hauptwidersacher, zuletzt, natürlich inofficiell, zu ihm sagte:

„Regen Sie sich wegen uns ‚Dösköppe‘ nich' auf, Herr Bezirkshauptmann! Es lohnt sich ja gar nich'! Klug machen Sie uns doch nich'!“

Dieser freundliche Zuspruch war freilich auch nicht dazu angethan, ihm seinen Humor wiederzuverschaffen; vielmehr verließ er mit hochrothem Kopf die Versammlung, entschlossen, diese dickköpfigen Philister keines Wortes mehr zu würdigen und unter das Eisenbahnproject einen dicken Strich zu machen.

II.

Charlotte von Karlstein, eine entzückende Blondine von der dunklen Art, mit rosigem Teint und lichtbraunen Augen, sah ihren Gatten des Weges kommen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ach! Er machte ihr Kummer, großen Kummer! Er war früher ein lebensfroher Mensch, ein liebevoller Gatte gewesen. Jetzt war er schrecklich, ganz schrecklich: ewig mißgestimmt und aller Zärtlichkeit bar!

Sie wußte ja, woran es lag, konnte ihm auch, soweit es ihre beschauliche Natur zuließ, nachfühlen, aber sie begriff nicht und billigte es noch viel weniger, daß er seinen amtlichen Verdruß auf das Privatleben übertrug.

Sie that ja Alles, ihm die Grillen zu verscheuchen, sein ganz ungerechtfertigtes Vorurtheil gegen das gute Seeburg auszureden, sein Haus so nett und traulich zu machen, daß er von Rechtswegen nur die Schwelle zu überschreiten brauchte, um alle Actensorgen und Amtsqualen zu vergessen. Aber er vergaß sie doch nicht, er dachte unaufhörlich daran und sprach unaufhörlich davon, brachte Unbehagen in das behagliche Nest und Kampfstimmung in den ehelichen Frieden.

Ach, er machte ihr großen Kummer! Sie war zwar kein schwaches Seelchen. Als Sprößling eines alten Geschlechtes von Landwirthen wußte sie, daß gutes und böses Wetter miteinander wechseln, und daß man es nicht bestellen kann, wie man's braucht und gern haben möchte. Sie nahm auch die Launen ihres Mannes Anfangs gar nicht tragisch, dachte sich vielmehr: die Männer sind alle über einen Leisten, Etwas zu nörgeln und zu schelten müssen sie immer haben, und Dein Fritz ist nicht besser als die Anderen.

Aber allmählich wurde sie doch unruhig. Sie sah, daß es bei ihrem Fritz doch von tiefer herkam; es fraß Etwas an ihm, was seine guten und vernünftigen Gedanken zu ersticken drohte, — vielleicht gar seine Liebe zu ihr!

Nein, nein, Lotti! Nur keine dummen Vorstellungen! Keine frauenzimmerlichen Einbildungen!

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn und versuchte zu lächeln, aber es ging nicht recht, und das Herz klopfte ihr doch laut und unruhig. Soll ich zu ihm gehen? Oder ihn in seinem Grimm allein lassen?

Sie hatte es kaum ausgedacht, da stand sie schon in seinem Arbeitszimmer und sah bekümmert zu, wie er auf dem Schreibtisch Ordnung machte, das heißt: Actenstücke, Bücher und was ihm sonst gerade im Wege lag, wüthend hin und her warf. Sie näherte sich ihm und legte ihren Arm um seine Schulter.

„Fritz! Sei gut!“ schmeichelte sie.

Er beachtete sie gar nicht, sondern fuhr fort, die Platte des Schreibtisches zu bombardiren.

„Hast Dich wieder ärgern müssen, armer Mann?“

Jetzt drehte er sich um und lief, sie von sich abwehrend, zur Thür und wieder zurück, als ginge es gegen einen Feind.

„Nein, es ist nicht mehr zum Aushalten! Und ich will's auch nicht mehr aushalten! Ich muß fort, ich muß — sonst werd' ich verrückt!"

Sie ließ ihn ruhig wettern. Mag er sich austoben, besser, als wenn er die Wuth herunterschluckt!

„Diese Jammermenschen! Diese Pfennigpolitiker! Ich will ihnen eine Bahn verschaffen unter Bedingungen, nach denen sich Andere die Finger lecken würden. Sie lehnen sie ab, lassen mich reden, mich todtarbeiten, ohne auch nur danke schön zu sagen, überschütten mich noch obendrein mit Spott und Hohn!

„Und unter solchen Menschen muß ich leben! In solchen unrühmlichen Kämpfen meine Kräfte verzehren! Herr des Himmels! Wenn ich daran denke, daß ich auf diesem verlorenen Posten sitzen bleiben, daß ich als Bezirkshauptmann von Seeburg sterben und verderben kann, indeß die Andern draußen groß und größer werden und sich kaum mehr des kleinen Collegen in Dingsda erinnern — wenn ich daran denke, dann könnte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen! Und meiner Treu! Das Gescheidtste wär's, wenn ich's thäte!"

O! o! Jetzt mußte sie doch etwas Oel auf die empörten Wogen schütten.

Sie ging zu ihm hin und griff nach seiner Hand.

„Fritz! Was sind das für böse Reden! Sei doch nur ein klein Bischen geduldig! Du weißt ja, es sind Hartköpfe, sie sind nicht so leicht zu überzeugen, aber sie werden schon zur Vernunft kommen."

„Die zur Vernunft! Was glaubst Du? Sie dünken sich hundertmal klüger als ich, sie sehen **mich** als den Narren an, der keine Vernunft annehmen will!"

„So ist es doch nicht, Fritz! Sie schätzen Dich sehr hoch, wissen Deine Tüchtigkeit zu würdigen und hängen an Dir, wenn sie Dir auch in diesem Falle opponiren. Vielleicht wäre es besser, wenn Du Dich etwas nachgiebiger zeigtest, sie mit etwas mehr Rücksicht auf ihre Eigenart anfassen möchtest. Sie werden dann — —"

Er unterbrach sie höhnisch:

„Als ob mir Etwas an diesen Dummköpfen läge! Oder an der ganzen Eisenbahn! Mögen sie weiter verbauern, in Gottes Namen! Aber ich will nicht mit ihnen verbauern, ich will nicht hier lebendig begraben, für die Welt vergessen und verschollen sein! Und wenn Du mir das nicht nachfühlst, wenn Du nicht einsiehst, daß ich geistig und seelisch zu Grunde gehe in diesem Neste, wenn Dir das Alles gleichgiltig ist — —"

„Mir? Ach, Fritz? Soll ich Dir denn das Herz noch schwerer machen? In Deine Klagen einstimmen? Dich noch mehr verbittern, als Du ohnehin schon bist? Sage mir nur: warum? Warum Du Dich hier

so unbefriedigt fühlst und hinausdrängst aus diesen Verhältnissen, in denen wir so viel Frohes und Gutes erlebt haben? Hast Du denn diese Stelle nicht wer weiß wie sehr begehrt? Warst Du nicht selig, als Du Deine Ernennung bekamst? Ich seh' Dich noch vor mir, als wir hier unseren feierlichen Einzug hielten. Damals gab es keinen glücklicheren Menschen als Dich und jetzt — —"

„Jetzt sind sechs Jahre, sechs volle Jahre vergangen! Das scheinst Du zu vergessen. Weißt Du, was das sagen will für einen Mann, der Etwas aus sich machen will?

„Gewiß war ich erfreut über diese Anstellung. Ich glaubte hier Gelegenheit zu finden, mich hervorzuthun, als Durchgangsstation sah ich den Posten an, und jetzt droht er Endstation zu werden. Was habe ich erreicht in dieser ganzen Zeit? Durch alle Mühe und Arbeit? Daß mich Andere überholt haben, das habe ich erreicht! Wolff ist im Ministerium, Kleist hat eine Stellung bei Hofe, der beschränkte Mangelsberg ist Geheimrath — und ich? Ich sitze hier in einer elenden Landstadt und muß zusehen, wie mir die besten Stellen von mittelmäßigen Leuten vor der Nase weggeschnappt werden!"

Er hatte sich, statt ruhiger zu werden, in immer größere Wuth hineingeredet. Sie sah es mit Schrecken und wagte kaum, ihm zu entgegnen, aus Furcht, ihn noch mehr zu reizen. Er ließ sie auch gar nicht zu Worte kommen, sondern fuhr nach kurzem Athemholen fort:

„Aber Du — ja, Du findest das ganz in Ordnung! Du wunderst Dich, daß ich nicht vergnügt und lustig bin wie vor sechs Jahren, daß ich nicht Feste arrangire und Vergnügungsvereine gründe! Ich will aber kein maître de plaisir sein! Ich will nicht als Bezirkshauptmann von Seeburg sterben! Ich fühle das Zeug in mir, vorwärts zu kommen, so gut wie die Anderen! Aber was nützen Fähigkeiten, Leistungen, Selbstvertrauen — was nützt das Alles, wenn man keine Connexionen, keine einflußreichen Gönner und Freunde hat? Man muß mit einer Vetterschaft auf die Welt kommen — oder sie erheirathen, wenn man nicht ewig unten bleiben will Unsereiner hat keinen Vetter! Unsereiner — —!"

Da war er wieder, der versteckte Vorwurf, den sie heute nicht zum ersten Mal hörte, und der ihr jedes Mal das Blut in die Wangen trieb!

Ah! Sie war keine Splitterrichterin, sie legte seine Worte nicht auf die Goldwaage, namentlich wenn er sich wie jetzt in heftiger Aufregung befand. Aber das war mehr als ein blos unbedachtes Wort, das kam aus seinem innersten Denken heraus und deckte es rücksichtslos auf!

Hatte er denn, als er sie zur Frau begehrte, danach gefragt, ob sie auch Geld oder hohe Verbindungen habe, die seinem Fortkommen förderlich werden könnten? Nein — ob sie ihn lieb habe, hatte er sie gefragt. Und sie hatte geantwortet: Ja, von Herzen! Und so würde sie auch heute noch

antworten — nein, heute nicht, heute nicht! Sie war empört und tief gekränkt, und außer Stande, an sich zu halten, rief sie:

„Sprich es doch aus: Unsereiner hat keine reiche und nutzbringende Heirath gemacht! Unsereiner ist unvorsichtig gewesen und hat sich damit seine Carrière verdorben!“

Ihr heftiger Ton zwang ihn, still zu stehen und sie anzublicken. Sie war dunkelroth im Gesicht, und ihre Augen blitzten.

„Ach, nun kommst Du mir gar mit Empfindlichkeit!“ sagte er ärgerlich.

„Ich bin nicht empfindlich, ich bin nur nicht abgestumpft gegen Vorhaltungen, die mich verletzen müssen!“

„Natürlich. Jetzt bist Du die Verletzte, die tief Gekränkte! Weil ich ein Wort gesprochen habe, das Du mißverstanden hast! Daran klammerst Du Dich jetzt, das setzt Dich in Flammen. Solange von mir die Rede war, von meinen Interessen, meinen Kämpfen, meinem Jammer, da behieltest Du Deine Ruhe, das berührt Dich ja nicht weiter. Aber — wo Deine Person in Frage kommt — ja, da ändert sich das Bild! Doch was wundert mich das? ‚Im engen Kreis verenget sich der Sinn!‘“

„Auf mich paßt das nicht, Fritz!“ erwiderte sie ruhig. „Der Kreis, in dem ich gelebt habe, ist nie weiter gewesen als jetzt; darum ist auch mein Sinn immer derselbe geblieben. Du hast ihn ja gekannt, als Du mich nahmst, Fritz! Aber Dir möchte ich sagen: Dem Ehrgeiz wird auch der weiteste Kreis zu eng!“

„Danke für Deinen Moralspruch!“ versetzte er ironisch. „Um ihn zu vervollständigen, hättest Du noch hinzufügen können: Aber die Bescheidenheit weitet auch den engsten Kreis!“

„Nicht die Bescheidenheit allein, Fritz! Auch Liebe und Pflichttreue!“

„Charlotte!“

O weh! Nun war sie doch zu weit gegangen! Nein, das wollte sie nicht, kränken wollte sie ihn nicht. Das Wort war ihr nur so entschlüpft, mehr nur um ihm die Spitze zu bieten, als weil sie es ernst meinte mit ihrer Anklage. Sofort hatte sie vergessen, daß er ihr wehgethan, und auf ihn zueilend und sich an ihn schmiegend, bat sie zärtlich:

„Verzeih mir, geliebter Fritz! Ich hab's ja nicht so gemeint. Es war thöricht von mir. Du weißt ja, ich lebe und denke nur für Dein Glück!“

Er machte sich ziemlich unsanft von ihr los und sagte achselzuckend:

„Glück! Glück! Das ist es ja eben! Wir werden uns über diesen Begriff schwerlich verständigen.“

Mit diesen Worten ging er schnell aus dem Zimmer. Die Zurückbleibende sah ihm bestürzt nach. Sie fühlte, wie es um ihre Mundwinkel zuckte.

„Nicht weinen!“ sagte sie leise.

Aber indem sie es sagte, stieg es schon heiß in ihren Augen auf, und nun vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. Auf einen Stuhl sinkend, brach sie in heftige Thränen aus.

III.

Charlottens thränenreicher Schmerz war auf seinem Höhepunkt angelangt, als sich die Thür des Zimmers öffnete, und eine Dame im Reisecostüm auf der Schwelle erschien. Die junge Frau starrte die Eintretende erschrocken an, als erblicke sie ein Gespenst, aber im nächsten Moment war sie aufgesprungen und lag in den Armen des Gastes.

„Louise! Einzig geliebte Louise! bist Du es? Du wirklich und wahrhaftig?"

Die Fremde fuhr ihr zärtlich über den blonden Scheitel.

„Ja, ich bin's! Deine ungezogene Louise, die statt sich hübsch manierlich anzumelden, in dieses friedliche Haus hineinplatzt und ihre Lotti in Thränen findet! Sag' schnell, liebes Herz, was bedeuten diese Thränen?"

„Ach Nichts, gar Nichts! Ich hatte eben so schreckliche Migräne, aber in dem Augenblick, wo Du eintratest, ist sie wie weggeblasen — ja, Du Zauberin, wie weggeblasen!

„Mein Gott, wie ich mich freue! Was soll ich denn beginnen vor Seligkeit? Aber sage nur: wann bist Du angekommen? Eben jetzt? Wo ist Dein Wagen? Und Dein Gepäck? Du bleibst natürlich auf Monate, den ganzen Herbst bleibst Du bei uns, ich lasse Dich nicht weg. Sträube Dich nicht, Louise, ich lasse Dich nicht weg! . . Ach, wie Du schön aussiehst! Nur ein bischen blaß! Und so elegant — sehr elegant, Louise! Sieh mich nur nicht an, wir sind hier in dem lieben Seeburg doch etwas sehr weit in der Mode zurück. Aber ich habe Pläne — große Pläne, Louise!"

So plauderte die junge Frau in ihrer überschwänglichen Freude, und die so stürmisch willkommen Geheißene sagte sich: die Thränen flossen aus keinem tiefen Quell!

„Aber nun laß uns ein wenig ernsthaft reden, Lotti!" nahm sie jetzt das Wort. „Komme ich Dir ungelegen? Hast Du etwa —?"

„Still! still!" rief Charlotte, der Sprechenden den Mund verschließend. „Schon die Frage ist ein Verbrechen! Du — mir ungelegen?"

„Aber Deinem Mann?"

Charlotte kräuselte die Lippen.

„Ach mein Mann — —! Komm nur, Dein Stübchen steht bereit, als wärst Du erwartet worden. Vielleicht hatte ich auch eine geheime Ahnung, als ich's neulich wieder auf den Kopf stellte. Du weißt, das ist meine Schwäche! Nun präsentirt es sich frisch und festlich wie eine weißgewaschene Ehrenjungfrau, Du wirst Dich freuen. Und eine Ueberraschung

blüht Dir obendrein: ein schöner hoher Trumeau an Stelle des goldrahmigen Spiegels, der das letzte Mal meine Anfechtung war, weißt Du?"

Unter diesen Reden führte sie den Gast aus dem Büreau ihres Mannes durch eine Reihe hübscher Wohnräume in ein kleines Zimmer mit einem ziemlich geräumigen Erker, von dem man einen freien Blick in den Garten hatte.

Die Freundin trat sogleich an das Fenster und blieb einen Augenblick wie andächtig davor stehen.

„Wie schön!" sagte sie leise. „Wie schön und friedlich! Wird auch in mir Friede werden?"

Charlotte legte ihren Arm um die ernste Freundin.

„Ist die Traurigkeit wieder über Dich gekommen? Wir dulden sie hier nicht, wir verbannen sie aus Deiner Seele. Meine Louise soll ganz, ganz glücklich sein bei uns!"

„Ich bin es ja, Lotti, hier bin ich's!"

„Aber daheim warst Du's nicht? Womit quälst Du Dich wieder?"

„Daheim? Habe ich denn eins? Hier erfaßt mich zum ersten Mal wieder ein Heimatsgefühl, und unaussprechlich wohl ist mir dabei!"

„Willkommen denn in der Heimat!" — — — —

Nun war die Fremde allein. Sie stand noch immer im Erker, den Kopf an das Fensterkreuz gelehnt. Ihr Gesicht, dessen feine Blässe unter dem dunklen Haar wie Silber hervorleuchtete, hatte einen bangen Ausdruck angenommen, die Augenbrauen waren wie im Schmerz emporgezogen.

Sie dachte an ihren ersten Besuch in diesem Hause. Wie sie mit zertrümmerten Hoffnungen, mit blutendem Herzen gleich einem todtwunden Wild, das sich im Dickicht verbirgt, um zu sterben, hierher zu der Freundin geflüchtet war, dem einzigen Wesen, auf dessen Treue und Hingabe sie, die Elternlose, die Heimatlose, bauen durfte.

Damals war so Furchtbares über sie hereingebrochen, daß sie es nicht zu überleben glaubte. Als blutjunges Mädchen, das über ein bedeutendes Vermögen zu verfügen hatte, dabei vollkommen unabhängig und eine gefeierte Schönheit war, hatte sie einem Baron Forster, dessen bestechende äußere Eigenschaften ihre unerfahrene Seele bezauberten, ihre Hand gereicht. Ihre Ehe war grenzenlos unglücklich geworden. Es zeigte sich bald, daß der Baron sie nur ihres Geldes wegen geheirathet hatte. Als er sein Ziel erreicht sah, behandelte er sie mit brutaler Geringschätzung und begann ihr Vermögen in Spiel und Ausschweifungen zu vergeuden. Drei Jahre, drei grauenvolle Jahre ertrug sie das Leben neben diesem Manne, der sie durch seine Rohheiten entehrte, dessen herrischen Launen sie sich blind zu fügen hatte; eine an Selbstverachtung grenzende Muthlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Aber als das Kind, das sie ihm geboren hatte, starb, reifte in ihr der Entschluß, sich seiner um jeden Preis zu entledigen. Und nun begann ein Kampf, der

aus dem unselbstständigen, verwöhnten Kinde des Reichthums eine Heldin machte — ein verzweifelter Kampf!

Denn der Baron widersetzte sich der Scheidung. Er wollte sie nicht freigeben, vielmehr ihr Geld, das er nicht entbehren mochte; er thürmte Hinderniß auf Hinderniß, wußte durch schlaue Manöver den Proceß immer von Neuem zu verschleppen; er versuchte sie durch Drohungen und Schrecken einzuschüchtern und überhäufte sie mit Verleumdungen und Anklagen, die sie erstarren machten — aber sie ließ sich nicht beirren und von ihrem Wege abbringen. Sie blieb fest bis zum letzten Augenblick.

Und endlich war sie Siegerin. Aber ihr Herz blutete aus tausend Wunden. Sie war frei, aber unfähig, ihre Freiheit zu gebrauchen. Sie war todesmatt.

Damals hatte sich ihr das gastliche Haus der Freundin geöffnet. Und hier, unter diesen guten Menschen, in dieser einfachen, aber anmuthigen Natur, auf den stillen Fahrten über den See, auf langen Märschen durch Wald und Feld erwachte sie wieder zum Leben. Jugendkraft und Schönheit blühten wieder auf. Ja, durch einen leisen Hauch von Schwermuth, der nun auf ihrem Antlitz lag, erschien ihre Schönheit veredelt und vertieft. Damals war sie hier an Leib und Seele gesund geworden. Aber jetzt — würde die Weltabgeschiedenheit, würden die stillen Opfer der Freundschaft auf's Neue ihre Heilkraft bewähren? Wer bedrohte sie denn jetzt? Wovor bangte ihr denn? Ach, Niemand bedrohte sie, vor Niemandem bangte ihr, als vor ihrem verzagenden, kleinmüthigen — nein, vor ihrem wilden und aufrührerischen Herzen, das nicht aufhörte zu hoffen und zu wünschen und sich nicht unterwerfen wollte seinem Loose: zu entsagen!

Als sie nach jener Seeburger Zeit in die Welt zurückkehrte, mußte sie daran denken, ihrem Dasein einen neuen Inhalt zu geben und die Einsamkeit, zu der sie verurtheilt war, durch eine Thätigkeit, die ihren Geist beschäftigte und ihrem Gemüth Nahrung gab, ihrer Schrecken zu entkleiden. Denn wenn auch die Wunden vernarbt waren, vergessen war der furchtbare Kampf nicht. Und ein tiefes Mißtrauen gegen sich selbst, eine quälende Furcht vor einer neuen Gefühlsregung war in ihrer Seele zurückgeblieben.

Die Gesellschaft, die in diesem Falle einmüthig die Partei der Frau ergriffen hatte, nahm sie mit offenen Armen auf, und bald war sie der Hauptanziehungspunkt eines künstlerisch und geistig angeregten Kreises. Im Stillen übte sie eine fürstliche Wohlthätigkeit, und unzählige hilflose Frauen, die in einer unglücklichen Ehe oder im Kampfe um die Existenz ihr Menschenrecht vertheidigten, fanden in ihr eine tapfere Beschützerin. Für sich erhoffte sie Nichts mehr, sie glaubte, sich mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben.

Aber eines Tages lernte sie einen Mann kennen, der sofort einen bestimmenden Einfluß auf ihr Leben gewann.

Geheimrath Heinau war sehr jung in eine hervorragende Stellung gekommen. Er war vortragender Rath im Eisenbahnministerium, galt jedoch

bereits als designirter Director desselben. Er hatte die Mitte der Vierzig noch nicht erreicht und war unvermählt. Auf großen Reisen im staatlichen Auftrage hatte er sich eine umfassende Weltbildung angeeignet und Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten im Auslande angeknüpft, mit denen er in lebhaftem Briefwechsel stand. In der Heimat unterhielt er nur geringen gesellschaftlichen Verkehr, war aber in den maßgebenden Kreisen eine Erscheinung, der Jedermann mit Respect und die Näherstehenden mit herzlicher Sympathie begegneten.

Die Baronin hatte seine Bekanntschaft gemacht, als sie sich für eine Frau, die durch eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt worden war, verwendete. Heinau bekleidete damals einen Posten bei der Justiz und hatte jene Angelegenheit zu bearbeiten. Seitdem führte sie der Zufall, wie die Baronin anfänglich glaubte, häufig zusammen. Es war aber nicht der Zufall, der hier den Vermittler machte, sondern Heinau hatte diese Begegnungen absichtlich herbeigeführt, und nicht lange blieb ihr dies verborgen. Wenn er sich auch die größte Zurückhaltung auferlegte, so erkannte sie doch aus tausend kleinen Zeichen, daß er diese Annäherung mit Eifer suchte, und daß seine äußerlich die Grenzen ritterlicher Höflichkeit nicht übersteigenden Aufmerksamkeiten eine stille Huldigung für sie bedeuteten.

Sie war darüber beglückt und zugleich bestürzt. Denn während sie sich bewußt ward, wie sehr sie sich zu ihm hingezogen fühlte, und wie tief er sich schon in ihr Leben eingedrängt hatte, zitterte sie bei dem Gedanken, das Schicksal auf's Neue zu versuchen.

Um die aufsteigende Neigung im Keime zu ersticken, beschloß sie, seinen Anblick zu meiden. Sie ging auf Reisen und blieb wochenlang fort. Aber als sie zurückkehrte und ihn zum ersten Male wiedersah, überfluthete sie ein heißes Gefühl des Glücks, wie man's nur beim Anblick eines Langentbehrten, Unvergessenen empfindet, und als er, der immer Ernste, voll Ungestüm auf sie zueilte, und sein Auge mit unverhohlener Zärtlichkeit auf ihr ruhte, da erkannte sie, daß die Entfernung sie nicht getrennt, sondern unlöslich verbunden hatte.

Nun folgten Wochen herzlich intimen Verkehrs. Eine ernste Prüfungszeit für Beide, denn Keins war einer jähen Leidenschaft erlegen, sondern zaghaft, mit ungläubigem Erstaunen standen sie dem neuen Gefühl wie einer Illusion gegenüber, bis es mit seiner ganzen Kraft und Wahrheit sie überwältigte. Und vor wenigen Tagen hatte er geschrieben und sie gefragt, ob sie ihm angehören wolle und ob er kommen und sich die Antwort holen dürfe.

Sie hatte diese Frage herbeigesehnt. Wie ein Dichter hatte sie sich den seligen Augenblick ausgemalt, wo sie sein Geständniß mit zärtlich geflüsterten Worten der Liebe erwidern würde. Aber als dieser Augenblick da war, erhoben sich plötzlich drohend und gespenstisch die Schatten der Vergangenheit, und eine unerklärliche, tödtliche Angst überfiel sie. Sie

wollte ihm schreiben, ihn beschwören, dem Gedanken an ihre Vereinigung zu entsagen, für sie gebe es kein Vergessen — kein neues Glück! Aber sie wußte, daß er doch kommen, und daß sie dann nicht den Muth haben würde, ihre Worte zu wiederholen. Und wieder fand sie keinen Ausweg, als fliehen — fliehen! . . .

Nun war sie zum zweiten Male in dem stillen Asyl, wo sie einst Frieden gefunden hatte. Diesmal, das fühlte sie, würde sie ihn nicht finden. Denn niemals würde sie aufhören, mit brennender Sehnsucht an den zu denken, vor dem sie geflohen war, und dessen Bild jetzt so deutlich vor ihrer Seele stand, als wäre er ihr gefolgt, um sie nie zu verlassen.

IV.

„Also wieder auf der Wanderung?“ fragte Charlotte, als die Freundinnen den milden Herbstnachmittag im Garten promenirend genossen. „Sage, was treibt Dich wieder hinaus? Ich müßte Dich eigentlich beneiden, weil Du soviel von der schönen Welt siehst, aber ich weiß nicht, wenn ich Dich so ansehe, muß ich denken: Du gehst gar nicht gern unter die fremden Leute, bliebst lieber zu Hause, im warmen Nest. Hab' ich Recht, Louise?“

„Recht und wieder nicht Recht. Ich werde Dir später Alles sagen. Aber diesmal mußte ich fort — ja, ich mußte fort!“

„Hast Du über Deine Gesundheit zu klagen?“

„Nicht gerade zu klagen, aber wenn man viel allein ist, bildet man sich allerlei ein . . .“

„Nun, hier werden wir Dir die Grillen vertreiben, Liebste! Komm', wir gehen an den See hinunter und machen das Boot flott!“

„Wollen wir nicht lieber auf Deinen Mann warten? Oder kommt er so bald nicht?“

„Ich weiß nicht — wir sprachen uns nur flüchtig . . .“

Ihre Verlegenheit fiel Louise auf. Sollte sie den Thränenquell gefunden haben? Sie nahm Charlottens Arm und ging mit ihr langsam an den Landungsplatz der Boote hinunter.

„Dein Mann ist doch wohl? Ich gestehe, ich freue mich recht, ihn zu sehen. Seine frohe, klare und energische Natur war mir immer in hohem Grade sympathisch. Ich könnte Dich fast beneiden, Lotti.“

Die Freundin antwortete nicht sogleich, erst nach einigen Augenblicken fing sie stockend und unsicher wie Jemand, der ein Unrecht zu beichten hat, an:

„Liebe Louise, ich muß es Dir sagen: Du wirst ihn verändert finden, recht sehr verändert!“

„Wie?“

„Ja, ganz und gar umgewandelt wird er Dir erscheinen, wie mir selber. Energisch ist er noch immer, o gewiß, und klug in seinem Geschäft,

Alle rühmen ihn, aber froh ist er gar nicht mehr, Louise, nein, unfroh, unfreundlich und unglücklich — und ich bin es mit geworden."

„Lotti! Wie ist das möglich? Ihr wart in meinen Augen das glücklichste Menschenpaar unter der Sonne. Was hat Euren Frieden gestört?"

„Wie soll ich Dir das schildern, Louise? Wie ein Theil nach dem anderen von unserer Daseinsfreude abbröckelte? Wie wir uns gegenseitig das Leben erschwerten, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, bis wir uns nun fast gar nicht mehr verstehen? .. Du weißt, wie wohl sich mein Mann in seiner Stellung fühlte, Du hast es mit angesehen, wie beliebt und angesehen er hier war; wenn er gewollt hätte, er würde der Wohlthäter von Tausenden geworden sein. Aber mit einem Mal kam es über ihn: er müßte von hier fort, er müßte aus dieser Enge heraus, wenn er nicht verkommen wollte; jedes Jahr mehr auf diesem Posten hieße ihn um Jahre in seiner Carrière zurückbringen! Ich habe mir schon den Kopf darüber zerbrochen, was auf ihn eingewirkt haben mag, ich kann's nicht entdecken. Eines Tags war seine Ruhe hin, und eine hastige Jagd nach einer anderen, höheren Stelle begann. Er fing an, die amtliche Laufbahn gleichaltriger Freunde zu verfolgen und fand heraus, daß er schlecht behandelt werde, daß man ihn geflissentlich zurücksetze, den Plan gefaßt habe, ihn auf seinem verlassenen Posten auszuhungern, wie er sich ausdrückt. Er fühlt sich übergangen, geächtet, und eine maßlose Bitterkeit bemächtigte sich seiner, die ihm die Klarheit des Urtheils trübt und ihn ungerecht macht gegen sich selbst und gegen Andere. Er hadert mit Jedermann, in seinen Bezirkseingesessenen sieht er geschworene Feinde, Nichts geht mehr in Frieden, jede kleinste Frage wird zum Anlaß eines heftigen Conflicts. Für Nichts hat er mehr Interesse, seine Häuslichkeit, seine Frau, sie sind ihm Nichts mehr. Sein ganzes Sinnen ist darauf gerichtet, sich zur Geltung zu bringen und die ihm fehlenden einflußreichen Beziehungen zu gewinnen . . . Ach, Louise, wenn Du wüßtest, wie ich darunter leide! Wie es mich kleinmüthig und furchtsam macht!"

„Liebes Herz!" sagte jetzt die Freundin, sie liebevoll an sich ziehend. „Ich glaube, Du siehst zu schwarz. Dein Mann ist jung, fühlt seine Kräfte, will sie recht verwerthen, mit einem Wort: er ist ehrgeizig. Nun, das sind viele Männer und nicht die schlechtesten. Es treibt sie, das Höchste zu erstreben mit allen Mitteln, mit jener Rücksichtslosigkeit, wie sie nur ein Mann zeigen kann. Allein allmählich kehrt der hochfliegende Geist von den Sternen zur Erde zurück, und der Mann, der auszog, Minister zu werden, fühlt sich am Erde als simpler Rath oder, wenn's hoch kommt, als Geheimrath ganz glücklich."

„Aber die Zeit, bis die Ernüchterung eintritt, ist für das Glück verloren, mehr noch, zerstört auch das künftige Glück."

„Was führst Du da für Reden, Lotti! Und mit welchem Gesicht sagst Du das? Ach geh', schäme Dich! Wenn Du Dich so Deinem Manne

zeigst, ist es kein Wunder, daß er aufhört, der zärtlich Liebende zu sein. Kein Mann erfreut sich am Anblick der leidenden Tugend."

„Ich habe Alles versucht, Louise, glaube mir! Aber ich fange an, zu verzagen. Es ist kein bloßer Ehrgeiz bei ihm, es ist ein Fieber, ein Wahn, der Zärtlichkeit, Zuneigung, Alles, Alles zu verschlingen droht. Louise, Dir darf ich's ja sagen: manchmal ist mir, als müßte ich bereuen, sein Schicksal an das meinige gekettet zu haben."

„Lotti!"

„Ich bin ohne großes Vermögen, ohne einflußreiche Familie. Hätte er eine reiche oder vornehme Frau geheirathet, er würde erreichen können, wonach er strebt, ich bin der Hemmschuh an seinem Wagen!"

„Lotti! Lotti!" rief jetzt Louise, ernstlich erschrocken. „Was sind das für böse Gedanken? Ist das meine kluge — —?"

Sie brach ab, denn schnelle Schritte näherten sich dem Platze.

Es war Herr von Karlstein, der im Hause von der Ankunft des Gastes gehört hatte und ihn begrüßen kam. Er zeigte eine aufrichtige Freude über den Besuch und war herzlich liebenswürdig. Offenbar legte er sich große Selbstbeherrschung auf, um seine Verstimmung zu verbergen.

Louise beobachtete ihn und fand ihn in der That auffallend verändert. Eine tiefe Falte über der Nasenwurzel, ein verdrossener Zug um den Mund und vor Allem der unruhige Blick verriethen seine inneren Kämpfe und bestätigten Charlottens Bericht. Er fing auch bald an, auf die unglücklichen Verhältnisse von Seeburg einzugehen.

„Ich staune Sie wie ein halbes Wunder an, meine Gnädigste!" sagte er. „Bei Ihnen findet man noch die fast ausgestorbene Tugend wahrer Freundschaft. Charlotten zu Liebe kommen Sie in diese traurige Einöde, ein Opfer, das nur der zu würdigen weiß, der den Vorzug hat, hier — wie meine Frau sich auszudrücken liebt — zu wirken und zu schaffen."

„Mein lieber Herr von Karlstein," erwiderte Louise, „Sie überschätzen mich ebenso, wie Sie dem guten Seeburg Unrecht thun. Denn erstens bin ich aus dem ganz eigennützigen Grunde hergekommen, um an Ihrem Frieden theilzunehmen —"

„Ja," warf er ein, „Frieden haben wir hier, das ist nicht zu leugnen — Kirchhofsfrieden."

„Ach, gehen Sie! Wer wird so bitter sein? Ich lasse Nichts auf Seeburg kommen. Es ist eine Schöne, die nicht durch starke äußere Reize blendet, aber desto mehr durch liebliche Anmuth entzückt. Daß Sie nicht mehr sehen, was mich als Fremde fesselt, ist erklärlich, man würde mit der Zeit selbst des Paradieses überdrüssig werden. Aber darum ist es doch Unrecht, seine Heimat zu verleugnen."

„Meine Heimat? Ich bitte Sie, meine Gnädigste, ich habe hier ein Amt, keine Heimat."

„Oho, mein lieber Herr Bezirkshauptmann! Das dürften Sie nicht sagen!“

„Lernen Sie nur erst Seeburg so kennen, wie ich es kenne! Ich spreche auch gar nicht gegen seine Natur, sondern gegen seine Menschen. Der Geist macht lebendig, heißt es, aber der Geist, der hier herrscht, tödtet.“

„Muß man sich ihm unterordnen, ihn nicht vielmehr nach seinem Geiste zu bilden suchen?“

„Ach, das sind Ideen aus der großen Welt! Bilden Sie nur hier um! Sie werden schöne Erfahrungen machen!“

Nun fing er an, seine Enttäuschungen bei dem Eisenbahnproject zu schildern. Er konnte sich nicht genug thun in Sarkasmen und Selbstverspottung, doch war er Cavalier genug, um zu fühlen, daß sich die allzu breite Ausmalung der eigenen Misère mit der schuldigen Rücksicht gegen einen verehrten Gast nicht wohl vereinigen ließ. Er suchte daher seiner gereizten Darstellung eine heitere Wendung zu geben, die zugleich eine Schmeichelei für die Baronin war, indem er schloß:

„Sie sehen also, meine Gnädige, daß es nicht an mir liegt, wenn Sie, um zu uns zu gelangen, auch diesmal wieder eine beschwerliche Wagenfahrt unternehmen mußten, was freilich Ihre außerordentliche Güte und Freundlichkeit in unseren Augen noch mehr steigert. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten Sie in dem festlich geschmückten Bahnhofe von Seeburg dem Salonwagen eines D-Zuges entsteigen müssen.“

„Das wäre mir freilich auch erwünscht gewesen,“ erwiderte Louise lachend, „und wenn Sie das hoffentlich nicht endgiltige Scheitern Ihres Projectes bedauern, so stimme ich Ihnen aus persönlichen Gründen vollkommen bei. Denn ich spüre die sonst ja recht angenehme Wagenfahrt noch jetzt in allen Gliedern und werde deshalb meine lieben Wirthe um die Erlaubniß bitten, mich heute möglichst früh zurückziehen zu dürfen.“

V.

Am Abend, als der Gast schon sein Zimmer aufgesucht hatte, trat Karlstein in großer Aufregung in Charlottens Zimmer. Er war kaum wiederzuerkennen, so lebensfrisch sah er aus, seine Augen strahlten jugendlich hell.

„Charlotte!“ rief er, ein Telegramm ihr entgegenhaltend. „Eine große Neuigkeit! Soeben erhalte ich eine Depesche: der Minister schickt einen Geheimrath mit einem Techniker her, um wegen der Eisenbahn an Ort und Stelle Informationen einzuziehen.“

Charlotte sprang auf.

„Hatte ich nicht Recht!“ rief sie. „Du dringst zuletzt doch durch! Nun kommt die Bahn gewiß!“

„Ach die Bahn! Was liegt mir an der Bahn? Die Hauptsache ist: Heinau kommt her. Ich werde Gelegenheit haben, mit ihm bekannt zu

werden, endlich meine Wünsche in das rechte Ohr gelangen zu lassen. Denn Du mußt wissen: Geheimrath Heinau ist der Vertrauensmann des Ministers. Seine Stimme ist von entscheidendem Einfluß, was er vorschlägt, namentlich in Personenfragen, geschieht."

Sie hörte ihm gespannt zu.

„Siehst Du, Fritz! Deine Zeit kommt. Ich habe Dir's immer gesagt. Und Du wolltest schon die Büchse in's Korn werfen und hieltest Dich — —"

„Laß das jetzt!" unterbrach er sie. „Wir haben Wichtigeres zu reden. Daß wir den Geheimrath nicht bei uns aufnehmen können, ist fatal. Daß die Baronin auch gerade jetzt kommen mußte, warum nicht ein paar Tage später? Aber das ist nun nicht zu ändern. Jedenfalls muß ich seine Anwesenheit ausnutzen, ihn auf alle Weise für mich zu interessiren und meinen gerechten Forderungen geneigt zu machen suchen, wobei ich stark auf Deine Mitwirkung rechne, Lotte!"

„Auf meine Mitwirkung!" lachte sie. „Lieber Gott, was so ein würdiger Geheimrath auf weibliche Beredsamkeit geben wird!"

„Sage das nicht, Lotte!" rief er aufgeräumt. „Diese Herren sind nicht so unempfänglich für den Zauber der Weiblichkeit, sie lassen sich von einer schönen jungen Frau gern den Hof machen."

Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt und streifte ihre erröthende Wange mit einem Kuß. Er war lange nicht mehr so zärtlich gewesen, aber sie empfand keine rechte Freude darüber, es war Etwas in seinen Worten und mehr noch in dem Tone, womit er's sagte, was sie unangenehm berührte. Unwillkürlich machte sie sich los und entgegnete:

„Ach, Fritz, sprich doch nicht so!"

Er zog sie jedoch von Neuem an sich und fing wieder an:

„Nein, im Ernst, mein Engel! Durch eine kluge Frau hat schon Mancher mehr erreicht, als durch höchste Tüchtigkeit, vorausgesetzt, daß die Frau so reizend war, wie meine Lotte."

Ihr Mißbehagen wurde immer größer. Was wollte er denn eigentlich von ihr? So hatte er noch nie mit ihr gesprochen.

„Höre doch auf, Fritz!" rief sie ärgerlich. „Ich mag so was nicht hören!"

Er achtete jedoch nicht auf ihren Widerspruch, sondern fuhr fort:

„Und was speciell unseren Geheimrath Heinau betrifft, so darfst Du Dir durchaus nicht einen grauhaarigen alten Herrn aus den höchsten Semestern vorzustellen; er ist vielmehr ein Mann in den allerbesten Jahren, der seine überraschende Carrière vielleicht ebenso seinen persönlichen Vorzügen wie seinen amtlichen Meriten zu verdanken hat. Es ist mir sogar, als hätte ich gehört, daß er ein großer Damenfreund ist, auf den Schönheit und Anmuth einen außerordentlichen Einfluß ausüben."

Charlottens Gesicht färbte sich purpurroth. Sie entwand sich ihm mit einer energischen Bewegung und sagte erregt:

„Fritz, laß diese Reden! Sie sind mir lästig.“

Er runzelte die Stirn.

„Ah, das ist Dein Opfermuth! Aber wenn man Euch beim Worte nimmt, so seid Ihr nicht zu haben. Sagtest Du nicht, Du seiest zu jedem Opfer bereit, wenn es sich um Erfüllung meiner Wünsche handelt? Nun muthe ich Dir Etwas zu, was Dir doch kein Opfer sein kann, nämlich nur Deiner Natur zu gehorchen und liebenswürdig zu sein, und gleich ist mein Lottchen sittlich empört und in ihrer Würde verletzt.“

„Daß ich gegen den Geheimrath liebenswürdig bin, ist selbstverständlich,“ antwortete sie, „schon weil er unser Gast und obendrein Dein Vorgesetzter ist. Dazu brauchst Du nicht allerhand mysteriöse Anspielungen zu machen. Und daß ich, wenn sich irgendwie Gelegenheit dazu bietet, und der Herr mir eine solche Freiheit gestattet, ihm von unserem Wunsche, hier fortzukommen, sprechen werde, das versteht sich ebenso von selbst und würde ich mir auch ohne Deine Predigt, die keine Moralpredigt war, vorgenommen haben.“

„Ja, ganz schön, mein liebes Kind, aber es handelt sich nicht blos darum, von hier fortzukommen, sondern um ein wirkliches Avancement, einen kühnen Sprung. Und um den durchzusetzen, bedarf es eines außergewöhnlich starken Einflusses. Und was die weibliche Liebenswürdigkeit betrifft, so giebt es eben verschiedene Grade. Blos liebenswürdig zu sein, ist Pflicht jeder Frau, aber eine Frau, die ihrem Mann die Wege ebnen will, muß etwas mehr sein.“

„Was mehr?“ fragte sie ihn scharf ansehend.

Er wurde verlegen.

„Ja, wie soll man das ausdrücken? Du weißt doch am besten, was ich meine.“

„Ich glaube Dich zu verstehen, Du meinst, daß ich mit dem Herrn kokettiren soll?“

„Kokettiren? Ein häßliches Wort für eine unter Umständen ganz harmlose Sache. Aber was wäre auch dabei? Warum sollte meine Lotte nicht auch einmal kokettiren, wenn ich sie darum bitte und so viel davon abhängt? — Siehst Du, Kind, seit Jahren mache ich vergebliche Anstrengungen, Etwas zu erreichen, nun auf einmal kommt eine Gelegenheit — eine Gelegenheit, wie sie nie mehr wiederkehrt, die mir Alles bringen kann, was ich ersehne, wenn wir sie beim Schopf nehmen. Denn ein Wort von Heinau, und ich bin im Sattel. Und da kannst Du schwanken und allerhand lächerliche Bedenken vorbringen? Nicht wahr, Lotte, Du wirst meine tapfere Alliirte sein?“

Wieder sah sie ihn mit großen Augen an. Da sie aber Nichts er-

widerte, schloß er sie zärtlich in seine Arme und drückte ihr einen Kuß auf den Mund, den sie still über sich ergehen ließ.

„Wir sind also einig," sagte er. „Nun muß ich aber schleunigst in die ‚Krone', um für unseren illustren Gast vorzusorgen. Adieu, Lotte!" . . .

Karlstein hatte sich längst entfernt, aber Charlotte stand noch immer wie versteinert da und sah nach der Thür, durch die er verschwunden war. Nur um ihre Lippen zuckte es, und ihre Augen blitzten. Und mit einem Mal sagte sie ganz laut vor sich hin: „Schlechter Mensch!" Dann ging sie schnell aus dem Zimmer.

Ihr erster Gedanke war, zu Louise zu flüchten. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie in großer Gefahr und müßte bei der Freundin Schutz suchen. Aber auf dem Wege zum Gastzimmer blieb sie plötzlich stehen. Nein, sie würde es nicht über die Lippen bringen. Sie schämte sich. Sie mußte schweigen und es allein tragen. Aber er sollte es büßen, ja, er sollte es büßen! Sie selbst war schuld, daß er's wagen durfte. Sie hatte ihre Selbstständigkeit zu sehr preisgegeben, ihre Natur verleugnet, Alles aus Liebe zu ihm. Sie hatte zuletzt keinen Willen mehr, hatte sich ganz seinen Launen und Stimmungen untergeordnet, nur um ihm zu dienen, ihn glücklich zu sehen.

Und wie hatte er ihr diese Hingebung gelohnt? Was muthete er ihr zu, ihr, seiner Frau . . .? Ach, jetzt durchschaute sie ihn erst. Er hatte keine Spur von Zuneigung für sie, hatte sie vielleicht niemals besessen. Der schrankenlose Ehrgeiz hatte alle besseren Empfindungen in ihm ausgelöscht. Diesem Götzen opferte er Alles. Aber sie wollte sich nicht zum Opfer bringen lassen, nein, sie nicht! Er sollte sie kennen lernen!

Die halbe Nacht lag sie mit offenen Augen und grübelte. Und plötzlich schien ihr ein erleuchteter Gedanke gekommen zu sein: sie richtete sich unwillkürlich auf und nickte mit dem Kopfe. Und mit einem merkwürdigen Lächeln auf den Lippen schlief sie ein.

VI.

Am nächsten Morgen war ihr erster Gang zu der Freundin. Louise hatte zwar eine nicht ganz geruhsame Nacht hinter sich, fühlte sich aber frisch und begrüßte Charlotte in heitrer Stimmung.

„Also, was unternehmen wir heute?" fragte sie. „Oder halten wir noch einen Ruhetag?"

„Das Letztere, wenn es Dir recht ist!" antwortete Charlotte. „Wir erwarten nämlich einen Gast zu Tisch, dem wir Rücksichten schulden, einen Geheimrath aus dem Ministerium."

„Sieh! Sieh! Davon sagtest Du gestern Nichts!"

„Fritz erhielt erst Abends, als Du schon zu Bett warst, die telegraphische Nachricht. Es handelt sich um die Bahnangelegenheit, und ich bin froh, daß die Sache nun endlich einmal entschieden wird."

„Mir scheint, daß die Entsendung eines Commissars als ein Erfolg Deines Mannes aufzufassen ist. Meinst Du nicht auch?"

„Ja, er erhofft sich sehr viel davon."

„Nun, das freut mich in seinem Sinne. Wir wollen nun aber auch Alles dransetzen, dem hohen Herrn den Aufenthalt hier so angenehm zu machen, wie irgend möglich ist. Oder vielleicht entspricht dies gar nicht den Wünschen Deines Mannes, der ja das Interesse hat, Seeburg im denkbar ungünstigsten Lichte zu zeigen."

Louise sagte das lachend, aber Charlotte meinte:

„O nein, im Gegentheil, es liegt ihm daran, daß der Herr den besten Eindruck empfängt."

„Nun, dann müssen wir uns gehörig zusammennehmen. Was werden wir ihm vorsetzen?"

„Ich wollte eben über das Menu mit Dir Rath pflegen. Uebrigens vielleicht kennst Du den Herrn zufällig? Es ist ein Geheimrath Heinau."

Das Gesicht der Baronin überzog sich mit einer jähen Bläſſe. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, und es sah aus, als wenn ihr die Sinne schwinden wollten.

Charlotte sprang des Todes erschrocken auf und beugte sich über die halb Bewußtlose.

„Louise, um Gotteswillen, was ist Dir?"

„Beunruhige Dich nicht — — es wird vorübergehen."

Charlotte brachte wohlriechendes Wasser und benetzte ihre Stirn. Allmählich kehrte die Farbe in ihre Wangen zurück, sie konnte sich wieder aufrichten und lächelte die Freundin dankbar an.

„Jetzt ist mir wieder gut," sagte sie. „Es hat Nichts zu bedeuten. Ich will mich einen Augenblick still hinlegen, das hilft mir immer am besten" . . .

Als sie allein war, rang sie verzweifelt die Hände. Er hatte also — ihr unbegreiflich — ihr Reiseziel ermittelt, war ihr gefolgt und forderte eine Entscheidung. Und in ihrem Herzen war noch derselbe Streit, dieselbe Unruhe, der sie entfliehen wollte.

Nur noch heftiger, noch peinigender, da sie ihn in ihrer Nähe wußte. Wieder durchschauerte sie jenes unerklärliche Angstgefühl. War sie ihm denn auf Leben und Tod überliefert? Hatte er ein Recht auf sie? Warum störte er ihren Frieden? Warum verfolgte er sie wie einen flüchtigen Verbrecher?

Aber es lag ja in ihrer Hand, sich zu schützen! Ein Wort, und sie war frei. Ja, es lag in ihrer Hand — aber war es denn ihr Wille, sich seiner zu entledigen? Sprach nicht eine Stimme in ihr für den ergebenen Freund?

Ach, wie sollte sie der Verwirrung entrinnen, in die sie ihr schwankendes Herz von Neuem stürzte? Es war ihr so elend zu Muthe, als wäre

sie ernstlich krank oder nahe daran, es zu werden. Sie fühlte, daß sie nicht bleiben konnte, sie mußte abreisen, auf der Stelle abreisen! Er durfte sie hier nicht finden.

Aber was würden die Freunde sagen? Wie sollte sie ihre seltsame Flucht erklären? Mit plötzlicher Erkrankung? Würden sie ihr Glauben schenken? Oder sollte sie Charlotte in Alles einweihen, sich an ihren klugen Rath, an ihr gesundes Gefühl wenden? Es erschien ihr unmöglich, jetzt unmöglich, es kam ihr wie ein Verrath an sich selbst vor, den Vorhang wegzuziehen, hinter dem sie mit ihren Schmerzen rang. Später, wenn sie mit sich in Frieden war, ja später. Jetzt mußte sie fort, um jeden Preis fort!

Dieser Entschluß machte sie etwas ruhiger. Aber als Charlotte nach einer Weile leise die Thür öffnete, um die vielleicht Schlummernde nicht zu wecken, fand sie sie noch immer mit blassem, verstörtem Gesicht auf dem Sopha liegen. Sie erhob sich jedoch sofort und kam der besorgten Freundin entgegen.

„Es geht mir weit besser, Lotti! Also weg mit der Sorgenfalte!"

„Ich bin schon froh, daß Du wieder scherzen kannst."

„Soweit bin ich freilich noch nicht, liebes Herz. Ich merke, das alte Uebel zeigt sich wieder in verstärktem Maße, und ich muß sehen, daß ich so schnell wie möglich in meine gewohnten Verhältnisse zurückkehre. Nicht wahr, Lotti, Du siehst das doch ein?"

„Du willst uns verlassen?" stammelte Charlotte.

„Ich muß, Liebste. Willst Du eine Kranke im Hause haben, die sehr anspruchsvoll ist und sehr verwöhnt und Nichts als Unruhe und Aufregung verbreiten würde? Und obendrein jetzt, wo Du durch andere Pflichten in Anspruch genommen bist? Wo Deine ganze Aufmerksamkeit —"

„Kein Wort mehr, Louise!" unterbrach sie Charlotte leidenschaftlich. „Du darfst nicht fort, wenn Du mich lieb hast!"

„Aber Lotti! Bedenke doch nur: ich mache Euch die größte Ungelegenheit, bringe vielleicht mich selbst in Gefahr, wenn ich meinen Zustand vernachlässige — —"

„Und jetzt willst Du die anstrengende Rückfahrt antreten, mich in größter Herzensangst zurücklassen? Die Dich mit Freuden pflegen und hüten will, besser als irgend ein Mensch? Gieb den Gedanken auf, Louise, Du bist meine Gefangene!"

„Aber wenn ich Dir sage, es muß sein! Ich weiß, daß Du mir jedes Opfer bringen würdest, denn Du bist ja meine liebe, gute Lotti. Aber siehst Du, ich darf's von Dir nicht annehmen, wenigstens unter diesen Umständen nicht."

„Höre auf, mich zu quälen," fuhr sie fort, als sie Charlottens flehende Augen auf sich gerichtet sah, „ich muß fort und zwar —"

Sie konnte nicht vollenden, denn plötzlich fühlte sie sich von Charlotte umschlungen, und hörte sie herzbrechend schluchzen.

„Aber Kind, Kind! Was ist Dir?“ rief sie erschrocken.

„Reise nicht, Louise! Ich flehe Dich an!“ kam die kaum vernehmliche Antwort. „Mir ist so angst, so sterbensangst!“

„Ich schwör' es Dir, Lotti, Du kannst ruhig sein, brauchst Dich nicht zu ängstigen.“

„Ich ertrag' es nicht, wenn Du gehst. Bleibe! Bleibe! Um meinetwillen bleibe! Ach, Du weißt nicht, wie weh mir ist, ich sterbe, wenn Du gehst!“

Louise wurde durch diesen Schmerzensausbruch auf's Tiefste erregt. Was mußte hier vorgegangen sein, das den ruhigen Spiegel dieser Seele zu stürmischen Wellen aufgewühlt hatte? Der Zwiespalt der zwischen den Gatten bestand, schien doch tiefer zu sein, als es nach Charlottens Schilderung ausgesehen hatte. Die Verzweiflung der jungen Frau zeigte, wie schwer sie darunter litt, ihr ganzes Wesen war aus den Fugen gegangen.

Diese schnelle Beobachtung genügte, um Louise umzustimmen. Ihre Gedanken waren schon nicht mehr bei ihrem eigenen Leide, sondern bei dem Kummer der armen Freundin, die noch immer fassungslos in ihren Armen lag.

„Sei nur still, Du böses Kind!“ sprach sie begütigend auf sie ein. „Was bist Du für ein schlimmer Eigensinn geworden; kaum versagt man Dir einen Wunsch, so willst Du vor Angst und Jammer vergehen! Nun, meinetwegen, Du sollst Deinen Willen haben!“

„Du bleibst, Louise?“ schrie Charlotte, ihr vom Weinen geröthetes Gesicht zur Freundin erhebend, auf.

„Wenn Du so energisch darauf bestehst, was bleibt mir da Anderes übrig?“

„Louise! Einzige Louise!“

Eine Fluth von Küssen raubte der Baronin fast den Athem.

„O Du Ungestüm!“ rief sie, indem sie die wieder Besänftigte neben sich auf den Divan zog. „Nun höre aber, Lotti, und zeige Dich verständig, sonst muß ich mein Wort doch zurücknehmen —“

„Nein, nein!“

„Versprich mir also erstens, Dich nicht mehr um meine Gesundheit zu grämen; ich kenne mich und weiß, daß es nicht allzuviel bedeutet. Wirst Du's thun?“

„Ja, Louise, aber — —“

„Kein Aber, und willst Du ferner Dich ganz Deinen anderen Pflichten, insbesondere gegen Deinen neuen Gast, widmen, mich meiner eigenen Sorge und der Deines ausgezeichneten Mädchens überlassen? Mit einem Wort, versprichst Du mir, nicht die geringste Notiz von mir zu nehmen? Denn siehst Du, Lotti, das einzige Heilmittel ist für mich vollkommene Ruhe.

Wenn ich ein paar Tage ganz allein mit mir bin, mich ganz still verhalte wie Einer, der im Gypsverband liegen muß, dann geht es vorüber, und ich bin der Welt wiedergegeben."

„Aber ich darf doch zuweilen auf ein Augenblickchen kommen und mich neben Dich setzen und Deine Hand fassen? Kein Wort sollst Du von mir hören, das gelob' ich Dir!"

„Du darfst kommen, immer, Lotti, wenn Du frei bist! Nur kein fremdes Gesicht laß mich sehen! Das ertrag' ich in diesem Zustande nicht. Bitte auch Deinen Mann, er möge mich entschuldigen und mir erlauben, daß ich mich von allen Besuchen zurückziehe, bis ich wieder in mein altes Fahrwasser gekommen bin."

„Was bedarf es der Entschuldigung und der Erlaubniß? Du sollst es so feierlich still um Dich haben, wie in einem in Schlaf versunkenen Märchenschlosse. Niemand soll Deine Schwelle beschreiten, den Du nicht selbst rufst. Bist Du nun zufrieden, Louise?"

„Ja, mein Herz, und nun geh' und sieh, daß Dein Besuch etwas Gutes zu essen bekommt."

VII.

Wider Erwarten traf der Geheimrath mit seinem Begleiter erst am Abend ein. Die Herren hatten auf der Fahrt von der letzten Bahnstation Halt gemacht, um eine neuerdings errichtete Stauanlage zu besichtigen.

Der Bezirkshauptmann war über diese Verzögerung, in der er einen Mangel an Rücksicht gegen seine Person erblickte, sehr aufgebracht, wurde aber durch die gute Aufnahme, die er bei dem Geheimrath fand, schnell besänftigt. Dieser beobachtete zwar eine gemessene und reservirte Haltung, war jedoch von vollendeter Höflichkeit und, soweit sich aus dem ersten flüchtigen Meinungsaustausch erkennen ließ, in Sachen der Eisenbahn auf Seiten des Bezirkshauptmanns. Bereitwilligst nahm er dessen Einladung zum Mittagessen für den nächsten Tag an und sprach die Absicht aus, seinen Aufenthalt auf mehrere Tage auszudehnen, um sich zugleich über die Gesammtverhältnisse des Bezirks zu informiren, insbesondere die in der Nähe befindlichen staatlichen Forsten und Domänen in Augenschein zu nehmen. Eine Mittheilung, die dem Bezirkshauptmann höchst erfreulich war, denn je länger Heinau hier festgehalten wurde, desto mehr durfte er hoffen, in seinem persönlichen Interesse auf ihn einzuwirken. Er war also für's Erste recht befriedigt und verließ seinen hohen Gast, der sich für den Rest des Abends beurlaubte, in bester Stimmung.

Die Anwesenheit eines Geheimraths aus dem Ministerium war für Seeburg keine alltägliche Sache. Man mußte weit zurückblättern in der Stadtchronik, um einen ähnlichen Fall zu finden. Die Seeburger befanden sich daher in einer gelinden Aufregung, zumal sie aus der Entsendung eines so hohen Beamten auf die Wichtigkeit schließen mußten, die man oben der

vertrackten Eisenbahnangelegenheit beimaß. Die maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt überlegten, ob ein officieller Empfang angezeigt sei, oder ob man abwarten solle, bis man um seine Meinung gefragt werden würde. Ehe sie jedoch über diese Frage einig werden konnten, war der Erwartete bereits eingetroffen.

Nun wollte man wenigstens versuchen, ihn zu Gesicht zu bekommen. Wer irgend konnte, fand sich Abends im Herrenzimmer der „Krone“, wo er Quartier genommen hatte, ein. Der Geheimrath ließ sich jedoch nicht blicken. Der Wirth berichtete, daß er sich auf sein Zimmer zurückgezogen habe, um zu arbeiten; sonst wußte er nicht viel Wissenswerthes mitzutheilen. Als er gefragt wurde, was es denn für ein Herr sei, sagte er: „Pikfein! Zum Abendbrot Sect, deutscher! Ueberhaupt ganz Baron! Denken Sie sich meine Figur“ — der Kronenwirth war ein kleines Heidelberger Faß — „blos ein bischen schlanker, aber so ungefähr mein Maß — Garde!“ Das war Alles, ein bestimmtes Charakterbild ließ sich daraus nicht formen.

Während sich die ziemlich enttäuschten Seeburger mit seiner Person beschäftigten, saß Heinau oben in seinem Zimmer und besprach mit dem in seiner Begleitung befindlichen Herrn, einem Ministerial-Baubeamten, das Programm für den nächsten Tag. Die Unterhaltung der beiden Herren war eine lebhafte, und als sich der Baurath empfahl, blieb Heinau noch eine Zeit lang mit den Plänen und Schriften, welche sich auf die Bahnanlage bezogen, beschäftigt, ehe er sich zur Ruhe begab. Der Gegenstand interessirte ihn, zweifellos — aber das allein würde seinen Pflichteifer nicht erklären; er brauchte die Arbeit, um von sich selbst loszukommen. Sie war das Heilmittel, das ihm wie schon oft in schweren Krisen, neue Kraft und Muth zum Leben verschaffen sollte.

Die plötzliche Abreise der Baronin bedeutete für ihn: Zertrümmerung aller Hoffnungen. Nun erst empfand er, wie er Die geliebt habe und immer lieben würde, die ihn verschmäht, und daß er diesen Schlag nie verwinden würde. Aber er war nicht der Mann, der in seinem Schmerze gegen sich selbst wüthete. Er mußte weiter leben und um zu leben, brauchte er die Arbeit, die allein seine Gedanken von der schmerzenden Wunde ablenken und Geist und Seele wieder frei machen konnte.

Das Seeburger Eisenbahnproject hatte ihn schon wiederholt beschäftigt, nun boten ihm die neuerlichen Berichte des Bezirkshauptmanns eine willkommene Gelegenheit, sich persönlich an Ort und Stelle zu unterrichten und die Sache in Fluß zu bringen. Daß die Baronin den gleichen Weg genommen, ahnte er nicht. Er hatte nicht den geringsten Anlaß gehabt, dem Gerüchte, daß sie — wie es hieß, auf Anordnung ihres Arztes — nach Italien gereist sei, zu mißtrauen. Er war überzeugt, daß Monate, vielleicht Jahre vergehen würden, ehe sie sich wiedersähen . . .

Am nächsten Morgen, als die Seeburger noch von ihrem seltenen Besuche träumten, hatte er schon eine kleine Recognoscirung in der nächsten Umgebung unternommen. Auf dem Rückwege passirte er die städtische Promenade und betrachtete wohlgefällig einen an diese grenzenden prächtigen Garten mit einem villenartigen Bauwerk, das sich durch die am Thore angebrachte Aufschrift als das Bezirksamt von Seeburg auswies. Im Begriff vorüberzugehen, sah er in der Nähe des Hauses eine weibliche Gestalt, die, über einen Rosenstock gebeugt, ihm das Profil ihres Gesichts zukehrte, ohne ihn jedoch zu bemerken. Bei ihrem Anblick erschrak er heftig und trat unwillkürlich zurück, so daß er vom Garten aus nicht mehr gesehen werden konnte. Die Dame war die Baronin. Es war kein Zweifel, er hatte sie genau erkannt.

Wie kam sie hierher? In diese Abgeschiedenheit? Während er hastig den Weg nach seinem Hotel zu gewinnen suchte, kam ihm eine dunkle Erinnerung: sie hatte ihm einmal von einem längeren Aufenhalt in ländlicher Stille gesprochen, der ihr so wohl gethan habe; er besann sich auch, daß dabei von einer vertrauten Freundin die Rede gewesen sei, in deren Hause sie sich vor allem Leid der Welt geborgen gefühlt habe. Nun war sie wieder in dieses Asyl geflüchtet, vor ihm geflüchtet — um dem zu begegnen dem sie entrinnen wollte, und der, so mußte sie doch glauben, sie verfolgt und wie ein Wild gestellt hatte!

Nein, so gering sollte sie von ihm nicht denken. Noch ehe sie von seiner Anwesenheit Gewißheit erlangt hätte, würde er die Stadt schon verlassen haben. Ein Vorwand für seine schleunige Rückreise mußte sich finden lassen. Sie würde immerhin Verwunderung erregen, aber was lag daran? Der Baurath mochte zunächst seine Erhebungen anstellen, er war über alles Wesentliche informirt und konnte ihm später eingehend berichten.

Aber plötzlich durchkreuzte diesen Ideengang ein neuer Gedanke. Warum sollte er fliehen, nachdem er die Verlorengeglaubte wie durch ein Wunder wiedergefunden hatte? Konnte das nicht eine Fügung des Schicksals sein? Also bleiben? Ja, bleiben, wenn auch nur, um ihr zu sagen, daß er diese Begegnung nicht gewollt, daß ihm ihr Wille heilig sei, und daß sie ohne Zwang, mit freiem Herzen über ihn beschließen möge!

Mit diesem Vorsatz kehrte er in das Hotel zurück, wo er sich bald von amtlichen Geschäften in Anspruch genommen sah, bis Herr von Karlstein um die schickliche Besuchszeit kam, um ihn in sein Haus zu führen.

Charlotte hatte eine große Befangenheit und eine noch größere Ueberraschung zu überwinden, ehe sie ihre alte Sicherheit dem mit Spannung erwarteten Gast gegenüber wiedergewann. Sie hatte — man mag es als eine Lücke in ihrer Weltbildung ansehen oder nicht — noch nie einen Geheimrath zu Gesicht bekommen. Was sie sich darunter vorstellte, war ein ganz merkwürdiges Gebilde, aus Würde, Alter und Langeweile zusammengesetzt; fügte sie nun noch diejenige Eigenschaft hinzu, die ihr Mann an

dem in Rede stehenden Herrn besonders hervorgehoben, so war sie geneigt, sich denselben als ein Muster abschreckender Unausstehlichkeit auszumalen.

Und nun verneigte sich vor ihr ein Mann in jugendlicher Frische, auf dessen geistvollem Gesicht ein eigenthümlicher, fast trauriger Ernst lag, der es in hohem Grade anziehend erscheinen ließ; und nun fing dieser interessante Mann nicht mit greisenhaft zitternder Stimme und in väterlichem Tone, sondern wie einer, der gewohnt ist, in den Salons schöner Frauen zu verkehren, mit ihr zu reden an, zuerst über seine Reiseeindrücke, dann über den Zweck seines Aufenthaltes, Alles in ungezwungener, unterhaltender Form — sie kam aus dem Staunen nicht heraus, und im Nu verwandelte sich ihr ungünstiges Vorurtheil in ein ganz entschiedenes Gefühl der Sympathie.

Herr von Karlstein hatte sich gleich nach dem Austausch der ersten Höflichkeiten beurlaubt, und sie plauderten eine Zeit lang heiter wie gute Bekannte, als Heinau von dem bisherigen Gesprächsthema geschickt ablenkend sagte:

„Ich glaube übrigens, gnädige Frau, ich habe heute schon in aller Frühe den Vorzug gehabt, Sie zu sehen."

„Mich? Schwerlich, ich bin eine Langschläferin, zum Aerger meines Mannes, der ein grausamer Frühaufsteher ist."

„Dann müßte ich Sie verkannt haben. Ich ging an Ihrer Villa vorüber, die ich, mit Erlaubniß, sammt ihrer wundervollen Umrahmung herrlich finde, und sah deutlich bei dem Rosenbosquet am Hause eine junge Dame, ganz in Weiß. Sie waren es also nicht?"

„Ich sicher nicht, aber ich wüßte auch nicht, wer es sonst gewesen sein könnte. Außer mir ist Niemand im Hause — nur eine Kranke."

„Eine Kranke? Doch nicht in Ihrer Familie?"

„Nein, eine Freundin, deren Besuch ich vor Kurzem erhalten habe."

Das soll heißen, sagte sich Heinau, sie ist für Dich nicht vorhanden, ich werde sie also nicht sehen dürfen. Dann möge sie es durch die Freundin erfahren!

„Meine liebe, gnädige Frau!" sagte er jetzt, den leichten Plauderstil verlassend, in ernstem und zugleich herzlichem Tone. „Werden Sie mir zürnen, wenn ich als ein völlig Fremder in Ihr Vertrauen zu dringen wage? Ich bitte, verzeihen Sie mir. Die Umstände sind so außergewöhnlicher Art, daß sie mich, ich hoffe es zuversichtlich, in Ihren Augen rechtfertigen werden.

„Nun denn, gnädige Frau, ich weiß, daß die Baronin Forster bei Ihnen weilt, und daß sie beschlossen hat, einer Begegnung mit mir auszuweichen, weil sie glaubt, daß ich diese Begegnung geflissentlich herbeiführen wolle und ihr zu diesem Zweck hierher gefolgt sei. Ich bitte Sie inständigst,

gnädige Frau, sagen Sie Ihrer Freundin, daß dieser Verdacht unbegründet ist, so sehr der Schein auch gegen mich spricht; daß ich lediglich aus amtlicher Veranlassung hierher gereist bin, ohne auch nur im Entferntesten zu ahnen, der Frau Baronin zu begegnen, die ich vielmehr, wie alle Welt, in Italien glaubte; daß also ein Zufall sein Spiel treibt, an dem ich so vollkommen schuldlos bin, wie sie selbst. Wollen Sie, da mir versagt ist, zu ihr zu sprechen, diese meine Versicherung, die Versicherung eines Mannes, an dessen Worten zu zweifeln noch Niemand gerechte Ursache gehabt hat, Ihrer Freundin überbringen? Wollen Sie eine gütige Mittlerin sein und dadurch nicht allein mir, der keinerlei Anspruch darauf erheben darf, sondern auch Ihrer Freundin, welcher meine Anwesenheit ein Gegenstand der Beunruhigung werden könnte, einen großen Dienst erweisen?"

Charlotte lauschte dieser gänzlich unerwarteten Kundgebung mit einer Spannung, die sie nur mit größter Anstrengung zu unterdrücken vermochte. Es wäre ihr eine persönliche Erleichterung gewesen, wenigstens ein lautes Ah! von sich geben zu können. Aber das durfte sie bei Leibe nicht. Sie würde damit zu erkennen gegeben haben, daß sie eine vollkommen Uneingeweihte sei, und daß er sie ohne Grund als Mitwisserin eines Geheimnisses betrachte, das ihr bis zu diesem Augenblick ganz und gar verschleiert geblieben war. Einer so peinlichen Ueberraschung, einer solchen Demüthigung durfte sie selbstverständlich einen Mann, der ihr mit offenem Vertrauen gegenübertrat, nicht aussetzen. Auch fuhr es ihr durch den Sinn, daß sie die Fäden dieses kleinen Liebesdramas, das sich da vor ihren Augen abzuspielen schien, und in dem sie vielleicht eine hübsche Rolle übernehmen konnte, möglicher Weise sogleich aus den Händen verlieren würde, wenn sie eingestand, von dem Gehörten als einer großen Neuigkeit überrascht worden zu sein. Denn mit der Schnelligkeit und dem Scharfsinn, womit Frauen zu combiniren verstehen, wenn es sich um Herzensaffairen handelt, hatte sie sich sofort den ganzen Sachverhalt zusammengereimt: daß Heinau um Louisens Hand angehalten habe, daß sie der Entscheidung durch ihre Abreise aus dem Wege gegangen sei, und daß sie nun die unvermuthete Ankunft Heinaus in die größte Aufregung versetzt habe. Deutlich sah sie das schreckensblasse Gesicht der Freundin vor sich, als sie die Nachricht empfing. Nun verstand sie auch ihre Krankheit, ihre Absicht, sofort abzureisen, ihre Scheu vor fremden Gesichtern — sie verstand Alles, und dieses plötzlich Eingeweihtsein in diese intime Angelegenheit erfüllte sie mit soviel stolzer Freude, daß sie, ihre eigenen Sorgen vergessend, sich ganz dem Reize des neuen Erlebnisses hingab.

Als Heinau geendet hatte und sie erwartungsvoll ansah, reichte sie ihm beide Hände hin und sagte:

„Mein verehrter Herr Geheimrath! Es bedarf keiner Bitte. Waltet hier ein Mißverständniß ob, so ist es meine Pflicht, es aufzuklären."

„Sie wollten also meine Vertheidigung bei der Frau Baronin führen, gnädige Frau?"

„Was sicher nicht nöthig sein wird," warf sie ein.

„Und ihr sagen, daß ich mit keinem Gedanken gewagt habe noch wagen werde, die Freiheit ihrer Entschließung anzutasten, daß ich mich ihrem Willen unterwerfe, so tief Schmerzliches, ja Vernichtendes es auch über mich verhängt?"

Er hatte diese Worte mit einem so traurigen Ausdruck gesprochen, daß sie ein fast zärtliches Mitleid mit ihm empfand. Sie fragte:

„Ist es denn wirklich so hoffnungslos, Herr Geheimrath? Ich kann es nicht glauben, daß Louise — —"

„Gnädige Frau!" unterbrach er sie fast stürmisch. „Sie geben die Hoffnung nicht auf? Sie eröffnen mir eine Aussicht?"

Er ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Eben als diese kleine Scene sich abspielte, trat Karlstein in's Zimmer. Im ersten Augenblick hatte er ein seltsam unbehagliches Gefühl, als werde er plötzlich von einem eiskalten Gegenstand berührt. Aber es dauerte nur eine Secunde und machte sofort einer großen Befriedigung Platz. Sieh da! dachte er. Sie hat mich gut verstanden, sie ist eine Kluge! Der Herr Geheimrath liegt schon halb zu ihren Füßen!

Nachdem Heinau sich empfohlen und Karlstein ihm das Geleit gegeben hatte, kehrte dieser zu Charlotte zurück und fragte gespannt:

„Nun, was hast Du erreicht?"

Charlotte sah ihn ein wenig spöttisch an und antwortete kühl:

„Soll ich etwa mit der Thür in's Haus fallen?"

„Eure Unterhaltung schien ja eine sehr lebhafte gewesen zu sein?"

„Allerdings, und interessant im höchsten Grade. Ich habe noch nie einen so geistvollen, wahrhaft vornehmen Mann kennen gelernt."

„Er gefällt Dir also?"

„Gefallen? Ich bin geradezu entzückt. Jetzt sehe ich erst, wie viel wir Frauen hier entbehren müssen!"

Karlstein lächelte skeptisch.

„Hoffentlich hat er von Dir im Vergleich zu den Damen der großen Welt einen ebenso günstigen Eindruck gewonnen."

„Ich habe mich nie mit diesen Damen vergleichen wollen, aber es giebt hier viele Männer, die mit Unrecht sich für bedeutend halten."

Nach dieser kleinen Schmeichelei ging sie stolz wie eine Siegerin hinaus. Seit jenem Abendgespräch, das sie ihm nicht verzeihen konnte, behandelte sie ihren Gatten sehr von oben herab, wie Jemanden, den man vollständig in der Hand hat, und den man sein Uebergewicht fühlen lassen will. Er sollte für seine unerhörte Zumuthung gestraft werden, und nicht eher würde sie wieder ein gutes Wort mit ihm reden, bis er seine Schuld bereut und demüthig, kniefällig um Verzeihung gebeten hätte.

VIII.

Das Diner, an welchem außer den Herren vom Ministerium einige in der Eile zugeladene Honoratioren theilnahmen, war vortrefflich, die Stimmung sehr belebt. Karlstein beobachtete mit Genugthuung, mit welcher Auszeichnung der Geheimrath seine Frau behandelte. Als er sah, wie sie miteinander anstießen und sich flüsternd unterhielten, lächelte er vor sich hin. Aha, sie will mich eifersüchtig machen! Da müßte ich meine Lotte nicht kennen! In ihrem Innern macht sie sich über diesen Würdenträger mit dem melancholischen Air weidlich lustig. Nur zu, Kleine! Er soll nicht abreisen, ohne daß ich meine Versetzung in der Tasche habe!

Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft in den Garten, um dort den Kaffee einzunehmen. Heinau reichte der Hausfrau den Arm, welche um die Erlaubniß bat, ihm einzelne anmuthige Partien im Park und am Seeufer zeigen zu dürfen.

Als sie, von den Herren gefolgt, langsam durch die Gänge schritten, begann sie:

„Ich hätte Ihnen gern eine Nachricht von Louise gebracht, Herr Geheimrath, aber sie ist noch zu leidend, als daß ich die Angelegenheit berühren dürfte."

„Sie erschrecken mich, gnädige Frau!" erwiderte er. „Die Baronin war bis zum letzten Augenblick wohl, ist sie hier erkrankt? Oder leidet sie nur, weil sie mich anwesend weiß?"

„Nein, ich bin überzeugt, daß ihre Nerven schwer angegriffen sind, und daß sie der Schonung dringend bedarf. Vielleicht hat auch die überhastete Abreise nach vorangegangener seelischer Erregung nachtheilig auf sie eingewirkt. Sie sollten daraus Ermuthigung schöpfen, Herr Geheimrath! Wenn Louise diese gewaltsamen Erschütterungen überwunden haben wird, wird ihr Alles in einem anderen, freundlicheren Lichte erscheinen."

„Wie mir Ihr Zuspruch wohlthut, gnädige Frau! Aber daß ich es sein muß, durch den sie leidet? Ich, der sie liebt und der sich keiner anderen Schuld bewußt ist als dieser Liebe? Und ich würde sie in meinem Herzen verschlossen gehalten haben, würde nie gewagt haben, sie ihr zu gestehen, wenn ich nicht in ihrer Güte, ihrer Theilnahme für Alles, was mir werth ist, ein Zeichen erblickt hätte, daß ich hoffen dürfe. Sollte das ein Selbstbetrug gewesen sein? Ich kann es nicht glauben. Der Eindruck einer flüchtigen Begegnung kann täuschen. Was in jahrelangem, nicht blos äußerlichem Verkehr ein Mensch dem andern geworden ist, darüber kann es unter ihnen keinen Zweifel geben. Und nun diese jähe Enttäuschung! Wie soll ich mir diesen Wechsel ihres Gefühls erklären? Denn nichts Anderes kann ich ihrer plötzlichen Abreise zu Grunde legen. Ich denke zu hoch von dieser Frau, als daß sie aus geringen Gründen mich so tief verwunden könnte!"

Charlotte gerieth bei diesem Bekenntniß doch in eine gewisse Verlegenheit. Ahnte sie auch Entstehung und Verlauf dieser Krisis, so konnte sie doch den Zusammenhang nicht so genau übersehen, um ein zutreffendes Urtheil zu fällen. Es wäre daher vielleicht die rechte Zeit für sie gewesen, sich langsam zurückzuziehen. Aber der Reiz, den dieses kleine Intriguenspiel ausübte, war doch zu mächtig, um ihm widerstehen zu können.

Sie hatte sich ja nicht in das Geheimniß hineingedrängt, ohne ihren Willen war sie Mitwisserin geworden. Warum sollte sie nun nicht den Conflict zu lösen versuchen? War das etwas Unrechtes? Im Gegentheil, diese beiden seltenen Menschen schienen von der Natur für einander bestimmt zu sein, wäre es nicht ein gutes Werk, sie wieder zusammen zu führen? Denn wenn irgend ein Mann ihre Louise glücklich machen konnte, so war es Heinau, von dessen tiefer Neigung für die Freundin sie ganz durchdrungen war; wie sie nicht einen Augenblick zweifelte, daß er Erwiderung gefunden habe. Allein warum dann diese Flucht? Auch das wußte sie sich zu erklären. Sie kannte Louisens Vergangenheit und verstand ihr Schwanken und Zweifeln. Wer so Trauriges erfahren hat, verliert zuletzt den Glauben an sich selbst, die Hoffnung auf ein wahres Glück.

Diese Gedanken tauchten blitzschnell in ihr auf, während sie einen Augenblick schweigend neben Heinau herschritt. Jetzt sah sie mit beredten Augen zu ihm auf und sagte:

„Vertrauen gegen Vertrauen! Ich glaube, Sie haben keine Ursache, den Muth zu verlieren. Vielleicht hat Ihr guter Stern Sie hierher geführt, und vielleicht kann ich dazu beitragen, das Dunkel aufzuhellen. Wollen Sie mich also," fügte sie lächelnd hinzu, „als Friedensengel acceptiren?"

Heinau hemmte unwillkürlich seine Schritte, und mit beiden Händen ihre ihm entgegenstreckende Hand erfassend, erwiderte er tiefbewegt:

„Ihre Worte bringen mir eine Verheißung. Ich fühle, wie das Leben in mir neu erwacht. Ja, seien Sie unser Friedensengel! Helfen Sie mir, das räthselhafte Hinderniß beseitigen, das sich zwischen uns gestellt hat, helfen Sie mir, den Weg zu Louisens Herz zu finden!"

Karlstein hatte diesen Vorgang mit stillem Triumphe beobachtet.

Im Vergleich mit den Frauen sind wir doch Stümper in der Verstellung, sagte er sich. Wollte meine theure Charlotte nicht schier aus der Haut fahren, als ich ihr zumuthete, ihre Liebenswürdigkeit ein wenig zu steigern? Und jetzt? Das ist ja eine Kühnheit der Koketterie diesem schmachtenden Geheimrath gegenüber, die der größten Schauspielerin Ehre machen würde. Ei, meine kleine Prüde, da wird man ja auf seiner Hut sein müssen! Aber gewonnen ist das Spiel! Addio Seeburg! Addio Bezirkshauptmannschaft!

Der Geheimrath war kurze Zeit nachher aufgebrochen, und Karlstein sah sich genöthigt, den Rest des Tages zu seiner Verfügung zu sein, denn Heinau hatte den Wunsch ausgesprochen, heute noch verschiedene Fragen

zur Erledigung zu bringen. Erst gegen Abend kam daher der Bezirkshauptmann zu einer Aussprache mit seiner Frau.

„Nun?" fragte er gutgelaunt und entschlossen, die von ihm sicher erwarteten guten Nachrichten mit der nöthigen äußeren Gelassenheit entgegenzunehmen. „Wie stehen wir, meine kleine Diplomatin?"

„Was meinst Du?" fragte sie gleichgiltig. „Warum Diplomatin?"

„Ich muß Dir in der That mein Compliment machen, theure Charlotte. Du bist ein Genie in der Kunst, mit galanten Herren umzugehen. Fast fange ich an, mich vor Dir zu fürchten, Du hast ja meinen hochgeschätzten Herrn Vorgesetzten dergestalt in Fesseln geschlagen, als sollte er ewig Dein Sklave bleiben."

Er lachte vergnügt und versuchte, ihr einen Kuß zu rauben. Sie wich ihm jedoch aus und machte Miene, zu gehen.

„Du hast Dich neuerdings auf eine merkwürdige Art von Schmeicheleien verlegt. Damit machst Du nicht den mindesten Eindruck auf mich. Wenn Du sonst Nichts befiehlst, bin ich wohl entlassen, ich möchte zu Louise hinüber."

„Immer noch verschnupft, Lotte? Komm, sei gut und sage mir endlich, was hast Du ausgerichtet?"

„Ausgerichtet? Wo?"

Er wurde ungeduldig.

„Ach Gott, laß doch jetzt das Spiel, bei mir hast Du's ja nicht nöthig. Wie hat er sich über meine Wünsche geäußert. Werden wir fortkommen? Und was bestehen für Absichten bezüglich meiner anderweitigen Verwendung?"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ach, jetzt verstehe ich Dich erst!" versetzte sie. Und dann die Schultern mitleidig in die Höhe ziehend: „Verzeih, lieber Fritz! Von Dir habe ich wirklich keinen Ton gesprochen!"

„Möchtest Du nicht endlich ernsthaft sein?"

„Aber ich rede im vollen Ernst, lieber Fritz! Wer denkt an das Alltägliche unter dem Zauber einer solchen Persönlichkeit? Ach, Du glaubst nicht, was das für ein Mann ist! Eine neue Welt geht Einem auf, wenn man ihn sprechen hört, man kommt gewissermaßen über sich selbst hinaus. Was Einem sonst wichtig und bedeutend vorkam, scheint Einem so ungeheuer nichtig gegenüber den hohen Interessen, für die er uns zu gewinnen weiß. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch auf das ganze Denken und Empfinden eines Anderen einen solchen Einfluß ausüben könnte!"

Karlstein zerrte ungeduldig an seinem Schnurrbart. Als sie eine kleine Pause machte, sagte er:

„Bist Du fertig? Das hört sich an, als ob wir die reinen Barbaren wären, und als wäre zum ersten Male ein gebildeter Europäer erschienen, um uns Cultur beizubringen!"

„Sieht man mir's an, daß ich glücklich bin? Ach, Louise, es war ein wunderbarer Tag!"

„War Dein Gatte wieder bei guter Laune?"

„Ich habe mich offen gestanden gar nicht darum gekümmert. Wir achten viel zu viel auf die Stimmung der Männer, darum sind sie so verwöhnt . . . Louise, ich habe einen herrlichen Menschen kennen gelernt!"

„Du machst mich neugierig," versetzte die Baronin lächelnd. „Wer war denn dieser herrliche Mensch?"

„Wer sollte es anders sein, als unser Gast? Siehst Du, Louise, Fritz ist ja gewiß ein prächtiger Mensch, obwohl ich im Augenblick recht böse auf ihn bin und gerechte Ursache dazu habe, aber gegen ihn — ach Gott, gegen ihn verschwindet er wie Jeder, den ich bis jetzt kennen gelernt habe. Es ist etwas Merkwürdiges in seinem Wesen, das sofort gefangen nimmt, man ist förmlich gebannt, wenn er spricht, man kommt sich wie verzaubert vor. Und dabei ist nichts Gebietendes, nichts Herrisches an ihm, im Gegentheil, einen so bescheidenen Mann in solcher Stellung, von so bedeutendem Geiste habe ich noch nie gesehen; er hat eine so natürliche und herzliche Art, mit Jedermann zu verkehren, daß kein Zwang aufkommen kann, und Alle sich in seiner Gesellschaft so geben, wie sie sind."

Louise saß still und scheinbar theilnahmslos da, nur auf ihrem Gesicht wechselten Röthe und Blässe, was der Erzählenden nicht entging. Sie pausirte ein wenig, worauf Louise, vom Boden aufblickend, sie wie zur Fortsetzung auffordernd fragte:

„Nun? Schwärme nur weiter! Du sprichst sehr gut, Lotti. Das muß ja ein Wunder von einem Mann sein, der Dich so begeistert!"

„Wie schade, Louise, daß Du ihn nicht auch kennen lernen kannst. Vielleicht fühlst Du Dich morgen wohl genug, um ein fremdes Gesicht ertragen zu können. Was meinst Du?"

Louise schüttelte den Kopf, und sie sah in diesem Augenblick wirklich recht abgespannt aus, um den Mund lief ein nervöses Zucken. Charlotte sah es und legte besorgt ihren Arm um sie:

„Du bist nicht wohl, und ich langweile Dich mit meinem Geschwätz. Soll ich wieder gehen? Sag' es ganz offen. Ich plausche morgen weiter."

„Nein, nein! Es heitert mich auf, wenn ich Dich höre. Du weißt gar nicht, wie hübsch und interessant Du plaudern kannst, Lotti!"

„Ach geh! Da solltest Du Heinau hören! Ich fürchte, es wird lange dauern, ehe ich die geistreichen Gespräche unserer Herren wieder werde vertragen können. Fritz citirte neulich, als er wieder einmal sehr unausstehlich war, und ich seinen Schrullen widersprach: Im engen Kreis verenget sich der Sinn. Und ich habe ihm natürlich gehörig die Wege gewiesen. Aber heute leuchtete mir's doch ein: so Unrecht hat er nicht. Womit beschäftigt

sich unser Geist? Was füllt unseren Gesichtskreis aus? Es sind beschämend kleine Fragen und Interessen, wenn wir uns darüber Rechenschaft ablegen, was wir freilich selten genug thun, wenn nicht einmal ein Ereigniß wie dieses uns aufrüttelt, und eine Stimme aus einer anderen Welt an unser Ohr schlägt und uns aus dem Schlummer weckt. Dann erkennen wir erst, was für eine hohe Mauer um unser Denken und Empfinden gezogen ist. Es ist, als öffne sich vor unseren Augen ein mächtiges Thor, und nun sehen wir aus dem Dunkel, in dem wir sitzen, hinaus in eine schöne, sonnenüberfluthete Weite, auf blühende Fluren, nach himmelstrebenden Bergen."

„Aber," unterbrach sie sich selbst, „ich schwärme wirklich, und Du hast Recht, wenn Du mich auslachst?"

„Warum denn, Lotti? Ich verstehe Dich ganz gut."

„Du wirst mich aber doch auslachen, Liebste; denn ich rede und rede und habe Dir noch nicht einmal gesagt, wie er aussieht. Denke Dir also — — aber Du kennst ihn vielleicht gar selbst? Er ist doch eine Persönlichkeit, die auch im Gesellschaftsleben Etwas bedeutet."

Louise suchte die Verwirrung, in die sie die plötzliche Frage versetzte, zu verbergen, indem sie aufstand und sich an den auf dem Tische stehenden Blumen zu schaffen machte. Währenddeß antwortete sie:

„Heinau? Nicht wahr, so heißt er? Wohl möglich, daß ich ihn kenne, man begegnet in der Gesellschaft vielen Leuten."

„Er scheint Dich aber zu kennen," fuhr Charlotte fort. „Ich habe ihn nämlich danach gefragt. Zuerst sah er mich erstaunt an, als wundere er sich, Deinen Namen aus meinem Munde zu hören, dann fragte er, ob ich Dich kenne. Ich sagte: ja, wir wären Freunde aus der Pension her. Daß Du hier bist, wollte ich nicht sagen, um ihn nicht zu veranlassen, Dir seine Aufwartung zu machen. Darauf meinte er, er hätte die Ehre, Dir vorgestellt zu sein, und auf meine weitere Frage, ob er Dich in letzter Zeit gesehen habe — ich war nämlich froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben — in der allerletzten Zeit nicht, er habe gehört, Du seist in Italien. Ich sagte, ja, das wüßte ich aus Deinen Briefen. Es war ein bischen geflunkert, aber das thut doch Nichts? Uebrigens, hast Du nie Etwas über ihn gehört, Louise? Ich muß gestehen, das wäre mir ungeheuer interessant. Denn er hat sicher seine Schicksale, das ist mir ganz klar. Er hat einen eigenthümlich schwermüthigen Zug im Gesicht, als hätte er irgend etwas Schweres, etwas recht Trauriges erfahren, was auf sein ganzes Leben einen Schatten geworfen hat."

Hier brach Charlotte ab. Der müde und leidende Zug, den sie an der Freundin wahrnahm, machte sie bedenklich. Mit dem Versprechen, morgen in aller Frühe wieder zu kommen und ihr Amt als Scheherezade auf's Neue anzutreten, sagte sie Gute Nacht.

Als sich Louise allein sah, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts, und man sah an dem erhöhten Glanz der Augen, wie sie das Gespräch

erregt hatte. Kaum hatte sich sich zurückhalten können, Charlotte Alles zu offenbaren, ihr zu sagen, was sie quäle und verfolge, was ihren Fuß unsicher und ihre Wege dunkel mache. Aber es war so süß, der Begeisterten zu lauschen und als scheinbar Unbetheiligte sein Lob in rührender Weise verkündet, seinen Geist, sein Alle bezauberndes Wesen preisen zu hören. Es war ihr, als lege sich eine sanfte Hand auf eine schmerzende Stelle, als sei plötzlich der Streit in ihrem Innern verstummt, und eine tiefe, tiefe Ruhe breite sich wie ein unbewegtes Meer über Furcht und Zagen.

Und nun stand sein Bild greifbar vor ihrer Seele. Aus dem edlen Antlitz blickten seine ernsten Augen sie traurig an. Sie sprachen: Was that ich Dir? Warum fliehst Du mich? Glaubst Du nicht mehr an mich? Mißtrauest Du meinem Worte? Hast Du mich je unwahr gefunden? Gehört Dir nicht mein Denken und Fühlen, Seele und Leib gehören sie nicht Dir? Liebe ich Dich denn nicht? Und liebst Du mich denn nicht auch? War Alles, was Du zu mir sprachst, was Dein Lächeln mir gestand, Deine Blicke mir verriethen — habe ich Alles nur geträumt? Oder war es nur eine Laune, die jetzt von einer anderen verdrängt ist? Spielst Du nur mit mir, und weiß Dein Herz nicht, was Mund und Augen thaten? Sieh', ich bin hier, ich harre Deines Winkes. Warum rufst Du mich nicht? Warum willst Du uns Beide elend machen? . . .

X.

Der folgende Tag war für die Bereisung der projectirten Strecke bestimmt. Vorher hatte Heinau zugesagt, eine Deputation von Herren aus Stadt und Bezirk zu empfangen, welche die Bitte ausgesprochen hatten, ihre Gründe gegen das Bahnproject vorlegen zu dürfen.

Die Deputation wurde von dem alten Baron Münz geführt, der mit einer gewissen urwüchsigen Beredsamkeit die Meinung der Seeburger Opposition vertrat. Heinau hörte seinen Ausführungen mit Aufmerksamkeit zu. Dann antwortete er zwar verbindlich, doch mit jener Reserve, die ein verantwortungsvolles Amt auferlegt, daß er keineswegs die vorgebrachten Bedenken gering anschlagen und nicht verfehlen werde, sie vor der endgiltigen Entscheidung in der Ministerialinstanz zur Geltung zu bringen. Er für seine Person könne eine Zusage nach keiner Richtung hin machen, da er lediglich die Aufgabe habe, sich mit eigenen Augen von der Sachlage zu überzeugen und ein Urtheil über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Linie zu bilden, wobei es für ihn von hohem Werthe gewesen sei, die Ansichten der Nächstbetheiligten zu hören. In jedem Falle könne er versichern, daß das Für und Wider mit der größten Unparteilichkeit werde erwogen werden, und daß, wenn die Entscheidung gegen die Wünsche der verehrten Herren, die kennen zu lernen, ihn außerordentlich gefreut habe, ausfallen sollte, die Regierung mit größter

Schonung vorgehen und dafür sorgen werde, daß dem Bezirk keine erheblichen Opfer auferlegt würden.

Ob die Deputation von diesem etwas diplomatischen Bescheide befriedigt war, ließ sich nicht erkennen; darüber war sie jedoch einig, daß man vom Standpunkte eines Regierungsvertreters nicht wohlwollender und entgegenkommender sprechen konnte, als es seitens des Geheimraths geschehen war.

Als Heinau sich zuletzt von dem alten Baron verabschieden wollte, bat dieser noch um eine kurze persönliche Unterredung und begann, nachdem sie gewährt worden, ohne Umschweife:

„Man wird Ihnen schon gesagt haben, mein lieber Herr Geheimrath, daß ich ein Original bin. So nennen mich nämlich die Leute, weil sie zu höflich sind, mich einen alten Narren zu nennen. Lassen Sie das man gut sein!“ fuhr er fort, als Heinau lächelnd seine Zustimmung zu dieser Volksmeinung abzulehnen schien, „Ich bin nicht so. Ich gönne den Leuten gern 'ne kleine Freude. Und wenn Sie meinen Wunsch hören, werden Sie am Ende auch denken: der Alte ist doch ein Original!“

„Daraufhin können Sie's immer riskiren!“ sagte Heinau belustigt.

„Na gut, aber ich wasche meine Hände in Unschuld. Also, Herr Geheimrath, meine Bitte, und ich kann sagen, die Bitte von dreiviertel des Bezirkes ist: verhelfen Sie Herrn von Karlstein zu einer guten Stelle, aber einer sehr guten, denn er verdient sie.“

Heinau horchte erstaunt auf.

„Das soll heißen,“ warf er ein, „Sie wünschen einen anderen Bezirkshauptmann?“

„Sehen Sie, wir Beide verstehen uns, Herr Geheimrath!“ antwortete der Baron gemüthlich.

„Aber ich muß sagen, mein verehrter Herr Baron, ich bin auf's Höchste überrascht. Ich weiß zwar, daß Herr von Karlstein sich mehrfach um einen anderen Posten beworben hat, aber ich habe nicht geglaubt, daß er damit den Wünschen des Bezirkes entgegenkommt. Im Gegentheil, ich habe angenommen, daß er hier festen Fuß gefaßt hat, und daß man ihn höchst ungern scheiden sehen würde. Und dafür habe ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit Beweise erhalten; denn Jeder, mit dem ich Gelegenheit hatte zusammenzukommen, war voll Lobes über den Bezirkshauptmann und sein warmes Interesse für den Bezirk.“

Der Alte blinzelte Heinau vertraulich an.

„Sie wissen doch, Herr Geheimrath, wenn man einen auf höfliche Weise los werden will, dann lobt man ihn weg. Aber im Ernst gesprochen: es kann auch kein Mensch gegen den Herrn Etwas sagen, ich am wenigsten; seine Tüchtigkeit und Energie sind unanfechtbar und, wenn ich ehrlich sein will, er ist der gescheidteste und eifrigste Bezirkshauptmann, den wir je gehabt haben.

„Aber, mein verehrter Herr Geheimrath, er ist zu gescheidt und zu eifrig für uns, er ist zu schade für uns. Wir brauchen einen schlichten, ruhigen, seßhaften Mann, der unsere Leute versteht und unsere Heimat liebt, der gern hier ist, und dem seine Thätigkeit auch 'n bischen Herzens-sache ist und nicht blos ein Amt, das er vorschriftsmäßig verwaltet und lieber heut als morgen aufgiebt, wenn ihm ein besseres angeboten wird. Sehen Sie, Herr Geheimrath, wir sind ein unbequemes Völkchen — nee, nee, Alles, was wahr ist, wir sind unbequem, rauh und spröde wie unser Boden, aber wer uns zu behandeln versteht, der wird ganz gut mit uns fertig; denn wir haben auch unsere Tugenden, ich will sie nicht aufzählen, aus Bescheidenheit, Herr Geheimrath. Das viele Regieren ist nicht für uns, wir können's nu mal nicht vertragen, und wer glaubt, auf andere Weise könnt' er den Bezirk nicht verwalten, der hat sich hier nicht gut gebettet.

„Bleiben wir mal bei der Eisenbahn! Er sagte, sie wird ein Segen für uns sein, und wir wären doll, daß wir keine haben wollten. 's ist ja möglich, daß er Recht hat, ich will's nicht verschwören. Und wenn er ge-kommen wär' und gesagt hätt': ‚Meine Herren, ich hab' einen Mann ge-funden, der will's riskiren, hier 'ne Bahn zu bauen und Seeburg zur Weltstadt zu machen, was meinen Sie dazu?‘ Na, da hätten wir uns die Geschichte angesehen, und wahrscheinlich wären wir einig geworden. Aber wie macht er's? Eines schönen Tages schickt er uns eine Einladung in's Amt. Da hält er uns einen großen Vortrag über die Nothwendigkeit einer Eisenbahn Seeburg-Brückenhagen, und er hätte bereits mit der Gesellschaft Soundso einen Vertragsentwurf vereinbart, wonach sie sich ver-pflichtet, unter den und den Bedingungen die Bahn zu bauen, und wir würden wohl kein Bedenken haben, dem Entwurf zuzustimmen, denn die Sache wäre ja für jeden vernünftigen Menschen klar wie Kloßbrühe! Da sagten wir natürlich: Nee, wir wollten keine Eisenbahn und gingen unserer Wege. Denn aufdrängen lassen wir uns Nichts, und wenn der Herr Bezirkshauptmann seinen Vertrag schon ohne uns fix und fertig hat, dann mag er die Bahn auch alleine bauen. Und so kam der Streit, und es ist ganz gut, daß Sie hergekommen sind, Herr Geheimrath. Denn nicht wahr, Herr Geheimrath, ob wir die Bahn nu kriegen oder nicht, unseren verehrten Herrn Bezirkshauptmann befördern Sie auf jeden Fall, glauben Sie mir: er verdient's, und der Bezirk auch!“

„Mein verehrter Herr Baron,“ sagte Heinau, als der Alte fertig war und sich nach der ungewohnten Anstrengung den Schweiß von der Stirne wischte. „Ich bin gewiß recht dankbar für Ihre interessanten Eröffnungen, aber Sie werden nicht verlangen, daß ich —“

„Nicht die Idee!“ fiel ihm der Baron in's Wort. „Garnichts sollen Sie mir versprechen! Es war ja eine Riesenliebenswürdigkeit von Ihnen, mir altem Esel ruhig zuzuhören. Nur daß Sie nicht etwa denken, ich hätt'

irgend etwas Persönliches gegen den verehrten Herrn. Gott bewahre mich! Ich mag ihn als Menschen ganz gern, und als Bezirkshauptmann geht er mich eigentlich nichts an; denn ich habe Gott sei Dank nach Niemandem zu fragen. Aber ich bin ein alter Mann, der seine Heimat lieb hat und der mit dieser dürftigen Scholle verwachsen ist wie ein alter Baum; ich möchte nicht, daß der Bezirk zu Schaden kommt, weil nicht der rechte Mann an der Spitze steht. Dem Herrn von Karlstein aber wünsche ich von Herzen alles Gute, das können Sie mir wahr und wahrhaftig glauben, Herr Geheimrath!"

Heinau erwiderte Nichts, sondern schüttelte nur herzlich die ihm dargebotene Hand des alten Barons.

Unmittelbar darauf wurden die Wagen zu Streckenfahrt bestiegen.

XI.

Heinau, der mit Herrn von Karlstein zusammenfuhr, äußerte seine Freude über die hübsche Landschaft, den gutbebauten Boden, die ordentlich gehaltenen Wege.

„Es ist doch ein schönes Stück Erde," sagte er, „und ein guter, kernhafter Menschenschlag darauf. Sie sind zu beneiden, Herr von Karlstein!"

„Wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf," erwiderte Karlstein, „das ist das Urtheil eines Gastes, dem sich nur die freundliche Seite der Dinge darbietet."

„Der aber doch vielleicht weniger einseitig denkt, als der durch Gewöhnung Befangene."

„Zweifellos, Herr Geheimrath! Aber ich meine: was unbequem ist an Menschen und Verhältnissen, pflegt sich nicht gleich vorzudrängen, der Fremde sieht es nicht oder er empfindet es doch, bei dem Gedanken, alles dessen bald überhoben zu sein, nicht so wie der Einheimische."

„Ich will ohne Weiteres zugeben, daß darin etwas Wahres liegt, aber glauben Sie mir, Herr von Karlstein, nur in solchem scheinbar engen, behaglichen Wirkungskreise ist das wahre Glück zu finden. Sie werden mir im Stillen widersprechen und denken, das sei so eine sentimentale Sentenz, die wenig bedeute in dem Munde eines Mannes, der über einen derartigen Kreis hinausgerückt sei. Und ich sage Ihnen aufrichtig, ich bin mir in meiner jungen Zeit auch manchmal sehr unterdrückt vorgekommen, habe mich aus den kleinen Verhältnissen meines ersten Postens nach oben gesehnt und hab's ja auch erreicht. Aber was ich eingetauscht, war nicht besser und nicht innerlich befriedigender als das, was ich aufgegeben habe, und oft genug empfinde ich ein brennendes Heimweh nach den glücklichen Tagen, wo ich als Bezirkshauptmann ein fast unbeschränktes Regiment führte, wo mich Jedermann kannte und, wenn ich's danach trieb, auch schätzte und lieb hatte."

Karlstein erhob gegen diese persönliche Beweisführung keine Einwendung. Ueberzeugt war er natürlich nicht, er hielt vielmehr diese ganze Auseinandersetzung für eine umschriebene Ablehnung seiner deutlich genug ausgesprochenen Wünsche. Wenn der Gesättigte zum Hungernden sagt: wie gut hast Du's! Du wirst nicht von den Beschwerden der Verdauung geplagt wie ich, es giebt nur einen glücklichen Zustand, das ist ein leerer Magen — was ist das anders als Hohn? Dieser Geheimrath, der hier unter der Maske des älteren Freundes allerlei Moralisches zum Besten gab, verhöhnte ihn, und wenn nicht Alles täuschte, so hatte er sich auch diesmal wieder verrechnet. Seine Mißstimmung wuchs mit jedem Augenblick, und es kostete ihm große Anstrengung, während des Zusammenseins mit Heinau ihrer Herr zu werden.

Desto ausgiebiger machte er seinem Aerger gegen Charlotte Luft, als er von der Fahrt zurückgekehrt war und die Herren vor der „Krone" abgesetzt hatte. In heftigen Worten erging er sich gegen Heinau, in dem er allem Anschein nach seinen Hauptgegner zu erblicken hatte.

„Jetzt ist es mir vollkommen klar!" rief er. „Man will mich hier kalt stellen! Irgend wer muß gegen mich intriguirt haben, ich bin den Herren da oben ein Dorn im Auge, und ich habe auf Nichts, auf Nichts mehr zu hoffen! Wer hat nun Recht? Wer war immer mit seinem billigen Trost bei der Hand, wenn ich mich beklagte? Wer nannte mich einen Unzufriedenen, wer warf mir Mangel an Bescheidenheit und Pflichttreue vor? Wie? So sprich doch!"

„Mein lieber Fritz!" entgegnete sie mit einer Gelassenheit, als ginge sie die Sache blutwenig an. „Du leidest an Selbstüberschätzung! Du scheinst zu glauben, die ganze Staatsordnung drehe sich um Dich und Deine Bewerbung. Du lieber Gott!" Sie lachte wenig respectvoll. „Da bist Du sehr im Irrthum. Die „Herren da oben" haben wichtigere Dinge zu thun, als sich um jeden Bezirkshauptmann Sorge zu machen, und ich bin überzeugt, daß es ihnen sehr gleichgiltig ist, ob Herr Schmidt oder Herr Kunz Bezirkshauptmann ist."

Karlstein fuhr zornig auf.

„Was verstehst Du von diesen Dingen? Ueberhaupt, meine Liebe, verbitte ich mir diesen überlegenen Ton, was soll das heißen?"

„Wenn ich nicht darüber sprechen soll," versetzte sie mit großer Seelenruhe, „mir ist's recht. Du hast mich selbst um meine Ansicht gefragt, und ich kann Dir nur wiederholen, daß Du Gespenster siehst. Es denkt sicher Niemand daran, Dich zu verfolgen, und wenn man Dir keine andere Stelle geben will, so wird das, denke ich, eine ganz natürliche Ursache haben."

„Nun, welche denn, wenn ich fragen darf? Vielleicht hat Dir der Herr Geheimrath darüber Aufschlüsse gegeben?"

„Ich habe Dir schon oft erklärt, daß ich mit ihm über diesen Punkt noch nicht gesprochen habe."

„Ich wünsche aber, daß Du das thust, und ich muß Dich bitten, meinen Wünschen etwas mehr Rechnung zu tragen.“

„Gern, lieber Fritz, nur fürchte ich, es wird nicht leicht möglich sein, da die Herren schon morgen abzureisen gedenken.“

„Du irrst. Heinau beabsichtigt vielmehr seinen Aufenthalt noch zu verlängern, es muß ihm doch hier außerordentlich gefallen. Er hat mir auch aufgetragen — fast hätte ich den wichtigen Auftrag vergessen! —, Dich zu fragen, ob Du an dem morgigen Ausfluge nach der Oberförsterei Klompin theilzunehmen wünschtest, in welchem Falle Du huldvoll eingeladen seiest!“

„Herrlich! Herrlich!“ rief Charlotte. „Wie liebenswürdig von ihm! Selbstverständlich bin ich von der Partie! Wann fahren wir?“

„In der Frühe. Du bist ja ganz aufgeregt.“

„Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich freue! Also früh? Gleich nach dem Frühstück? Dann entschuldige, ich muß noch Verschiedenes vorbereiten.“

Sie wollte sich eiligst entfernen, er hielt sie jedoch zurück.

„Pardon!“ sagte er kurz und befehlend. „Ich ersuche Dich also dringend, da sich nun eine Gelegenheit dazu bietet, die fragliche Angelegenheit in angemessener Weise zu berühren!“

„Aber mit tausend Freuden, lieber Fritz!“ erwiderte sie lächelnd. „Und ich zweifle gar nicht daran, daß es nur eines Wortes von mir bedarf, um „die fragliche Angelegenheit“ in Deinem Sinne und zu Deinen Gunsten zu erledigen.“

Nachdem sie diese gönnerhafte Zusicherung abgegeben, ließ sie ihren Gatten stehen, unbekümmert um die Wirkung, die ihre Worte auf ihn ausüben würden.

Diese Wirkung war keine erbauliche. Der Bezirkshauptmann stampfte wüthend mit dem Fuße auf. Es kochte in ihm. Er fühlte, daß seine dominirende Stellung im Hause erschüttert sei, daß er sich seiner Frau gegenüber etwas vergeben habe. Ein Geist der Auflehnung war in sie gefahren, seit dieser Geheimrath hier war. Sie war wie umgewandelt, woher kam dies nur? War es vielleicht doch ein Fehler gewesen, daß er ihre Diplomatie zu Hilfe gerufen hatte? Man gebe sich nur den Frauen in die Hände! schloß er seine düsteren Betrachtungen. Nun, sie wird schon wieder Vernunft annehmen, wenn ich meine Sache durchgesetzt habe, darauf kommt's allein an. Oder — —?

Plötzlich zuckte er zusammen und blickte mit funkelnden Augen vor sich hin, als habe er eine gräßliche Vision. Zugleich ballte er seine Fäuste gegen einen unsichtbaren Feind und rief ganz laut:

„Ah! Ihr sollt mich kennen lernen!“

Am nächsten Morgen fuhr Heinau vor dem Bezirksamt vor, um das Karlstein'sche Ehepaar zu dem Ausfluge nach der Oberförsterei abzuholen. Während er dem Hause zuschritt, spähte er nach den Fenstern hinauf. Aber Niemand zeigte sich, auch der Garten war leer.

Dennoch beobachtete ihn Louise, hinter der Gardine verborgen. Ihr Herz schlug laut und schwoll vor Sehnsucht, als sie ihn erblickte.

Und zitternd vor Bangigkeit blieb sie stehen, bis er wieder aus dem Hause kam. Charlotte hing an seinem Arm. Sie sah strahlend schön aus, jung und begehrenswerth. Heinau half ihr auf den Wagen, und sie beugte sich, während er neben ihr Platz nahm, mit freundlichem Lächeln zu ihm hin, worauf Beide in ein heiteres Gespräch zu kommen schienen.

Bei diesem Anblick empfand sie einen stechenden Schmerz. Ein ihr unbekanntes Gefühl, halb Neid, halb Groll stieg in ihr auf und trieb ihr das Blut in's Gesicht. Hastig trat sie vom Fenster zurück, und indem sie an dem Spiegel vorüber in's Zimmer schritt, sah sie zu ihrem Schrecken, daß ihre Stirn in finsteren Falten lag und ihre Augen glühten.

Ah! Wie häßlich! Wie häßlich! dachte sie, während sie stehen blieb und mit dem Finger die Stirn berührte, als wollte sie die bösen Gedanken verscheuchen. Warum zürne ich ihr? Weil sie sich glücklich fühlt in seiner Nähe, aus der ich mich verbannt habe? Verzeih mir, meine gute Lotti! Ich kenne mich ja selbst nicht mehr, weiß nicht mehr ein und aus. Ich liebe ihn ja, ich liebe ihn! Und dennoch trennt mich Etwas von ihm, Etwas, was ich nicht erkennen kann, was ich nur dunkel fühle, wenn die Erinnerung mich drohend überfällt! Ich möchte zu ihm eilen, ihm sagen: Nimm mich hin, mein Schicksal lege ich in Deine Hände! Warum stockt mein Fuß? Warum erstarren meine Lippen, wenn das Geständniß laut werden will?

Von neuer Unruhe ergriffen, stieg sie durch den Garten an den See herab. Auf dem lauschigen Uferplatz, wo eine Trauerweide über einer Ruhebank schattet, saß sie träumend und grübelnd und rang nach Klarheit und innerem Frieden.

Inzwischen fuhr die kleine Gesellschaft dem Walde zu. Hinter dem Wagen, in dem Charlotte mit Heinau saß, folgte Karlstein mit seinem eigenen Gespann. In ihm sah es nicht rosig aus, und auf seinem Gesichte spiegelte sich diese düstere Färbung seines Inneren deutlich ab. Er starrte mißmuthig vor sich hin, nur manchmal warf er einen finsteren Blick auf das vor ihm fahrende Paar, wenn Charlottens helles Lachen an sein Ohr traf; was ziemlich oft geschah, denn sie war offenbar vortrefflicher Laune und hatte damit auch ihren Begleiter angesteckt, dessen heiteres Mienenspiel er genau beobachten konnte. Der Baurath, der mit Karlstein in einem Wagen saß, kam wenig auf seine Kosten. Er war ein wißbegieriger Herr, der seine Augen überall hatte, sich für Alles interessirte und gern Fragen

stellte, auch wenn er die Antwort schon im Voraus kannte. An dem Bezirkshauptmann aber scheiterte seine Wißbegierde, er bekam erst kurze, dann nur halbe Antworten, und zuletzt erklärte ihm Karlstein, daß es ihm beschwerlich sei, während des Fahrens zu sprechen. So mußte er sich denn bescheiden, sich prüfend umzusehen und über das Gesehene still nachzudenken, was ihm nicht leicht wurde und das Vergnügen schmälerte. Der Bezirkshauptmann aber konnte sich wenigstens ungestört seinen Grübeleien hingeben, so wenig heiterer Natur sie auch waren.

Dort saßen sie nun vergnügt zusammen, und er mußte allein mit diesem langweiligen Baumenschen hinterherfahren und durfte zusehen, wie sie sich amüsirten. Auf seine Kosten amüsirten! Er fühlte, es ging auf seine Kosten! Siedend heiß überlief es ihn. Sie machte ihn zum Narren, am Ende noch zu was Schlimmerem. Sie beachtete ihn gar nicht, drehte sich nicht ein einziges Mal nach ihm um, er war für sie nicht vorhanden, Luft war er für sie!

Und er selber hatte es heraufbeschworen! Er hatte ja von ihr verlangt, daß sie sich ihm angenehm und gefällig zeige. Nun sah er, was er angerichtet hatte. Jetzt war aus dem Scherz Ernst geworden. Denn soviel Menschenkenntniß — vielmehr Frauenkenntniß besaß er auch, daß er wohl unterscheiden konnte, ob sie nur eine Rolle spielte oder ob sie Etwas dabei empfand, mit dem Herzen dabei war. Nein zum Teufel! Sie spielte nicht, sie war mit Leib und Seele bei der Sache! Er hatte ihr's angethan, dieser Heinau mit seiner Geistreichheit, seinen vornehmen Allüren, seinem weltschmerzlichen Blick! Rein verrückt! Aber es war so, gar kein Zweifel, sie war dem Zauber, den solche Lebemänner auf naive Frauen auszuüben pflegen — so hatte er wenigstens immer sagen hören — sie war ihm erlegen, und wenn nicht ein Ende gemacht würde, wer weiß, was noch daraus würde?

Hatte er das ahnen können? Hatte er sich diesen Geheimrath so vorstellen können? Er wußte selbst nicht mehr, was er sich für ein Bild von ihm gemacht hatte. Dem Original hatte es wahrhaftig nicht ähnlich gesehen. Und dieser Herr entblödete sich nicht, das augenblickliche Uebergewicht, das ihm seine amtliche Stellung verschaffte, in so empörender Weise auszubeuten? Aber genug des Schimpfes! Seine Geduld war erschöpft!

Aber vielleicht irrte er sich doch? Vielleicht geschah wenigstens von Charlottens Seite Alles nur ihm zu Liebe? Vielleicht — —? Ach, Thorheit! Er müßte ja blind sein, wenn er sie nicht durchschaute!

Ihr ganzes Auftreten, ihre Stimmung, ja ihr verändertes Aussehen — sie war förmlich verklärt, so reizend wie noch nie — waren das nicht alles untrügliche Zeichen? Aber er wird sie strafen! Streng und unerbittlich wird er sie strafen — wenn er seine verletzte Ehre hergestellt haben wird. Denn erst muß die Rechnung mit dem Anderen ausgeglichen werden, erst muß — —.

Ein Glück, daß sie am Ziele waren, denn es war eine ungemüthliche Fahrt für Karlstein. Und es wurde auch ein ungemüthliches Fest für ihn, während die übrigen Gäste — aus der ganzen Umgegend waren die Besitzer mit ihren Damen eingeladen — seine eigene Frau, die entzückend aussah und sich gottvoll amüsirte, obenan, die gegentheilige Empfindung hatten.

Gegen Abend brach das Karlstein'sche Ehepaar mit ihren Begleitern auf. Wieder fuhr Charlotte mit Heinau im ersten Wagen. Diesmal vernahm der Bezirkshauptmann kein Lachen und lautes Plaudern. Beide schwiegen, obwohl ihre Gedanken dasselbe Ziel verfolgten. Erst als die Lichter des Städtchens auftauchten, begannen sie von Louise zu sprechen. Charlotte hatte die feste Hoffnung, die Freundin zu einer Begegnung mit Heinau bestimmen zu können; es wurde verabredet, daß sie ihm noch heute eine kurze Nachricht zugehen lassen solle, ob er darauf zählen könne; in diesem Falle wollte er seine Abreise auf den übernächsten Tag verschieben.

XII.

Zu Hause angelangt, eilte Charlotte gleich zu ihrer lieben Patientin, der sie stürmisch um den Hals fiel.

„Louise! Geliebte Louise! Wie hab' ich Dich vermißt! Ach, es war unbeschreiblich schön! Die himmlische Luft, die heitere Gesellschaft und die Fahrt durch den Wald, der ganz in Duft und Kühle gebettet war, — nie werde ich diese Fahrt vergessen! Wie oft haben wir diesen Weg schon zurückgelegt, nicht ein einziges Mal habe ich seine Reize so empfunden wie heute! Wie kommt das, Louise?"

„Weil Du ihn heute mit anderen Augen angesehen hast. Deine glückliche Stimmung ließ Dir Alles neu und schön erscheinen."

„Du hast Recht, Louise. Weißt Du, mit wem ich zusammen fuhr? Mit Heinau. Ach, was ist das für ein Mann! Wie ein Zauberer erschließt er uns das eigene Herz, weckt er, was in uns schlummert, lehrt er uns sehen und verstehen. Wie weiß er Alles sinnreich zu deuten, poetisch zu verklären! Das scheinbar Leblose beginnt zu leben, das Unbedeutende erhält Bedeutung, das schlichte Bild zeigt Farbe und reizvolle Form. Woran wir achtlos vorübergegangen sind, jetzt erscheint es uns wie ein Wunder, und mit vollen Zügen genießen wir, wo wir sonst darbten."

Louise unterbrach sie nicht. Ganz still sah sie vor sich hin, und wieder stieg jenes bittere Gefühl in ihr auf, das sie schon einmal wie einen häßlichen Wurm von sich abgeschüttelt hatte. Wieder sagte sie sich: Ist das nicht Leidenschaft, was aus dieser jungen, reizenden Frau spricht? Der geistvolle, lebenserfahrene Mann hat es ihr angethan, ihre Seele in Fesseln geschlagen. Und er? Wird er diesen zärtlichen Augen widerstehen können? Wird dieses in der vollen Blüthe der Schönheit sich ihm zuneigende Weib sein Herz ungerührt lassen?

Ach, wohin verirrte sie sich? Was geschah mit ihr?

Ahnungslos plauderte Charlotte weiter:

„Er hat mir heute viel von seinem Leben erzählt, so offen und voll Vertrauen, als wären wir soviel Jahre wie Stunden mit einander bekannt. Warum mag er mir sein Vertrauen schenken? Ich denke mir, er sieht mir's an, daß ich ein guter Kerl bin. Bedeutenden Frauen mag er oft genug nahe getreten sein, aber ob die bedeutenden Frauen auch ein Herz haben?"

„Er schilderte mir seine entsagungsvolle Jugend, seine frühe Vereinsamung. Sein ganzes Leben war Arbeit und Kampf. Seine Leistungen fanden Anerkennung, schnell erreichte er hohe Ehren, aber sein Herz ging leer aus. Was Anderen das Leben bietet: die stillen Freuden einer Familie, die sichere Geborgenheit im eigenen Heim, es blieb ihm versagt. Erst dem gereiften Mann schien ein spätes Glück erblühen zu wollen. Er lernte eine Frau kennen, die zum ersten Mal die Liebe in ihm erweckte; er bewarb sich um ihre Hand, denn er glaubte sich verstanden und wiedergeliebt; aber es war eine Täuschung, er ward zurückgewiesen. Es muß eine seltene, eine herrliche Frau gewesen sein, voll Güte und edelstem Geiste. Um so größer ist sein Schmerz, um so brennender die Wunde, die ihm geschlagen worden ist. Ich glaube, sie wird nie heilen. Denn so tiefe Trauer weiht man nur dem nie enden wollenden Leid."

Die Erzählerin schwieg. Sie war selbst ergriffen, als sie des neuen Freundes gedachte. Louise saß unbeweglich da, aber in ihren Augen stieg es heiß auf, sie vermochte die Thränen nicht zurückzudrängen.

„Du weinst, Louise?" sagte Charlotte, sie umschlingend. „Dich rührt sein grausames Schicksal, gutes Herz? Du mußt ihn kennen lernen, Louise! Wenn Mitleid Trost bringen kann, so soll er ihn hier finden. Nicht wahr, Louise? Er wollte uns morgen schon verlassen, aber ich bat ihn, uns noch einen Tag zu schenken; ich weiß nicht, warum ich's that und wie ich den Muth dazu finden konnte. Es war mir, als müßte ich's thun. Und er versprach es mir. Er wird also noch einmal kommen, und ich führe ihn Dir zu. Willst Du, Louise?"

Eine Stille entstand nach dieser Frage. Louise kämpfte ihren letzten Kampf. Endlich blickte sie auf und sagte sanft:

„Dir zu Gefallen, Lotte!" . . .

Als Charlotte die Freundin verlassen hatte, ging sie in ihr Zimmer und gab im Fluge Heinau die verabredete Botschaft: „Louise will Sie sehen. Theilen Sie mir durch meinen Diener mit, wann ich Sie morgen Vormittag erwarten darf?" Dann begab sie sich in das Arbeitszimmer ihres Mannes, der sie erwartet zu haben schien. Er ging unruhig hin und her, Wolken lagerten auf seiner Stirn, in ihm tobte die Wuth.

„Unserer Kranken geht es gut," eröffnete Charlotte das Gespräch. „Wenn wir morgen Etwas unternehmen, wird sie mit bei der Partie sein."

„Bitte auf mich nicht zu rechnen!“ warf er kurz hin.

Sie näherte sich ihm scheinbar besorgt.

„Was ist Dir, Fritz? Warum bist Du verstimmt? Du hast nicht die mindeste Veranlassung dazu, Deine Sache steht gut. Und was Dir doch die Hauptsache sein muß: ich bin jetzt ganz auf Deiner Seite. Ich habe mich doch überzeugt, Du paßt nicht mehr in diese Verhältnisse, Du mußt fort von hier, mußt Dich um eine Stelle im Ministerium bewerben.“

Er sah sie mißtrauisch von der Seite an.

„Wie kommst Du darauf?“ fragte er.

„Nun, wenn wir doch mal von hier fortgehen, dann wenigstens in die Großstadt, wo man das Leben genießen kann, wo man einen anregenden Verkehr pflegen, gebildete Leute um sich haben kann — —“

„Geistreiche Geheimräthe, nicht wahr?“ ergänzte er ironisch.

„Daß Heinau in unserem Hause verkehren wird, darauf rechne ich allerdings und freue mich darauf, die übrigen Geheim- und Ober-Geheimräthe interessiren mich nicht.“

Er lachte höhnisch auf.

„Also schon so weit? Das freut mich. Du scheinst ja den Plan schon fix und fertig zu haben, vielleicht hat der Herr Geheimrath selbst daran mitgearbeitet?“

„Ich habe mich nur Deinem Wunsche gefügt.“

„Natürlich. Aber gestatte mir die Bemerkung: ich werde mich um eine Ministerialstellung nicht bewerben, auch eine solche nicht annehmen, falls sie mir angeboten werden sollte.“

„Aber ich begreife Dich nicht! Es war doch früher Dein höchstes Ziel!“

„Man ändert seine Ansichten.“

„Darin scheinst Du allerdings eine besondere Virtuosität zu entwickeln.“

„Kann sein. Jedenfalls werde ich mich an eine Provinzialregierung versetzen lassen — oder — vielleicht gebe ich die Absicht, von Seeburg wegzugehen, überhaupt auf. Nachdem die Eisenbahn gesichert ist, wird es sich hier ganz gut leben lassen.“

„Wie!“ rief sie mit einem höchst natürlichen Ausdruck der Entrüstung. „Jetzt willst Du auf einmal in diesem elenden Neste — wie Du unser Seeburg ja zu nennen beliebtest — wo Du das Leben nicht mehr ertragen kannst, wo Du zu Grunde gehen mußt, wenn Du auch nur ein Jahr, einen Monat länger bleiben sollst — jetzt willst Du auf einmal hier als Bezirkshauptmann leben und sterben? Ah, ich muß sagen, das ist stark!“

„Wenn Du es stark finden willst, meine Liebe,“ versetzte er eisig, „ich hindere Dich nicht daran. Du wirst so gut sein, mir die Entscheidung zu überlassen und Dich gefälligst ferner um meine amtlichen Angelegenheiten nicht kümmern.“

„Nein, mein lieber Fritz, so haben wir nicht gewettet!“ rief sie energisch. „Erst hast Du mir das Leben verbittert durch Deine Unzufriedenheit, Deine ruhelose Aemterjagd, hast mich gezwungen, mit Daransetzung meines Zartgefühls mich für Dich zu verwenden, und nun heißt es plötzlich: Du hast Dich um meine amtlichen Angelegenheiten nicht zu kümmern! Nein, mein lieber Fritz, jetzt will ich nicht bleiben! Jetzt will ich fort! Und was ich will, das wird geschehen, verlaß Dich drauf!“

Er warf ihr einen furchtbaren Blick zu und erwiderte, jedes Wort betonend:

„Ich kann mir allerdings denken, daß Du ein lebhaftes Interesse daran hast, Deinen schönen Plan zu verwirklichen. Höre aber mein letztes Wort: Ich wünsche damit nicht mehr behelligt zu werden. Ich behalte meinen jetzigen Posten. Verstanden? Gefällt es Dir hier nicht mehr, so wirst Du wissen, was Du zu thun hast. — Und nun, bitte, laß mich allein!“

Das klang sehr bedrohlich, und Charlotte hielt es nicht für gerathen, ihn noch mehr zu reizen, denn sein Grimm war auf dem Höhepunkt. Sie zog sich daher mit schmollend verzogenem Gesicht, doch innerlich höchst vergnügt in ihr Zimmer zurück. Dort wurde ihr nach kurzer Zeit ein Brief gebracht, welcher Heinaus Karte mit folgenden Zeilen von seiner Hand enthielt: „Verehrte gnädige Frau! Ihre Worte verkünden mir eine Himmelsbotschaft. Ich bitte um die Gunst, gegen elf Uhr kommen zu dürfen, wenn Sie mich nicht früher rufen. Ich küsse dankerfüllt Ihre Hand. Heinau.“

XIII.

Karlstein hatte sich für die Vormittagsstunden dringlicher Dienstgeschäfte wegen bei dem Geheimrath beurlaubt. Er fühlte sich außer Stande, sich in seiner Gegenwart zu beherrschen und scheute doch vor einem Eclat zurück; nicht weil er die möglichen Folgen für seine amtliche Stellung fürchtete, sondern weil ihm bei dem unausgesetzten Grübeln über die Erlebnisse der letzten Tage doch wieder Zweifel entstanden, ob seine Wahrnehmungen auch wirklich frei von Selbsttäuschung waren. Nun bewachte er wie Argus die Verdächtige, unfähig zu arbeiten und sein Arbeitszimmer mit ungestümen Schritten durchmessend. Plötzlich sah er Heinau in den Garten treten. Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich seiner. Er hörte den Verhaßten die Treppe heraufsteigen und sich seinen Privatzimmern nähern. Da — was war das? Eine Flurthür wurde leise geöffnet, und ein Flüstern von Stimmen drang an sein Ohr. Dann hörte er, wie die Thür sacht zugeklinkt wurde — und dann war Alles still.

Er stand da, bis in die Fingerspitzen blaß und kalt. Und im nächsten Augenblick stürzte er hinaus und trat in das Zimmer seiner Frau. Im

Hereinkommen vernahm er das Rauschen von Frauenkleidern und sah, wie die Thür nach dem anstoßenden Zimmer von außen geschlossen wurde.

Nur Heinau war anwesend, er stand am Tisch und wandte sich in augenfälliger Verlegenheit dem Eintretenden zu.

„Ah, Sie sind's, Herr von Karlstein?"

Der Bezirkshauptmann war dicht an der Schwelle stehen geblieben, straff und steif in die Höhe gerichtet.

„Haben der Herr Geheimrath Befehle für mich?" fragte er mit eisigem Tone.

Heinau sah ihn betroffen an und erwiderte ruhig:

„Nein, mein verehrter Herr von Karlstein, es handelt sich lediglich um eine Privatangelegenheit, welche — —"

„Verzeihung, wenn ich mich da einmische!" unterbrach ihn Karlstein, und indem er ihn höhnisch fixirte, fuhr er fort: „Sie haben mir gegenüber rühmend die Lichtseiten unserer bescheidenen Welt hervorgehoben, Herr Geheimrath Heinau! Nun, eine dieser Lichtseiten ist Ihnen offenbar entgangen: es ist die ehrbare Sitte, daß man die Pflichten der Gastfreundschaft heilig hält!"

Heinau maß den Sprechenden mit einem scharfen Blick.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr von Karlstein?"

„Daß Sie dieser Pflichten nicht eingedenk sind, Herr Geheimrath Heinau!"

„Herr von Karlstein! Bedenken Sie, was Sie reden!"

„Es bedarf dieser Mahnung nicht. Ich wiederhole, Sie haben diese Pflichten mit Füßen getreten, und deshalb muß ich das Ersuchen an Sie richten, fernerhin meine Frau mit Aufmerksamkeiten zu verschonen, welche ihr, wie ich hoffen will, ebenso lästig sind wie mir!"

Heinau trat mit entschlossener Miene auf den Beleidiger zu.

„Sie werden diese Worte zurücknehmen, Herr von Karlstein; denn Ihr Argwohn ist unbegründet, ich versichere es!"

„Ihr heutiges Verhalten bestärkt mich vielmehr darin!"

„Genug, mein Herr! Sie verschmähen es nicht, mich, den Gast, in Ihrem Hause zu beschimpfen! Sie werden sich hoffentlich den Consequenzen einer solchen Handlungsweise nicht entziehen!"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr!

Mit kaltem Blick ging Heinau an dem Bezirkshauptmann vorbei aus dem Zimmer.

Dieser stand noch immer in kerzengerader Haltung auf seinem Platz, die Augen funkelnd, das Gesicht von Leidenschaft verzerrt, als sich die gegenüberliegende Thür öffnete, und Charlotte, Schrecken in jeder Miene, auf ihn zueilte.

„Ich habe Alles gehört!" rief sie. „Was hast Du gethan?"

Karlstein streckte gebieterisch den Arm aus und wies auf die Thür, durch die sie gekommen war.

„Entferne Dich auf der Stelle!" rief er mit starker Stimme. „Ich rede später mit Dir!"

„Ich gehe nicht, bevor Du mir versprochen hast — —"

„Nichts verspreche ich, und Nichts hast Du zu erbitten! Geh!"

Und sie rücksichtslos von sich abwehrend, wies er zum zweiten Mal nach der Thür.

„Aber, Fritz," bat sie von Neuem, „so höre doch nur! Es ist ja nur ein Mißverständniß — —"

„Und das sagt eine Frau, die sich vor den Augen ihres Mannes so — — unwürdig benommen hat?"

Mit blitzenden Augen richtete sie sich auf.

„Und das sagt ein Mann, der seiner Frau so Unwürdiges zugemuthet hat?"

„Ich hielt Dich für eine ehrbare Frau, aber — —"

Er konnte zum Glück nicht weiter sprechen. Denn Charlotte war mit erhobenen Händen auf ihn zugegangen und schrie so laut und so drohend: „Fritz! Fritz!" — daß ihn ein Schauer überlief, und er schnell das Feld räumte.

Charlotte aber war nach ihrer letzten Kraftäußerung vorläufig am Ende ihres Humors. Sie setzte sich auf einen Stuhl, spreizte die Arme über den davorstehenden Ministertisch ihres Mannes und ihren Kopf darauf legend, schluchzte sie zum Steinerweichen . . .

Louise befand sich in ihrem Zimmer, beschäftigt, sich für die Begegnung mit dem Geliebten zu schmücken, als Charlottens Schrei zu ihr drang. Ohne sich zu bedenken, eilte sie dem Schrei nach.

„Louise!" rief ihr Charlotte entgegen. „Sie werden sich schlagen! Fritz hat Heinau provocirt. Eben hat er das Haus verlassen!"

Louise starrte die Freundin entsetzt an, ihre Kniee wankten.

„Wie ist das möglich? Was ist geschehen?" stammelte sie.

„Die Eifersucht hat Fritz um den Verstand gebracht!"

Unwillkürlich trat Louise einen Schritt zurück. Und auf ihrem Gesicht lag so viel Argwohn, Mißtrauen, Seelenschmerz, daß Charlotte, so wenig heiter ihr zu Muthe war, doch auf einen Augenblick ihre Laune wiederfand. Ein Lächeln ging über ihr vom Weinen geröthetes Gesicht, wie Sonnenschein über verregnetes Feld.

„Louise, auch Du!" sagte sie. „Bin ich denn eine so vollendete Schauspielerin? Daß sie Fritz gepackt hat, ich meine die Eifersucht, nun, das muß ich hinnehmen, vielleicht habe ich ihm Ursache dazu gegeben, — das erzähle ich Dir später — aber Du, Louise! Komm her und bitte mir den schmählichen Verdacht ab! Ja, ich habe hinter Deinem Rücken ein Spiel getrieben, aber nur Dir zu Liebe, Dir zum Glück. Denn wisse, Du Miß-

trauische: mich hat der Zufall hinter Dein Geheimniß gebracht! Heinau sah Dich am Morgen nach seiner Ankunft, Du warst im Garten bei den Rosen, und er ging ahnungslos vorüber. Und da er mich für eingeweiht hielt, hat er sich mir vertraut. Du solltest durch mich erfahren, daß er absichtslos, rein zufällig hierher gekommen, und daß er sich unter Deinen Entschluß beuge, ihn nicht mehr zu sehen. Aber sieh, ich hatte Mitleid mit ihm und mit Dir, denn ich sah ja bald, wie es um Dich stand. Und da war mein Entschluß gefaßt, daß ich Euch Beide, Ihr herrlichen, verzagten Menschen, zusammenführen müßte; und es wäre mir gelungen, wenn mein wilder. eifersüchtiger Fritz nicht dazwischengefahren wäre. Bist Du mir nun noch böse, Liebste?"

„Lotti! Lotti! verzeihe mir!"

Charlotte streichelte zärtlich Haar und Wange der Freundin, die sich an ihre Brust geworfen hatte.

„Nun aber laß uns handeln, Louise, ehe es zu spät wird!"

Louise richtete sich erschrocken auf.

„Gott im Himmel! Was thun wir? Komm, Charlotte, wir müssen zu ihm!"

„Zu wem? Nur gemach, nur ruhig Blut! Wie wollen meinem grimmen Tyrann schon den Staar stechen! Ich könnte mich freuen, wenn ich denke, wie er sich schämen wird, es wird ihm eine heilsame Lection sein. Aber zunächst heißt es, die Gefahr beseitigen! Du mußt sofort — — nein, halt, ich werde an Heinau schreiben, mir wird er folgen! Doch erst muß ich dafür sorgen, daß die Luft rein ist."

Sie klingelte und fragte den eintretenden Diener, wo der Herr sei.

„Der Herr Bezirkshauptmann haben anspannen lassen und sind eben fortgefahren."

„Gut."

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte sie:

„Er sucht sich seine Zeugen. Nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Ich schreibe schnell ein paar Zeilen an Deinen Liebsten, und wenn er kommt, wirst Du ihn empfangen. Nicht wahr, Louise?"

Zehn Minuten später erhielt Heinau ein Billet von Charlottens Hand.

„Ich beschwöre Sie, sofort zu kommen. Louise erwartet Sie mit Sehnsucht. Mein Mann ist abwesend, Sie haben Nichts zu besorgen. Aber eilen Sie und seien Sie gegen Louise nicht zu nachgiebig!"

XIV.

Und nun standen sich die beiden Liebenden gegenüber.

„Willkommen in Seeburg!" begrüßte Louise lächelnd den lang Entbehrten.

„Ich bin glücklich, Sie zu sehen, gnädige Frau!" erwiderte er nicht ohne Feierlichkeit, denn er gedachte der Mahnung seiner klugen Freundin.

„Und nicht auch erstaunt?"

„Einigermaßen. Ich wußte nicht, daß der Weg nach Italien über Seeburg führt."

„Alle Wege führen nach Rom, der meinige verschaffte mir die Möglichkeit, meine Freundin Charlotte zu sehen, darum habe ich ihn gewählt. Sie sind in amtlicher Mission hier, höre ich, und im Begriff, wieder abzureisen? Ich preise den glücklichen Zufall, Sie noch angetroffen zu haben. Denn lassen Sie mich Ihnen offen bekennen, verehrter Freund, meine plötzliche Abreise, ohne eine Antwort auf Ihre letzte Frage, verursacht mir heftige Gewissensbisse."

„Ihre Abreise war mir eine nur zu deutliche Antwort."

„Und Sie zürnen mir deswegen, lieber Freund? Ach, wenn mich mein Entschluß nicht allzu traurig stimmte, so würde mich Ihr Zürnen mit Freude und Genugthuung erfüllen, denn es zeigt mir, daß ich Ihnen auch jetzt nicht gleichgiltig bin, daß Ihre Gefühle für mich dieselben geblieben sind — —"

„Haben Sie je daran gezweifelt, Louise?"

„Nein — — und doch!"

„Und doch?"

Die Frage klang beklommen. Würde sie jetzt das Wort sprechen, das alle Hoffnungen vernichtete? Angstvoll hingen seine Blicke an ihrem Gesicht, das sich mit einem rosigen Hauch überzog, als ob eben ein lieblicher Gedanke ihr Blut erregte. Sie schwieg, die Augen niedergeschlagen, und schien es nicht zu bemerken, daß er ihre Hand ergriff und an seine Lippen zog.

„Louise! Muß ich auf mein Glück verzichten? Ist Ihr Entschluß unabänderlich?"

Sanft entzog sie ihm die Hand und sah ihn mit hellen Augen an, und es lag etwas Merkwürdiges in ihren Blicken, er wußte nicht, ob Spott oder Schelmerei.

„Wenn meine Antwort nun anders gelautet hätte, mein Freund, könnte ich dann so vor Ihnen stehen? Müßte ich nicht vor Angst vergehen bei dem Gedanken, daß der Mann, der mir zugehört, in der nächsten Stunde vielleicht von einer tödtlichen Kugel — — ach! ich schaudere!"

„Jetzt aber, gnädige Frau," fragte er enttäuscht, „läßt Sie diese schreckliche Vorstellung vollkommen ruhig, wenn ich Sie recht verstehe?"

„Wer sagt Ihnen das?" rief sie hastig; und mit einer Kopfbewegung, als wollte sie die Maske abwerfen, trat sie auf ihn zu und ihre Hand fest auf seinen Arm legend, sagte sie:

„Sie dürfen sich nicht schlagen, Heinau, ich gebe es nicht zu!"

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau — —"

„Keine Komödie, ich weiß Alles!"

„Also auch, daß das Duell leider unvermeidlich ist, und daß Ihr Dazwischentreten höchstens einen Aufschub zur Folge haben würde, sonst Nichts."

„Aber es darf nicht stattfinden, hören Sie, es darf nicht! Es handelt sich um ein Mißverständniß."

„Sind Sie dessen sicher?"

Von Neuem erröthete sie.

„Ja, ganz sicher," erwiderte sie fest.

„Aber wie wollen Sie den Gegner davon überzeugen?"

„Er muß Charlottens Betheuerung glauben."

„Der Eifersüchtige glaubt nicht mehr, ihn überzeugen keine Betheuerungen, keine Eidschwüre, Nichts."

„Aber, um Gotteswillen, was soll geschehen? Bedenken Sie, es handelt sich um das Glück zweier Menschen!"

„Nur zweier?"

„Nein, nein, das Duell darf nicht stattfinden! Hören Sie doch, Heinau, ich vergehe vor Qual!"

„Wie können wir es verhindern, gnädige Frau? Der in seinem Heiligsten gekränkte Gatte verlangt Genugthuung von dem vermeintlichen Beleidiger! Darf dieser sie ihm verweigern?"

„Aber es muß ein Mittel geben, das Aeußerste zu verhüten! Ich beschwöre Sie, helfen Sie es finden! Lassen Sie uns nachdenken, was wir thun könnten!"

Heinau wiegte bedenklich sein Haupt und dachte nach. Lange dachte er nach. Endlich sagte er:

„Bloße Versicherungen der Nächstbetheiligten würden, wie gesagt, bei dem außer Fassung gerathenen, verehrten Herrn von Karlstein Nichts fruchten. Man müßte ihm seinen Irrthum so plausibel, gewissermaßen handgreiflich machen, daß er garnicht anders könnte, als ihn eingestehen."

„Ja, man müßte es ihm handgreiflich machen!" sprach sie ihm mechanisch nach.

„Die Frage ist nur: wie?"

„Ja, wie? Das ist die Frage!"

Neue Pause.

„Fällt Ihnen Nichts ein, Heinau?"

„Doch, in diesem Augenblick fällt mir Etwas ein. Wenn wir Beide vor ihn hinträten, Hand in Hand, und ich zu ihm sagte: Hier, mein lieber Herr von Karlstein, ist die Dame, für die allein mein Herz schlägt, und in alle Zukunft schlagen wird, die ich liebe und anbete und außer ihr keine, und die mir soeben ihre geliebte Hand gereicht hat, um die ich so lange treu geworben — —"

Ihre Hand, die er ergriff und zärtlich in der seinen hielt, zitterte, ihr schönes Haupt neigte sich zu Boden, aber sie ließ ihn weiter sprechen:

„Wenn ich so zu ihm reden dürfte, Louise, dann — dann würde er glauben und versöhnt sein. Louise! darf ich so sprechen?"

Sie lächelte zu ihm auf.

„Wenn es wirklich kein anderes Mittel giebt —"

„Louise!"

Er zog sie an sich und sah ihr strahlend in die tiefen, schönen Augen und flüsterte:

„Nun bist Du mein, nun laß ich Dich nicht mehr!"

Und noch hielten die Glücklichen sich umschlungen, da ward die Thür stürmisch geöffnet: Herr von Karlstein stand auf der Schwelle und prallte bei dem Anblick seines Todfeindes zurück.

Louise aber nahm Heinaus Hand und rief dem Finsteren zu:

„Kommen Sie nur, lieber Herr von Karlstein, Sie müssen mir ja gratuliren! Wir haben uns eben miteinander verlobt. Es sollte schon vor meiner Abreise geschehen, aber ich war eigensinnig und capricirte mich darauf, in Seeburg meine Verlobung zu feiern. Da blieb ihm denn Nichts übrig, als mir nachzureisen. Also fort mit der bösen Miene, und sagen Sie ihm ein gutes Wort! Und Du, Liebster, geh und drücke ihm die Hand!"

Da sah der verehrte Bezirkshauptmann doch ein, daß er mit seiner Leidenschaft gehörig in den Sumpf gerathen war, und daß ihm als Mann von Welt und Verstand garnichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er zog also zunächst die Thür in's Schloß, ging dann zu Louise, küßte ihr die Hand und sagte:

„Gnädigste Frau! Meine aufrichtigste Gratulation!"

Und dann wandte er sich an Heinau und erklärte etwas bedrückt:

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Herr Geheimrath, aber der Schein sprach gegen Sie, und ich war wohl ein wenig zu erregt, um Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden."

Heinau reichte ihm die Hand, in die der Bezirkshauptmann einschlug. Und der Friede war besiegelt.

Nun galt es aber noch, Charlotte zu versöhnen, und das war keine leichte Sache. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und der Bezirkshauptmann mußte sehr lange vor der Thür stehen und bitten, bis ihm aufgemacht wurde. Doch nicht eher verzieh sie ihm, als bis er, genau wie sie sich's vorgenommen hatte, vor ihr einen Fußfall that und reuig jede fernere Anwandlung von Eifersucht und schrankenlosem Ehrgeiz abschwor.

Als an der Mittagstafel das doppelte Fest der Verlobung und der Versöhnung gefeiert wurde, klangen plötzlich durch die geöffneten Fenster feierliche Trompetenstöße aus dem Garten herauf. Es war die Seeburger Stadtkapelle, welche die hohe Obrigkeit noch in letzter Stunde mobil

gemacht hatte, um dem vornehmen Besuch wenigstens ein Abschiedsständchen zu bringen. Sie spielte: „Muß i denn, muß ich denn aus dem Städtle hinaus."

Und gerade, als Heinau sich mit der lächelnden Frage an den Bezirkshauptmann wandte: „Gilt das mir oder gilt es Ihnen?" kam der Diener und brachte ein Telegramm. Karlstein öffnete es, las die wenigen Worte, die es enthielt, und gab es Charlotte in die Hand.

„Ah!" rief sie. „Ministerialrath! Ich gratulire! Wirst Du annehmen?"

Er sah sie ernst an und antwortete:

„Wenn Du damit einverstanden bist, sonst nicht."

„Nun dann bleibt die Freundschaft zusammen!" sagte Charlotte.

Und Heinau erhob sein Glas und rief:

„Der neue Ministerialrath soll leben!"

„Halt!" fiel ihm Karlstein in's Wort. „Ich weiß einen besseren Spruch: Die klugen Frauen, sie leben!"

J. J. David.

Eine litterarische Skizze.

Von

Karl Bienenstein.

— St. Leonhard a. Forst (Nieder-Oesterreich). —

Der Journalismus ist ein Moloch, der schon Hunderte von poetischen Talenten verschlungen hat, gegenwärtig noch verschlingt und auch in alle Zukunft noch verschlingen wird. Wehe Demjenigen, der sich ohne genügende Mittel als freier Schriftsteller etablirt! Heut oder morgen zwingt ihn die Noth, bei einer Tageszeitung unterzuschlüpfen und in nervenzerrüttender Frohnarbeit sein Fortkommen zu suchen. Wohl kann er Abends noch den Helikon besteigen, aber er ist müde und matt, und wenn die Muse kommt, schreitet an ihrer Seite der Sandmann. Seine Träume von Dichterruhm und Lorbeerkränzen zerrinnen in Nichts, und schließlich begnügt er sich damit, sorgenfrei an der Futterkrippe des Journalismus sitzen zu dürfen. Der Dichter ist todt.

Es gehört ein eiserner Wille, eine glühende Begeisterung für die Kunst dazu, wenn sich ein Journalist über seine Tagesarbeit zur Höhe der Poesie erhebt, und es sind auch nicht Viele, denen dieser Aufschwung geglückt ist. Wo wir ihn aber constatiren können, da ist es eine heilige Pflicht der Kritik, ihn zu würdigen.

In dem Wiener J. J. David erblicken wir einen jener bewunderns-werthen Dichter, denen es geglückt ist, die Poesie ihres Herzens vor den journalistischen Wirbeln zu schützen, sie zu erhalten und ihr in aufopferungs-voller Arbeit immer reifere Producte abzugewinnen.

J. J. David wurde 1859 zu Mährisch-Weißkirchen geboren. Schon von seinem zwölften Jahre an sah er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen und das bittere Brot eines Hofmeisters und Correpetitors kennen zu lernen. Und dann kamen die nicht minder entbehrungsreichen Jahre, da er an der Wiener Universi-tät Germanistik und Geschichte studirte, da er ein Glied der litterarischen

Bohême der Donaustadt war und sich durch Journalistik, Correspondenz politischer Art und kleinere poetische Arbeiten sein Leben fristete.

Seither hat sich das Schicksal des Dichters allerdings zum Lichte gewendet, aber das Bittere, das er erlebt, die grauen Augen der Frau Sorge blickten ihm noch über die Schultern auf seine Arbeit und stimmten sie auf ernste, schwermüthige Accorde.

J. J. Davids litterarischer Charakter hat in Wien nicht seinesgleichen, besonders nicht in der jüngeren Generation. Hier ein Schwelgen in den feinstnüancirten Stimmungen, ein Tänzeln und Trippeln wie bei den Barrisons, ein Schweben über den ernsten Fragen des Lebens und der Zeit, ein schlangendamenartig graziöser Stil, die Luft des Variété, kurzum die Kunst der modernen Nerven, — bei David dagegen düsterernste Farben, wuchtiges, langsames Schreiten, ein tiefer Ernst, der sich an die schwierigsten Probleme des Menschenherzens und unserer Cultur heranwagt, sicher aber keinem aus dem Wege geht, ein Stil, der an die klobigen Holzschnitte alter Meister erinnert, aber von einer feinen, tieftönigen Lyrik durchseelt ist. David hat in seiner Art nur Genossen in C. F. Meyer, W. H. Riehl und Ricarda Huch, wenn man bei dieser an ihre Erzählungen denkt.

David ist auf drei poetischen Gebieten mit Erfolg thätig, auf denen der Lyrik, Novellistik und Dramatik.

Eines der schönsten Bücher Davids ist seine Gedichtesammlung. Wenn auch jedes der anderen Bücher den Stempel seines Wesens trägt, hier hat er sich am tiefsten und innigsten ausgesprochen, hier hat er sein Herz ausgeschüttet. Eine tiefe Melancholie durchpulst seine Lyrik, eine Innigkeit, die sich stellenweise zur Gluth und zu hinreißendem Pathos steigert. Düstere Brände in todtfahlen herbstlichen Gefilden, das sind seine Dichtungen.

Zur Probe nur ein einziges Beispiel:

Von Zweien.

Er spricht:

Ich bin die Gluth, ich bin die Flamme.
Du bist wie Seehauch sanft und lind,
Ich bin aus Judas finster'm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind.
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem Anderen wird eher
Als mir, Dein reines Herz zu Theil.

Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst in wohlgefügtem Hag;
Mein Reich ist Finsterniß und Schweigen.
Du selber bist ein Maientag;
Und doch ich lasse Dich mit nichten:
Noch ist die Stunde, wie mir scheint,
Da Deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint.

Das Mädchen:

Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb' und ernst Gesicht:
Zwei Augen glühten unter dunklen Brauen
So traurig, wie ein Allerseelen-Licht;
Im Abendwinde flog sein schwarzes Haar,
Gehobnen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst Du wie ein Ungewitter,
Und meine Seele folgt Dir immerdar . . .

In weiteren Kreisen wurde David durch seine Novellen bekannt, in denen er seiner Charakteranlage gemäß nur ernste Themen behandelt, Fragen des Herzens oder solche, wie sie von den socialen Verhältnissen unserer Zeit tagtäglich geschaffen werden, und andererseits Bilder aus großen Zeiten aufrollt. David ist kein Fabulist, er weiß nicht durch Buntheit und Bewegtheit der Handlung zu interessiren, sondern er ist Charakteristiker, in dem Mittelpunkt jeder Erzählung steht eine Gestalt, um die und in der sich Alles concentrirt. Ihr Charakter giebt dem Ganzen Leben und Stimmung.

Schon das erste Prosawerk Davids, das anfangs der neunziger Jahre in der „Neuen freien Presse" erschien: „Das Höferecht" ließ die Eigenart des Dichters nicht nur erkennen, sondern diese zeigte sich in ihm schon bis zu einem hohen Grade entwickelt.

Eben wurde im österreichischen Parlamente die Frage des bäuerlichen Höferechtes behandelt, als David seine ernste anklagende Geschichte hineinwarf und poetisch für die Ausmerzung dieses socialen Sittenrudimentes eintrat. Der Inhalt der Erzählung ist kurz wiederzugeben: Ein mährischer Grundbesitzer hat zwei Söhne, von denen der geringer begabte dem geltenden Recht zufolge den Hof erhalten, der andere studiren soll. An der Universität verbummelt nun der früher fleißige Student infolge einer leichtfertigen Liebschaft und kehrt dann zu seinem Bruder zurück. Dieser läßt ihn nun seine gesetzliche Ueberlegenheit bitter empfinden, und die Folge davon ist seine Ermordung.

Ein mächtiges sittliches Pathos, das aber nie in trockenes Raisonnement ausartete, eine Wucht der Darstellung zeichneten diesen Erstling aus und veranlaßten den berühmten Litterarhistoriker Professor Erich Schmidt zu Worten warmer Anerkennung.

Mit ähnlichen Themen befaßte sich das Novellenbuch „Probleme" und der Roman „Das Blut".

Ein Poet, der zum Höchsten strebt und an den Journalismus gefesselt ist, — man erkennt, daß sich David darin eine Qual vom Herzen geschrieben hat, — ein Knecht, der den Kampf zwischen sündiger Liebe und Rechtschaffenheit kämpft, ein Fräulein, das mit einem kleinen Hund ihre Lebensfreude verliert, ein wackrer Bauernsohn, der es zum Fabrikdirector gebracht und seiner Mutter und seinem Bruder zu Liebe seiner Liebe entsagt, das sind die Gestalten, welche wir in den „Problemen" finden. Wie der

Held des Höferechtes sind sie aus modernem Empfinden heraus geboren, tragen sie den Stempel unserer gährenden Zeit an sich.

Spielen in diese Novellen häufig sociale Probleme hinein, so ist im Blut ein anderes Capitel der Moderne aufgerollt, die Vererbungstheorie. Es wird nämlich geschildert, wie die Tochter einer Gefallenen trotz der besten Erziehung in die Art der Mutter zurückfällt.

Wodurch sich David in diesen Werken von anderen modern-realistischen Autoren unterscheidet, das ist, daß er das Sociale ohne alle Bitterkeit auffaßt. Er macht die Gesellschaft für das viele Leid, das ihre Ordnung einzelnen Individuen aufbürdet, nicht verantwortlich, er schilt nicht, er hegt nur ein tiefes, warm ausströmendes Mitleid für die Unglücklichen, ein Mitleid, das um so tröstender wirkt, als es selbst aus Schmerzen geboren ward. Der Bruder drückt hier dem Bruder die Hand.

Meisterleistungen der Novellistik sind Davids historische Erzählungen, die in den beiden Bänden „Die Wiedergeborenen" und „Frühschein" gesammelt sind. Den Uebergang zu ihnen bildet die in den „Problemen" enthaltene ergreifende Geschichte des letzten einsam und verlassen sterbenden Barfüßermönches.

Diese historischen Erzählungen haben starke Ideenwurzeln in der Gegenwart. Es ist kein Zufall, daß der Ruf nach einer neuen Renaissance so laut erschallt; daß man in Kunst und Litteratur auf ihre großen reinen Formen sehnsüchtig zurückblickt und sie zu neuem Leben zu erwecken bestrebt ist, ist mehr als eine bloße Mode, es ist die innere Verwandtschaft, die wir Kinder einer Zeit mit großartigen, garnicht ausdenkbaren Zukunftsperspectiven mit den Menschen jener Zeit haben, die da ebenfalls an ein goldenes Zeitalter glaubten, da das rohe Gezänke des Alltags vor den Altären der Götter der Schönheit verstummen müsse.

Auch David, der in sich die Sehnsucht nach Größe und Schönheit trägt, konnte sich dem Zauber des Renaissance-Zeitalters nicht verschließen. Aber er schwelgt in seinen „Wiedergeborenen" nicht in dem Prunke der italienischen Renaissancehöhe, der Ueppigkeit der Humanistenhäuser Deutschlands, sondern er sucht seine Leute unter den in seelischen Schmerzen ringenden, groß angelegten Naturen jener Zeit. Er zeigt uns das ernste Fürstengemach, in dem eine stolze Frau den Untergang ihres Geschlechtes in stolzer Trauer herannahen sieht, die Künstlerwerkstätte Michelangelos, der in tödlichen Schauern nach der Krone höchsten Künstlerthums ringt, er führt uns mit alchymistischen Goldsuchern und verbannten Hussiten zusammen, und Alle leiden, wie der Dichter selbst, an dem Widerspruche des Lebens mit ihrem Ideal.

Und noch eine andere große Zeit hat es David angethan, die des großen Krieges. Er giebt aber keine Bilder von Zerstörung und Kriegsgräuel, sondern er wendet sein hoffnungdürstendes Auge dem Ende des Krieges zu, da mitten aus all der sittlichen Verrohung und dem Schutte

einer zerstörten Cultur schüchtern und lieblich die Blüthe reinen Menschenthums emportreibt. Wohl ist die Liebe der beiden Halbgeschwister in der ersten Novelle des Bandes „Frühschein“ noch eine sündige, aber das innige Aneinanderschließen zweier Seelen ist doch ein Frühlingszeichen, oder das Erwachen der Vaterliebe im „Bettelvogt“, das der Reue im „Todtenlied“ und die Lossagung von dem Hexenwahne im „Frühschein“, sie weisen schon mit glänzenden Fingern in die Zeit, deren Leitstern die Humanität war.

Die poetische Wirkung der letztgenannten Novellensammlung ist eine hohe, und sie hat ihren Ausdruck darin gefunden, daß dem Dichter für sein Werk der Bauernfeldpreis verliehen wurde.

Nicht die gleichen schönen Erfolge hatte J. J. David als Dramatiker aufzuweisen, obwohl er auch auf diesem Gebiete Tüchtiges geleistet hat. Was ihn gehindert, die Palme zu erlangen, das war einerseits seine starke novellistische, andererseits seine ebenso starke lyrische Kraft. Entweder erzählte er zuviel, oder er ließ die Stimmung in einem Maße vorwalten, daß sie die Handlung, die nun einmal, trotz Maeterlinck und aller Symbolisten, die Hauptsache bei jedem Drama ist, erstickte.

Den gelungensten dramatischen Wurf hat David mit seinem Erstlingsdrama „Hagars Sohn“ gethan. Er führt uns in demselben in die von ihm bevorzugte Zeit der Reformation zurück und schildert uns, wie der natürliche Sohn eines reformirten Bauers die Sache des neuen Glaubens an die Feinde verräth, um sich und seine in Noth und Elend verkommene Mutter an jenem zu rächen. Vater und Sohn finden dabei ihren Untergang.

„Hagars Sohn“ ist ein echt poetisches Charakterstück und von tragischer Wucht. Aber seine Schwäche liegt in einer Stärke des Dichters, darin, daß eben auf Kosten der Charakterschilderung das Dramatische vernachläßigt wurde.

„Ein Regentag“ ist eine ungemein feine Stimmungsarbeit, ein Stück voll intimer zarter Lyrik, aber kein Drama.

Es konnte sich auf den Brettern ebenso wenig halten wie ersteres.

Das letzte unter Schlenther am Wiener Hofburgtheater aufgeführte Drama Davids heißt „Neigung“ und ist die Geschichte einer armen Wiener Beamtenfamilie.

Der Vater ist ein Beamter, der den Kopf voll Erfinderplänen trägt, jede neue Idee auf Conto ihrer Erfolge mit gewissenlosen Freunden am Biertisch feiert, die Familie darben läßt, endlich eine bedeutende Geldsumme unterschlägt und sich in der Angst vor der Entdeckung das Leben nimmt. Sein Sohn ist ebenfalls Beamter, ein Mann von Welt, aber innerlich roh und gefühllos, seine Schwester Grethe ein verzogener Sprudelkopf. Eine ergreifende Poesie liegt in der Gestalt der Mutter, einer durch ihr Leben verbitterten Frau, die sogar aus dem Herzen der älteren Tochter Poldi

die Liebe reißen will, weil sie ihr Kind vor einem dem ihren ähnlichen Leben bewahren will.

Wieder sind es wie in den Novellen der packende Lebenston und das innige Mitleid, die diesem Drama eine Wirkung sichern. Wenn es auch noch kein vollfertiges Drama ist, wenn noch der Lyriker den Dramatiker stellenweise überwältigt, so dürfen wir doch von der Zukunft des Dichters noch viel hoffen.

Gleichgiltig hat uns David noch mit keinem seiner Werke gelassen, und das unleugbare Wachsthum seiner dichterischen Kraft, sein stetes Fortschreiten lassen uns die Ueberzeugung aussprechen, daß wir von ihm noch Großes zu erwarten haben.

Richard Heinzel.

Von

J. J. David.

— Wien. —

So geht's mir wieder, wie mir's vordem ging,
Selbst beim Colloquium, wenn ich Dir nahte:
Ich stammle wieder, wo ich reden müßte,
Und wenn ich sprechen sollte, möcht' ich schweigen.

Das macht die Scheu, die längst mit uns verwuchs,
Mit Allen Eins ward, die Dich je begriffen
Und Deines Wesens einen Strahl empfunden.
Recht, einen Strahl. Denn vor Dir weicht das Dunkel.
Und wie auf reinen Höhen sieht man Dich,
Tief unter Dir das graue Nebelwallen,
Der Wolken Schatten und ihr dunkelnd Wandeln.
Und scheidet man, so steigt man niederwärts,
Beklomm'ner Brust vom dumpfern Hauch der Gründe.
Es ist
So unermessen das Gebiet, darinnen
Du königlich gebietest, das gelassen
Ein Herr aus eig'nem Rechte Du umschreitest,
Hier Marken ändernd, dort den Grenzstein setzend,
So wie Dir's billig scheint. In starker Faust
Des Zweifels Schwert, so hast Du ausgerodet,
Was überlebt, und war es selbst in Dir.
Und wiederum hast Du mit rechter Richte
Das aufgehöht, was Dir das Wahre schien.
Zu stätem Dienste, sonder Rast bemüht
Des ewig Fließenden Gesetz zu finden:
Des Worts, der Sitte.

Du hast
Uns aufgethan der Vorzeit Kemenate,
Den Wunderhort begreifen uns gelehrt,
Der da gespeichert liegt. Hast uns des Grales
Geheimen Sinn erschlossen, selber gleich
Der Wunderschüssel, die da Alle sättigt,
Die gläubig nahen, die der Seele Hunger,
Den nimmer schweigenden, zu stillen weiß.
Hast aufgehellt verklung'ner Tage Dunkel:
Wir sah'n und staunten — was wie Schemen schien,
Gewann Gestalt und starke Leiblichkeit.
Im Panzerkleide zogen Nibelungen
Den Todesweg, voran der Schlächter Hagen.
Und Gudruns Lied verflog gleich Mövenruf
Im Wogenbrausen.
Und vorangeschritten
Durch wilden Wald, darin die Bäume sangen,
Verständigen vernehmlich, nun von Thaten
Der starken Irrenden, drin von den Zweigen
Ein heimlich Lied ertönt von hoher Minne,
Bist Du zur hohlen Kluft. Vorangetragen
In hoher Hand hast Du den Wunderstein,
Den man Karfunkel nennet, und so wich
Die tiefe Nacht von Gängen unter Erden,
Die Brunnen der verhohl'nen Tiefe klangen,
Hier sickernd, dort durch breite Stollen brausend,
Und wir erschauten, wie sich räthselvoll
Der Sprache laut'rer Erzgang da verästelt,
Dort eingesprengt durch schmale Schlüfte zieht,
Zum Lichte strebend. Und ihm schießen an
Gar viel Kleinodien: der theure Jaspis,
Der grüner ist denn Gras, der Almadein,
Der milde glühende, und wieder äffend
Durchsetzt ihn Kobold und der schlechte Zaffer.

In unsre Hand,
Unsicher noch des Werkes, legtest
Du Rüstzeug und Geräth. Du lehrtest brauchen
Uns Dein Gewaffen. Sein Gebietchen hat
Sich Jeder ausgesteckt, darin nach Kräften
Und eignem Können er sich gern bethätigt.

So horche denn! Die Hämmer höre pochen,
Der Spitzart Pinken in dem harten Stein,
Der Haue Schürfen. Unharmonisch kläng' es?
Dir sei's Musik — es ist der Ton der Weise
Vervielfacht, die Du singen uns gelehrt,
Die heut ein starker Chorus Dir zu Ehren

Erhoben wird. Denn in der Arbeit ehrt
Man seiner Werke Meister.
Jeder hat
Herbeigebracht, was etwa er gefunden.
Im Gabensaale liegt's zu Hauf. Bei Stufen
Von gültigem Metalle — wohl auch Schlacken,
Gedrehte Ringe, wie man Freunden spendet,
Etwas Gekrätze, wieder bunte Kiesel,
Die hastig auflas, wer nichts Bess'res hatte
Und leerer Hände nicht erscheinen wollte.
Du nimm es gütig, wie sich's eben fand,
Betracht' es Dir mit wohlgeneigten Augen —
Zu scheiden weißt Du, der Du ein Wardein,
Ein strenger Markwart bist.
Mich aber laß'
Nicht gleich dem Herold schreiten vor den Deinen,
Gebückt nur laß mich stehen an der Pforte
Und sie Dir aufthun: Herr und hoher Meister,
Tritt ein und nimm das Deine und besieh,
Wie wir mit Deinem Pfund gewuchert haben!

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

IV.

(Schluß.)

Ist der Mensch in seinen Entschließungen und Handlungen frei oder unfrei?

(Willensfreiheit oder Determinismus?)

Die Frage nach der Willensfreiheit des Menschen ist naturgemäß eine der ersten und obersten Fragen der Moral. Denn, wäre der Mensch nicht wirklich Herr seiner Entschließungen und Handlungen, würden ihm solche vielmehr durch irgend eine Gewalt, die nicht gänzlich er selbst wäre, aufgedrängt, so könnte von einer Moral überhaupt nicht die Rede sein. Das zeigt sich u. A. darin, daß solche Schriftsteller, welche von einer alle Menschen bindenden Moral Nichts hören wollen, auch die menschliche Freiheit entweder geradezu leugnen oder doch sehr in's Ungewisse stellen.

Die nächste praktische Folge der Annahme einer absoluten Unfreiheit des Willens oder eines sogenannten Determinismus im extremen Sinne wäre die, daß der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könnte, weder moralisch noch juristisch. Man hat, seitdem das Hypnotisiren in die Mode gekommen ist, allen Ernstes die Frage aufgeworfen, ob Jemand, der auf den Befehl des Hypnotiseurs ein Verbrechen beginge, wie das mehrfach in Romanen, hoffentlich noch nicht in der Wirklichkeit vorgekommen ist, als schuldig betrachtet und bestraft werden könnte. Nun ist bei dem Hypnotisiren doch nur eine zeitweilige Gebunden-

heit des Willens einer Person an einen fremden Willen vorhanden. Ganz anders aber stände die Frage, wenn ein Mensch für sein ganzes Leben einem solchen fremden Einfluß unterworfen sein und die Handlungen, welche scheinbar die seinigen wären, in Wahrheit nur rein mechanisch, wie eine todte Maschine, vollführen sollte. Gäbe es keine Willensfreiheit, so brauchten unsere Richter und Geschworenen in Criminalprocessen sich nicht die Köpfe darüber zu zerbrechen, ob ein Angeklagter die That, deren er angeschuldigt ist, wirklich begangen habe oder nicht, denn wenn er sie auch zweifellos begangen hat, so ist er doch dafür nicht haftbar, kann nicht deshalb verurtheilt werden. Er war ja nur das willenlose Werkzeug irgend einer fremden Gewalt; nicht er handelte, sondern diese Gewalt handelte in seinem Namen. Angenommen, ein Mann, der ruhig seines Weges in einer Straße ginge, würde von irgend einer bewegenden Kraft, z. B. einem elektrischen Motor, dergestalt angestoßen, daß er das Gleichgewicht verlöre, auf ein hinter ihm stehendes Kind stürzte und dieses erdrückte, würde man ihn dafür verantwortlich machen können? Eine solche fremde Bewegkraft müßte aber im Spiele sein, wenn die Handlungen des Menschen als unfreie, als ihm aufgedrungene gelten sollten.

Dann freilich hatte der alte König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, Recht, wenn er den Philosophen Wolff, den er für einen Deterministen hielt, aus seinem Staate verbannte. Man hatte ihn nämlich glauben machen, nach der deterministischen Lehre würde der König, falls einer seiner großen Grenadiere von der Potsdamer Riesengarde desertirte, den Mann nicht bestrafen dürfen, denn derselbe hätte desertiren müssen.

Welche geradezu zerstörende Wirkung auf unsere ganze Rechts- und Gesellschaftsordnung es haben müßte, wenn man den Dieb, den Betrüger, den Mörder nicht strafen dürfte, weil ein solcher Mensch sagen könnte: „Ich bin es nicht gewesen, der die That begangen hat, sondern ein mystisches Etwas hat mich dazu gezwungen," das bedarf nicht des Beweises*).

*) Die Deterministen fühlen recht wohl, daß eine solche Consequenz ihrer Lehre dieser schaden müsse, und sie suchen daher auf alle Weise darüber zu täuschen. Der eine derselben (Gizycki, „Moralphilosophie", S. 294) erzählt eine Geschichte von einem Vater, der seinen Sohn wegen einer von ihm begangenen Handlung züchtigte. „Warum züchtigst Du mich?" fragte der Sohn (der auch schon Determinist zu sein scheint), „ich habe damals eben nur so gehandelt, wie ich unter jenen inneren und äußeren Umständen handeln mußte, und wie ich, falls dieselben wiederkehren sollten, unfehlbar wieder handeln würde." Darauf der Vater: „Was Du gesagt hast, ist vollkommen richtig. Dein damaliges Verhalten folgte aus Deiner damaligen Gemüthsverfassung, und es würde sich bei demselben Geisteszustande unfehlbar wiederholen. Eben darum strafe ich Dich jetzt, damit, wenn den damaligen gleiche äußere Umstände wiederkehren, Du nicht mehr in derselben Gemüthsverfassung bist, und andere Motive Dich bestimmen."

Hier ist zwischen die „äußeren Umstände" und die Handlung Etwas hineingeschoben (die „Gemüthsverfassung" oder der „Geisteszustand"), worunter ebensowohl eine gewisse freie Thätigkeit, als ein bloßer Reflex eben jener „äußeren Umstände" verstanden werden

Wie denken sich nun die Deterministen das Zustandekommen der menschlichen Handlungen, wenn sie diese nicht auf einen freien Willensact der handelnden Person zurückgeführt wissen wollen? Auf verschiedene Weise. Einmal durch äußere Eindrücke oder Reize. Diese, sagen sie, wirken auf die Empfindungsnerven, welche dann die so empfangenen Eindrücke auf die Bewegungsnerven übertragen; letztere wieder pflanzen solche fort auf die Muskeln; die Muskeln endlich setzen den Körpertheil, zu dem sie gehören, in Bewegung, und so entsteht eine Bewegung oder Handlung. Oder, wie dafür der übliche Ausdruck lautet, die Bewegung oder Handlung wird „ausgelöst". Das Bild ist von einer Maschine entnommen, an der eine Sperrvorrichtung sich befindet, bei deren Hinwegnahme die Maschine in Thätigkeit gesetzt wird. Durch diese Art von unmittelbarer Uebertragung eines äußeren Reizes auf Nerven und Muskeln entstehen allerdings die sogenannten „unwillkürlichen oder Reflexbewegungen", z. B. das Zucken mit den Wimpern bei einem Stoße von außen gegen die Augen, das Sichkratzen bei einem durch einen Mückenstich verursachten Jucken der Haut u. s. w.

Solche unwillkürliche Bewegungen wie die hier genannten und ähnliche sind in der Regel moralisch gleichgiltig, indeß können doch auch sie in Handlungen übergehen, die eine moralische Bedeutung haben, z. B. wenn in der Schlacht ein Soldat bei einem gegen seinen Kopf geführten Hiebe, statt ihn kaltblütig zu pariren, vor dem Hiebe ausweichen und fliehen würde. Aber schon in diesem Falle sehen wir auch, wie die „unwillkürliche" Fortpflanzung eines äußeren Eindrucks durch Nerven und Muskeln recht wohl unterbrochen und gehemmt werden kann durch einen freien Willensact, wenn nämlich der Soldat, ohne zu zucken, dem Hiebe Stand hält. Hat, wie erzählt wird, ein Mucius Scävola die Hand in glühende Kohlen gelegt, ohne sie zurückzuziehen, so wäre das ein weiterer Beweis dafür, daß bei der sogenannten „Auslösung" von Handlungen doch noch etwas Anderes, nämlich der Wille, mitsprechen könne. Von einer fanatischen Secte irgendwo im Orient wird berichtet, ihre Mitglieder ließen sich von einer Sorte von Ungeziefer, die sie für heilig hielten, stechen, ohne sich zu kratzen und dadurch

---

kann, so daß es ungewiß wird, ob hier von einem wirklichen Determinismus die Rede sei oder nicht.

Ein anderer deterministischer Schriftsteller macht sich die Sache leichter. Er schreibt wörtlich (Leipziger Universitätszeitung 1890 Nr. 6 unter dem Titel: „Freier Wille?"):

„Wenn auch die Menschen für ihre Handlungen nicht verantwortlich zu machen sind, so ist doch damit nicht ausgeschlossen, sie unter Umständen zu bestrafen. (??) Nur den Namen „Strafe" läßt man fallen! Die Gesellschaft muß Verbrechen durch Strafen zu mindern suchen; der Staat wird den Mörder bestrafen müssen, wenn er auch dabei dem Mörder Unrecht thut. (!!) Wir haben gesehen, daß das Handeln des Menschen von vielen Factoren abhängt. Dem Staate muß also daran liegen, Factoren, zu schaffen (?), die das Handeln günstig beeinflussen, und die Strafgesetzgebung ist ein solcher Factor und sogar ein sehr wichtiger!" Es bedarf wohl keines Commentares, um das Widersinnige dieses Raisonnements nachzuweisen.

ihre Peiniger zu verscheuchen. Solchenfalls würde sogar eine ganz unmittelbare Reflexbewegung durch einen dazwischentretenden Willensact gehemmt.

Daß es jedenfalls bei den eigentlich sogenannten Handlungen des Menschen nicht mit einer so einfachen Operation gethan ist, wie bei den bloßen Reflexbewegungen, sondern daß dabei ein viel verwickelterer psychologischer Proceß stattfindet, bezeugen auch solche Psychologen, welche entschieden auf dem empirischen Standpunkte der sogenannten physiologischen Psychologie oder Psychophysik stehen. Dieselben stimmen darin überein, daß eine unbefangene Beobachtung dieses Processes zu der Erkenntniß führe, es sei in dem Menschen Etwas, was gegen die äußeren Reize reagire, eine „selbstständige Thätigkeit", die man als „Wille" zu bezeichnen habe. Einer der hervorragendsten dieser neueren Psychologen, Professor Wundt in Leipzig, hat in seinen verschiedenen Werken*) folgende hierauf bezügliche Aussprüche gethan: „Nicht der äußere Reiz allein und die dadurch erregte Empfindung bestimmt die Handlung des Menschen, sondern diese Empfindung muß erst in den größeren Nervenmassen (dem Großgehirn) sich zu Vorstellungen, Begriffen, Willensacten krystallisiren. — Der Wille ist die innere, selbstständige Thätigkeit, vermöge deren der Mensch unmittelbar sein eignes Handeln erfaßt, welche nicht erst aus Gefühlen und Trieben entsteht, vielmehr eine fundamentale (ursprüngliche) Thätigkeit ist. — Frei fühlen wir uns in unserer eigenen, die äußeren Eindrücke als verfügbares Material verwendenden Gedankenthätigkeit. — Bei entwickelten seelischen Zuständen ist nicht mehr der einzelne sinnliche Eindruck, sondern die gesammte Anlage des Bewußtseins der Hauptmotor des wirklichen Wollens."

Vom Standpunkte des Psychiaters aus ward das Gleiche geäußert in einer Rectoratsrede des Leipziger Professors Flechsig, wo es hieß: „Gesundheit des Großhirns verbürgt sichere Beherrschung der Triebe dadurch, daß sie klares Denken, stete Besonnenheit ermöglicht. Wie alle anderen Reflexe, so werden auch die körperlichen Triebe vom Großhirn stetig gedämpft und darnieder gehalten."

Auch der englische Psycholog und Sociolog Herbert Spencer drückt einen ähnlichen Gedanken aus, wenn er sagt**): „Die zusammengesetzten Vorstellungen und die daraus entspringenden höheren Gefühle gewinnen die Oberhand über die niederen Erregungen und führen so zu moralischen Handlungen."

Eine andere Art, wie die Deterministen die Unfreiheit der menschlichen Handlung zu beweisen suchen, ist ihre Berufung auf die sogenannte „Motivation". Bei jeder Handlung, sagen sie, wirken verschiedene Motive,

---

*) „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Ethik", „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele".

**) In der Schrift „Data of Ethics", S. 127.

d. h. verschiedene Vorstellungen, entweder zusammen oder gegeneinander. Das stärkste Motiv giebt den Ausschlag. Der Mensch glaubt, frei zu handeln, während er doch nur diesem stärksten Motiv gehorcht.

Auch das ist nicht richtig. Nehmen wir das Beispiel von dem Soldaten! In dem gegebenen Falle werden vielleicht zwei Motive sich um ihn streiten, die soldatische Ehre und die Liebe zum Leben. Welches von diesen zwei Motiven aber siegen wird, das ist keineswegs zufällig, sondern hängt von der Beschaffenheit des Willens oder Charakters des Soldaten ab. Ist dieser tapfer und ehrliebend, so wird die Liebe zum Leben nicht die Macht haben, ihn seiner Ehre und Pflicht als Soldat abwendig zu machen. Siegt die Liebe zum Leben, so ist dies keineswegs ein Beweis, daß sie hätte siegen müssen, weil sie das „stärkere Motiv" war, sondern sie wurde zum stärkeren Motiv und siegte, weil der Wille des Soldaten zu schwach war, um das andere Motiv, das soldatische Pflichtgefühl, siegen zu machen. Der Soldat, indem er der Liebe zum Leben nachgab, war nicht gezwungen, dies zu thun, denn er konnte sich auf die andere Seite schlagen; er that es, weil er zu schwach war; er war nicht unfrei an sich, aber er gab aus Schwäche seine Freiheit auf und handelte unfrei. Man wird daher auch nicht den Soldaten von der Verantwortlichkeit für seine Feigheit und von der Strafe, die ihn nach militärischen Gesetzen dafür trifft, mit der Ausrede lossprechen können, „die Liebe zum Leben sei bei ihm so übermächtig gewesen, daß er nicht anders hätte handeln können".

Als Herkules am Scheidewege zwischem einem Leben müheloſen Genusses und einem voll Anstrengungen und Gefahren wählen mußte, wählte er das letztere, nicht weil es zufällig das stärkere Motiv war, sondern weil der willensstarke Herkules als solcher seine Wahl traf.

Es kann vorkommen, daß bei der Wahl zwischen zwei Motiven der Wille unbetheiligt bleibt. Wenn Jemand zu seiner Erholung, ohne bestimmten Zweck, spazieren geht und an einen Punkt kommt, wo sich zwei Wege scheiden, so wird er vielleicht ohne besondere Ueberlegung den einen oder anderen wählen, und wenn ihn etwa Jemand fragte, warum er rechts und nicht links gegangen sei, antworten: „dies sei ganz zufällig geschehen." Anders stellt sich die Sache, wenn der eine Weg in ein schattiges Gehölz führt, welches dem Wanderer Erquickung und Kräftigung verspricht, der andere über eine sonnige, schattenlose Ebene, an deren Ende aber ein Wirthshausschild winkt. Die Begierde zieht ihn hierher, die Rücksicht auf seine Gesundheit dorthin. Siegt jenes Motiv, so handelt er unfrei, siegt dieses, so hat sein Wille triumphirt. In solchen und ähnlichen Fällen ist es also immer der Wille, der zwischen widerstreitenden Motiven den Ausschlag giebt.

Auch das ist denkbar, daß bei einem willensschwachen Menschen zwei Leidenschaften als Motive sich bekämpfen (z. B. die Sucht des Spiels und die Sucht nach Liebesabenteuern), daß Jemand schwankt, ob er zu einem verliebten Stelldichein oder an den Spieltisch gehen solle. Hier kommt es

darauf an, welche von beiden Leidenschaften die stärkere ist; der Mensch selbst, schwach wie er ist, läßt sich — „willenlos“, wie man wohl sagt, — von der siegenden Leidenschaft fortreißen, ohne dagegen anzukämpfen. Aber das ist eben nur die Folge einer Willensschwäche, nicht eines eigentlichen Mangels an Willensfreiheit.

Die Deterministen berufen sich auch auf das Gesetz der Causalität, welches, wie sie sagen, ausnahmlos in der ganzen Welt, auch der geistigen, gelte. Jede Handlung sei die Wirkung einer bestimmten Ursache, müsse also eintreten, sobald diese Ursache thätig werde; folglich sei sie nothwendig, nicht frei.

Auch das ist ein Trugschluß, die Folge einer unrichtigen Auslegung des Gesetzes der Causalität. Ursache und Wirkung stehen nicht in einem solchen Verhältniß zu einander, daß die Wirkung lediglich die Ursache voll und ganz wiedergäbe.

Das geht schon daraus hervor, daß eine Wirkung verschiedene Ursachen, eine Ursache verschiedene Wirkungen haben kann. Es läßt sich aber auch durch bestimmte Vorgänge beweisen. Nehmen wir ein paar ganz triviale Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben! Wir sehen einen Mann mit drohend aufgehobenem Stocke und einen kleinen Hund, der heulend davonläuft. Gleich darauf sehen wir denselben Mann mit demselben drohenden Stocke, aber ihm gegenüber einen großen Hund, der, statt davonzulaufen, sich auf den Mann stürzen will. Die Ursache, der Mann mit dem drohenden Stocke, war beide Male dieselbe, die Wirkung aber war eine ganz entgegengesetzte. Warum? Weil das Object, auf welches sich die Thätigkeit der Ursache richtete, in beiden Fällen ein wesentlich verschiedenes war.

Ein anderes Beispiel! Zwei Personen kommen in körperliche Berührung mit einer dritten, die an einer ansteckenden Krankheit leidet. Die eine davon wird angesteckt, die andere bleibt gesund. Warum? Weil die erstere für die Aufnahme eines solchen Krankheitsstoffes empfänglich war, die andere nicht. Solche und ähnliche Beispiele zeigen, daß, was gewöhnlich einfach als die Wirkung einer bestimmten Ursache betrachtet wird, vielmehr ein aus verschiedenen Factoren zusammengesetzter Vorgang ist, nämlich einer Ursache als Action auf einen Gegenstand, einer Reaction dieses Gegenstandes dagegen, endlich der Wirkung als der Diagonale oder Resultante zwischen Action und Reaction. Lotze in seinem „Mikrokosmos“ sagt: „Nicht der Funke an sich zündet, sondern nur, wenn er auf einen brennbaren Stoff fällt.“

Dies auf die menschlichen Handlungen angewandt, wird man sagen müssen: jede Handlung ist das Resultat der Einwirkung einer äußeren Ursache auf den menschlichen Willen und einer Gegenwirkung dieses letzteren. Ist diese Gegenwirkung stärker, als die Einwirkung der Ursache, so wird letztere keine Macht über den Willen gewinnen; ist die Einwirkung das Stärkere, so wird der Wille ihr nachgeben und in diesem Falle allerdings unfrei werden.

Schopenhauer hat das Bild gebraucht: „Gleichwie eine angestoßene Billardkugel fortrollen muß, ebenso muß der Mensch den äußeren Anstößen

folgen.“ Allein wenn eine recht große und schwere Billardkugel mit einer kleinen und leichten angestoßen wird, so kann es wohl geschehen, daß jene (vermöge ihres Beharrungsvermögens) stehen bleibt oder sich nur wenig von der Stelle bewegt, diese aber von ihr abprallt. Genau so können sinnliche Regungen von einem gefesteten Willen abprallen.

Dies führt uns auf einen weiteren Beweis, den die Deterministen für die Unfreiheit des Willens zu führen versuchen, und zwar mit Hilfe der Statistik. Ein belgischer Gelehrter, Quetelet, hatte beobachtet, daß innerhalb einer bestimmten Zahl von Menschen und während eines bestimmten Zeitraumes gewisse Vorkommnisse, wie Heirathen, Todesfälle, Selbstmorde, Verbrechen, sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholten. Das haben die Deterministen benutzt, um zu folgern: „man sehe daraus, daß alle diese Vorkommnisse, also auch die denselben zu Grunde liegenden menschlichen Entschlüsse und Handlungen, nicht Ausflüsse eines freien Willens, vielmehr Ergebnisse einer gleichmäßig wirkenden Naturnothwendigkeit seien.“

Allein gerade das Gegentheil ist wahr. Wären jene Handlungen (Heirathen, Selbstmorde, Verbrechen) streng nothwendig, so müßten sie bei allen den innerhalb des bestimmten Zeitraumes lebenden Personen vorkommen; daß sie nur bei einem Theile derselben vorkommen, bei einem anderen nicht, zeigt, daß ein freiheitliches Moment dabei im Spiele ist. Und so ist es in der That. Das Eingehen einer Heirath und die damit verbundene Gründung eines Hausstandes hängt bei vielen Personen von der Ueberlegung ab, ob sie die dazu nöthigen Mittel haben, während andere Personen darin leichtsinniger denken, noch andere endlich einer solchen Ueberlegung nicht bedürfen, weil sie die Mittel dazu besitzen. So kommt es, daß der eine Theil alsbald beim Eintritt in ein gewisses Alter heirathet, ein anderer erst später. Selbstmorde sind am häufigsten die Folge bedrängter ökonomischer Umstände. Hier kommt es darauf an, ob ein Hausvater, der mit den Seinen unter einer solchen Bedrängniß leidet, dennoch den Muth und die Willenskraft behält, auszudauern und Alles zu versuchen, um in bessere Verhältnisse zu kommen, oder ob er dieser Willenskraft ermangelt. Im letzteren Falle wird er einen Selbstmord begehen, im ersteren nicht. Diebstähle (zumal von Lebensmitteln) kommen ebenfalls am häufigsten vor bei gedrückten Nahrungsverhältnissen, Arbeitslosigkeit u. dergl. Aber auch da werden von 1000 Menschen nur so und so viele stehlen, die anderen nicht — ein Beweis, daß die äußeren Umstände zwar gewiß Einfluß auf die menschlichen Entschließungen haben, aber nicht den allein entscheidenden, daß vielmehr der Wille, wenn er stark und gefestet genug ist, diesem Einfluß widerstehen kann.

So zeigt die, nach den Behauptungen der überzeugten Deterministen unwiderlegliche Lehre von der absoluten Unfreiheit des Willens und der strengen Naturnothwendigkeit der menschlichen Thaten nach allen Seiten hin Lücken und Schwächen.

Der deterministischen Lehre gegenüber steht diejenige, welche den Menschen für willensfrei erklärt. Diese Lehre ist namentlich von Kant in ihrer ganzen Schärfe vertreten worden, freilich in einer Fassung, die ebenso nach der einen Seite ein Extrem bildet, wie der strenge Determinismus nach der anderen.

Wenn Letzterer den Menschen dergestalt von äußeren Umständen abhängig macht, daß derselbe nur als ein passiver Zuschauer, nicht als wirklicher Urheber seiner Handlungen erscheint, so geschieht etwas Aehnliches bei Kant, nur auf andere Weise. Kant erkennt an, daß ein jeder Mensch einer Menge von Einflüssen — Eindrücken von außen, Nachwirkungen seines eigenen Vorlebens, seiner Erziehung, seiner Umgebungen u. s. w. — ausgesetzt sei, und daß er diesen Einflüssen kaum würde widerstehen können. Da kommt er ihm nun zu Hilfe durch eine eigenthümliche Fiction. Er nimmt nämlich hinter oder über dem menschlichen Ich, wie dieses sich uns in der Erscheinung darstellt (dem Ego Phaenomenon), ein anderes, höheres Ich an (das Ego Noumenon) und läßt dieses durch sein Eingreifen in die Thätigkeit des Ego Phaenomenon es dem Menschen möglich machen, über alle jene Einflüsse zu siegen. „Du kannst, denn Du sollst," so ruft Kant dem Menschen zu, wenn dieser an seiner sittlichen Kraft, den Versuchungen des Lebens zu widerstehen, verzweifelt, und verweist ihn auf das Ego Noumenon, welches ihm die dazu nöthige Kraft verleihen werde.

Diese Lehre Kants von einem doppelten Ich, einem Erscheinungs-Ich und einem zweiten, gleichsam hinter diesem sich verbergenden Ich (dem „Ding an sich"), welches nur im gegebenen Augenblicke wie ein Deus ex machina hervortrete und dem Erscheinungs-Ich zu Hilfe komme, hat etwas höchst Dunkles, fast Mystisches*).

---

*) Zum Beweise dessen sei hier eine Stelle aus Kants „Metaphysik der Sitten" mitgetheilt, welche sich abmüht, das Verhältniß zwischen den beiden Ichs klar zu machen. „Da das Gesetz der Naturnothwendigkeit unvermeidlich alle Causalität der Dinge, sofern ihr Dasein in der Zeit bestimmbar ist, betrifft, so würde, wenn dieses die Art wäre, wonach man sich auch das Dasein dieser Dinge an sich selbst vorzustellen hätte, die Freiheit als ein nichtiger und unmöglicher Begriff verworfen werden müssen. Folglich, wenn man sie noch retten will, so bleibt kein Weg übrig, als: das Dasein eines Dinges, sofern es in der Zeit bestimmbar ist, folglich auch die Causalität nach dem Gesetze der Naturnothwendigkeit blos der Erscheinung, die Freiheit aber eben demselben Wesen als Ding an sich selbst beizulegen. So ist es allerdings unvermeidlich, wenn man beide einander widerwärtigen (widerstreitenden) Begriffe zugleich erhalten will; allein, wenn man sie in einer und derselben Handlung vereinigt und also diese Vereinigung selbst erklären will, thun sich doch große Schwierigkeiten hervor, die eine solche Vereinigung unthunlich zu machen scheinen. Das vernünftige Wesen kann von jeder Handlung, die es verübt, ob sie gleich als Erscheinung in dem Vergangenen bestimmt und insofern unausbleiblich nothwendig war, mit Recht sagen, daß es sie hätte unterlassen können, denn sie mit allem Vergangenen, das sie bestimmte, gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den es sich selbst verschafft und nach welchem es sich, als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Causalität seiner Erscheinung selbst zurechnet."

Das Verhältniß zwischen dem Ego Noumenon und dem Ego Phaenomenon ist ein ganz anderes als das zwischen Seele oder Geist und Körper. Selbst bei der am meisten supernaturalistischen Auffassung dieses letzteren werden doch gewisse Wechselbeziehungen zwischen Beiden angenommen; das Ego Noumenon dagegen schwebt über dem Ego Phaenomenon in einer geheimnißvollen Ferne und Höhe und hat mit demselben gar Nichts gemein, außer daß es eben von Zeit zu Zeit in die Sphäre seines Handelns hineintritt.

Abgesehen von diesen Dunkelheiten und Widersprüchen der Kant'schen Theorie von der absoluten Freiheit ist dieselbe auch praktisch trotz des sie umgebenden Scheins von Idealität nicht unbedenklich. Einmal in Bezug auf die so wichtige Frage der Verantwortlichkeit. Wer soll nach dieser Lehre verantwortlich sein? Doch wohl das „Ich in der Erscheinung", welches allein als das handelnde sich darstellt und also als solches eigentlich für seine Handlungen haften müßte. Allein dieses kann sich damit entschuldigen, daß das hinter ihm stehende Ego Noumenon versäumt habe, ihm den rechten und rechtzeitigen Anstoß zum pflichtmäßigen Handeln zu geben. Sodann im Punkte der Erziehung. Die Erziehung, sowohl die durch Andere, als die nicht minder wichtige Selbsterziehung, kann es nur mit dem Erscheinungs-Ich zu thun haben, denn das andere, außerhalb der Erscheinungswelt stehende, entzieht sich jeder Einwirkung von dieser letzteren aus. Gleichwohl ist das die Handlungen des Menschen Bestimmende nicht das erscheinende Ich, sondern das hinter der Erscheinung als „Ding an sich" verborgene, also nicht dasjenige, auf welches allein eingewirkt werden könnte. Widersprüche über Widersprüche!

Noch eine besondere Gefahr liegt nahe. Für Enthusiasten, besonders jüngere, hat der Gedanke etwas Verführerisches, vermöge eines plötzlichen Aufschwunges ihres sittlichen Gefühls, gleichsam durch eine höhere, wunderthätige Kraft (dergleichen das Ego Noumenon wäre) die Netze sinnlicher Versuchungen, in die sie sich verstrickten, mit einem Rucke zu zerreißen. Ueber dieser Einbildung verabsäumen sie leicht die rechtzeitige stetige Uebung und Kräftigung ihres Willens, die doch allein zum Ziele führt, und der gehoffte Aufschwung bleibt dann nicht selten aus.

So bietet die „absolute Freiheit" Kants so wenig wie die „absolute Unfreiheit" des Determinismus eine befriedigende Lösung der Frage wegen der menschlichen Willensfreiheit. Beides sind Extreme. Vielleicht liegt die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte. Der Kant'schen Fiction, als ob der Mensch vermöge eines mysteriösen übersinnlichen Ichs in jedem Augenblick gleichsam ein neues Dasein beginnen, eine neue Reihe von Handlungen anfangen könne, müssen wir entsagen. Das menschliche Ich, zu dem der Wille als ein Bestandtheil gehört, ist nicht wie vom Himmel gefallen, sondern allmählich entstanden. Wie der menschliche

Organismus in seinem Aufbau eine Reihe von Entwickelungsstufen durchläuft — vom Embryo an bis zum erwachsenen Menschen —, so auch der Wille. Auf jeder dieser Stufen empfängt er gewisse Eindrücke, nimmt er gewisse Elemente in sich auf, welche auf seine Ausbildung von Einfluß sind. Schon die Umstände bei der Geburt des Menschen, seine vererbten Anlagen und Neigungen, seine körperliche und geistige Entwickelung, die Umgebungen und die Verhältnisse, in denen er aufwächst, dies Alles zusammen bildet das Material, aus dem der Mensch und also auch sein Wille sich aufbaut und ausgestaltet. Je nach der Art dieses Materials mag letzterer kräftiger oder minder kräftig, in seiner Richtung nach der einen oder anderen Seite günstiger oder minder günstig veranlagt sein: wir haben es jedenfalls mit den Anfängen einer inneren, selbstständigen Thätigkeit, eines Willens zu thun. Dieser Wille wird allmählich gleich dem ganzen Organismus des jungen Erdenbürgers (wenn nicht besondere Hindernisse dem entgegenstehen) wachsen. In dem Maße, wie dies geschieht, wie der erstarkende Wille eine Widerstandskraft gegen äußere Eindrücke und Einflüsse zeigt, wird man ihm einen größeren oder geringeren Grad von Freiheit beilegen können, einer Freiheit, die allerdings ebenso weit entfernt ist von der absoluten Freiheit Kants, wie andererseits von der absoluten Unfreiheit der entschiedenen Deterministen. Man kann sie vielleicht als eine bedingte oder relative Freiheit bezeichnen, weil ihre Stärke abhängig ist von den sie bedingenden Vorgängen im Leben des Individuums, von den Verhältnissen, unter denen sie entstanden.

Was bei der Frage der Willensfreiheit für die Gesellschaft und den Staat von entscheidender Wichtigkeit ist, das ist die damit unlösbar verknüpfte Frage der moralischen und rechtlichen Verantwortlichkeit.

Wie oben gezeigt, ist eine solche Verantwortlichkeit weder beim Determinismus noch beim Kantianismus aufrecht zu erhalten. Wie steht es nun damit bei Annahme einer relativen oder bedingten Freiheit? Nach dieser Annahme besitzt jeder Mensch von einem gewissen Alter an eine soweit entwickelte selbstständige Thätigkeit oder Willensfreiheit, daß er nicht, wie der Determinismus will, der Sklave oder das bloße Werkzeug äußerer Einflüsse, sondern der wirkliche Urheber und Herr seiner Handlungen ist. Nach dem Maße dieser Thätigkeit oder Freiheit ist von ihm zu verlangen, daß er seine Handlungen vertrete, daß er sich als deren Urheber bekenne, daß er die Folgen derselben, entweder nur moralischen Tadel oder auch strafrechtliche Sühne, unweigerlich auf sich nehme und dadurch zur Sicherung der sittlichen und rechtlichen Ordnung beitrage. Der tüchtige Mensch wird sich dieser Verantwortlichkeit selbst nicht entziehen wollen. „Ich stehe dafür ein,“ „ich nehme die Verantwortung dafür auf mich“ — solche und ähnliche Versicherungen sind immer das Anzeichen eines seiner selbst sicheren Willens und eines in sich gefesteten Charakters, wie es andererseits sittliche Schwäche

verräth, wenn Jemand sich scheut, die Verantwortung für gewisse Handlungen zu übernehmen.

Doch ist, wie die Freiheit des Willens, so auch die an sie gebundene Verantwortlichkeit nur eine bedingte und relative, d. h. sie geht naturgemäß nicht weiter, als eben jenes Maß der Entwickelung und Kräftigung, welches der Wille des betreffenden Individuums unter den gegebenen Verhältnissen erreicht hatte. Einem jungen Manne, der in seiner Erziehung vernachlässigt, unter für seine Ausbildung ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen ist, wird man einen sittlichen Fehler nicht so hoch anrechnen, wie einem, dessen Vorleben bessere sittliche Früchte hätte erwarten lassen. Täuscht Letzterer diese Erwartung, so wird man ihn härter tadeln, wie man, umgekehrt, über den von Hause aus ungünstig Beanlagten sich um so mehr freut, wenn er sich dennoch zu größerer Willensstärke emporarbeitet.

In unserer Criminalrechtspflege hat der Grundsatz einer Abstufung der Verantwortlichkeit und der dadurch bedingten Strafbarkeit des Verbrechers bereits Anwendung gefunden. Richter und Geschworene erkennen dem Verurtheilten sogenannte „mildernde Umstände“ zu, wenn angeborene Geistesschwäche, schlechte Erziehung oder äußerst drängende Noth seinen Willen in Bezug auf den Widerstand gegen äußere Versuchungen geschwächt haben. Dies hat dann in der Regel die Folge, daß entweder das Strafmaß milder bemessen oder der Verbrecher der landesherrlichen Gnade empfohlen wird. Die Verantwortlichkeit hört selbstverständlich auf, wo wegen Blöd- oder Wahnsinns es an der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit fehlt.

Eine weitere Folge der Annahme einer relativen Willensfreiheit findet statt in Bezug auf die Behandlung der Verbrecher, nämlich die, daß man dieselben zu bessern, d. h. die Verbildungen, welche ihr Wille durch ihren bisherigen Lebensgang erfahren hat, rückzubilden sucht.

Die Anhänger dieser Theorie sind daher Gegner der Todesstrafe, weil diese jede Besserung des Verbrechers ausschließt, während doch bei Annahme einer, wenn auch nur relativen Willensfreiheit niemals (außer bei geistigen Störungen) ein Zeitpunkt nachgewiesen werden kann, wo diese Willensfreiheit (selbst im ärgsten Verbrecher) so gänzlich erstorben sei, daß sie nicht wieder erweckt und damit eine Besserung des Verbrechers erzielt werden könnte.

Wohl mag unter Umständen selbst eine solche getheilte oder ermäßigte Verantwortlichkeit hart erscheinen. Wenn ein von frühester Jugend auf durch unglückliche Familienverhältnisse verrohter Mensch ein Verbrechen begeht, so ist kaum zu sagen, welcher Theil der Schuld daran ihm, welcher seinen Eltern oder Angehörigen zufalle. Freilich macht gerade in solchen Fällen die nothwendige Sicherung der Gesellschaft vor ähnlichen Verbrechen eine Bestrafung des Schuldigen, auch wenn er nach psychologischen Gesetzen kaum

haftbar für seine That erscheint, unvermeidlich. In einem anderen Falle wird vielleicht ein feinfühlender Mensch, der aber durch eine schwächliche Erziehung zu einem leichtfertigen Lebenswandel veranlaßt und dadurch zuletzt auf eine verbrecherische Bahn geführt worden ist, die Verantwortung dafür nicht schlechthin von sich ablehnen wollen und sich nur beklagen, daß er durch fremde, nicht durch eigene Schuld in eine solche Lage versetzt worden sei. Im Allgemeinen wird in den meisten Fällen solcher Art ein Bedauern, auch der Unbetheiligten, darüber nicht ausbleiben, daß ein Nachgeborener für die Fehler seiner Vorfahren büßen muß. Allein das ist nun einmal nach dem ganzen Laufe der Natur nicht zu ändern. Diese Thatsache gerade enthält eine nur um so ernstere Mahnung an Alle, die mit der Pflege und Entwickelung eines jungen Lebens betraut sind, sich solcher Fehler in der Erziehung nicht schuldig zu machen, damit nicht dereinst ihr Zögling sie wegen dessen, was sie an ihm verbrochen haben, anklagen müsse. Ein Krüppel, den als Kind die Amme vom Tische fallen ließ, ein schwindsüchtiges Mädchen, dem eine Erkältung in der Kindheit den Keim der Krankheit eingepflanzt hat, büßen in ähnlicher Weise für Vernachlässigungen in ihrer Erziehung. Ja, sie sind in gewisser Hinsicht noch schlimmer daran als Einer, der, wenn er sich ernstlich Mühe giebt, sich vielleicht doch noch aus seiner sittlichen Versunkenheit herausarbeiten kann.

Ein sicheres Anzeichen des in jeder Menschenbrust schlummernden Bewußtseins der moralischen Verantwortlichkeit ist die Reue, ein Gefühl, das selbst dem rohesten uud verstocktesten Verbrecher selten erspart bleibt, und sollte es ihn auch erst in der Sterbestunde erfassen.

Die Allgemeinheit und Unentfliehbarkeit dieses Gefühls der Reue ist einer der stärksten Beweise gegen den Determinismus. Für den Deterministen giebt es consequenter Weise keine Reue, denn was er gethan oder unterlassen hat, das mußte er thun oder unterlassen. Reue aber ist die peinliche Empfindung, nicht nur, daß man anders gehandelt habe, als man hätte handeln sollen, sondern auch, daß man recht wohl so, wie man sollte, hätte handeln können.

Sie ist daher auch unzertrennlich von dem Bewußtsein der Willensfreiheit und eine Bürgschaft für das Vorhandensein dieser, zugleich, wenn sie echt ist, der Anfang einer Kräftigung des schwach gewesenen Willens, also einer sittlichen Besserung, wie dies das Sprichwort besagt. Ist sie freilich nicht echt oder doch nicht nachhaltig genug, folgt auf den Vorsatz der Besserung nicht die That, so findet das andere Sprichwort Anwendung: „Mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert.“

Das Gefühl der Reue pflegt sich am Ersten geltend zu machen entweder bei der Erinnerung an die eigene Vergangenheit, wo diese noch schuldlos war, oder beim Anblick Anderer, die, vielleicht unter noch erschwerenderen Umständen, dennoch sich frei von Schuld erhielten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Annahme einer zwischen der „absoluten Freiheit" und dem Determinismus die rechte Mitte haltenden Freiheit für die Erziehung, denn was der Mensch an relativer Willensstärke besitzt, sei es wenig oder viel, das verdankt er hauptsächlich doch der Erziehung. Eine gute Erziehung kann den Grund legen zu einem Leben voll der edelsten, kräftigsten Antriebe, eine schlechte kann die Bahn zum Verbrecherthum eröffnen. Das moralische oder juristische Urtheil, welches einen Schuldigen wegen seiner schlechten Erziehung eines Theils seiner Schuld entlastet, wälzt diese mit doppelter Last seinen Eltern und Erziehern zu, wie andernfalls eben diesen ein nicht geringes Verdienst an der wohlgelungenen Lebensführung ihres Zöglings gebührt. Welche dringende Mahnung an dieselben, in dem so folgeschweren Erziehungsgeschäft Nichts zu versäumen! Ob das zarte Kind körperlich abgehärtet oder verweichlicht, ob die ihm naturgemäß anhaftende Begehrlichkeit und Eigenwilligkeit rechtzeitig und auf die rechte Weise bekämpft und in andere Bahnen abgelenkt, ob im Fortgange der Erziehung das normale Gleichgewicht zwischen Körper und Geist, körperlicher und geistiger Kräftigung festgehalten, ob vor Allem auf die rechte Ausbildung und Festigung des Charakters hingewirkt worden ist, davon hängt es zu einem großen Theil ab, ob der in's Leben hinein entlassene Zögling — Knabe oder Mädchen — einmal seine Bestimmung als Erdenbürger recht erfüllen oder verfehlen wird.

Nicht minder wichtig aber, als die der Mündigkeit des jungen Menschen vorangegangene Erziehung, ist diejenige, die er nach derselben sich selbst geben muß. Durch jene ward dasjenige Maß von Willensstärke und Willensfreiheit, welches er als Mitgift für's Leben erhält, vorbereitet, durch diese muß er selbst dieses Maß möglichst erweitern. Er muß sorgsam Alles vermeiden, was die ihm überkommene Willensthätigkeit schwächen möchte, und Alles anwenden, um sie zu stärken, muß gewissenhaft sein in der Wahl seiner Umgebungen und namentlich seiner Freunde und Vertrauten, in der Gesunderhaltung und Kräftigung seines Körpers und seines Geistes, in der Abwehr aller für sein sittliches Leben schädlichen und in der Aufsuchung aller dafür heilsamen äußeren Einflüsse. Was er von jetzt an selbst aus sich macht, dafür ist er allein sich und der Gesellschaft verantwortlich, davon hängt seine Stellung und Wirksamkeit innerhalb dieser, hängt sein Lebensglück (dies Wort im edelsten Sinne genommen), hängt seine Zufriedenheit mit sich und seine Gemüthsruhe ab.

Wie bei dem einzelnen Menschen die Entwickelung, Kräftigung, Läuterung seines Willens oder Charakters wesentlich bedingt ist durch seine Erziehung und die allgemeine Gestaltung seiner Lebensverhältnisse, so ist es auch in Bezug auf ein ganzes Volk. Auch dieses muß theils erzogen werden, theils sich selbst erziehen. In ersterer Beziehung sind große Ereignisse und schwere Schicksale oft die besten Lehrmeister. Eine Bedrängung von außen weckt und kräftigt den Geist der Einigkeit, wie wir dies im deutschen Volke

1813, dann auch (wenigstens annähernd) 1840, am Entschiedensten 1870 gesehen haben.

Das Beste für die Heranbildung des rechten Geistes in einem Volke wird immer innerhalb desselben geschehen müssen. In diese Aufgabe müssen Regierende und Regierte sich theilen. Die Verantwortung dafür, daß es auf die rechte Weise geschehe, tragen auf der einen Seite das Staatsoberhaupt und seine Rathgeber, auf der anderen die aus dem Volke heraus sich bildenden Parteien mit ihrer Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung. Das gemeinsame Ziel Aller muß die Herstellung und Erhaltung gesunder Zustände auf dem politischen, wirthschaftlichen, socialen Gebiete sein. Wo solche vorhanden sind, da wirken sie auf den sittlichen Geist des Volkes günstig beeinflussend, wo nicht, da wird das Gegentheil der Fall sein. In einem despotisch regierten Staate werden die Menschen leicht entweder servil bis zur Selbstwegwerfung, oder aber verbittert, trotzig, heimtückisch, zu Aufständen und Verschwörungen geneigt. Eine auf Monopole und Privilegien, Bestechung und Begünstigung gebaute Staatswirthschaft verführt zur Unredlichkeit im Handel und Wandel. Eine zu weitgehende bureaukratische Bevormundung schwächt den Trieb der Selbstthätigkeit und den Associationsgeist im Volke. Eine zu große Ungleichheit des materiellen Besitzstandes erregt Unfrieden. Ein freies und auf große Ziele gerichtetes Nationalleben bringt eine Veredelung und Kräftigung nicht blos der politischen, sondern auch der sittlichen Eigenschaften des Volkes hervor. Unsere vaterländische Geschichte liefert zu alledem mehrfach belehrende Beispiele. Die Thatenlosigkeit und der Mangel an großen Interessen, welche das deutsche Staatsleben des vorigen Jahrhunderts charakterisiren, brachten — trotz einer Fülle idealer Kräfte und Bestrebungen in Wissenschaft, Kunst, Litteratur — in der Masse des Volkes und selbst der Gebildeten eine bedenkliche Entwickelung von Weichlichkeit und Genußsucht hervor. Der politische Aufschwung des Volkes im Befreiungskriege scheuchte die eingerissene Leichtfertigkeit der Lebensführung wenigstens auf einige Zeit hinweg und schuf einen ernsteren Geist in der Nation.

Zwar heißt es: „Werdet besser, so wird's besser werden!" Aber auch das Gegentheil hat seine Berechtigung, nämlich daß man durch Besserung der allgemeinen Verhältnisse, durch Beseitigung verbildeter, unnatürlicher, vollends ungerechter Zustände bessernd, kräftigend, läuternd auf die Einzelnen zu wirken vermag.

Man sagt wohl auch, es sei für den Einzelnen ein größeres sittliches Verdienst, wenn er selbst unter noch so schwierigen äußeren Verhältnissen dennoch gut und recht handle. Mag sein! Für das Ganze ist es jedenfalls räthlicher, dem Einzelnen das Gutsein und Besserwerden nicht zu erschweren, eher zu erleichtern. Ein Cato, der sich selbst tödtete, weil er die Freiheit Roms nicht überleben wollte, ist sicher ein leuchtendes Muster von Vaterlands- und Freiheitsliebe; allein wer möchte wünschen, daß, nur um

Catos zu züchten, die Völker ihrer Freiheit beraubt und dem Despotismus preisgegeben würden? Wir haben den tapferen Muth der Göttinger Sieben bewundert, die lieber ihre ihnen so werthe Berufsthätigkeit, ja, ihre ökonomische Existenz auf's Spiel setzten, als daß sie ihrer Ueberzeugung und dem der Verfassung geschworenen Eide untreu geworden wären. Allein besser ist es doch, wenn keine Verfassungsbrüche stattfinden und daher solche Opfer nicht nöthig werden. Zur Bewährung von Charakterfestigkeit und Selbstverleugnung fehlt es auch sonst in unserer vielbewegten Zeit nicht an Gelegenheiten.

Die Bastille in der Legende und nach historischen Documenten.

Von

Franz Funck-Brentano.*)

— Paris. —

Vorrede von Victorien Sardou.

I.

Ich sah mir gelegentlich der großen Ausstellung von 1889 das in verjüngtem Maßstabe auf derselben vorhandene, aus Holz hergestellte Modell der Bastille an; leider war dasselbe wenig geeignet, eine richtige Vorstellung von dem alten, denkwürdigen Bau zu geben.

Hatte man das Eingangsthor überschritten, so sah man in der herrschenden Dunkelheit einen Greis in langem Silberbarte, der auf dem traditionellen „feuchten Stroh" lag, hörte ihn mit seinen Ketten rasseln und entsetzliche Klagelaute ausstoßen. Der Führer aber sprach folgende von Rührung erstickten Worte:

„Sie sehen hier, meine Herrschaften, den unglücklichen Latude, der mit seinen beiden hinter dem Rücken zusammengeketteten Armen an diesem Orte fünfunddreißig Jahre lang lebte."

Ich ergänzte diese Mittheilung, indem ich in dem nämlichen Tone hinzufügte:

„Diese Fesseln haben ihn nicht verhindert, eine Strickleiter von 180 Fuß Länge zu fabriciren, mittelst deren es ihm gelungen ist, zu entweichen."

*) Das vielbesprochene Werk des französischen Gelehrten, das wir — mit Ausnahme der in anderen deutschen Zeitschriften erschienenen Abschnitte — veröffentlichen, wird demnächst vollständig in Buchform — übersetzt von Oscar Marschall von Bieberstein — im Verlage unserer Monatsschrift erscheinen. D. R.

Die Umstehenden sahen mich erstaunt an, der Führer machte ein finsteres Gesicht, und ich zog mich zurück.

Der Gedanke, welcher mir meine Worte eingab, ist genau derselbe, welcher Herrn Funck-Brentano zur Herausgabe seines Buches über die Bastille veranlaßte. Dieser Herr stellt in demselben in Bezug auf die Bastille Alles richtig und den landläufigen Legenden die Wahrheit gegenüber, die ja nur Wenigen bekannt ist. Denn trotz Allem, was Ravaisson in der Vorrede zu seinem „Archiv der Bastille", was Victor Fournel in seinem Buch „Die Männer des 14. Juli", was Gustav Bord, was Biré, Régis u. A. sagen, hält sich doch die öffentliche Meinung im Allgemeinen an das, was über die inneren Zustände der Bastille im Jahre 1789 Louis Blanc sagt:

„Eiserne Käfige, welche die Zeiten des Plessis-les-Tours und die Torturen des Cardinal La Ballue in's Gedächtniß zurückrufen, unterirdische Kerker, Kellerlöcher voll von Kröten, Eidechsen, von fürchterlichen Ratten und Spinnen, das ganze Mobiliar aus einem Stein bestehend, der mit nur wenig Stroh bedeckt ist, die Luft verpestet; hier, eingehüllt in die Wolken eines Geheimnisses, einer vollkommenen Unkenntniß mit dem ihm zur Last gelegten Verbrechen preisgegeben, ebenso mit der ihm bevorstehenden Todesart, schmachtet der Gefangene, und er hat aufgehört, der Welt anzugehören."

Wenn jemals diese Bastille des Melodramas existirt hat, die des achtzehnten Jahrhunderts sieht ihr in Nichts ähnlich. Im Jahre 1789 waren die im Erdgeschoß gelegenen Kerker, welche ihre Fenster nach dem Festungsgraben hinaus hatten, nicht mehr, wie unter Ludwig XV. für die zum Tode Verurtheilten bestimmt, oder für gefährliche Irrsinnige, oder für wegen Beleidigungen, Ruhestörung, Gewaltthätigkeiten in Gefangenschaft Gerathene, auch nicht für Aufseher wegen Dienstvernachlässigung — zur Zeit des ersten Necker'schen Ministeriums war die Benutzung derselben überhaupt untersagt.

Der Gefangene, der in den ersten Tagen seiner Einlieferung vernommen wurde, weiß stets, wessen er beschuldigt ist; er braucht sich keinerlei Gedanken über die Art seiner Bestrafung zu machen, da schon seit einem Jahrhundert weder Torturen noch Todesstrafen in der Bastille vorkamen.

Ein jeder Gefangene bewohnt statt eines Verließes oder eines eisernen Käfigs ein ziemlich geräumiges Gemach, dessen größter Fehler der ist, daß das Licht schlecht ist, da das Fenster nur schmal und mit Gitterstangen versehen ist, von denen einige nach Innen hineinragen. Im Uebrigen ist es zur Genüge mit Mobiliar ausgestattet, der Gefangene aber hat die Berechtigung, dasselbe auf seine Kosten zu vervollständigen. Er kann sich auch Kleider und Wäsche nach Gefallen halten, hat er dazu die Mittel nicht, so werden sie ihm geliefert. Latude klagt über Rheumatismus,

man giebt ihm Pelze zum Anziehen. Er verlangt nach einem Schlafrock und zwar von „rothgestreiftem Stoff". Es wurde in alle Läden geschickt, um seinen Wunsch zu erfüllen. Ein Anderer, ein gewisser Hugonnet, beschwert sich, daß er die Hemden nicht bekomme, welche er verlangt hat und zwar „Hemden mit gestickten Manschetten". Frau Sauvé hat Verlangen nach einer weißseidenen, mit grünen Blumen durchwirkten Robe. Man findet in ganz Paris nur eine weiße, grün gestreifte Robe und hofft, daß die Dame sich damit zufrieden geben werde.

Jedes Gemach hat einen Ofen oder einen Kamin; Holz zum Einheizen und Licht wird geliefert; der Gefangene kann sich auf seine eigenen Kosten soviel Licht anschaffen, als er nur will. Es stehen Papier, Tinte und Federn zu seiner Verfügung. Diese Gegenstände werden ihm nur dann vorenthalten, wenn er damit Mißbrauch treibt, wie z. B. Latude, der den ganzen Tag über kritzelt, um dem Gouverneur oder dem Polizeilieutenant Schmähungen an den Kopf zu werfen. Bücher werden aus der Bibliothek ausgeliehen, der Gefangene kann sich solche auch von außerhalb kommen lassen. La Beaumelle hatte in seinem Zimmer nicht weniger als 600 Bände. Er kann sich Vögel, Katzen, Hunde halten und braucht sich nicht zu seiner Zerstreuung an die Spinne Pellissons zu halten, die ja auch bei Lauzun und vielen anderen Gefangenen eine Erscheinung der Mythe ist. Musikalische Instrumente sind gestattet: Renneville spielt die Violine, Latude die Flöte. Es finden Concerte in den Zimmern der Gefangenen und beim Gouverneur statt.

Ein Jeder ist befugt zu sticken, zu drechseln, zu tischlern, ganz nach Belieben. Es ist den Gefangenen, gegen deren Aufführung keine Klage vorliegt, gestattet, einander zu besuchen, Tric-trac, Schach oder Karten zu spielen, im Hofe dürfen sie Kegelschieben und Ball spielen: La Rouarie verlangt für sich und Freunde ein Billard — er erhält es auch!

Die Gefangenen haben die Erlaubniß, auf der Plattform der Citadelle spazieren zu gehen: sie können von dort in die Rue St. Antoine, das Faubourg und auf die Boulevards einen Blick werfen und zwar zu einer Zeit, wenn die vornehme Welt promenirt. Mit Hilfe von Fernröhren und auf große Bretter geschriebenen Worten können sie mit den Leuten der Nachbarschaft correspondiren und, wie Latude, sich mit den Grisetten des Stadttheils unterhalten. Michelet, in deutlich zu Tage tretender Absicht, bemerkt, daß unter Ludwig XVI. der Aufenthalt auf der Plattform der Citadelle verboten wurde: Das ist durchaus unrichtig! Der Aufenthalt wurde nur Denen untersagt, welche, wie der Marquis de Sade, denselben dazu benutzten, um die Vorübergehenden anzurufen; von dem Tage der Thronbesteigung Ludwigs XVI. und dem Besuche Malesherbes in der Bastille wurden die Zustände besser und besser.

Einige Gefangene erhielten Einladungen zum Gouverneur und durften seine geselligen Cirkel und den Garten besuchen, ja einige durften aus-

gehen, wenn sie nur Abends zu Hause waren, einige sogar des Nachts ausbleiben.

Wer einen Diener hat, darf sich von ihm bedienen lassen, falls derselbe einwilligt, die Gefangenschaft mit seinem Herrn zu theilen. Auch bewohnen zuweilen zwei Gefangene ein Zimmer, wie z. B. Latude und Allègre.

Die Verpflegung, wie alle Gefangenen bestätigen, war reichlich und gut.

„Ich hatte," so erzählt Dumouriez, „fünf Gänge zu Mittag und ebensoviel zum Souper, außerdem noch Dessert."

Herr von Beaumont giebt zu, daß er die Bastille ungern verlassen habe, weil er dort essen und trinken konnte, soviel er wollte.

Poultier d'Elmotte sagt: „Herr von Launay kam zu einem Plauderstündchen zu mir und ließ mir die Gerichte verabfolgen, die ich wünschte."

Baron Hennequin, der sehr Hypochonder war und sich über Alles beschwerte, bekennt doch, daß man ihm mehr Fleisch vorsetzte, als er verzehren konnte.

Der Abbé de Buquo erwähnt, daß er sehr gut zu essen bekomme und daß es die Absicht des Königs wäre, die Gefangenen noch besser zu verpflegen.

Der gallige Linguet giebt in seinem bekannten Pamphlet zu, daß er dreimal täglich gut speise, daß man ihm eine auffallende Masse Fleisch vorsetze: wahrscheinlich wolle man ihn vergiften. Er verschweigt dabei, daß Herr von Launay ihm jeden Morgen das Menu für den Tag vorlegen ließ und daß er selbst mit eigener Hand die Gerichte bezeichnete, die er haben wollte, indem er stets die leckersten und in so großer Fülle wählte, daß vier oder fünf Epicuräer sich daran hätten delectiren können.

Unter Ludwig XIV. machte Renneville das folgende Verzeichniß der Gerichte, die ihm servirt wurden:

Austern, Krebse, Hühner, Capaunen, Hammel, Kalbfleisch, Tauben, dazu: Spargel, Blumenkohl, Schoten, Artischocken 2c., kleine Pasteten, Fleischklößchen, Lachs, Hecht, Forellen, Seezunge und andere Salz- und Flußwasserfische, Früchte, Kuchen 2c.

Latude beschwerte sich, daß man ihm ungespickte Hühner vorsetzte.

Im Buch des Herrn Funck-Brentano muß man den unterhaltenden Bericht Marmontels nachlesen, der aus Versehen das Diner seines Dieners zu sich nimmt und es vortrefflich findet.

Fräulein de Launay, die spätere Frau von Staal, welche wegen Mitschuld an der Verschwörung Cellamares eingekerkert war, erzählt, daß sie und ihr Kammermädchen am Abend ihres Eintreffens in der Bastille auf einen seltsamen Lärm aufmerksam wurden, der sich unter ihren Füßen vernehmen ließ, als komme er von irgend einer Tortur-Maschinerie her. Später erklärte sich die Sache dahin, daß die beiden Frauen gerade

über der Küche wohnten und daß der sich drehende Bratspieß das Geräusch verursachte.

Die Gefangenen hatten nicht allein die Erlaubniß, ihre Angehörigen zu empfangen, sie konnten dieselben auch zu Tisch oder zu einer Spielpartie bei sich behalten; so fand z. B. bei der obengenannten Frau von Staal nach Tisch „Cercle“ statt, des Abends wurde Hazard gespielt. „Diese Tage,“ sagt die Dame, „waren die glücklichsten meines Lebens!“

Bei Bußy Rabutin stellte sich die gesammte Hofgesellschaft zum Besuch ein, vor Allem auch seine Freunde und seine „schönen Freundinnen“.

Herr von Bonrepos, ein untergeschobener Name, findet sich in der Bastille so wohl, daß, als er die Berechtigung erhielt, zu den Invaliden überzusiedeln, er nur mit Gewalt dazu veranlaßt werden konnte.

Morellet aber bemerkt: „Ich verbrachte in der Bastille sechs Wochen so angenehm, daß ich mich noch jetzt mit Freuden derselben erinnere.“ Als er das Gefängniß verließ, rief er: „Gott im Himmel sei diesem guten Tyrannen gnädig!“

Voltaire hatte einen zwölftägigen Aufenthalt, empfohlen von dem Polizeivorsteher, welcher erwähnte, daß man alle „seinem Genie zustehenden Rücksichten“ für ihn haben möchte.

Man werfe mir nicht ein, daß es sich hier nur um hochstehende Herren oder litterarische Größen handle, für welche das ancien régime mildere Maßregeln zuließ — dieser Schluß wäre falsch.

Ich habe Renneville und Latude, Gefangene von nur untergeordneter Bedeutung genannt, der Eine ein Spion, der Andere ein Industrieritter. In dem dreibändigen Bericht, welchen uns Renneville hinterließ, sieht man nur immer volle Stuben vor sich, in welchen er mit Gefährten Kurzweil treibt: man spielt, trinkt, berauscht sich sogar, prügelt sich, man schwatzt mit Nachbarn und Nachbarinnen, Pasteten und Weine stellt man sich durch die Kamine zu; die in unsern modernen Gefängnissen Sitzenden würden sich mit Freude einem solchen Leben hingeben. Allerdings hatte man für Renneville nicht dieselben Rücksichten wie für Voltaire.

Sofern es sich um Latude handelt, dem man Schlafröcke nach Wunsch lieferte, so wird man aus dem Bericht des Herrn Funck-Brentano entnehmen, daß es lediglich seine Sache war, ob er in Vincennes oder in der Bastille Aufenthalt nehmen wollte, daß er sogar zu Zeiten durch das große Thor, die Taschen voll Geld, passiren konnte.

Es gehört zu den vielen grausamen Einrichtungen dieser „abscheulichen Bastille“, daß arme Teufel bei ihrer Entlassung stets einige hundert Livres, und daß die unschuldig Verhafteten eine Entschädigung erhielten. Man sehe, was Herr Funck-Brentano über einen gewissen Subé berichtet, welcher für 18tägige Gefangenschaft mit 3000 Livres (heutzutage 6000) schadlos gehalten wurde. Andere, die drei Jahre lang festgehalten waren, erhielten eine Jahrespension von 2400 Frcs. nach unserem jetzigen Gelde.

Voltaire, der, wie gesagt, 12 Tage in der Bastille zubrachte, erhielt eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres.

Man rede nicht von der zeitgenössischen Gerichtspflege, welche nach einigen Monaten Untersuchungshaft den irrthümlich Verhafteten in Freiheit setzt mit Nichts als dem freundschaftlichen Rath: „Gehen Sie in Gottes Namen, aber passen Sie auf, daß man Sie nicht wieder einfängt!"

Einige Scherzmacher werden mir unterschieben, ich mache aus der Bastille einen entzückenden Aufenthalt — ein leichter Scherz, den wir ihnen ersparen wollen, indem wir bemerken, daß ein Gefängniß ein Gefängniß ist und bleibt, die beste Kost bietet keinen Ersatz für den Verlust der Freiheit — zwischen der Wirklichkeit und der Vorstellung, welche man sich von diesem sogenannten „Hôtel der Schriftsteller" macht und dem schändlichen Kerker unserer Zellengefängnisse liegt doch ein großer Unterschied. Ich würde meinerseits drei Jahre in der Bastille drei Monaten im Mazas-Gefängniß vorziehen — das ist keine Redensart!

II.

Linguet und Latude sind ohne Zweifel die beiden Schwätzer, welche am meisten zur Verbreitung von Fabeln über die Bastille beigetragen haben. Die Falschheit derselben ist durch unanfechtbare Documente nachgewiesen. Der Parteigeist ist hinzugekommen, um die absichtlichen Verspottungen Linguets ernst zu nehmen: Linguet machte ja mit seinem angeblichen Märtyrerthum Reclame: die Lügen Latudes stellen die einträglichste Beute dar, die er aus seiner Carrière als Gefangener zog.

Ueberlassen wir Linguet, der soviel zur Zerstörung der Bastille beigetragen hat, in der Conciergerie seiner Reue in dem Moment, da er den verhängnißvollen Karren bestieg, um auf die Guillotine geschafft zu werden, und sprechen wir ein wenig von einem anderen, in seinen Fluchtversuchen so erfinderischen Gefangenen.

Für den gewöhnlichen Sterblichen hat der unglückliche Latude eines einfachen Scherzes wegen mit einer Gefangenschaft von 35 Jahren aufkommen müssen: es handelte sich über ein der Madame de Pompadour übersandtes Pulver, welches für Gift ausgegeben wurde.

Diese Strafe war ja in der That unerhört!

Will man aber, anstatt sich an die Aufschneidereien Latudes zu halten, die durch Documente reichlich belegte Biographie prüfen, welche Herr Funck-Brentano veröffentlicht, so wird man alsbald dahinter kommen, daß, wenn Latude 35 Jahre lang eingesperrt war, es auf seinen eignen Wunsch geschah und daß sein schlimmster Widersacher und hartnäckigster Verfolger, der Urheber aller seiner Leiden — er selbst war.

Hätte er nach Verübung seines Scherzes den Rath des einsichtsvollen Berryer befolgt, welcher ihm Geduld empfahl und ihm seine baldige Befreiung in Aussicht stellte, so wäre er mit einigen Monaten Gefängniß in

Vincennes davongekommen, allwo seine Gefangenschaft eine so milde war, daß er nur eine Gartenthür aufzustoßen brauchte, um frei zu sein.

Dies war die erste für den Ausgang seiner Angelegenheit verderbliche Thorheit. Man erwischt ihn und schafft ihn in die Bastille in eine Zelle, aus der es dem guten Berryer gelingt, ihn zu befreien und besser unterzubringen. Anstatt sich ruhig zu verhalten, wird Latude aufsässig, er führt allerhand böse Reden; er schreibt in die Bücher, welche man ihm borgt, beleidigende gegen die Pompadour gerichtete Verse. Trotzdem erhält er außer dem besseren Zimmer auch noch einen Diener, ja sogar einen Stubengefährten, den bekannten d'Allègre. Und nun kommt es zu dem vielbesprochenen Ausbruch. Man weiß in Bezug auf denselben nicht, soll man das Erfindertalent der beiden Leute mehr bewundern als die kaum glaubliche Gutmüthigkeit, die in diesem Gefängniß maßgebend war: man gestattete ihm, sich einen Bohrer, eine Säge, einen Zirkel, einen Mauerhaken, ein 1400 Fuß langes Seil, eine Strickleiter von 180 Fuß Länge mit 218 hölzernen Sprossen anzufertigen und all diese Dinge zwischen zwei Brettern zu verstecken, hinter welche einen Blick zu werfen Niemandem einfiel. Nachdem sie eine Mauer von $4^1/_2$ Fuß Dicke durchbohrt hatten, gelangten die Flüchtlinge in's Freie, ohne daß auch nur ein einziger Schuß auf sie abgefeuert worden wäre.

Uebrigens waren sie nicht die Ersten, die aus dem alten Gemäuer ausgebrochen waren. Renneville erzählt vom Abbé de Buquoy, man scheint jedoch der Entweichung desselben keine besondere Bedeutung beigemessen zu haben.

Anders verhält es sich mit d'Allègre und Latude. Vorübergehende konnten am frühen Morgen die Strickleiter an der Mauer hängen sehen, so daß der Ausbruch der Gefangnen kein Geheimniß mehr war; er bringt die Bastille in Mißcredit: also man kann doch entwischen, sagen die Leute. Die Polizeibeamten sind in nicht geringer Bestürzung. Man lacht auf ihre Kosten, und dann kennt man ja die beiden Entwichenen so gut. Sie werden nicht verfehlen, einen Bericht über ihre Flucht zu veröffentlichen mit scharfen Ausfällen gegen die Regierung, das Oberhaupt der Polizei, die Minister, die Favoritin, den König selbst. Einem solchen Scandal muß vorgebeugt, Alles aufgeboten werden, um sie wieder einzubringen.

Man bemitleidet die Unglücklichen, daß sie nach einer so schlau erdachten Flucht sich fangen ließen: d'Allègre in Brüssel wegen eines beleidigenden Briefes an die Pompadour, Latude in Holland wegen eines an seine Mutter gerichteten Gesuches um Unterstützung.

Latude kam hinter Schloß und Riegel und wurde einer strengeren Zucht unterworfen. Seine Schmähungen, seine Drohungen, seine Ansprüche aber nahmen nur zu. Er bringt die Leute, die ihm hilfreich beistehen wollten, schier zur Verzweiflung. Nun wird er nach dem Donjon in Vincennes geschafft; man verspricht ihm die Freilassung, wenn er sich

ruhig verhalten würde. Diese steht, wie er selber angiebt, in wenigen Tagen bevor. Man gestattet ihm, in den Festungsgräben spazieren zu gehen — und siehe da, er entweicht abermals.

Er wird wiederum eingefangen, nach Vincennes zurückgebracht, und die Procedur geht von Neuem los. Man hält ihn schließlich für etwas gestört und schickt ihn nach Charenton, woselbst er sich einer ausgezeichneten Behandlung zu erfreuen hat, von hier wird er bald in aller Stille verabschiedet.

Er nimmt seinen Aufenthalt in Paris, schreibt allerhand böse Dinge gegen die Herren von Sartine und von Marigny, auch vertreibt er seine Memoiren, in denen er einen Schadenersatz von 50 000 Livres fordert, schließlich erpreßt er durch Drohungen Geld von einer Dame.

Er wird deshalb nach Bicêtre geschickt und bei den „Gefährlichen" der Anstalt untergebracht, allein . . .

Seien wir gerecht! Nehmen wir einen zeitgenössischen Industrieritter, der, zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt, Staatsbeamte, Richter, den Präsidenten rc. beleidigt, und trotz schärferer Ueberwachung ein-, zwei-, dreimal ausbricht, und stets wieder ergriffen, eingespert, von Neuem bestraft wird. Endlich, nachdem er seine Zeit abgesessen hat, verbreitet er beschimpfende Schriften gegen den Polizeipräfecten, die Minister, die Kammern, ersucht den Präsidenten der Republik um eine Schadloshaltung in Höhe von 150 000 Francs und erpreßt durch Drohungen Geld von einer Dame.

Man wird einräumen, daß ein solcher Mann 35 Jahre Zusatzstrafen zu verbüßen haben würde.

Diese Verurtheilungen aber würden in der Tagespresse veröffentlicht werden, und es wäre für märchenhafte Erfindungen, die hinter Schloß und Riegel gedeihn, kein Raum.

Wäre, was den Grund und die Dauer der Gefangenschaft betrifft, sein Fall dem Fall Latude vollkommen gleich, es würde für ihn weder Pelzwerk, noch Promenaden in den Gärten, noch gespickte Hühner zu Tisch geben.

Außer etwa 50 selbstgeschriebenen Briefen Latudes, welche von Bicêtre aus an Frau Legros, seine Wohlthäterin, gerichtet sind, und in denen sich sein intriganter Charakter, seine Charlatanerie, seine Eitelkeit, seine Prahlerei verrathen, besitze ich selber einen, der an Herrn von Sartine gerichtet ist und den Latude am Schluß einer Eingabe an Mme. de Pompadour veröffentlichte: jede Wendung darin ist beleidigend.

Dieser Brief kam zur öffentlichen Versteigerung, und der Katalog brachte die ersten Zeilen, welche wie folgt lauten:

„Ich ertrage mit Geduld den Verlust meiner schönen Tage und meines Vermögens (!!). Ich ertrage rheumatische Schmerzen, die Schwäche in meinem Arm, ich trage einen eisernen Ring um meinen Leib für Lebenszeit."

Einer unserer Journalisten, welcher von Louis Blanc Geschichte lernte, sah Latude mit dem eisernen Gürtel an einem Pfeiler und ruft voller Entrüstung aus:

„Ein eiserner Gürtel — welche Abscheulichkeit.“

Dabei aber handelte es sich um eine Bandage; dieser falsche eiserne Gürtel ist die einzige Fabel des armen Latude.

III.

Alles, was sich auf die Bastille bezog, trat im Gewande der Fabel auf. Wie glorreich waren die Tage vom 13. und 14. Juli, wie sie in der Phantasie des Volkes nach den Angaben Michelets existiren! Michelet, der in bilderreicher, leidenschaftlicher, pittoresker, dramatischer, bewundernswerther Sprache nicht die Geschichte, sondern einen die Revolution behandelnden Roman schrieb!

Man lese seinen Bericht vom 13. Er führt uns ganz Paris vor, wie es sich gegen Versailles auflehnt, wie es in herrlichem Feuereifer zu den Waffen eilt, um der königlichen Armee die Spitze zu bieten. Das ist, soweit es sich um Litteratur handelt, sehr schön: der Geschichte gegenüber ist es die pure Phantasie.

Die Pariser waren ja ohne Zweifel der Mehrzahl nach Vertreter der neuen Ideen, das heißt, sie waren für eine Beseitigung der Mißbräuche, der Vorrechte, wie sie in den Büchern des General Staal verzeichnet stehen, mit einem Wort Vertreter der von Frankreich ersehnten Reformen. Allein ohne eine Mitwirkung der Krone, der sie aufrichtig zugethan waren, wollten sie Nichts davon wissen.

Diese Menge aufgeregter Menschen, welche nach dem Stadthause eilen und nach Waffen rufen, welche uns von den republicanischen Schriftstellern so dargestellt werden, als wären sie durch Neckers Verabschiedung aufgebracht und bereit, den Thron zum Vortheil des Genfers zu stürzen, sind weit mehr von Dem erschreckt, was sich in Versailles vorbereitet, als von Dem, was in Paris vor sich geht. Rufen sie nach Waffen, so thun sie es um ihrer eigenen Sicherheit willen. — Die Auflösung der Nationalversammlung, die als ‚sicher in Aussicht stehend‘ bezeichnet wurde, erhitzte die Gemüther Aller, und die Uebelgesinnten zogen aus der Beunruhigung, der allgemeinen Bewegung Vortheil, um die Lage zu verschlimmern und im Trüben zu fischen. Die Polizei war ganz verschwunden; der Pöbel herrschte souverän in den Straßen. Banden von Strolchen, unter denen man jene Leute mit den abschreckenden Gesichtszügen sah, welche seit dem Monat Mai nach Paris geströmt waren, und, Gott weiß woher, wie auf Commando daherkamen, die man schon bei der Plünderung des Hauses Réveillon bemerkt hatte, sie liefen überall umher, beleidigten die Frauen, rempelten die Passanten, plünderten Läden, brachen in die Gefängnisse ein, verbrannten die Steuerhäuser an den Thoren. Am 13. Juli erklärten

sich die Wähler von Paris für die Bildung einer Bürgermiliz zum Schutz der Stadt, und die Vorlage wurde noch an dem nämlichen Tage von allen Districten mit den Zusätzen angenommen, welche Herr Funck-Brentano anführt und welche die Absicht der Unterzeichner darlegten.

Lediglich, um sich gegen Diejenigen zu vertheidigen, welche man „die Räuber" nannte, formirten sich diese bürgerlichen Milizen. „Um die Bürger zu schützen," heißt es in dem Verhandlungsbericht von Petit-Saint-Antoine, „gegen die Gefahren, von denen sie individuell bedroht sind."

„Das vorherrschende Gefühl," sagt Victor Fournet, „war bei den Bürgern die Furcht. Bis zum 14. Juli zeigten sich dieselben weit mehr beunruhigt durch die vielen Excesse, welche nach der Verabschiedung Neckers begangen wurden, als durch die Anschläge des Hofes."

Jacques Charavay, der Erste, welcher den Text des oben angeführten Berichtes anführt, macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn er daraus den nachfolgenden Schluß zieht:

„Die Bewegung, durch welche am anderen Tage die Bastille fiel, hätte vielleicht von der Nationalgarde niedergehalten werden können, hätte dieselbe nur eine bessere Organisation gehabt."

Es fehlte hier eine Oberleitung, ein Chef, namentlich aber die Unterstützung Besenvals.

Dieser Herr, der von Versailles, auf Grund königlichen Befehls, mit 35 000 Mann ausrückte, hatte den Befehl, der Gewalt Gewalt gegenüberzustellen.

Hier der Bericht über seine Operationen:

„Am 13. gegen 4 Uhr Nachmittags hatte das Regiment Royal Allemand ein Scharmützel auf dem Vendômeplatz gegen „Manifestanten", wie man heut sagen würde, welche die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans vor sich hertrugen. Die Leute wurden auseinandergejagt.

Um 6 Uhr war dieselbe Reiterei in Thätigkeit auf dem Pont Tournant der Tuilerien, wobei ihnen 5 oder 6 Stühle an den Kopf geworfen werden. Es wird eingehauen. Herr de Lambesc macht den fabelhaften Greis nieder, der eine Stunde später sein trauriges Ende im Palais Royal erzählt.

Um 9 Uhr macht dasselbe Regiment eine militärische Promenade über die Boulevards: es verliert bei einem Zusammenstoß mit französischen Garden zwei Mann und macht darauf Kehrt, ohne Widerstand zu leisten, zum großen Erstaunen des Gardeoffiziers de Maleissye. Hätte die Cavallerie, wie dieser Herr behauptet, attaquirt, so hätte sie mit Leichtigkeit die französischen Garden geschlagen, zumal dieselben völlig betrunken waren.

Besenval, in Schrecken gesetzt durch einen solchen Widerstand, sammelt all' die Seinen, er zieht nach dem Marsfelde und rückt und rührt sich nicht mehr.

Man fragt sich, wenn man dies hört, ob Besenval ein Dummkopf oder ein Verräther war! Das Erstere ist richtig: glaubte er doch, er hätte sich gegenüber 300 000 Mann, er hielt alle Diejenigen, die etwas aufgeregt waren, für Rebellen und begreift nicht, daß auf 100 Pariser es 90 gab, die auf ihn zählten, um die Meuterer zu Paaren zu treiben.

Er sagt, er setze kein Vertrauen in seine Leute.

Die Leute, im Gegentheil, setzten kein Vertrauen in ihren Führer und waren entmuthigt durch seine Unentschlossenheit. Er sagt die Unwahrheit: ein einziges Regiment versagte. Er hätte ja nur brauchen die Schweizer zu verwenden, welche am 10. August bewiesen, daß man auch früher hätte auf sie zählen können.

„Und dann," so sagt Besenval des Weiteren, „hatte ich Furcht, den Bürgerkrieg zu entfesseln."

Ein militärischer Führer, der einen Aufstand unterdrücken soll, darf sich nicht exponiren, indem er gegen denselben kämpft!

Hier noch ein Grund Besenval's: „Ich ließ," sagt er, „um Befehle aus Versailles bitten und erhielt keinen."

Er hatte doch einen in der Tasche.

Endlich, nachdem er an Flesselles und de Launey geschrieben hatte, sie sollten sich bis zu seinem Eintreffen halten, und nachdem unter seinen Augen die Waffen aus der Invaliden-Kaserne entführt waren, ohne daß er auch nur einen Finger darum gerührt hätte, wartet er ab, bis die Bastille erstürmt ist, um vom Marsfelde aus vorzugehen — dann aber ruhig nach Versailles mit seinen 35 000 Mann zurückzukehren, die keine einzige Patrone verschossen hatten.

Das war allerdings gut — aber nur für die Tumultuanten.

IV.

Am 13. Juli, so sagt Michelet, vertheidigt sich Paris — Gegen wen denn? Am 14. geht es zum Angriff über. Eine Stimme wird laut und ruft: „Geh' und nimm die Bastille!" Und der Tag ist da, der dem gesammten Volk gehört!

Das ist ja als lyrischer Erguß sehr schön, allein die Wahrheit ist es nicht.

Man höre nun Marat, der unverdächtig ist, und der Alles in der Nähe gesehen hat.

„Die Bastille," berichtet Marat, „die schlecht vertheidigt war, wurde genommen von einigen Soldaten und einer Rotte Elender, der Mehrzahl nach Deutsche oder Provinzler. Die Pariser, stets neugierig und geschwätzig, liefen aus Neugier herbei."

Michelets „gesammtes Volk" ist auf einen etwa tausendköpfigen Haufen zurückzuführen, in demselben sind es kaum 300 Leute die wirklich am Kampf theilgenommen haben: französische Garden, Deserteure aller Waffen,

Schreiber und überspannte Bürger — auch wackere Männer, die da glaubten ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie auf diese alten, harmlosen Mauern losstürmten, herbeigelaufenes Gesindel, dem der Aufruhr straflosen Raub, straflosen Mord zu verheißen schien.

„Ich habe," sagt der Kanzler Pasquier, „der Erstürmung der Bastille beigewohnt. Das, was man einen Kampf nennen hört, war nicht gerade ernster Art. Dieser „große Kampf" hat nicht einmal die Zuschauer auch nur für einen Augenblick verscheucht. Unter denselben waren sehr viele Frauen, darunter elegante Damen. Sie hatten, um dem Schauplatz näher zu sein, ihre Equipagen verlassen. Neben mir bemerkte ich Mademoiselle Contat von der Comédie française. Wir hielten bis zum Schluß aus, und ich bot ihr dann meinen Arm, um sie zu ihrem Wagen zu geleiten, der auf der Place royale hielt."

„Die Bastille wurde nicht genommen — sie ergab sich!"

Wer ist es, der diese Meinung äußert? Es ist Herr Michelet selber. Er fügt noch hinzu: „Was sie in's Verderben stürzte, war ihr schlechtes Gewissen."

Man könnte wohl richtiger sagen: die Untauglichkeit ihres Gouverneurs.

Es giebt kaum einen Liebhaber alter Gemälde, der nicht ein Bild kennt oder besitzt von der „Erstürmung der Bastille", wie sie am Schluß des vergangenen Jahrhunderts so vielfach vorhanden waren.

Die Plattform der Citadelle ist mit Kanonen gespickt, die alle auf einmal „Tod und Verderben speien" — ohne daß die Stürmenden auch nur die geringste Notiz davon nähmen, denn da alle Kugeln dieser Kanonen über sie hinwegfliegen, so würden sie wohl den Zuschauern, aber keinem Einzigen unter den Stürmenden Schaden zufügen können.

Die Bastille aber hat zu ihrer Vertheidigung auch nicht einen einzigen Kanonenschuß abgegeben.

Schon am frühen Morgen hatte de Launey auf Ansuchen Thuriot de la Rozières ohne Widerstreben eingewilligt, die 15 Kanonen der Plattform aus den Schießscharten zu entfernen und diese mit Brettern zu verkleiden. Von den drei Geschützen, welche er später wieder in Position brachte und zwar vor dem Eingangsthor, war keins tauglich, und das Feuer von einem derselben war dem einer Wallbüchse zu vergleichen.

Er erwartete so sicher die Unterstützung Besenvals, daß er, als er das Arsenal räumte, und die ganze Besatzung in der Bastille selbst vereinte, das heißt 82 Invaliden und die 32 Schweizer des Herrn von Flue, er vergessen hatte, sich mit Lebensmitteln zu versorgen.

Nein! Die Bastille hatte keinerlei Mundvorräthe. Sie erhielt allmorgendlich, ebenso wie jede ehrsame Bürgersfrau in Paris, das, was sie am Abend zuvor bestellt hatte, und was von den Lieferanten herbeigeschafft zu werden pflegte — an dem verhängnißvollen Tage aber waren diese von den Tumultuanten aufgefangen worden. Um drei Uhr Nachmittags

fehlte es daher der Besatzung an ihren gewöhnlichen Rationen, und die Invaliden, auf die acht Tage vorher schon in allen Wirthshäusern stark eingeredet worden war, und die sehr dazu aufgelegt waren, ihren Freunden aus den Vorstädten die Thore zu öffnen, nahmen die ungenügenden Rationen zum Vorwande, um Meuterei zu begehen, und die Weigerung, sich zu schlagen, offen auszusprechen, so wurde das ohnehin schon gestörte Denkvermögen des armen de Launey vollends gestört.

„Seit dem Tage meiner Ankunft," sagte de Flue, „bekam ich eine üble Vorstellung von dem Manne in Folge der Vorbereitungen, welche er traf, um seinen Posten zu vertheidigen, und welche nicht Hand und nicht Fuß hatten. Für mich gab es keinen Zweifel mehr, daß wir im Falle eines Angriffes einem sehr schlechten Obercommando preisgegeben waren. De Launey befand sich in einem solchen Zustande von Furcht und Schrecken, daß er während der Nacht den Schatten der Bäume für den anrückenden Feind hielt. Unfähig, unentschlossen, sich mit Kleinigkeiten befassend und wichtige Pflichten versäumend — so war dieser Mann!

Von Besenval im Stich gelassen, anstatt seinen Invaliden mit dem Beispiel der Energie voranzugehen und bis zur Hungersnoth auszuhalten hinter den sicheren Mauern, an denen die Geschosse der Angreifer abprallen, die ihm nur einen einzigen Mann getödtet haben, verliert de Launey völlig den Kopf, will die Bastille in die Luft sprengen, capitulirt jedoch und öffnet die Thore, wie Chateaubriand sagt: „Leuten, welche nie durch dieselben gelangt wären, hätte de Launey die Thore unter Verschluß gehalten."

Hätten de Launey und Besenval ihre Schuldigkeit gethan, Alles wäre anders geworden.

Damit soll nicht gesagt werden, daß die Revolution überhaupt dadurch fehlgeschlagen wäre: ganz und gar nicht! Sie war eine Nothwendigkeit, etwas Legitimes sozusagen, sie war wünschenswerth, Widerstand konnte ihr nicht entgegengesetzt werden, da sie in dem hochherzigen Drange eines ganzen Volkes wurzelte. Allein sie hätte einen anderen Weg eingeschlagen, sie hätte weniger blutige Opfer gefordert, weniger Ruinen hinterlassen. Die Folgen des 14. Juli waren Verheerungen aller Art. Die Nachricht allein, daß die Bastille genommen war, gab das Signal für die abscheulichsten Ausschreitungen. Es scheint, als hätte dieses alte Gemäuer in seinem Sturz alle Autorität, allen Respect, alle Zucht mit sich gerissen, als hätten durch die Bresche die scheußlichsten Excesse ihren Einzug gehalten. Die Bauern setzten sich in hellen Haufen in Bewegung, um zu plündern, zu rauben, die Schlösser in Brand zu stecken, die Bewohner, die ihnen nicht entfliehen konnten, lebendig zu verbrennen. Die meuternden Soldaten insultiren ihre Offiziere und machen mit Verbrechern, die sie aus den Gefängnissen befreien, gemeinschaftliche Sache. Es giebt keine Stadt, keinen Flecken mehr, in dem nicht Gesindel das große Wort führte,

in welchem nicht die ehrbaren Leute durch die Maulhelden der Clubs und Straßenecken belästigt wurden.

Die Reaction stärkt sich an diesen Gewaltacten, denn eine große Anzahl Derjenigen, welche noch kurz vorher, sei es, daß sie der Stadtverwaltung, der Armee, der Geistlichkeit oder dem Adel angehörten, Vertreter der neuen Ideen waren, entsagten denselben plötzlich und riefen mit dem wackeren Herzog de la Rochefoucauld: „Durch ein solches Thor tritt man nicht in die Hallen der Freiheit ein!"

Zwischen dem Verlangen und dem Widerstreben, die zugesagten Reformen durchzuführen, von einer Seite zum Widerstande, von der anderen zur Unterwerfung gedrängt, und mehr als je zuvor der politischen Klugheit und des freien Entschlusses beraubt, kommt der König nach Paris, um sich vor der Empörung zu beugen und die Niedermetzlung seiner treuesten Diener gut zu heißen — d. h. er macht seinen ersten Schritt auf das Schaffot zu.

Von da an, unter dem Druck der Volksmasse, der dieser erste Erfolg einen Begriff von ihrer Macht beigebracht hatte, und die mit jedem Tage herausfordernder auftrat, sollte die aus allen Fugen gewichene Revolution bis zu den Orgien des Jahres 93 vorgehen, die man kurzweg als Organisirung des Räuberwesens bezeichnen kann: Malouet hatte wohl Recht, wenn er sagte: „wir feierten am 14. Juli nicht den Aufgang der Sonne, nicht die Morgenröthe der Freiheit — der 14. Juli ist der erste Blitzschlag der Schreckenszeit."

Doctor Rigby, der den ganzen Nachmittag über im Garten von Monceau spazieren gegangen war, ohne daß er eine Idee von dem hatte, was in der Vorstadt St. Antoine passirte, kommt am Abend in sein dicht neben dem Palais Royal liegendes Hotel zurück: er findet eine gleichsam berauschte Volksmenge, Männer, Weiber, welche lachen, weinen, sich umarmen: „Die Bastille ist genommen! Wir sind frei, endlich frei!" Und die am wenigsten Begeisterten sind nicht etwa die Leute der Bürgermiliz, welche gestern noch bereit waren, den Aufstand zu bekämpfen und heut seinem Triumph zujauchzen: der erste Säbel, der von dem ersten Nationalgardisten geschwungen wurde, aber war wohl der des Herrn Joseph Prudhomme.

Plötzlich überfällt die delirirende Menge ein Grauen, sie zerstreut sich, stößt Schreckensrufe aus: durch die Honoréstraße herauf kommt heulend und berauscht eine Rotte von Uebelthätern daher, ihnen voran getragen werden auf Piken die Köpfe von Launey und Flesselles.

Jene naiven Leute in ihrem Freudentaumel über den Sturz einer vermeintlichen Tyrannei, die sich nicht einmal zu vertheidigen verstand, zerstreuen sich in Schweigen und Bestürzung.

Denn die wirkliche Tyrannei ist da!

V.

Man glaube ja nicht, daß mit der Wegnahme der Bastille die Gerüchte, welche sie zu einer Stätte aller möglichen Grausamkeiten machten, verstummen werden, wie die Gespenster eines alten Schlosses verschwinden, sobald die Räume erleuchtet werden.

Während Michelets „tout Paris“ über die Invaliden herfällt, die ihm den Platz ausliefern, Den in Stücke haut, der die Sprengung verhindert hat, den Major de Losme, den Freund und Wohlthäter der Gefangenen, erwürgt, den armen de Launey foltert und von der Bastille bis zum Stadthause hinschleift — durchbohrt von Stichen, zerhackt von Säbelhieben, um ihm endlich mit einem Taschenmesser den Kopf abzuschneiden, — eine Episode, über welche Michelet mit Leichtigkeit hinweggleitet — während alles Gesindel des Stadttheiles herbeieilt und den Kämpfenden auf der Sohle folgt, um zu plündern, zu zerstören, Möbel, Bücher, Documente, die Schriften des Archivs, von denen einige zu retten man soviel Mühe hat, in die Gräben wirft, sagen sich Einige: „Aber es sind Gefangene vorhanden, und sie müssen wir doch befreien.“

An dieser Stelle möge Louis Blanc das Wort haben: „Inzwischen sind die Thore der Verließe — er bleibt bei diesem Wort — gefallen, die Gefangenen sind frei. Leider schlug die Stunde für drei von ihnen zu spät. Seit sieben Jahren Opfer der unerklärlichen Rache eines starrköpfigen Vaters, fand der Graf de Solages weder Verwandte wieder, welche ihn erkennen mochten, noch erhielt er seine Güter zurück, welche Seitenlinien seiner Familie zur willkommenen Beute geworden waren. Der Andere hieß Whyte, und welches war das Verbrechen, dessen man ihn zieh? Man hat es niemals erfahren. Ihn selbst zu befragen, war vergebliche Mühe, denn er hatte in der Bastille den Verstand verloren. Der dritte hieß Tavernier; beim Anblick seiner Befreier hatte er geglaubt, es wären Henkersknechte und hatte sich zur Wehr gesetzt. Man suchte ihn aufzuklären, indem man ihn umarmte. Am anderen Tage aber, da er durch die Straßen irrte und unzusammenhängendes Zeug schwatzte, merkte man, daß auch er den Verstand verloren hatte.“

Das sind eben so viel Irrthümer als Worte.

Der Graf von Solages war ein abscheulicher Wüstling, auf Antrag seiner Familie wegen „wüster und notorischer“ Verbrechen eingesperrt. Seine Verwandten hatten trotzdem die Güte, ihn nach seiner Befreiung bei sich aufzunehmen, und bei ihnen ist er im Jahre 1825 verstorben.

De Whyte und Tavernier sind nicht in der Bastille verrückt geworden; sie waren nämlich in der Bastille, weil sie verrückt waren; Tavernier war außerdem in eine Mordgeschichte verwickelt. Ein Perrückenmacher nahm ihn bei sich auf, zum Dank schlug er demselben Alles kurz und klein, der Mann beförderte ihn deshalb nach Charenton, wo er wieder mit de Whyte zusammentraf.

Vier andere Gefangene, welche befreit wurden: Corrège, Bechade, Pujade und Laroche, waren als Fälscher verhaftet worden.

Louis Blanc erwähnt ihrer mit keinem Wort.

Zehn Tage vorher saß, „ein Opfer der Tyrannei", der Marquis von Sade in Eisen, weil er von der Plattform der Citadelle herab Vorübergehende zum Aufruhr aufgestachelt hatte, indem er ihnen seine Worte durch ein Sprachrohr vermittelte. De Launey mußte ihn nach Vincennes schaffen und beraubte die Sieger des Ruhmes, den künftigen Verfasser von „Justine" befreit zu haben. Die Republik übernahm es, ihn zu richten, indem sie ihn zum Secretär der „Section des Piques" machte, ein Amt, für welches ihn seine Tugenden besonders befähig erscheinen ließen.

Der berühmteste von all diesen Gefangenen, der populärste, dessen Mißgeschick ganz Paris beklagte, aber war der Graf de Lorges, der seit 32 Jahren, wie sein Biograph bemerkt, detenirt war.

In dem Werkchen des Bürgers Rousselet, des Besiegers der Bastille, liest man Nachfolgendes:

„Die eiserne Pforte öffnet sich, die Humanität dringt ein — was erblickt sie? — Ist das ein Mensch? Großer Gott! Dieser mit Eisen beladene Greis. Die edle Stirn, der weiße über die Brust herabhängende Bart . . welche Majestät in dieser Erscheinung — das Feuer, welches noch aus seinen Augen leuchtet, scheint ein gewisses Licht in dem düstern Raum zu verbreiten.

Ueberrascht beim Anblick so vieler Bewaffneter, fragt er dieselben, ob Ludwig XV. noch am Leben wäre. Man setzt ihn in Freiheit und führt ihn nach dem Stadthause.

Vierzehn Tage lang lief ganz Paris nach dem schwarzen Verließ, in welchem der Unglückliche so viele Jahre hindurch eingesperrt gewesen war, ohne alles Licht — mit Ausnahme natürlich des Lichtes, welches „seinen Augen entströmte". Ein Stein dieses Verließes wanderte in das Curtius-Museum. Das Portrait des Gefangenen wurde veröffentlicht. Es gab einen Kupferstich, welcher den Grafen in dem Augenblick darstellt, da er von seinen Ketten befreit wird, er sitzt auf einem Stuhl, neben ihm steht ein Krug mit Wasser.

Das Merkwürdigste aber ist, daß Niemand je den unglücklichen Greis gesehen hat — daß er überhaupt gar nicht existirt hat!

Am 14. Juli gab es in der Bastille überhaupt nur sieben Gefangene: zwei Wahnsinnige, vier Fälscher und einen wegen Unsittlichkeit Verurtheilten.

Ueber ihre Anzahl, sowie über das Recht der Obrigkeit, sie gefangen zu halten, schweigt Michelet — das würde ja seiner Epopöe Schaden zufügen, und er glänzt besonders dadurch, daß er Alles zur Geltung bringt was seine These stützt, und das zu ignoriren, was derselben widerspricht. Er beschränkt sich darauf, von den Zweien zu reden, welche „wahnsinnig wurden".

Die Sieger waren ein wenig überrascht von dieser kleinen Anzahl von „Opfern“, mehr überrascht aber, die Gefangenen in Zimmern untergebracht zu sehen, von denen einige Fauteuils, mit Utrechter Sammet bezogen, zeigten.

Der Autor von „la bastille dévoilée“ (Enthüllungen über die Bastille) ruft:

„Was? Keine Leichen? Keine Skelette? Keine an Ketten gelegte Menschen?!“

„Die Einnahme der Bastille,“ meint „Cousin Jacques“, „hat dem Publicum die Augen geöffnet über die Art der Gefangenschaft, wie sie dort erduldet wurde.“

Ein starker Irrthum! Fabelhafte Gerüchte haben ein zähes Leben. Eine Bastille ohne Verließe, unterirdische Kammern, ohne eiserne Käfige? Die öffentliche Meinung giebt es nicht so leicht zu, sich in einer Täuschung befunden zu haben.

„Unsere Gefangenen,“ bemerkt die „Histoire des événements remarquables“, „sind in Freiheit gesetzt worden; Einige aber, das heißt vermuthlich die Meisten, sind bereits Hungers gestorben, man kennt eben die Einrichtungen dieses abscheulichen Gefängnisses zu wenig. Unter diesen zwischen vier Mauern gesteckten Gefangenen giebt es Einige, welche nur durch Löcher, welche in die Mauer eingehauen sind, ihre Nahrung erhalten. Man hat einen Theil dieser Gefangenen, dem Hungertode erlegen, vorgefunden, weil ihre Verstecke erst nach mehreren Tagen entdeckt wurden.“

Ein anderes Buch: „Die in dem Souterrain der Bastille aufgefundenen Kerkerzellen“, welches ein altes, schon von Cardinal Richelieu benutztes Märchen auffrischte, erzählt von einem Gefangenen, welcher aus seinem Verließ herausgeholt und vom Gouverneur in ein Zimmer geführt wurde, welches gar nicht übel war; schöne Blumen verbreiteten einen wunderbaren Duft, der „Tyrann“ sprach freundschaftlich zu seinem Gefangenen; gab aber dann das verhängnißvolle Signal, und eine im Fußboden angebrachte Fallthür öffnete sich, und der Unglückliche stürzte in ein mit scharfen Klingen versehenes Räderwerk, welches von Knechten in Bewegung gesetzt wurde.“

Der Autor schließt mit folgender Betrachtung:

„Eine solche Strafe zeugt von nichtswürdiger Erfindungsgabe und ist kaum glaublich, und doch ist sie angewendet worden, und zwar in Paris, dieser schönen, blühenden Stadt.“

Dorat-Cubières, eine Schmach für die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, geht noch weiter. Er hat eines dieser Kerkerlöcher gesehen — mit seinen eigenen Augen gesehen — der Gefangene ist mit einem Brodvorrath für acht Tage versehen worden und hatte nach Verlauf derselben zu seiner Nahrung Nichts weiter übrig als sein eigenes Fleisch.

„In diesem Loch," sagt der Autor, „befand sich ein Skelett, welches fürchterlich anzusehen war und vor welchem ich erschreckt zurückprallte."

Die Volksphantasie verfehlte nicht, sich so unsinniger Angaben zu bemächtigen und dieselben zu verbreiten. Mir liegt ein Kupferstich aus jener Zeit vor, der ganz dazu geeignet ist, empfindsame Herzen zu erschüttern: über die Treppenstufen eines düsteren Kerkers schleppen die Sieger einen Mann, dessen Uniform die der Vertheidiger der Bastille ist, sie zeigen demselben einen Greis, den man eben hinausträgt, ein Anderer wird gerade von der Wölbung, an der er mit den Armen befestigt hing, abgeschnitten; noch andere Gefangene sieht man, die auf mit spitzen Nägeln gespickte Räder gebunden sind oder, durch entsetzliche Maschinerien gefoltert, sich in wilden Schmerzen winden — in einem Mauerloch, hinter einem Gitter, ein Skelett, welches Dorat-Cubières nie gesehen hat.

Daß von solchen Löchern mit Skeletten, von diesen moderfeuchten Verließen Nichts vorgefunden wurde, kränkte die vorgefaßte Meinung. Die Bastille mußte durchaus irgend welche unterirdische Gruben und Löcher haben, in denen die Opfer der Tyrannei schmachteten, und in der That — wenn man aufmerksam und scharf horchte — hörte man nicht das Stöhnen und Wehklagen der Verzweiflung? Allein nachdem man nach allen Richtungen hin Schachte in die Erde getrieben, unterirdische Gänge angelegt hatte, mußte man schließlich die Wahrnehmung — man kann lächerlicher Weise nur sagen: die „schmerzliche Wahrnehmung" machen, daß man einer Chimäre nachgegangen war.

Nun legte man sich mit Eifer auf die Folterwerkzeuge — obwohl diese bereits seit einem Jahrhundert nicht mehr zur Anwendung kamen — wie wäre es möglich gewesen, sich eine Bastille ohne Marterinstrumente zu denken?

„Ketten," so berichtet Louis Blanc, „mit denen die Handgelenke der Gefangenen wohl vielfach Bekanntschaft gemacht hatten, Maschinen, deren Verwendung unerklärlich schien, ein alter eiserner corsettartiger Panzer, allem Anschein nach erfunden zu dem Zweck, den Gefangenen in einen Zustand völliger Bewegungslosigkeit zu versetzen, wurden gefunden.

Diese Ketten aber gehörten zu den beiden, Gefangene darstellenden Statuen, welche als Ornamente an der großen Hofuhr angebracht waren. Die Maschine, aus der Niemand klug werden konnte, waren die Ueberreste einer alten Druckerpresse, das eiserne Corsett Nichts als ein Theil von einer Rüstung aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auch an Skeletten fehlte es: zwar hatte man bei dem Gefängniß-Chirurgen einige Knochen gefunden, allein es blieb doch zuletzt weiter Nichts übrig, als zuzugeben, daß es sich um anatomische Präparate handelte. Da — glücklicher Weise — wurde eine unverhoffte Entdeckung gemacht: „Zwei Skelette, verbunden, wie es hieß, durch eine Kette."

Man fand sie bei Gelegenheit, als eine der Bastionen in einen Garten für den Gouverneur umgewandelt wurde.

„Das eine,“ sagten die Herren Fourcroy, Vicq-d'Azyr und Sabatier in dem Bericht, zu welchem sie aufgefordert waren, „fand man mit dem Kopf nach unten, auf Treppenstufen liegend, es war ganz mit Erde bedeckt und schien das eines Arbeiters zu sein, der zufällig die dunkle Treppe hinab gefallen sein mochte, ohne von seinen Arbeitscollegen vermißt worden zu sein. Das andere, sorgfältig beigesetzt in einer Art von Graben, lag wohl schon lange an Ort und Stelle, noch ehe man an die Umwandlung der Bastionen in einen Garten gedacht hatte.

Was die Ketten-Kugel, die bei dem Skelett gefunden wurde, betrifft, so deutet sie auf die Zeit der Fronde.

Gut auf alle Fälle, daß man nun Skelette hatte! Daraus Vortheil zu ziehen, war Sache des erfinderischen Genies!

De Palloy, jener Charlatan, der mit dem Einreißen der Bastille betraut war, stellte die Skelette der Verehrung der Gläubigen zur Verfügung, und zwar in einem Gewölbe beim Scheine eines Todtenlämpchens. Hernach fand die feierliche Beisetzung statt; dumpf wirbelten die Trommeln, eine Procession, bestehend aus Geistlichen und Arbeitern, bewegte sich von der Bastille nach der St.-Paul-Kirche, Nationalgarden bildeten Spalier.

Und nun wurde den unbekannten Todten auf dem zur Kirche gehörigen Friedhof zwischen vier Pappeln ein Monument errichtet, welches uns Kupferstiche der damaligen Zeit zur Anschauung bringen.

Nun soll nach einer so feierlichen Ceremonie noch Jemand kommen und sagen, diese Reliquien wären nicht echt!

VI.

Die Erinnerung an den Mann mit der eisernen Maske ist mit denen an die Bastille so eng verknüpft, daß Herr Funck-Brentano eine Mystification nicht mit Stillschweigen übergehen konnte, die seit zwei Jahrhunderten soviel Federn in Bewegung gesetzt, soviel Tinte und Papier gekostet hat.

Er lüftet die Maske, die übrigens nicht von Eisen, sondern von Sammet war, er zeigt uns eine Gestalt, die wir vermutheten; es ist die von Mattioli, dem vertrauten Freunde des Herzogs von Mantua, der zum Verräther an Ludwig XIV. und zugleich an seinem Herrn wurde.

Die Auseinandersetzungen des Herrn Funck-Brentano sind so überzeugend, daß sie keinerlei Zweifel aufkommen lassen. Man darf jedoch nicht erwarten, daß das liebe Publicum seine Folgerungen als erschöpfend anerkennt; denn das Geheimnißvolle ist stets interessanter als die Wahrheit. Dem Mattioli fehlt das Prestige — ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. ist schon etwas Anderes: die Phantasie hat Spielraum.

Dann aber muß man auch mit den Führern, den treuen Wächtern

fabelhafter Ueberlieferungen, rechnen, ihre Propaganda ist eine thätigere als die der Eingeweihten.

Man vergegenwärtige sich nur, daß tagtäglich auf der Insel St. Marguerite die Gefängnißzelle des Mannes mit der eisernen Maske den Besuchern gezeigt wird, und zwar von einer Frau, welche ihnen sämmtliche traditionellen Schnurren unterbreitet, wie z. B. die über den Luxus des Gefangenen, seine schönen Spitzen, sein Tafelgeschirr, die Rücksichten, welche Herr von Saint-Mars für ihn an den Tag legte — nun kämpfe einmal Einer gegen diese tagtäglich stattfindenden Verkündigungen an!

Ich besuchte das Schloß zu If, ehe es restaurirt wurde.

Die Führerin zeigte uns die bereits verfallenen Gefängnißzellen des Abbé Farier und des Herrn Edmund Dantès: die Besucher betrachteten höchlich erbaut diese Ueberreste.

„Es scheint mir," so bemerkte ich „daß diese Zellen sehr dicht bei einander liegen, und daß Alexander Dumas sie uns weiter von einander getrennt vorführt . . ."

Die Frau schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu und bemerkte: während ich einen Romanschriftsteller citirte, spräche sie Geschichte.

Man braucht übrigens so weit nicht zu gehen, man folge nur eines Tages in Versailles einer englischen von den Agenten Cooks geführten Touristengruppe. Man wird sehen, wie dieselben das Fenster bezeichnen, durch welches Ludwig XVI. auf einem hängenden Gerüst herabgelassen wurde, um das im Marmorhofe aufgerichtete Schaffot zu ersteigen.

Dumm ist dieser Führer nicht. Er hat eingesehn, daß die Place de la Concorde der Phantasie seiner Landsleute nicht genüge, während in ihrem Innern sich die Annäherung der beiden Schafotte, nämlich das Ludwigs XVI., nach Versailles verlegt an das Karls I. in White Hall, sehr gut ausnehmen würde.

Man möge schreiben und sagen, was man will, Nichts wird gegen den einmal im Herzen des Publicums eingewurzelten Glauben aufkommen. Die Bastille ist und bleibt die Hölle der Lebendigen, und ihre Erstürmung steht fest. Fabeln und Legenden sind für das Volk Geschichte, namentlich aber solche Fabeln, die seinen Instincten, seinen Vorurtheilen, seinen Leidenschaften schmeicheln. Niemals wird es gelingen, ihm deren Unhaltbarkeit nachzuweisen.

Herr Funck-Brentano kann gewärtig sein, als „Reactionär" behandelt zu werden, denn für viele Leute heißt reactionär Derjenige, der es unterläßt, das ancien régime herabzusetzen. Gewiß hatte dasselbe seine Mißbräuche, seine Verkehrtheiten, die von der Revolution beseitigt worden sind, aber nur, um sie durch andere zur ersetzen, die allerdings erträglicher sind als jene; aber darum sollte man die Vergangenheit doch nicht verunglimpfen und sie schwärzer machen, als sie war. Die Fanatiker der Revolution haben derselben zu Ehren eine Art von Cultus eingeführt, dessen In-

toleranz oft geradezu herausfordernd ist. Wenn man sie hört, sollte man denken, es hätte vor der Revolution Finsterniß, Unwissenheit, Elend geherrscht. Man muß sie also ohne Rückhalt bewundern, ihre Irrthümer, ihre Verbrechen bemänteln: Alles vergolden, meinte Chateaubriand, sogar die Schneide der Guillotine. Diese Anbeter der Revolution sind doch ungeschickt. Will man Bewunderung erzwingen für Alles, was die Revolution gethan hat, so reizt man zu dem ungerechten Verlangen, sie zu verabscheuen en bloc!

Die Revolution kann ohne diese allzugroße Begeisterung sehr wohl auskommen, denn sie ist von so kräftiger Gestalt, daß sie die Wahrheit sehr wohl vertragen kann. Das, was sie geleistet, ist so erhaben, daß es nicht nöthig ist, sie durch Fabeln zu rechtfertigen oder zu verherrlichen.

I.

Die eiserne Maske*).

Es giebt seit zwei Jahrhunderten kaum eine Frage, welche die öffentliche Meinung in dem Maße beschäftigt hat, wie die: wer der „Mann mit der eisernen Maske" wohl eigentlich gewesen ist. Bücher, die über das Thema geschrieben wurden, sind in Unzahl vorhanden; man verzweifelte schließlich daran, daß es gelingen werde, den Schleier zu lüften.

„Die Geschichte der eisernen Maske," meint Michelet, „wird wahrscheinlich für immer unaufgeklärt bleiben," und Henry Martin fügt hinzu:

„Der Geschichte steht das Recht nicht zu, sich über Etwas bestimmt auszusprechen, was nie und nimmer aus dem Bereich der Conjecturen heraustreten wird."

Heut aber ist aller Zweifel beseitigt, das Problem gelöst. Ehe wir an die Lösung des Räthsels, welcher die Kritik einstimmig ihren Beifall zollt, gehen, wollen wir die wenigen authentischen Documente, welche wir über diesen interessanten Gefangenen besitzen, veröffentlichen, dann zu den wichtigsten der vorgeschlagenen Lösungen übergehen, welche bisher, ehe die Wahrheit festgestellt wurde, gang und gäbe waren.

Die vorhandenen Documente.

Das Verzeichniß der Gefangenen. Wir bringen zuvörderst den Text, welcher den verschiedenen Veröffentlichungen über den „Mann mit der eisernen Maske" zu Grunde lag. Etienne du Junca, der den Posten eines „Lieutenant de roi" an der Bastille bekleidete, schreibt in einem Journal, welches er mit dem 20. October 1690, gleichzeitig mit der Verleihung seiner Charge zu führen begann — eigentlich ist es ein Ver-

*) Benützt sind für dies Capitel: „L'homme au masque de velours noir" („Revue historique" 1894). „Nouveaux documents sur la Bastille" (Revue bleue", 26. März 1898).

zeichniß, in welches er von Tag zu Tag die Ankunft neuer Gefangener*) und einige Einzelheiten über dieselben aufnahm — Folgendes:

Am 18. September 1698, um 3 Uhr Nachmittags, ist Herr de Saint

Du jeudy 18me de Septembre a
trois heures apres midy monsieur de
St mars gouverneur du chateau de
la bastille est arrivé pour sa premiere
entrée venant de son gouvernement
des illes Ste marguerite honorat ayant
mene avec luy dans sa litiere
un ancien prisonnier quil avoit
a pignerol lequel il fait tenir
toujours masqué dont le nom ne
se dit pas et layant fait mettre en
descendant de la litiere dans la
premiere chambre de la tour de
la basiniere en atendant la
nuit pour le mettre et mener
moy mesme a neuf heures du soir
avec mr de rosarges un des
sergens que monsieur le gouverneur
a mene dans la troisieme chambre
seul de la tour de la bertaudiere que
j'avois fait meubler de toutes choses
quelques jours avant son arrivee
en ayant receu l'ordre de monsieur
de St mars lequel prisonnier sera
servy et sounié par mr de rosarges
que monsieur le gouverneur nourira

Ankunft des maskirten Gefangnen, genannt „eiserne Maske“, in der Bastille. 18. September 1698. Aus dem Journal du Juncas, „lieutenant de roi.“ (Bibl. des Arsenals.)

Mars, Gouverneur des Schlosses Bastille, der von den Inseln Sainte

*) Dieses Journal du Juncas ist eine wahre Fundgrube für Nachrichten über das Leben in der Bastille unter Ludwig XIV.

Marguerite und Honorat kam, eingetroffen; er führte mit sich in seiner Sänfte einen Gefangenen, welcher ihm schon in Pygnerol übergeben war, und welchen er beständig eine Maske tragen ließ, der Name ward nicht genannt; er hat ihn, als er aus der Sänfte stieg, sogleich in dem ersten Gemach im Thurm de la Bazinnière untergebracht; am Abend um 9 Uhr aber mußten wir Beide, Herr de Rosarges, ein Gehilfe des Gouverneurs, und ich, ihn in das dritte Zimmer des Thurmes de la Bertaudière bringen, welches ich einige Tage zuvor schon auf Befehl des Herrn de Saint-Mars auf's Beste hatte möbliren müssen. Der Gefangene wird von Herrn de Rosarges bedient und gewartet werden. Der Gouverneur aber wird die Verpflegung besorgen*).

In einem zweiten als Anhang zum ersten dienenden Schriftstück verzeichnet du Junca Einzelheiten über die Entlassung der Gefangenen oder deren Tod. Unter dem 19. November 1703 findet sich folgender Vermerk:

„Der unbekannte Gefangene, der immer das Gesicht von einer schwarzen Sammetmaske verdeckt hatte, und den Herr von Saint Mars, als er von den Sainte Marguerite-Inseln kam, mit sich brachte und schon seit lange bewachte, fühlte sich gestern, als er aus der Messe kam, ein wenig unwohl. Er ist heut gegen 10 Uhr Abends verstorben, ohne eine besondere Krankheit gehabt zu haben. Unser Almosenier, Herr Girant, nahm ihm schon gestern die Beichte ab, das heilige Abendmahl erhielt er nicht, da ihn der Tod überraschte, dem Almosenier blieb nur für eine kurze Ermahnung Zeit. Der so lange in Haft befindliche Gefangene ist am Dienstag, dem 20. November, um 4 Uhr Nachmittags auf dem St. Paulfriedhofe beigesetzt worden. Auf dem Todtenregister ist er unter unbekanntem Namen verzeichnet. Herr de Rosarges, Major, und Arreil, Chirurg, haben unterschrieben."

Am Rande ist vermerkt:

„Ich habe seitdem erfahren, daß er auf dem Register als „de Marchiel" verzeichnet stand und daß das Begräbniß 40 Livres kostete."

Die Aufzeichnungen du Juncas wurden in dem alten Archiv der Bastille aufbewahrt, und sind von dort in die Arsenalbibliothek übertragen worden, wo sie sich noch heut befinden**). Sie zeigen eine plumpe, wenig mit der Feder vertraute Soldatenhand: die Orthographie ist, wie gesagt, mangelhaft, allein das Geschriebene ist Wahrheit, was sich stets herausgestellt hat, wenn eine Controle stattfand.

Man sieht vor Allem, daß es sich gar nicht um eine eiserne, sondern um eine schwarze Sammetmaske gehandelt hat.

*) Wir bringen nebenstehend das Facsimile von du Juncas Schrift, über dessen unrichtige Orthographie man sich hinwegsetzen muß.

**) Man vergleiche das Ms.

Die Aufzeichnung in dem Kirchenbuch von Saint Paul ist aufgefunden worden und lautet:

„Am 19. (1703) ist Marchioly, etwa 45 Jahre alt, in der Bastille verstorben; die Leiche ist auf dem Kirchhof von Saint Paul, zum Sprengel gehörig, am 20. beigesetzt worden in Gegenwart von Herrn Rosage (sic), Major der Bastille, und Herrn Reglhe (sic), Oberchirurg der Bastille, welche unterzeichnet haben, und zwar: Rosarges, Reilhe*).

Dies sind die ursprünglichen Documente; sie genügen, wie man weiter unten sehen wird, zur Bestimmung der Wahrheit.

Der Brief des Gouverneurs von Saint Marguerite. Wir haben eben gehört, daß der „Mann mit der eisernen Maske" auf den Inseln Sainte Marguerite sich unter Obhut von Saint Mars befand, und daß dieser ihn, als er Gouverneur der Bastille wurde, mit sich brachte. In der Correspondenz zwischen Saint Mars, dem Gouverneur des Schlosses auf den Sainte Marguerite-Inseln, und dem Minister Barbezieux befindet sich ein Brief, datirt vom 6. Januar 1696, in welchem Saint Mars ein Exposé über seine Art, die Gefangenen zu behandeln, giebt: es ist darin von dem maskirten Gefangenen unter der Bezeichnung „mein alter Gefangener" die Rede. Der Brief lautet:

„Monseigneur, Sie befehlen mir, Ihnen zu sagen, wie man sich, wenn ich abwesend oder krank bin, in Bezug auf die täglichen Besuche und Vorsichtsmaßregeln betreffs der meiner Obhut anvertrauten Gefangenen verhält. Meine beiden Lieutenants tragen zu den bestimmten Stunden das Essen auf, wie Sie gesehen haben, daß ich selber es machte und noch heut, sobald ich mich wohl fühle, mache. Wer von den beiden Lieutenants sich zuerst bei mir einstellt, nimmt den Schlüssel zum Gefängniß meines „alten Gefangenen", mit welchem angefangen wird. Er schließt die drei Thüren auf und tritt in das Zimmer des Gefangenen, der ihm in verbindlichster Form Schüsseln und Teller, welche er einen auf den anderen gethan hat, übergiebt. Der Lieutenant braucht nur zwei Thüren zu passiren, um sie einem meiner Gehilfen zu übergeben, der sie auf einen zwei Schritt entfernten Tisch stellt; der zweite Lieutenant hat Alles im Auge, was in die Bastille hinein- und herauskommt, er sieht nach, ob auch Nichts auf das Geschirr geschrieben sei. Dann folgt die Untersuchung des Bettes, das heißt des inneren und des Raumes unter dem Bett, die Gitter an den Fenstern werden geprüft, sehr oft wird die Person selbst visitirt. Nachdem die höfliche Frage an ihn gerichtet ist, ob er einen

*) Das Document war im Stadtarchiv von Paris aufbewahrt; es wurde durch den Brand von 1871 zerstört. Ein Facsimile war glücklicher Weise in der englischen Uebersetzung des Vizetelly (London 1870) und in der 5. Aufl. von Marius Topins Buch „L'homme au masque de fer" vorhanden. Wir veröffentlichen es auf S. 392.

Wunsch habe, werden die Thüren wieder verschlossen — genau dasselbe geschieht bei allen anderen Gefangenen."

Brief des Herrn de Palteau; 19. Juni 1768. Herr de Formanoir

Tod des maskirten Gefangnen in der Bastille. (19. November 1703.) Aus dem Journal du Juncas. (Bibl. des Arsenals.)

de Palteau schreibt von Schloß Palteau unweit Ville neuve=le=Roi aus an den bekannten Fréron, den Director der „Année littéraire", einen in der Nummer vom 30. Juni 1768 abgedruckten Brief; der Schreiber desselben war ein Großneffe von Saint Mars. Zur Zeit, als dieser zum Gouverneur

der Bastille ernannt wurde, gehörte ihm das Schloß Palteau, und er machte dort, als er von den Marguerite-Inseln mit seinem Gefangenen nach Paris ging, einen kurzen Halt. „Saint Mars hielt sich damals 1698 mit seinem Gefangenen eine Zeit lang auf seiner Besitzung auf. Der „Mann mit der Maske“ kam in einer Sänfte, welcher die von Herrn Saint Mars auf dem Fuße folgte, an. Sie waren von Reitern begleitet. Die Bauern kamen dem Schloßherrn entgegen. Herr de Saint Mars speiste mit seinem Gefangenen, der im Speisesaal mit dem Rücken nach den Fenstern — sie lagen nach dem Hof zu — saß. Die Bauern, welche ich befragt habe, konnten nicht sehen, ob der Gast mit der Maske dasaß und aß: sie bemerkten jedoch, daß Herr von Saint Mars, der ihm bei Tisch gegenübersaß, zwei Pistolen neben seinem Teller liegen hatte. Es wurde ihnen nur von einem Diener aufgewartet, welcher die Schüsseln, die ihm im Vorzimmer behändigt wurden, herbeibrachte, indem er jedesmal sorgfältig hinter sich die Thür schloß. Als der Gefangene über den Hof schritt, hatte er die schwarze Maske vor dem Gesicht. Die Bauern konnten seine Lippen und Zähne sehen, auch gewahr werden, daß er groß und weißhaarig war. Herr von Saint Mars schlief in einem Bett, welches neben dem des Gefangenen aufgestellt war.“

Dieser Bericht entspricht unzweifelhaft der Wahrheit; Herr de Palteau macht keinerlei Schlußfolgerungen, nimmt Partei weder für die eine, noch für die andere Hypothese. Er beschränkt sich darauf, die Zeugenaussagen der Bauern, welche den Gefangenen gelegentlich der Durchreise sahen, mitzutheilen. Das einzige Detail des Berichtes, welches wir zu controliren im Stande wären, ist allerdings charakteristisch, es ist die schwarze Maske, denn diese tritt ja auch als schwarze Sammetmaske in den Berichten du Juncas auf.

Das Schloß Palteau existirt noch heut; Jules Lair giebt in seiner Arbeit über den Oberintendanten Fouquet folgende Beschreibung:

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe zwischen Waldungen und Weinbergen; es war damals, das sieht man ihm noch heute an, ein vornehmer Herrensitz, wie sie in der Zeit Heinrichs III. und Ludwigs XIII. Mode waren. Zunächst ein geräumiger Ehrenhof mit zwei Flügeln, die Hauptfront mit einer Capelle im Hintergrunde. Gewölbte Arcadengänge längs des ersten Stockwerkes, dessen Fenster hoch hinauf reichen bis zum Futterboden.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert sind jedoch mit dem Schloß einige Aenderungen vorgenommen. Der Saal, in welchem Saint Mars mit seinen Gefangenen speiste, ist jetzt die Küche.

Notizen des Major Chevalier. Neben die Aufzeichnungen von du Junca wird gewöhnlich als gleich beachtenswerth und glaubwürdig das Zeugniß des Pater Griffet, Almoseniers der Bastille, und das des Majors Chevalier gestellt.

Du Juncas Werk wurde zum ersten Mal 1769 veröffentlicht und zwar durch den Pater Griffet, der folgenden Commentar hinzufügte:

Die Erinnerung an den „maskirten Gefangenen" lebte noch unter den Offizieren, Soldaten und Bediensteten der Bastille fort, als Herr de Launey, der langjährige Gouverneur, der in den Generalstab der Garnison übertrat, eintraf. Diejenigen, welche den Gefangenen in seiner Maske gesehen hatten, wenn er über den Hof zur Messe ging, erzählten, es wäre nach dem Tode des Gefangenen auf besonderen Befehl Alles verbrannt worden, was in seinem Gebrauch gewesen wäre, z. B. Leinwandkleidungsstücke, Decken u. s. w., ja man habe sogar die Mauern seines Zimmers abkratzen und wieder tünchen lassen, die früheren Fenster wären durch neue ersetzt worden — man war, wie man daraus entnehmen kann, voller Furcht, der Gefangene könne irgend wo Etwas versteckt, irgend wo Etwas hingekritzelt haben, was Aufschluß über ihn und seinen Namen hätte geben können."

Die Mittheilungen Griffets finden ihre Bestätigung durch die Notizen des genannten Majors Chevalier; dieser Herr gehörte zum Verwaltungspersonal, ohne gerade eine hervorragende Stellung einzunehmen, denn über ihm standen der Gouverneur und der Lieutenant de roi, allein er hatte doch einen gewissen Einfluß insofern, als die inneren Einrichtungen, die die Gefangenen angingen, zu seinem Ressort gehörten. Chevalier war beinah 38 Jahr in seinem Amt, d. h. von 1749 bis 1787. Fernand Bournon widmet ihm die folgenden anerkennenden Zeilen:

„Chevalier ist der Typus eines pflichttreuen, fleißigen Beamten, dem es an Ehrgeiz fehlt, aus den Schranken seiner ein wenig untergeordneten Stellung herauszutreten. Daß ihm die Verwaltung des Gefängnisses für seine Dienstkenntniß und seinen Eifer verpflichtet war, ist sicher."

Unter den gesammelten Notizen, als Beiträge zur Geschichte der Bastille, giebt Chevalier auch eine Nachlese aus den Schriften du Juncas und sagt:

„Den berühmten Mann mit der Maske hat Niemand gekannt: er wurde mit großer Zuvorkommenheit vom Gouverneur behandelt und ist nur von Herrn de Rosarges, der mit seiner Wartung vertraut war, von Angesicht zu Angesicht gesehen worden; er war nur wenig Stunden krank, als plötzlich der Tod eintrat. Er ist bei St. Paul am Dienstag dem 20. November 1703, Nachmittags 4 Uhr bestattet worden unter dem Namen „Marchiergues". Das Leichentuch, weiß und neu, war vom Gouverneur geliefert; Alles, was in seinem Zimmer gefunden wurde, ist verbrannt worden, u. A. auch das ganze Bett, Stühle, Tische, Geräth; was sonst vorhanden war, ist in die Latrinen geworfen worden.

Die Uebereinstimmung in den Berichten Griffets und Chevaliers haben ihren Eindruck auf die Geschichtschreiber nicht verfehlt, allein wenn man Alles näher prüft, so wird man finden, daß Pater Griffet lediglich aus Dem schöpfte, was Chevalier verzeichnet hatte. Chevalier war Major der Bastille,

als der Jesuitenpater seine Aufzeichnungen machte, und dieser stützt sich unzweifelhaft auf des Anderen Autorität.

Die neuerdings in der Revue bleu veröffentlichten Documente widersprechen den anscheinend so zuverlässigen Mittheilungen.

In dem Journal du Juncas ist unter dem 30. April 1701 Folgendes bemerkt:

„Am Sonnabend, dem 30. April, gegen 9 Uhr Abends, ist Aumont, der Jüngere, gekommen, er hat einen Gefangenen Maranville eingeliefert und zwar unter dem Namen „Ricarville", er war Offizier der Armee, unzufrieden, und schwatzte über Dieses und Jenes. Ich habe ihn in Empfang genommen auf Befehl des vom Grafen de Pontchartrain ausgefertigten Befehls des Königs. Ich habe ihn mit pp. Tirmon in der zweiten Stube des Thurmes de la Bertaudière und mit dem „alten Gefangenen" zusammen — Beide sind wohl verwahrt — eingesperrt*)."

Der „alte Gefangene" ist natürlich niemand Anderes als der Maskirte. Als derselbe in die Bastille kam, d. h. am 18. September 1698, war er in der dritten Stube des Thurmes de la Bertaudière untergebracht worden. Im Jahre 1701 war die Bastille sehr stark besetzt, es mußten daher mehrere Gefangene zusammen in ein Zimmer gesteckt werden, und so kam der „Maskirte" mit zwei Andern zusammen. Einer von diesen, Jean Alexandre de Ricarville, genannt Maranville, war angezeigt worden, weil er „üble Reden wider die Regierung geführt, das Verhalten Frankreichs getadelt und das der auswärtigen Staaten, namentlich Hollands gerühmt hatte." Nach den Polizeiberichten war er schlecht gekleidet, etwa 60 Jahre alt und bettelarm. Er war früher, wie gesagt, Offizier in der Armee gewesen. Er wurde entlassen am 19. October 1708**) und nach Charenton geschafft, woselbst er im Februar 1709 verstarb. Es ist zu bemerken, daß Charenton damals ein sogenanntes „offenes Gefängniß" war und die dortigen Gefangenen lebhafte Beziehungen zur Außenwelt hatten***).

Der andere Mitgefangene des „Maskirten" war Dominique François Tirmont, ein Bedienter; er war, als er am 30. Juli 1700 eingeliefert wurde, 19 Jahr alt. Er war angeklagt, Hexenkünste zu treiben und junge Mädchen zu verführen. Er kam als Erster in die zweite Stube im Thurm de la Bertaudière, wohin bald darauf auch der „Maskirte" und Maranville kamen. Er kam später nach Bicêtre (14. December 1701), wurde 1703 verrückt und ist 1708 gestorben.

Bei seiner Ankunft in der Bastille, am 18. September 1698, war,

*) Bibl. des Arsenals.

**) Archiv der Bastille.

***) „Der König schickte in die Bastille den p.p. Blache, der ursprünglich in das Kloster der Charité in Charenton gesteckt war. Der Wechsel geschah, weil die Anstalt zu Charenton ein „offenes Haus" ist und Blache Besuche erhielt und Briefe schrieb". (Brief Pontchartrains an Bernaville vom 10. Februar 1710. Archiv der Bastille.)

wie mitgetheilt wurde, „der Maskirte“ in die dritte Stube des Thurmes de la Bertaudière geschafft worden und wurde am 6. März 1701 daraus entfernt, um einer gewissen Anne Randon, „Wahrsagerin und Kartenlegerin“, Platz zu machen, welche ganz allein in der Stube eingesperrt wurde.“ Nun kam der Maskirte in die zweite Stube des genannten Thurmes, in welchem Tirmont seit dem 30. Juli 1700 saß; Maranville kam erst dazu am 30. April 1701. Bald darauf wurde der Maskirte wieder umquartiert in ein anderes Zimmer — ob allein oder mit Maranville? Tirmont war 1701 nach Bicêtre geschafft worden. Am 26. Februar 1703 wurde der Abbé Gonzel, wegen Spionage „allein“ in dem zweiten Gemach des genannten Thurmes eingesperrt.

Diese Angaben sind keinerlei Zweifeln ausgesetzt, und man kann ohne Weiteres seine Schlüsse daraus ziehn. Zu derselben Zeit, da der Maskirte Gefährten erhielt, wurden andere Gefangene, trotz Ueberfüllung der Bastille, in Einzelhaft gehalten, von so großer Bedeutung schien die Veranlassung zu ihrer Einkerkerung zu sein. Der „Maskirte“ wird mit Individuen zusammengesperrt, welche der niedrigsten Gesellschaft angehören und bald wieder abgehen, um sich unter der großen Masse der Gefangenen von Bicôtre und Charenton zu verlieren. Wir lesen in einem Bericht d'Argentons, daß sogar die Rede davon war, den Einen, Tirmont, in die Armee zu stecken. Dieses Individuum ist also der Hüter eines schrecklichen Geheimnisses, von dem schon die Pfalzgräfin in geheimnißvollen Worten redet und welches dem Könige Ludwig XV. und Ludwig XVI. zu schaffen machte*), welches die Offiziere der Bastille in Athem hielt und sie veranlaßte, Geschichten zu verbreiten, die mit der Wahrheit Nichts gemein haben.

---

*) Man vergleiche die Auszüge aus den Briefen der Pfalzgräfin, welche Wilhelm Depping in der „Revue bleu“ bringt (18. Juli 1896). Sie sind von nicht zu verkennender Wichtigkeit in Bezug auf den geheimnißvollen Mann mit der Maske. Man weiß, daß zu dieser Zeit, selbst in Kreisen, welche hätten besser unterrichtet sein sollen, die Phantasie in Thätigkeit war. Die Pfalzgräfin, Schwägerin Ludwigs XIV., schreibt unter dem 10. October 1711 an die Kurfürstin von Hannover aus Marly: In der Bastille saß seit vielen Jahren ein Mann; er ist jetzt mit einer Maske vor dem Gesicht gestorben. Er hatte neben sich stets zwei Musketiere, die ihn tödten sollten, falls er die Maske entfernte. Er hat mit der Maske seine Speise zu sich genommen und auch geschlafen. Wahrscheinlich ging es nicht anders, denn im Uebrigen ist er gut behandelt, gut logirt worden und hat man ihm Alles gewährt, was er hat haben wollen. Er hat das Abendmahl maskirt genommen; er war sehr gottesfürchtig und hat fortwährend gelesen. Niemals ist herausgekommen, wer er eigentlich wäre. — Unter dem 22. October 1711 schreibt die Dame des Weiteren: „Eben erfahre ich, wer der Maskirte war, der in der Bastille verstarb, und daß er eine Maske tragen mußte, geschah nicht aus Barbarei. Es war ein englischer Lord, verwickelt in das Complot des Herzogs von Berwick, natürlichen Sohnes Jacobs II., der von seinem Schwiegersohn, dem Prinzen von Oranien, späteren König Wilhelm III. entthront wurde, gegen König Wilhelm. Er hat auf diese Weise sterben müssen, damit der König nie dahinter kommen konnte, was aus ihm geworden war.“

2. Die Legende.

Da sogar die Beamten der Bastille sich in den Irrwegen der Phantasie verloren haben, so kann man sich über die Märchen, welche im Publicum circulirten, nicht mehr wundern. Zunächst wird aus der dünnen, leichten venetianischen Maske eine solche aus Eisen, welche die Stimme dumpf macht und welche permanent das Gesicht verhüllt. Die Rücksichten — imaginäre Rücksichten, wie man sah, — die man dem Gefangenen gegenüber nahm und von welchen Chevalier redet, verwandelten sich in die allergrößte Ehrerbietung der Kerkermeister gegen ihren Gefangenen. Man erzählte, der Gouverneur Saint-Mars, Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig, habe nur stehend mit dem Gefangenen gesprochen, mit dem Hut in der Hand, daß er denselben bei Tisch stets selbst bedient habe, daß das Tischgeräth von eitel Silber gewesen wäre und man dem Gefangenen die schönsten Kleider der Welt geliefert habe. Chevalier sagt, es wäre nach dem Tode des Gefangenen das von demselben bewohnte Zimmer gründlich gesäubert und restaurirt worden, damit ein neuer Bewohner nicht etwa irgend wo eine Enthüllung aufstöbern möchte. Voltaire erzählt aus der Zeit des Aufenthaltes auf Sainte Marguerite: „Der Gefangene hatte eines Tages mit einem Messer Etwas auf einen silbernen Teller geschrieben, den er aus dem Fenster einem vorüberfahrenden Schiffer zuwarf; dieser hat sogleich den Teller aufgefangen und ihn dem Gouverneur überbracht. In hohem Grade überrascht, frug der Gouverneur den Schiffer, ob er gelesen habe, was auf dem Teller stände, oder ob Jemand den Teller in seinen Händen bemerkt habe. Der Schiffer erklärte, er könne gar nicht lesen. Niemand habe Etwas gesehen. Der Mann wurde zurückgehalten, bis der Gouverneur sich vergewissert hatte, daß er nicht lesen könne und auch Niemand den Teller gesehen hatte. Mit den Worten: „Seien Sie froh, daß Sie des Lesens unkundig sind," wurde der Mann entlassen.

In der „Histoire de Provence" des Pater Papon ist von einem Wäschegegenstand die Rede, und die Geschichte nimmt einen tragischen Verlauf.

„Ich habe," schreibt er, „in der Citadelle einen Offizier getroffen von etwa 69 Jahren; er hat mir wiederholentlich erzählt, einen Mönch gekannt zu haben, welcher eines Tages unter dem Fenster des Gefangenen etwas Weißes auf dem Wasser habe treiben sehen; er fischte den Gegenstand heraus und brachte ihn zum Gouverneur; es war ein sehr feines Hemd, welches von oben bis unten vollgeschrieben war. Nachdem Herr de Saint Mars einige Zeilen gelesen hatte, fragte er den Mönch, heftig bestürzt, ob er vielleicht so neugierig gewesen wäre, die Schrift zu lesen. Der Mönch erklärte wiederholt, er habe Nichts gelesen, allein zwei Tage später fand man ihn todt in seinem Bett. Endlich mußte auch noch das Gewebe des Leichentuches, in welches Saint Mars die Leiche einhüllen ließ, zu allerhand Legenden herhalten und als Beweis dienen für die außerordentliche

Vorliebe des Gefangenen für die allerfeinste Wäsche. Dadurch wollte man nachweisen, daß der Gefangene ein Sohn Anna von Oesterreichs wäre, die, wie versichert, an werthvollen Spitzen und feinem Linnen ein so großes Wohlgefallen fand."

Ein Bruder Ludwigs XIV. Man kann wohl das Entstehen des Gerüchtes, der Mann mit der eisernen Maske wäre ein Bruder Ludwigs XIV., gewesen, noch auffinden. Dieses Gerücht aber war hauptsächlich der Grund, daß so viel von dem Unbekannten gesprochen wurde, und dem größten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der zweifelhafte Ruf, es lancirt zu haben. Mit einer beispiellosen Kühnheit der Phantasie, um die ihn heutzutage die journalistische Welt beneiden würde, ließ Voltaire seine „Ente" fliegen.

Im Jahre 1745 erschien eine Art Roman unter dem Titel „Memoiren zur Geschichte Persiens"; man glaubte mit einigem Recht, Mme. de Vieux-maisons wäre die Verfasserin; es war darin der geheimnißvolle Gefangene, von welchem man anfing, in der ganzen Welt zu reden, als der Herzog von Vermandois auf's Genaueste recognoscirt; das Werk machte Aufsehen, und Voltaire benutzte sofort die Gelegenheit. Er selbst war ja eine Zeitlang ein Gast der Bastille gewesen — hatte er nicht vor Allen ein Recht, von der Sache zu reden? Allein es war doch nicht gerathen, auf einmal und ohne Vorbereitung die großartige Geschichte, welche er zurecht machte, in die Oeffentlichkeit zu werfen; mit seinem feinen Gefühl für die öffentliche Meinung begnügte er sich, in der ersten Ausgabe von „Siècle de Louis XIV" zu sagen:

„Einige Monate nach dem Tode Mazarins ereignete sich etwas ganz Beispielloses, das Auffallendste aber ist vielleicht das, daß das Ereigniß von allen Geschichtsschreibern ignorirt wird. Es wurde nämlich in aller Heimlichkeit nach dem Schloß der Sainte-Marguerite-Insel, im provençalischen Meer, ein unbekannter Gefangener eingeliefert; es war ein Mann übermittelgroß, jung, schön und vornehm. Der Gefangene trug unterwegs eine Maske, die mittelst stählerner Federn so eingerichtet war, daß sie beim Essen nicht entfernt zu werden brauchte und das Kauen ermöglichte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, sowie er die Maske entferne. Er blieb auf der Insel, bis ein in's Vertrauen gezogener Offizier Namens Saint Mars, Gouverneur von Pignerol, Gouverneur der Bastille geworden war, ihn, der stets maskirt blieb, von der Insel abholte und in die Bastille überführte. Der Marquis Louvois hatte ihn auf der Insel besucht, ehe er transferirt wurde, und zu ihm stets stehend in einer Haltung gesprochen, welche ein Zeichen von Respect war."

Voltaire sagt nicht, wer der merkwürdige Gefangene gewesen wäre, und beobachtete im Stillen, welchen Eindruck seine Bemerkungen auf das Publicum machten. Er fand Ermunterung und macht in der letzten Auflage seiner „Questions sur l'Encyclopédie" die Bemerkung, daß, wenn das

Gesicht des Gefangenen von der Maske verhüllt worden wäre, es deshalb geschehen sei, damit eine gewisse „frappante Aehnlichkeit“ nicht entdeckt würde. — Noch immer aber fehlte der Name, und auf diesen war man gespannt. Endlich in der 2. Auflage der „Questions“ p. 10 erklärt Voltaire in voller Kühnheit, daß der Mann mit der Maske ein Halbbruder Ludwigs XIV., älter als dieser, und ein Sohn Mazarins und Anna von Oesterreichs gewesen sei: man weiß ja, welchen Aufruhr in der öffentlichen Meinung die Encyclopedisten hervorriefen!

Der in den Teich gesetzte Karpfen bekam alsbald Junge, welche heranwuchsen und von monströsem Umfange wurden.

In den Memoiren des Herzogs von Richelieu, welche dessen Secretär Abbé Soulavie durchsah, steht zu lesen, daß Mlle. de Valois, Tochter des Regenten und zur Zeit die Maitresse Richelieus, auf dessen Zureden eingewilligt hätte, sich ihrem Vater preiszugeben — man behauptete ja, der Regent wäre in seine Tochter verliebt — nur um von einer Notiz Kenntniß zu nehmen, welche von Saint-Mars stammte und den „Mann mit der Maske“ betraf. Nach dieser Notiz, welche der Autor der Memoiren ausführlich wiedergiebt, war Ludwig XIV. um Mittag geboren worden; am Abend um 8½ Uhr, während der König soupirte, wäre die Königin von einem zweiten Knaben entbunden worden, welchen man jedoch hatte verschwinden lassen, um dem Staate gefahrdrohende Zerwürfnisse zu ersparen.

Noch mehr sagt der Baron von Gleichen, indem er nachzuweisen versucht, daß es der legitime Thronerbe gewesen wäre, den man eingesperrt hätte, um einem Sohn des Cardinals und Anna von Oesterreichs Platz zu machen. Diese beiden Personen, nach dem Tode des Königs zu voller Macht gelangt, hätten ihren Sohn dem Dauphin substituirt, was durch die außerordentliche Aehnlichkeit beider Kinder mit einander besonders erleichtert worden wäre — man begreift die Folgen, welche dieses System für die Legitimität der letzten Bourbonen hätte haben müssen!

Nun waren der Phantasie keine Schranken mehr gesetzt. Unter dem ersten Kaiserreich erblühte die Legendenlitteratur wie nie zuvor. Zahlreiche Broschüren erschienen, in denen die Idee des Baron von Gleichen vertreten war: Ludwig XIV. war nur ein Bastard, der Sohn von einem Nichtfranzosen; der legitime Thronerbe war auf Sainte Marguerite eingekerkert, hatte sich dort mit der Tochter eines seiner Wärter verheirathet. Aus dieser Ehe stammte ein Kind, welches man, gleich nachdem es entwöhnt war, nach Corsica schaffte und es dort als ein von guter Seite — buona parte — das heißt von vornehmen Eltern kommendes — übergab: von diesem Kinde sollte Napoleon I. ein Abkomme sein — Napoleons Legitimität nachzuweisen mit Hülfe des Mannes mit der eisernen Maske . . . risum teneatis! Das geht selbst über die Phantasie eines Dumas. Geradezu unglaublich aber ist es, daß sich ernste Männer fanden, welche die Fabel glaubten.

Ein Manifest, welches im Nivôse des Jahres IX in der Vendée unter den Chouans vertheilt wurde, enthält folgenden Passus:

„Es möge sich die royalistische Partei wohl hüten, den Versicherungen zu trauen, welche bonapartistische Emissäre geben, wonach Bonaparte sich nur des Thrones bemächtigt hat, um ihn den Bourbonen zurückzugeben. Alles deutet darauf hin, daß er nur die allseitige Beruhigung abwartet, um sich zu erklären und daß er beabsichtigt, seine Rechte auf die Descendenz von den Kindern der ‚Eisernen Maske' zu begründen."

Wir halten uns bei der Hypothese, der Mann mit „der eisernen Maske" wäre ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, nicht länger auf. Man hat sie längst fallen lassen. Die letzten Schriftsteller, welche sie aufrecht halten wollten, gehören der Revolutionszeit an.

Die einzelnen Incarnationen der „Eisernen Maske".

„Niemals hat ein Gott Indiens," sagt Paul de Saint Victor, indem er von dem „Manne mit der Maske" spricht, „so viele Metamorphosen, so viele Verkörperungen erfahren." Es würde in der That zu weit führen, wollte man die einzelnen Personen alle nennen, welche mit „der eisernen Maske" identificirt worden sind; es sind darunter sogar Frauen. Wir wollen nur die Muthmaßungen aufführen, welche am meisten Glauben gefunden haben, oder welche sich auf ernste Forschungen stützten.

Die Hypothese, welche nächst der, der berühmte Gefangene wäre der Bruder Ludwigs XIV. gewesen, die Gemüther am meisten erhitzte, war die, welche ihn zu einem Grafen Louis Vermandois, französischem Admiral und Sohn der liebenswürdigen Louise de la Vallière macht. Für dieselbe traten sogar der Almosenier Pater Griffet und die Offiziere des Generalstabes ein. Hier in ein paar Worten die Widerlegung: „Der Graf Vermandois ist in Courtrai am 18. November 1683 gestorben." Ebenso schnell ist die Unterschiebung des Herzogs von Montmouth, natürlichen Sohnes Jacobs II. und der Lucie Walters, als Mann mit der eisernen Maske zu erledigen: „Montmouth endete auf dem Schaffot in London im Jahre 1683." Lagrange-Chancet suchte mit vielem Talent und Eifer nachzuweisen, daß der berühmte Gefangene Niemand anders als Francois de Vendôme, Herzog von Beaufort, der zur Zeit der Fronde den Beinamen „roi des Halles" führte, gewesen sei. „Dieser Herzog von Beaufort fiel vor Candia am 25. Juni 1669."

Auf Lagrange-Chancet folgt der Chevalier de Toules: „Ich habe entdeckt, wer hinter dem Mann mit der eisernen Maske steckt," schreibt er, „und es ist meine Pflicht, Europa und der Nachwelt meine Entdeckung zu unterbreiten. Der armenische Patriarch zu Constantinopel und Jerusalem, Avedick, der auf Veranlassung der Jesuiten dem Orient entführt und nach Frankreich geschafft wurde: er ist die „Eiserne Maske"! Vergennes, sobald er die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte,

ließ Recherchen anstellen. Dieselben bestätigten, daß in der That Avedick in geheimnißvoller Weise verhaftet worden war, allein — „erst nach 1706*)".

Dies sind die dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen Erörterungen über das Thema: „Wer war der Mann mit der eisernen Maske?" Wir kommen zur Neuzeit. Da es sich um etwas Geheimnißvolles, um Machenschaften handelt, die das Licht des Tages scheuten, so wurden natürlich auch bald die Jesuiten in die Angelegenheit hineingezogen. In Bezug auf den armenischen Patriarchen sehen wir sie ja in Thätigkeit. Man erinnerte sich des jungen Mannes, der auf ihr Andringen hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, weil er ein paar ihnen feindliche Strophen gedichtet hatte. Unter dem Pseudonym „Ubalde" wurde 1885 ein Aufsehen erregendes Werk veröffentlicht; der Verfasser ist aller Wahrscheinlichkeit nach Anatole Loquin. Es findet sich folgende Schlußbemerkung darin:

„Je mehr ich nachdenke, desto sicherer glaube ich in dem Manne mit der eisernen Maske J. C. Poquelin de Molière**) zu erkennen: die Jesuiten mußten sich für „Tartufe" rächen.

Endlich kommen wir zu denjenigen Conjecturen, welche der Wahrheit am nächsten stehen und von wirklich Eingeweihten aufgestellt worden sind.

Der Oberintendant Fouquet ist es, der nach dem Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix) hinter dem geheimnißvollen Bastillengefangenen steckte. Lair hat nachgewiesen, daß und wie Fouquet in Pignerol am 23. März 1680 an einem Schlaganfall starb, und zwar in dem Augenblick, da man am Hof gesonnen war, ihn in die Bäder von Bourbon zu schicken, worin man den ersten Schritt zu seiner völligen Freilassung sehen mag.

François Ravaisson, der gelehrte und liebenswürdige Conservator der Arsenal-Bibliothek, glaubte eine Zeit lang der vielberedte Gefangene könnte der junge Graf Kerovalze gewesen sein, der vor Candia unter Befehl des Admiral Beaufort gekämpft hatte. Ravaisson hat mit vieler Reserve diese seine Vermuthung dargethan; er kam später selber davon zurück, und damit ist diese Hypothese abgethan.

Loiseleur schlug in seiner brillanten Polemik mit Marius Topin vor, „in dem Gefangenen einen beliebigen Spion zu erkennen, welcher 1681 durch Catinat eingefangen wurde"; sein Gegner erwiderte in äußerst pikanter Weise und erklärte Catinat selbst für den Gefangenen.

*) Im (Archiv der Bastille) Register 12475 sind Documente, die sich auf die Verhaftung Avedicks, der als ein „Gefangener von Bedeutung" gilt und „der Armenier" oder „der armenische Patriarch" genannt wird, beziehen; sie umfassen das Jahr von 1709 bis 1710. Der Befehl zur Verhaftung Avedicks trug das Datum 18. December 1709; er kam aus der Abtei du Mont St. Michel.

*) Anatole Loquin hat jetzt unter seinem Namen als Autor eine Schrift angekündigt, welche in den ersten Monaten von 1898 erscheinen und dasselbe Thema behandeln soll. Im Prospect heißt es: Molière in Bordeaux um 1647 und um 1658, mit neuen Betrachtungen über sein Ende in Paris 1673 oder vielleicht 1703; 2 Bände.

Der General Jung hat ein dickes Buch veröffentlicht, in welchem er für einen gewissen Oldendorf, einen geborenen Lothringer, Spion und Giftmörder, als den richtigen Substituten plaidirt; Oldendorf wurde am 29. März 1673 in einem Versteck verhaftet, welches neben einem Uebergang über die Somme lag. Loiseleur hat diese Hypothese widerlegt; Lair aber bemerkt dazu, der General Jung brächte seinen Candidaten gar nicht nach Pignerol, was doch nöthig wäre, um den Mann mit der Maske aus ihm zu machen.

Baron Caruth tritt für einen verrückten Jacobiner ein, dessen Name unbekannt blieb; dieser Jacobiner aber starb in Pignerol Ende 1693.

Das kürzlich erschienene Werk Emile Burgauds, an welchem Major Bazeries Mitarbeiter war, machte viel Lärm. Er stellt den General Vivien Labbé de Boulonde auf, den Louvois verhaften ließ, weil er vor Coni den Verpflichtungen eines Général en chef nicht genügt hätte. Geoffroy de Grandmaison hat im „Univers" vom 9. Januar 1895 zwei Quittungen dem Publicum vorgelegt, welche vom General Bulonde unterschrieben sind, eine aus dem Jahr 1699, eine Zeit, in welcher der Mann mit der eisernen Maske in der Bastille saß, und zwar in strengster Abgeschiedenheit, die andere aus dem Jahr 1705. Damals war der berühmte Gefangene bereits zwei Jahre todt!

Wir gelangen endlich zu der wahrscheinlichsten aller Annahmen. Eustache Dauger, welchen Lair mit dem Maskirten identificirt, war ein Kammerdiener, welcher in Pignerol am 28. Juli 1669 eingekerkert wurde. Man erinnere sich jedoch, daß der Maskirte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf den Sainte-Marguerite-Inseln auf das Engste und Strengste überwacht wurde. Als Dauger nach Pignerol kam und die Unwichtigkeit seiner Angelegenheit einleuchtete, dachte Saint-Mars daran, ihn zum Bedienten seiner anderen Gefangenen zu machen, und in der That wurde er durch Louvois im Jahre 1675 Herrn Fouquet als Diener zugetheilt; in der letzten Zeit war ja die Strenge der Haft Fouquets vielfach gemildert worden; er erhielt Besuch, konnte in den Höfen und in der Umgegend des Donjons spazieren gehen, wobei Dauger ihn stets begleitete. Wir wissen zudem bestimmt, daß der Maskirte direct von Pignerol nach den Sainte Marguerite-Inseln überführt wurde, während Dauger 1681 nach Exiles, und von da 1687 auf die Inseln kam.

Wir kommen nunmehr zur endgiltig richtigen Lösung.

3. Mattioli.

Baron Heiß, früher Capitän im „Regiment Elsaß," einer der hervorragendsten Bibliophilen seiner Zeit, war der Erste, der in einer Zuschrift, datirt Pfalzburg, den 28. Juni 1770, an das „Journal encyclopédique" den maskirten Bastille-Gefangenen für den Grafen Mattioli, Staatssecretär beim Herzog von Mantua, erklärte. Dann kam Dutens 1783 in

seiner „Correspondance interceptée“, dann Baron Chambrier (1795) in einem Memorandum an die Akademie zu Berlin, dann Roux-Fazillac, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, in einem 1801 veröffentlichten Aufsatz. Dann folgen der Reihe nach: Reth, Delort, Ellis, Carlo Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, endlich Gallien — sie Alle haben sich in mehr oder minder hervorragenden Arbeiten für den Grafen Mattioli ausgesprochen. Diejenigen Historiker, welche am besten mit der Zeitgeschichte Ludwigs XIV. vertraut waren, wie Depping, Chérnet, Camillé Rousset haben sich in demselben Sinne ausgesprochen, während Alexander Dumas ganz allein — wie d'Artagnan — Front gegen zwanzig Gelehrte machte, er der „Vicomte de Bragc-lonne“, der die Legende von dem Bruder Ludwigs XIV., welche auch Voltaire verbreitet und die Revolution als wahr bestätigt hatte, wieder aufwärmte, die ausgegrabenen Schriften des Bastille-Archivs zurückwerfend in ihren Staub.

Wir haben von nun an mit so gefährlichen Gegnern Nichts mehr zu thun und hoffen, daß das Nachfolgende jeden Zweifel beseitigen wird.

Man weiß, daß unter Louvois' Einfluß die geschickte und bewehrte Politik Mazarins und nach ihm Lionnes einer sich mehr in militärischer Richtung bewegenden etwas brüsken und anmaßenden Politik Platz gemacht hatte. Ludwig XIV. war Herr von Pignerol, welches 1632 erworben war. Beeinflußt von Louvois, richtete er sein Augenmerk auf Casal. Im Besitz beider Plätze mußten die französischen Armeen ganz Oberitalien beherrschen und den Hof von Turin direct in Respect halten. In Mantua regierte der junge Herzog Karl IV. Gonzaga, leichtsinnig und sorglos seine Fonds in Venedig in Festen und Gelagen vergeudend. Im Jahre 1677 hatte er jüdischen Wucherern die Kroneneinkünfte auf mehrere Jahre verschrieben. Karl IV. war Marquis von Montferrat, die Hauptstadt des Marquisats war Casal. Der Versailler Hof, der mit den finanziellen Verlegenheiten und dem Leichtsinn des jungen Fürsten Speculationsgeschäfte trieb, faßte den kühnen Entschluß, Casal für baares Geld zu erstehen.

Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Mantua war der Graf Hercules Antonio Mattioli. Er war zu Bologna am 1. December 1640 geboren, seine Familie nahm einen hohen Rang ein. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, und, erst etwas über zwanzig Jahr alt, erhielt er bereits eine Professur an der Universität zu Bologna. Später ließ er sich in Mantua nieder, wo Karl III. damals regierte, dessen Vertrauen er sich erwarb und dessen Staatssecretär (Minister) er wurde. Karl IV. erwies ihm dieselbe Gunst und Zuneigung wie Karl III., ja er ernannte Mattioli zum außerordentlichen Senator.

Ludwig XIV. hatte bei der venetianischen Republik damals einen umsichtigen und unternehmenden Gesandten, es war der Abbé d'Estrades;

dieser hatte in Mattioli bald den ehrgeizigen Intriganten erkannt, und es gelang ihm, bei demselben die Vorschläge Frankreichs in Bezug auf Casal durchzusetzen.

Am 12. Januar 1678 richtete Ludwig XIV. ein eigenhändiges Dankschreiben an Mattioli; dieser kam nach Paris. Am 8. December war der Kaufact unterzeichnet worden. Der Herzog von Mantua strich für Casal die Summe von 100000 Thalern ein. In einer Privataudienz übergab Ludwig XIV. dem Grafen einen Diamanten von hohem Werth und ein Geschenk von 100 Doppel-Louisd'ors.

Kaum aber waren zwei Monate verflossen, als die Höfe von Wien, Madrid, Turin und die venetianische Republik von den Geschehnissen unterrichtet waren: um des klingenden Vortheils willen hatte Mattioli sowohl seinen Herrn Karl IV., wie den König von Frankreich schändlicher Weise verrathen. Wie ein Blitzschlag traf in Versailles die Nachricht von der Verhaftung des Barons Asfeld, den Ludwig XIV. entsandt hatte, um mit Mattioli die Ratification der Verträge zu vollziehen. Der Mailändische Gouverneur hatte den Baron ergreifen und den Spaniern ausliefern lassen. Man kann sich den Zorn Ludwigs XIV. denken, ebenso wie die Wuth Louvois', der die Verhandlung so eifrig betrieben, dieselbe sogar selber in die Hand genommen hatte und bereits zur Besetzung Casals durch französische Truppen die nöthigen Anordnungen getroffen hatte. Der Abbé d'Estrade aber faßte in seiner Empörung einen gar verwegenen Entschluß; er machte in Versailles den Vorschlag, den Grafen Mattioli aufgreifen zu lassen, Ludwig XIV. aber wollte jedes Aufsehen vermeiden. Catinat, der Vielkluge und Vorsichtige, wurde mit der Ausführung betraut. Estrade that dem Grafen gegenüber, als wisse er Nichts von dessen Doppelspiel und ließ ihn benachrichtigen, daß er ihm den Rest der ausbedungenen Summe zu zahlen wünsche; am 2. Mai 1679 fand die Zusammenkunft auch statt. Estrades und Mattioli bestiegen einen Wagen, auf dessen Vorüberfahren Catinat mit einer Hand voll Leuten lauerte. Um zwei Uhr Nachmittags war Mattioli bereits in Pignerol in den Händen von Saint-Mars.

Man muß sich den hohen Rang des italienischen Ministers vergegenwärtigen — wir stehen vor einer der keckſten Verletzungen des Völkerrechtes, von denen die Geschichte zu erzählen weiß!

Anfangs 1694 wurde Mattioli nach den Marguerite-Inseln überführt; man hörte, daß er 1698 in die Bastille kam und am 19. November 1703 in derselben starb.

Die Einzelheiten, welche über die Gefangenhaltung des Verräthers in Pignerol und auf den Inseln bekannt wurden, zeigen, daß er zunächst mit allen den Rücksichten behandelt wurde, die sein Rang bedingte. Der Respect, welchen der Gefangene zuerst eingeflößt hatte, verlor sich aber allmählich, und in der Bastille mußte er sein Zimmer, wie man vernahm, mit dem ordinärsten Gelichter theilen. Andererseits aber stellt sich

auch eine Linderung in Bezug auf die strenge Ueberwachung ein; nothwendig blieb es aber nach wie vor, die Umstände, unter denen Mattiolis Gefangennahme erfolgt war, zu verbergen. Was nun die schwarze Sammetmaske betrifft, so fand man dieselbe unter dem Gepäck, welches der Graf bei seiner Verhaftung mit sich führte, er benützte sie unzweifelhaft nur, um auszugehen, und sie bot ihm eine willkommene Linderung der Gefangenschaft insofern, als es ihm durch die Bedeckung seines Gesichtes möglich wurde, sein Zimmer zu verlassen, was keinem seiner Mitgefangenen gestattet war*).

Wir treten nun den Beweis an, daß der „maskirte Gefangene“ wirklich der Graf Mattioli war.

1. In der Depesche, welche Ludwig XIV. an den Abbé d'Estrades sandte — es war fünf Tage vor der Verhaftung — billigt er den Vorschlag seines Gesandten und ertheilt ihm ausdrücklich Vollmacht, sich Mattiolis zu bemächtigen: „Da Sie glauben, es bewerkstelligen zu können, ohne daß Aufsehen erregt wird.“ Der Gefangene soll nach Pignerol gebracht werden, „wohin Befehl ergehen wird, ihn aufzunehmen und festzuhalten, ohne daß irgend Jemand Kenntniß davon erhält“. Der Befehl des Königs hat folgenden Schlußpassus: „Niemand soll wissen, was aus dem Mann geworden ist.“ Als Alles nach Wunsch gegangen war, schrieb Catinat an Louvois: „Es ist Alles ohne Gewaltmaßregeln abgegangen; Niemand kennt den Namen dieses Schuftes, selbst die Beamten nicht, welche an seiner Verhaftung betheiligt waren.“

Schließlich möchten wir auch noch eines merkwürdigen Buches gedenken, betitelt „La Prudenza triomfante di Casale“), erschienen 1682, das heißt, kaum zwei Jahre nach dem Ereigniß und — dieser Umstand ist bemerkenswerth — 30 Jahre vorher, ehe von dem Manne mit der eisernen Maske die Rede war. Es heißt darin u. A.:

„Der Staatssecretär wurde von 10 bis 12 Reitern umringt, welche ihn mit sich nahmen, ihn verkleideten, ihn maskirten und nach Pignerol schleppten —“

Die Sache findet ihre Bestätigung auch in den Traditionen, die noch im achtzehnten Jahrhundert bei den Leuten der Umgegend verbreitet waren.

2. Wir wissen aus du Juncas Aufzeichnungen, daß der Maskirte in Pignerol unter der Oberaufsicht von Saint-Mars eingesperrt wurde. 1681 vertauschte dieser das Gouvernement von Pignerol mit dem von Exiles. Man kann genau die Zahl der Gefangenen nachweisen, es waren

*) Es bestand in der Bastille ein Unterschied zwischen „abgeschlossenen“ Gefangenen, die ihre Zimmer nicht verlassen durften, und solchen, welchen die „Benutzung des Hofes freistand“. Mattioli gehörte zu der Kategorie der Ersteren; unter gewissen Umständen durfte er jedoch sein Zimmer verlassen, vorausgesetzt, daß er sich das Gesicht mit der Maske verhüllte.

ihrer fünf. Eine Depesche Louvois' vom 9. Juni läßt an Klarheit Nichts zu wünschen übrig. In dem ersten Paragraphen ist die Rede von „den zwei Gefangenen des unteren Thurmes", in dem zweiten heißt es:

„Der Rest der ihrer Ueberwachung anvertrauten Gefangenen." Dieser Rest ist genau angegeben in den folgenden Worten, „der pp. du Chamoy hat Befehl, 2 Thaler täglich für die Verpflegung dieser „drei" Gefangenen zu zahlen." Eine weitere Bestätigung findet sich in einem Brief, welchen Saint-Mars am 25. Juni 1681 kurz vor seiner Abreise nach Exiles an den Abbé d'Estrades richtete:

„Ich erhielt gestern meine Instructionen von dem Gouverneur von Exiles: ich werde zwei „Spatzen", die ich hier zu bewachen habe und die keinen anderen Namen haben, als ‚die Herren vom unteren Thurm', mitnehmen. Mattioli wird mit zwei anderen Gefangenen hierbleiben."

Es waren also ihrer fünf Gefangene, unter ihnen befindet sich selbstredend der Maskirte. Uebrigens kennen wir ja diese fünf Gefangenen. Es waren: La Rivière, welcher Ende December 1686 verstarb; ein geistig gestörter Jacobiner, gestorben Ende 1693; ein gewisser Dubreuil, welcher auf den Marguerite-Inseln starb etwa 1697. Es bleiben Dauger und Mattioli. Einer von Beiden ist der Maskirte. Wir haben weiter oben schon auseinandergesetzt, daß und weshalb Dauger nicht in Frage kommt — der geheimnißvolle Gefangene war eben Niemand anders als Mattioli.

3. Man findet umstehend die Wiedergabe des Todtenscheins des „Gefangenen mit der Maske", wie er sich im Kirchenbuch von Saint Paul vorfindet. Der Name steht ausdrücklich verzeichnet „Marchioly", man bedenke, daß der Name auf Italienisch „Markioli" lautet, und daß Saint-Mars, Gouverneur der Bastille, der für die Eintragung die Daten lieferte, stets in seinen Briefen nicht „Mattioli", sondern „Martioly" schreibt; er ist in dem Kirchenregister also noch weniger entstellt als der des Majors der Bastille, der „Rosarges" hieß und Rosage eingetragen ist. Der Chirurg aber hieß „Reilhe" nicht „Reglhe."

Man hat schon gehört, daß mit den Jahren die Strenge der Ueberwachung, der anfänglich der Gefangene unterzogen war, nachließ. Was man zu verheimlichen für nothwendig hielt, war lediglich die Art der Gefangennahme Mattiolis, diese Geheimhaltung aber hatte mit der Zeit auch Nichts mehr auf sich. Da der Herzog von Mantua sich für durchaus einverstanden mit der Gefangennahme seines Ministers erklärt hatte, der ihn ja ebenso getäuscht hatte, wie Ludwig XIV., so gab es keinerlei Bedenken, auf der Todtenliste den richtigen Namen einzutragen.

Hinzuzufügen ist nur noch, daß durch Irrthum oder Lapsus, der dem eintragenden Beamten der Bastille oder dem Pfarrer oder Küster zur Last fällt, das Alter falsch angegeben ist, mit 40 Jahren ungefähr, während

Mattioli bei seinem Tode 63 Jahre alt war. Diese Eintragungen galten damals ja für völlig belanglos.

4. Der Herzog von Choiseul drängte Ludwig XV., ihm das Geheimniß betreffs des Gefangenen zu offenbaren. Der König aber wich aus

Le 19 du Marchialy agé de quarante cinq ans ou
environ est decedé dans la Bastille, duquel le corps
a esté inhumé dans le cimetiere de St Paul sa parroisse
le 20 du present en presance de Monsieur Rosarge
major de la Bastille et de Mr Reglhe chirurgien
major de la Bastille qui ont signé

Rosarges Reilhe

Todtenschein des auf dem Friedhof von Saint Paul (20. November 1703) beerdigten Gefangenen mit der Maske. Abgedruckt in der 6. Aufl. von M. Topin's „Homme au masque de fer“. Das Original, welches sich in der Bibliothek des Stadthauses befand, ist in dem großen Brande von 1871 zu Grunde gegangen.

Eines Tages jedoch bemerkte er, „wenn Sie wüßten, um was es sich handelt, würden Sie finden, daß es nichts Interessantes ist.“ Einige Zeit später bestürmte auch Mad. de Pompadour, von Choiseul aufgefordert, den König mit Fragen, und dieser erklärte, es handle sich um den Minister eines italienischen Fürsten.

In den „Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette,‘ deren Verfasserin bekanntlich die Kammerfrau Mme. de Campan ist, lesen wir, daß die Königin ihren Gemahl, welcher um das Geheimniß der eisernen Maske Nichts wußte, quälte, Recherchen in den Ministerien anstellen zu lassen. „Ich war zufällig bei der Königin," schreibt die Campan, „als der König ihr mittheilte, es wäre Nichts zu ermitteln gewesen, daß er mit Maurepas, der durch sein Alter jener Zeit noch näher stünde, gesprochen habe — (Maurepas hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Hausminister das Departement der Haftbefehle (lettres de cachet) unter sich) — und daß Maurepas ihm gesagt habe, es hätte sich um einen durch seine Ränkesucht gefürchteten Mann, einen Unterthan des Herzogs von Mantua gehandelt. Man habe den Mann an die Grenze gelockt, gefangen und erst in Pignerol, dann in der Bastille eingekerkert."

Hier ist ein weiterer unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese: als er niedergeschrieben wurde, war von Mattioli keine Rede, die Campan kennt den Namen nicht einmal. Wollte man annehmen — eine Annahme, die denn doch fernliegt, — die Campan habe sich darin gefallen, eine Fabel aufzutischen, so müßte man sich doch darüber wundern, daß ihre Phantasie sich so sehr in der Nähe der Wahrheit bewegt hätte.

So ist denn das Räthsel gelöst. Die Legende, die sich neben dem Thron Frankreichs emporgerichtet, ist von ihrer Höhe gestürzt. Eine Genugthuung für den Geschichtsforscher aber ist es, zu denken, daß seit länger als einem Jahrhundert alle ernsten historischen Arbeiten zu der nämlichen Lösung gelangt sind. Heiß, der Baron Chambrier, Reth, Roux-Fozillac, Delort, Carlo, Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, Camille Chéruel, Depping haben keinen Anstand genommen, hinter die berühmte schwarze Sammetmaske das Gesicht des Grafen Mattioli zu stecken. Allein bei jeder neuen Anstrengung der exacten Forschung erhob auch die durch die Revolution wesentlich angefeuerte Legende wiederum ihr Haupt.

Die geschichtliche Wahrheit ruft uns jene Blumen in Erinnerung, welche auf dem Wasser schwimmen, weiß oder blaßgelb zwischen flachen großen Blättern. Der Wind erhebt sich, die Wellen kommen in Bewegung und überfluthen die Blumen, so daß sie verschwinden — hernach kommen sie wieder zum Vorschein.

Der Raum und die Sinne.

Eine psychologische Studie.

Von

Friedrich Wegmüller.

— München. —

Die Eigenschaft, räumliche Ausgedehntheit und, sobald eine Mehrheit gegeben ist, gegenseitige räumliche Lagen zu besitzen, kommt bekanntlich nicht allen unseren Bewußtseinsinhalten, ja nicht einmal allen unseren Sinnesempfindungen zu. Dieselbe ist vielmehr lediglich den Objecten des Gesichts- und Tastsinnes eigen, sofern wir, wie üblich, unter den letzteren auch die Organ- und Muskelempfindungen mit einbeziehen; wo immer wir dagegen in einem anderen Sinnesgebiete von räumlichen Verhältnissen oder von räumlicher Ausdrucksweise sprechen, thun wir dies nur in übertragenem Sinn. Unsere Tonempfindungen z. B. zeigen uns lediglich die Merkmale der „Höhe", Intensität und Klangfarbe, also Merkmale ohne jeden räumlichen Charakter; vom Orte einer einzelnen, von der gegenseitigen Lage zweier Tonempfindungen zu sprechen, hat keinen Sinn. Zwar könnte es auf den ersten Blick scheinen, als weise unsere Klassification der Töne als „hohe" und „tiefe" doch auf gewisse denselben zukommende räumliche Verhältnisse hin. Aber einmal bezeichnen keineswegs alle Völker die Unterschiede der Tonqualitäten in dieser Weise; die Griechen nannten die hohen Töne „scharf", die tiefen „schwer", ja die Chinesen, die in so vielen Dingen das Widerspiel europäischer Anschauungen zu erkennen geben, bezeichnen umgekehrt unsere „tiefen" Töne als „hoch", unsere „hohen" als „tief". Sodann aber ist es leicht einzusehen, auf welcher vermittelnden Vorstellung diese Benennung beruht: offenbar darauf, daß wir beim Intoniren eines „hohen" Tones eine Bewegung des Kehlkopfs aufwärts, beim Intoniren eines „tiefen" eine solche abwärts ausführen. Noch deutlicher zeigt der Begriff der „Tonleiter", daß hier ledig-

lich bildliche Redeweise vorliegt. Andererseits spricht man wohl auch vom Ort eines Tones im Sinne des Ortes der ihn erzeugenden Tonquelle, der erregten Luftschwingungen oder der Gehirnpartie, an deren Integrität und Afficirung sein Vernehmen gebunden ist; aber das musikalische Instrument, die Luftschwingungen, das akustische Centrum im Gehirn sind nicht der Ton, sie sind vielmehr selbst Objecte des Gesichts- und Tastsinnes. Nicht anders ist es mit Geruch und Geschmack. Allerdings ist namentlich mit den Empfindungen des letzteren Sinnes ein gewisser räumlicher Charakter stets insofern verbunden, als sie stets von einer Tastempfindung — herrührend von der Berührung einer bestimmten Ausdehnung der Zungenoberfläche — begleitet sind; aber die Eigenschaft räumlicher Ausgedehntheit kommt eben auch nur dieser Tastempfindung, nicht dem Geschmack des Süßen, Bitteren, Laugenhaften u. s. f. an sich zu. Wollte man dies nicht zugeben, so ergäbe sich als nothwendige Folgerung die Annahme gegenseitiger räumlicher Verhältnisse zwischen Sauer und Süß, Salzig und Alkalisch u. s. f. — etwa daß diese Geschmäcke einen rechten Winkel bilden oder ein Dreieck einschließen könnten —, also eine in die Augen springende Absurdität.

Kommt nun aber diese Eigenschaft der „Raumhaftigkeit", wie wir sie kurz nennen wollen, diesen und nur diesen Sinnesinhalten zu, so folgert daraus noch keineswegs, daß nun auch die räumlichen Verhältnisse und Ausdehnungen, von denen uns jeder dieser Sinne Kenntniß giebt, in sich identisch sein müßten. Es könnte sehr wohl der Fall sein, daß die Räume des Gesichts- und Tastsinnes an sich verschieden geartet wären und erst im Laufe unserer geistigen Entwickelung zu einem einheitlichen Gesammtraum verschmolzen würden. In dieser Verschmelzung hätten wir dann, die Richtigkeit dieser Anschauung vorausgesetzt, einen Fall jener psychischen Vorgänge zu erblicken, für die von der englischen Associationspsychologie der nicht unglückliche Name der „psychischen Chemie" eingeführt wurde. In der That trifft diese Möglichkeit zu; es giebt in der psychologischen Erfahrung auch des entwickelten Alters noch Erscheinungen, die eine solche ursprüngliche Verschiedenheit beider Sinnesräume — des Seh- und Tastsinnes, wie wir sie kurz nennen wollen — unzweifelhaft erweisen. Auch das reifere Alter, das sich längst gewöhnt hat, alle Ausdehnungen auf einen Raum zu beziehen, findet deutlich noch zwei Sinnesräume vor, wenn es die Größe von Raumstücken beurtheilen soll, zu deren Ausmessung ihm z. B. nur der Tastsinn, nicht aber auch der Gesichtssinn zu Gebote steht. In diesem Falle können natürlich die beiden Räume nicht in einen verschmelzen. So erscheint uns z. B. bekanntlich das Innere der Mundhöhle bedeutend größer, wenn wir es mit der Zunge ausmessen, als wenn wir es durch den Kehlkopfspiegel betrachten; haben wir uns einen Zahn entfernen lassen, so staunen wir über die unerwartet kleine Höhlung des erkrankten, nun in unseren Händen befindlichen Zahnes, während uns nun andererseits die entstandene Lücke

wahrhaft beängstigend groß erscheint. Prüfen wir mit dem Spiegel nach, so haben wir wieder eine nur mäßig große Oeffnung. Ebenso ist es durch zahlreiche Versuche erwiesen, daß wir Distanzen auf solchen Stellen der Haut, die wir nicht mit dem Auge wahrnehmen können, bedeutend zu überschätzen pflegen. Einen ähnlichen Thatbestand lassen die für die Psychologie des Sehens so ungemein wichtigen Aussagen operirter Blindgeborener erkennen. Nicht nur dauert es in der Regel ziemlich lange, ehe solche Personen die neuen Gesichtsempfindungen auf dieselben äußeren Objecte beziehen wie die entsprechenden früheren Wahrnehmungen des Tastsinnes, ehe sie beispielsweise eine nach der Operation gesehene Kugel oder Pyramide als identisch erkennen mit einer früher getasteten; sondern es erscheinen ihnen auch die neuen Objecte in anderen Größenverhältnissen, als sie erwarteten, selbst wenn, was für die Größenschätzung bekanntlich von höchstem Belang, eine Täuschung über die Entfernung ausgeschlossen ist.

Daraus folgt, daß uns der Raum nicht, wie eine unpsychologische Philosophie will, von vonherein als einheitliche reine „Anschauung" gegeben ist, sondern daß wir vielmehr als erste psychische Thatsache zwei verschiedene Sinnesräume vorfinden, die erst im Laufe der individuellen Entwickelung, ob auch schon in einem sehr frühen Stadium derselben, zu einem einheitlichen Gesammtraum verschmelzen. Erscheinungen wie die oben erwähnten lassen uns diese ursprüngliche Verschiedenheit beider Räume auch im späteren Alter noch jederzeit leicht wahrnehmen.

Aber noch ein anderer und viel wichtigerer Unterschied als jener der Größe der gebotenen Ausdehnungen haftet beiden Sinnesräumen an. Wir nennen den Raum der Außenwelt dreidimensional, und ohne Zweifel mit Recht, sofern wir dabei den durch Verschmelzung der beiden Sinnesräume entstandenen Gesammtraum im Auge haben. Aber diese Eigenschaft der Dreidimensionalität kommt an sich und ursprünglich nur dem Tastraum, bezw. dem Gehraum zu; der Sehraum hat an sich ursprünglich nur zwei Dimensionen. Was nur das Auge bietet, abgesehen von allen an den Empfindungsinhalt angeschlossenen Associationen und anderweitigen Erfahrungen, die uns die Objecte in bestimmter Tiefe sehen lassen, ist lediglich zweidimensional ausgedehnte Oberfläche ohne jeden solchen Hinweis auf eine Tiefe. Allerdings ist es gewiß, daß wir im entwickelten Leben jedes Object des Gesichtssinnes stets in eine gewisse, ob auch häufig genug durchaus unbestimmte Tiefe verlegen, daß wir, um uns der populären Redeweise zu bedienen, das Object in gewisser Entfernung von unserem eigenen Körper wie von anderen gesehenen Objecten „sehen"; aber der Nachweis ist leicht zu erbringen, daß diese dritte Dimension der Gesichtsempfindung nicht an sich und ursprünglich zukommt, daß sie vielmehr erst der Erfahrung des Tastsinnes entlehnt, genauer gesprochen durch bestimmt combinirte Wahrnehmungen beider Sinne der Gesichtsempfindung psychisch hinzugefügt wird.

Dies mag auf den ersten Blick parador erscheinen. Indessen zeigen

uns ja alltägliche Erfahrungen, daß ein solcher psychischer „Aufbau" eines dreidimensionalen Raumes aus einem an sich nur zweidimensionalen mit Hilfe von Associationen und Erfahrungen nicht a priori unmöglich ist: jedes Gemälde, jede Photographie kann uns darüber belehren. Hier werden dem Auge ohne Zweifel nur zweidimensionale Eindrücke dargeboten; und doch wird es den meisten Menschen schwer, ja unmöglich, den dargestellten Inhalt anders als in dreidimensionaler Anordnung zu „sehen". Die Macht der Associationen, die hier bei Anwendung bestimmter perspectivischer Mittel das thatsächliche bloße Neben- und Uebereinander des Dargestellten in ein dreidimensionales Hintereinander verwandeln, ist so stark, daß sie bei den meisten Menschen durch keinerlei Reflexion überwunden werden kann. Ja, besäßen wir die Fähigkeit dieses „Aufbaues" nicht, so wäre alle bildliche Darstellung in einer Ebene, sei es Leinwand oder Platte, unmöglich, keine malende oder überhaupt graphische Kunst wäre denkbar; die bildende Kunst wäre auf die Plastik beschränkt. Aber auch abgesehen von dieser mehr negativen Erwägung, zwingen uns eine Reihe positiver psychologischer Thatsachen, das Tiefensehen, also das Sehen zweidimensionaler Farbenflächen in bestimmter Entfernung, nicht als ursprünglich dem Gesichtseindruck anhaftende, sondern als eine erfahrungsgemäß erworbene Fähigkeit unserer „Psyche" anzusehen. Zuerst von dem genialen Berkeley in seinem 1709 erschienenen „Essay towards a new Theory of Vision" mit voller Bestimmtheit ausgesprochen und eingehend mit den triftigsten Beweisgründen gestützt, hat sich diese Auffassung allen gemachten Beobachtungen gegenüber so stichhaltig erwiesen, daß sie heute kaum noch ernstlichem Widerstand begegnet; die „nativistische" Erklärung des Tiefensehens hat heute der „empiristischen" so gut wie ganz das Feld geräumt. Eher dürfte heute im Gegentheil die Rede sei von einem zu weit gehenden Bestreben, die Thatsachen des Gesichtssinnes womöglich alle auf anderweitige Erfahrungen zurückführen und der ursprünglichen Empfindung so gut wie Nichts als eigenes Besitzthum überlassen zu wollen.

Auch hier sind es wieder die Erfahrungen operirter Blindgeborener, die uns das beweiskräftigste und interessanteste Material liefern. Diese zeigen, darin stimmen alle Berichte überein, unmittelbar nach vollzogener Operation, wo sich noch keine Erfahrungen des Tast- und Muskelsinns mit denen des Gesichtes verbinden konnten, nicht die geringste Fähigkeit räumlicher Schätzung. Nicht nur erscheinen ihnen alle Gegenstände gleich nah und gleich entfernt; sie wissen überhaupt kaum, ob die gesehenen Objecte innerhalb oder außerhalb des Auges sich befinden. Alle Objecte scheinen ihnen das Auge unmittelbar zu „berühren"; sie greifen nach dem Monde, nach dem Himmel. Freilich sind mit diesen Bewegungen sofort auch die Tastempfindungen zum Theil gegeben, deren vereintes Zusammenwirken sehr bald Ordnung in dieses Chaos bringt; so kommt es, daß operirte Blindgeborene sich so außerordentlich rasch in ihrer näheren Um-

gebung orientiren, die darin vorkommenden Distanzen so rasch richtig abzuschätzen lernen. Aber eben die anfänglichen Irrthümer beweisen evident, daß diese Ordnung nicht in der Empfindung ursprünglich enthalten war, sondern ihr erst auf dem Wege der Erfahrung hinzugefügt werden mußte.

Als nicht minder wichtiges Beweisglied kommt ferner die Thatsache in Betracht, daß wir uns auch im späteren Alter, sobald wir in einigermaßen neue oder veränderte Umgebung treten, so häufig über die Tiefendistanz der Gesichtsobjecte irren. Ein allgemeiner erkenntnißtheoretischer Satz, den des Näheren zu begründen hier allerdings nicht der Ort ist, besagt, daß wir uns niemals über die ursprünglichen, an sich gegebenen Inhalte des Bewußtseins täuschen können, sondern stets nur in Bezug auf daran angeschlossene, im ursprünglichen Inhalt nicht enthaltene Associationen. Wir irren uns daher im Allgemeinen nicht darüber, ob wir in einem gegebenen Momente rothe oder grüne, weiße oder graue Objecte vor uns sehen; wohl aber sehr häufig über deren Entfernung. Daraus folgt aber nach dem obigen Satze, daß das Sehen in einer bestimmten Tiefe, da eben eine Täuschung über diese Tiefe möglich ist, nicht ursprünglich der Empfindung angehört, sondern als erfahrungsmäßig erworben angesehen werden muß. Auch rein physiologische Betrachtungen führen zum gleichen Ergebniß: die Netzhaut wird stets an den nämlichen Stellen und, da wir die gleiche Farbe in jeder Entfernung sehen können, auch stets in der nämlichen Weise erregt, wie groß auch der Tiefenabstand des Objectes im Sehraum sei. Wenn aber demnach für die sogenannte Tiefenempfindung kein physiologischer Parallelvorgang angenommen werden kann, müssen wir auch dem dreidimensionalen Sehen den Charakter der Empfindung absprechen, wir müßten denn die bewährte Hypothese des stricten Parallelismus zwischen Psychischem und Physischem einer ohne dies unhaltbaren Theorie zu Liebe aufgeben. So führt uns Alles zu dem Schluß, daß der Raum nicht a priori als einheitliche unmittelbare „reine Anschauung“ gegeben, sondern vielmehr durch einen Act, richtiger durch vielfache Acte des „ordnenden Verstandes“ entstanden ist — sofern wir uns überhaupt bei dieser rein psychologischen Betrachtung Kantischer Redeweise bedienen dürfen.

Die Erfahrungen und Associationen nun, auf denen die Erkenntniß bestimmter Tiefendistanzen durch das Auge beruht, sind mannigfaltig. Wir müssen unter ihnen solche psychologischer und solche physiologischer Art unterscheiden. Zu den ersteren gehören vor Allem die Veränderungen, welche die scheinbare Größe gesehener Objecte mit der Entfernung erleidet. Die Gipfel einer Pappel-Allee scheinen uns bekanntlich eine nach unten zulaufende Linie zu bilden, so daß jeder folgende Baum kleiner erscheint als der vorhergehende; Menschen und Häuser erscheinen von einem hohen Berge oder Thurme herab lächerlich klein u. s. f. Die reale Größe dieser Objecte, d. h. die Größe, die uns der Tastsinn von ihnen liefert, ist uns aber aus der Erfahrung hinlänglich bekannt; sehen wir

dabei ihr Bild in bestimmter Verkleinerung, so ist uns damit ein Maß für ihre Entfernung im Gehraum gegeben. Ein ähnlicher Factor ist die Deutlichkeit des Sehens; die alltägliche Erfahrung, daß uns ein näheres Object mehr und deutlichere Unterschiede aufzeigt als ein entfernteres, bewirkt, daß wir umgekehrt ein deutlicheres Object für das nähere, ein undeutlicheres für das fernere halten. Daß dieses Princip leicht zu Täuschungen führt, können wir oft genug beobachten; es ist z. B. bekannt, daß der Nordländer in gewissen südlichen Himmelsstrichen, deren ungemein durchsichtige Athmosphäre ihm ferne Objecte in ungewohnter Deutlichkeit zeigt, leicht den größten Irrthümern hinsichtlich der Entfernung dieser Objecte zum Opfer fällt. Nicht minder kommen die Veränderungen in Betracht, welche mit der Größe des Tiefenabstandes die Farbe der Objecte erleidet, also Alles, was in den Bereich der sogenannten „Luftperspective" fällt; ferne Berge erscheinen blau, grelle Farben in der Ferne dunkel u. s. f.

Ueberhaupt ist, was wir in der bildenden Kunst als „Regel der Perspective" kennen, nichts Anderes als die bewußte Anwendung dieser Erfahrungen zum gleichen Enderfolg der Umschaffung eines zweidimensionalen Raumes, wie uns die Fläche des Bildes oder der Zeichnung bietet, in einen dreidimensionalen.

Als physiologische Momente des Tiefensehens sind die Bewegungen des Körpers, nicht zum wenigsten die Bewegungen des Auges selbst anzusehen. Diese Augenbewegungen erfordern freilich eine so geringe Anstrengung, daß sie uns, sofern wir nicht mit besonderer Aufmerksamkeit auf sie achten, ganz zu entgehen pflegen; sie sind auch gegenüber den erwähnten psychologischen Factoren von untergeordneter Bedeutung, ja sie können sogar zum Theil ohne Schaden ganz entbehrt werden. Daß aber dennoch thatsächlich ein gewisses Maß der Tiefenschätzung in ihnen liegt, ist leicht zu beweisen. Wir rechnen zu ihnen bekanntlich in erster Linie die Accommodations- und Convergenzbewegungen, die wir mit beiden Augen behufs Fixirung eines Objectes vornehmen, das sogenannte „Einstellen" des Auges auf die Nähe und Ferne. Man versuche nun, einen Punkt, dessen Entfernung uns auf sonstige Weise nicht bekannt ist, etwa ein im Dunkeln leuchtendes Licht, ohne Zuhilfenahme der Convergenzbewegungen, also am besten mit Schluß eines Auges, zu fixiren: sofort wird die Tiefenschätzung auffallend schwankend und unsicher. Doch sind die Einäugigen darum glücklicherweise noch nicht aller Mittel zur Orientirung in der äußeren Welt beraubt, da, wie bemerkt, dieses Hilfsmittel der Tiefenschätzung leicht durch die Wirkung der rein psychologischen entbehrt werden kann; thatsächlich findet sich der Einäugige in der objectiven Welt um Nichts schwieriger zurecht als der mit zwei Augen Begabte, eben weil diese Orientirung in erster Reihe durch die erwähnten psychologischen Factoren bedingt wird. So hat die reiche Complicirtheit des Mechanismus, der das Tiefensehen bewirkt, und dem wir so manche Irrthümer und Sinnestäuschungen verdanken, doch auch wenigstens eine gute Seite.

Blind.

Scenisches Gedicht von

Louise Fingerhut.

— Breslau. —

Personen:

Anatole, 40 Jahre, von hervorragender Schönheit, blind. Er macht den Eindruck eines Schwerkranken, Sterbenden, doch tragen seine Züge den Stempel heiter wehmüthigen Friedens.

Clerisande, 18jährig, blond, zart, mehr lieblich als schön; im Gegensatz zu Anatole sieht sie kummervoll, bedrückt und gequält aus.

Ort:

Ein Zimmer, dunkel und ernst gehalten, mit einer großen Glasthüre nach einem in voller Blüthe stehenden Garten. Die Beleuchtung ist so gedacht, daß der Hintergrund des Zimmers ganz im Schatten liegt. Das volle Licht concentrirt sich auf die beiden Personen, die nebeneinander an der offenen Glasthüre sitzen.

Anatole:

Fühlst Du es auch, wie seltsam doch das Schweigen?
Es scheint ein köstlich Goldgefäß zu sein.
Die beste Gabe eines gütigen Gottes.
Wir aber füllen diese Wunderschale
Mit Lust und Leid, mit Kummer und mit Jubel,
Mit Allem, was uns unser Herz bewegt.
Mit Allem, was die Seele sich ersehnt.
Oft spricht der Mund, was unserm Sinne fremd,
Allein im Schweigen giebt es keine Lüge.
Die Liebe schweigt, es schweigt das höchste Glück,
Und wahrer Kummer findet keine Worte.
Das Köstlichste, es wird Dir nie gesprochen,

Das Zarteste, Dein Ohr vernimmt es nicht;
Die Seele aber flüstert es der Seele,
Und wie zwei Saiten gleichgestimmt erklingen
Im gleichen Ton, wenn eine man berührt,
So geht von mir zu Dir das holde Träumen,
Und keiner Worte braucht es zum Versteh'n.
Was sinnst Du, Kind? welch süßes Liebesmärchen
Hat Dir die Stille heimlich zugeraunt?

Clerisande:

Ein Märchen wohl, doch trübe klingt's und traurig.
Es war ein Herz erfüllt von inniger Liebe,
Das mußte einsam voller Sehnsucht sterben;
Und daß es lebte, daß es liebte, litt,
Es hat das and're Herz es nie erfahren.

Anatole:

Wo Liebe ist, da findet sich auch Liebe.

Clerisande:

Nicht immer.

Anatole:

Sieh in uns doch den Beweis.
Ich liebte Dich mit meinem ganzen Herzen,
Du aber hattest für den blinden Mann
Auch nicht ein Wort, das nicht voll Hohnes war.
Und doch hat meine Liebe Dich bezwungen,
Nun bist Du bei mir, Deine kühle Hand
Die halt' ich fest in fieberheißen Händen,
Und kann mein Auge Dich auch niemals seh'n,
So fühlt doch meine Seele Deine Schönheit.
Dein Haar, das dunkel wie die ew'ge Nacht,
Die mich umgiebt, berührt fast meine Schläfe,
So nah sind wir, und doch gab's eine Zeit,
Wo Nichts mir ferner war als Du.

Clerisande:

Und Du bist glücklich, daß ich bei Dir bin?

Anatole:

Ich würde sterben, wenn Du von mir gingest.
Ersatz bist Du mir für das gold'ne Licht,
Das jede Brust mit Lebensmuth erfüllt,
Und das auf ewig ich verloren habe.
Du weißt es ja, daß ich dem Tode nah,
Und daß nur Du und Deine sel'ge Nähe
Zurück mich hält auf diesem Erdenstern.

Du bist mir mehr als jene süße Ruh
Und jener Friede, den das Grab mir beut,
Und was das sagen will, mein theures Kind,
Bist viel zu jung Du, ganz es zu versteh'n. —
Du weinst?

Clerisande:

Ich weine, weil ich glücklich bin,
Wie eine Königin, so fühl' ich mich,
Seitdem Du mich mit Deiner Liebe kröntest.
Ich bin so stolz, ich möchte immer jubeln:
Beugt Euch vor mir, denn Er hat mich erhoben!

Anatole:

Du liebes Kind!

Clerisande (wie mit plötzlichem Entschlusse):

Sprich, Liebster, hat denn nie, zu keiner Zeit
Dein Herz zu einer Andern Dich gezogen?
Hat nie, auch nicht im Traum, ein andres Bild
Die Seele Dir entzückt durch seine Nähe?

Anatole:

Niemals, Geliebte. Du warst jederzeit
Der einz'ge Gott, zu dem ich beten mochte.

Clerisande (dringender, fast flehend):

Gewiß, ich weiß, Du liebst nur mich. Allein
Hat eine Regung nie des Mitleids nur,
Des zärtlichen, Dein Herz vielleicht beschlichen
Zu jenem blonden Mädchen Clerisande,
Das mir Gespielin ist seit früher Jugend,
Und das, ich weiß es, Dich unendlich liebt.

Anatole:

Niemals, mein Kind. Wie thöricht auch von Dir,
Zu glauben, daß ich, der nach Schönheit dürstet,
Und der sie fühlt, da er nicht sehen kann,
Das blasse kleine Mädchen lieben könnte.
Das ist unmöglich.

Clerisande (verzweifelt, tonlos):

Also wirklich, nein!

Anatole:

Du sprichst das aus mit wahrem Jammerton?

Clerisande:

Bedenke doch, daß Clerisande Dich liebt.
Wie furchtbar für die Arme!

Anatole (scherzend):

Gutes Kind,
Willst Du, daß ich aus Mitleid für das Mädchen
Dir Lieb entzieh', um jener sie zu schenken?
Du holde Thörin! Weinst Du, Leonore?

Clerisande:

Ich weine nicht! (vergeblich bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken) Ich weine nur aus Glück.

Anatole:

Du weinst nicht, weinst aus Glück. Du scheinst zerstreut.
Komm, gieb mir Deine Hand und sprich zu mir,
Erzähle was Dich drückt!

Clerisande (zuerst stockend, nach und nach mit festerer Stimme):

Ich hörte, las ein Märchen wunderbar.
Es klingt so seltsam, konnte Wahrheit sein
Und ist so traurig, daß man besser hofft,
Es sei Erfindung eines müßigen Geistes.
Ein Mann, wie Du so herrlich und so schön,
Begabt wie Du mit einer Feuerseele
Und einem Geiste, der dem Deinen gleich,
Verliert das Licht der Augen wie auch Du.
Er liebt ein Mädchen, das so thöricht ist,
Den selt'nen Werth des Manns nicht zu versteh'n.
Und anstatt Lieb' für Liebe ihm zu geben
Nur spottet seiner heißen Leidenschaft.
Vor Kummer wird er krank. Dem Tode nah'
Kann einzig sie allein ihm Heilung bringen,
Allein sie weigert sich und — —

Anatole:

Nun, er stirbt?

Clerisande (immer erregter, am Schlusse mit erstickter Stimme abbrechend):

Er stirbt nicht, denn ihn liebt ein andres Weib,
Und das, nur von dem heißen Wunsch beseelt,
Den theuren Mann dem Leben zu erhalten,
Benützt des Unglückseligen Gebrechen
Zu einer Täuschung, deren Sünde schon
Gebüßt wird, während sie begangen wird.
Sie eilt zu dem Geliebten. Tag und Nacht
Weilt sie an seinem Lager, und als er
Erwacht vom Fiebertraum, den Namen stammelt,
Der nicht der ihre — läßt sie ihm den Wahn,
Daß die, nach der sein Herz so heiß verlangt,
Von seiner Liebe endlich sei bezwungen.
Und sie bleibt bei ihm, giebt ihm, was ein Weib

An Liebe und an Glück nur geben kann,
Und hört, wie er es jener Andern dankt.
Sein Kuß, der sie beglückt, entsetzt sie auch,
Denn er gilt jener, die sie glühend haßt.
Die Leidenschaft, die aus den Worten spricht,
Mit denen er ihr ihre Liebe dankt,
Bereitet ihrem Herzen tausend Wunden,
Aufschluchzen möchte sie vor bitter'm Weh
Und muß doch stumm die schwere Bürde tragen,
Von deren Qualen nicht die Hölle weiß.

— — — — — — — — — — —

Anatole:

Mein theures Kind, wie Du sehr wahr gesagt,
Ein müß'ger Geist hat diese Mär erfunden.
Nein, weine nicht. Ich weiß es wohl, erregt
Bist Du von dem Gedanken an die Härte
Des Mädchens, das der arme Kranke liebt.
Du denkst vielleicht daran, daß einstens Du
Mir auch mit Spott nur meine Liebe lohntest,
Allein das ist vorbei. Was Du gefehlt,
Hast tausendfältig Du mir ja vergütet.
Und nun, da meine Lebenssonne sinkt,
Nachdem die And're lang mir schon entschwunden,
Nun sag' ich Dir: mein ganzes Glück warst Du.
Nicht jene Jahre, wo ich schönheitstrunken
Die Welt durchstreifte mit gesunden Augen,
Nein, diese kurze Zeit, mein Lieb, wo Du
Den schweren Kummer mir erleichtert hast,
Die nenne ich die schönste meines Lebens.
Und hätte nicht die Liebe, Mitleid nur,
Erbarmen Dich in meinen Arm getrieben,
Ja, wäre selbst Dein ganzes holdes Sein
Nur eine Täuschung, wie des Märchenmanns
Geliebte, die ja nur ein Trugbild war, —
Ich würde dennoch stets mich selig preisen,
Denn selbst der Wahn der Liebe ist schon Glück.

(Er hat immer mühsamer und schwerer gesprochen und fährt nur mit Anstrengung fort.)

Ich danke Dir für Alles, was Du thatest
Und thu'st an mir. Nun gute Nacht, mein Kind.
Der linde Sommerwind, der Blüth' und Blatt'
Umspielt, der warm auch uns're Stirn umkost,
Singt mir ein Schlaflied. Laß mich ruhen, Kind. (Sinkt zurück.)

Clerisande:

Ach ich, auch ich bin müde, sterbensmüde.
Laß mich mit Dir von ew'ger Ruhe träumen.

Anatole (richtet sich nochmals auf):

Die Müdigkeit, die Dich erfüllt, mein Kind,
Ist von der meinen aber sehr verschieden;
Denn träumen willst Du, aber ich will schlafen,
Ganz traumlos schlafen. Gute Nacht, mein Kind,
Hab' Dank. — — (immer schwächer) Ganz traumlos schlafen — schlafen.
(Sinkt um.)

Clerisande (in wahnsinniger Ekstase):

Beugt Euch vor mir, denn Er hat mich erhoben!

Illustrirte Bibliographie.

Kunstgeschichte in Bildern. Dritter Band: Die Renaissance in Italien. Broschirt 10,50 Mk., geb. 12,50 Mk.

Berühmte Kunststätten. Nr. 1: Vom alten Rom. Nr. 2: Venedig. Preis jeder Nummer 3 Mk.

Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Dritter Band. 1. Lieferung: Die Kunst des 15. u. 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Erstes Buch: Das 15. Jahrhundert. Broschirt 2,50 Mk. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Die beiden erstgenannten Werke bilden den Anfang neuer Publicationen des auf dem Gebiete der Kunst und der Kunstgeschichte rühmlichst bekannten Verlages von E. A. Seemann in Leipzig. Die „Kunstgeschichte in Bildern" soll in einem etwas breiteren Rahmen eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft und den Fortschritten der Illustrationstechnik entsprechende Zusammenstellung derjenigen Kunstdenkmäler bieten, die für die Kunstgeschichte von markanter Bedeutung sind. Auf ungefähr 500 Tafeln wird die ganze Entwickelung der bildenden Künste (Architektur, Bildhauerkunst und Malerei) entrollt und damit ein Hilfsmittel zur Veranschaulichung der Abwandlungen gegeben, die die ästhetische Empfindung der Völker und Zeiten erfahren hat. Das ganze Werk erscheint in 5 Bänden und wird etwa 50 Mk. kosten. Zunächst ist erschienen und liegt vollständig vor die von Professor Dr. G. Dehio bearbeitete 110 Tafeln umfassende „Renaissance in Italien".

Unter dem Gesammttitel „Berühmte Kunststätten" wird eine Reihe von einzelnen Darstellungen künstlerisch bedeutsamer Städte erscheinen. Die beiden ersten Bände behandeln „Das alte Rom" (von Eugen Petersen) und Venedig (von Dr. Gustav Pauli). Die anregend und fesselnd geschriebenen Bändchen machen keinen Anspruch auf litterarisches oder gar wissenschaftliches Schwergewicht, sie sind vielmehr vor Allem dazu bestimmt, Demjenigen, der zum ersten Male die Kunstschätze einer fremden Stadt betrachtet, durch kurze geschichtliche und ästhetische Erklärungen das Verständniß für die künstlerische Werthschätzung zu erleichtern und dadurch die Freude und den Genuß an dem Geschauten zu erhöhen. Sind so die „Berühmten Kunststätten" gewissermaßen eine künstlerische Ergänzung der trockenen, rein für die äußerlichen Interessen der Reisenden berechneten Führer und Reisehandbücher, so haben sie doch einen weit höheren Werth, insofern als die zahlreichen mit ästhetischem Feingefühl ausgewählten und mit vollendeter Technik reproducirten Abbildungen für immer die Erinnerungen an das Gesehene lebendig zu erhalten oder neu aufzufrischen vermögen. Daß endlich die Bändchen Demjenigen, dem es nicht vergönnt ist, die Werke der großen Meister selbst zu bewundern, einen Widerschein von dem Eindrucke geben, den die lebendigen Schöpfungen auf kunsthistorisch und ästhetisch gebildete und künstlerisch empfängliche Menschen gemacht haben, macht ihren Werth noch allgemeiner.

In Betreff der neuesten Lieferung der „Kunstgeschichtlichen Einzel-Darstellungen“ von Adolf Philippi können wir nur all das Anerkennende, das wir über die früheren Lieferungen dieses Werkes gesagt haben, wiederholen. Auch die Geschichte der „Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden“ ist eine wissenschaftlich ernste, auf gründliches Studium der Kunstdenkmäler gerichtete und der einschlägigen Litteratur gestützte Arbeit. Die Lectüre setzt aber keine besondere kunstgeschichtliche Bildung voraus, das Werk ist vielmehr in der Anschaulichkeit der Darstellung und der lebendigen Einfachheit der Sprache jedem Laien leicht verständlich. In vornehmer Zurückhaltung beobachten die Illustrationen trotz ihres selbstständigen künstlerischen Werthes ihre Aufgabe, nur eine Unterstützung für den Text, der durchaus die Hauptsache sein will, zu bilden.

Alles in Allem können wir unseren kunstliebenden Lesern auch die neuen Erscheinungen des Seemann'schen Verlages aufrichtig empfehlen. —d—

Die Wartburg und Umgebung. Verlag von Rudolf Schuster, Berlin.

Architektonische Schönheit, reizvolle landschaftliche Umgebung, eine bedeutsame zum Theil in poetische Sagen umgebildete Geschichte vereinigen sich, die alte Burg der Landgrafen von Thüringen mit anziehendem und bannendem Zauber zu schmücken. Sie ist uns Deutschen noch mehr: die Stätte, da der große Reformator geweilt, ist uns gleichsam ein Symbol der Geistesfreiheit geworden, und etwas von jener erhobenen Stimmung mit welcher am 18. October 1817 die studirende Jugend Deutschlands zu der berühmten Veste emporstieg und auf dem Bergesgipfel die Feuer aufflammen ließ, erfüllt uns, wenn wir nur den Namen der Wartburg hören und dabei die uns theuren Gestalten der Sage und Geschichte, die rührende Erscheinung der heiligen Elisabeth, die Theilnehmer des sagenhaften Sängerwettkampfes, die der gewaltigste Meister deutscher Tonkunst unserer Tage zu neuem Leben erweckt hat, vor unserem geistigen Auge auftauchen. Eine solche Stätte in einer Reihe von künstlerisch wirkenden Blättern, die in einer Mappe vereinigt ein

prächtiges Album ergeben, bildlich vorzuführen, ist ein überaus glücklicher Gedanke, der einer beifälligen Aufnahme bei dem deutschen Publicum, insbesondere bei den zahlreichen Besuchern der Wartburg, denen ein würdiges Andenken an diesen Besuch erwünscht sein wird, sicher sein darf. Das Album enthält 20 nach Originalaufnahmen hergestellte Photogravüren, die sowohl Ansichten der äußeren Burg wie der Innenräume, ferner auch einige malerische Aufnahmen von Eisenach und Umgebung, wie Annathal, Drachenschlucht, Auf der hohen Sonne, Blick von Karthaus bieten. Von den inneren Theilen des Schlosses,

Die Seufzerbrücke.
Aus Pauli, Venedig. Berühmte Kunststätten Nr. 2. Leipzig, E. A. Seemann.

denen je ein Blatt gewidmet ist, seien erwähnt, Ritterhaus, Lutherzimmer, Burghof, Kapelle, Rüstsaal, Landgrafen-Zimmer, Sängersaal, Festsaal. — Außerdem ist das berühmte Frescogemälde von M. v. Schwind „Der Sängerkrieg" gesondert wiedergegeben. Sehr stimmungsvoll ist das die Reihe der Blätter abschließende Bild: „Winterstille", das die Wartburg im Schneegewande zeigt. Die Ausführung der Photogravüren ist vortrefflich; ihr Reiz wird durch angemessene verschiedene Wahl der Farbentöne noch erhöht. Nur bei zwei Blättern stört ein wenig die etwas zu auffällige Nachhilfe des Retoucheurs.

Das will aber bei dem hohen künstlerischen Genuß, den dieses Album bereitet, nichts besagen. Das schöne Werk, dessen Preis ein verhältnißmäßig niedriger ist, sei wärmstens empfohlen. —1—

Militär-geographische Skizzen von den Kriegsschauplätzen Europas. Von W. Stavenhagen. Berlin, Hermann Peters.

Paolo Veronese: Allegorie des Fleißes. Deckenbild der Sala del Collegio im Dogenpalast.
Aus: Pauli, Venedig. Berühmte Kunststätten Nr. 2. Leipzig, E. A. Seemann.

Der durch mehrfache Arbeiten auf dem Gebiete der Militär-Litteratur bereits bekannt gewordene Verfasser weist in dem vorliegenden Buche darauf hin, daß der Militär-Geographie, dieser wichtigen Kriegswissenschaft, bisher zu wenig Aufmerksamkeit zugewandt worden ist. In den Lesebüchern über die Kriegsführung dominirt viel zu sehr das Interesse für Mobilmachung und Aufmarsch. Gegen den Eisenbahntechniker tritt hierbei der Militär-Geograph entschieden zurück, und doch stehen bei dem Aufmarsch einer Armee, wie dies von Moltke betont wird, die militärgeographischen und statistischen Erwägungen

neben den politischen und militärischen im Vordergrund. Der Verfasser hat sich daher veranlaßt gefühlt, durch seine Arbeit, die er als Skizze bezeichnet, die Anregung zu geben, dem überaus wichtigen Studium der Militär-Geographie, einer Art angewandter Geographie, wieder das volle Interesse zuzuwenden. Der Verfasser bespricht zunächst die Bedeutung und die Aufgabe der Militär-Geographie sowie den militärisch-geographischen Werth der verschiedenen Geländegegenstände eines Kriegstheaters unter Heranziehung bezüglicher Beispiele aus der Kriegsgeschichte. In weiteren Capiteln giebt er zu wichtigen militärisch-geographischen Verhältnissen einiger europäischer Kriegsschauplätze eine entsprechende praktische Erläuterung. Gewählt hat er hierzu: die Nordsee und den Kaiser-Wilhelm-Kanal, das oberrheinische Tieflandgebiet, das französische Rheingebiet (französische Nordostgrenze), die Rhone, die Pyrenäen, die deutschen Kanäle, das Festungssystem und die Kriegshäfen des europäischen Rußlands (westliches Grenzgebiet) und schließlich die wichtigsten Straßen und Eisenbahnen der West- und Mittelalpen und ihre Vertheidigungsmittel. —

Die Wartburg.
Verkleinertes Probebild aus: Die Wartburg und Umgebung. Verlag von Rudolf Schuster, Berlin.

Zweifellos verlangt das Studium der Militär-Geographie eine gewisse Reife der militärischen Anschauungen, sowie gründliche geographische, topographische und kriegswissenschaftliche Kenntnisse. Daß sich der Verfasser in diesen Fächern gründlich umgesehen, hat er in dem vorliegenden Buche bewiesen, und wir möchten ihn dazu anzuregen suchen, die Bearbeitung eines kurzgefaßten Lehrbuches der Militär-Geographie, zunächst für die Großmächte Europas, in Angriff zu nehmen. Was ein solches Buch enthalten soll, deutet der Verfasser in den vorliegenden Skizzen an, in denen er auch bereits entsprechendes Material zusammengetragen hat. Zu rathen wäre nur, lange statistische Notizen fortzulassen, und nur in prägnanter Kürze als Capitel in's Auge zu fassen: Land und Bevölkerung, vom rein militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ferner Betrachtungen über Angriff und Vertheidigung und schließlich bezügliche kriegsgeschichtliche Rückblicke. — Das sehr anregende und instructive Buch ist nicht nur den interessirten, sondern auch weiteren Kreisen zum Studium resp. zur Lectüre warm empfohlen. K.

Bibliographische Notizen.

Zwischen Aerzten und Clienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Geordnet und herausgegeben von Professor G. B. Ughetti. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Briefe von Professor Mantegazza. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Als Freund der deutschen Sprache und Verehrer der deutschen Wissenschaft hat der italienische Arzt Dr. Giovanni Galli sich veranlaßt gefunden, das vorliegende Werk seines Landsmannes, das ihm besondere Freude bereitet hat, zu übersetzen und dasselbe dadurch auch den deutschen Collegen, denen er es speciell widmet, zugänglich zu machen. Es sei ihm hierfür um so mehr gedankt, als das Werk nicht nur von den Aerzten, sondern von jedem gebildeten Laien mit vielem Interesse gelesen werden wird. In acht Capiteln werden besprochen: Aerzte und Medicin, Doctoren und Doctorinnen, Erfahrung, Clienten, Consilien, Charlatanismus, Honorar und schließlich Künstler und Litteratur. — Schon aus diesen allgemeinen Ueberschriften kann auf den interessanten Inhalt geschlossen werden. Aus allen Ausführungen blickt der erfahrene Arzt durch, der es versteht, auch durch anziehende Darstellung den Leser zu fesseln. Es tritt dies in allen Abschnitten hervor. Was er z. B. im dritten Capitel über Erfahrung der Aerzte und im vierten Capitel über Clienten sagt, ist durchaus treffend und wird bei allen auf unparteiischem Standpunkt Stehenden sicherlich vollen Beifall finden. In einem dem Werke beigefügten offenen Briefe, giebt der bekannte italienische Professor Mantegazza seiner Freude über das Werk Ausdruck und empfiehlt dasselbe den Aerzten zur Lectüre. „Den jungen, um zu lernen, den alten, um ihre Erinnerungen aufzufrischen, allen, um das Bild des wahren, guten, philosophischen und einsichtsvollen Arztes in einem Spiegel zu sehen, welcher, ohne unserer viel verlästerten und so wenig gekannten Kunst zu schmeicheln, sie doch verschönt und erhellt."

Das gut ausgestattete und vortrefflich übersetzte Buch sei hierdurch warm empfohlen.

K.

Die Seekrankheit. Praktische Winke für Passagiere. Von Dr. med. Georg Warmburg. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ueber die Seekrankheit ist viel geschrieben worden, auch vom streng medicinisch wissenschaftlichen Standpunkte aus. Der Verfasser, ein Praktiker auf der See, der zu wiederholten Malen den Aequator gekreuzt hat, stellt die drei Fragen auf: Wie entsteht die Seekrankheit, giebt es eine Heilung derselben, wie hat man sich zu verhalten? und beantwortet dieselben in ansprechender, allgemein verständlicher Form. Unter den Verhaltungsmaßregeln steht obenan der Rath: „keine Angst vorher zu haben, an der Seekrankheit allein ist noch niemals Jemand gestorben. —"

Das gut ausgestattete, empfehlenswerthe Büchlein wird Jeder mit Interesse lesen.

K.

Waldesrauschen. Erlebtes und Erlauschtes. Von Waldemar Frey. Basel, Friedr. Emil Perthes.

Erlebtes und Erlauschtes soll das Büchlein bieten. Das Erlebte darin ist nicht in dem Sinne äußerer Geschehnisse zu verstehen, die als Momentaufnahmen nach realistischer Methode festgehalten sind; erlebt ist der Inhalt dieses Buches in dem Sinne, in dem es jede künstlerische Schöpfung ist, die nicht äußerem Anlaß und gewöhnlicher Berechnung ihre Entstehung verdankt, sondern die in der Seele des Dichters empfangen, still gewachsen und gereift ist; bis sie sich loslöste als fertiger Organismus. Nicht das leibliche Ohr der Verfasserin hat das Erlauschte in diesem Büchlein aufgefangen; sie verdankt es den Stimmen des eigenen Innern, in das sie sich wohl in stiller Dämmerstunde sinnend vertieft. Das laute Leben des Tages hatte wohl diese oder jene Saiten in der Dichterin angeschlagen, die nun — wenn die Außenwelt versank, vernehmlicher zu tönen begannen, bis sich eine klare Melodie herausbildete. Eine unklare Stimmung rang sich zum Bewußtsein empor, eine Idee drängte nach Gestaltung — Phantasie und Denken arbeiteten gemeinsam — und so entstanden — eben keine realistischen Wirklichkeitsbilder, sondern sechs Märchen, in denen eine Idee, eine Lebensanschauung zugleich ausgesprochen und reizvoll verkleidet ist. Märchen zu schreiben oder vielmehr zu dichten ist eine schwierigere Aufgabe, als mancher Verständige meint. Für eine Idee und die einzelnen Wendungen derselben stets das genügende sinnlich-symbolische Correlat zu finden, nie im Abstract-Doctrinären stecken zu bleiben und andererseits alle sinnwidrigen Seitensprünge der Phantasie zu vermeiden — das erfordert eine Vereinigung von logischer Denkkraft und poetischer Imagination, die gewiß sehr selten anzutreffen ist. In dieser Beziehung verdienen diese Märchen hohe Anerkennung — mag man hie und da auch etwas auszusetzen haben. Uns hat besonders das erste Märchen „Von der Sehnsucht" durch die ebenso einfache wie treffende Symbolik, das poetische Motiv und die Darstellung angesprochen; amüsant und geistreich ist die litterarische Satire „Ein armer Reisender",

die freilich von einer principiellen Abneigung gegen die „Moderne“ zeugt; voll stimmungsvoller Elegik „Eine Kirchhofsphantasie“. Nicht Alles erscheint uns bis zu Ende durchgedacht; so z. B. in „Ungleiche Schwestern“, wo die Gegenüberstellung von Lüge und Wahrheit und die Moral allzu herkömmlich bleibt und nicht in die Tiefe dringt. Die Verfasserin schaut hier nicht von jener Höhe herab, von welcher der Denker und Dichter die Relativität dessen, was wir Wahrheit und Lüge nennen, erkennt. Das Wort Ibsens von der Lebenslüge als dem stimulirenden Princip hätte genügt, zu einer tieferen Auffassung hinzuleiten. — Die poetische Einleitung, die breit und rhethorisch-abstract und ohne individuellen Zug ist, erweckt nicht gerade hohe Erwartungen, das Büchlein selbst giebt erfreulicher Weise weit mehr, als seine Einleitung verspricht; es verdient, daß man ihm ein paar einsame Dämmer- oder Abendstunden, in denen man keine aufregende Unterhaltung sucht, sondern Begehr hat, mit einer sinnigen, gemüthvollen, phantasiereichen Natur stille Zwiesprach zu pflegen, widmet. Man wird es nicht bereuen.

O. W.

Novellen von Helene Stöckl. Berlin, Albert Goldschmidt.

Die Novellen stehen in den Süjets wie in der Darstellung nicht über dem Niveau der Familienblattlectüre, für welche „der gute Ausgang“ obligatorisch ist; „sie kriegen sich“ unter allen Umständen; selbst wenn es sich um Mord und Tod handelt, braucht der empfindsame Backfisch, für den diese Geschichten gewiß ihren Reiz haben werden, nichts zu fürchten; die tragische Büchse ist nur blind geladen; und es werden nur Schreckschüsse abgefeuert, die zu guterletzt von Freudenböllern abgelöst werden. Daß die Verfasserin etwas Besseres leisten könnte, wenn sie die Rücksicht auf den Backfisch bei Seite ließe, scheint mir die erste Erzählung zu verrathen, die einige Erwartungen erregt, die leider getäuscht werden: hier empfindet man den glücklichen Ausgang der durchaus tragisch angelegten und tragische Lösung gebieterisch fordernden Erzählung als geradezu beleidigend unkünstlerisch. Die Ausstattung des Buches, das junge Mädchen befriedigen wird, ist zu loben.

O. W.

Schuld? Novelle von Timm Kröger. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Unter dem veränderten Titel „Schuld?“ welcher dem Verfasser für den Inhalt seiner Erzählung zutreffender erscheint, sendet er die zweite umgearbeitete Auflage des „Schulmeisters von Handewitt“ in die Welt. Timm Kröger ist ein feiner Psychologe und ein Menschenschilderer voll packender Naturtreue, — die Bauern des einsamen holsteinschen Stranddorfes sind mit köstlichem Humor und einer in die Augen springenden Lebenswahrheit dargestellt; — nicht minderes Lob verdienen die Naturschilderungen des Landschaftsbildes, dessen düstere Eintönigkeit mit dem ewigen Wechsel von Ebbe und Fluth mit den Augen eines Poeten gesehen ist, dem die Liebe zur heimischen Scholle Schönheiten von eigenartigem Zauber enthüllt.

mz.

Walpurgisnachtstraum. Von Walter Rudies. Dresden, Heinrich Minden.

Wer sich eine heitere Stunde bereiten will, der lese diese kurzweilige Satire. W. R. erinnert an Heinrich Heine; Ton und Vers seiner Dichtung sind dessen Wintermärchen „Deutschland“ glücklich abgelauscht. Aber er ist nichts weniger als ein Nachahmer, sondern ein selbstständiger Poet, der, wie am Schluß sein schöner Zukunftsgesang beweist, auch feinere Saiten zu meistern versteht. Sein sprühender Witz besitzt die angenehme Eigenschaft, nur zu ergötzen, nie zu verletzen. Als Vorwort ist ein Brief Friedrich Spielhagens abgedruckt, der u. A. folgende Anerkennung enthält: „Ihr lyrisches Talent ist durch Walpurgisnachtstraum erwiesen. Auch daß Ihre Lyrik sich zur Satire wahlverwandtschaftlich hingezogen fühlt, ist nur in der Ordnung der ästhetischen Dinge. Die hochgespannte Empfindung hat immer die Neigung, in die Satire überzuspringen. Und lebt der Lyriker in einer Zeit wie die unsere, wo es nicht nur difficile, sondern difficillimum est, satiram non scribere, so entstehen eben Gedichte wie die Walpurgisnacht. In ihnen entladet sich die durch den Hochdruck der Reaction aufgesammelte Spannung des Freiheitstriebes, dieses Gesundheitserhalters des politischen, moralischen und intellectuellen Lebens einer Nation.“

N.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Der unbekannte Verfasser hätte seinem Büchlein als Motiv den Anfang des Gedichtes „Schmerzenszug“ geben können: „Kommt Ihr Leidenden, Ihr Verwundeten, Ihr Verstoßenen, Ihr im Herzen Zerrütteten, Ihr Beängstigten und Bedrängten, Ihr Weinenden, Trostlosen und Seelenkranken!

Kommt Alle!" Der Kranz seiner Poesie ist eine Dornenkrone. Nur drei Gedichte: „Was menschlich ist" verrathen Humor, in allen anderen herrscht Trübsal und Trübsinn. Goethe nennt in den Gesprächen mit Eckermann solche Schmerzenskinder der Muse: Lazareth-Poesie. Unheilbaren Pessimisten sei Göttermoral — dieser Titel wurde von dem Schlußgedicht auf das Ganze übertragen — als Erbauungsbüchlein wärmstens empfohlen. N.

Schlagende Wetter. Sociale Gedichte von Ernst Kreowski. Bamberg, Druck und Verlag der Handels-Druckerei.

Dem elegant mit dem Bilde des Dichters ausgestatteten billigen Büchlein (1,60 M.) sind als Wahlspruch die Worte Tolstojs vorangestellt: „Der Denker und Künstler wird niemals ruhig und würdevoll auf olympischen Höhen thronen, wie wir gewohnt sind, es uns vorzustellen. Der Denker und Künstler muß leiden in Gemeinschaft mit den Menschen, damit er Rettung oder Trost für sie finde. Darum werden Leiden und Selbstaufopferung stets das Loos der Denker und Künstler sein . . . Es giebt keine üppig lebenden, selbstzufriedenen Denker und Künstler . . . Auch die geistige Frucht wird nicht ohne Wehen geboren." Von solchen geistigen, durch inniges Mitleid hervorgerufenen Wehen zeugen die socialen Gedichte Kreowskis. Dieses starke Mitgefühl läßt in den „Strophen für's Volk" ihn begeistert singen: „O Volk in Deiner Schlichte mit stummem Schmerzgesichte, Du Edelstein, vom Schlamme brutaler Noth beschmutzt! Mich rührt Dein Glückentsagen, geduldig Lastentragen und Deines Treumuths Flamme, das allem Elend trutzt." Zählt er selbst doch nicht zu den von Glück und Wohlleben Begünstigten, sondern entschuldigt seine Lieder „Aus dumpfer Sphäre" mit folgenden Versen: „Zürnt mir nicht, daß oft mein Auge in des Lebens Abgrund schaute, während doch vielleicht der Himmel sonnenfroh herniederblaute. Wär' es nur, weil mir die Sorge oft genug die Feder führte? Oder daß der Menschheit Jammer tiefer noch mein Herz berührte?" — Gegenüber dem lauen modernen Kosmopolitismus berührt im ersten Theile „Präludien" sein warm patriotisches Bekenntniß angenehm: „Wohl bin ich Preuße, doch ein Deutscher mehr! Ein Schurke, wer sein Vaterland nicht ehrt, wer sich verkriecht, wenn's seine Kraft begehrt, nicht freudig greift zur blanken Waffenwehr!" Wie stolz und männlich klingt sein Sonett „Schleicher und Genossen" aus: „Ich geh' den Weg, den mir mein Denken wies; ist er auch rauh, ich weiß, es ist der rechte — Ihr macht mich nie zum Heerdenthier und Knechte! Schwärmt immerzu vom Erdenparadies bei toller Lust und Lebenskraft-Verschäumen — mich laßt indeß von bessern Menschen träumen!" Aus den packenden Lebensbildern des zweiten Theils seien nur hervorgehoben: „Razzia, Charitas, Die Fuhre, Ein armes Hascherl, Die Serpentin-Tänzerin, Von der Straße und Russischer Verbanntenzug. Auch in „Ça ira!" findet er leidenschaftlich echte Töne. Ebenso enthält der letzte Theil „Vom Dohnenstrich" manche zwei- und vierzeilige Treffer z. B. „Mit Vorbedacht", „Semper idem", „Widersinn" u. a. Werden „Schlagende Wetter" ihren Zweck erfüllen? Kaum. In den höheren Gesellschaftsschichten liest man wenig Verse, noch weniger sociale Gedichte. Doch der Dichter ist ja schon zufrieden, wenn sein Buch in tieferen Schichten zündet, wenn „ein Druck von harter Schwielenhand, ein Strahl des Glücks, aus nassem Aug' gesandt", ihn belohnt. N.

Mit rothen Kressen. Ein Gedichtbuch von Clara Müller. Großenhain, Baumert & Ronge.

In dem Gedicht „Das Märchen meiner Tage" vergleicht sich Clara Müller mit dem König Midas, dem, was er berührte, zu Golde ward, und schließt mit der Klage: „Wie gäb' ich freudig die erträumten Schätze für einen Trunk aus dieses Lebens Quell, daß er die glühenden Lippen mir benetze. Mir aber blüht die Lust der Jugend nie, auf meinen Feldern reifen keine Früchte, — was meine Hand berührt, wird Poesie." Diese kühne Behauptung beweist sie durch den werthvollen Inhalt ihres Buches. Aus jedem einzelnen seiner zehn Theile spricht eine echte Dichterin, welche nicht fragt: Was schreibe ich, um zu gefallen? — sondern: Was bewegt mein Herz? Die Verfasserin besitzt aber auch den feinen künstlerischen Tact, der darin besteht: von seinem Ich das Allgemeinmenschliche abzufordern und in der eigenen Lust und Qual die Empfindungen Vieler wiederzugeben. Sie erhebt ihre Leidenschaft zum beredten Anwalt des ganzen weiblichen Geschlechtes. Ihre Poesie führt eine männliche Sprache und enthält jenes geistige Sublimat, das Börne mit folgenden Worten kennzeichnet: „Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher giebt es so viele

Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll." Dies zeigt sich besonders in den Theilen: Das Weib, Freiheit, Kämpfe, und Ostern. Wie rührend klingt ihr Aufschrei: „Ach dies Leben tödtet mich: Grau in Grau in weiten Fernen, — Essen, Trinken, Schlafenszeit, Beugen lernen, beugen lernen! . . . Ewiger Gott, was gabst Du mir dieser Sehnsucht Höllenfeuer, wenn Dir hinterher erschien die Befriedigung allzutheuer!" Inbrünstig fleht sie: „O, einen Sturm, mein Gott, daß er die Kraft mir neu belebe, daß er in Blitz und Wetterschlag den Bann von meiner Seele hebe!" Als Verkünderin einer besseren Zeit ruft sie den Leidenden die frohe Botschaft zu: „Genug der Qualen! Die Zeit ist nah, wo jede Klage schweigt, wo jedem Fleh'n ein menschlich Herz sich neigt, das Bruder heißt den Irrenden und Armen, — wo sich der Keim aus brauner Scholle drängt und Licht und Wärme als sein Recht empfängt und nicht als Bettelgabe — aus Erbarmen!" Klara M. gehört zu den selbstständigen, starken Dichternaturen, die nicht auf ausgetretenen Gleisen, sondern eigene Wege wandeln, die, wenn auch ihr Pfad in's Fegefeuer führte, sich mit dem Ausspruch Hebbels trösten können: „In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die Anderen stehen davor und wärmen sich!" N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 23, 24 und 1899. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beckmann, Joseph, Was ist uns Geld? Eine Studie über die capitalistische Wirthschaft der Gegenwart. Wien, J. Beckmann.

Bericht über die erste ordentliche Generalversammlung der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen zu Berlin, im Saale des Architectenhauses am 17. December 1898. Vormittags 10 Uhr. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Fraisse, P., Skizzen von den Balearischen Inseln. Aus der Wandermappe eines Naturforschers. Mit 4 Vollbildern. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Grothe, Dr., L. H., Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Süden. Vortrag im Kaufmännischen Verein zu Leipzig (am 1. April 1898) und im Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin (am 22 April 1898). Leipzig. Dr. Seele & Co.
— Tripolitanien, Landschaftsbilder und Völkertypen. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Gutfeldt, Ina, „Zirp, Zirp." Waldmärchen. Bromberg, Erich Hecht.
— Warum? Lieder, Balladen und Romanzen. Dritte, bedeutend veränderte und erweiterte Auflage. Bromberg, Erich Hecht.

Hassert, Dr. Kurt, Deutschlands Colonien. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirthschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete. Mit acht Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Hausrath, Adolf, (George Taylor), Pater Maternus. Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erstes bis viertes Tausend. Leipzig, S. Hirzel.

Hausschatz moderner Kunst. Heft 14, 15, 16, 17. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Hildeck, Leo, Libellen. Dresden, H. Minden.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Lfg. 20, 21. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kalina, Paul Ewald, Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsches Philosophie. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Kürschner's Bücherschatz. No. 101—105. No. 101: Moritz von Reichenbach, Josefa. Roman. No. 102: J. Isenbeck, Der gute Doctor. Erzählung. No. 103: Opin Read, Leon Ganselt. Roman. No. 104: A. G. von Suttner, Gebrandmarkt. Roman. No. 105: Mario Broeiner, Im Banne der Leidenschaft. Novelle. Berlin, Hermann Hillger.

Lorentz, Hans, Der Ideengehalt der versunkenen Glocke. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Marschall, Professor Dr., Hochschul-Vorträge für Jedermann. Heft 1 bis XIII incl. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Lfg. 9. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Napoleon I. Tagebuch von St. Helena, Geführt von Las Cases. Bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 2. Bände. Leipzig, Schmidt & Günther.

Publications of the Glasgow Goethe-Society No. II. — Goethes Satyros and Prometheus translated by John Gray and edited for the Society with a literary Introduction by Alexander Tille. Ph. D. Glasgow, F. Bauermeister.

Reinhardt, L, Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die sociale Neugeburt. Strassburg, Ludolf Beust.

Spottvogel, Der. IV. Jahrgang. (Neue Folge.) Heft 1. Herausgegeben von Karl Schneidt. Berlin, Verlag von Kresse & Lenz.

Witkowski, Georg, Die Handlung des zweiten Theils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung. Leipzig, Dr. Seele & Co.

Zwischen Aerzten und Clienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Geordnet und herausgegeben von Professor G. B. Ughetti. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza. Wien, Wilhelm Braumüller.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 88. — März 1899. — Heft 264.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. — 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochure über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pfg. in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. Bendorf am Rhein. *Dr. Carbach & Cie.*

Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten, seine Adresse der Verlagshdlg. **J. H. Schorer G. m. b. H. Berlin SW. 48** anzugeben, wofür dieselbe eine Probenummer der Wochenschrift **„Das Echo“**, *Organ der Deutschen im Auslande*, umsonst übersendet.

Geg. Eins. v. Mk. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden.

Probefässchen von 25 Liter zu Mk. 15.—

desgl. **Oberingelh. Rothwein** Mk. 25.—

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn

nach dessen Abgang auf die Universität.

Von

* * *

Zweite unveränderte Ausgabe mit einem Vorwort.

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Kräme 21.

DIE UMSCHAU — Pro Quartal M. 2.50

Den neuen (III.) Jahrgang beginnt am 1. Januar 1899 *in bedeutend vermehrtem Umfang*

DIE UMSCHAU

ÜBERSICHT ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN AUF DEM GESAMTGEBIET DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert. Preis vierteljährlich **M. 2.50.**

Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond, Geh. Rat v. Brandt, Gesandter a. D., Prof. Braun (Strassburg), Prof. Brinkmann, Prof. M. Buchner, Felix Dahn, Prof. Dürre, Geh. Rat Ebstein, Geh. Rat Eulenburg, Prof. Furtwängler, Prof. Goette, Curt Grottewitz, Prof. S. Günther, W. Huggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe, Prof. Meili, Prof. Muther, Prof. v. Oettingen, Geh. Rat Orth, Geh. Rat Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schneegans, Prof. A. Schultz, Prof. Schweinfurth, Prof. Sombart, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof. Weber (Zürich), Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Dr. A. Wirth, Prof. Wislicenus, Dr. O. Zacharias, Prof. Zickler.

Probenummern gratis und franco.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

30 Jahre deutscher Geschichte.

1840—1870.

Von

Dr. Karl Biedermann,

orb. Honorar-Professor an der Universität Leipzig.

Vierte (Volks-) Ausgabe.

Complet in 2 Bänden geheftet 6 Mark; fein gebunden 8 Mark.

Das „Leipziger Tageblatt" vom 19. November v. J. schreibt:

Selten wird dem Kritiker die Aufgabe, ein Buch zu besprechen, zu empfehlen, so leicht und angenehm; selten konnten wir mit gleich gutem Gewissen zum Kaufe eines Werkes auffordern, umsomehr, als der Preis der Volksausgabe ein bedeutend ermäßigter ist. Wir halten es für unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß weitere Kreise des deutschen Volkes einen wirklichen Hausschatz in diesem Buch gewinnen werden; alle die Vorzüge, die wir bereits als Eigenschaften des kürzeren „Leitfadens der deutschen Geschichte" kürzlich erwähnten, fanden wir hier in wenn möglich noch höherem Maße vereint. Es ist ein Volksbuch und doch streng historisch; es ist objectiv und zugleich anregend geschrieben; es schildert eine Zeit, die der Verfasser wie Wenige kennt; es behandelt dieses Thema in der einzig richtigen Weise, mit besonderer Betonung des culturhistorischen Momentes. Eine wichtige Ergänzung — Uebersicht der ersten 25 Jahre des neuen deutschen Reiches — wird als Anhang dieser neuen Ausgabe beigefügt. Zur rechten Zeit, 25 Jahre nach den großen Tagen von 1870/71, wird dies Werk dem deutschen Publicum geboten; möge es daraus lernen! Eine Zeit der deutschen Geschichte, die nicht so glücklich war, lernen wir verstehen, wenn wir Biedermann's Worten folgen; und wir lernen durch sie verstehen die spätern ruhmerfüllten Jahre und jene, die den Siegen folgten.

Dr. Nippold.

25 Jahre deutscher Geschichte.

1815—1840.

Von

Karl Biedermann.

2 Bände. Hocheleg. broschirt Mk. 7.—; fein gebunden Mk. 10.—

Dieses Werk schließt sich nach rückwärts ergänzend an das frühere „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" an, sodaß beide zusammen eine fortlaufende Geschichtsdarstellung des ganzen Zeitraums vom Wiener Congreß bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Reichs enthalten — eines Zeitraumes, innerhalb dessen die bedeutungsvollsten Bewegungen und Neugestaltungen, sowohl des politischen und nationalen, als auch des Volks- und Culturlebens sich vollzogen haben.

Wie wichtig, ja unentbehrlich eine genauere Kenntniß gerade dieses Zeitraumes unserer neuesten vaterländischen Geschichte für jeden Gebildeten ist, das hat u. A jener Erlaß des königlich preußischen Cultusministers bestätigt, welcher die Directoren höherer Schulen ausdrücklich anwies, den Unterricht in der deutschen Geschichte nicht, wie bisher öfters geschehen, mit den Befreiungskriegen abzuschließen, vielmehr bis 1871 fortzuführen.

Für die ganze Klasse der Gebildeten im weitesten Sinne — nicht blos der „Hochgebildeten" oder gar der „Gelehrten", insbesondere auch für die reifere Jugend aller Stände ist wie das frühere, so auch dieses neueste Geschichtswerk des Verfassers berechnet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

<"page9">

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
Von
Paul Lindau.

Achtundachtzigster Band.
mit den Portraits von:..
Carl Reinecke, Richard Dehmel, J. J. David.

W5 reslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

<"page10">

C..
N. z.
...

<"page11">

Inhalt des 88. Bandes.
Januar – Februar – März. (1899).

<"page12">

Mit den Portraits von:
Carl Reinecke, Richard Dehmel, J. J. David, radiert von Johann Lindner
in München.

<"page19">

Die Perser.

Eine wahre Geschichte aus dem alten Jena.

Don

::

I.

Das liebe, närrische Nest.

r einigen Jahrzehnten hielt sich in Jena ein Mann Namens
Nikolaus Pfefferkorn Studierens halber auf. Zu jener Zeit
hatte sich das „liebe, närrische Nest“ aus Goethes Tagen noch
wenig verändert. Die Stadt dehnte sich nicht weit über den Fürstengraben,
die alte Weichbildgrenze, aus. Wer aus den engen Gassen der inneren
Stadt durch das ehrwürdige Johannisthor oder das Löbder Thor hinaus-
wanderte zu einer der Mühlen und Wirthshäuser im weiten Saalthal oder
der Burgen auf den Höhen, war bald im Grünen zwischen Gärten und
Weingeländen, baumreichen Wiesen und Feldern. Auf dem Galgenberge
sperrte noch kein Villenviertel den Blick auf die hochgiebeligen Häuser der
Stadt und das liebliche Gelände ringsum. Noch kein Eisenbahnzug dampfte
das „Paradies“ an der Saale entlang, statt vom Pfiffe der Locomotive
hallten die Berge vom Schalle des Posthornes wider, und auf den Land-
straßen zeigten sich noch dann und wann jene wunderlichen Gefährte, die
das Vergnügen einer Spritzenfahrt gewährten. Eine Spritze hieß man ein
kleines, einspänniges, offenes Wägelchen mit drei knappen Sitzen, zweien
nach vorn, einem der Quere, das der Bruder Studio selbst kutschierte.
Zwei oder drei ehrliche Menschen gaben sich mit dem Geschäft ab, solche
Liliputgefährte bereit zu halten, und für den Fall, daß der Renner etwa
die Fahrt nicht überleben oder sonst in Verlust gerathen sollte, schwankte
die Taxe für Schadenersatz zwischen 15 und 18 Thalern.
Die alte Burschen herrlichkeit stand hier wie nirgends sonst auf deutschen
Hochschulen in Blüthe, und doch waren blutige Raufhändel zwischen Philistern

<"page20">

und Studenten zur größten Seltenheit geworden. Jeder rechte Bierphilister
hielt es mit dem Musensohn und sah in ihm einen näheren oder ent-
fernteren Anverwandten. Wenn es dann nach einem ausgelassenen Jahr
oder zweien zum Scheiden kam oder man gar als bemooster Bursche aus-
zog, gab es manch herzhaften Händedruck und treu gemeinte Segenswünsche,
wie wenn Jemand von den Bewohneren einer abgeschiedenen glücklichen Insel
in die Ferne zieht.
Ein Spaßmacher und Thunichtgut, wie Nikolaus Pfefferkorn, konnte
gar keinen besseren Schauplatz für eine Streiche finden, als das alte
lustige Jena. Nach seinen Jahren zählte er längst zu den bemoosten
Häuptern. Es war ein untersetzter Mann, wohlgenährt, ein wenig kurz
von Athem, mit einem dürftigen Bärtchen unter der Stumpfnase, munteren
Augen, die, wenn er lachte, nur noch durch einen schmalen Ritz der Lider
hindurchschimmerten, in einem Alter, in dem Andere allmählich von wichtigen
Aemtern und Würden gedrückt werden. Aber danach stand nicht ein
Sinn. Von Hause aus ein verwöhntes Glückskind, hatte er ein Brotstudium
nicht nöthig; die Zinsen der Hinterlassenschaft seines Vaters, eines Rheders
in Lübeck, erlaubten ihm, unter der akademischen Jugend so lange zu ver-
weilen, als ihm gefiel. Bei den Philistern, unter denen es ja selber manchen
schnurrigen Kauz gab, genoß er ein besonderes Ansehen, da er nicht nur
baar bezahlte, was er verzehrte, sondern auch mit seinen lustigen Sprüngen
und Fahrten ihren Legendenschatz bereicherte..
So ging von ihm die Fabel: Sein unruhiger Geist habe eines frühen
Morgens auf der Heimkehr von einem Gelage in der Rasenmühle den Ent-
schluß gefaßt, gemeinsam mit seinen Begleitern, zwei Studenten der Medicin,
einen Ausflug nach Rom zu unternehmen; die drei Gesellen seien auch
richtig bis zur ewigen Stadt gekommen, hätten sich aber auf dem Bahnhof
zu einem dauerhaften Kartenspiel niedergesetzt, bei dessen Schluß Pfefferkorn
eine Pauke ungefähr folgenden Inhalts gehalten habe: „Was ist denn
Rom? Ein steinernes Fragment. Fast Alles, was gut daran war, herr-
liche Bauwerke der Alten, Kunststraßen, Paläste, Triumphbögen, Riesen-
theater, – Alles ist zerbrochen. Zwar hat man zu verschiedenen Zeiten
versucht, den Schutt der Jahrhunderte hinwegzuräumen und von den Zeugen
einer stolzen Vergangenheit zu retten, was zu retten war; aber es sind
eben doch nur Rumpfe, Splitter, Scherben, und überall, wo wir unseren
Fuß hinsetzen über die sieben Hügel, spüren wir den Modergeruch der
Geschichte und gähnt ungeheure Leere aus den Mauerkoloffen zum Himmel.
Und neben dem erschreckenden Bilde der Zerbrechlichkeit irdischer Dinge
bietet sich unseren jugendlichen Seelen hier auch die Stätte dar, wo ein
Mensch wie Cicero, diese Geißel der höheren Schulmenschheit, eine fürchter-
lichen Perioden baute. Es erscheint mir Ehrenpflicht, einem solchen Ort
sofort unter Protest den Rücken zu kehren!“ Und so wären die Drei
richtig sporntreichs in den nächsten Zug gestiegen und heimgefahren, ohne

<"page21">

in Rom mehr gesehen zu haben, als die vier Wenzel im Kartenspiel und
von Weitem die Trümmerpracht der Thermen des Diocletian.
Diese nach Pfefferkorns eigener Versicherung ziemlich wahre Geschichte
hatte sich zu Anfang des Frühjahrs ereignet. Inzwischen hatte sich bei ihm
längst wieder das Bedürfniß nach einer neuen großen Narrenthat eingestellt,

zumal nachdem ihm ganz unverhofft eine kleine Erbschaft von 3000 Thalern
von einer entfernten Tante zugefallen war. Mit diesem Gelde sollte nach
Pfefferkorns Vorsatz ein ganz unerhörter Schelmenstreich vollbracht werden,
für den er nur auf eine gute Gelegenheit und eine glückliche Eingebung
wartete. Er hatte deshalb auch das Geld nicht erst auf Zins gegeben, viel-
mehr lag es zu Hause in einer alten Truhe in lauter guten preußischen
Silberthalern zu sofortiger Verwendung bereit.
Im Laufe des Sommersemesters hatte sich mit Pfefferkorn ein Docto-
randus der Geschichte enger befreundet, der oben vom „Wald“ her, d. h.
aus den Bergen in der Nähe des Rennsteigs gebürtig war, und schlank
und kräftig wie eine Tanne seiner Heimat, mit seinen klaren glänzenden
Augen, gebräunten Wangen und einem nach unten spitz gestutzten tiefblonden
Bart nicht nur Frauen und Mädchen wohlgefiel. Dieser Heinrich Vogel-
jang war ein frisches Naturkind voll Herzens einfalt und ritterlichen Sinnes.
Schon als Schüler hatte er für alte Schlösser und Burgen geschwärmt und
sich später mit Fleiß auf das Studium des Mittelalters geworfen. Durch
seine Wohnung vor dem Löbder Thore, mit der Aussicht auf einen großen
Garten voll herrlicher Pflanzen, schattiger Laubengänge und alter Stein-
bilder, war er in eine unglückliche Liebe zu einem reizenden Mädchen aus
der Fremde verstrickt worden. Der Garten gehörte einer Majorswittwe,
und das Mädchen aus der Fremde war mit seinem Vater, einem wahr-
scheinlich durch vielen Rothweingenuß vom Zipperlein geplagten Gutsbesitzer
aus Pommern, zum Besuch bei der Besitzerin des schönen Gartens, der sich
unter den Fenstern der Giebelstube Vogelsangs ausbreitete, und dessen er-
quickender Anblick ihn bestimmt hatte, gerade hier ein Quartier aufzu-
schlagen.
Gegenüber den Verlockungen der Freunde, die schönen Sommertage
in Ausflügen auf die Berge des Saalthales zu genießen, schützte Vogelsang
einen Schweinsledernen Folianten vor, den er in gegebener Frist auf seinem
Studierzimmer zu bewältigen habe. Als Pfefferkorn, den die Zurückgezogen-
heit des Freundes schon lange verdroß, eines Tages in dem stillen Hinter-
hause an dessen Thür klopfte, erfolgte keine Antwort, und als er doch
öffnete und eintrat, kam ihm Vogelsang eilig entgegen und stellte sich in
der Mitte des Zimmers breit vor ihn hin. Aber Pfefferkorn reckte den Kopf
flink zur Seite und gewahrte mit einem Blick durch das offene Fenster
ein entzückendes Bild: zur Seite eines üppig wuchernden Laubenganges
ein Rundtheil mit einem Wasserbecken, aus dem sich ein grünlich schillernder
Bacchus aus Erz erhob und das rückwärts von einem Halbkreis aus

<"page22">

Lebensbäumen und Cypressen umstanden war; dazwischen auf dem Kies-
weg eine Mädchengestalt in großem Strohhut, mattgelbem, in leichten Falten
herabfließendem Kleide mit einem granatrothen Bande über den Hüften,
vor einer kleinen Staffelei die Wasserpflanzen zeichnend, die sich über den
Aufbau von Tuffsteinen in dem Becken zu dem Standbilde emporrankten.
Ein verstohlener Blick des Mädchens schien über den Garten hinweg nach
dem Nachbarfenster zu fliegen und nach dem Beobachter mit den glücklich
strahlenden Augen zu forschen. Sonnenstrahlen, gebrochen durch Zweige
und Blätter eines nahen Lindenbaumes, glitzerten auf dem dunklen Grunde
der Heckenwand um die duftige Mädchengestalt.
Pfefferkorn stutzte erst, dann schlenkerte er das eine Bein zur Seite,
als ob er beinahe auf etwas Kostbares getreten wäre, und zog ein Gesicht
wie ein alter vergnügter Satyr. „Keine Entweihung!“ flüsterte ihm Vogel-
ang zu, als ob er sonst den stillen Frieden seiner Madonna im Grünen
da drüben stören könnte. Also das war das wahre Geheimniß des be-
rühmten Folianten, der wirklich auch dort auf dem Pulte lag: eine junge
Dame von ungemeiner Anmuth in den Zügen ihres Antlitzes und in
Haltung und Bewegung ihrer feinen Gestalt.
Mit ihrem Vater war sie, wie Vogelsang endlich erzählte, sehr zärtlich,
wenn er sie mit der Tante im Garten besuchte. Weitere Nachforschungen
waren vergeblich gewesen. Die Gelegenheit zu einer anderen Annäherung
als der aus naher Ferne, mit den Augen, schien sich nicht zu bieten. Vogel-
ang war aber überzeugt, daß dem Fräulein der fremde Beobachter nicht
lästig sei, ja daß es sogar an den stummen Liebesboten, die er hinüber-
schickte, ein wenig Gefallen finde.
Während er mit Pfefferkorn auf dem Sopha saß und ihm ein
Grauen vor dem Tag schilderte, da sie aus dem Garten verschwunden
wäre, drang von draußen eine Stimme durch das offene Fenster, die den
Namen „Hertha“ rief, und es zeigte sich, daß die Tante aus dem hinter
Bäumen versteckten Wohnhause zu der Zeichnerin im Garten sprach. Es
handelte sich in der Unterredung um einen Ausflug zu Wagen nach dem
Forst; das Wort war deutlich zu verstehen.
„Vortrefflich, herrlich!“ sagte Pfefferkorn, „zu einem Spaziergange
wollte ich Dich gerade von Deinem Regestemplunder losreißen.“ Pfeffer-
korn durfte sich nicht vom Platze regen, bis Hertha den Garten verlassen
hatte. Vorher hatte sie noch einen flüchtigen Blick nach dem Giebelfenster
geworfen, dann eine Rose gebrochen und an ihrer Brust befestigt. –
Auf dem Forst, einem Ausflugsort mit lieblichen Ausblicken über die
Obstgärten am Abhang des Berges hinweg nach dem fruchtbaren Boden
und den schluchtenreichen Höhen des Saalthals, war gegen Abend ein fort-
währendes Kommen und Gehen von Bürgern, Professoren und Studenten;
auch manche Dame und Bürgerstochter aus der Stadt half die schattigen

<"page23">

Plätze an den Tischen vor dem Wirthshause und in der Halle füllen. Es
war auch wirklich reizend da oben, wenn der Abendwind die Stirne
kühlte, die Berge weit ins Thal hin ihre Schatten warfen und im nahen
Buchenwalde die Drosseln schlugen.
Nicht weit von dem Tische, an dem sich die beiden Studenten nieder-
ließen, jaß Herr Urian mit dem Gerbermeister Schlehdorn und anderen

Jenischen Bürgern. Pfefferkorn gehörte zu den Studenten, die mit
dem bärbeißigen Mann mit den scharfen, eckigen Mienen eines alten Holz-
schnittes auf Gevatterschaft standen. Urians wirklicher Name Meusel war
nur wenig im Gebrauch. Sein Kramladen in der Johannisgaffe trug kein
Namensschild, sondern nur die Aufschrift: Colonial-, Wein- und Tabak-
handlung. Auch seine Mitbürger nannten ihn Urian, und erst wenn sie
einmal, was wohl hin und wieder geschah, Ursache hatten, ihm gründlich
die Wahrheit zu sagen, hieß es: Herr Meusel. Sein volksthümliches An-
jehen verdankte er einer ergötzlichen Mischung von derbem Biedersinn und
wirrer Einbildungskraft, die ihn von schlichten Polterern und Grobianen
wie dem Löwen-Ernst zu seinen Gunsten unterschied.

Gutgelaunt rief Urian mit hocherhobenem Kännchen den beiden
Studenten zu: „Es lebe der Handel, die Civilehe und das gewerbetreibende
Publicum!“ Das war ein Lieblingstoast. Als aber Pfefferkorn eine
Neckerei mit ihm begann und u. A. fragte, wie viel Löffel Alkohol er heute
schon zu sich genommen habe, zog Urian eine mächtige Stirne kraus und
wies den vorlauten Frager in unwirschem Tone ab. Damit hatte es
nämlich folgende Bewandtniß: Gevatter Urian suchte sich im Stillen aus
alten Kalendern fortzubilden, mit deren Weisheit er gelegentlich vor den
jungen Fanten von Studenten ein Licht leuchten ließ und ihnen zeigte,
daß auch ein Krämer ein speculativer Kopf sein könne. Jedoch bezeichnete
er sich bei Leibe nicht als Krämer, sondern als Kaufmann, wie alle seine
Berufsgenossen in Thüringen. Seine Kalenderstudien hatten ihn namentlich
auf den Kreislauf und die Beschaffenheit der Gestirne und auf den Alkohol-
gehalt der geistigen Getränke gebracht. Besonders lag ihm der Spiritus in
den verschiedenen Bierarten im Sinn, und er liebte es, einen jungen
Freunden im Greifen oder in der Rose vorzurechnen, wie viel Löffel reinen
Alkohols sie zum schweren Schaden ihrer Gesundheit und zum Kummer ihrer
braven Eltern wieder zu sich genommen hätten. Das geschah aber immer
erst, wenn er selbst mindestens beim siebenten Kännchen Lichtenhainer an-
gekommen war. Da er es an diesem Tage erst bis zum vierten gebracht
hatte, ärgerte ihn Pfefferkorns anzügliche Frage.

Vergeblich hatte Vogelsang nach dem Fräulein aus dem Garten Um-
schau gehalten; sie war nirgends auf dem Platze zu sehen. Endlich entdeckte
er bei einem Rundgange die schmerzlich Vermißte hinter einem offenen Fenster
im Innern des Wirthshauses und glaubte sogar, ein sanftes Erröthen auf
ihrem Antlitze, als sie einer ansichtig wurde, wahrzunehmen. An einen Tisch

<"page24">

zurückgekehrt, hörte er voll Unruhe nur noch mit halbem Ohre den ermuntern-
den Späßen Pfefferkorns zu..

Die Dämmerung kam schon heran, ein Theil der Studenten hatte den
Platz verlassen, von ferne hörte man sie das alte Lied singen: „Die Rosen
blühen im Thale“.

Als die Weise verklungen war, ließ sich ein Waldhorn aus einem der
Gärten am Abhang des Berges vernehmen, Leuchtkugeln stiegen auf und
zerfloffen vor den Augen der Gäste auf dem Forst in bunten Perlenregen.
Da erschien Hertha allein aus dem Hause und trat hinter einer der
Lauben an das Geländer, das den Schänkplatz nach der Thalseite zu
abschloß.

Pfefferkorn stieß den Freund mit dem Ellenbogen an und raunte ihm
zu: „Jetzt oder nie! Faffe ein Herz, gebrauche Deine schönen Talente, beweise
der Welt, daß es noch romantische Seelen giebt! Unterdessen nehme ich
mir den Gevatter Urian vor.“

Während sich Vogelsang wirklich ein Herz faßte, ging Pfefferkorn nach
der entgegengesetzten Seite zu Urian hin, der sich abseits an einen Baum
gelehnt hatte und mit einem bunten Taschentuche die heiße Denkerstirn
trocknete.

Die just am Himmel aufblinkende Venus brachte das Gespräch zwischen
Beiden auf die Frage, ob die Sterne bewohnt seien oder nicht. „Weiß
man's denn?“ hatte Urian zuerst gemeint, wie gewöhnlich, wenn ihm nicht
gleich was Rechtes einfiel. Bald aber war er mit der Sache vollständig im
Reinen. „Wenn Ihr ein Haus baut,“ sagte er mit wichtiger, siegesgewisser
Miene, „oder mehrere, so müßt Ihr doch, wenn Ihr nicht selbst darinnen
wohnt, auch Miether haben. Denkt Ihr vielleicht, der liebe Gott ließe eine
Sterne unbewohnt?“.

„Das kann er wohl,“ erwiderte Pfefferkorn, „er ist in einer anderen
Stellung als wir.“

„Aber, Mensch,“ unterbrach Urian, „man muß sich doch berechnen.“

„Nicht übel, Gevatter! Der Weltenschöpfer – eine Krämerseele!“

Hatte schon diese Anspielung den Kaufmann Meusel tief gewurmt, so
wurde ein Aerger noch größer, als Pfefferkorn mit dem ernsthaftesten Gesicht
von der Welt fragte:

„Wo bleiben denn aber z. B. die Mondbewohner bei abnehmendem
Monde?“ Und der Verdruß steigerte sich zum hellen Ingrimm bei den
Worten Pfefferkorns, daß ja die Sterne gar keine ordentliche Atmosphäre
hätten.

„Keine Atmosphäre!“ versetzte Urian außer sich, „himmeltausend, keine
Atmospäre!“ Das Wort hatte für Urians Ohren einen geradezu beleidigen-
den Klang. Dergleichen konnte er sich unmöglich bieten lassen; ein Gesicht
bekam die Miene eines Nußknackers, und unaufhaltsam brach eine Fluth
heftiger Reden auf Pfefferkorns keck erhobenes Haupt ein. Was er denn

<"page25">

vom lieben Herrgott mehr verstehe, als ihm die Tage zu stehlen. Statt
seinen Verstand und seine sieben Batzen zusammenzuhalten, verlege er sich
nur auf Spleen und verrückte Poffen, um von sich reden zu machen. Aber
kein Hahn werde nach ihm krähen, wenn er sich einmal unter den grünen
Rasen gewirthschaftet habe. So Einer brauche einen freien Bürger, dem es

niemals an dem nöthigen Kleingeld fehle, noch lange nicht zu hänseln.
„Krämerseele – Krämerseele,“ wiederholte er voll Erbitterung, „was
habt Ihr für eine Vorstellung von einem soliden Geschäfte? Gar keine.
Ihr könnt ja nicht einmal eine Düte Cichorien abwiegen – elender Renten-
schlucker!“
Damit war wirklich eine wunde Stelle bei Pfefferkorn gestreift, so
wenig er sich's auch merken lassen wollte, und so blieb die Streitfrage
wegen der Sterne nicht nur ungelöst, sondern die Beiden schieden auch nach
der Anlage neuer Fehden von einander, nur einig darin, daß Jeder den
Anderen dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst.
Während dieses verhängnißvollen Zwistes über die Bewohner der
Sternenwelt war der romantische Vogelsang durch ein verstohlenes Gespräch
hinter der Laube in den siebenten Himmel versetzt worden. Mit der Rose,
die er Hertha im Garten der Tante hatte brechen sehen, in der Hand, kehrte
er zu dem Genossen zurück, während Hertha eilig zu den schon zum Aufbruch
rütenden Ihrigen in die Halle ging. Doch erst auf dem Heimwege sollte
Pfefferkorn erfahren, wie sich der Freund das Zeichen einer zarten Neigung
erobert hatte. Er war zu dem Mädchen, das, den Arm auf das Geländer
gestützt, sinnend in das dämmerige Thal zu den chattenhaft aufragenden
Thürmen der Stadt hinabsah, mit den Worten herangetreten: „Ist das
nicht eine entzückende Nacht?“
„O, es ist wunderschön!“ hatte sie nach einem prüfenden Blick in die
Augen des Fremdlings erwidert.
Dann folgte ein keusches Gespräch, erst stockend, mit halberstickten Lauten,
dann freier und zutraulicher, und das Ende war gewesen, daß sie auf eine
Bitte die Rose von ihrer Brust nahm und sie ihm zur Erinnerung an die
schönen Tage von Jena überließ, die sie auch in der Ferne nicht ver-
gessen werde.
„Und wie nun weiter?“ fragte Pfefferkorn, als er Alles erfahren
hatte, „wann trefft Ihr Euch wieder? Wo geht sie hin? Wohin wirst Du
ihr schreiben?“
Vogelsang wußte von alledem Nichts, nicht einmal das Ziel der Reise,
die Hertha am nächsten Tage antreten werde, konnte er genau bezeichnen.
Nach dem Süden sollte es mit dem Vater gehen, wahrscheinlich an einen
der oberbayrischen Seeen. Deren giebt es mehrere Dutzend, und Pfeffer-
korn fand es im höchsten Grade veraltet, von seligen Augenblicken zu
schwärmen und sich stimmungsvoll ins Allgemeine zu verlieren und sich
dabei nicht einmal über das Allernöthigste unterrichtet zu haben. Aber

<"page26">

Vogelsang sprach ihm das tiefere Verständniß für solche Herzenssachen ab
und war innerlich mit sich ganz zufrieden, in dem sicheren Gefühle, daß
man sich auf dem Felde der Liebe mit allzu kühner Verfolgung des holden
Feindes den schönsten Erfolg verderben kann.
Nachdem Pfefferkorn von einem Abenteuer mit dem groben Urian,
dem er unbedingt einen Schabernack anthun müsse, gesprochen hatte, gingen
die beiden Wanderer eine Weile lang schweigend der Saale zu. Nament-
lich hatte es Pfefferkorn erbost, daß Urian ihm ein eitles Prozenthum vor-
geworfen und dagegen unverschämt auf sein Kleingeld gepocht hatte, das er
freilich nöthiger brauchte, als irgend Einer, nicht blos für einen Kram-
laden, sondern auch für eine gute Mandel Schulkinder, die er mit Düten-
drehen beschäftigte und Sonnabends zu entlohnen pflegte. Hier sollte ein-
gehackt werden, und als die mondhellen Gassen Jenas die beiden Heim-
zügler aufnahmen, war schon in Pfefferkorns Gemüth der neue Schalksplan
gereift, bei dem die kürzlich ererbten 3000 Silberthaler springen sollten.

II.

Die Münzkrisis.

Wenige Tage nachher wurde der Bürgerschaft durch den Stadtbüttel
eine sonderbare Aufforderung kundgethan. Zu jener glücklichen Zeit war
nämlich der Ruhm eines Litfaß noch nicht bis nach Thüringen gedrungen
und bestand noch die Sitte des Ausklingelns: Bekanntmachungen des
Magistrats, Versteigerungen, Warnungen, Fundanzeigen, Auslobungen und
dergleichen wichtige Dinge wurden dadurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht,
daß der Stadtbüttel durch die Straßen ging, an den Ecken und anderen
genau vorgeschriebenen Punkten eine Glocke ertönen ließ und darauf mit
lauter Stimme den auf den Bürgersteigen, in den Hausthüren und an den
Fenstern auflauschenden Bewohnern eine Vorlesung aus einem Papierblatt
in Folio hielt. Diese Einrichtung hatte das Gute, daß sie das Tagewerk
angenehm unterbrach, und daß jede polizeiliche Verfügung sofort der öffent-
lichen Kritik durch Meinungsaustausch unter den Nachbarn unterzogen werden
konnte. Diesmal hatte der wackere Diener der Stadtobrigkeit manchen
Scherz und Schimpf auszustehen; denn Keiner wollte an den Ernst eines
Ausgebots glauben, das folgendermaßen lautete:
„In der Löbder Gasse Nr. 5b, eine Treppe hoch, Nachmittags
zwischen 5 und 6 Uhr werden bis auf Weiteres Silbergroschen, Sechser
und Kupfermünzen zu einem gemeinnützigen Zweck unter folgender
Zusicherung entgegengenommen: Wer 25 Silbergroschen oder wer Sechser
und Kupfergeld im Betrage von 22 Silbergroschen abliefert, erhält jedes
Mal einen Thaler, was hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.“
Die Einen schüttelten die Köpfe, die Anderen lachten, und von Fenstern
und Thüren ging es herüber und hinüber: „Wer's glaubt, bekommt einen

<"page27">

Thaler. – Zu einer solchen Fopperei giebt sich auch noch die Behörde her!
– Hast Du nicht gehört? Es ist ja zum allgemeinen Besten. – Wer
wohnt denn in der Löbder Gasse Nr. 5? – J, da muß doch der
Pfefferkorn eine Bude haben? – Na, der Spaßvogel!“ Aber Pfefferkorn
war noch auf andere Mittel verfallen, um die geplante Finanzoperation
durchzuführen. Am anderrn Morgen stieg er mit einem Diener Kullrich,
einem langen, schnauzbärtigen, deutsch-polnischen Mischling, der die unschätz-

bare Eigenschaft besaß, sich allen möglichen Rollen mit einem wahren Hunde-
verstande anzupassen, zu der Glockenstube der Johanniskirche empor. Kullrich
trug einen großen Packen bunter Papierstreifen, auf denen die Anzeige
über das neue Wechselgeschäft unter dem Titel in fetter Schrift: „Kein
Schwindel! Geld, Geld, Geld!“ aufgedruckt war und ließ sie oben auf
seines Herrn Geheiß in alle vier Winde fliegen. Die einzelnen rothen,
blauen, grünen und gelben Blätter waren so leicht, daß sie sich von jedem
leisen Luftzug tragen ließen und so nicht nur über den Platz vor der Kirche,
sondern weithin über Häuser und Höfe verstreut wurden.
Eines dieser losen Blätter war in dem kleinen Garten hinter Urians
Hause niedergegangen. Er entdeckte es, als er sich auf der kühlen Garten-
bank zu einem kurzen Nachmittagsschlummer niederlassen wollte, glättete es
jäuberlich und nahm es unter die Hornbrille; denn er war weitsichtig.
„Der kann lange warten, bis ihm Einer auf den Leim kriecht,“ brummte
er und neigte dann das Haupt zu einem sanften Schlummer. Im Traum
sah er ein Beet voll überreifer Schoten, und jedes Mal, wenn eine platzte,
rollten statt der Erben vier bis fünf blanke Thaler heraus. Als eine
Fliege auf Urians kahler Stirn dem Traumbild bald ein Ende gemacht
hatte, dachte er bei sich: „Weiß man's denn? Du mußt doch einmal
sehen, wie viel Courant Du in der Kaffe hast.“ Der Laden war gerade
von Kunden leer; Urian trug den Lehrling ein Geschäft im Keller auf
und machte sich dann über den Schubkasten unter dem Ladentisch, um sein
kleines Geld zu zählen. Auch das Geldkörbchen im Pulte wurde gestürzt,
und so fand sich, daß nach Abzug des laufenden Bedarfs bis zum nächsten
Tag eine Summe vorhanden war, die sich nach dem Ausgebot mit einem
Reingewinn von anderthalb Thalern umtauschen ließ.
Mittlerweile hatte es sich herumgesprochen, daß einige Leute, zuerst
zwei alte Weiber, dann ein Bäckermeister und drei Handwerksburschen, für
je 25 Silbergroschen oder 22 Groschen in Sechsern oder Dreiern, Zweiern
und Pfennigen richtig je einen Thaler empfangen hatten. Eine Kundin
in Urians Laden konnte die Thatsache aus eigener Erfahrung bestätigen.
Eingedenk des Wortes, daß man Böses mit Gutem vergelten soll, entschloß
sich der arglose Biedermann, selbst eine Probe zu machen. Jedoch nicht
in eigener Person, das wäre zu großmüthig gewesen, vielmehr wurde sein
Ladenstift in vertraulicher Mission unter Zusicherung eines Extralohnes von

<"page28">

vier guten Groschen nach der Löbder Gaffe abgeschickt. Und richtig, er kam
mit sechs blanken Thalern zurück.
Hatte der Stift nur auf dem geräumigen Vorsaal vor Pfefferkorns
neuer Wechselstube zwischen einer Schaar Männer und Frauen hindurch-
schlüpfen müssen, so standen anderen Tags zur festgesetzten Stunde die
Leute schon bis in den Hausflur herunter. Es begann eine förmliche Jagd
nach Kleingeld; Familien und gute Bekannte legten gemeinschaftliche Sammel-
büchen an, um mit vereinten Kräften die günstige Gelegenheit wahrzunehmen;
von dem Wochenmarkt drang die Kunde bis in die umliegenden Dörfer
Lichtenhain, Burgau, Lobeda, Löbstedt, Ziegenhain, Zwätzen, Cospeda u. j.w,
was sich an kleiner Münze zusammenraffen ließ, wanderte flugs nach Jena
in die Löbder Gaffe.
Pfefferkorn ging ganz in der neuen Beschäftigung auf. Zwar war
ihm die Erbschaft von 3000 Thalern mit der Auflage zugefallen, davon
in Anbetracht eines sonstigen guten Auskommens einen gemeinnützigen
Gebrauch zu machen. Was konnte es aber Nützlicheres geben als eine solche
Sparbank für arme Leute?
Während er sonst, um seiner Leibesfülle Schranken zu setzen, nach
Tisch im Paradiese an der Saale auf und ab zu spazieren pflegte, hieß
es jetzt nach dem letzten Bissen: „Ich muß an die Arbeit.“ Um näm-
lich die Geldmassen, die sich bei ihm zu Hause anhäuften, passend unter-
zubringen, war er auf den Gedanken gekommen, die Silbergroschen und
Silbersechser auf Flaschen zu ziehen. Und so konnten ihn Vogelsang und
andere Freunde Nachmittags vor der großen Wechselstunde damit beschäftigt
sehen, wie er in Hemdsärmeln, im Schweiße seines Angesichts, von Kullrich
unterstützt, die Groschen in Weinflaschen und die Sechser in Seltersflaschen
füllte. Von Tag zu Tag häuften sich die Batterien an den Wänden rings,
wo sonst Sopha, Tisch und Schränke standen, und staute sich der Leinensack
an, in den das Kupfergeld geschüttet wurde. Mit Wehmuth erfüllte es den
langen Kullrich, daß die Flaschen mit gemeinem Geld und nicht mit Flüssig-
keiten angefüllt waren. Der arme Kerl litt an einem beklagenswerthen
Uebel, das er als Gliedersucht bezeichnete; alle Vierteljahre wurde er auf
zwei bis drei Tage von dem Leiden heimgesucht, das ihn fast der Besinnung.
beraubte. Um sich zu betäuben, nahm er dann viel Spirituosen zu sich, und
daraus entstand der Argwohn, daß er Quartalstrinker sei. Dieser nach
seiner Betheuerung ganz unbegründete Verdacht hatte ihn schon wiederholt
um einen guten Dienst gebracht.
Immer mehr kleine Münze wurde aus dem Verkehr in Jena und
Umgegend herausgezogen, und schon begannen Handel und Wandel zu
stocken. Bei allen Wirthen, Bäckern und Krämern mußten entweder die
Preise, natürlich nach oben, abgerundet werden, oder der Kleinhandel geschah
auf Borg. Die solidesten Hausfrauen kamen tief in die Kreide, Chauffee-
und Brückengeldeinnehmer geriethen in schwere Conflicte zwischen Gesetz und

<"page29">

Menschenverstand, die Fechtbrüder der Landstraße hatten schlimme Tage, der
Klingelbeutel in der Kirche ging leer herum, groß war die Geldnoth auf
den Wochenmärkten, und nur der Student freute sich der allgemeinen Pump-
wirthschaft. Die Selbsthilfe, zu der die Klügsten riethen, fruchtete nichts,
da das kleine Geld doch immer wieder in eigennützige Hände kam, die sich
den augenblicklichen Vortheil der Umwechselung bei Pfefferkorn nicht ent-
gehen ließen.
Herrn Urian war nunmehr ein Kirchenlicht aufgegangen. Bei einer

Genauigkeit war ihm die Anschreiberei für jeden Groschenhering, für jeden
Sechser Lackritzen in der Seele verhaßt, und wenn er daran dachte, daß
er selbst durch einen Ladenjungen an dem Schabernack theilgenommen hatte,
schallt er sich im Stillen bald ein Mondkalb, bald einen Gimpel. Den
armen Kindern, die ihm Sonnabends die Düten brachten, mußte er den
Lohn schuldig bleiben oder sie in Waaren entlohnen. Das Schlimmste
aber war, daß er von ungetreuen Freunden und bösen Nachbarn, die
einen Zwist mit Pfefferkorn kannten, als Sündenbock für den öffentlichen
Nothstand hingestellt wurde, und daß man ihm alles Ernstes zumuthete,
Abbitte vor Pfefferkorn zu leisten. Ein Student der Jurisprudenz im sechsten
Semester, der bei ihm im Hause wohnte, bestärkte ihn nach bestem Wissen
in dem Glauben, daß Pfefferkorn wegen Münzverbrechens belangt werden
könnte, und wenn sich der Musensohn darin auch geirrt haben sollte, so stand
doch bei Urian die Ansicht über Pfefferkorn fest: „Er hat an Dir gefrevelt!“
Lange konnte die Sache nicht mehr so weiter gehen, ohne eine förm-
liche Krisis heraufzubeschwören. Immer lauter wurde das Verlangen an
die Obrigkeit, daß sie den heillosen Geldmarkt in der Löbder Gaffe sperre;
Pfefferkorn selbst aber hatte sich schon auf ein fröhliches Ende seiner Münz-
jammlung eingerichtet.

III.

Die Prinzen aus dem Morgenlande.

Bei all seiner Liebhaberei, sich durch närrische Poffen in der Leute
Mund zu bringen, hatte Pfefferkorn doch kein schlechtes Herz. Mancherlei
Wohlthätigkeit übte er im Stillen, und die Kieselacke von Menschenfreunden,
die ihren Namen bei einem guten Werke in großen grellen Lettern weithin
sichtbar anbringen lassen, mochte er nicht leiden. So sorgte er auch dafür,
daß alsbald nach seiner Abreise der größte Theil des Kupfergeldes aus
dem Sack an die Eltern armer Kinder, besonders der Dütendreher Urians,
geräuschlos vertheilt werden sollte. Ein anderer Theil wurde dazu be-
stimmt, bei der bevorstehenden Hochzeit der Tochter seines Hauswirths in
die Ratsche geworfen zu werden. Nach dieser alten thüringischen Sitte, die
während der Tage der Münzkrisis zum Vortheil der Hochzeitsväter hatte
ruhen müssen, wurden Geldstücke Hände voll aus dem Hochzeitswagen oder
den Fenstern des Hochzeitshauses hinaus unter die harrende Straßenjugend

<"page30">

geworfen, die mit Begier stoßend und balgend und schreiend darüber her-
fiel, so daß ein lustiges Gekribbel von Armen und Beinen entstand und
die Jungen, die die Beute mit ihren Leibern deckten, nicht immer un-
geschunden davonkamen. Je zwanzig Flaschen mit Groschen und Sechsern
sollten in einer Krankenanstalt abgegeben werden. Der Rest stand wohl
verpackt in einer großen Kiste für die Reise bereit.
„Also morgen in der Frühe um sieben Uhr halte Dich fertig,“ sagte
Pfefferkorn eines Abends nach einem Spaziergang um den Graben zu
Vogelsang. „Der Zorn des Volkes ruht auf mir, wir müssen entweichen,
ich habe. Alles geordnet. Burnus und Fez bringe ich mit. Für Gepäck
brauchst Du nicht zu sorgen; außer der Kiste mit dem Flaschengelde habe
ich drei Reisekoffer, zwei davon sind die nöthigen Renommirkoffer, im dritten
ist neben Wäsche und so weiter unsere Schatzkammer. Durch Kullrich habe
ich die Ducaten in die grauen, die Kaffenscheine in die weißen und die
Vereinsthaler und Gulden in die braunen Strümpfe packen lassen. Daß
Du nur gebrochen französisch sprichst, schadet nichts; unsere Landessprache
kennt doch keiner, und unser Dolmetscher und Reisemarschall Kullrich, der
mit seinem früheren Herrn, einem polnischen Grafen, ein Jahr lang in
Paris gelebt hat, versteht auch das Gebrochene. Also Salem Aleikum
Zarathustra Firdusi, morgen fahren wir als Perser zum Städtchen
hinaus. Die Hähne sollen krähen!“ Damit reichte er dem Freunde die
Hand und verschwand durch das Johannisthor..
Frohen Muthes schlenderte Vogelsang in stiller Nacht den Graben
entlang seiner Wohnung zu. Vor wenigen Tagen erst hatte er sein
Doctordiplom empfangen. Ehe er in das Philisterium einging, wollte er
noch einmal den ganzen frischen Uebermuth des Studentenlebens genießen,
auf einer Fahrt in die weite Welt, an der Seite eines Freundes, der un-
erschöpflich in Schimpf und Scherz zu sein schien. Der junge Geschichts-
forscher war noch nicht weit über eine heimatlichen Berge hinausgekommen;
jetzt sollte er die erhabene Alpenwelt schauen, das sagen- und Schlösserreiche
Land Tirol, das die Gotenwanderungen und die deutschen Römerzüge
über sich hinweggehen sah, die Heimat Oswalds von Wolkenstein, dieses echten
Minnesängers, Innsbruck, wo Oswald einst gefangen auf den Rücken eines
Pferdes geschnürt vor Herzog Friedrich erscheinen und dafür büßen mußte,
Daß er den Namen je gekannt.
Von Hausmanns Frau, der süßen.
Auch bis nach Persien war dieser Odysseus des Mittelalters auf
seinen vielen Irrfahrten in dem ganzen damals bekannten Länderkreis ge-
kommen, bis er endlich auf seinem Hauenstein vor dem Schleun zur Ruhe
kam. Und wie verlockend war erst der Gedanke, doch vielleicht der an-
muthigen Zauberin aus dem Garten wieder zu begegnen, in den er nicht
mehr hinabsehen konnte, ohne ihrer in Sehnsucht zu gedenken!
So hatte sich Vogelsang am anderen Morgen pünktlich zur verabredeten

<"page31">

Stunde an der Oelmühle eingefunden. Die Sonnenstrahlen zogen die
letzten Nebel in den Schluchten der Berge empor, ein leichter Morgenwind
raschelte in den Bäumen, als Pfefferkorn mit weißem Burnus und rother
Mütze angethan in vierspänniger offener Extrapost daherkam. Die Koffer
und die Flaschenkiste folgten in einem zweiten Wagen nach. Auf dem Rück-
sitz der Extrapost, Pfefferkorn gegenüber, saß Kullrich in bester europäischer
Tracht mit weißer Binde und hohem Hut. Er war schon so aus einer
Bedientenrolle heraus- und in die Begleiterrolle hineingefahren, daß er
Vogelsang mit „Mein Prinz“ anredete und von diesem während der Um-

kleidung mit „Kullrich“ angerufen, unter einer leichten Verbeugung und
mit polnischem Accent erwiderte: „Herr Kullrinski, wenn es Euer Gnaden
beliebt.“
„Ich habe Dich zum Erbprinzen von Schiras gemacht,“ erklärte
Pfefferkorn, als Vogelsang in seiner neuen Tracht neben ihm Platz ge-
nommen hatte, „und Du siehst so wirklich einem arischen Orientalen zum
Verwechseln ähnlich, während mein kummervoller Leib nur das Zeug für
einen kleinen Edelmann hergiebt und es schon eine Uebertreibung ist, wenn
ich mich Scheik oder Graf Omar nenne.“ „O es ist herrlich, so mit
Vieren in den Tag hinein zu fahren,“ versetzte Vogelsang, „ich freue mich
schon der Abenteuer und Fährlichkeiten, in die uns diese Verkleidung bringen
wird. Oder meinst Du, daß die Leute wirklich an unsere hohe Abkunft
glauben und nirgends die fahrenden Scholaren herauserkennen werden?“
„Nirgends,“ erwiderte Pfefferkorn, „mit dem Talisman, den wir
besitzen, liegt es nur an uns, daß wir auch von den größten Schlaubergern
für echte Potentaten aus dem Morgenlande gehalten werden. Unsere
Macht steckt in den Strümpfen, guter Freund.“
„Na, meinetwegen,“ gab Vogelsang zurück. „Aber das Echte wird
zuletzt doch immer wieder wahr. Einstweilen denke ich, daß uns der Wein
nicht verwehrt ist und wir einer alten parischen Secte angehören, die nicht
zum Islam übergetreten ist,“ was Pfefferkorn damit bestätigte, daß er
Herrn Kullrinski ersuchte, aus seiner Reisetasche eine Flasche Rothwein
hervorzuholen, der den besten Grollo der Berge um Jena in den Schatten
stellte. Auch feine geschliffene Gläser waren zur Hand. Vogelsang ließ
die wilden Rosen, Pfefferkorn die grauen Strümpfe, und Kullrich, der auch
mit anstoßen durfte, den guten Tropfen leben.
Als die ersten Häuser von Apolda in Sicht kamen, sagte Pfefferkorn:
„Nun gießet Euch hin in die Kiffen, laßt uns kalt und stolz über die
Schultern blicken! Von jetzt an gehören wir uns nicht mehr selber an,
unsere hohe Stellung legt uns Pflichten gegen die Oeffentlichkeit auf, deren
Auge auf uns gerichtet sein wird.“
Die wichtigsten äußeren Ereignisse dieser Perserreise sind denn auch von
den Zeitungen getreulich berichtet worden. Herr Kullrinski hatte die
Weisung, alle Ausschnitte sorgfältig zu sammeln. Pfefferkorn verleibte sie

<"page32">

später einem Album ein, das die Aufschrift trug: „Zur Biographie Pfeffer-
korns.“ Die wichtigsten darunter (die in Klammern eingefügten Bemerkungen
rühren von einer eigenen Hand her) lauteten in der Ursprache:
(Homburg, 28. Juni) „Heute kamen hier der Erbprinz von Schiras
und noch ein anderer Prinz fürstlichen Geblüts an, nahmen aber nur
kurzen Aufenthalt und benutzten denselben zu einem Besuche der Spielsäle.
Mit echt orientalischer Ruhe sahen sie eine Weile dem trente et quarante
zu und betheiligten sich dann auch mit ihren weißen Mänteln unter dem
Beistand ihres Führers, eines Ruffen, am Spiel. Das Glück war ihnen
hold und hatten die Croupiers mehrmals größere Summen herauszuzahlen,
was die hohen Gäste nicht weiter zu berühren schien. Dem Vernehmen
nach haben sie 1000 Francs an die Armen überwiesen und sind mit
dem Abendzuge nach Frankfurt und beziehungsweise Baden-Baden weiter
gereist.“
(Frankfurt a. M., 29. Juni) „Die persischen Herrschaften, von deren
Ankunft wir schon Mittheilung gemacht haben, zeigten sich heute im Palmen-
garten, wo ein zahlreiches und distinguiertes Publicum wie immer zum
Concert versammelt war. Ihr Tisch war mit einer rothammtenen Decke
belegt, worauf sie aus kostbaren Silbergefäßen in Form von Amphoren nach
persischer Sitte den Mokka zu sich nahmen (es waren Nachbildungen vom
Hildesheimer Silberfund, die wir aus dem Rest des Homburger Gewinnes
erstanden hatten, wir tranken Hochheimer). Die Kapelle wiederholte auf
Wunsch der Gäste ein Potpourri, in dem das Lied „Deutschland, Deutsch-
land über Alles“ die besondere Aufmerksamkeit derselben zu erwecken schien,
und legte den türkischen Marsch von Beethoven ein, bei dessen Klängen sich
auf den von der Sonne Asiens gebräunten Gesichtern unverkennbares Wohl-
gefallen malte. Bei der Abfahrt ereignete sich ein Zwischenfall, der nur als
ein tief bedauerlicher bezeichnet werden kann. Aus dem dichten Schwarm
von Zuschauern, der sich um den Wagen der Perser gesammelt hatte, stürzte
ein anständig gekleideter junger Mann hervor. Der ältere der beiden
Prinzen gerieth darüber naturgemäß in größte Aufregung, eine Augen rollten,
während er in abgebrochenen französischen Sätzen nach dem Polizisten rief.
Der jüngere indessen winkte den aufdringlichen Schreier aus dem Publicum
heran und ließ denselben durch den Reisemarschall begütigen. Auf der
Polizei gab der Mann, angeblich ein meiningischer Techniker, vor, daß er
geglaubt habe, in dem Erbprinzen einen alten Bekannten wiederzuerkennen.
Selbstredend hat man es mit einem Geistesgestörten zu thun.“
[Es war ein Bauführer Schulze aus Sonneberg, mit dem Vogelsang
in die Schule gegangen ist. Unsere Fürsprache bei der Polizei rettete ihn
vor einer Untersuchung wegen groben Unfugs]...
(30. Juni) „Eine sonderbare persische Eigenthümlichkeit ist die Auf-
bewahrung der Silbermünzen in Flaschen. Wie wir nachträglich erfahren,
führen die beiden vornehmen Perser, die gestern unsere Stadt wieder ver-

<"page33">

laffen haben, eine große Anzahl solcher Flaschen mit sich. Die Entlöhnung
der Hotelbediensteten geschieht in der Weise, daß sie ihre Hände aufhalten
müssen und der Hofmarschall je einen Haufen Geldstücke aus dem Flaschen-
halte herausschüttelt. Bei den Zahlkellnern und Hausmeistern wird die ge-
lungene Procedur mit Weinflaschen voll Silbergroschen, bei den Tischkellnern
und sonstigem Personal mit kleinen Flaschen voll Silbersechsern ähnlich
unseren Selterswafferflaschen vorgenommen. Die diesbezügliche Sitte ist
zwar für europäische Verhältnisse umständlich, wird aber im fernen Orient,
Persien und Tibet bei Reisen vornehmer Herren allgemein geübt, da dieselbe

die größte Bereitwilligkeit versinnbildlicht, bei der man die Gabe nicht wägt,
bezw. zählt. – Bei der Abfahrt auf dem Bahnhofe mußte der Zug vier
Minuten über die Zeit warten, da sich die persischen Herrschaften verspätet
hatten. Für die betreffende Rücksichtnahme ließen sie dem Zugführer für
das Zugpersonal drei der großen Geldflaschen überweisen.
(Baden-Baden, 1./2. Juli) „Auf der Promenade wurde heut von
zwei Engländern eine Wette darauf gemacht, ob die beiden Herren, die in
weißen Burmuffen und rothen Fez auf- und abspazierten, Egypter oder Perser
seien. Im Auftrage der Wettenden erkundigte sich ein Commissionär bei
den Orientalen selbst und brachte eine Visitenkarte zurück, auf der in
persischen Lettern der Name verzeichnet und darunter prince héréditaire
de Schiras gedruckt war. Anläßlich dieses Zwischenfalles kam es bei der
Table d'hôte, bei der sich die Engländer mit den Persern zusammenfanden,
zu einer Unterhaltung, aus der sich die interessante Thatsache ergab, daß
der eine der Perser bereits Vater von 19, der andere sogar von 80 Kindern
ist.“ Die persischen Lettern auf Vogelsangs Visitenkarte waren der Auf-
schrift auf einem Päckchen persischen Insectenpulvers nachgeahmt und mochte
wohl Schrecken alles Ungeziefers bedeuten. Das Gespräch über den Kinder-
legen wurde von zwei angejahrten Damen aus Sachsen aufgebracht. Zur
Befriedigung ihrer Neugierde gab ich die Zahl dix-neuf an, Vogelsang
wollte sich nicht lumpen lassen und sagte quatre-vingt, meinte aber vingt-
quatre. Die beiden Damen stellten dann in ihrer Muttersprache intime
Betrachtungen an, die zu Gunsten der kleinen dicken Männer ausfielen und
bei denen Vogelsang beinahe aus der Rolle gefallen wäre...]
„Wie uns aus Gießen geschrieben wird, darf die Aufbewahrung des
Geldes in Flaschen und das Ausschütteln der Trinkgelder in die Hände
der Empfänger, wovon gelegentlich des Besuchs zweier asiatischer Prinzen
berichtet wurde, nicht als allgemeine Sitte des Morgenlandes angesprochen
werden. Sie ist in Kleinasien, Palästina und Arabien nirgends zu Hause,
und auch in Persien sind ihr europäische Reisende kaum jemals begegnet.
Nach Ansicht eines angesehenen Orientalisten an der hiesigen Hochschule
deuten die Stämme einzelner tatarischer Wörter auf Flaschenbörsen und
trinkgeldspeiende Gefäße hin und soll die Heimat der Sitte Turkestan sein.“
(Basel, 5. Juli) „Die Schönheit unseres Schweizerlandes bewährt

<"page34">

ihren Zauber selbst auf Söhne jenes fernen Ländergebiets, wo unsere
Forscher die ältesten Heimstätten der Menschheit suchen. Zwei vornehme
Reisende aus dem Reiche Zoroasters und des Rosenöls, die sich dieser
Tage hier aufhielten, sprachen ihr freudiges Erstaunen aus, in einem so
kleinen Lande einer so großartigen Natur zu begegnen. Obgleich mit den
himmelanstürmenden Höhen des Himalaya, der asiatischen Schweiz, vertraut,
bringt jetzt doch der unermüdliche Strom des gebildeten und besitzenden
Europa auch schon Prinzen aus dem Morgenlande daher.“
(Vorarlberg, 7. Juli) „Die Fremdenfeuche macht sich immer mehr
in unseren Thälern zum Schaden der Sitten ihrer Bewohner breit. Nicht
genug an den norddeutschen Ketzern, die sich im Sommer ab und an hier-
her verlaufen, zeigen sich jetzt gar schon – Muhamedaner. In Landeck
stolzierten gestern zwei Islamiten in weißen Kaftanen und rothen Käppis zum
Aergerniß jedes frommen Gemüths herum. Unserthalben könnte mit der
ganzen Malefizwirthschaft von Luftschnappern, Touristen und Tagedieben
einmal Kehraus gemacht werden.“
(Jenaer Blättchen, 6. Juli) „Frankfurter Blätter berichten von einer
altpersischen Sitte, die während des Aufenthalts von zwei morgenländischen
Reisenden beobachtet wurde. Sie ließen das Trinkgeld aus Glasflaschen
wertheilen, aus denen ihr Reisemarschall Groschen und Sechser in die auf
gehaltenen Hände der Dienerschaft schüttelte. Sollte das nicht unser Jenaer
Kleingeld sein, dessen Einziehung durch einen übermüthigen Studentenwitz uns
so viel Noth machte? Die Sache kommt uns um so verdächtiger vor, als,
wie wir hören, der verhängnißrolle Sammler unserer kleinen Münze neulich
als Orientale verkleidet mit Vieren von dannen gefahren ist. Wie es
scheint, hat es ihm beliebt, unser Kleingeld auf Flaschen zu ziehen und es
nun am Main und anderen schönen Gegenden wieder unter die Leute zu
bringen. Die Heimat der schönen Sitte ist also wahrscheinlich unser altes
fideles Jena, und der Araxes fließt am Paradiese vorbei.“
Noch ehe diese Notiz über ihre wahre Herkunft den beiden ver-
schlagenen Persern gefährlich werden konnte, wurde die Verkleidung von
ihnen abgelegt und die Reisegemeinschaft aufgehoben. Vogelsang war der
Herrlichkeiten müde, jedes neue Alpenthal nährte in ihm die Luft, aller
närrischen Würden und Bürden ledig zum einfachen Wanderstabe zu greifen
und sein Glück an einem der oberbayerischen Seen zu versuchen. Die
dunklen Vertröstungen Pfefferkorns auf ein überraschendes Wiedersehen mit
Hertha wirkten nicht mehr, und auch Pfefferkorn schien nur auf eine be-
sondere Gelegenheit zu warten, um seine Lebensgeschichte mit einer neuen
Narrethei zu bereichern.
Eines Morgens in Kufstein kam Herr Kullrinski von der Post mit
einem dicken Briefe aus Jena zurück. Pfefferkorn hatte in Jena einen
Hauswirth beauftragt, etwa eingehende Briefe unter Kullrichs Adresse nach
Kufstein poste restante nachzusenden, namentlich komme es ihm auf einen

<"page35">

Brief aus Bayern an, der in der Zwischenzeit eintreffen werde. Nun
war der Brief da, und der brave Hauswirth hatte auch den Ausschnitt aus
dem Jenaer Blättchen über die Heimat des Flaschengeldes beigefügt.
Während der Erbprinz von Schiras nebenan noch in den Federn lag, ging
Pfefferkorn, außer dem Allernöthigsten noch mit der rothen Mütze bekleidet,
im Salon auf und ab. Bald war ein neuer Plan entworfen. Pfeffer-
korn setzte sich an den Schreibtisch, stieß einige kräftige Rauchwolken türki-
ichen Tabaks zur Decke empor und ertheilte dann eine Reihe von Auf-

trägen an Kullrich. „Wir trennen uns alle drei. – Für jeden einen
Anzug und auf 8 Tage Wäsche bereit legen. – Alles Uebrige in die Koffer
packen. – Zwei Rucksäcke kaufen, drüben am Markt. Kaffe nachzählen.
Mit dem vollendeten Briefe trat Pfefferkorn nunmehr in das an-
stoßende Schlafgemach und rief: „Auf, edler Sprosse des Sonnengottes!
Die Stunde der Trennung schlägt, der persische Plunder ist zu Ende, schon
sind uns die Häscher auf der Spur, und noch ehe die Sonne am höchsten
steht und der Schatten am kürzesten ist, sind wir, Du nach rechts, ich nach
links, zerstoben.
Vogelsang sprang aus dem Bette: „Ich habe so köstlich geträumt,
was giebt"s? Drei Lanzen habe ich soeben im Schlafe gebrochen und zwei
Nebenbuhler in den Sand gestreckt und wünschte nun sehr, den Dank der
Herrin zu erhalten."
„Dann wirf Dich schnell in die Tracht eines Alpenwanderers, damit
Du in Ehren vor sie hintreten kannst."
Pfefferkorn las nun einen an die heilige Hermandad in Innsbruck
gerichteten Brief vor, der also lautete:
„Unterfertigter will nicht verfehlen, im Interesse der öffentlichen
Ordnung und Moral die Aufmerksamkeit der K. K. Behörden auf das
Treiben zweier Hochstapler hinzulenken, die jetzt die hiesige Gegend unsicher
machen. Es sind die sogenannten persischen Magnaten, von denen die
öffentlichen Blätter Tyrols schon berichtet haben. In Wahrheit sind es,
wie Sie sich aus beiliegendem Ausschnitt aus einer thüringischen Zeitung
überzeugen wollen, zwei Studenten aus Jena, die sich auf höchst strafbare
Weise in den Besitz des nöthigen Geldes gesetzt haben, um sich die Titel
und Ehren großer Herren anzumaßen und selbst die hohe Obrigkeit zu
täuschen. Den Einen kenne ich persönlich: es ist der kleinere und ältere
von Beiden, ein höchst durchtriebener Mensch und abgefeimter Uebelthäter,
der nichts Reelles gelernt hat, als Aufschneiden, Prellen, Makao, lustige
Sieben und rothwälisch Sprechen. Er hat freundliche Augen, gewöhnliche
Nase, heitere Lippen und im Ganzen einnehmende Gesichtszüge, Schlam-
pampen hat seinen Leib aufgeblasen wie einen Dudelsack; aber statt alle
diese Gottesgaben würdig zu pflegen, wuchert er mit ihnen auf Kosten
seiner Mitmenschen. So hat er einen meiner Vettern, einen gewissen
Kaufmann Meusel in Jena, durch falsche Vorspiegelungen über ein epoche-
-):

<"page36">

machendes Werk auf astronomischem Gebiete fast an den Rand des Bettel-
stabes gebracht. Der Andere von den Beiden, von der Figur eines
Jongleurs oder Schlangenmenschen, soll ein gemeiner Mädchenjäger sein,
der alleinstehenden Damen die Ehe verspricht, aber kaum jemals eine ge-
heirathet hat; auch die persische Verkleidung dürfte nur dazu dienen, um
unerfahrene Fräuleins mit fremdländischen Reizen zu bestricken und dann
um Hab und Gut und Reputation zu bringen. Wie ich von dem Diener,
einer ehrlichen Haut, gehört habe, soll die Reise über den Brenner nach
Gossensaß gehen, wo eine reiche Wittwe aus Dresden, deren Bekanntschaft
die Kujone in Baden-Baden gemacht haben, ausgeplündert werden soll.
Für die Richtigkeit dieser Anzeige verbürgt sich mit einer Unterschrift in
tiefster Ergebenheit
Kufstein, den 11. Juli Nepomuk Urian aus Jena,
Johannisgasse 63, II.
Vogelsang hatte, als seine Person in dem Briefe an die Reihe kam,
eine Verbeugung gemacht und mit der Grazie eines Jongleurs für die
Huldigung gedankt. Nach Beendigung der Vorlesung sagte er: „Ge-
schmeichelt hast Du gerade nicht, aber ich muß doch Deinen Elfer loben,
der wohllöblichen Polizei auf die Sprünge zu helfen. Ich denke nun die
gewinnenden Eigenschaften, die Du mir angedichtet hat, an der Einzigeinen
wahr zu machen, sofern es mir beschieden ist, ihren Aufenthalt zu ent-
decken."
„Es wird gelingen," versetzte Pfefferkorn, und damit Du mich fürder
nicht mehr flacher Renommifterei beschuldigt, nimm dies und lies!" Dabei
reichte er dem Freunde die Einlage jenes Briefes hin, den Kullrinski
vorhin von der Post gebracht hatte. Es war ein an Herrn Pfefferkorn in
Jena gerichtetes Briefchen und lautete also:
Geehrter Herr!
Ihr unter der Adresse der Frau Majorin K. in Jena abgesandtes
Schreiben aus Urfeld am Walchensee ist mir hierher nachgeschickt worden.
Leider kann ich Sie nicht Ihres kostbaren Besitzes entledigen und nur
in Namen einer Doppelgängerin für die Mühe danken, die Sie sich ge-
gben haben, um das in der Hütte auf dem Herzogenstand zurückgelassene
Kleinod in die rechten Hände zu liefern. Allein die Gegend am Walchen-
jee ist mir ganz unbekannt, und ich habe auch niemals einen mit Perlen
besetzten, der Farbe meiner Augen gleichenden Türkis besessen, werde
einen solchen auch wohl niemals besitzen, da ich Katzenaugen habe.
Mit dem Wunsche, daß Sie doch noch an die rechte Adresse
kommen mögen
Hertha Thomsen.
Frauenwörth (Chiemsee), 1. Juli.

<"page37">

Halloh! das war eine freudige Ueberraschung für unseren Muselmann,
der nun endlich ein Mekka vor sich liegen sah. Voll Ungeduld wartete er
die Erläuterung Pfefferkorns kaum ab, wie beweglich dieser in einem unter
der Jenaer Adresse losgelassenen Briefe an Hertha einen erdichteten Fund
auf dem Herzogenstand, sein Nachstürmen hinter der ihm leider nur von
Angesicht bekannten Verliererin und endlich einen glücklichen Einfall, auf
dem Umwege über die Frau Majorin K. die junge Dame über den Ver-
lust zu trösten, geschildert hatte. „Hertha Thomsen und Frauenwörth
(Chiemsee)" las Vogelsang von Neuem mit Entzücken und stürzte nach

Bädecker und Cursbuch, um den schnellsten Weg nach der glücklichen Insel
zu ermitteln..
Wie sich aus dem Kassenbericht Kullrichs ergab, war man fast schon
auf den braunen Strumpf gekommen, so daß nach redlicher Theilung nur
höchstens für jeden der Reisenden acht Tage Zeit blieben, um sich noch mit
Anstand bis Jena durchzuschlagen. Kullrich erhielt die Weisung, die über-
flüssigen Koffer auf einer unverdächtigen Zwischenstation nach Hause zu
schicken und dann über Zirl einem Herrn nach Mittenwald nachzufolgen.
Noch vor der Trennung auf dem Bahnhofe verabredeten die Freunde Tag
und Stunde, wann sie in Eisenach am Fuße der Wartburg wieder zu
einander stoßen wollten, um dann gemeinsam in Jena einzurücken.

IV.

Glücksthal.

„O Freund, welch' entzückendes Stück Erde! Kein schöneres sah
ich je! Wie weit da hinten liegt mir die Erinnerung daran, wie ich
hierher gekommen bin, an unsere orientalischen Streiche, an den Abschied
in Kufstein, an die endlos lange Fahrt bis zu den Ufern dieses Sees.
Nur Eins steht mir fest vor der Seele, das Letzte, bevor ich meinen
Fuß auf dieses Eiland gesetzt habe: Der Blick vom Schiff aus nach der
Fahrt um die Herreninsel über die grüne Fluth hinweg nach Frauenwörth,
das sich wie der Rest einer alten versunkenen Veste aus den Wassern
erhebt und auf ihnen zu schimmern scheint, daneben das grüne, baum-
und häuferlose Krautinfelchen, einer Lotosblume gleich, und dahinter im
Halbkreis um die glatte schimmernde Fläche die Alpenkette im wechseln-
den Sonnenglanze mit ihren Spitzen, Kuppen und Schluchten, die bald
hell aufleuchten, bald im Dunst verschwinden. Auf meinem Wald daheim
ist. Alles düstergrün und nebelgrau; aber dieser lichte Zauber über dem
See, dies umfloffene Gemäuer, das sich scharf vom blauen Himmel ab-
hebt, Ebene und Hochland, Nähe und Ferne im schönsten Verein! Die
Fraueninsel trägt nur ein Nonnenkloster und darum herum ein paar
Fischerhäuser, kein Acker, kein Anger, kaum ein paar kleine Gärten an den
Häusern und ein paar Wege in dem Ort. Für mehr ist kein Platz, in

<"page38">

fünfzehn oder zwanzig Minuten kann man ringsherum gehen und dabei
bequem noch die Inschriften an den alten Klostermauern mustern. Da,
unterhalb der uralten Kirche, am Strand, unweit von den Booten an
der Landungsstelle, begegnete mir mein Glück. Hertha saß im Schatten
eines Weidenbaumes und zeichnete einen Fischerjungen, der in einem
Boote in Ufers Nähe angelte. Ich blieb nicht in dem langersehnten
Anblick versunken, sondern ging frohen Muthes dahin. „Sie sind es!“
rief sie, und es klang fast so, als ob sie mich erwartet hätte. Sie hat
wunderbare Augen! Sie sind wie nach innen gekehrt; ihr Glanz kommt
nicht von außen, sondern scheint mir der Widerschein eines klaren Ge-
müths zu sein. Denke immerhin, daß ich meine eigene Einbildung ver-
ehre, daß ich nur träume von der blauen Blume. Was wir uns er-
zählten, war Alles nicht romantisch, nur einfach, schlich und natürlich.
Wir fuhren des Abends nach der Herreninsel herüber, nach der Gast-
wirthschaft im ehemaligen Mönchskloster, wo der Vater wohnt und ich
auch Quartier genommen habe. Morgen soll ich den Alten sehen; Hertha
will ihn erst auf den neuen Gast vorbereiten. Sie nennt den Vater
wunderlich und scheint vor seiner Begegnung mit mir zu bangen.
Von meinem Fenster aus sah ich in der Dämmerung noch einmal die
scharfen Linien des Klosters auf der Fraueninsel auftauchend aus der
dunklen Fluth. Mein Herz war so voll, es war der schönste Tag!
Dein
Vogelsang.“
Der Brief war nach München ins Gasthaus zum Stachus gerichtet,
wo Pfefferkorn nach einer Reise durch das bayrische Gebirge einen Tag
rasten wollte, um sich dann die Städte Regensburg und Augsburg
anzusehen.
Die Begegnung mit dem Vater am nächsten Morgen verlief ganz so,
wie es Hertha gefürchtet hatte. Der alte Thomsen, ein vierschrötiger Mann
trotz eines hohen Alters – er hatte schon als junger Mann die Freiheits-
kriege mitgemacht – mit unzähligen Falten neben den weißen buschigen
Augenbrauen, hütete ein Kind voll Arglist wie Fafner das Rheingold.
Wenn er eine Gefahr sah, verfiel der sonst grundehrliche Mann auf die
seltsamsten Einfälle, Vorwände und Launen, um eine gehorsame Hertha in
Sicherheit zu bringen. Der zugereiste Thüringer, der ihn da bei einem
friedlichen Morgenkaffee auf dem schattigen Platz vor dem Wirthshaus über-
rascht hatte, war ihm gleich beim ersten Anblick verdächtig vorgekommen,
und der Händedruck zwischen den beiden jungen Leuten hatte ihm erst recht
die Laune verdorben. Er sprach oder brummte, dem wohlwollenden und
humoristischen Grundzug seines Wesens zum Trotz, nur das Allernöthigste:
„Ja – Nein – Danke – Geht auch so – Kein Freund davon –
Halt ich mir vom Leibe – Weiß ich nicht – Das fehlte noch“ und der-

<"page39">

gleichen und ließ sich auch durch keinen bittenden Blick einer Tochter von
seinem Widerwillen abbringen. Auch der Versuch, den Vater auf die Zeit
der Freiheitskämpfe zu bringen, von der er sonst gern erzählte, schlug fehl.
In Vogelsang wurde schließlich der Stolz rege, und er dachte bei sich: „Ei,
wenn der Alte nicht will, so soll es ohne ihn gehen.“ Aber das war nicht
so leicht. Er erzählte, daß er eine Zeit lang mit einem Jenaer Freunde
unterwegs gewesen sei, von dem er sich in Kufstein getrennt habe. „Recht
schade,“ bemerkte der Alte. Vogelsang sah die Verlegenheit Herthas und
zog sich bald mit der Versicherung zurück, daß er nicht wieder stören werde.
„Wenn er's nur nicht vergißt,“ sagte der Alte trocken, als Vogelsang außer
Hörweite war.

Was war zu thun? Die Flucht zu ergreifen, war nicht Vogelsangs
Art; noch einen Versuch zu machen, kam ihm nicht würdig vor, und hinter
dem Rücken des Alten das Spiel fortzusetzen, erschien ihm Hertha zu Liebe
nicht gut. Mochte ihn das junge Mädchen wirklich leiden, dann konnte es
sicherlich ihrem hellen Verstande nicht so schwer sein, einen Ausweg zu
finden. Sie hatte so prüfend zu ihm aufgesehen, als er sich verabschieden
wollte, so dankbar und treu, als er sich zum Gehen wandte.
In der That hatte das junge Mädchen dem Vater, als sie allein
waren, ganz offen bekannt, daß ihr der Herr sehr gut gefalle, und daß sie
es gern gesehen hätte, wenn ihm der Vater freundlicher begegnet wäre.
Das erregte aber den Alten vollends so, daß er plattdeutsch zu sprechen
begann, wie gewöhnlich, wenn er einer starken Gemüthsbewegung Herr
werden wollte. „Was ist denn gewesen? Der junge Mensch kann mich in
seiner Unerfahrenheit wohl immer noch für einen unerträglichen Schwätzer
erachten. Wer weiß auch, wer er ist! Ein Doctor aus Jena, das kann
Jeder sagen, und dann ist's auch noch so.“
Vogelsang bekam an demselben Tage eine Geliebte nicht wieder zu
Gesicht. Am anderen Morgen sah er sie auf dem Schiffe nach der Frauen-
insel hinüberfahren, unterließ es aber, ihr zu folgen. Als sie des Mittags
mit einem Boot zurückfuhr, traf es sich, daß Vogelsang gerade am Strande
auf den See hinausspähte und sich im Anblick der wundervollen Natur-
bilder zu erheitern suchte. Die Erregung, die sie zeigte, ihr sanfter Hände-
druck und die wenigen Worte: „Ich danke Ihnen!“ und das Ja auf eine
Frage, ob er noch bleiben dürfe, gaben ihm neue Zuversicht.
Des Abends saß er in dem Kneipzimmer des Wirthshauses. Es war
eine kleine Stube mit ein paar Geweihen und diner: Schärdädes Uyr:
an den weißgetünchten Wänden, drei blankgescheuerten Bauerntischen und
einem grünen Kachelofen. An dem Tische neben der Thür in einige
einfache Leute aus der Umgegend, die sehr laut ein politisches Gespräch
über den Papst, Napoleon und den Bruder Preuß führten, das für keinen
unter den Dreien sehr schmeichelhaft war. An dem zweiten Tische hatten
einige Touristen Platz genommen. Nach einer Weile trat der alte Thomsen

<"page40">

herein und ließ sich, da die andern beiden Tische besetzt waren, wohl oder
übel an dem Tische Vogelsangs nieder, jedoch nahm er seinen Platz so,
daß der junge Mann nur die Seitenansicht von ihm hatte und nach Belieben
stille Betrachtungen über eine starke Nase und die sonnenverbrannten
rauhen Wangen anstellen konnte. Thomsen sprach kein Wort und Vogel-
sang auch nicht, ihre Gemeinschaft bestand in derselben Sorte Tiroler und
in dem Ehrgeiz, gleichen Schritt in der Zahl der Schoppen zu halten.
Am Nebentisch erzählte Jemand, daß die Bergfexerei wieder ein Opfer
gefordert habe; bei Scharnitz im Karwendelgebirge sei ein Herr abgestürzt,
man habe Hut und Wettermantel gefunden, aber die Leiche noch nicht ent-
deckt. Der Erzähler wollte selbst den Diener des Vermißten in Mitten-
wald gesprochen haben, der sich ganz untröstlich geberdete und den halben
Ort zur Nachforschung aufbot. Da sich die Kunde von solchen Unfällen
durch die vielen kreuz und quer ziehenden Alpenwanderer immer sehr rasch
über das Gebirge verbreitet, wußte auch schon ein anderer Gast am Nach-
bartische, ein Referendar aus Berlin, der an diesem Tage von Zirl gekommen
war, daß dem Verunglückten die österreichische Polizei bis nach der Grenze
bei Scharnitz auf den Fersen gewesen sei, weil er sich zusammen mit einem
anderen Hochstapler als Prinzen ausgegeben und allerlei tolle Sachen im
Innthale angestellt hatte.
Vogelsang horchte hoch auf, und als er nicht mehr daran zweifeln
konnte, daß der Verunglückte Pfefferkorn und der andere Hostapler er selber
sein sollte, mischte er sich mit der Miene eines Neugierigen in das Gespräch.
Der Gedanke war ihm schrecklich, daß Pfefferkorn wirklich abgestürzt sein
könnte. Aber wie sollte gerade er, der so sehr die Bequemlichkeit auch auf
Reisen liebte, auf einen gefährlichen Bergpfad gerathen sein? Helle Thränen
wollte der erste Erzähler in den Augen des besorgten Dieners in Mitten-
wald gesehen haben. Aber Kullrich verstand sich auf Alles, auch auf's
Weinen, wenn er sich in eine Rolle vertiefte und diese es so verlangte.
So kam denn Vogelsang bald zu der Ueberzeugung, daß Pfefferkorns Tod
eine Fabel sei, und warf sich nunmehr mit Feuer zum Vertheidiger der
morgenländischen Prinzen auf. Er führte die Sache so gut, wie sie nur
ein Eingeweihter und guter Freund fröhlicher Gesellen führen konnte. Das
Richterkollegium am Nachbartische war denn auch zu mildernden Umständen
für die Veranstalter kühner Reiseabenteuer geneigt, zumal nachdem der
-.:- Verlizei-Referen Tor vermeldet, hakte. daß die persischen Granden ihre Aus-
: Freigält der Hochschüle:it-Déjargenossen haben sollten.
Kauu wap.das.Wort Jena gefallen, als sich der alte Thomsen, der
wie ein alter Kriebel, Polizei-Commissar, das ganze Gespräch scheinbar
theilnahuylos,. aber...aufmerksam verfolgt hatte, nach Vogelsang umdrehte,
ihn wie eine ärgen achten Delinquenten durchdringend ansah und mit ge-
dämpfter Stintine ind" erheucheltem Wohlwollen sagte: „Suchen Sie das
Weite nach Persien; hier zu Lande ist man zu genau mit solchen Zeitgen.

<"page41">

Nur rasch weg! sonst wird Sie, wie hoffentlich schon Ihren guten Freund,
der Teufel holen!“
„Sie sind im Irrthum, mein Herr,“ erwiderte Vogelsang sehr bestimmt,
während die Reisenden am Nachbartische die Stühle rückten und sich gute
Nacht wünschten, „ich kann Ihnen so gerade ins Gesicht sehen wie Sie
mir.“ Diese Dreistigkeit ging dem Alten über den Span; er stemmte
die Fäuste auf den Tisch, erhob sich zornig und brach in die Worte aus:
„Alle guten Geister! Kiek mal an! So'n windiger Flausenmacher! Stiehlt
sich hier unter harmlose Menschen ein, aber es kommt anders; wir bedanken
uns schön für so'n, so'n Musiöh!“
Thomsen wandte den Rücken und hörte nicht mehr auf Vogelsangs

heftige Verwahrung.
Nun war es ganz still in dem Kneipzimmer. Der Kuckuck in der
Schwarzwälderin hatte die elfte Stunde ausgerufen, das Summen einer
Fliege an der niedrigen Decke klang wie fernes Getöse, draußen raschelte
der Wind in den dunklen Baumkronen, die hin und wieder der Wiederschein
fernen Wetterleuchtens erhellte. Dem einsamen Gate war es unbehaglich
zu Muthe; die Ungewißheit über das Schicksal des Freundes lastete auf
ihm, und mit seiner Herzensangelegenheit sah es nun erst recht schlecht aus.
Die schöne Fahrt drohte ein Ende voll Sorge und Enttäuschung zu nehmen,
wenn nicht die guten Geister, welche der alte Isegrimm aus den Freiheits-
kriegen angerufen hatte, zu Hilfe kamen.
Vater Thomsen war am anderen Morgen in bester Laune. Er hatte
vortrefflich geschlafen und sogar von dem Gewitter über Nacht. Nichts ge-
merkt. Mit einem Schlafrock von grünlichem Fries angethan, erwartete er
in dem großen, mit einigen alterthümlichen Möbeln ausgestatteten Schloß-
zimmer, das er nebst zwei kleineren Schlafzimmern daneben bewohnte, eine
Tochter zum Frühstück und lachte vergnügt in sich hinein, in dem Bewußt-
sein, den gefährlichen Menschen, der nach seinem köstlichsten Schatze strebte,
entlarvt und hiermit auch für die Ruhe seines Kindes unschädlich gemacht
zu haben. Er war einer Sache bombensicher, sowohl was die Schandthaten
des Liebhabers, als auch was den Eindruck ihrer Enthüllung auf eine
Tochter betraf.
Hertha begegnete dem Vater zärtlich wie immer und war nicht wenig
gespannt, das Geheimniß, das den Griesgram des alten Vaters verscheucht
hatte, zu erfahren. „Gar kein Geheimniß, mein Kind," begann der Alte,
„blos ein neuer Beweis, wie vorsichtig man in einen Bekanntschaften sein
soll. Du weißt doch, der Fremde, der aus Jena, der uns da neulich über-
raschte, was meinst Du, was der ist?" Hertha's Wangen entfärbten sich,
sie schlug die Augen vor dem prüfenden Blick des Alten nieder und jagte
dann aufs Neue erröthend:
„Ich denke ein junger Gelehrter, aber gewiß ein guter Mensch."
„Kein gutes Haar ist an ihm," erwiderte der Alte, „ein Schwindler

<"page42">

ist es, ein richtiger polizeilich verfolgter Schwindler." Und nun erzählte er,
was er am Abend vorher erfahren hatte, freilich nicht ganz wahrheitsgetreu,
sondern mit Zuthaten, wie sie ihm seine Phantasie und der Wunsch, einen
vollen Triumph bei seiner Tochter zu erzielen, eingaben.
Aber der Triumph blieb aus; Hertha erklärte jede unreine That für
unmöglich, ganz unmöglich.
„Je nun, das sagst Du so, mein Kind," fuhr der Alte fort, „Du
kannst Dir ja auch garnicht denken, was das für ein Mensch ist, ein
richtiger Windbeutel, außen ganz manierlich und innen lauter Luft. Wenn
es ein tüchtiger Mann aus braver Familie wäre, so möchte die Sache noch
gehen. Aber Du kennst ihn ja auch nur ganz obenhin."
„Und Du, Väterchen," erwiderte Hertha, „woher kennst Du ihn wohl
durch und durch?" Und nun begann ein kleines Kreuzverhör gegen den
übereifrigen Ankläger, das die List und Finten des Alten auf eine harte
Probe stellte. Schließlich suchte er sich mit dem Troste aus der Schlinge
zu ziehen, daß der Missethäter doch schon die Flucht ergriffen habe und
wohl schon über alle Berge sei. Aber wieder bekam er das hartnäckige „Un-
möglich!" von seiner Tochter zur Antwort.
Das Zimmermädchen brachte einen Brief von Vogelsang, in dem stand,
daß der Schreiber vor einer Abreise das Recht in Anspruch nehme, seine
Ehre gegen einen beleidigenden Verdacht und in den Augen eines von ganzem
Herzen verehrten Mädchens wieder herzustellen; er werde dem Briefe auf
dem Fuße folgen und bitte, ihn nicht abzuweisen.
Der Alte warf den Brief auf den Tisch und lief in hellem Zorn mit
aufgeblähten Rockschößen durchs Zimmer, „das steigt auf die Bäume,"
rief er, „so ein überführter Taugenichts, so ein Windhund, so ein..."
Aber da half kein Plattdeutsch mehr! Hertha erbat inständig, ja verlangte
schließlich bestimmt, daß der Vater dem jungen Manne die Möglichkeit sich
zu rechtfertigen gewähre. „In jedem Falle will ich es Dir von ganzer
Seele danken, wenn Du Dir und mir Gewißheit verschafft, wer von uns
sich getäuscht hat."
Vogelsang hatte am Morgen durch ein Telegramm aus München die
sichere Kunde erhalten, daß Pfefferkorns Absturz wirklich erdichtet war.
Dieser meldete, daß er glücklich eingetroffen, Kullrich dagegen wider die Ab-
rede unauffindbar sei. Die gute Nachricht stärkte Vogelsangs Muth für
den harten Strauß mit dem Vater Thomsen. Auf seinem Gange dahin
begegnete er Hertha auf der Treppe, die schlug die Augen nieder und eilte
an ihm vorüber. Der Gedanke, daß sie irre an ihm geworden sei, be-
festigte erst recht einen Vorsatz, und so trat er frank und frei bei dem
Alten ein. Dieser unterbrach seine Zimmerpromenade, wies dem schreck-
lichen Gast, ohne einen Blick auf ihn zu richten, mit einer Handbewegung
einen Stuhl an und setzte dann seinen Lauf fort.
„Sie haben mir Unrecht gethan!"

<"page43">

„Ist mir nicht bekannt."
„Sie haben mich unehrlicher Streiche für fähig gehalten."
„Ist nicht möglich!"
„Nun also. Ich verehre Ihre Tochter und –"
„Wie heißen Sie überhaupt?"
„Vogelsang."
„Hm! Vogelsang!"
„Ich habe schon neulich die Ehre gehabt, Ihnen meinen Namen zu
nennen!"
„Kann sein. – Wann kehren Sie nach Hause zurück?"
„Uebermorgen, vorausgesetzt, daß meine Angelegenheiten hier bis dahin

ins Reine gekommen sind.“
Es entstand eine lange Pause. Der Alte war ans Fenster getreten
und schien zu überlegen, wie er den Menschen los werden könnte. Vogel-
jang machte es sich bequem auf einem Sessel, nachdem er Hut und Stock
auf den Tisch daneben gelegt hatte. „Der ist ausdauernd,“ dachte der
Alte. Endlich ergriff Vogelsang wieder das Wort:
„Um auf Ihr Fräulein Tochter zurückzukommen, so habe ich den
dringenden Wunsch, von ihr nicht für einen Unwürdigen gehalten zu
werden.“ Vogelsang legte dann freimüthig die persischen Verwickelungen
dar und schloß mit den Worten: „Mich bewegt ein ehrliches Gefühl, und
und Sie werden mir eine Wohlthat erweisen, wenn Sie es auf die Probe
stellen wollen. Wohlthun bringt Zinsen, sagt man bei mir zu Hause.“
„Bei Ihnen zu Hause? Wo sind Sie denn eigentlich her?“
Der Alte war stehen geblieben, kreuzte die Arme und sah dem Besucher
mit einem Blick von unten zum ersten Mal scharf ins Gesicht.
„Aus Thüringen,“ antwortete Vogelsang, „aus der Nähe des Renn-
steigs. Die Gegend ist Ihnen wohl nicht bekannt?“
„Ist sie wohl; ziemlich genau von ehemals. Vogelsang heißen Sie,
der Name kommt dort häufiger vor.“.
Endlich war doch der Alte zum Reden gebracht. Vogelsang nahm den
Vortheil wahr und erzählte, daß sein Vater wie schon ein Großvater,
Oberförster gewesen sei. Der Alte horchte hoch auf und musterte den
Gast mit derselben Geberde wie vorhin, dann sagte er mit listiger Miene:
„Was soll ich dabei thun? Da Sie mir einen Schwank aus Ihrem
Leben versetzt und, wie es scheint, Nichts zu versäumen haben, will ich
Ihnen mit einer Jugendgeschichte von mir dienen. Also, man schrieb 1812.
Ich wollte Seemann werden und war Schiffsjunge auf einem Stettiner
Kaufahrer. Da brach der Völkerkrieg los. Im Kanal wurden wir ge-
kapert. Von Cherbourg schlug ich mich, der Landessprache leidlich kundig,
durch Frankreich durch bis zum Rhein, bis ins Hessische. Da wurde ich
Freischärler. Die Napoleonischen kamen ins Land gerückt, es gab
Scharmützel. Im Fuldaischen überfielen wir eine Colonne, die ein Dorf

<"page44">

ausgeplündert hatte, der Oberst und 50 Mann blieben auf dem Platze.
Aber die Hauptmacht der Napoleonischen drang nach, und des Nachts, als
ich auf Kundschaft war, fingen sie mich armen Burschen ab. In der Feste
Breitenstein wurde ich eingesperrt, und am zweiten Morgen sollte ich er-
schossen werden.
So oder so – im Morgengrauen sprang ich, nachdem ich die ganze
Nacht daran gearbeitet hatte, das Fenstergitter aus der morschen Mauer zu
brechen, zwei Stockwerk hoch in den Wallgraben hinab, und Gott war mir
gnädig, ich schwamm zum Ufer und floh. Die Häscher waren mir auf
den Fersen, am dritten Tag spät Abends kam ich völlig erschöpft auf
meiner Flucht über Berg und Thal, durch endlosen Wald dicht am Gebirgs-
kamm an eine thalwärts gesenkte, muldenförmige Lichtung, an deren unterem
Theile aus einer kleinen Häusergruppe Feuerschein zum Himmel loderte.
An einem Teich und dann an einem Glaswerk vorbei erreichte ich die Thür
des Herrenhauses; eine Jungfrau kam mit einem Licht die Treppe nach
dem Flur herunter, ich brach ohnmächtig zusammen.“
Der Alte hielt inne, sei es, daß ihn das lange Sprechen, sei es, daß
ihn die Erinnerung angriff, und ließ sich in einen Lehnsessel nieder. Vogel-
jang hatte sich erhoben und sah einen Augenblick durch die Fensterscheiben
hinaus ins Grüne. Hertha kehrte über den Vorplatz zurück, wohl in der
Meinung, daß die böse Unterredung beendigt sei. Bei der Blicke begegneten
sich, und Hertha bemerkte zu ihrem Erstaunen einen heiteren Zug auf
Vogelsangs Antlitz. Dann kehrte sich Vogelsang um:
„Einer ganz ähnlichen Geschichte erinnere ich mich aus meiner Kind-
heit Tagen. Das junge Mädchen nahm den Flüchtling auf und bewog
ihren Vater, ihm Schutz zu bieten. Des anderen Morgens in der Frühe
– noch Niemand hatte ihn gesehen – ging sie mit ihm durch eine Schlucht
den dunklen Fichtenwald auf einem schmalen Pirschpfad hinan auf die Höhe
zu ihres Vaters Vogelherd, wo man über uralte Tannenkronen am steilen
Abhang hinweg in enge Thäler und auf viele Hügel mit Schlägen, jungen
Culturen, Nieder- und Hochwald hinabsehen konnte. Und noch manchen
Morgen kam sie dorthin nach der Hütte, um ihren Schützling mit Speise
und Trank und mit Trost und Gottvertrauen zu stärken. Auch soll der
junge Baron einmal einen capitalen Sechzehnender erlegt haben.“
Der Alte hatte erst die Augen weit aufgerissen, dann sprang er auf,
faßte Vogelsang am Arm. „Beinahe so war's. Aber Alles, was Recht ist.
Der Flüchtling war kein Baron, und der Hirsch war blos ein ungrader
Zehner. Nun aber, wie hieß das Mädchen, und wie der Ort?“
„Sie hieß Dora Kiesewetter und war meine Großmutter.“
„Schock. Bomben Element, und wie nennt sich der Ort?“
„Die paar Häuser sind verschwunden, die Lichtung ist noch da und
auch der Teich in der Mulde, und die grünen Wiesen und der dunkle
Wald ringsum. Drei Linden, ein verfallenes Gewölbe und eine Terrasse

<"page45">

dahinter zeigen den Ort an, wo das Glaswerk und das Herrenhaus und
der Garten waren, und drüben, nahe am Waldessaum, auf dem Wiesen-
hang ist ein kleines Viereck, von einem Fichtenzaun umgeben, mit einer hohen
Tanne am Eingang und zwei Gräbern darin. Der Ort hieß Glücksthal.“
Der Alte blickte eine Weile ins Leere, seine Augen leuchteten, wie
die eines Sehers; dann sagte er: „Hinter'm Wohnhaus war am Berg
hinan ein Garten mit Fliederhecken und kostbaren Rosen, davor am Wege
drei junge Lindenbäume. Ueber dem Garten am Waldsaum war unter
einer ehrwürdigen Buche eine Bank. Dort nahm ich 1813 Abschied von
Dora Kiesewetter, und da sagte sie auf meine Dankesworte: Wohlthun

bringt Zinsen.
Dann ging's nach Leipzig in die Völkerschlacht. Auch bei Waterloo war ich dabei als junger Ordonnanzoffizier im Stabe meines Landsmannes Blücher. Zwei Jahre darauf kam ich endlich nach Glücksthal wieder. Dora war bereits die Braut eines jungen Oberförsters. Ich konnte sie lange, lange Jahre nicht vergessen. Auch davon habe ich gehört, daß nach dem Tode des alten Kiesewetter in den vierziger Jahren das Haus abgetragen wurde und die Glashütte einging. Nun ist außer den Linden und dem Friedhof drüben nur noch der Name geblieben – Glücksthal.“
Dann richtete der Alte seinen Blick auf Vogelsang, der über die wunderbare Wendung tief bewegt war und sich das Bild des jugendlichen Helden einer sagenhaften Familientradition nach dem leibhaftigen Anblick zu vergegenwärtigen suchte: „Also Sie sind der Enkel! Na, da hilft es Nichts! Da will ich Ihnen denn auch unter drei Augen, denn eines werde ich doch wohl wegen Ihrer Streiche zudrücken müssen, sagen, daß ich Sie gleich nicht so übel fand; aber meine Tochter hatte mich gegen den Fremdling aufgehetzt.“
„Unmöglich, ganz unmöglich!“ versetzte Vogelsang.
„So, jo! Ist aber doch wahr; sie hat's mir gar nicht leicht gemacht, mich mit Ihnen zu vertragen. Das wollen wir nun aber einmal bei einer guten Flasche Rothspohn besorgen und anstoßen auf Glücksthal!“ Er holte Flasche und Gläser aus einem Schranke herbei.
Als Hertha im Nebenzimmer den Gläserklang vernahm, konnte sie sich vor Ungeduld, zu erfahren, ob ihre glückliche Ahnung. Wahrheit sei, nicht länger zurückhalten. Sie öffnete die Thür, blieb einen Augenblick, der ihr zeigte, wie waren der Vater dem Anderen die Hand schüttelte, auf der Schwelle stehen und fiel dann dem guten Alten voll inniger Dankbarkeit um den Hals.
/
V.
Heimkehr.
Dr letzte der Reisenden, die in München mit Vogelsang in dasselbe Coupé eingestiegen waren, hatte in Nürnberg den Zug verlassen. Vogel-

<"page46">

ang streckte sich lang aus und schlief bald wie in Abrahams Schoße, so daß er es kaum bemerkte, wie in Lichtenfels ein neuer Fahrgast hinzustieg und es sich auf dem Polster gegenüber bequem machte. Der Morgen dämmerte herauf. Vogelsang rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah voll inneren Entzückens hinaus in die thaufrische Landschaft mit ihren wechselnden Bildern. Noch standen die Räder der Mühlen an den Bächen still, bewegungslos lagen die Fluren und Dörfer da, nur der Nebelschleier über den Wiesen schien sich zu heben, und ein Bussard strich mit schweren Flügelschlägen über ein enges Waldthal. Die ersten Strahlen der Sonne erschienen über den Hügeln, gierig den feuchten Glanz der Wiesen auf saugend und blinkend in der Sense eines Landmannes, der drüben an den Aehrenfeldern seinem Tagewerk entgegenschritt. Mit dem Licht kam Leben in die Landschaft. Die dunkle Erde selbst schien heller zu werden und vielfältig schimmerte das Grün von Gräsern und Bäumen. Mit dankerfülltem, frohmüthigem Herzen sah Vogelsang hinaus in all' die Herrlichkeiten, wie ein feierliches Hochgefühl, ein glückliches Sehnen die ganze, soeben noch stumpfe und kalte Natur zu ergreifen schien.
Die kühle Morgenluft, die durch das geöffnete Fenster hereindrang, weckte den schlafenden Reisegenoffen. Eine rundliche Fleischmaffe wickelte sich aus einer Decke heraus und reckte die erstarrten Glieder. Während Vogelsang am Fenster stehend unverwandt hinaus nach der über den Hügeln aufsteigenden Sonnenkugel blickte, holte der andere Herr aus seinem Handkoffer eine Selterswasserflasche hervor und versuchte mit einem Bleistifte einige kleine Gegenstände, die am Flaschenboden festklebten, zu lockern. Vogelsang drehte sich nach dem klirrenden Geräusch um und sagte nach einer Weile verhaltenen Staunens: „Guten Morgen, Pfefferkorn!“ Der Angeredete erschrak in einer Beschäftigung, riß die schlaftrunkenen Augen auf und erwiderte dann mit trübseliger Miene: „Kannst Du mir nicht einen Thaler borgen? Ich habe zufällig kein kleines Geld bei mir.“
„Denkst Du, ich hätte das große Loos gewonnen? Und wie verschliffen Du aussieht!“
„Ach, es ist eine Thränenwelt, eine rechte Thränenwelt,“ versetzte Pfefferkorn mit einem Stoßseufzer und rieb die Bartstoppeln, die ihm auf Kinn und Wangen proßten. In der That war er in der schlimmsten Verlegenheit, die es für ihn geben konnte. Seine Taschen waren leer, in Augsburg war der letzte Thaler nach Erlös der Fahrkarte draufgegangen, unterwegs hatte er von der letzten Geldflasche gezehrt, die er noch zum Glück in seinem Koffer vorgefunden hatte, und mühte sich nun damit ab, ein halbes Dutzend Sechser, die auf dem Boden festgedrückt waren, in Bewegung zu setzen. „Aber warum zerschlägst Du nicht die werthlose Flasche?“ Pfefferkorn starrte den Freund an: „Herr Du meines Lebens, wie versimpelt muß ich sein, daß ich nicht auf diese geniale Idee ge-

<"page47">

kommen bin! In Lichtenfels wollte ich mir eine Tasse Kaffee leisten, aber ich brachte nur drei dieser kostbaren Dinger los, und die langten nur zu einem Liqueur.“
In Pfefferkorn hatte sich ein namenloser Katzenjammer entwickelt, nachdem ihm das Geld ausgegangen und eine kleine Entbehrung nach der anderen an ihn herangetreten war. Wie anders war es doch, als er mit dem Talisman Geld die persischen Wunder vollbrachte, angestaunt von der gaffenden Menge, lang und breit von den Zeitungen gefeiert, hochgeehrt von trinkgeldfrohen Kellnerschaaren und begünstigt selbst von Dienern des Staats und der hohen Obrigkeit. Jetzt sah er sich von den Schaffnern wie jede andere Menschenwaare behandelt, jetzt hatte er sich bei der letzten

Benutzung des Waschcabinets auf dem Bahnhof jagen müffen: „Mensch, Du lebst über Deine Verhältnisse.“ Auch die Erzählung eines letzten Streichs, die Erregung der Kunde, daß er im Karwendelgebirge abgestürzt sei, verbesserte seine Stimmung nicht, zumal da ihm dabei das Factotum Kullrich durch verschiedene Mißverständnisse – in Wirklichkeit war Kullrich in München im Franziskaner von einer bekannten „Gliedersucht“ in besonders heftiger Gestalt befallen worden – mit einem Theile des Geldes abhanden gekommen war. „Siehst Du,“ meinte er, „das gemeine Geld! Hat man's, so ist man besten Falles ein lustiger, hat man keins, ist man auf alle Fälle ein armer Teufel. Darum sag' ich noch einmal: es ist eine Thränenwelt, eine rechte Thränenwelt!“ Es schien, als schmerzte Pfefferkorn jene wunde Stelle, die schon Urian in seiner Einfalt berührt hatte, als peinige ihn der Gedanke, mit dem Gelde könne sogar auch der Witz zu Ende gehen.

Wie reich fühlte sich im Gegensatz zu dem Freunde Vogelsang! Er schloß den Schatz seiner Erinnerungen von Chiemsee auf und theilte dem Gefährten alles Schöne und Kostbare mit, das er in den wenigen Tagen trauten Verkehrs mit Hertha und ihrem Vater gesammelt hatte. Pfefferkorn hätte sich damit trösten können, daß er doch etwas Gutes habe stiften helfen, aber sein erster Gedanke war, daß doch trotz aller fein gesponnener Pläne die Sache ohne die Großmutter auf Glücksthal kaum zu einem guten Ende gekommen wäre.

„Also ein Zufall, ein plumdriger Zufall stellt all' unseren Witz in den Schatten. Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!“

An den Besuch der Wartburg war nicht zu denken, da es auch in Vogelsangs Kaffe so ziemlich Matthäi am Letzten war. Die Strecke von Eisenach nach Weimar mußte sogar in einem Wagen letzter Klasse zurückgelegt werden, und von da bis Jena war die einzige Möglichkeit per pedes apostolorum. So sehr auch der dicke Pfefferkorn unter der Hitze und den langen Schritten Vogelsangs stöhnte, so milderte sich doch eine Trübsal, je mehr sie sich dem Saalthal mit dem alten, lustigen Jena näherten.

„Heute wird Urian an Dir gerächt,“ meinte Vogelsang unterwegs,

<"page48">

als es im Mühlthal bergab ging und dem behäbigen Freunde die Füße zu schmerzen begannen. „Aber wahrhaftig, ich will ihm dankbar sein, denn ohne eine verwegene Theorie über die Sterne hätte ich das glückliche Eiland da unten wohl niemals gesehen.“

Besagter Urian war um diese Zeit gerade in der Oelmühle eingekehrt. Auf Pfefferkorn war er noch ebenso schlecht zu sprechen, als vor drei Wochen. Die Zeit hatte auch gar nicht mildernd auf einen Groll einwirken können, da ja inzwischen die Erkundigung der Innsbrucker Polizei nach Herrn Nepomuk Urian, Johannisgasse 63, eingetroffen war. Diese Behelligung konnte natürlich nur aus einem neuen Anschlage Pfefferkorns entstanden sein, und so blieb Urian selbst bei dem Gerücht vom Tode seines Feindes bei dem Urtheil: „Er hat an Dir gefrevelt!“

Urian saß mit dem Gerbermeister Schlehdorn und dem Kanzleiecretär Rennert in einer Laube der Oelmühle. Der Gerber war eine vergnügte Seele und neugierig; sein Kopf war fort und fort nach rechts, nach links, nach oben und unten und beinahe auch nach hinten wie bei einem Wendehals in Bewegung.

„Du, jag" einmal,“ meinte er, nachdem der erste Durst nach des Tages Hitze gelöscht war, „wie war denn das mit der Anfrage von der Polizei? Die Innsbrucker können doch nicht wissen, was Du mit Pfefferkorn vorgehabt hat.“.

„Da habe ich mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen. Das Tollste ist aber, daß die Anfrage an Herrn Nepomuk Urian gerichtet war. Nepomuk – soll man so was für möglich halten?“

„J, die Sache ist ganz einfach,“ versetzte der Kanzleiecretär, ein langer, dürrer Mann, der gern über Alles Bescheid wußte, „wie ich aus zuverlässiger Quelle gehört habe, hat sich Pfefferkorn bald als Reisender, bald als Neffe der Wein- und Delicatessenhandlung Ihres werthen Namens ausgegeben, und als die von ihm verübten tollen Sachen ruchbar wurden, kam natürlich die obrigkeitliche Anfrage hierher.“

„Weiß man's denn? So oder anders ist es ganz gewiß gewesen,“ erwiderte Urian, indem er eine kurze Pfeife in Brand setzte, „aber so ein gottloser Fälscher, meinem ehrlichen Namen einen Nepomuk anzuhängen. Na, dafür wird ihn nun auch da unten im Gebirge der Teufel geholt haben.“

Schlehdorn hielt es mehr mit Pfefferkorn und hatte auch schon bei dem astronomischen Streit auf dem Först zum Guten geredet. „Du, wenn das nur keine Teufelei von Pfefferkorn selber ist. Die Sorte fällt immer wieder auf die Beine, und überhaupt, Spaß muß sein, sagte der Hahn zum Regenwurm.“

„Sacrament noch einmal! Ich bin auch kein Spielverderber. Aber was der Alles angestellt hat, das geht über's Bohnenlied.“

<"page49">

„Und was mag aus dem Anderen, aus Vogelsang geworden sein? Das war ein franker Kerl!“

„Und ein feiner Schläger,“ warf der Kanzleiecretär mit Kennermiene dazwischen. „Der Senior der Westfalen hat doch von Lichtmeß bis Pfingsten in der Klappe gelegen, bis die Hackenquart auskuriert war.“

Schlehdorn hatte sich erhoben, um einmal draußen nach dem Himmel zu sehen, der sich gewitterschwül umwölkt hatte. „Das stimmt nicht,“ sagte er in der Thür, über die Schulter zurückblickend, „eine Terz war's; ich bin ja selber in Ziegenhain dabei gewesen, weil am selben Tage der Fuchs, der bei mir wohnte, losging.“

„Unser Schlehdorn muß doch immer eine besondere Ansicht haben,“ sagte unmuthig der Kanzleiecretär, was Urian aus einer Rauchwolke mit

den Worten gelten ließ:
„Mit Pfefferkorn ist er entschieden auf dem Holzwege; den hat ein
Schicksal ereilt.“
Inzwischen hatte Schlehdorn draußen Posto gefaßt und ließ seine
Augen rundum gehen, bis Etwas auf der Landstraße nach der von Jena
abgekehrten Seite zu seinen Blick festbannte. Als ihm Urian zurief, doch
nun wieder einmal in die Kanne zu steigen, forderte er die Genossen auf,
doch schnell einmal herauszukommen, es sei ein merkwürdiges Naturspiel zu
sehen. „Guckt Euch einmal das an, was da die Straße daherkommt.“
„Ich sehe zwei Wanderer, weiter Nichts,“ sagte Herr Rennert.
„Na, und Du, Urian? Du hast ja in die Ferne helle Augen!“
Dieser sah erst um die Ecke herum, dann richtete er sich wie ein sichernder
Rehbock in die Höhe. Es dauerte eine gute Weile, bis er sich vergewissert
hatte, daß hier wirklich. Etwas nicht geheuer sei.
„Himmel, Essig und Wolkenbruch, es ist richtig!“
Damit kehrte er den Rücken und zog sich schleunigst in das Versteck
der Laube zurück.
Der Herr Kanzleiecretär wußte nicht, was er dabei denken sollte.
„Aber sehen Sie denn nicht,“ erläuterte Schlehdorn, lebhaft mit der Hand
nach den beiden Fußgängern deutend, „der Kleine mit den Strampelbeinen,
das ist doch Pfefferkorn, wie er leibt und lebt, und der Andere, der jetzt
mit dem Stocke fuchtelt, ist natürlich Vogelsang. Die rücken jetzt
wieder ein.“
Herr Secretär Rennert lief auch sporntreichs in die Laube zurück, um
dem tief erschütterten Urian Beistand zu leisten und seinen Aerger mit wohl-
gefälligen Reden zu mildern. Er hielt viel auf die Gunst des Herrn
Meusel – das vertrauliche Herr Urian kam nie über seine Lippen –
und hatte auch allen Grund dazu; denn seine Frau ließ oft, namentlich
gegen Ende der Monate, die Beträge für ihre Einkäufe im Laden Urians
anschreiben. Aber dieser wies den Zuspruch barsch ab. Sein ganzer Zorn
richtete sich auf Schlehdorn, der nicht zu bewegen war, hereinzukommen,

<"page50">

sondern voll Neugierde und Ungeduld auf das Nahen der beiden „Land-
streicher“ harrte und dann sogar seine Mütze schwenkte und ihnen entgegen-
lief und ein Wesens machte, als ob der Großmogul daherkäme. Auch der
Oelmühlenwirth kam heraus und machte vor den verdursteten Ankömmlingen
seinen Kratzfuß. Jetzt mußte die Rückkehr der beiden Perser, von deren
leichtsinnigen Thaten der Mund aller Philister in Jena voll war, durch
ein fröhliches Zechen gefeiert werden. Schlehdorn machte sich an Pfeffer-
korn heran und raunte ihm, mit dem Daumen nach der Laube deutend,
ins Ohr:
„Urian ist da drin, er brummt noch, gebt ihm ein gutes Wort!“
Aber Urian drehte sich auf einem Sitze herum, als die Andern ein-
traten, trommelte mit der einen Hand auf den Tisch, während die andere
die aus dem Mundwinkel herabhängende Pfeife hielt und stellte sich für
den fröhlichen Zuspruch völlig taub. Als die Anderen ihm weiter mit fröh-
lichen Reden zusetzten und sich besonders Schlehdorn ins Zeug legte, sprach Urian
zu Rennert: „Ich weiß garnicht, zwischen Weimar und Jena muß es gar
keine Gensdarmen geben, daß die Vagabonden so überhand nehmen. Aber
freilich, wenn selbst unter uns Jenichen welche sind, die ein polizeilich ver-
folgtes criminelles Individubum bewillkommen, kann man sich nicht wundern.“
Schlehdorn warf den Kopf herum und versetzte achselzuckend: „Plumper
Schmeichler!“ dann aber zog er das Sündenregister Urians auf: „Woher
kommt die ganze Zwistigkeit? Blos davon, daß sich der Dickkopf in Sachen
mengelt, die ihn den Kuckuck kümmern sollten. Was hast Du Deine Nase
in die Sterne zu stecken? Laß sie doch bewohnt sein oder nicht, und was
nun unsere Sechser und Groschen anbelangt“ –
„Halt, edler Meister,“ rief Pfefferkorn dazwischen, „reißet nicht alte
Wunden wieder auf. Auch mir sind bittere Erfahrungen nicht erspart ge-
blieben, namentlich in der letzten Zeit, und es gab Stunden, in denen ich
voll Wehmuth und Reue Herrn Urians gedachte.“
Dieser rührte sich nicht und schüttete nur Rennert ein Herz mit
den Worten aus: „Weiß man's denn? Unser Cantor sagte immer: Seht
bei jedem Heiligenschein genau hin, manchmal ist nur ein Scheinheiliger
darunter.“
So hielt sich Urian tapfer gegen alle Anfechtungen und wahrte voll
Charakterstärke seinen Standpunkt wider Pfefferkorn und Genossen bis zum
siebenten Kännchen. Erst dann erlahmte seine Widerstandskraft unter der
Obmacht der moralisch-speculativen Gedanken, die ihn bei dieser heiligen
Zahl zu überkommen pflegten. Die Versöhnungsfeier währte bis zu
später Stunde, und erst vor einer Hausthür, als sich die Anderen schon
in die Seitengassen verlaufen hatten und er noch in der Dunkelheit nach
dem Schlüsselloch suchte, hatte Urian von Neuem das düstere Gefühl: „Und
er hat doch an Dir gefrevelt!“
v

<"page51">

Pfefferkorn verschwand bald darauf abermals aus Jena, diesmal auf
Nimmerwiedersehen. Für Vogelsang hatte er einen Zettel zurückgelassen:
„Ade, ich gehe nach Persien, diesmal im Ernste, um das Geheimniß, das
immer noch Herkunft und Bedeutung des Flaschengeldes umschwebt, zu zer-
reißen und damit unserer philologischen Gelehrtenwelt einen unschätzbaren
Dienst zu leisten. Ex oriente lux! Morgen über acht Tage wird mir
eine Jungfrau von Cypern Landwein credenzen, den ich auf Dein Wohl
trinke. Salem aleikum!“
Fast zwei Jahre blieb Pfefferkorn ganz verschollen.
Da traf aus Teheran bei dem Herzoglichen Custos Dr. Vogelsang
nebst Frau, geborenen Thomsen, ein kostbarer persischer Teppich ein und

dazu noch ein kleines Amulet für den inzwischen auf die Welt gekommenen
„prince héréditaire“ des Vogelsang'schen Hauses.
3%

<"page52">

Das Werk des Fürsten Bismarck").

Von
Georg Liaufmann.
– Breslau. –

IESE enket die Fahnen und erhebet die Herzen! denn es gilt das
KTIES Gedächtniß eines großen Mannes zu feiern, von dem die
T- Deutschen und im Besonderen auch die deutschen Universitäten
noch singen und jagen werden, so lange sie stehen in frischem Leben, und
an dessen markiger Gestalt sie sich aufrichten werden, so oft sie nieder-
gedrückt sind durch fremde Gewalt oder eigene Schuld.
Erhebet die Fahnen und erhebet die Herzen, denn nun wollen wir uns
freuen an einer Größe, indem wir versuchen sie zu verstehen.
Den Tod des Fürsten Bismarck am 30. Juli verkündete der Reichsan-
zeiger mit einem Nachruf, der mit den Worten begann: Das Vaterland hat
seinen größten Sohn verloren, und an der Spitze der zahllosen Kundgebungen
leidenschaftlicher Liebe und Verehrung erschien eine Adresse des Bundesraths
und ein Erlaß Sr. Majestät des Kaisers, der also lautet: Mit meinen hohen
Verbündeten und mit dem ganzen Deutschen Volke stehe ich trauernd an der
Bahre des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches, des Fürsten Otto von
Bismarck, Herzogs von Lauenburg. Wir, die wir Zeugen eines herrlichen
Wirkens waren, die wir an Ihm, als dem Meister der Staatskunst, als
dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten
Sohne seines Vaterlandes und dem treuesten Diener seines Kaisers und
Königs bewundernd aufblickten, sind tief erschüttert durch den Heimgang
des Mannes, in dem Gott der Herr das Werkzeug geschaffen, den un-
sterblichen Gedanken an Deutschlands Einheit und Größe zu verwirklichen.
*) Rede gehalten in der Aula der Universität Breslau bei der von Rector und Senat
veranstalteten Gedächtnißfeier. 30. October 1898.

<"page53">

Nicht ziemt es in diesem Augenblick, alle Thaten, die der große
Entschlafene vollbracht, alle Sorgen, die er für Kaiser und Reich getragen,
alle Erfolge, die er errungen, aufzuzählen. Sie sind zu gewaltig und
mannigfaltig, und nur die Geschichte kann und wird sie alle in ihre
ehernen Tafeln eingraben. Mich aber drängt es, vor der Welt der ein-
müthigen Trauer und der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben,
von welcher die ganze Nation heute erfüllt ist, und im Namen der Nation
das Gelübde abzulegen, das, was er, der große Kanzler, unter dem Kaiser
Wilhelm dem Großen geschaffen hat, zu erhalten und auszubauen, und,
wenn es noththut, mit Gut und Blut zu vertheidigen. Dazu helfe uns
Gott der Herr!
Laffen Sie mich anknüpfen an diese amtlichen Aeußerungen, die künftigen
Generationen als monumentale Zeugniffe für ihr Urtheil dienen werden,
gleich als handele es sich um einen Helden vergangener Zeiten, damit schon
diese Form uns helfe, uns zu erheben über die Zeit, in der wir stehen,
über ihre Gegensätze in Klassen und Kirchen, in Richtungen, Bedürfnissen und
Intereffen.
Das Hauptwerk seines Lebens und seiner Kämpfe ist vollendet, das
Deutsche Reich steht aufrecht. Wir dürfen mit Bismarcks Bilde sagen:
Deutschland sitzt im Sattel, reiten wird es schon können. Auch ist über
den Weg, auf dem sich Bismarck zu diesem Ziele hindurchrang, so viel an
Nachrichten zugänglich wie über keine andere Periode der deutschen Geschichte.
Und was wird nun von ihm in künftigen Tagen zuerst und am
meisten übereinstimmend gerühmt werden? Unzweifelhaft dies, daß er der
Baumeister des Deutschen Reiches war. Die Materialien lagen vor, aber un-
beweglich, Pläne gab es in Fülle, aber einer hemmte den andern, und der
Bauplatz war mit Ruinen überschüttet. Er beseitigte die Ruinen und das
Gewirr der Pläne und begann den Bau nach dem Plane, der ausführbar
war, er machte die Kräfte flüssig, die das Material aufrichteten und in
einander fügten. Er war der Leiter der Politik, die dies große, dies in
Wahrheit welthistorische Ereigniß heraufführte.
Man mindert den Ruhm eines königlichen Herrn nicht, wenn man
dies ausspricht, denn es ist eine schlichte Thatsache.
Daß der König im Herbst 1862 der Krone nicht entsagte, daß er
1863 dem Fürstentage fern blieb, dann die Schleswig-Holsteinische Politik,
der Krieg von 1866 wie der Friede von Nikolsburg, die Indemnitätsvorlage,
die Verfassung des norddeutschen Bundes, die Annahme der Kaiserwürde –
alle diese Acte hat Bismarck nicht nur zuerst geplant und geleitet, er hat
vor Allem auch den König oft nur nach langen Verhandlungen oder gar
nur durch die Forderung eines Rücktrittes dazu bewogen.
Was der König geleistet hat, bleibt darum nicht minder groß, denn
er hat den gewaltigen Staatsmann nicht nur berufen, sondern ihm auch
den Weg freigehalten, der ihm oft von allen Seiten gesperrt wurde, er

<"page54">

wahrte ihm nicht nur ein Vertrauen, sondern er setzte für ihn die königliche
Macht und Autorität ein, er gab endlich in allen Fällen die letzte Ent-
scheidung, nicht blos der Form nach, sondern in lebendiger, oft erst nach
schweren Kämpfen erstrittener Entschlossenheit, er nahm in jedem Falle, auch
im Culturkampf, offen und bewußt die Verantwortung auf sich. Dadurch
blieb er auch neben dem Gewaltigen und über dem Gewaltigen der König
und der Herr. Das hatte aber eine Bedeutung, die weit hinausreicht über
das Persönliche. Denn Fürstenname und Fürstenehre hatten unendlich an
Werth verloren in Deutschland, einmal durch das Ueberwuchern von politischen

Afterbildungen und dann durch die Persönlichkeit vieler Träger der Krone
von dem geistesschwachen Kaiser Ferdinand bis zu dem Diamanten-Herzog
und den verbuhlten Hessen. König Wilhelm mit seinem einfachen und gütigen,
aber ebenso starken und stolzen Wesen gab der Krone den Inhalt, gab dem
Volke das Verständniß für den Werth echten Königthums zurück, hob den
Thron wieder auf die Wolkenhöhe, auf der allein er allem Volke gleich nahe
und über alle gleich erhaben ist. Daß das Volk das Wesen der Monarchie
von Neuem kennen und lieben lernte, das ist der Grundstein geworden des
Deutschen Reiches, und dieser Grundstein hat persönliche Gestalt, er ist es
selbst, König Wilhelm, der alte Kaiser, der liebe Herr, der tapfere Mann,
er selbst ist der Grundstein im Baue des Reiches.
Wollen wir nun Bismarcks Werk betrachten in einer kurzen Stunde,
so ist zunächst auszuscheiden, was noch nicht der Geschichte angehört, sondern
hineinreicht in die Conflicte der Gegenwart – also namentlich der Cultur-
kampf, gewisse Seiten der wirthschaftlichen Reform, das Sozialistengesetz
und Alles was nach einer Entlassung fällt.
All dies wird nur berührt werden dürfen, soweit es die bereits
historischen Materien fordern, von denen aber auch nur eine Auswahl behandelt
werden kann. Ich beginne mit der äußeren Politik.
Auf diesem Felde gewann Bismarck schon große Bedeutung, ehe er
Minister wurde, schon als Gesandter Preußens am Bundestage 1851 bis Ende
Januar 1859. Wir sind über diese Dinge besonders gut unterrichtet von
verschiedenen Seiten, und das Urtheil steht fest, zumal das Jahr 1866 alle
die Verhältnisse, um die es sich drehte, hinweggeräumt und ihre Acten ge-
wissermaßen aus der Registratur in die Archive verwiesen hat.
Preußen war damals nach der Olmützer Demüthigung in einer
peinlichen Lage, und Oesterreich benutzte sie, um Preußen in die Stelle der
Mittelstaaten hinabzudrücken und eine Präsidialrechte zu einer förmlichen
Oberleitung Deutschlands auszugestalten. Hiergegen kämpfte Bismarck an,
zugleich gegen das Treiben der Gesandten der Mittel- und Kleinstaaten, die
hinter großen Titeln und Orden eine klägliche Abhängigkeit und Schwäche
verbargen, theilweise auch an Oesterreich durch persönliche Interessen gebunden
waren. Damit verschlang sich ein Kampf gegen die im Dienste Oesterreichs
stehende ultramontane Presse und gegen die romantische Auffassung des Ver-

<"page55">

hältnisses von Preußen zu Oesterreich, die am Berliner Hofe herrschte. Die Art,
wie Bismarck diesen Kampf geführt hat, zeigt schon alle Eigenschaften seiner
Politik in vollendeter Meisterschaft. Umsichtig und schmiegsam, Manches
absichtlich übersehend, aber mit rücksichtsloser Energie durchgreifend und die
kleinste Formfrage der Geschäftsordnung zum Hebel für große Rechtsfragen
benutzend. Vor Allem war er auch schon damals als Anfänger ein Gegner aller
Scheinerfolge oder blos persönlicher Erfolge. Als z. B. der österreichische
Präsidialgesandte von Prokesch, mit dem er unangenehm zu kämpfen hatte,
sich solche Blöße gab, daß Preußen eine Abberufung fordern konnte, empfahl
er, die nicht zu fordern, denn Oesterreich werde sich die Erfüllung dieses
Wunsches als eine werthvolle Concession anrechnen und dann einen anderen
Vertreter senden, der die gleichgefährlichen Ansprüche nur mit mehr Vorsicht
vertreten werde.
Verbreitet sind aus dieser Zeit eine Anzahl Anekdoten, die auch sehr
charakteristisch sind, die aber doch nicht verleiten dürfen, die Thätigkeit Bismarcks
in dieser Periode unter dem Gesichtspunkte der jugendlichen Dreistigkeit zu
betrachten. Seine Berichte und Briefe sind voll der eingehendsten Beobachtungen,
der Blick ist weit, das Urtheil fest. Der Stil ist in diesen wie in allen
anderen Berichten, Briefen und Reden Bismarcks von hoher Vollendung.
Das Wort ist dem Gedanken angepaßt, der Gedanke den Sachen. Der
Zusammenhang wird unterbrochen und fester geknüpft durch kürzere oder
längere, immer aber geistvolle und packende Charakteristiken der handelnden
Personen, häufig auch belebt und durchleuchtet von glänzenden Paradoren
oder muthwilligen und satirischen Bemerkungen. Scheute er sich doch nicht
(1862), die gewerbsmäßige preußische Diplomatie mit dem Worte zu verhöhnen:
„Wollte ich noch Carriere machen, so müßte ich acht Jahre recht faul sein.
Das hilft." Diese Berichte sind mit Bismarcks Wissen veröffentlicht worden,
und daran mag man sich erinnern, wenn man heute leicht über Indiscretionen
klagt. Bismarck muß man nackt zeichnen, ohne irgend einen Zug seines
Wesens zu verhüllen, er kann das nicht nur vertragen, er ist sonst nicht
zu verstehen.
Noch ein Punkt ist hervorzuheben.
Bismarck sandte nicht blos an den Minister v. Manteuffel Berichte,
sondern unterhielt auch mit der Berliner Nebenregierung, der Camarilla,
wie Leopold v. Gerlach selbst sich und seinen Kreis nannte, eine politische
Correspondenz, wie die Bismarck als Minister keinem Gesandten gestattet haben
würde. Aber freilich war die Berliner Regierung damals so zerfahren und
das Doppelregiment so notorisch, daß man sein Verhalten erklärlich finden
kann. Gerlach bezeichnete die Anhänger des Ministeriums als Servile und
schreibt einmal geradezu, daß er einen Willen bei „vollbesetzter Camarilla"
durchgesetzt habe. Immerhin aber wird man bei Bismarcks Correspondenz mit
Gerlach an Herrn von Arnim erinnert werden, der als Gesandter in Paris
Bismarcks Politik entgegenarbeitete und dann von Bismarck bis in das

<"page56">

Zuchthaus verfolgt wurde (1874 bis 1876), aber sobald man den Vergleich
machen wollte, so würde auch der Unterschied heraustreten.
Hier in Frankfurt erkannte Bismarck, daß es Preußens erste Aufgabe
sei, Deutschland statt des Bundestags eine andere Verfassung zu geben, und daß
Preußen sich darüber mit Oesterreich vereinigen oder mit Oesterreich darum
kämpfen müsse. Bismarck war ursprünglich ein Stockpreuße, wie er sagte,
hier lernte er, daß ein guter Preuße in erster Linie ein für die nationale
Wiedergeburt begeisterter Deutscher sein müsse. „Wenn ich einem Teufel
verschrieben bin, so ist es ein teutonischer," schrieb er etwas später, aber

das gilt auch schon für die Frankfurter Zeit selbst.
Man darf die Sache jedoch nicht so auffassen, als sei er damals schon
für das Programm entschieden gewesen, das er 1866 ausführte, ob-
schon es Aeußerungen genug giebt, die man dafür anführen könnte, namentlich
das kecke Wort, daß Oesterreich seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen
müsse. Aber er war alle Zeit fern davon, sich auf einen einzigen Weg zu
versteifen. So würde er auch bereit gewesen sein, Oesterreich die Leitung
des deutschen Südens zu überlassen, wenn Preußen zugleich freie Hand
im Norden gewann. Hat Bismarck doch sogar unmittelbar vor Ausbruch
des Krieges von 1866 die Pläne der Gebrüder Gablenz unterstützt, die
durch eine solche Reform des Bundes den Krieg abzuwenden suchten, und
selbst nach dem Siege von Königgrätz griff er auf diese Idee zurück, um
den französischen Unterhändler mit dem Gedanken eines Bundes von
Oesterreich und Preußen zu schrecken, der für Frankreichs Anerkennung der
preußischen Annexionen die Abtretung rheinischer Gebiete forderte.
Unser Verhältniß zu Oesterreich muß besser werden oder schlechter,
Oesterreich muß sich mit uns über die deutsche Reform ehrlich vereinigen
oder von uns aus Deutschland mit Gewalt verdrängt werden: das war
der Satz, mit dem er im September 1862 das Ministerium übernahm,
und daran schloß sich der zweite, daß der innere preußische Conflict auf
dem größeren Schauplatz der deutschen Reform zu lösen sei. Die deutsche
Reform erschien ihm die wichtigste Aufgabe eines preußischen Ministers, und
in der gemeinsamen Arbeit an dieser großen Aufgabe hoffte er zugleich die
liberale Opposition zu versöhnen, denn er wußte, daß hier ihre stärksten
Ideale lagen.
Der Conflict des preußischen Abgeordnetenhauses mit der Regierung
hatte damals eine Schärfe angenommen, die der König nicht glaubte er-
tragen zu können. Er hätte die Krone niedergelegt, hätte Bismarck sich
nicht bereit erklärt, das Ministerium zu übernehmen und den hoffnungs-
vollen Muth gezeigt, die Sache zu einem guten Ende zu führen.
Zunächst freilich scheiterte Bismarcks Plan. Die Liberalen trauten
ihm nicht, und Oesterreich versuchte die inneren Wirren des preußischen
Staates, an denen selbst eine treusten Anhänger in Deutschland, auch die
im Nationalverein organisierten Träger der alten Unionspolitik, irre wurden,

<"page57">

zu benutzen, um nun die deutsche Frage in einem Sinne zu lösen.
Die Mittel- und Kleinstaaten waren rasch zur Hand, und Oesterreich schien
mit dem Fürstentage von 1863 den Sieg zu gewinnen.
Die Fürsten kamen in Schaaren, das Kaiserthum Oesterreich schien
sich wieder zu erweitern zu einem Kaiserthum über Deutschland. Auch
König Wilhelm selbst glaubte wenigstens der Einladung zu dem Frankfurter
Fürstentage sich nicht versagen zu dürfen.
Bismarck hat einmal gesagt, als man eine Gaben rühmte, eine
stärkste Waffe sei doch die, daß er ein vollendeter Höfling sei; und er wollte
damit sagen, daß er den König und die Parteien des Hofes zu nehmen
und sie für seine Pläne zu gewinnen wisse. Das Wort gilt gewiß auch
im weiteren Sinne, auch für andere Personen und Kreise, aber jedenfalls
hat er im August 1863 die stärkste Probe dieser einer Kunst abgelegt, und
zwar gegenüber dem Könige selbst. Denn der König hielt es schier für un-
möglich, einer Einladung nicht zu folgen, die von allen Bundesfürsten be-
schlossen war und von dem König von Sachsen als Boten überbracht wurde.
Aber da Bismarck erklärte, dann die Geschäfte nicht weiterführen zu können,
fügte sich der König. (20. August 1863)
Der Bruch Preußens mit Oesterreich schien in Folge dessen bald
unvermeidlich, und wir hätten die Entscheidung statt 1866 schon 1863
oder 1864 erlebt, aber da brachte der Tod des Dänenkönigs die Schleswig-
Holstein'sche Frage in Fluß, in der Oesterreich und Preußen durch ihre
Stellung zum Londoner Protokoll genöthigt wurden, zusammen zu halten im
Gegensatz zu den meisten übrigen Bundesstaaten. Wie Bismarck nun den
diplomatischen Feldzug gegen die Dänen so führte, daß Rußland, England
und Frankreich nicht für Dänemark eintreten konnten, wie er dann nach dem
Sturm auf die Düppler Schanzen (18. April 1864) den Wünschen der
Großmächte nachgab und auf der Londoner Conferenz sich zu einem billigen
Frieden bereit erklärte, klug rechnend auf den hartnäckigen Uebermuth der Dänen,
und endlich den beständig von diplomatischen Schwierigkeiten bedrohten Feld-
zug und die Friedensverhandlungen so zu Ende führte, daß Schleswig-Holstein
und Lauenburg vollständig von Dänemark abgetreten und Oesterreich und
Preußen überlassen wurden –, das hat man oft als den glänzendsten seiner
vielen glänzenden diplomatischen Erfolge gepriesen. Jedenfalls war er, und
er allein der Leiter dieser Politik und dabei noch gehemmt durch die anderen
Einflüffen unterliegende Politik Oesterreichs.
Es war das aber nicht eine Politik der kleinen Schlauheiten. Was sie
charakterisierte, das war die Größe der Gesichtspunkte, die Kühnheit der
Combination und die glücklichste Berechnung der Charaktere und Leiden-
chaften der Gegner und Mitspieler. Man versteht hier das Wort, daß
für Feldherren und Diplomaten die psychologische Gabe die wichtigste von
allen ist.

<"page58">

Schwankender ist das Urtheil über die Politik, durch die Bismarck
die Hoffnung des Herzogs von Augustenburg beseitigte, schon deshalb, weil
da noch Manches dunkel ist, und gerade über die entscheidenden Verhand-
lungen sich die Angaben der Betheiligten widersprechen, aber unzweifelhaft
ist, daß Bismarck gegen den heftigen Widerstand des Kronprinzen und der
wichtigsten Kreise des Hofes zu kämpfen hatte. Auch der König selbst
wünschte die Einsetzung des Augustenburgers. Wie sich Ende Mai 1864
die Möglichkeit eines Abkommens mit ihm zeigte, begab sich der König zu
der Herzogin Mutter und sagte, er wolle der Erste sein, der ihr die Nachricht
bringe, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung komme. Die bevorstehende

Verhandlung des Herzogs mit Bismarck betreffe nur Förmlichkeiten. Aber
Bismarck hat dann gerade diese Unterhandlung benutzt, um die Annexion
Schleswig-Holsteins vorzubereiten.
Ueber den Vertrag von Gastein und über die Geschicklichkeit, mit der
Bismarck Napoleon zu einer wohlwollenden Neutralität bewog, wie früher
schon Rußland, und wie er den österreichischen Reformvorschlägen die Be-
rufung eines Parlaments aus Urwahlen entgegensetzte, gehe ich kurz hinweg,
muß aber betonen, wie schwer es Bismarck wurde, den König im Frühjahr
1866 zu überzeugen, daß kein anderer Weg mehr übrig sei als der Krieg
mit Oesterreich. Dieser Krieg war dem König ein Bruch mit all seinen
Traditionen, zumal der Bund mit dem revolutionären Italien und die an
die Revolution von 1848 erinnernde Entfesselung der nationalen Bewegung
in Deutschland durch die Berufung eines constituierenden Parlaments.
Nach den Siegen in Böhmen, noch auf dem Schlachtfeld von König-
grätz, faßte dann Bismarck den großen Gedanken, durch einen Frieden, der
Oesterreich so wenig als möglich demüthige, die Bahn frei zu machen für
eine Politik der Freundschaft zwischen Oesterreich und den unter Preußens
Führung zu einigenden deutschen Staaten.
Ergänzt wurde der Plan durch die Forderung, daß Hannover, Hessen
Nassau und Frankfurt ganz in Preußen einzufügen seien, daß aber den
übrigen Gegnern ihr Gebiet zu belassen und billige Bedingungen bewilligt
würden unter der Voraussetzung, daß die Staaten nördlich vom Main mit
Preußen einen ewigen Bund unter Preußens Führung bilden, und daß
die südlich vom Main gelegenen Staaten neben dem Zollverein auch Schutz-
und Trutzbündnisse mit Preußen abschließen würden.
König Wilhelm hat dem lange widerstrebt, er wünschte von Hannover
und Hessen nur Theile zu nehmen, aber auch Abtretungen von den anderen
Gegnern, namentlich von Baiern und Sachsen. Der norddeutsche Bund würde
dann eine größere Zahl und zwar viele gekränkte, alten Besitz zurückwünschende
Genossen erhalten haben, während Bismarck die Gegner von 1866 entweder
ganz beseitigen oder durch Großmuth versöhnen wollte.
Lebendig tritt uns hier die Art der Politik Bismarcks entgegen. Er
jah Alles in großem Zusammenhange, und die Idee, die ihm Alles klärte

<"page59">

und durchleuchtete, das war das Verlangen der deutschen Nation nach einem
Vaterlande. So begründete er auch das Gesetz über die Annexion nicht
mit dem nackten Rechte der Eroberung, sondern mit dem Rechte der deutschen
Nation, „zu existieren, zu athmen und sich zu einigen“.
Die Verhandlungen über den Nikolsburger Frieden wurden bedroht
durch die Einmischung Napoleons. Napoleon sah seinen Ruhm verdunkelt
durch Preußens Siege, und sein Ruhm bildete das Fundament eines
Thrones, wenigstens die einzige Hoffnung für die Vererbung des Throns
auf einen Sohn. So suchte er neuen Landeserwerb, zunächst von deutschem
Gebiet, um den Franzosen gegenüber den Schein der Ueberlegenheit zu be-
haupten. Als das von Bismarck rund abgewiesen und als Kriegserklärung
behandelt wurde, suchte er die Zustimmung Preußens zur Erwerbung von
Belgien und endlich von Luxemburg.
Ich kann hier nicht erzählen, wie klug Bismarck alle diese Versuche
scheitern ließ, wie vorsichtig er aber auch Alles vermied, daß Deutschland
nicht in einen Krieg verwickelt werde, so lange es irgend zu vermeiden,
und nicht das ganze Volk von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt
sei. Er hat sich wiederholt darüber ausgesprochen, wie furchtbar schwer die
Verantwortung eines Krieges zu tragen sei für Jeden, der über ein
Schlachtfeld geritten und in den Lazarethen sterbenden Kriegern ins Auge
geblickt. Die sittliche Bedeutung, die kriegabwehrende Bedeutung der all-
gemeinen Wehrpflicht tritt hier in persönlicher Gestalt vor uns. Der Eiserne
Kanzler konnte die Verantwortung des Krieges nicht tragen, wenn er nicht
auch dem ganzen Volke als nothwendig erschien: er empfand darin ganz
wie ein König. Und er sprach nicht blos so, er nahm im Jahre 1867
in der Luxemburger Angelegenheit sogar den Fluch und Spott auf sich, daß
er feige zurückzucke vor Napoleons Drohungen. Ich habe damals in den
welfischen Kreisen gelebt, die so sprachen. Ich weiß aber auch, daß alle
diese Leute ihn des Uebermuthes geziehen hätten, hätte er um Luxemburg
den Krieg begonnen.
Das Gleiche thaten sie dann auch, als im Frühjahr 1870 die Kriegs-
partei in Paris die spanische Throncandidatur eines Prinzen von der dem
preußischen Königshause verwandten und verbundenen, aber in Preußen
nicht erbberechtigten süddeutschen Hohenzollernlinie benutzte, um uns an-
zugreifen. Bismarck hatte jene Candidatur energisch begünstigt, wie weit und
zu welchem Zweck, das ist noch unaufgeklärt. Aber das ist auch gleichgültig,
denn die Angelegenheit konnte auf diplomatischem Wege erledigt werden,
wenn die Franzosen gewollt hätten, wie ja denn auch der Prinz seine
Candidatur zurückzog, als er sah, daß sie die Gefahr eines Krieges zwischen
Frankreich und Deutschland heraufbeschwor. Aber die Franzosen suchten
Preußen bei diesem Anlaß zu demüthigen, und zwar in seinem Könige zu
demüthigen.
Bis zum 13. Juli hatte der König, der sich in Ems zur Kur auf

<"page60">

hielt, während Bismarck in Varzin weilte, die Angelegenheit nur allein
behandelt, und seine Langmuth hatte eine Lage herbeigeführt, die von der
Welt und von dem deutschen Volk als eine schwere Niederlage Preußens
empfunden wurde. Wie ein Alp lag es auf der Nation. Da sandte der
König die Emser Depesche an Bismarck mit der Nachricht, daß er dem
französischen Gesandten durch einen Adjutanten habe jagen lassen, er könne
ihn in dieser Angelegenheit nicht weiter empfangen, und beauftragte Bismarck,
dies in geeigneter Weise bekannt zu machen. Bismarck that das und gab
dabei der Depesche eine so glückliche Form, daß sie unser Volk sofort frei
machte von der Angst um die Ehre des Landes. Die Depesche sprach nur

aus, daß die Forderungen der Franzosen abgewiesen seien, ohne ein beleidigendes Wort, ohne jede Prahlerei, aber mit der ruhigen Festigkeit eines Volkes, das sich Nichts bieten läßt. Diese That Bismarcks ergänzte aufs Schönste die langmüthige Haltung des Königs. Diese Langmuth hatte gezeigt, wie fern wir waren von jedem Uebermuth, wie sehr wir wünschten, daß der Krieg vermieden werde. Bismarcks Depesche aber machte klar, daß wir bereit seien zum Kampf, wenn die Franzosen den Krieg durchaus wollten.

Und sie wollten den Krieg, und wir gewannen den Sieg, und daß wir mit dem Sieg das Reich gewannen und die Kaiserkrone, das ist wiederum in erster Reihe Bismarcks Verdienst. Er hat den Brief entworfen, in dem der König von Baiern dem König Wilhelm die Kaiserkrone anbot, uud er hat die Verhandlungen mit Frankreich wie mit den Verbündeten geleitet, und durch die Autorität seiner Persönlichkeit, wie durch die kluge Nachgiebigkeit an der einen und zähes Festhalten an der anderen Stelle das Ziel erreicht. Wir haben über ihn aus dieser Zeit Aufzeichnungen des badischen Ministers Jolly, eines klugen und kühlen Mannes. Er wurde damals trotz der kritischen Richtung eines Wesens ganz ergriffen, um nicht zu jagen überwältigt von der Größe und Kraft, mit der Bismarck in Versailles die unglaubliche Fülle der schwierigsten Sachen mit Sicherheit ordnete und allen Widerstand überwand. Dabei stand er persönlich einsam, ohne einen wirklichen Freund, obschon er Alle an sich fesselte und jeden Kreis mit seinem Geist erfüllte.

Von den folgenden Zeiten hebe ich nur noch die eine Thatsache hervor, daß er den Frieden zu wahren gewußt hat während der fast zwanzig Jahre, in denen er dann noch die Geschäfte leitete, und daß er die Bündnisse mit Oesterreich und Italien geschlossen und durch das Wehrgesetz von 1888 die Macht geschaffen hat, die den Frieden noch über seinen Rücktritt und Tod hinaus sicherten. Dies Urtheil ist nicht ein Product der festlichen Stunde, das war damals schon das Urtheil auch der übrigen Staaten, deren leitende Minister Bismarck auf dem Berliner Congreß 1878 mit Huldigungen überhäuften als den Schirmherrn des Friedens. Und das war auch das Urtheil des Volkes. Als Bismarck 6. Februar 1888 für das

<"page61">

Wehrgesetz sprach, das die Landwehr zweiten Aufgebots erneute, die Wehrpflicht bis zum 39. Jahre und die Landsturmpflicht vom 42. bis zum 45. Lebensjahre erweiterte und für die Ausführung des Gesetzes eine Anleihe von ca. 280 Millionen beantragte, da begründete er diese Anträge mit so großen Gesichtspunkten und so rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, daß das dem Volke neue schwere Lasten auflegende Gesetz und die bedeutende Anleihe en bloc angenommen wurden.

Niemand sprach dagegen, Niemand. Vor dem Hause aber stand eine nach Tausenden zählende Menge, die den Kanzler mit immer erneuten Jubelrufen begrüßte, als er den Reichstag verließ. Er ging zu Fuß nach Haus, und die Menge begleitete ihn in einem Triumphzuge und mit einer alle Schranken des täglichen Haders hinwegschwemmenden Begeisterung, wie die Deutschland nur im Jahre 1870 erlebt hatte.

Damit sind wir schon auf Bismarcks Erfolge in der inneren Politik hinübergegangen, und sie sind vielleicht nicht weniger groß als auf dem Gebiete der äußeren Politik.

Aber um das zu erkennen, muß man ganz absehn von den einzelnen Fragen und sich lebendig vorstellen, daß alle die einzelnen Kämpfe der Parteien und alle die Parteien selbst Geburten sind des Tages und mit dem Tage Werth und Bedeutung verlieren. Da gilt es auf das Ganze zu schauen und die großen Züge zu erfaffen.

Was ist nun eine große That im innern Leben unseres Staates?

Das ist: er hat die Wandlung des alten Junker- und Beamtenstaates Preußen in den Verfassungsstaat vollendet und das deutsche Reich als Verfassungsstaat organisiert. Wohl hatte auch Preußen, um von den Staaten mit unzureichender Größe zu schweigen, die für diese Frage nicht den Ausschlag geben konnten, bereits eine Verfassung (seit 12 Jahren), als Bismarck das Ministerium übernahm, aber es tobte der Kampf um fie, und als 1866 der König siegreich heimkehrte aus Böhmen, da traten die Versucher an ihn heran, daß er die Verfassung beseitigen möge. Aber Bismarck setzte diesem Preußens Zukunft verderbenden Unterfangen seine ganze Autorität entgegen und bahnte den Weg, auf dem das Problem der Indemnität, – der nachträglichen Gutheißung der ohne die gesetzliche Bewilligung geführten Verwaltung – gelöst und nun die Verfassung gesichert wurde. Aber damit war nur der erste Schritt geschehen von dem, was nothwendig war, es galt auch die lebendigen Kräfte des Volkes in den Dienst des verfassungsmäßigen Lebens zu stellen, und auch das hat Bismarck gethan, und zwar nach zwei Seiten.

Er hat erstens den Adel Preußens, der abgesehen von Einzelnen in seiner Maffe und als Stand der rerfassungsmäßigen Staatsordnung widerstrebte, gezwungen sich in sie einzufügen.

Seit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung, seit den Agitationen des alten von der Marwitz und seiner Genossen hatte der Adel den wichtigsten

<"page62">

und nothwendigsten Reformen der Gesetzgebung und der Verwaltung gegenüber den Hemmschuh gebildet, die Bauernbefreiung verstümmelt, eine zeitgemäße Kreis- und Landgemeindeordnung und das Wehrgesetz von 1814 bekämpft und endlich auch die Repräsentationsverfassung verhindert. Er war in dem Staate, der bei Jena in Trümmer sank, der Hauptträger des staatlichen Lebens gewesen, jetzt verbrauchte er seine Kraft im werthlosen Bemühen um überlebte Privilegien. Dabei ließ er sich gefangen nehmen von den politischen Systemen und Schlagworten so ganz unpreußisch, ja theilweise undeutsch denkender Männer wie der Schweizer Haller, wie der nach Oesterreich übersiedelnde Jarcke und der in lutherischer Orthodoxie und

in seiner eigenen Dialektik befangene Stahl. Bismarck gehörte selbst *) diesen
Kreisen an, aber er zerriß seine Ketten und nahm sie auch einen Genoffen
ab. Er befreite sie von dem thörichten Spiel, das sie mit dem Begriff der
Legitimität trieben, er zwang sie 1867, bei dem Gesetz über die Berufung von
80 Abgeordneten der 2. Kammer aus den neuen Provinzen von der Ver-
mehrung des Herrenhauses abzusehen, und durch den Pairsschub von 1872
zwang er sie, die Trümmer ihrer alten Feudalrechte aufzugeben und die
Kreisordnung anzunehmen, er rang endlich mit Kleist-Retzow und Gerlach
bei den Gesetzen über die Civilehe und den verwandten Gesetzen.
Der Kampf war wie jeder Kampf unter Freunden, die sich trennen,
von fürchterlicher Heftigkeit, und nie hat Bismarck wohl Gegner so entsetzlich
behandelt wie im Jahre 1876 die Kreuzzeitung und ihre „Declaranten".
Aber das Ziel ist erreicht, die alte Feudalpartei mit ihrem bureaukratischen
und theologischen Anhang ist zertrümmert, aus dem Schmollwinkel heraus-
gezogen ist der Junker, um nun eine Kraft dem Staat in dem Rahmen
der Verfassung zu widmen.
Wie er das macht, das mag uns heute lieb oder leid sein, daß er es
thut, das ist ein großer Gewinn. Denn dieser Stand ist eine Säule des
preußischen Staates gewesen, und seine Kräfte können wir auch heute noch
nicht entbehren*).
*) Ich lasse diesen Satz stehen, obwohl Bismarck in den eben erscheinenden „Ge-
danken und Erinnerungen", I, 13 ff, sagte, sein Vater sei „von aristokratischen Vor
urtheilen frei" gewesen und er müsse es für eine ungerechte Einschätzung meiner Auf
faffung in jüngeren Jahren erklären, wenn mir „die Vorurtheile eines Standes" angeheftet
werden und behauptet wird, daß Erinnerungen an. Bevorrechtigung des Adels der Aus-
gangspunkt meiner inneren Politik gewesen wäre". Seine Darstellung der Bewegung
von 1848, sein Auftreten in diesem Jahre, seine Unterstützung der Kreuzzeitungspartei in
der Reaction, eine Erklärung vom 30. Mai 1857, daß er mit Gerlach in der Wurzel
übereinstimme, zeigen, daß es doch berechtigt ist, ihn in seiner ersten politischen Periode
zu den Junkern zu rechnen, und für einen Hauptpunkt, die Stellung zu Oesterreich, sagt
Bismarck selbst, daß er sich in Frankfurt von dem Banne der conservativen Schlagworte
befreit habe.
*) Ich bemerke, daß diese Ansicht sich durchaus verträgt mit der anderen, daß
unser Staat und vor Allem unsere Landbevölkerung gewisse Schäden nicht eher überwinden
wird, ehe nicht ein erheblicher Theil unserer Latifundien wieder in Bauernstellen aufgelöst ist.

<"page63">

Bismarck schlug diese Schlachten im Bunde mit dem liberalen Bürgerthum;
er erfüllte sein Programm in der deutschen Frage wie in der Grundfrage
der inneren preußischen Verfassung. Die Forderung der Indemnität, die
Behandlung des Budgets für 1866 und für 1867, die Berathung des
Wahlgesetzes für den constituierenden Reichstag und Anderes bewiesen
den Eifer, mit dem er sich bemühte, die Liberalen zu überzeugen, daß es
ihm Ernst sei mit dem constitutionellen Regiment. Aber er trat gleichzeitig
ihrer Auffassung des Budgetrechtes entgegen und verfocht ferner das Recht
der Krone, ihre Räthe frei zu wählen und nicht aus den wechselnden
Majoritäten der Parlamente entgegenzunehmen. Er hat in diesen Kämpfen
alle Fragen des parlamentarischen Lebens bis in ihre Tiefen hinein ver-
handelt, hat uns befreit von der Vorstellung, als könne das parlamentarische
Recht Englands oder Belgiens oder sonst eines Landes für uns ein maß-
gebendes Muster ein, er öffnete uns das Auge für die Wahrheit, daß nicht
allen Bäumen gleiche Rinde wachse.
Schon die verschiedene Structur unserer Gesellschaft, die kirchlichen
Zustände und endlich die eigenthümliche, von allen anderen Ländern ab-
weichende Organisation unseres Beamtenstandes bewirken, daß die Ueber-
tragung fremder parlamentarischer Begriffe und Einrichtungen unmöglich
ist. Sie können als Vergleich dienen, um unsere Ordnungen besser zu ver-
stehen, und Anregung geben zu Veränderungen, aber mehr nicht. Daß
wir darüber jetzt einig und klar sind, das ist in erster Linie wieder Bismarcks
Verdienst. Er ist der größte politische Lehrer unseres Volkes und der
Schöpfer unserer eigenthümlichen Verfassung geworden. Denn wir haben
jetzt ein durch Gesetz und durch eine reiche Tradition gefestetes Verfassungsrecht,
das der Volksvertretung einen in vieler Beziehung maßgebenden Einfluß
sichert auf Gesetzgebung und Verwaltung, aber auch der Krone eine macht-
volle Stellung. Die Krone ist bei uns nicht wie in England mehr nur
ein ornamentaler Schmuck des Staatsgebäudes, sondern ein Factor von
selbstständiger Bedeutung, die so groß ist, daß oftmals Alles vor ihr in
Schatten tritt. Diese Bedeutung wird noch gesteigert durch die besondere
Beziehung, die das Heer zu dem Könige hat als dem obersten Kriegsherrn.
Das Alles ist unbestritten, bestritten und von Bismarck unerledigt ge-
laffen ist die Stellung des Beamtenthums zum Könige und der Verfassung.
Bismarck hat in diesem Punkte selbst geschwankt. Er hat bald den Beamten
das politische Wahlrecht nehmen wollen, ähnlich wie dem activen Militär,
bald sie zu Organen der Parteikämpfe in dem Dienste der wechselnden
Ministerien machen wollen. Er erinnerte sich dann aber wieder, daß man
sich nicht stützen kann auf Etwas, das nicht widerstehen kann, und seine
authentische Interpretation der Verordnung von 1882 spricht den Beamten,
und selbst auch den politischen Beamten, das Recht zu, für jede Partei zu
wählen, auch für jede Oppositionspartei.
Diesen Kämpfen um die Verfassung schlossen sich Kämpfe an um die

<"page64">

wirthschaftliche, vor Allem um die Zoll- und Steuergesetzgebung. Dabei
trennte sich Bismarck von den Liberalen, mit denen er die Verfassung in
den Jahren 1866–76 ausgebaut hatte, und nun kam es zwischen ihm
und einen Mitarbeitern wie den Ministern von Camphausen und Delbrück
und dem Abgeordneten Lasker, dem großen Vorkämpfer der Ausdehnung
der Competenz des Reiches auf das Justizwesen, zu ähnlich leidenschaft-
lichen Conflicten wie in den Jahren zuvor mit den Conservativen.
Mit diesen wirthschaftlichen Reformen verband Bismarck den Kampf

gegen die socialen Nöthe der Zeit und gegen die Partei der Socialdemokratie, die
aus ihr entstanden ist. Neben den Maßregeln zur Unterdrückung dieser Partei,
die noch nicht der Geschichte angehören, hat er durch die Beseitigung der
untersten Stufen der Klassensteuer eine der härtesten Lasten von den ärmeren
Schichten genommen und mit der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881
die Gesetzgebung über Versicherung der Arbeiter gegen Unfall und Krankheit
und endlich gegen Arbeitsunfähigkeit durch Alter und Invalidität eingeleitet,
die allein schon genügen würde, einen Namen zu verewigen unter den
größten Gesetzgebern aller Zeiten.
Viele haben an diesen Gesetzen mitgewirkt, aber Bismarck gab ihnen
das Gepräge, und er allein hatte die Autorität, solch Wagniß zu unternehmen.
Sie ist ein Werk und zwar noch in höherem Grade sein Werk als einst
die Stein'sche Gesetzgebung das Werk des Freiherrn von Stein. Diese Gesetz-
gebung war ein Schritt ins Dunkle, in ein Land, von dem es keine Erfahrung
gab, und sie war ein ungeheueres Wagniß, denn sie schien die Konkurrenz-
fähigkeit unserer Industrie zu vernichten und damit die Industrie selbst.
Es schien gar vielen klugen Männern, als würden diese Gesetze den Arbeitern
nicht Hilfe, sondern nur rascheres Verderben bringen. Nur wer die Ver-
hältnisse ganz im Großen erfaßte und ein starkes Vertrauen zu der ge-
sunden Kraft unseres Volkes hatte und zu der Vernunft, die in den Dingen
liegt – der mochte es wagen. Und nur nachdem er sich tief durchdrungen
hatte mit der Ueberzeugung, es sei nothwendig, den Opfern der Arbeit nicht
blos ein Almosen zu reichen, sondern ein Recht zu geben auf eine Rente,
die ihnen zukomme aus dem Antheile ihrer Arbeit an dem Wohlstande
der Nation, die sie aber selbst aufzuspeichern und zu sichern nicht in der
Lage sind.
Das „Werk eines Cyclopen“ haben kundige Stimmen des Auslands
das Werk genannt, und das ist das rechte Wort. Das Wagniß ist
gelungen. Mag man über einzelne Mängel klagen – im Ganzen hat sich
gezeigt, daß die Industrie, so weit sie überhaupt gesund ist, diese Last
tragen kann. Blüht sie doch heute wie kaum zuvor. Und so bildet diese
Gesetzgebung den festen Punkt, von dem aus wir mildernd eingreifen in die
harte Bewegung der wirthschaftlichen Umwälzung unserer Zeit. Und die
Völker der Erde werden eins nach dem anderen sich entschließen, dem Beispiel

<"page65">

Deutschlands zu folgen, und noch umfassender, als sie unter dem Einfluß
der Bismarc'schen Politik die allgemeine Wehrpflicht nachgeahmt haben.
Bismarck hat daneben den Kampf mit der socialdemokratischen Partei
geführt und zwar unruhiger und leidenschaftlicher als alle anderen Kämpfe.
Es erklärt sich das aus der Größe des Wagniß jener Reform und aus der Art der
Opposition, die sie fand, besonders aus der Haltung der Socialdemokratie dazu,
aber es peinigte ihn wohl auch der Gedanke, daß er selbst erst diesen Massen
die Waffe des allgemeinen Wahlrechts in die Hand gegeben habe, mit der sie
ihn nun bekämpften. Aber schon regt sich mehr und mehr das Verständniß,
daß das allgemeine Wahlrecht mehr ist als eine Waffe für eine Partei,
daß es ein unentbehrlicher Gehilfe in diesen Klassenkämpfen ist.
Ungeheure Leiden fordern ungeheure Heilmittel, und nur in der tiefsten
Tiefe des Herzens des Volkes wie des Einzelnen entspringt der Heilquell, in
dem unsere von wirthschaftlichen und geistigen Umwälzungen jeder Art er-
schütterte Gesellschaft wieder gesunden kann. Nicht blos der gedrückte, in
ungünstigen Verhältnissen aufwachsende, sittlicher Verwilderung und leicht-
fertiger Verbildung preisgegebene Proletarier, sondern auch unser sattes
Bürgerthum, unsere sogenannte gute Gesellschaft, die den Satz nicht kennt,
daß Macht und Besitz auch Pflicht ist, wie jedes Recht eine Pflicht ist,
auch diese Schichten bedurften außerordentlicher, tiefgreifender Hilfe.
Im Reichthum verkommen die Menschen nicht weniger als im Elend,
und es ist ein Glück, daß die in oberflächlichem Genuß und fadenscheiniger
Moral sich dahinwälzende Gesellschaft gemahnt wurde durch die Masse
der sozialdemokratischen Stimmzettel, daß sie die Gegensätze und Nothstände
nicht in's Ungeheure wachsen ließ. Ohne den Druck der socialdemokratischen
Sorge hätte sich die herrschende Gesellschaft niemals entschlossen, bei dem
Wagniß der socialen Gesetzgebung dem großen Führer zu folgen.
Bismarck hat nie gesagt*), daß er bedauere, das allgemeine Stimm-
recht gegeben zu haben, wenn ihm auch der Gedanke unter dem Eindruck
mancher Vorgänge vielleicht einmal gekommen sein mag, aber wenn ich
nicht irre, und wenn vielmehr die Weihe dieser Stunde meinem Blick
prophetische Kraft leiht, so möchte ich sagen: einst wird man rühmen, daß
Bismarck bei diesem Entschluß für das allgemeine Wahlrecht unter der
Eingebung eines genialen Instinctes handelte – mag dieser Instinct auch
losgelöst sein in einem Geiste unter Mitwirkung von mancherlei und selbst
auch kleinlichen Motiven. Auch der geniale Mensch ist eine Mischung aus
irdischen Stoffen, und bei Bismarck tritt das schroff hervor in manchem Zuge
eines Wesens. Nicht nur die himmlischen Heerschaaren standen ihm mit
ihren Gaben zur Verfügung sondern auch die Mächte der Unterwelt.
Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!
- Diese Auffassung findet jetzt eine Bestätigung in den Betrachtungen, die Bismarck
in den „Gedanken und Erinnerungen“, II, 58 f, über das allgemeine Wahlrecht bietet.

<"page66">

Das ist der Spruch, der über seinem Haupte steht.
Ich könnte nicht enden, wollte ich nun noch schildern, wie er die
Reichsverfassung schuf, die Colonialpolitik einleitete und so manches andere
Werk, – aber dies betone ich, daß er bei der Reichsverfassung mit
größter Zartheit die Landesfürsten zu schonen suchte und keine Beschränkung
ihrer Selbstständigkeit forderte, die nicht unerläßlich war, daß ferner Preußen
voran ging in der Selbstentäußerung, vor Allem bei der Schöpfung des
Zollparlaments. Es gelang Bismarck dann später doch die Competenz des Reichs
mit aller Behutsamkeit so auszudehnen, daß wir in der Form des Bundes

alle wesentlichen Vortheile des Einheitsstaates haben! Gerade der Cultur-
kampf hat ihm zu dieser Erweiterung wichtige Gelegenheit und Unter-
stützung geboten.
Die einheitliche Regelung der Eheschließung durch ein Reichsgesetz über
die Civilehe und die einheitliche Regelung der Vorschriften über die Be-
glaubigung des Personenstandes würden ohne die Sorge aller Einzelstaaten vor
den durch das Vaticanum herbeigeführten Veränderungen und ohne den
Druck der ultramontanen Ansprüche nicht zu Stande gekommen sein.
So war ein Thun, so groß, so vielseitig, so segensreich.
Nun aber ist er nicht mehr, ist er heimgegangen zu seinen Genossen,
die er alle überlebt hatte. Wir stehen im Geist an einer Bahre, und der
Fittich des Todes rauscht durch diese Halle. Stärker empfinden wir da
die Tiefe des Räthels des Lebens und die Majestät des Todes, vor dem
auch der Gewaltigste Nichts ist als der Kleinste, der Geehrteste Nichts als
der Verachtetste, – vor dem wir Alle sind wie die Blumen des Feldes.
Aber in dies Gefühl der Demuth und Ergebung mischt sich Freude
und Stolz. Freude und Stolz, daß es uns vergönnt war, menschliche Größe
zu schauen in solcher Erhabenheit, Freude und Stolz, daß der Mann
unserem Volke geschenkt wurde, und daß sein Gedächtniß – gereinigt von
dem Staube der irdischen Erscheinung, gesteigert durch den Zauber der
wahren und nothwendigen historischen Mythenbildung, – versenkt ist in die
Herzen unseres Volkes. Dort wird es ruhen als unvergänglicher Schatz,
wachsend mit der Größe der Entfernung und der Dauer einer Wirkung.
Es wird sich erheben in jeder schweren Stunde als ein Mahner, als
ein Rächer, – und die fernsten Geschlechter werden auffahren bei einem
Namen und abschütteln die Ketten des Philisterthums, des Parteigeistes
oder der Feigheit, werden von Neuem fingen die Wacht am Rhein und mit
dem Schlachtruf „Für Kaiser und Reich“ niederwerfen, was immer sich
aufthürmt gegen unseres Volkes Wesen und unseres Volkes Recht.
(Hier wurden die den Redner umgebenden Fahnen der studentischen
Corporationen gesenkt, die am anderen Ende des Saales stehenden Vertreter

<"page67">

dieser Corporationen präsentierten die Schläger, die Versammlung erhob sich
und hörte stehend den Schluß der Rede):
Senket die Fahnen und erhebet die Herzen, aufzuschauen zu dem
großen Volksgenoffen, der nun entrückt ist in jene Höhe, aus der hernieder-
strahlt, nun ohne irdische Fehle und Flecken, der reine Glanz des edlen
Feuers, des göttlichen Funkens, der in ihm verkörpert war. Höret eine
Mahnung, daß der Deutsche Gott fürchten soll und sonst. Niemand auf der
Welt! Lernet von ihm, was es heißt, ein lebendiges Glied seines Volkes
sein, was es heißt, ein Bürger ein, von ihm, der alle Traditionen seiner
Freunde und seines Standes verließ und mit den Gegnern sich einte,
um dem Vaterlande zu dienen. Nehmet hinweg von dieser Ge-
dächtnißfeier einen Hauch eines Geistes. Seines freien Geistes, der sich
nährte an den Gedanken der kühnsten Geister aller Zeiten und Länder –
aber auch eines demüthigen Geistes, der in den stolzen Tagen von Sedan
sich jammelte in den einfachen Gebeten der herrenhutischen Losungen.
Nehmet hinaus in den Kampf des Lebens einen Hauch eines Geistes,
seines freudigen Muthes, eines in Liebe und Haß gewaltigen, aber auch
in der Liebe das Größte überwindenden und tragenden Herzens.
Nehmet hinaus das unvergängliche Gedächtniß des Helden unseres
Volkes, nehmt es hinaus als ewigen Schatz!

<"page68">
Bei den Maria.
Don
General EPrest Baratieri. *)
– Rom. –
“AG. Dieser Volksstamm theilt sich in die beiden Zweige der Maria
Neri und Maria Rossi (schwarze und rothe Maria), und in der ersten liegt
der Hauptort Erota.
Der Ursprung dieses Volkes ist unergründlich, und alle Studien, alle
Forschungen, ihn festzustellen, waren bis jetzt vergeblich. Keine Reliquien,
keine Monumente, noch Inschriften finden wir, keinerlei Ueberlieferungen,
die uns zu einer endgültigen Aufklärung führen und die labyrinthisch ver-
schlungenen, mit Dichtung, Glaube und Aberglaube vermischten Sagen er-
läutern könnten. Die Bevölkerung selbst ist in ihrer Schlaffheit völlig
gleichgültig gegen ihre Herkunft; nur die Hoffnung auf das Paradies, auf
das Spiel mit den lieblichen Huris hat Reiz für sie, die Vergangenheit
interessiert sie durchaus nicht.
Diese Gleichgültigkeit steht in vollem Widerspruch mit der Sorgfalt
für Aufbewahrung einer seit undenklichen Zeiten erhaltenen Reihe von
Eigennamen, auf welche sich ihre Adelsrechte stützen und die Ansprüche auf
die höchsten Würden und Aemter.
Munzinger, dieser hochgelehrte Ethnograph, hat trotz seiner eingehenden
Studien wenig mehr über den Ursprung dieses Stammes erforschen können,
als einen genealogischen Stammbaum.
Mit Bestimmtheit darf man annehmen, daß dieser Landstrich, wie die
ganze Region zwischen dem Nil und der Eritrea, in Folge feuchteren Klimas
*) Freie Uebersetzung von M. Bernardi.

<"page69">

vormals fruchtbarer gewesen sei als gegenwärtig und daß er vor der An-
siedelung der Maria von einem Ackerbau treibenden Tribus bewohnt war,
der tigréisch gesprochen und folglich abessinischen Ursprungs gewesen sein muß.
Welche historische Wichtigkeit hätte nun aber wohl der ursprüngliche

Name einer unbedeutenden Fraction irgend einer kleinen Peuplade, die nach
langem Wandern hier ansässig geblieben ist und von Völkerschaften Abessiniens,
des Sudans, des Westplateaus Nubiens oder von den Arabern abgesplittert
sein mag?
Man sagt, die Maria seien aus Arabien gekommen, wie auch der
Stamm der Mensa. Doch Alles, Dialekt, Typus, Sitten und Gebräuche,
wie innere Einrichtungen, Alles verräth die abessinische Abstammung, bis
auf die mohammedanische Religion, zu der sie freiwillig übergetreten sind,
und die dem Geiste ihres eitlen, prahlerischen Adelsstandes durchaus ent-
spricht..
Man will nachweisen können, daß die Maria von dem großen äthi-
opischen Hochplateau herabgestiegen seien zu den Mensa und daß, vielleicht aus
Mangel an Land, einer ihrer Häuptlinge Namens Mariö mit einigen Ge-
fährten und siebzehn Vasallenfamilien die Mensa verlassen und sich auf der
Hochebene von Erota niedergelassen habe, wodurch man den heiligen Namen
Maria erklärt und die heilige Zahl.
Vermuthlich ist Marió von den Einheimischen freundlich aufgenommen
worden und hat später, durch List und den inneren Zwiespalt benutzend,
die Gastgeber unterjocht oder vertrieben. Auf diesem sich weithin streckenden,
mit reicher Weide versehenen Landstrich mögen andere Nomadenvölker sich
den Ansässigen genähert haben und nach und nach die Einen in die Anderen
aufgegangen sein.
Diese siebzehn tigreichen Familienhäupter beweisen, daß schon seit
ältesten Zeiten bei den Maria, wie bei den angrenzenden notorisch abessinischen
Völkerstämmen Kastengeist geherrscht hat. Sie haben ihre Nomenclatur bis
auf den heutigen Tag erhalten, und diejenigen, welche Mario mit den
jenen Unterjochten entrissenen Ländereien beschenkt hatte, bilden den Adels-
kern ihres Stammes. Marió ist somit der Ahne der noch gegenwärtig
herrschenden Dynastie, und die Nachkömmlinge seiner Gefährten und Be-
gleiter bilden die gegenwärtige Aristokratie, die wir jetzt schleppenden Schrittes,
in ihre Lumpen drapiert, hochmüthig umherschreiten sehen, und die bei den
Maria wie bei den Bileni den Titel Sciumagallé tragen. Die Sciumagallé
bilden den Rath in öffentlichen Angelegenheiten, und die oberste Gewalt
übt der Sciumar. In einem Wappenschilde befindet sich der Tambour,
der zu den Waffen ruft, als Sinnbild der Herrschaft.
Infolge alter Ueberlieferungen übt die Maria Nera eine Supremität
aus über den Schwesterstamm; dieser steht unter einem Oberhaupt, dessen
Macht der des Sciums nicht gleichkommt, doch seinem Volke gegenüber besitzt
er ausgedehnte Autorität, was nach und nach vielleicht zur Unabhängigkeit

<"page70">

führen könnte. Beim Tode des letzten Sciums stellten sich die Autoritäten
und der Häuptling der Maria Neri ein, brachten ihren Tribut an Vieh und
opferten Kühe.
Es wäre wichtig, diese Hegemonie der Maria Neri zu erhalten und zu
befestigen, um Feindseligkeiten zu verhüten, die beiden Stämme durch
gemeinschaftliche Interessen in Friedenszeiten zu vereinen und im Kriege sie
unter ein Oberhaupt zu stellen. Bei diesem im Gebirge verlorenen Stamme
ist für gewöhnliche Verbrechen, wie Betrug, Diebstahl, Rückstand der Tribut-
zahlung, Streitigkeiten der Scium entscheidender Richter; bei wichtigen Ver-
brechen ruft dieser und das Haupt der Maria Neri die Versammlung der
Notabilitäten zusammen (Mohaber). Der Eid wird auf das Leben des
Scium geleistet; die Versammlung findet unter dem Schatten eines großen
Baumes statt; nach inbrünstigem Gebet werden beide Theile vernommen
und das Urtheil gesprochen. Außerdem giebt es, wie auch bei den Hebab
und den Beni-Amer, noch einen anderen Richter, den Kadi, der den Koran
kennt und die Erbschaftsangelegenheiten schlichtet. Er darf aus den Sciumagallé
oder aus dem Volke gewählt werden und genießt eine gewisse Hochachtung.
Er stimmt die Gebete an und spricht, nach den Gesetzen des Koran, die
Urtheilssprüche aus, die sehr gescheut und gerecht wären, hätten nicht. Aber-
glauben und Bestechlichkeiten die Hand im Spiele. Bleibt die Frage un-
entschieden, wendet man sich an den Santom der Beni-Amer; doch dadurch
verwickelt sich die Sache und schleppt sich ins Unendliche hin, wofern sie
nicht vor das Tribunal von Cheren gebracht wird. Bei Blutsverbrechen
herrscht das alte abessinische Gesetz: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn."
Doch der Koran wirkt mildernd auf die Anwendung, besonders wenn der
Scium ein sittenreiner Mann ist und vermittelnd dazwischen tritt. Ist der
Mörder eines Adligen selbst adlig, wird er zur Lieferung von 300 Kühen
verurtheilt, die nach Uebereinkunft gewöhnlich auf 150 reducirt werden.
Die ganze Verwandtschaft, bis ins siebente Glied, ist verpflichtet, je nach
dem Besitz dazu beizusteuern, und da es sich um gegenseitige Verwandt-
chaften handelt, verwandelt sich die Blutrache oft in einen Austausch von
ein paar Kühen, die auf ein paar Thaler das Stück zu schätzen sind. Das
Urtheil wird feierlich von der Versammlung der Adligen ausgesprochen, und
den Frieden besiegelt die Heirath einer Tochter oder Schwester des Mörders
mit dem Sohn oder Bruder des Ermordeten.
Der Tigré, der einen anderen Tigré tödtet, wird zur Lieferung von
150 Kühen verurtheilt, die auf 75 reducirt werden; doch mordet ein Tigré
einen Edlen, wird er kurzweg, jammt einer ganzen Familie, zur Sklaverei
verurtheilt. Glaubt sich Jemand ungerechterweise verurtheilt, rächt er sich
durch Auswanderung, wodurch die ohnehin schon spärliche Bevölkerung noch
ärmlicher wird; darum hütet man sich wohl, zu harte Strafen aufzuerlegen.
Unbestreitbar ist dieses Volk in Folge von Gelegenheiten und aus
Ueberlieferung in so hohem Grade blutdürstig und rachsüchtig; seine

<"page71">

natürliche Gemüthsart ist milde, und es wäre keine zu schwere Aufgabe, es
zu beffern und zu erheben.
Das Recht des Erstgeborenen ist erblich, und der Vater, unumschränktes
Haupt der Familie, übt eine Macht mit Würde und Milde aus. Jeder

Fremde wird als Feind betrachtet, und wer sich im Lande niederlassen will,
muß sich einen Schutzengel unter den Sciumagallés suchen.
Der Krieg ist den Abefiniern Lebenselement.
Ein Scium der Maria Neri war von seinen Angehörigen getödtet
worden. Seine Brüder Tedros und Sarac Bahan und sein Sohn Usus
rächten einen Tod in dem Blute der Mörder und flohen mit ihren An-
hängern in die Barkathäler. Sie raubten und plünderten in jenen Landen
und kehrten nach Jahresfrist, reich an Beute und ruhm bedeckt in ihre Berge
zurück. Die Verwegenheit dieser Raubzügler erregte die größte Bewunderung:
Usus wurde auf Schilden getragen und zum Scium ernannt; einen Nach-
kommen wurde der höchste Adelsgrad ertheilt, an den sich der Titel reiht:
Uold Scium, Sohn des Sciums. Dieser hochtrabende Titel ist erblich und
darf dem Träger weder nach Verarmung noch nach Verbrechen entzogen
werden.
Die Tigré oder Unterthanen theilen sich in drei Kategorien: Die-
jenigen, denen Mario Grund und Boden zugetheilt hatte; die durch Er-
oberung Unterjochten und die Zugewanderten vermischter Stämme. Doch
welcher Kategorie die Tigré auch angehören mögen, immer sind die Vasallen,
denen es obliegt, mit ihren Heerden, ihren Feldern, ihrer Arme Arbeit die
Adligen zu nähren und zu erhalten. Abd-el-Kader, der greise und sehr ge-
scheite Scium der Maria Neri, sagt von den Tigré: Wer sollte, ohne die
Tigré, das heißt, ohne Sklaven, den Pflug führen, die Kühe melken, für
Nahrung sorgen?
Die Sciumagallé zeichnen sich von den Uebrigen einzig und allein durch
ihren Müßiggang aus; sie kleiden sich und leben wie die Andern, und ihr
Ehrgeiz ist befriedigt, wofern man ihnen schmeichelt.
Der Müßiggang würde diese Leute gewiß zu verderbten Wesen machen,
könnte die Verderbtheit in die primitive Einfachheit ihrer Existenz Eingang
finden; doch bin ich überzeugt, daß diese Klasse sich mit Wollust in alle
Laster stürzen würde, welche die moderne Civilisation mit sich bringt.
Keiner dieser die Gerichtsbarkeit ausübenden Sciumagallé kennt den
Koran; nichts destoweniger werden sie fast wie Heilige verehrt, zahlen
keinerlei Abgaben noch gelegentliche Tribute und besitzen eigene, oft prächtig
reiche Familiengrüfte. Der Tigré dagegen zahlt doppelte Tribute, an den
Scium, oder Obersten, und an die Familie, unter der er steht.
Diese Tribute bestehen in Getreide, Vieh, Milch, Honig c, und jede
Gelegenheit dient zum Vorwand für Tributerhebung: Hochzeit, Geburt,
öffentliche oder Privatfeste, Begräbniß, Schlachtung des Viehes, Krieg und
Unglücksfälle.

<"page72">

Munzinger schildert auf ergreifende Weise die Lage der Tigré.
Hoffentlich wird auch hier der Zeitgeist sich fühlbar machen, denn der Tigré
fängt bereits an das Haupt zu heben. Die doppelten Abgaben, die lebens-
längliche Knechtschaft unter einem Herrn, der nicht einmal Besitzer des
Bodens ist, den sie bearbeiten müssen, scheint ihnen eine ungerechte Sache.
Die Civilisation wird allmählich dies schmachvolle Feudalsystem vernichten.
Immerhin ist es eine schwer zu lösende Frage.
Diese Zustände gleichen, in verkleinertem Maßstabe, dem Verhältniß
zwischen Adel und Volk im alten Rom und in gewisser Weise auch dem
Socialismus unserer civilisierten Welt.
Um eine Umgestaltung zu erreichen, müßte man mit äußerster Vorsicht
zu Werke gehen. Vielleicht könnte das Problem nach und nach durch Ein-
jetzung einer angemessenen Staatssteuer eine Lösung finden. Diese müßte
die öffentlichen Ausgaben decken, den Sold der Bewaffneten und ein ent-
sprechendes Honorar für die Häuptlinge.
Voll Vertrauen in die Macht und Gerechtigkeit Italiens, wünschen die
Unterthanen diese Steuer, und überzeugt, daß berechtigte Klagen ein williges
Ohr finden würden, sehnen sie sich nach Erlösung von der Willkür ihrer
gegenwärtigen Herren, welche ihrerseits, durch Erhebung ihrer Amtswürde,
an allgemeinem Ansehen gewinnen würden.
Doch sowohl bei Einsetzung wie bei Erhebung eines derartigen Tributs
müßte man mit großer Umsicht die speciellen Verhältnisse berücksichtigen:
die Beziehungen zwischen Adel und Volk, den fast gänzlichen Mangel an
baarem Geld und die ackerbaulichen Zustände. Vor allen Dingen aber
muß man verhüten, daß das alte Gebäude nicht plötzlich, mit einem Schlage
zusammenstürze und unter einen Trümmern das zukünftige Gedeihen dieses
liliputanischen Stammes ersticke.
Nicht nur durch Aussaugen des Blutes macht sich die Unterjochung
dieser Unterdrückten fühlbar, auch dem Gesetz gegenüber sind sie – oder
waren sie wenigstens bis jetzt – stets die Geopferten.
War ein Tigré im Rückstand mit Zahlung der Abgaben oder für
andere Dinge verschuldet, wurde er zum Sklaven gemacht. Hatte ein Tigré,
sei es auch nur fahrlässig, einen Sciumagallé getödtet, fiel er und seine ganze
Familie als Sklaven in die Hände der Familie des Getödteten. Handelte es
sich nur um Verwundung, wurde der Thäter Sklave des Verwundeten bis zur
Abzahlung einer ihm auferlegten Summe, die stets so hoch war, daß sein
Tod vor der Auslösung erfolgte. Seit die mohamedanische Religion im
Lande herrscht, die dem Sklaventhum abgeneigt ist, sind diese barbarischen
Gesetze bisweilen gemildert. Dennoch waren die Sklavenmärkte im Süden
bis zur jetzigen Zeit noch sehr gut versorgt; die Derwische treiben auch gegen-
wärtig Sklavenhandel und würden denselben auch in ausgedehnterer Weise
betreiben, wäre nicht die Flucht erleichtert, und hielte sie nicht die Furcht
vor der italienischen Regierung zurück. Besonders wurde dieses Verbrechen

<"page73">

des Menschenraubes von den Bogos begangen, die auf ihren Streifzügen
in den Nachbarstämmen Knaben und Mädchen griffen und sie auf den
Markt nach Kaffala und nach Abessinien führten. Die Maria, die sich
meistens nur auf Vertheidigung ihrer Berge beschränken, ließen sich nur

gelegentlich dazu verleiten.
Zuweilen kam es freilich vor, daß der Vater selbst sich so tief erniedrigte,
sein Kind gegen einen Gegenstand auszutauschen.
Alles betrachtet, scheint es, daß die individulle Freiheit bei den Maria
vielleicht noch beschränkter ist, als in anderen Stämmen, und diese entwürdigende
Knechtschaft führt uns zu der traurigen Betrachtung, welche Schwierigkeiten
die moralische Erhebung dieser Unterdrückten erfordert..
Vielleicht ist es weniger schwierig, ein völlig wildes Volk zu civilisieren,
als eins, dem von der Civilisation seiner Vorfahren. Nichts geblieben ist, als
die Reste einer feudalistischen Supremität, die rohe Gewalt, der brutale
Egoismus, mit dem der Hochgestellte den Niederen erdrückt.
Von den abessinischen Institutionen des Mittelalters ist keine Spur
zurückgeblieben. Ohne den verblendenden Nimbus der Waffenmacht, ohne
den Luxus der Höfe und den Zauber der Burgen und Paläste ist das
Vasallenthum aufrecht erhalten und besteht in der erdrückendsten und ver-
ächtlichsten Weise.
Der bereits erwähnte Scium der Maria Neri, Abd-el-Kader, ist trotz
seiner Güte und Milde lange Zeit Unterhändler für die Sklavenmärkte ge-
wesen; er verheimlicht es nicht, sagt aber: Die Regierung hat diesen Handel
verboten, darum wäre es unrecht von mir, ihn zu betreiben. Doch sein
ironisches Lächeln beweist, daß er nicht aus Ueberzeugung handelt, und daß
das Verbot ihm nicht einleuchtend ist.
Bei den Maria, heißt es, sei Niemand mehr mit Gewalt als Sklave
gehalten; doch viele bleiben, weil sie sich wohl fühlen oder nicht wissen,
wie ihr Leben fristen.
Geschah es aus Furcht oder aus Ergebenheit? Thatsache ist, daß an
dem Tage, da, während dieser meiner Reise zum ersten Male, die italienische
Flagge auf den Höhen von Erota wehte, die letzten Sklaven freigesprochen
wurden. Wir wiederholen hier, daß der Islamismus viel zur Verbesserung
der Lage dieser Unglücklichen beigetragen hat. Ein Spruch im Koran sagt:
„Seid barmherzig gegen eure Sklaven, denn der Herr liebt nicht die
Stolzen und Harten.“ Hier, wie überhaupt im Orient, gehören die Sklaven
zur Familie und werden oft besser gehalten, als bei uns die Dienstleute.
Sie sind ihren Herren mehr Gesellschafter als Diener, umso mehr, als
die Adligen meistens keinen Boden besitzen, den die Sklaven zu bearbeiten
hätten, wogegen der Tigré die schwerste Arbeit leisten muß. Manchen
Sklaven, der seine Freiheit benutzt, trifft ein härteres Loos, und die
Sklavinnen vermehren häufig die niedrige Schaar, welche den Abschaum der
weiblichen Gesellschaft bildet. Nichts destoweniger ist die Abschaffung dieser

<"page74">

barbarischen Sitte ein dem Zeitgeist entsprechender lobenswerther Fortschritt.
Erwähnen wir noch, daß die gegenwärtige Sklaverei hier nicht wie im
Alterthum eine wirthschaftliche, zur richtigen Arbeitsvertheilung der civili-
irten bürgerlichen Gesellschaft beitragende Institution ist. Die männlichen
Sklaven dienen ihren Herren als Kämpfer, Streiter, „Bravo“; die weib-
lichen sind häufig Freudenmädchen, oder verkaufen ihre Reize zum Vortheil
ihres Besitzers; noch andere helfen ihren Herrinnen Nichts thun. In Cheren
und Maffaua giebt es noch jetzt öffentliche Frauen, welche dem Häuptling,
wenn er an einen Ort kommt, freiwillig einen Obolus von einigen Thalern
bringen, und da dieses schmutzige Geschäft nicht entehrend, nicht einmal
schamlos ist für die Frau, liegt auch für den Hochgestellten nichts Ent-
ehrendes darin, dieses häßliche Tribut anzunehmen oder zu verlangen.
Das Verfahren findet hauptsächlich da statt, wo der Adel noch, wie
bei den Maria und bei den Beni-Amer, von einer Art Nimbus umgeben ist.
Es steht zu erwarten, daß zur Zerstörung der Mauern, welche der
Kastengeist in dieser Bevölkerung aufrichtet, wie zur Erhebung des Volkes
und zur Herstellung einer gewissen Gleichheit, die Militarisierung viel bei-
tragen wird; denn in den Truppen vereinigen sich Adlige, Volk und frühere
Sklaven.
Für den Kriegsmann giebt es keine höhere Auszeichnung als Tapfer-
keit, Disciplin und Intelligenz, und das Gewehr, das Italien den Ein-
heimischen in die Hand gegeben, adelt in den Augen. Aller selbst den
Schwarzen, der es schultert.
Erota, Sylvesternacht und Neujahrsmorgen 1891.
In der Stille der Morgendämmerung steigt ein wehmüthiges Gebet
zum Himmel empor und verklingt auf der Hochebene. Es ist ein langer,
monotoner, schmerzlicher Gesang, der um Erbarmen fleht, um bessere Tage.
Das Wehklagen eines in seiner Existenz bedrohten Volkes meint man zu
vernehmen, das nach Befreiung ringt von der Uebermacht der Nachbarvölker,
die es zu erdrücken drohen.
Hier ist die Religion nicht ein Ueberströmen der Liebe und trost-
bringender Gefühle; auch nicht zitternde Furcht vor der Gottesmacht: Instinct,
Ueberlieferung, Gewohnheit treiben zur Andacht.
Und dennoch, hier in dieser Umgebung bewegt dies Gebet unser Herz
und regt zum Mitleid an.
Aus den beiden großen Dörfern, oder besser gesagt Feldlagern
von Erota, treten die Männer aus den Hütten heraus, wenden sich gen
Osten, küssen die Erde und erheben andachtsvoll die Arme gen Himmel.
Der melancholische Gesang tönt fort, schwächer, ersterbend, wie der
matte Hoffnungsschimmer einer Seele, die sich nach Auflösung, nach dem
Unendlichen sehnt.

<"page75">

Und weithin verhallt das Echo, weithin bis in die tiefsten Täler,
wo hell und kühl der Tag erwacht.
Ueber den Bergen, wo zwischen wirrem Gestein der Barcastrom sich
mühsam einen Weg bahnt, vergoldet sich der Himmel; schnell färbt den
Horizont ein rosigen Schimmer, der, in Korallenroth übergehend sich über
die unabsehbare Himmelswölbung ausbreitet bis zu den sandigen Weide-

plätzen der Barcas hin. Man schlägt die Trommel.

Die großen, mit weißflimmernden Quarzsteinen bedeckten Grabmale, die einen viereckig, andere kuppelförmig, treten am Horizont hervor, wie Nomadenzelte in der Wüste; und diese Ruhestellen der Hingeschiedenen, die den Eingeborenen geweiht, geheiligt sind, erheitern die Landschaft, wogegen die dunklen Hütten in dem gleichfarbigen Erdreich aufgehen.

Das Hochplateau ist völlig kahl, denn die Maria dulden weder Bäume noch Gesträuche, diese Zufluchtsstätten der Vögel, die das Getreide auf den sich vor unseren Füßen ausdehnenden goldgelben Feldern zerstören. Doch auf den Gipfeln, auf den Vorsprüngen, an den Wänden der Abstürze, erheben sich hier und da, einzeln oder in Gruppen, die abessinische Euphorbia, der Qolqual, Bäume, welche den äthiopischen Alpen ein ganz bestimmtes Gepräge geben.

Hier in dieser Abgeschiedenheit, zwischen den vielen zerstreuten Grüften, die, wie der Tod selbst, unbegrenzt sind, erscheint mir dieser Qolqualbaum als eine Stätte der Andacht und völlig im Einklang mit der gedehnten, schleppenden melodielosen Monotonie des Sanges. Grün und steif steigt er empor und erhebt, man möchte sagen andachtsvoll, eine fleischigen regelmäßig gegliederten Aeste zum Himmel. Die röthlich-gelb-grüne Frucht auf der Spitze scheint eine Opfergabe, oder Opferkerze, und mit Recht nennt man sie i candelabri. Die Aeste sind mit Stacheln bedeckt und verbergen im Inneren einen gefährlichen Saft, der sogar den Honig der Bienen vergiftet, die daran gesogen haben.

Und wie der Qolqual unbewußt seine Opferspende hinreicht, so fließt unbewußt das Gebet von der Lippe.

Einige Boabab, das Pachyderm der afrikanischen Vegetation, ragen empor, einer Gruppe mächtiger Säulen gleich, schwarz, düster, mit unbelaubten stacheligen Aesten.

Dieser Baum gleicht einer Ruine, an die sich hier und da eine Epheuranke klammert, oder die liebliche Sykomore, die ägyptische Feige, lehnt.

Die Großartigkeit dieser Landschaft erinnert an die römische Campagna.

Es ist der letzte Tag des Jahres 1890. Die leuchtende Sonne begrüßt die italienische Flagge vor meiner Hütte, die zwischen den beiden Dörfern der Maria Neri aufgerichtet ist.

Die Trompeter unserer Escorte von Eingeborenen stimmen den Königsmarsch an. Unsere heutige Aufgabe ist das Besteigen des Debra-Bat, oder

<"page76">

Grottenberges, der im Westen aus einem Felsenmeer emporsteigt, düster, kahl, steil, und dessen mächtiges Haupt Helme mit aufgeschlagenem Visier bedecken. Helme und Visire sind nackte Felsstücke.

Dieser Berg ist ein geheiligter, den Mysterien geweihter Berg; seine Grotten dienen seit Jahrhunderten den Einheimischen wie feindlichen Eindringlingen als Zufluchtsstätte. Munzinger hat sie besucht, doch vergebens hat er nach Inschriften geforscht, die seine Führer ihm versprochen hatten, vergebens waren seine Anstrengungen, den Kamm zu ersteigen. Ein Docono (Kaufmann aus Archico) versprach mir, ein Grab mit Inschriften nachzuweisen, und ein Leopardenjäger bietet sich mir als Führer auf den Gipfel an.

Seltsam sind die Legenden der Maria.

Außer dem Führer hat kein menschliches Wesen die Spitze des Debra-Bat erstiegen. Zwischen Steingeröll und Dornen schlüpfen zischend die Schlangen. Auf dem Kamm des Berges haust ein Geist, dessen Odem tödtet. Abd el Kader erzählt, einer seiner Vorfahren habe den Gipfel erreicht, hätte indes, von Grausen erfaßt, sofort hinabsteigen müssen.

In diesem Lande paart sich der Aberglaube der Aethiopier mit dem des Islams. Jeden Augenblick läuft man Gefahr, irgend einen Geist, einen Dämon, einen Kobold zu beleidigen, und die Eingeborenen fühlen in jedem Augenblick das Bedürfniß, diese geheimnißvollen Mächte zu versöhnen und zu beschwören..

Die kleine Truppe der Maria Neri schaart sich um ihren jungen Führer Ibrahim, der hoch zu Rose sitzt.

Die Männer sind schön, das Haupthaar lang auf den Nacken hängend, Brust, Rücken, Lenden wie von Bronze an Farbe und Stärke. Die Taille umgürtet eine weiße oder grellbuntfarbige Schärpe, welche die Kartuschen trägt. Stolz schultern sie das Gewehr, das ihnen erst vor Kurzem anvertraut worden ist. Die Schaar ist nur klein, denn der größte Theil ist zum Barcastrom marschiert, um im Fall einer mahdistischen Bewegung Alarm zu geben.

Wir steigen hinab bis zu den beiden, in Form eines Amphitheaters erbauten Dörfern. Sie zählen etwa 500 Hütten. Links wohnt ein Theil des Stammes Ad Adobrahan und ein Theil der Tembelé, rechts die Ad Egal.

Der Trommelwirbel mischt sich in die Gebete und Gesänge. Aus den Hütten springen nackte Kinder beiderlei Geschlechts heraus, mit rasierten Köpfen und einem Büschel Haare auf dem Schädel. Einige Frauen zeigen sich mit verhülltem Antlitz und nackten Beinen, die um die Knöchel ein Ring von Messing, Leder oder auch wohl Silber schmückt. Dienerinnen steigen schwerfällig vom Brunnen herauf; ihre Lenden umgürtet ein breiter Lumpen; die Gestalt krümmt sich unter der Last des schweren Gefäßes, und die schlaff herabhängenden Brüste gleichen leeren Blasen. Das junge Vieh

<"page77">

zieht zur Weide oder zum Tränken. Gruppen zerlumpter Schwarzer nähern sich langsam und grüßen majestätisch.

Die Maria, denen, wie allen anderen, unter der Protection Italiens stehenden Tribus, Schutz für ihre Person, Vieh und Felder zugesichert ist, stehen auf den Höhen, unter ihrem Anführer kriegerisch aufgereiht.

Unser Weg führt durch ein kleines noch grünendes Thälchen, und auf gelblichem Gestein, zwischen stachligen Akazien beginnt das Steigen. Umschauend bemerkt man die Sorgfalt im Feldbau der Maria. Wie im Barca-

thal sind die Besitzungen durch niedrige Steineinfassungen abgegrenzt. Diese
Sorgfalt beweist, daß, wenigstens vor den unheilvollen Invasionen, das Land
nicht zu groß war für die arbeitsfähigen Arme.
Nach einem Marsch von ungefähr einer Stunde befinden wir uns an
einem Gießbach. Hie und da im trocknen Sande spiegeln kleine Waffer-
flächen den Himmel ab, und daneben, in der Feuchtigkeit, ist auch die
Vegetation noch frisch. Aus dem Gras steigt ein Feigenbaum empor, dessen
kolossale Wurzeln aus dem Erdboden hervorragen und bequeme Sitze bilden
für die Mädchen, die sich hier unter den mächtigen, Kühlung und Schatten
spendenden Aesten versammeln, um zu singen und von dem zukünftigen er-
jehnten Gatten zu plaudern.
Auf dem Wege finden wir häufig Betstätten. Diese bestehen aus
einem engen Kreise aufgeschichteter Steine, in dem ein Mensch Raum hat;
zuweilen bilden sie einen Anhang an die kreisförmige Mauer um die
Grabmale..
Diese Bevölkerung singt und betet ununterbrochen. Ehemals verehrten
die Christus und ganz besonders die Jungfrau Maria. Vor etwa zwei
Generationen durchpilgerte irgend ein großer Heiliger aus Mekka das Land
und überzeugte den Häuptling davon, daß der Islam die Religion
ihrer Vorfahren gewesen war. Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, – ver-
sichert man – traten zur mohamedanischen Religion über, behielten aber
viele christliche Kirchengebräuche bei. Um den Regen zu erflehen, heben sie
die Arme zum Himmel und sprechen christliche Gebete.
Der weite Horizont, die Einsamkeit wirken auf die Phantasie, und
die Vorstellung der Unendlichkeit des Weltalls mag dazu beigetragen haben,
daß die asiatischen und ein Theil der afrikanischen Völkerschaften seit unend-
lichen Zeiten Monotheisten sind.
So mag Israel vor den Zelten in der Wüste gesungen haben. Die
Unwissenheit, die Knechtschaft, die Abgeschiedenheit, die Dehnbarkeit der
Dogmen und der in allen Religionen halb wilder Völker vorherrschende
Aberglaube begünstigt die Apostasie. Bei den umliegenden Völkern – heißt
es – richte sich der Wechsel der Religion nach dem Wechsel der Herrschaft,
und dieses Princip hat in ganz Aethiopien Geltung.
er Stamm der Bogos hält nicht viel auf Gebet und Ritus; die
Maria dagegen beobachten gewissenhaft jedes Gebot, ausgenommen vielleicht
_-T

<"page78">

die Waschung, und das nicht aus Mangel an Wasser, sondern aus Schauder
vor jeder Reinlichkeit.
Der Monotheismus war seit uralter Zeit der Kern aller primitiven
Religionen; doch bei diesen afrikanischen Völkerschaften, die vor Jahrhunderten
auf einem gewissen Höhepunkt christlicher Civilisation standen, hat sich der
hohe moralische Begriff der Welteinheit, wie ihn der Judaismus erfaßt und
dem Christenthum wie dem Mohammedanismus überliefert hat, zersplittert
und corrumpiert. Das Kreuz ist verschwunden, und der Halbmond hat die
Finsterniß nicht zu lichten vermocht. Diese Lobgesänge Gottes unter der
tiefblauen Himmelswölbung, angesichts des Kreuzes des Südens, das aus
den abessinischen Bergen zu erstehen scheint, sind ergreifend, doch Niemand
begreift diese Töne, diese Ceremonien, die Herz und Sinne kalt lassen.
Die Moral ist völlig ausgeschlossen aus ihrer Religion, wie aus ihren
Gesetzen. Diese Leute scheinen gut, sanftmüthig und ergeben, doch Achtung
vor dem Leben, dem Eigenthum des Nächsten, Ehrgefühl, moralischer Lebens-
wandel und andere, durch die Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor
Strafe gekräftigte Gebote, wie die Religion sie vorschreibt, sind ihrem Vor-
stellungsvermögen fremd, unfaßbare Begriffe.
Die Basis ihrer Moralgesetze ist Rache, persönliche Rache. Die Rache
ist Pflicht, ist verschmolzen in den Kastengeist, ist Gesetz der Religion.
Tödtet ein Adliger Dir einen Tigré, rächst Du ein Blut durch
Tödtung eines seiner Tigrés. Ihre Helden, ihre Heiligen sind blutdürstige,
erbarmungslos rachesprühende Raubzügler, ohne Gesetz noch Gottesfurcht.
Solche vergöttern die Maria und die Bileni in ihren Gesängen, und diese
Tugenden bilden den Inhalt der Todtengesänge, mit welchen die Frauen
an den Särgen selbst die größten Feiglinge verherrlichen.
Gesang und Kniebeugungen führen in das Paradies. Die bösen
Geister verscheucht man mittelst eines Amulets, eines Verses aus dem Koran,
den man um den Hals, um den Arm, irgend wo trägt. Krankheiten heilt
man durch Verschlucken eines geschriebenen Gebetes.
Die jungfräuliche Ehre ist heilig, und ein verführtes Mädchen wird
jammt dem Verführer und der Liebesfrucht erwürgt, denn ein Hochgeborener
darf keinen Bastard dulden. Dagegen ist die Prostitution durchaus keine
Schande. Frauen, die sich feilbieten, führen bei den Festen Tänze auf,
fingen bei den religiösen Feierlichkeiten und sind in jedem Tucul (Hütte)
freudlich aufgenommen..
Bei so großer Leichtfertigkeit, bei der Ehrfurcht vor der europäischen
Herrschaft, scheint mir ein Uebertritt zum Christenthum keine schwierige
Sache. Wie aber könnte man in solchen Herzen Nächstenliebe erwecken,
wie ihrem Geiste den Begriff der Gleichheit unter den Menschen beibringen?
Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Ackerbau treibenden
Tribus religiöser seien als die Nomadenvölker. Manches spricht dafür.
Jene hängen mit Liebe an ihren Feldern, an ihren Bergen, an ihrem

<"page79">

Himmelsstrich und fühlen darum das Bedürfniß, den Segen herabzuflehen
für das, was ihnen theuer ist. Die Grabstätten der Vorfahren sind ein
Band mit dem Jenseits; die leuchtenden Sternbilder am Firmament geben
Kunde von der Gegenwart des Allmächtigen. Man ist gesammelter; die
Vorstellungen treten klarer und ausgeprägter in die Sinne, und das Ver-
langen nach Form und Ceremonie in Gottesdienst wird unerläßlich.
Das Leben der Wandervölker dagegen ist stetem Wechsel unterworfen,

Nichts ist beständig, ist begrenzt für sie. Ein Häufchen Steine deckt die
Leiche der Angehörigen; sie ziehen von hinnen, auf andere Berge, um andere
Weide zu suchen, und eine Hand breit Wüstensand genügt, ihr Zelt aufzu-
schlagen und ihnen den nöthigen Schutz zu gewähren. Ihr Geist ist wandelbar,
wie ihre Lebensweise wechselnd ist, und die herumschweifende Phantasie
sträubt sich gegen eine Religion mit beengenden Formen.
Bei so kindlichen Völkern mit derartig beschränktem Gesichtskreis ver-
einigen sich und schmelzen in einander die äußeren Eindrücke und Leiden-
chaften, Schwärmerei und Andacht wirken auf das Gemüth und bringen
Verwirrung in den Allgemeinbegriff der Religion. In der Sprache der Bileni
drückt ein und dasselbe Wort drei Begriffe aus: Gott, Himmel, Firmament.
Fast immer mischt sich in den Monotheismus der Glaube an Hexerei,
an den Talisman und das Verlangen nach allerlei Ceremonieen, und da-
durch nimmt in rohen, jeder idealen Auffassung unfähigen Wesen die
Religion leicht den Charakter eines verderbten Pantheismus an.
Vergleichende Studien der verschiedenen Religionen bei den Volksstämmen
in dieser Region der italienischen Colonien würden sehr lohnend sein.
Hier auf dem Hochplateau der Maria steht, hauptsächlich in den
Gesängen, der Ritus des Islamismus im Allgemeinen, und derjenige der
Einheimischen ganz besonders, in vollem Einklang mit dem feierlichen Ernst
der Landschaft.
Bei den Maria ist die Frau höher geachtet als bei den Bogos. Ihre
Geburt wird, wie die der Knaben, mit einem dreifachen Hoch begrüßt. Die
Frau darf Eigenthümerin ein, darf erben und vor Gericht Zeugniß ab-
legen, doch ihre Aussage hat nur halben Werth, denn ein männlicher Zeuge
wiegt zwei weibliche auf. Die Heirath ist bei ihnen nicht ein Contract wie
bei den Bogos, wo der Vater das Mädchen an die Familie des Bräutigams
verkauft; hier hat die Braut Anrecht an die Hälfte der Summe, die ihr
Vater von dem Bewerber empfangen hat. Der Bräutigam mit seinen
Freunden raubt die Braut mit scherzender Gewalt und führt sie in eine
Hütte. Hier versammelt sich eine lustige Gesellschaft; leichtfertige Mädchen
führen Tänze auf, man singt, trinkt, rührt die Trommel. Die Schwieger-
eltern gießen eine Schaale Milch auf das Haupt des Mädchens, mit dem
Wunsche für eine gesunde, zahlreiche Nachkommenschaft. Diese Feste wieder-
holen sich bei den Freunden während eines Monats; dann erkauft der

<"page80">

Bräutigam mit einem Geschenk das Recht, den Angerab (großer Diwan) zu
theilen und für die Erben zu sorgen.
Bei den Bleni herrscht eine andere Sitte:
Das junge Paar muß die Ehe in einer neuen Tuculul beginnen; die
Braut liegt ausgestreckt auf der Schwelle, und der Bräutigam setzt ihr ein-
tretend, den Fuß auf den Nacken.
In den Dichtungen der Bileni wird die Frau mit der Hyäne ver-
glichen, die Maria nennen sie: die Löwin.
Ihre Hütten sind primitiv und gleichen, wie auch die der Bileni, den
Nomadenzelten. Der Fußboden wird nicht erhöht, keine Steine verwendet
man zur Verstärkung der kreisrunden Wand, wie dies sogar bei ganz
wilden Stämmen geschieht. Eine runde, von Baumästen getragene Deckung,
die dem Raum etwas mehr als Manneshöhe giebt und von außen mit
Stroh oder Gezweig belegt ist, dient als Dachung. Während der Regen-
periode strömt das Wasser hinein, was aus hygienischen und noch mehr
aus Reinlichkeitsrücklichten gewiß sehr vortheilhaft ist. So sind die
Wohnungen der Maria beschaffen.
Die Reichen besitzen zuweilen zwei oder drei Tucul, die zu verschiedenen
Zwecken dienen und von einer Dornenhecke umgeben sind. Zuweilen sind
dieselben mit einer Binsenmatte bedeckt, die man gegen eine gewisse Quantität
Durra (afrikanisches Getreide) von den Beni-Amer ersteht, und die mittelst
einer besonderen Einräucherung wafferdicht gemacht werden.
Oft findet man Spuren runder Steinmauern, die abessinischen Ur-
sprungs zu sein scheinen; doch jetzt, nach den wiederholten Invasionen,
während welcher man oft die Hütte den Flammen preisgeben mußte, um sich
an sichereren Plätzen eine neue aufzurichten, denkt Niemand mehr an solide
Bauten.
Nicht weniger ärmlich ist die innere Einrichtung. Ein Angerab, auf
dem man geboren wird, auf dem man schläft, träumt, plaudert, ißt,
Urtheilssprüche ertheilt, die Huldigungen der Tigré entgegennimmt, auf dem
man stirbt und der als Katafalk dient.
Die Hausgeräthe sind dem Uebrigen entsprechend. Eine Reibmaschine,
eine Art Mörser, der aus zwei Steinen besteht, einem ausgehöhlten und
einem kugelförmigen, und der zum Zermalmen der Durra dient. Eine
Ghirba (Wasserschlauch aus Thierfellen), einige mittelst gehärteten Kuhmistes
undurchdringlich gemachte Milchkörbe, ein paar aus den aufgeworfenen Erd-
hügeln der Termina (große weiße Ameisen) selbstgefertigte Vasen, und
schließlich drei Steine: der Feuerherd.
Eine Oeffnung im Fußboden dient zur Reinlichkeit, zur Ausschmückung
und besonders zur Freude der Frauen.
In diesem unten breiten und oben verengten Loche zündet man feuchte
Späne wohlriechenden Holzes an, die langsam mit dickem Qualm ver-
dunsten.
*-

<"page81">

Unter einem Sciemma (Burnus oder Decke) kauert die Frau daneben
nieder und bleibt eine Zeitlang in dem von unten aufsteigenden Rauch ver-
hüllt. Dieses Dunstbad erzeugt starken Schweiß und eine wollüstige Er-
schlaffung, wenigstens versichern sie das und sind auch der festen Ueber-
zeugung, es erhalte die Haut weich und geschmeidig und bewahre die
Jugendfrische.
Die Hütte ist mittelst eines Vorhanges aus Bastgeflecht in zwei Räume

getheilt. Ein Thierfell ist die Matratze, und die schmutzige Kleidung, die
keine Nähte kennt, ersetzt die Betttücher. Auf dem Angarab ruhen die
Eltern und zuweilen auch die Knaben; die Mädchen schlafen auf dem Boden,
am liebsten in der Asche. Mitunter bringt die Frau als Mitgift ein mit
Durra gefülltes Federkiffen, doch dieser Luxus ist selten. Hier, wie in
manchen anderen Gegenden Afrikas, hat man als Kopfstütze während des
Schlafes ein kleines Holzgestell mit Querleisten, ein merkwürdig hartes
Kopfkiffen, das sehr zweckmäßig, um den complicierten Kopfputz der Männer
nicht zu beschädigen.
Hier, wie überall, lieben die Frauen die Schmucksachen, und die Frisur
ist eine außerordentlich wichtige Sache. Etwa hundert zierlich abgescheitelte
Zöpfchen fallen bis auf die Schulter herab; die Reichen, Eleganten ziehen
zwei, drei Flechten durch einen silbernen Ring, der oben auf dem Schädel
befestigt wird. Die ganze Coiffüre wird mit Butter bestrichen, die hier
weißlich zusammenrinnt, dort, von der Sonne geschmolzen, auf Hals und
Brust niederträufelt. Durch die Nase wird ein silberner Knopf gezogen,
den, so lange die Mädchen sind, ein Holzstäbchen ersetzt. Der Hals ist be-
hängt mit Schnüren von aufgereihten Bärenzähnen, Thierknöchelchen, kleinen
Muscheln, Glasperlen. Um die Knie, um die Arme tragen die Spangen
aus Hippopotamusfel, die silbernen sind seltener. Um die bösen Geister zu
beschwören, schnüren sie sich einen Gürtel aus Löwen- oder Tigerfell um
die Taille. Im Hause tragen die Frauen, und besonders die Mädchen,
als einzige Bekleidung eine breite Lederbinde um die Hüften, die, unten
ausgefranzt, bis auf die Knie fällt und der Keuschheit möglichst Genüge
thut. Doch dem Fremden gegenüber treibt sie das Schamgefühl dazu, ihr
Antlitz zu verhüllen – das Uebrige hat Nichts zu sagen.
Sie kauern, von Kindern umringt, auf den Thürschwellen, trillern
und fingen. Sind es Liebeslieder? vielleicht! Doch meistens sind es Kriegs-
gesänge und Gebete, von denen kein Mensch ein Wort versteht. Sogar
hier, unter den armen Bergbauern, sind die Frauen voll Begeisterung für
die Kriegshelden, und tanzend schwingen sie stolz den Degen bei der Leiche
und am Grabe selbst derer, die gar nicht im Kampfe gefallen sind.
Das ist die Schwäche, die zur Kraft empor blickt; es ist das unter-
drückte Geschöpf, das in seiner Zurücksetzung nach Ruhm und Pracht ver-
langt, sich nach dem Rausch der Sinne sehnt, einem natürlichen Beschützer
huldigt, den Heldenmuth bewundert und beneidet.

<"page82">

Herrliche Sinnbilder enthalten die schwungvollen Dichtungen: die Blitze,
welche die brausenden Ströme erleuchten; die von der Feuersbrunst um-
züngelten Berge; das Roß, das schäumend über die Abgründe galoppiert;
die goldschillernden Grüfte; die Geister, die vom Zenith die Stürme über
den Erdball wehen; die Gazellenaugen der Mädchen, der Liebe und Tod
spendenden.
Nach besserer Kenntniß der tigréischen Sprache, welche bei den Maria
wie fast in allen Stämmen gesprochen wird, darf man auf eine Uebersetzung
dieser Dichtungen hoffen, in denen die großartigen Naturschönheiten auf
hochpoetische Weise verherrlicht werden, was für das vergleichende Studium
der verschiedenen Menschenraffen äußerst interessant sein dürfte.
Die Mädchen werden sehr strenge gehalten. Neuerdings noch wurde
die Tochter eines Nobile jammt ihrem Geliebten und dem Kinde zum
Tode verurtheilt. Doch dieses grausame Verfahren wird immer seltener,
denn die Sitten werden milder, der Stolz der Adligen, der Kastengeist
nimmt ab, und die verirrten Mädchen lernen jetzt die Straße nach
Cheren kennen, wo man der Göttin Venus nach Belieben huldigen darf,
ohne geschändet zu sein.
Und während man die Jungfrau nach einem einzigen Fehltritt tödtet,
werden die Freudenmädchen in Ehren gehalten.
Dem Gesetze des Korans nach darf der Mann vier legitime Frauen
ehelichen und für sein Privatvergnügen so viel Concubinen halten, wie ihm
beliebt. Doch dieser Luxus, der auch in Afrika wie überall Familienzwist
nach sich zieht, verbietet sich durch den Mangel an Geld.
Die Ehescheidung besteht bei den Maria wie bei den Bogos und bei
anderen vom Hochgebirge herstammenden Stämmen. Hier beruht die
Scheidung auf gegenseitiger Forderung und zieht keine anderen Folgen nach
sich; nach Verlauf eines Jahres darf die Frau eine zweite Ehe eingehen.
Bei den Bogos ist das Gesetz härter: Die Frau wird zweimal unter
das eheliche Dach zurückgeführt und hat nach der Scheidung kein anderes
Recht, als das auf ihren Säugling.
Die Frau ist Herrin im Hause, und die armseligen Geräthchaften sind
ihr Eigenthum; nicht aber die Hütte, wie bei den Beni-Amar, wo man
durch Uebergabe der Hütte an die Frau dem Begriff der Häuslichkeit huldigt.
Auch hier, wie überall und zu allen Zeiten, ist die Frau die Quelle
vieler geheimer Dramen und Anlaß zu fortwährenden Feindseligkeiten zwischen
den Tribus; in ihrer Hand liegt Eintracht oder Blutvergießen.
In der Jugend ist die Afrikanerin schön. Ihre, durch keine Kleidung
eingezwängte Gestalt entwickelt sich naturgemäß, was ihrer Haltung, ihrem
Gang anmuthige Bewegungen giebt. Hände und Füße sind klein, die
Gesichtszüge oft lieblich; die Bewegungen des langen Halles gleichen denen
eines Schwanes, und die volle starke Büste scheint das Werk eines Bild-
hauers.
-
-
.-

<"page83">

Mit folgenden Worten schildert ein von einem Streifzug heimkehrender

Maria das Begegnen mit einer Schönen:
„Das Mädchen kam mir entgegen; wie fließender Aether wallte das
Haupthaar, und sie schüttelte die Mähne wie ein Dongolawi-Roß. Ihr
Schwanenhals, die glänzenden Flechten, die großen weitgeöffneten Augen
berauschen den Mann.“
Es heißt, diese Frauen seien schmeichlerisch, doch nicht leidenschaftlich.
In ihren Geberden sind sie lüstern. Jede Beschäftigung wäre für eine
Frau besseren Standes entehrend; überall findet man eine Magd, die das
Waffer trägt, melkt, die Durra zermalmt, die, mit Milch und Butter gut
zubereitet, ein leckerer Biffen ist.
Für die Wäsche sorgen die Männer, indem sie das Zeug in Wasser
werfen und mit den Füßen darauf stampfen.
Kaum sind die Kinder der Brust entwöhnt, wälzen sie sich in Staub
und Sand, ohne daß sich Jemand um sie kümmerte, während die Mutter
auf dem Angarab ruht, indolent, gedankenlos, schwatzend.
Doch die Gazellenaugen brennen, und unter ihren Zeugflicken zittert
die Wollust, die sich in ihren katzenartigen, schlangenhaften Bewegungen verräth,
in ihren Gesängen, ja, sogar in der Art, wie sie leicht und lose die breite
Schärpe um die schön entwickelten Hüften schlingen.
Ueberall ist das Weib gefallsüchtig, und hier besitzt es kein anderes
Mittel, dem Manne zu gefallen, als das, eine Sinnlichkeit zu reizen.
Wo wäre die Anregung, die im Geiste dieser Geschöpfe einen höheren
Gedanken erwecken könnte? Wie wirkt die Außenwelt auf sie ein? Welche
Hirngespinnste mögen in ihren Sinnen sich regen?
Ueber ihnen wölbt sich der von Felsspitzen getragene tiefblaue Himmels-
dom; das Land der Hababs, Bogos, Beni-Amar bildet die Grenze ihres
Weltreichs; Legenden von Ungeheuern und Dämonen beleben ihre Phantasie,
keine religiöse Lehre, keine Moral reinigt die Seele. Sie leben mit der
Natur, singen wie die Vögel, sorglos wie diese um den nächsten Tag. Frei
von allen durch die Civilisation bedingten Sorgen und Bedürfnissen, frei
von jedem Kampf und Streben, vegetieren sie in einer ihnen selbst unbe-
wußten Resignation, ohne unter ihrem freudeleeren Dasein, ihrem harten
Loos zu leiden. Kein Verlangen nach Genuß und Lebensfreuden zehrt in
ihnen; ihr Leben schleppt sich hin, in erdrückender Monotonie, in einem
gleichmäßigen Klima, das hin und wieder durch tosende Wolkenbrüche unter-
brochen wird, bis auch für sie die ewige Nacht sich niederlenkt und –
Alles ist zu Ende!

<"page84">

Carl Reinecke.

Von
MPilhelm Henzen.
– Leipzig. –

inem Nestor der deutschen Musik, der, aus der Schumann-Mendels-
sohn'schen Aera hervorgewachsen, noch in ungeschwächter Freudig-
A- keit des Schaffens und Wirkens unter uns weilt, dessen meister-
haften Claviervorträgen, besonders der Werke eines Mozart und Schumann,
Nord und Süd unseres Vaterlandes innig entzückt gelauscht hat und noch
gegenwärtig lauscht, kann ein Blatt von der Bedeutung dieser Monatsschrift
eine herzliche und wohlverdiente Würdigung um so weniger vorenthalten,
als der 75. Geburtstag des Meisters im Jahre 1899 bevorsteht, welcher
zweifellos Veranlassung bieten wird, sich von der musikhistorischen Bedeutung
Reineckes eingehende Rechenschaft zu geben und Rückschau zu halten auf
ein an künstlerischen Erfolgen und gedeihlichem Wirken überaus reiches
Leben. Machen wir daher mit unserem Versuche einen bescheidenen Anfang
in der Hoffnung, zu umfangreicheren und gründlicheren Arbeiten zu er-
Nuuntern.
Das musikalische Talent scheint unser Meister von seinem Vater geerbt
zu haben, der anfangs in Altona und seit dem Jahre 1844 im Königlichen
Seminar zu Segeberg als Musiklehrer wirkte und unter Anderem auch einige
theoretische Werke über Clavierspiel und Harmonielehre verfaßt hat. Schon
in frühester Jugend hatte sich bei diesem das musikalische Talent gezeigt,
indem der Knabe, ohne einen Begriff vom Notenlesen zu haben, in einem
dreistimmigen Gesange die zweite Stimme übernahm und, nach dem Gehör
improvisierend, fehlerlos durchführte; und ebenfalls schon in frühester Jugend

<"page85">

offenbarte sich dieselbe Anlage bei dem am 23. Juni 1824 geborenen Sohne
Carl Heinrich Carsten Reinecke. Denn als im Vaterhause einstmals ein
Haydn'sches Streichquartett ausgeführt wurde und Niemand sich eine plötzlich
zu Gehör gebrachte Disharmonie erklären konnte, fand der Kleine die Lösung
des Räthels in einem Fehler der Violoncellstimme. Oft genug haben derlei
geringe Anzeichen genügt, um die Erziehung der Kinder in die richtige Bahn
zu leiten, wenn die Eltern deren Entwicklung sorgfältig beobachteten. Auch
Reineckes Vater zögerte nicht, mit Einverständniß der liebevollen Mutter
(Henriette geb. Wetegrove) den musikalischen Keim, den er in seines Kindes
Seele entdeckt hatte, zu hegen und zu pflegen. Er selber gab ihm vom
fünften Jahre ab Unterricht in Theorie und Praxis der Musik, und neben
den berufenen Claviermeistern der damaligen Zeit, einem Pleyl, Kuhlau,
Duffek und Hummel, neben den großen Vertretern der Kammermusik, einem
Onslow, Ries, Fesca, Schubert, Cherubini, Haydn, Mozart und Beethoven,
lehrte er den aufgeweckten und fleißigen Knaben die verwickelten Geheimnisse
des kontrapunktistischen Satzes kennen und konnte ihn nicht genug zu eigenen
Compositionsversuchen ermuntern, die schon in ihren kindlichen Anfängen
natürlichen Geschmack, Formgefühl und Sinn für Wohlklang erkennen ließen.
Bereits am 14. Januar 1836 durfte sich Carl in einem Concerte des
Altonaer Apollovereins mit dem Vortrag von Hummels Cavierstück La
sentinelle öffentlich hören lassen, und einige Wochen später spielte er eben-
dort bereits das Beethoven'schen Concert in C-dur. Kaum zum Jüngling

herangewachsen, konnte er es wagen, mit den schwierigen Aufgaben des
Mendelssohn'schen G-moll-Concertes und den Chopin’schen Variationen über
Là ci darem la mano vor das Publicum zu treten. Aber schon bald
regte sich in ihm der Wunsch, den beschränkten Gesichtskreis seiner Vaterstadt
zu verlassen und die damalige Metropole der deutschen Musik zu besuchen,
Leipzig, wo Schumann und Mendelssohn wirkten. Aber die Verhältnisse
der Eltern waren höchst bescheiden. Es wurde daher beschlossen, die Gunst
König Christians des Achten, damaligen Souveräns der Provinz Schleswig-
Holstein, zu welcher auch Altona gehörte, für den hoffnungsvollen Kunst-
jünger in Anspruch zu nehmen, damit er, mit einem Stipendium ver-
sehen, die musikalischen Wanderjahre antreten könnte.
Diese Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Schon in Kiel hatte
der Jüngling das Glück, als feinsinniger Begleiter die Aufmerksamkeit des
berühmten Geigers Ernst auf sich zu lenken, und durfte in einem eigenen
Concerte mit diesem die Kreutzersonate spielen. Auch in Kopenhagen fand
er alsbald die gewünschte öffentliche Anerkennung, und im Mai 1843 wurde
ihm zu einer weiteren musikalischen Ausbildung vom Könige ein Stipendium
verliehen, das ihn in den Stand setzte, sich zu längerem Aufenthalte nach
Leipzig zu begeben. Dort sehen wir ihn von Männern wie Mendelssohn,
Hiller, Concertmeister David alsbald so geschätzt, daß er in den Gewand-
hausconcerten rom 16. November 1844. und 25. März 1845, und zwar

<"page86">

mit schönstem Erfolge, als Clavierspieler auftreten konnte. Dennoch war
sein erster Leipziger Aufenthalt nur vorübergehend. Junge Musikanten
wollen sich die Welt ansehen, und in den Wanderjahren treibt ein un-
gestümer Drang den Kunstjünger in die Ferne. Eifrig Mitstrebende schloffen
sich an ihn an; mit Wasiliewsky, Grabau und Königslöw wurde ein
Quartett gebildet, das sich in Halle, Bremen nnd Hannover mit Ehren
hören lassen konnte. Als dann ging Reinecke concertirend nach Altona, Kiel
und wieder nach Kopenhagen, wo selbst er bis zum Ausbruche der Feind-
seligkeiten des Jahres 1848 verblieb. Im Herbste kehrte er dann nach
Leipzig zurück. Dort stand nach dem frühzeitigen Tode Mendelssohns
damals Julius Rietz an der Spitze der Gewandhausconcerte und zögerte
nicht, den so vortheilhaft eingeführten Künstler zur Mitwirkung heran-
zuziehen: bereits am 9. November trug er ein eigenes Concertstück op. 33
und einige Clavierstücke mit ausgezeichnetem Erfolge vor. Ein mehrtägiger
Besuch in Weimar brachte ihn sodann mit Franz Liszt in Berührung.
Wie dieser so völlig andersgeartete Geist über Reineckes Künstlerschaft
dachte, wird zu erfahren um so mehr interessieren, als man jetzt geneigt ist,
anzunehmen, es handle sich zwischen Beiden um einen unüberbrückbaren
Gegensatz. In einem Artikel des Pariser Journal La Musique schreibt
der große Titan des Claviers:
„Mr. Reinecke est un pianiste des plus distingués. D'un carac-
tère dont la douceur semble étre la seule expansion, il apporte
dans son art le sentiment intelligent et profond plutôt qu'agissant
de Schiller. Il prend les idées à leurs racines, mais il en connait
et les fleurs et les fruits. Nous connaissons de lui des trios, des
quatuors qui, riches de forme et élevés de sentiment, ont pour
cachet principal une allure noble et contenue.“
Bei diesen Anschauungen über Reineckes Talent trug Liszt kein Be-
denken, in einem Concerte mitzuwirken, das von ihm in Bremen gegeben
wurde und von glänzendstem Erfolge begleitet war. Auch Clara Schumann
und Jenny Lind traten ihm in Bremen nahe. Die schwedische Nachtigall
ließ ihn sogar per Estafette nach Oldenburg bescheiden, um sich von ihm
die Freischütz arie begleiten zu lassen, deren Partitur im Mittelpunkt der
norddeutschen Torfmoore nicht aufzutreiben gewesen war. Zum Danke für
eine prompte Mitwirkung erbot sie sich aus freien Stücken, in einem
zweiten Bremer Concerte mitzuwirken, das wegen kolossalen Andranges
statt in der Union im Stadttheater stattfinden mußte. Der Erfolg war
enorm, und der erzielte Reingewinn für den Concertgeber betrug beiläufig
3300 Mk. – Reinecke, dem dergleichen noch nicht vorgekommen, war über-
glücklich und ließ sich an der Verkaufsstelle die Unsumme in klingender
Münze vorzeigen, um sich von ihrem Dasein zu überzeugen. Mit seinem
Freunde Otto von Königslöw unternahm er sodann eine Kunstreise nach
Paris, wo selbst sich Beide im Salon Henry Herz hören ließen. Während

<"page87">

dieses Aufenthaltes ertheilte Reinecke auf besonderen Wunsch Franz Liszts
dessen Töchtern Blandine, der späteren Frau Olivier, und Cosima Clavier-
unterricht; auch mit Hector Berlioz trat er in Beziehung und wirkte in
dem von ihm geleiteten Philharmonischen Concerte als Solist.
Es folgt nun eine Zeit, wo unser Wandervogel bereits eine Neigung
zu größerer Seßhaftigkeit verräth, ohne sich jedoch irgendwo dauernd fesseln
zu lassen. Zunächst trat er noch im Jahre 1851 die von Hiller ihm
angebotene Stellung als Lehrer der Composition und des Clavierspieles an
der Rheinischen Musikschule in Cöln an, vertauschte diese jedoch bereits im
Jahre 1854 mit der selbstständigeren Stellung eines städtischen Musikdirectors
in Barmen. 1858 wurde er zum Universitätsmusikdirector und Dirigenten
der Singakademie in Breslau ernannt, und 1860 erging der ehrenvolle
Leipziger Antrag an ihn, die durch Julius Rietz' Weggang nach Dresden
erledigte Stellung eines Dirigenten der Gewandhausconcerte zu übernehmen.
In den neuen Leipziger Wirkungskreis, dem er jetzt also nahezu
40 Jahre lang angehört, trat er im Herbste des Jahres 1860 ein und
übernahm zur selben Zeit das Lehramt für Composition und Clavierspiel
am dortigen Conservatorium. Die für Lehrer und Schüler gleich ersprieß-
liche Thätigkeit eines Studiendirectors übt unser Meister auch gegen-
wärtig noch aus, nachdem er vor einigen Jahren von der Leitung der
Gewandhausconcerte zurückgetreten ist, die, wie bekannt, seitdem Herrn Kapell-
meister Arthur Nikisch anvertraut wurde. Es verdient hier noch besonders

hervorgehoben zu werden, daß Reinecke gelegentlich der im Jahre 1884 erfolgten Uebersiedelung der Gewandhausconcerte in das neue prachtvolle Gebäude und des dort von ihm geleiteten Eröffnungsconcertes von der Leipziger Universität zum Doctor honoris causa ernannt worden ist.
Ueberdies wurde ihm vom König von Sachsen der Titel eines Professors verliehen, und die Akademien der Künste in Berlin und Stockholm machten ihn zu ihrem Mitgliede.
Versuchen wir nun zunächst in allgemeinen Umrissen ein Charakterbild unseres Meisters zu entwerfen!
Wir haben in Carl Reinecke einen Musiker vor uns, der sein Talent auf den verschiedensten Gebieten einer Kunst bethätigt und kaum ein Feld unangebaut gelassen hat, das innerhalb des ausgedehnten Reiches der Polyhymnia gelegen ist. Schon dieses Einheimischein in allen Provinzen seiner Kunst läßt darauf schließen, daß Reinecke kein Tonsetzer ist, der durch großartige Einseitigkeit fesseln und festhalten will, wie so manche Künstler, die sich auf irgend ein Genre capriciren und in diesem den höchsten Gipfel der Virtuosität erreichen. Es fehlen ihm die geistigen Scheuklappen, die man tragen muß, um den Blick nicht offen und frei nach allen Seiten hin schweifen zu lassen. Jedes Feld einer Kunst, auf welchem schöne Früchte gezeitigt worden sind, wird von ihm mit Freuden in einer Berechtigung und Eigenart gewürdigt und selbstständig cultiviert. Er ist einer

<"page88">

von denen, die lieber anerkennen, als verkennen, die lieber freundlich entgegenkommen, als sich hartnäckig verschließen. So schafft er auf allen Gebieten das Entsprechende und Naturgemäße; aber wie er sich in keinem verschanzt, so sucht er auch keines über seine Grenzen hinaus zu erweitern, sondern achtet den status quo des Musikreiches und läßt ihn bestehen, wie er ihn vorfindet.
Daraus ergiebt sich, daß ihm das Gewaltthätige und Ueberwältigende völlig fern liegt; denn er ist, wie Goethe, eine „conciliante“ Natur, und wie dieser das Tragische immer abzumildern gesucht hat, wenn er gezwungen war, es zu behandeln, so löst sich bei Reinecke das Erschütternde in's Rührende und Elegische auf. Er will nicht verdutzen, betäuben, zerschmettern; er will uns nicht außer uns versetzen, sondern uns bei klarem Bewußtsein bleiben lassen. Kurzum, er ist kein Darsteller des Erhabenen, sondern des Schönen und Anmuthigen. Wenn er anstatt eines Musikers ein Maler wäre, so würde er es lieben, uns in eine liebliche, von sanften Hügeln umgebene Gegend zu versetzen, die mit grünen Matten bedeckt, von murmelnden Quellen durchrauscht und mit heiteren und liebenswürdigen Menschen belebt wäre. Die Berge würden sich im bläulichen Dufte der Ferne verlieren, aber keine Gletscher würden die ewigen Häupter über die Wolken hinausrecken. Wir würden das reizvolle Landschaftsbild im Sonnenschein und im Dämmerlichte der Abendstimmung zu sehen bekommen; wehmüthige Erinnerungen würden in uns anklingen und, vom silbernen Mondschein umfluthet, würden wir mit dem Künstler am Seeufer wandeln, aber die Schauer der lichtlosen Nacht würden uns erspart bleiben.
Wenn aber Reinecke ein Bildner nicht des Erhabenen, sondern des Schönen und Anmuthigen ist, so geht schon hieraus ein intimes Verhältniß zur musikalischen Form hervor. Das Erhabene geht über die Form hinaus und zerbricht sie. Das Schöne aber ist nach Schillers meisterhafter Definition ein Spielen mit der Form. Und eben dies freie Schalten und Walten über die Form ist das Charakteristische in der Musik unseres Tondichters. Reinecke führt die musikalische Form einerseits bis zur elementaren Zelle zurück, und verfolgt sie andererseits bis zu den verwickeltsten organischen Gebilden empor. Es reizt ihn ebenso sehr, im Umfang von 5 Tönen in kinderleichten Sächelchen künstlerischen Eindruck zu erzielen, wie er die schwersten contrapunktischen Kunststücke mit dem Anschein größter Leichtigkeit – gleichsam spielend – zu bewältigen liebt. Dort wird das Leichte durch die Anmuth der Form gehoben, hier wird dem Schweren durch eben dasselbe Mittel die Schwerfälligkeit genommen. Indem die Form mit sich selber spielt, behauptet sie allerdings den Vorrang vor dem Inhalt, aber sie ist deshalb nicht inhaltslos. Den Inhalt bildet das zu Grunde liegende und durch Imitationen weiter entwickelte Motiv, er ist dem zu Folge von rein musikalischer Natur, kein poetisches Bild, keine Anschauung der Phantasie, kein zum Tönen gebrachter Gedanke.

<"page89">

In Folge der durch Meyerbeer und Wagner bis zum äußersten Maße gesteigerten Ausdrucksfähigkeit der dramatischen Musik hat man geglaubt, einen bestimmten poetischen Inhalt auch mit der reinen Instrumentalmusik verbinden zu sollen, und so sind nach dem Vorgange Franz Liszts eine Reihe von Tondichtungen entstanden, die aus der Musik eine bloße akustische Illustration zu einem innerlich erschauten Bilde oder gar einem philosophischen Gedanken machen. Diese Richtung hat zur Folge, daß das große Publicum sich immer mehr versucht fühlt, dem musikalischen Kunstwerk einen poetischen Inhalt unterzulegen, an den der Componist nicht entfernt gedacht hat. Wie die Genremalerei den Beschauer verführt, eine Geschichte in das Bild hineinzudenken und gleichsam mit den Augen zu hören, was in dem Gemälde vorgeht, so veranlaßt die Programmmusik den Zuhörer, mit den Ohren sehen zu wollen. Dadurch entsteht eine beständige Unruhe zwischen den beiden Sinnen, und der rein musikalische Genuß geht darüber verloren.
Das Schlimmste aber ist, daß auch unsere alten Meister, die nur in seltenen Fällen eine poetische Anschauung musikalisch illustriert haben, dieser falschen Auffassung des Publicums begegnen, wodurch der Eindruck, den sie hervorzubringen beabsichtigt, verfälscht wird.
Auch Reinecke würde man großes Unrecht thun, wenn man den rein musikalischen Charakter einer Compositionen unter dem Versuche poetischer Deutung leiden lassen wollte. Allerdings ist die Themenbildung selbst eine charakteristische und verweist demgemäß auch häufig auf Etwas, das außerhalb des rein

musikalischen Gebietes liegt, so besonders in den Ouverturen und Charakter-
stücken. Aber die Entwickelung der Motive ist eine rein musikalische, und
man würde deren Natur vollständig verkennen, wenn man die einzelnen
Stadien einer poetischen Deutung unterwerfen wollte. Die Verarbeitung
der Motive richtet sich vielmehr im Rahmen der überlieferten Sonaten-,
Lied- oder Rondoform nach den Gesetzen der musikalischen Oekonomie.
Und hier haben wir in Reinecke einen Meister zu bewundern, dessen Kunst
mit geringen Mitteln. Großes zu erreichen versteht. Wie in aller Kunst,
so darf auch in der Musik dem Zwecklosen und Ueberflüssigen keine Statt
gegeben werden. Jedes einmal angeschlagene Motiv wird vielmehr für
werth erachtet, künstlerisch ausgebaut zu werden, und selbst eine anfangs
belanglos erscheinende Begleitungsfigur kann im Laufe der Entwickelung zu
einer ungeahnten Bedeutung gelangen. Diese Sparsamkeit ist ebenfalls eine
Folge der feststehenden Form, die nur eine bestimmte Fülle in sich zu faffen
vermag und durch ein Mehr von Inhalt zerspringen würde.
Aber das bisher Erörterte kann uns keine Klarheit darüber verschaffen,
worin die musikalische Eigenart Reineckes liegt. Denn auch ein gänzlich
unorigineller Künstler könnte die Vorzüge der Formbeherrschung und Oekonomie
aufweisen. Worin liegt der springende Punkt der musikalischen Individua-
lität Carl Reineckes? Und wenn eine solche vorhanden, wie ist sie zur
Blüthe und Reife gekommen?

<"page90">

Die ganze Natur unseres Meisters schließt von vorne herein eine Ent-
wickelung aus, die etwa mit einer umwälzenden That von epochemachender
Bedeutung begonnen hätte, mit einem op. 1 von der Bedeutung des
Schubert'schen Erlkönigs: Reineckes Entwickelung ist eine ordnungsgemäße,
wir möchten sagen, naturgemäß-methodische gewesen. Es kann daher nicht
Wunder nehmen, daß er sich in jugendlichem Alter unbefangen den Ein-
flüffen hingegeben, die damals in Folge des Wirkens und Schaffens hervor-
ragender Meister lebendig waren. Nicht in gewaltthätiger Weise setzt sich
Reinecke diesen Einflüssen, die auf ihn eindringen, entgegen, sondern er
schmiegt sich mit liebenswürdiger Empfänglichkeit ihnen an und steht zunächst
unter dem Banne derjenigen beiden Tonmeister, deren Vorherrschaft in den
vierziger Jahren über die aufstrebende musikalische Jugend eine unbe-
strittene war, Mendelssohns und Schumanns.
Die Bedeutung Mendelssohns für die deutsche Musikgeschichte ist eine
Zeit lang eben so sehr übertrieben worden, wie man sie späterhin unterschätzt
hat. Durch die Klarheit und Uebersichtlichkeit einer Formgebung, die ein-
schmeichelnde Melodik und leichte Erinnerbarkeit einer Themen, durch die
Durchsichtigkeit einer Entwickelungen und Durchführungen ist er in über-
raschendem Maße schnell populär geworden. Aber in Folge der häufigen
Wiederholungen gewisser Lieblingswendungen ist er von Manieriertheit keines-
wegs freizusprechen, das Gemüthvolle wird oft bei ihm zur weichlichen
Sentimentalität, wodurch er zum Liebling der clavierspielenden Backfische
geworden ist, und das Leidenschaftliche erscheint bei ihm oft nur als die
bekannte Unruhe, die durch Lebhaftigkeit ersetzen will, was ihr an großem
Zuge fehlt. Gleichwohl bildet er ein nothwendiges Moment in der deutschen
Musikgeschichte. Es wird ihm ewig unvergessen bleiben, wie er sich mit
seinen Liedern für eine und mehrere Stimmen in die Seele des deutschen
Volkes hineingesungen, wie er Johann Sebastian Bachs Matthäuspassion
zu neuem Leben erweckt und in seinem Paulus und Elias den Stil des
Oratoriums dem modernen Empfinden geschmackvoll angenähert hat. Eine
feine, elegante, mozartähnliche, aber etwas schwächliche Gestalt, schließt er
sich der Versammlung der Großen auf dem Parnaffe der Musik in einiger
Entfernung an, und wenn man ihn selten (dann aber aufrichtig, in einer
Sommernachtstraum-Musik) bewundert, so wird man ihn um so öfter lieben.
Diesem liebenswürdigen Meister verdankt Carl Reinecke wohl in erster
Linie die Glätte und Gefeiltheit einer musikalischen Form und die meister-
hafte Beherrschung aller der Schwierigkeiten, welche sie darbieten kann.
Seine Natur unterscheidet sich zwar von der dieses Meisters in sehr be-
merkenswerther Weise durch einen fast gänzlichen Mangel weichlicher Sen-
timentalität in Folge eines berechtigten Maßes norddeutscher Nüchternheit,
aber sie kommt ihr insofern entgegen, als ihr dieselbe sonnige Heiterkeit,
Einfachheit und Natürlichkeit zu Grunde liegt. Auch gewisse äußerliche An-
klänge an die Tonsprache des Meisters lassen sich in den Jugendjahren nicht

<"page91">

verkennen. Aber was wollen überhaupt in der Musik die sogenannten
Reminiscenzen besagen? Es kommt immer darauf an, wie eine Wendung
musikalisch gemeint und verwandt worden, nicht wie sie buchstäblich ge-
schrieben ist. Auch bei Schiller und Goethe wird man zahlreiche Gedanken
nachweisen können, die sich schon bei anderen Meistern vorfinden. Es kommt
eben darauf an, welche Stellung sie bei ihnen im geistigen Zusammenhang
einnehmen. Nur vom Musiker wird eine absolute Originalität verlangt,
weil jeder Anklang dem eitlen Reminiscenzenjäger als leichte Beute in die
Ohren fällt und er sich wunder wie viel auf einen Spürsinn zu Gute
thut. Uebrigens hat sich Reinecke von Jahr zu Jahr mehr von gewissen
Einflüssen der Mendelssohn'schen Melodieführung freigemacht, und endlich
war es nur noch der Geist dieser Musik, wie wir ihn oben gekennzeichnet
haben, der in seinen Werken eine selbstständige Weiterentwickelung erfahren hat.
Wenn Mendelssohn vornehmlich einen Einfluß auf die Form der
Reineckeschen Musik ausgeübt hat, so ist Schumann fraglos mitbestimmend
gewesen bei der Ausbildung von deren Inhalt. Und zwar ist es ersichtlich
die romantische Stimmungsmalerei, deren duftige Farben auf den Reinecke-
ichen Tonbildern zu Tage treten. Aber sofort ist hier auf einen gewichtigen
Unterschied zwischen den beiden Meistern aufmerksam zu machen. Schu-
mann hat eine Neigung zum Verträumen und Verbrüten, die oft so stark
hervortritt, daß „der Farbe der Gesundheit des Gedankens Bläffe ange-
kränkelt wird,“ und der Tact, den wir den Pulsschlag der Musik nennen

können, darüber in die Brüche zu gehen scheint. Seine Vorliebe für Accent-
verrückungen und Synkopen führt gelegentlich so weit, daß das consequente
Festhalten an der tactwidrigen Betonung wieder zum regelmäßigen Tacte
zurückführt, bis ein nachklappendes Achtel anstatt des erwarteten Viertel
uns über unsere Täuschung aufklärt. Derlei ungesunde Grillenfängerei liegt
Reinecke völlig fern; bei ihm fehlt die Synkope zwar auch nicht, aber sie
tritt meistentheils auf als ein musikalisches Symbol zurückgehaltener Kraft.
Auch verzerrt sich bei ihm das Romantische niemals zum fratzenhaft Phan-
tastischen und grauenhaft Gespenstischen, und Schumanns Vorliebe für
E.T.A. Hoffmanns unheimliche Spukwelt ist ihm fremd, er kann sich ihr
nur auf dem freien Gebiete des Humors nähern.
Oft will es bei Schumann so scheinen, als ob die Romantik in ihrem
Bestreben, der Musik eine poetische Unterlage zu geben, ihn verführt habe,
einen ganz bestimmten Inhalt mit einer Musik zu verbinden. Aber dann
handelt es sich fast immer darum, der kindlichen Einbildungskraft eine
Stütze zu geben und ihr den Vortrag der betreffenden Tonstücke zu erleichtern.
Auch Reinecke verschmäht dieses Mittel nicht, diese Einbildungskraft durch
dasselbe Mittel flügge zu machen. Wir würden aber auch bei ihm ver-
gebens versuchen, den Inhalt der genrehaften Ueberschriften im
Einzelnen zu verfolgen, sondern uns bald davon überzeugen, daß zwar das
Thema der Ueberschrift entsprechend, also charakteristisch gestaltet ist, die

<"page92">

Entwickelung des Grundgedankens aber auf rein musikalischem Wege
erfolgt ist.
Sind Einflüsse von Schumann und Mendelssohn in Reineckes Musik
zweifellos nachweisbar, so geht deren Eigenart aus der Art und Weise
herror, wie er diese Einflüsse miteinander verschmilzt. Die sonnige Heiter-
keit und Klarheit, die spielende Formbeherrschung und Leichtigkeit Mendels-
johns geht mit dem tiefgemüthvollen Stimmungsgehalt der Schumann'schen
Musik eine Verbindung ein, wie zwei Elemente, die in ihrer gegenseitigen
chemischen Durchdringung zu einem neuen, mit individuellen Eigenschaften
und Wirkungen ausgestatteten Körper zusammenwachsen.
Aber zum Eigensten der Reineckeschen Musik gelangen wir auf diesem
Wege nicht. Wollen wir es erfassen, so müssen wir uns nochmals einer
Vorliebe für das Einfache, für das Natürliche erinnern. Wo ist das
Natürliche unverfälschter und quellfrischer zu finden, als in der Kindheit?
Daraus ergiebt sich das intime Verhältniß von Reineckes Musik zum kind-
lichen Gemüthsleben und zur kindlichen Einbildungskraft. Er zaubert uns
mit den reinen und unschuldigen Klängen seiner Leyer in ein Paradies
zurück, das weit hinter uns liegt, aber nicht, indem er, die Thräne der
Wehmuth im Auge, zurückblickt, sondern indem er in sich und uns die reine
Natürlichkeit und Heiterkeit zu neuem Leben erweckt. Daher seine Vorliebe
für die poetische Lieblingsnahrung der Kinderwelt, für das Märchen, das
kein deutscher Meister so lieb und herzig in Töne zu übertragen gewußt
hat, wie Reinecke. Daher aber auch das fröhliche Lachen, das uns so oft
aus seinen Klängen entgegenschallt, daher der liebenswürdige Humor, der
sich in drolligen Einfällen nicht genug thun kann, wenn es gilt, die
Phantasiewelt der Kinder in Tönen zu übertragen. Diese Vereinigung von
höchster Meisterschaft in Beherrschung und Ueberwindung aller Schwierig-
keiten seiner Kunst mit der Liebe zur einfachsten Harmlosigkeit und Kind-
lichkeit werden wir bei keinem anderen Meister antreffen. Hier tritt das
Profil einer Kunst am unverkennbarsten und eigenthümlichsten hervor.
Wollten wir uns zum Schluffe die Individualität des Meisters durch
Heranziehung von Vergleichen näherbringen, so mag man ihn in Anbetracht
einer überlegeren Formbeherrschung mit Platen in Parallele stellen, dessen
kalte Künstlichkeit ihm indessen nicht zum Vorwurfe zu machen ist, während
Paten der Sinn für das Volksthümliche vollständig fehlt. Der Inhalt
seiner bedeutenderen Tongemälde kann dazu führen, ihn Eichendorff an
die Seite zu stellen, und wie dieser ist er ein Ausläufer der Romantik.
Seine Fähigkeit aber, die Poesie der Kindheit in Tönen wiederklingen
zu lassen, verschafft ihm den Ehrentitel eines „Andersen der deutschen
Musik“..
Wenn wir uns nun über das von Reinecke auf allen Gebieten seines
Winkens Geschaffene und Geleistete Rechenschaft geben wollten, so würden
wir eine Thätigkeit als eine vierfache zu bezeichnen und den Meister zu

<"page93">

betrachten haben als Selbstschöpfer, als Ausführenden, als Dirigenten und
als Lehrer. Aber wir müssen uns hier begnügen, nur den schaffenden
Künstler kennen zu lernen, und auch auf diesem Gebiete ist die Thätigkeit
Reineckes eine so umfangreiche, daß es den uns zugemessenen Raum
und den Charakter dieser nicht wesentlich musikalischen Monatsschrift über-
schreiten würde, wenn wir mit einer auch nur annähernden Gründlichkeit
das Vierteltausend seiner Compositionen einer kunstkritischen Betrachtung
unterziehen wollten. Wir können daher nur auf das besonders Hervor-
ragende aufmerksam machen und beginnen mit denjenigen Werken, deren
Bekanntschaft den clavierspielenden Lesern und Leserinnen dieses Blattes
von Interesse sein wird.
Die Schreibweise Reineckes für das Clavier ist im Allgemeinen eine
mittelschwere, doch wird die genaueste Beobachtung der Vortragszeichen und
die feinsinnigste Abtönung des Vortrags selbst erfordert. Von den in Be-
tracht kommenden Tondichtungen heben wir hervor die Kleinen Charakter-
stücke op. 13, mit der zierlichen Filigranarbeit der Arabeske und die
Phantasiestücke, op. 17, darunter die leichthin geworfene Federzeichnung
„Kleiner Schalk“ mit überaus sprechendem Motiv. Von den Liedern
der Nacht, die den Einfluß Mendelssohns nicht verkennen lassen, empfehlen
wir besonders Nr. 3, eine Art phantastischer wilder Jagd.
In dem Neuen Notenbuch, op. 176, finden wir graziöse, fein-
gearbeitete Nippes, besonders Damen aufs Pult zu legen. Op. 219 enthält

ein Phantasiestück voll feurigen Aufschwungs, eine anmuthige Balljcene
und ein rhythmisch eigenartiges Albumblatt.
Anspruchsvoller in Bezug auf die Technik sind die Nocturnos,
op. 69, 149 und 157, deren Melismen hin und wieder an Chopin ge-
mahnen, die schwärmerisch weiche Gondoliera, op. 113, mit dem in-
structiven Terzen- und Sechstenwechsel, die Bilder aus dem Süden,
fein ciselierte Bijous, aus Spanien und Italien importiert, darunter ein
Bolero voll rhythmischer Pikanterien und die beiden Balladen, op. 20
und op. 215; die erstere eine weltbekannte Tondichtung und ein hoch-
elegantes, pianistisch außerordentliches dankbares und doch nicht allzu schweres
Werk. Das feurige Tonstück – als Ballade ersichtlich epischen Inhaltes –
scheint von dem Auszug eines ritterlichen Geistes in die Welt des Ruhmes
zu künden. Weicher, spielerischer Genuß sucht ihn wiederholt vom Betreten
der glanzvollen Laufbahn abzuhalten, doch vergebens! Feierliche Klänge
mahnen an eine ideale Aufgabe, welche schließlich zu stürmischer und kriegeri-
icher Bethätigung führt.
Von den Clavierstücken in strenger Form machen wir namhaft die
Fughette in op. 13, in welcher das Thema von einem Schumannisch an-
muthenden Phantasietheil abgelöst wird, wie es denn Reinecke überhaupt
liebt, dem gebundenen Charakter der Fuge einen freieren Gegensatz zu geben,
und zum Beispiel in seiner letzten Serenade eine Fuge in einen Walzer

<"page94">

übergehen läßt. Eine – besonders in der Vocalmusik – von ihm bevor-
zugte Form ist der Kanon, dieses einzige Kunstgebilde strengen Stiles, das
sich einer Art Volksthümlichkeit erfreut. (O wie wohl ist mir am Abend,
Studentenkanons.) Solche Bildungen treten uns entgegen in op. 48, 77,
129 und besonders reizvoll in dem Scherzo für zwei Claviere, das
durchweg als Kanon im Einklang gearbeitet ist. Wir schließen die
Gavotten op. 123 (ein schönes Stück von behäbiger Breite) und op. 129
an, die schwere Toccata op. 113 mit einem Alto ostinato im Trio, und
das dankbare Vortragsstück der Toccatina (Ich hör' meinen Schatz).
Op. 123 enthält außerdem ein schweres Präludium von hinreißendem
Zuge, eine empfindungsvolle Air, eine charakteristische Musette und die
meisterhaft gearbeitete Chaconne (Variationen über ein Tema ostinato, ein
sehr gediegenes Werk, das die reichste Mannigfaltigkeit des Vortrags er-
fordert. Ein entzückendes Thema von feierlicher Grazie bietet auch die von
Reinecke bearbeitete Chaconne aus der Königin von Golkonda von
Monsigny. Endlich sind die Variationen über Themen von Bach,
Händel, Gluck, Mozart, Beethoven schlagende Beispiele für die von Reinecke
mit besonderer Meisterschaft geübte Kunst, einem fremden musikalischen Ge-
danken immer neue und überraschende Wendungen zu geben, ohne deshalb
gegen den Charakter des Meisters, der ihm den Gedanken geliefert, jemals
zu verstoßen.
Aus der stattlichen Reihe der vierhändigen Clavierwerke heben wir nur
heraus den schalkhaften „Nußknacker und Mäusekönig", mit der
„Automatenmusik", der verstimmten Spieluhr, die abläuft und wieder auf
gezogen wird, und dem Kanonischen Schäferballet, und das köstliche „Jahr-
marktsfest von Plundersweilern", mit all seinem bunten Treiben, der
geräuschvollen Marktschreierei, der naiven Marmotte, dem Orgeldreher, der
sein Leiblied: „Schier dreißig Jahre bist Du alt" erschallen läßt, und rings
umher die hüpfende kreischende Kinderlust.
Der musikalischen Heranbildung der clavierspielenden Jugend sind
u. A. gewidmet die op. 47, 98 und 136, die eine Entwickelung der Sonaten-
form aus dem Ei bis zur Reife des fertigen Organismus darstellen, die
Miniaturfonaten op. 213, die hübschen Stimmungsbilder aus der
Jugendzeit und die Grüße an die Jugend, op. 236, darunter ein
Funkensprühen, das mit den einfachsten Mitteln die lebhafteste coloristische
Wirkung erzielt.
Auf dem Gebiete der Kammermusik wird die allmähliche Befreiung
Reineckes von fremden Einflüssen am deutlichsten. In seinem ersten
Clavier-Quartett (op. 34) finden wir in dem synkopischen Thema Schumann,
in der Wiederholung derselben melodischen Phrase innerhalb eines Themas
Mendelssohn wieder. Auch der Seitensatz des Finales verweist unverkennbar
auf Schumann. Im Es-dur-Streichquartett sind gewisse nordische
Wendungen bemerkenswerth, die zweifellos auf Gade zurückgehen. Es ist

<"page95">

der Hauch der neuen Leipziger Atmosphäre, der uns aus diesen Arbeiten
entgegenweht. Die bedeutendsten Schöpfungen Reineckes auf diesem Gebiete
find das Claviertrio in A-moll mit weitausgreifendem Hauptthema
und eigenthümlich wiegendem Seitensatz, einem geheimnißvoll arbeitenden
Scherzo, einer echten Cellomelodie im Adagio und einem capriciösen Finale,
dessen Seitensatz von feuriger Rhythmik, und das Clavierquintett in
As. In diesem ist das erste Thema der auseinandergelegte Accord der
Tonica, der Gesangssatz ein diatonisch-ansteigendes Tonleiterthema. Das
Andante ist im älteren Stil gehalten, die Variationen sind zum Theil
kanonisch. In dem zierlichen Scherzo fällt das Trio diatonisch herunter.
Dagegen steigt nach der kräftigen Rhythmik des Finalethemas das Thema dia-
tonisch hinauf. Von seinen anderen Kammermusikwerken nennen wir hier
noch das herrliche C-dur-Quartett und das Octett für Flöte, Oboe,
2 Clarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte.
Mit seinen Liedern hat sich Reinecke ins Herz aller musikalisch fein-
gebildeten Kreise gesungen, und keine noch so tumultuöse Bewegung, die
sich zum Ziel setzt, die ernste Lyrik des Gesanges in abrupte Dramatik auf
zulösen, wird ihn daraus vertreiben. Wer kennt nicht den reizenden „Schelm"
und den mondscheinduftigen „Abendreihn"? Das sind Liederblüthen, die
nicht verwelken werden. Einen wahren Schatz an Unschuld, silberhellem
Lachen und drolligem Humor enthalten die in sechs Sprachen übersetzten
Kinderlieder. Dergleichen kann nur ein Meister zu Stande bringen, der

sich selbst eine kindlichfrohe Seele bewahrt hat. Wenn uns in diesen Liedchen
die einfachsten Elemente der musikalischen Schönheit dargeboten werden, so
überraschen uns in den Kanons für 2 und 3 weibliche Stimmen (op. 100,
156, 163) und den Männergesängen (op. 62, 103,140) die verwickeltsten
Organismen, ohne uns ihre Schwierigkeit ahnen zu lassen, so lange wir unter
dem Zauber ihrer Anmuth stehen. An umfangreicheren Compositionen für
Männergesang schuf Reinecke ein kerniges Schlachtlied op. 56, ein
feierliches volksthümliches Te deum und das theils im Cantaten-, theils im
Oratoriumstil gearbeitete Gesangswerk „Hakon Jarl“, das vermöge der
wirkungsvollen Gegensätze des altnordischen Heidenthums und der eindringen-
den neuen Lehre Jesu Christi und dem dramatischgesteigerten Ausdruck einer
mächtigen Wirkung gewiß sein kann und nach zahlreichen Aufführungen in
Deutschland bis über den Ocean gedrungen ist.
Die reizvollsten Chorwerke entstanden indessen erst, als es Reinecke
gelang, den ihm inne wohnenden Hang zur Romantik mit einer Liebe zur
Kindlichkeit künstlerisch zu verschmelzen und der Tonkunst in den von ihm
erfundenen Märchendichtungen ein neues Gebiet zu erschließen. Gedenken
wir dieser lieblichen, vom Sonnenschein des reizendsten Humors verklärten
Schöpfungen, wie Dornröschens, Schneewittchens und der Wilden
Schwäne, so wollen wir auch der für die Jugend geschaffenen zierlichen

<"page96">

Märchenopern nicht vergessen, wie Glückskind und Pechvogel und
Die Teufelchen auf der Himmelswiese.
Wenn wir diese anmuthigen Gebilde mit Humperdincks Hänsel und
Grethel in Vergleich stellen, so werden wir nicht leugnen können, daß der
Reineckeschen Musik der Charakter einfachster Kindlichkeit weit consequenter
gewahrt geblieben ist, als der gelegentlich in schwerstem Meistersingerstil
einherschreiteneen Humperdinc'schen Tondichtung, deren Kindlichkeit eigentlich
mehr in dem verwendeten Material leitmotivischer Volksliedthemen, als in
dem Stile beruht, in dem sie polyphonisch verarbeitet worden sind. Man
sollte daher wohl einmal den Versuch machen, eine dieser Reinecke’schen Kinder-
opern etwa als musikalisches Weihnachtsspiel auf die Bühne zu bringen.
Die Kleinen würden jenenfalls nicht genöthigt werden, eine Musik zu ver-
dauen, der ihr Magen nicht gewachsen wäre.
Dem Orchester näherte sich Reinecke zunächst vorsichtig mit einem
Soloinstrumente. Außer dem Concertstück, op. 33, mit dem pathetischen
Hauptthema und dem ernst innigen Mittelsatz von Beethoven'scher Gefühls-
tiefe, sind hier die 3 Concerte in Fis, E und C namhaft zu machen. Das
Concert in Fis op. 72 ist eine hochelegante Tondichtung, welche die glatteste
und durchgebildetste Technik erfordert. Im ersten Satz haben wir ein
Hauptthema von mächtig einschlagender Rhythmik und einen Seitensatz mit
einem Schumann würdigen träumerisch synkopierten Gesang. Das Adagio
ist eine Inspiration von tief ergreifender Wehmuth, das feurig bestimmte
Finale schließt wirkungsvoll ab. In dem Finale des E-moll-Concertes
glauben wir dagegen Mendelssohn wiederzuerkennen. Am höchsten steht das
Concert in C op. 144. Der erste Satz ist geradezu als bedeutend zu
bezeichnen. Ein weitgriffiges, machtvoll einherschreitendes Thema wechselt
mit einem schwunghaften Seitensatz, das Largo hat Beethoven'sche Weihe,
nur das Perpetuum mobile-artige Finale hat uns als Abschluß so be-
deutender Anregungen nicht ganz genügen wollen.
Von reinen Orchesterwerken erwähnen wir die Ouverture zur
Dame Kobold op. 51, voll neckischen Versteckspiels und verwirrender
Intrigue, eine zweite Figaro-Ouvertüre, prickelnd wie Champagner und
sprudelnd von Geist und Laune. Orientalisches Colorit hat die Aladin-
Ouvertüre. Von mächtiger Wirkung ist die Friedensfeier, op. 105.
Das Einleitungsmotiv scheint ein in Melodie aufgelöstes, auf- und ab-
wogendes Glockengeläute zu sein. Auf ein pomphaftes Hauptmotiv folgt
ein innig gehaltener Seitensatz. Nach einem leisen Verklingen von: „Seht,
er kommt“ und „Jauchzt, Posaunen,“ und einer in drängenden und an-
schwellenden Imitationen entwickelten Durchführung erstrahlt der Händel'sche
Preisgesang in weichem und vollem Glanze, bis plötzlich der erhabene
Hymnus: „Nun danket Alle Gott“ contrapunktistisch auf das Erschütterndste
hineinwettert, so daß wir mit einem überwältigenden Eindruck entlassen
werden. Eine durch tiefen Ernst ergreifende Composition ist das Tonstück

<"page97">

In memoriam, das Reinecke zum Gedächtniß des dahingeschiedenen Collegen
am Conservatorium, Concertmeister David, geschrieben. Nach einer trauer-
marschähnlichen Einleitung erfolgt eine schön entwickelte Fuge, die mit ein-
dringlichem Thema die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Unentrinn-
barkeit des allgemeinen Todesgeschickes zu verkündigen scheint, und daran
schließt ich als trostreiche Klage der fugierte Choral: „Wenn ich einmal soll
scheiden.“
Von Reineckes drei Symphonien ist die erste eine sonnig heitere,
temperamentvolle Schöpfung, die zweite, in C-moll, versetzt uns in's kan-
dinavische Hochland und läßt mit ihrem an die Eroica gemahnenden Haupt-
thema noch einmal das altnordische Heldenthum Hakon Jarls an uns vorüber-
ziehen. Die dritte, erst vor wenigen Jahren geschaffene, ist vielleicht als
die bedeutendste zu bezeichnen. Besonders der erste Satz mit dem macht-
vollen Hauptmotiv erzielte den tiefsten Eindruck, als das Werk vor wenigen
Jahren im Gewandhausconcert vom Meister selbst zu Gehör gebracht wurde.
An musikalischen Bühnenwerken verdanken wir Reinecke die in naivem
Mozartstil gehaltene Operette: Der vierjährige Posten mit dem harm-
losen und etwas unwahrscheinlichen Text von Theodor Körner, dem hübschen
Vedettenlied des Duval und dem die Ungewißheit der Gemüther so beredt
malenden Quartett: „Was soll er thun?“ Ferner das unterhaltende Sing-
spiel: Ein Abenteuer Händels mit der Verarbeitung des „harmonischen
Grobschmiedes“ und die dreiactige komische Oper: Auf hohen Befehl,
die das humoristisch-dramatische Talent Reineckes zur reizendsten Blüthe

bringt. Köstlich vor Allem ist die Charakterzeichnung des deutschen und
italienischen Singmeisters, die Verwerthung volksthümlicher, echt deutsch
empfundener Weisen, besonders die verschiedenen, überaus geistreichen Com-
binationen, die mit dem Liede: „Kein Feuer, keine Kohle“ vorgenommen
werden. Auch die Handlung ist im Allgemeinen eine glückliche zu nennen,
wenn sie auch von Unwahrscheinlichkeiten nicht freizusprechen ist und der
litterarische Charakter der Ovidcorrectur vielleicht der unmittelbaren Bühnen-
wirkung entbehrt. Eine unterhaltende Verwechselungs- und Verkleidungs-
komödie nicht ohne dramatische Spannung ist Edwin Bormanns „Der
Gouverneur von Tours,“ zu welcher Reinecke eine ebenso gemüthwolle,
wie geistreiche und an humoristischen Schlaglichtern reiche Musik geschrieben.
Besonders der zweite Act, der im Schulzimmer des Pensionates spielt, ist
bei allen Aufführungen des Werkes, und diese wurden überall mit lebhaftem
Beifall aufgenommen, von zündendem Eindruck gewesen. Jedenfalls beweisen
die genannten drei Werke, daß Reinecke zur Wiederbelebung des deutschen
Singspiels Hervorragendes geleistet hat, was umsomehr anzuerkennen ist,
als dies Aschenbrödel der Opernmusik im Zeitalter der Strauß, Millöcker,
Dellinger, Zeller seine Stimme nicht mehr zu erheben wagt.
Aber auch eine große romantische Oper hat Reinecke geschaffen, deren
Text ihm der feinsinnige Dichter Friedrich Röber geliefert hat: König

<"page98">

Manfred. Eine edel und vornehm angelegte Dichtung, in welcher die
dionysisch heitere Weltluft des Hohenstaufen mit dem weltbeherrschenden und
weltabgewandten Kirchenglauben in wirkungsvollen Gegensatz tritt. Schade
nur, daß diese Ghismonde über die Grenzen ihres Charakters hinausgreift
und aus der betenden Nonne zur giftmischenden Nebenbuhlerin wird!
Schade nur, daß dieser König nicht die rücksichtslose Kraft hat, bis zum
letzten Ziel einer Leidenschaft vorzudringen, sondern sich, als es gilt, der
Ghismonde die Krone zuzuerkennen, zu einer Gattin zurückwendet. Es
kommt dadurch etwas Schwankendes in die schöne Dichtung hinein. Reineckes
ebenso warm empfundene, wie vornehme Musik bietet einen großen Reich-
thum echter Perlen, wir gedenken nur der allbekannten Ouverture, des
himmlisch zarten Zwischenspieles, des schwärmerischen Ständchens und der
reizenden Balletmusik. Sehr wirkungsvoll hat der Tondichter die herrliche
H-dur-Melodie der Ouverture bis auf die Versöhnungsscene der Ehegatten
im letzten Act aufgespart, wo sie den ergreifendsten Eindruck macht. Eine
Neueinstudierung des Werkes auf einer ersten Bühne wäre um so wünschens-
werther, als im letzten Act eine heilsame Aenderung vorgenommen worden
ist und Manfred ein Heldenthum durch persönliche Antheilnahme am Kampf
bewährt, anstatt, wie bisher, seine Gattin aufzusuchen.
Die schöpferische Thätigkeit Karl Reineckes ist noch keineswegs ab-
geschlossen. Die größere Muße, die ihm die letzten Jahre gewährt haben,
hat der Meister, wenn er nicht auf erfolgreichen Concertreisen begriffen war,
um einen geliebten Mozart in einziger und unvergleichlicher Weise zu inter-
pretieren, zu eifrigem Schaffen auf den verschiedensten Gebieten verwerthet.
So entstand außer der schönen, den Manen des Johannes Brahms gewidmeten
Cellosonate und der von den Leipzigern Thomanern im traulichen Heime
des Meisters auf das Drolligste und Anmuthigte zur Aufführung gebrachten
Kinderoper: „Die Teufelchen auf der Himmelswiese“ die letzte
Serenade, die erst ganz kürzlich durch Arthur Nikisch im Gewandhaus-
concert in vollendeter Weise zu Gehör gebracht wurde.
Endlich wollen wir noch des Umstandes gedenken, daß Reinecke auch
als Musikschriftsteller hervorgetreten ist und in überaus lichtvoller Weise
eine maßgebenden Anschauungen entwickelt hat über den Vortrag der
Beethoven'schen Sonaten, über die Bearbeitung der Mozart'schen
Concerte und über die rechte Art, Lieder auf dem Clavier zu begleiten,
jämmtliche Broschüren erschienen im Verlag der Gebrüder Reinecke,
Leipzig.
Heftige Stürme rasen gegenwärtig auf dem Oceane der deutschen
Musik. Das Neueste will das Neue verdrängen. Noch wirkt die musikalisch-
dramatische Revolution Richard Wagners aufregend nach, und schon rumoren
mit Mord und Todtschlag, Ehebruch, Scheidung und ähnlichen Annehmlich-
keiten der naturalistischen Kunst die Neu-Italiener auf unserer Bühne und
verderben mit ihren geklerten Effecten und unmotivierten Zwischenspielen

<"page99">

bei offener Scene den deutschen Geschmack; das Orchester muß die ebenso
tiefgründige Philosophie Arthur Schopenhauers, wie die auf den Kopf ge-
stellte Moral eines Nietzsche in sich aufnehmen, und der finnige Liedervor-
trag wird zur mimisch überladenen Rhapsodie des musikalischen Declamators.
Da thut es gut, einmal Althem zu schöpfen im traulichen Heim einer rück-
sichtsvollen Kunst, die nicht an den Strängen unserer Nerven reißt, um
fie zu ruinieren, die zwar dem Sprühfeuer der momentanen Sinnlichkeit
und dem schwülen Gluthhauch der Begierde keinen Zutritt verstattet, aber
mit lauterem Sinn das Reine, Natürliche, Innige, Warme zur Darstellung
bringt und mit dem wohlthätig beruhigenden Formenspiel der Schönheit
unsere Seelen tiefinnigst erquickt. Wer sich nach solcher Beruhigung sehnt,
der kehre bei Meister Reinecke ein: er wird bei ihm finden, was er entbehrte.

(53

<"page100">
Französische Forschungen über die Quelle zu
Goethes Natürlicher Tochter.
Von
E. Mitrall.
– Halberstadt a. H. –

ekanntlich gewann Goethe den Stoff zu einer Natürlichen Tochter
Y" aus den geschmacklos declamatorischen, abenteuerlich verworrenen
E-A Memoiren der Prinzessin Stephanie-Louise de Bourbon-Conti.
Die stille Höhenluft des Dramas, von der sich die Mehrzahl der Leser er-
kältend angeweht fühlt, und die trübe und beklemmende Atmosphäre der
Memoiren bilden den stärksten Gegensatz. So war man schon von selbst
geneigt, den Unterschied zwischen Kunstwerk und Quelle als einen bis in
die innerste Structur hineinreichenden zu betrachten, und von der Forschung,
welche Stephanien fast durchweg als Abenteurerin brandmarkte, ihr sogar
die fürstliche Geburt absprechen wollte, empfing man nur die Bestätigung
dieses unmittelbaren Gefühls. Allein es werden immer neue Ueber-
raschungen bereitet. Diesmal durch einen französischen Gelehrten, den
Professor Bréal, dessen geduldigem Forschen in Archiven und Notariats-
Acten wir, um die Sprache des vorigen Jahrhunderts zu reden, eine
„Rettung“ der Prinzessin verdanken*).
Bréal führt uns zunächst die Lebensschicksale Stephaniens vor, indem
er ihre eigenhändigen, bis zum Jahre 1798 reichenden Memoiren Schritt
für Schritt einer Nachprüfung unterzieht und die Geschichte der späteren
*) Deux Etudes sur Goethe; darin les Personnages Originaux de la „Fille
Naturelle“ par Michel Bréal. Paris, Hachette. Zuerst in der Revue de Paris
veröffentlicht.

<"page101">

Zeit aus anderen Quellen beibringt. Das Bild, das man daraus gewinnt,
sei hier in raschen Umriffen zu zeichnen versucht.
Stephanie war die 1762 geborene natürliche Tochter des berühmten
Louis-François de Conti, der, nachdem er sich als Feldherr ausgezeichnet,
später eine eigenthümliche oppositionelle Stellung zur Regierung einnahm,
und dessen Haus einen Sammelplatz für Künstler und Gelehrte bildete.
Er besaß außer dieser Tochter einen legitimen Sohn, welcher ihm in jeder
Beziehung nur Kummer und Verdruß bereitete. Dafür war ihm in
Stephanien reichlicher Ersatz gegeben. Schön und kräftig, muthig, begabt
und rege, machte sie ihrer sorgfältigen, eben so wohl auf körperliche wie
auf geistige Ausbildung gerichteten Erziehung alle Ehre. Eigenthümlich war
ihr ein Geschick zu künstlichen, mechanischen Arbeiten: so verfertigte sie noch
in späterer Zeit ein kleines Theater mit allegorischen Figuren, welche die
traurige Geschichte ihres Lebens darstellten. Wurde sie gleich noch im
Kindesalter der väterlichen Hut entrissen, so scheint sie doch in der Folge
ihren Aufenthalt in verschiedenen Klöstern zu ihrer Weiterbildung gut ge-
nützt und sich die langen, trüben Jahre ihres unwürdigen Ehestandes durch
den stillen Genuß der Studien erhellt zu haben. Ihr Zeitgenosse Sebastian
Mercier, nach dessen Zeugniß sie in der Revolutionszeit Unterricht in der
Literatur und Mathematik ertheilt hat, nennt sie das gebildetste Mitglied
der bourbonischen Familie.
Kein Wunder, daß der zärtliche, in einem Sohne so schwer enttäuschte
Vater den Wunsch hegte, eine solche Tochter aus ihrer Verborgenheit hervor-
zuziehen und sie mit denjenigen Rechten auszustatten, die sich ihrer Geburt
zwar versagten, zu denen sie aber durch den natürlichen Adel ihrer Er-
scheinung und ihres Geistes dennoch berufen schien. In einer allmählichen
Erhöhung ihrer Lebenshaltung gelangte sie endlich bis an den ersehnten
Gipfel: Ludwig XV. gab den Bitten des Prinzen von Conti Gehör und
versprach, das Kind als Prinzessin von Geblüt öffentlich anzuerkennen.
Der Vater vertraute das kostbare Handschreiben, das diese Freudenbotschaft
enthielt, der kleinen Stephanie an, welche es nicht wieder von sich ließ
und trotz seiner Warnungen vor heimlich wachsamer Feindschaft gegen alle
Welt naiv ihre Hoffnungen ausplauderte. Der Dreifaltigkeitssonntag des
Jahres 1773, an welchem die feierliche Einführung bei Hofe stattfinden
sollte, war herangekommen. Da werden im letzten Augenblick die Dis-
positionen geändert; Stephanie muß in einen verschlossenen Wagen steigen,
sie glaubt an eine freundliche Ueberraschung und erkennt zu spät, daß sie
an der Seite ihrer mit im Complott befindlichen Erzieherin von raschen
Pferden unaufhaltsam in weite Ferne von dem geliebten Vater und der
erhofften Herrlichkeit fortgerissen wird. Ihre Bitten, ihre Thränen, ihr
Zorn, ihre Convulsionen sind vergeblich; man verbirgt ihren Stand und
Namen und führt sie weiter und weiter nach dem Osten des Landes. Die
Erzieherin weiß sich jetzt wieder in ihr Vertrauen zu schmeicheln, indem

<"page102">

sie sich auf unabweislichen höheren Befehl beruft und als Lohn für Geduld
und Gefügigkeit baldigen Wiedergewinn des Verlorenen lockend in Aussicht
stellt. Zwei würdige Schlußsteine krönten das Gebäude von Hinterlist und
Trug: die Erdichtung des Todes der Prinzessin, die man als auf der
Jagd verunglückt ausgab, und die Verheirathung des elfundeinhalbjährigen
Kindes, das man durch Klosterhaft, durch Drohungen und Versprechungen
betäubt hatte, an einen Verwandten der Erzieherin, den ungebildeten, ihr
durch und durch antipathischen Anwalt Billet in Lons-le-Saulnier in der
Franche-Comté, auf Grund eines gefälschten Geburtsscheines, der sie acht-
zehnjährig machte, und durch denselben Geistlichen, welcher sechs Monate
zuvor ihren Todtenschein ausgefertigt hatte. So war Stephanie bei Seite
geschafft, durch eine Mesalliance ebenso sicher, für eine Zeit wenigstens,
wie durch den Tod selbst am Eintritt in ihre Rechte und an der Beein-
trächtigung fremden Vortheils gehindert.
Nach vierzehnjähriger Versunkenheit kehrte die Prinzessin in die Welt
zurück. Ein Theil der Documente, deren sie bedurfte, um die gegen sie
gerichteten Machinationen zu beweisen und die Trennung ihrer Ehe, sowie
die Anerkennung ihres Ranges durchzusetzen, war durch den Tod ihrer Er-
zieherin und Kerkermeisterin in ihre Hände gefallen, der andere ihr darauf
hin von einem Mitschuldigen ausgeliefert worden. Der Hof erwies sich
freundlich; nur ihr Bruder bewahrte seine feindselige Haltung. Endlich er-
langte sie es auch, daß ihre Ehe gelöst wurde. Aber mittlerweile war das

Jahr 1793 herangekommen, der Sturm der Zeit über ihr Haupt dahin-
gegangen.
Gewaltig redet aus Stephaniens Schicksal die Stimme der Vergäng-
lichkeit; der süße Trank der Königsgunst, der ihr einstmals entrissen worden,
als sie ihn schon an die Lippen setzte, war nun, da sie sich nach langem
Schmachten daran erquicken wollte, todbringend bitter gewandelt. Die junge
Prinzessin mochte in ihrem Exil wenig oder Nichts von einer Veränderung
der allgemeinen geistigen Atmosphäre gespürt haben; aber sie begegnete den
neuen Verhältnissen mit ungebrochener Energie, heroischer Opferwilligkeit und
standhafter Königstreue. Beim Sturm auf die Tuilerien mischt sie sich in
männlicher Kleidung unter die nächste Umgebung des Königs; später erbittet
sie es sich als eine Gunst, das Gefängniß seiner Tochter theilen zu dürfen,
und betritt unter solchen Umständen das Tempelschloß wieder, wo sie sich
als Kind zwischen dem glänzenden Hofhalt ihres Vaters bewegte; aber die
Erlaubniß wird bald zurückgezogen, und zwar, wie wir mit Staunen hören,
auf das eigene Ersuchen der gefangenen Königstochter. Der väterliche Name,
den Stephanie ihr Leben lang mit dem gleichen Eifer begehrte, schuf ihr
damals von Neuem Verfolgung und Entbehrung. Endlich bewilligte ihr das
Directorium einen bescheidenen Unterhalt. Sie lebte noch bis zum Jahre
1825, fast vergessen, wenn man von einigen Chicanen absieht, die ihr die
napoleonische Regierung bereitete; eine Bürgerin hingegangener Zeiten und,

<"page103">

schlimmer als das, durch eine 1810 veröffentlichte Schmähschrift und den
andauernden Widerhall derselben selbst der Glorie ihrer Leiden beraubt.
Die Glaubwürdigkeit der Memoiren ist fast in allen Hauptpunkten an-
gefochten worden. Der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gründet sich einerseits
auf das unangenehm Rhetorische und Uebertriebene der äußeren Form,
andererseits auf die anscheinende Unglaublichkeit der berichteten Thatsachen
und die mancherlei Widersprüche in ihrer Verkettung.
Was die Manier des Stils betrifft, so müssen wir Kinder eines
nüchternen Zeitalters außer der Temperaments-Eigenheit der Verfasserin
wohl auch den Geschmack der Epoche und den Einfluß ihrer führenden
Geister berücksichtigen.
Bréal ist zuerst von diesem „Gemisch von Bojuet und Jean-Jacques“
herzlich abgestoßen worden, aber er sagt: „Endlich begann ich durch diesen
unerträglichen Wortschwall hindurch den Schrei eines wahren Schmerzes zu
verspüren. Wie viele aufrichtige Empfindungen sind nicht zu allen Zeiten
mit der Stimme eines Rhetors und mit Theatergesten ausgesprochen
worden!“
Was aber hat der Vertheidiger auf den zweiten, gewichtigeren Einwand
zu erwidern, auf den, welcher sich unmittelbar gegen den Inhalt der
Memoiren richtet? Hier haben wir es mit dem innersten Kern der Bréal-
schen Untersuchung zu thun.
Machen wir mit ihm von vorn herein la part du diable: „Ich habe
mich durch Vergleichungen versichern können, daß die Verfasserin Umstände
verschweigt, die nicht ganz zu ihren Gunsten sprechen; sie ist der Versuchung
unterlegen, ihre Persönlichkeit zu verschönern und zu idealisieren.“ Ferner
will Bréal ihr nicht glauben, daß wirklich Rousseau ihr Lehrer gewesen sei,
und auch nicht, daß ihr Vater an ihrer Entführung so unbetheiligt gewesen,
wie sie es darstellen möchte oder es sich in gutem Glauben vorspiegelt. Das
ist aber auch Alles, was der Forscher gegen sie zu sagen hat. In dem
ungleich Bedeutungsvolleren, der Glaubwürdigkeit der Umstände, die ihr
Schicksal so unheilvoll bestimmten, und welche oft genug als „ungeschickt
erfunden“ bezeichnet worden sind, hat er sie unbestreitbar rehabilitiert und
wieder einmal gezeigt, daß das wirkliche Leben fabelhafte Erscheinungen
zeitigt, „welche die Fabel selbst ihm weder nachdenken kann noch soll.
Beschränken wir uns auf die Betrachtung der Hauptsache, des perfiden
Staatsstreiches, durch den ein hochgeborenes, vielversprechendes Kind so
zu jagen lebendig eingesargt wurde. Hier beruft stch Bréal in erster
Linie auf die in die Memoiren eingeflochtenen Briefe, zumal auf die von
der Hand der Madame Delorme, Stephaniens Erzieherin. Wenigstens von
einem derselben hat er die Urschrift aufgefunden, die er im Wortlaut mit-
theilt, und sie allein genügt ihm, „um zu beweisen, daß das Kind bis
dahin den Rang einer Prinzessin gehabt hatte, daß es gegen seinen Willen

<"page104">

weit fortgeführt worden war, daß es trotz seiner Jugend und seines Wider-
strebens an einen Sieur Billet verheirathet werden sollte.“
Ferner hat Bréal den Todtenschein aufgefunden, welcher das Ab-
leben der Prinzessin am 5. Juni 1773 und ihre Bestattung in Viroflay-lès-
Versailles vermeldet, während zum deutlichen Beweise der Fälschung das Be-
gräbnißregister desselben Ortes davon Nichts weiß. Er theilt auch diese merk-
würdige Urkunde im Wortlaut mit, desgleichen die Bescheinigung der Trauung
von Anne-Louise-Françoise Delorme (man hatte Stephanien den Familien-
namen ihrer Hüterin beigelegt) mit Antoine-Louis Billet, Anwalt in Lons-
le-Saulnier, vollzogen am 18. Januar 1774 durch den Pfarrer Dubut,
denselben, welcher nicht lange vorher den Todtenschein unterzeichnet hatte.
Steht so die Thatsache außer Zweifel, so ist ihr psychologischer Zu-
sammenhang räthselhaft geblieben. Nach Bréal hatten zwei Personen ein
unleugbares Interesse daran, die öffentliche Anerkennung der Prinzessin zu
verhindern: ihre Mutter, die Duchesse de Mazarin, die für ihren wiewohl
schon ziemlich compromittierten Ruf, und ihr Bruder, der für sein Erbe
fürchten mochte; aber auch der verbündete Vortheil dieser Beiden scheint ihm
zur Erklärung solcher außerordentlichen Gewaltthat nicht ausreichend. Er
neigt sich stark zu der Ansicht, daß der Vater selbst seine Einwilligung dazu
gegeben hatte, und meint, es habe vielleicht „eine weibliche Hand die Fäden
dieser Intrigue gelenkt,“ nämlich die Hand einer anderen Maitreffe des
Prinzen.
In ihrem späteren Theil sind die Memoiren gleichfalls fast durchweg

beglaubigt. An einer Stelle, wo Stephaniens neuer Anwalt selber zweifelte,
hat er die Wahrheit ihrer Aussage noch nachträglich erhärtet. Es handelt
sich um die Behauptung der Schreiberin, daß ihre Feinde eine Geistes-
kranke nach dem Tempelgefängniß gesandt hätten, welche die Rolle der
Prinzessin spielen mußte, um ihr die Gunst der gefangenen Königstochter
zu entwenden. Wenn man solche Einzelheiten, die der naive Leser entweder
für grobe Lügen oder für Ausgeburten einer Art von Verfolgungswahnsinn
halten möchte, urkundlich bestätigt findet: wie würde man es wagen, auf
Grund der vergleichsweise wenig bedeutungsvollen Dunkelheiten und Wider-
sprüche, die in den Memoiren übrig bleiben, der Verfasserin noch einmal
den Proceß zu machen!
Der zweite Theil der Bréal'schen Studie enthält die Vergleichmg des
Goethe'schen Dramas oder, genauer, der Goethe'schen Trilogie, deren erstes Stück
die Natürliche Tochter bildet, mit dieser Quelle. Da Goethe den Stoff durch-
aus als einen gegebenen betrachtet hat, und seine Veränderungen dem Be-
dürfniß poetischer Gesetzlichkeit, nicht aber historischer Kritik, entsprungen sind,
so kann die Rettung der Memoiren ihre Stellung zu dem Drama kaum beein-
fluffen. Dieser Theil der Studie wendet sich vor Allem an französische
Leser, von denen doch wahrscheinlich die Mehrzahl erst durch das geschicht-
lich-nationale Interesse hindurch zu dem literarischen gelangt und mit der

<"page105">

Natürlichen Tochter nicht von vornherein vertraut ist, während wir den
umgekehrten Weg gehen. Dennoch findet auch der deutsche Leser hier
einige interessante Einzelheiten, die in unseren Commentaren noch nicht
enthalten sind.
Wenn nicht so sehr für die Interpretation der Dichtung, so ist doch
die französische Studie äußerst lehrreich für unsere Anschauung von dem
Verhältniß des Dichters zu einem Stoffe. Man mag über die Natürliche
Tochter denken, wie man wolle, sie bleibt in jedem Falle das ernst und
ehrerbietig zu nehmende Erzeugniß der reifen Jahre des Genies. Es sei
denn vergönnt, mit dem neuen Lichte, das da bescheidentlich verborgen
zwischen Bréals Zeilen schimmert, noch einen Augenblick hineinzuleuchten in
die geheimnißvolle Werkstatt, wo der Genius schlichtes Erdenmetall ver-
wandelt oder auch den edeln Stoff, den ein sehendes Auge unter zufälliger
Trübung erkannte, wunderbar an den Tag bringt.
Die Natürliche Tochter schien bisher ausschließlich durch das erstere
Verfahren gestaltet zu sein. Und gewiß ist dasselbe zu verspüren an der
großartigen Vereinfachung und Veredelung der Thatsachen, ihrer streng
logischen Verknüpfung und ihrer Reinigung von dem Phantastisch-Ungeheuer-
lichen, das ihnen in der Wirklichkeit anhaftet. Ich erinnere nur an die
einfache Motivierung des zur Legitimation gewählten Zeitpunktes durch den
Tod der Mutter, an die deutliche und alleinige Belastung der Sohnpartei
mit dem schändlichen Complott und vor Allem an den großen und freien
Entschluß Eugeniens, sich dem Bürgerlichen zu vermählen, wodurch die
Dichtung ein blos verabscheuungs- und bejammernswerthes Geschehen zu
einer tragisch-würdigen Handlung erhebt. Von den Charakteren hat der
des Gerichtsraths die größte Wandlung durchgemacht, die Gestalt der Hof-
meisterin zeigt, wie ein gegebener Charakter zugleich veredelt und glaubhaft
gemacht wird.
Auch in der dichterischen Wiederspiegelung der Heldin selbst wird man
noch manche Spur dieser läuternden Wandlung antreffen. Aber in ihrem
tiefsten Kern ist ihr doch ein Größeres widerfahren. Die stolze Tochter
ruhmreicher Ahmen, welche um keinen Preis der Erde von ihrem Namen
laffen wollte; die heldenhafte Frau, welche die Fahne, unter der sie keinen
Schutz gefunden, freiwillig hochhielt, sobald es ihr nur vergönnt war, und
zu einer Zeit, wo diese den Todgeweihten voranwehte: sie hat in Goethes
Eugenie eine würdige Auferstehung gefeiert, in der Eugenie, welche erst,
über den Antrag des Gerichtsraths nachdenkend, spricht:
„Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verleugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O fasse mich, Gewalt, mit ehr'nen Fäusten;
Geschick, Du blindes, reiße mich hinweg.“

<"page106">

und dann, als ihr die Gefahr des Vaterlandes enthüllt ist, in rascher,
erhabener Umkehr den gebotenen Ehebund der Verbannung über den Ocean
vorzieht:
. „Solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen
Und Jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hilfreich zu beschämen?
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar.“
Schon hier ist Stephanie, und Stephanien zum Trotz, gerettet worden,
als das gläubige und unbewußt hellseherische Dichterauge durch das trübe
Medium der unvollkommenen Form hindurch die Erscheinung einer tapferen
und edlen Seele in ihrem tiefsten Wesen rein erfaßte. Aufs Neue zeigt
sich, wie der Genius in seinem Nachtwandeln mehr Wahrheit schaut, als
die Vielen, die auf einer Spur das Labyrinth eines Weges sorglich und
ängstlich durchleuchten, und wohl mag der französische Forscher wünschen, er
vermöchte noch dem Dichter die sicheren Documente vorzulegen, welche
diesem kein Staunen bereiten würden.

<"page107">
Briefe von Georg Ebers.

Mitgetheilt von
Alfred Friedmann.
– Berlin. –
rst hat man zu ihnen aufgeblickt, dann sind die Freunde geworden,
E- und nun laffen sie uns allein. Es ist ernst, traurig – so, wie
A-STA wenn die Blätter fallen, ein rauher Wind sie entlaubt, und
über die Bläue des Himmels, die uns ewig schien, Sturmwolken ziehen.
Georg Ebers lernte ich 1878 im württembergischen Wildbad kennen.
Eine größere Besprechung einer Uarda hatte uns in Briefwechsel gebracht.
Er wohnte in einer kleinen ebenerdigen Wohnung der Enz gegenüber, neben
Klumpp. Er und seine stattliche, treffliche Lebensgefährtin empfingen mich
sehr freundlich. Er wurde damals schon in einem Wägelchen gefahren und
ließ sich mit demselben noch spät Abends ins Theater rollen, wenn da
die vereinigten Mannheimer, Stuttgarter — Johanna Schwarz, Werner
aus Darmstadt, Wilhelm von Hoxar – Einacter von mir gaben. Gort-
schakoff, Schuwaloff, Offenbach saßen in Logen – es war eine schöne,
hoffnungsreiche Zeit! Wo ist sie hin und mit ihr, wo sind die Großen von
damals?
Als ich später (1886) in „Erlaubt und Unerlaubt“ meine Briefe
Gottfried Kinkels veröffentlichte, schrieb mir Georg Ebers, er könne nichts
Unerlaubtes im Buche finden. Ich antwortete, ich hielte es für unerlaubt,
Briefe zu veröffentlichen, die doch nur an den Empfänger gerichtet seien.
Ebers schrieb mir damals acht Seiten, gab die verschiedensten Aufschlüsse über
ein voetisches Schaffen, die Angriffe seitens damals „moderner“ werdender
Kritik und bat mich, wo und wann immer diese eine Ansichten zu ver-
öffentlichen. In mehr denn fünfundzwanzig Schriftstücken, die ich von
Ebers besitze, verbreitet er sich bald sorglos weiter über die Ehe, Verlobung,
Hochzeitsreisen, bald über eigene und fremde literarische Production, kritisch,
anerkennend – differtierend. Hier nur vier charakteristische Proben:

<"page108">

München, Schönfeldstraße 1. 5. Dec. 85.
Lieber Freund!
Ihren letzten Brief wollte ich immer beantworten, doch Sie kennen meine Scheu
vor dem Briefeschreiben. Die Darlegung, die Ihre Aufforderung, auch endlich ein-
mal. Etwas für Männer zu schreiben, erfordert hatte, würde viel Zeit und Raum in
Anspruch genommen haben; meine Arbeitsstunden sind aber so schauderhaft beschränkt.
Jetzt antworte ich aber mit dem Gemeinplatz: „Wir Vögel singen nicht egal.“ Ich habe
noch nie etwas Anderes geschrieben, als wozu mich meine Eigenart, meine Geistes- und
Gemüthsrichtung gedrängt hatte, und will mich auch nicht gewaltsam an das Gegentheil
wagen. Das werden Sie mir zugeben, daß ich mich an die denkbar schwierigsten und
größten Probleme wagte, zu einem Verleugnen meiner Neigungen und Besonderheit, um
dem Geschmack der Zeit gerecht zu werden, möchte ich nie die Feder spitzen, zudem habe
ich, wie Jeder, ein gewisses Publicum, das mir beim Schreiben vorschwebt, und an der
Spitze des meinen steht meine Frau mit meinen erwachsenen Kindern. Das Schreiben
würde aufhören, mir Vergnügen zu machen, wenn ich denken müßte, daß ihnen das
Geschaffene abstoßend vorkommen würde. Ich habe eine wilde Jugend hinter mir und
mehr Vergnügen auf dem Pfade der Sünde genossen als viele Andere, denn ich war ein
hübscher, lebhafter, muthiger und in allen körperlichen Uebungen besonders geschickter
Bursch, dem Frauengunst nur zu willig entgegenkam. Dann lernte ich den Genuß an
ernster Arbeit kennen; nachdem ich das Weib meiner Liebe zu meiner Gattin gemacht,
klärte sich, was in mir gebraut und gegohren. Im sittlichen Ernst und strenger Pflicht-
erfüllung fand ich mein Glück – es widerstrebte mir, ein Apostel der Zustände zu werden,
denen ich entronnen. Was mir jetzt Lebensbedingung geworden, kommt mir weit schöner
vor und mehr werth, poetisch behandelt zu werden, als der Sumpf, den ich einmal durch-
watet, und ich gestehe gerne, daß ich tausenmal lieber den „Vicar of Wakefield“ geschrieben
haben möchte, als Zolas „La Terre“ oder „Nana“. Alle diese Ehebruchsgeschichten (?)
werden von den Späteren als Auswüchse unserer Zeit betrachtet werden, auf die sie ein
schlechteres Licht zu werfen bestimmt sind, als sie es verdient. Ich mag mit keiner
Strömung schwimmen und will das bleiben, wozu mich das Leben gemacht hat und die
Neigung drängt. R. ZE gefällt sich in sittlich fraglichen Darstellungen, weil er nie vom
Pfade der Tugend aogewichen. Ich schreibe gerne, um zur Sittlichkeit zu erziehen, weil
ich das Gegentheil und seine Folgen kenne. Aber nun ist es wirklich Zeit zum Schließen.
Empfehlen Sie mich... 2c.
Treulicht Ihr Georg Ebers.
Aus diesem einen aus 25 Briefen geht hervor, was mir ihr Ver-
faffer war und wie schmerzlich mich die Kunde von seinem Tode berühren
mußte. Immer noch sehe ich den großen Dulder im Parke von Wildbad
im Wägelchen sitzend, im Schatten uralter Baumriesen große, aufgespannte
Blätter mit Bleistift beschreibend. Daß auch Befreundete sich mißverstehen
können, geht gerade aus diesem Briefe hervor. Wenn ich ihn bat, auch
einmal etwas für Männer Taugliches zu schaffen, so meinte ich damit
nicht, daß er „Unfläthiges dichten“ solle, so wenig wie „la Terre“ eine
Ehebruchsgeschichte ist. Ebers ist eben der Dichter der Frauen und
Mädchen geblieben. Er hat sicher mehr Menschen reine Freude bereitet,
als Viele, die eben für Männer geschrieben, ohne Zola, Hauptmann, ja
selbst Maupassant zu sein.
Nach einer Kritik des Josua schrieb mir Ebers (1889):

<"page109">

Lieber Freund...
Der Josua ist gut abgelagerter Wein, oder, um bescheidener zu sein: Taback. Es
ist buchstäblich wahr, daß ich Josua im März 1870 concipierte. 1879–80 in Nizza
brachte ich die Erzählung beinahe fertig, dann aber ließ ich das M. S. liegen, weil es
mir am Courage fehlte, mit dem Roman, dem ein biblischer Stoff zu Grunde lag, heraus-
zukommen. Vielleicht läge die Handschrift noch umgedruckt da, wenn ich nicht im vorigen
Februar zu Wiesbaden an dieselbe erinnert und aufgefordert worden wäre, sie zu publi-
ciren. Da zog ich das M. S. hervor, fand es so übel nicht, und nun verwandte ich bis
August jede Stunde, um es durchzuarbeiten. Meine Frau hatte in dem alten M. S. das
Hervortreten des Moses nie verstanden. Ich empfand, daß sie Recht habe, und nun drängte

ich den in den Hintergrund und ließ eine mächtige Persönlichkeit und ihre leitende Kraft
nur fühlen, nicht mehr sehen und hören. Das hieß Alles von oben nach unten kehren
doch ließ ich mir die Mühe nicht verdrießen, und siehe da – so war es richtig. Aber
wir armen Autoren..
Im 3. R. findet A. Z. in einer sonst recht günstigen Kritik das Zurückdrängen
des „Gottesmannes“ geradezu beleidigend, während Sie, der Referent der T. R. und
Dr. P. in einer lebhaft zustimmenden Anzeige in der „All. Ztg“ dies besonders loben.
Die Herren Orthodoxen haben freilich noch nicht ihre Stimme erhoben; sie werden es an
Steinwürfen nicht fehlen lassen, aber sie treffen mich nicht, weil ich sie nicht zu sehen
bekomme.
So schrieb Ebers über alle seine Sachen die eingehendsten Erörterungen
und Erläuterungen. Er verschmähte es aber auch nicht, an dem Schicksal
der Bücher Jüngerer, die ihm unterbreitet wurden, eingehend zu urtheilen.
Ich erhielt einen Brief aus Vevay, Rue de Blonay, 1. 23. 11. 87.
Lieber Freund!
Es ist immer ein gutes Zeichen für ein Buch, wenn eine hervorragend begabte und
gebildete Dame das Werk, das sie einmal begonnen, so ungern aus der Hand legt, daß
fie es seinem Besitzer entführt. Jetzt ist es schon eine gute Weile bei mir, und ich habe
es mit großem Interesse gelesen. (Zwei Ehen, Rosenbaum und Hart, Berlin) Sie
haben sich ein keineswegs leicht durchzuführendes Problem gestellt und es mit großem
Geschick durchgeführt, gelöst; ja, der Gedanke, daß Eins nicht mehr so ängstlich auf das
Andere sieht, weil sich die Aufmerksamkeit dem Dritten, d. i. dem Kinde zuwendet, welches
Beide in sich verkörpert, ist so anmuthig als wahr. „Aus der Asche des Egoismus steigt
wahres Seelenglück empor.“ Wollen Sie die männliche Jugend auch lehren, ihre Ver-
gangenheit so zu gestalten, daß, wenn sie zufällig auf eine Zerline stößt, diese sie nicht
gar zu arg zu quälen braucht. Es ist fein, daß sie gerade eine so hochbeglückte Frau,
wie Zerline, sich wegen der vergangenen Sünden ihres Gatten so stark in den Harnisch
bringen lassen. Wo lauter Sonnenschein ist, da holt der Mensch sich die Schatten aus
der eigenen Seele. Wie oft habe ich das gesehen! Zerline findet auch einigen Haß in
ihrem eingebildeten Unglück, denn wie wenige Frauen freut es innerlich und äußerlich,
rothe Backen zu haben. Etwas Bläffe und ein kleiner leidender Zug steht so gut. Das
Fühlen des Schönen und ein Wort wie „kerngesund ist ekelhaft“ spricht sich herum. Ihre
Gerda ist mir beinahe noch lieber als Zerline; denn sie hat den Muth, gesund zu sein.
Ganz vortrefflich ist, wie sie nicht mehr voll an ihre Liebe glaubt und von der Liebe
selbst bei den Dummheiten, die sie im Försterhause begeht, von Eifersucht verzehrt, eines
Bifferen belehrt wird. Auch die Niederkunftsepisode ist vortrefflich, und ich habe für den
armen Fritz gezittert, als er in Zimmer Nr. 11 zu einer alten Flamme trat, die noch
so verteufelt schön war. Jeder Charakter ist berechtigt, glaubhaft und trefflich durch-
geführt bis an’s Ende. Ihr Roman birgt eine seltene Fülle von ausgezeichneten, feinen,
des Behaltens werthen Ausssprüchen jeder Art. Ein guter und treffender Gedanke folgt
dem anderen, und Ihre Citate sind fast alle ausgezeichnet gewählt, durchaus unbekannt,

<"page110">

ja, gewöhnlich den Meisten Ihrer Leser sicher neu. – Daß Ihre Novelle „Kirchenraub“
in den „Novellenschatz“ kam, weiß ich schon lange. Ich sagte Ihnen ja schon im Frühling,
wie sehr sie auch meiner Frau und mir gefallen. Wenn dieser Brief bei Ihnen eintrifft,
haben Sie vielleicht schon meine Elifen. Daß sie mit Liebe gemacht wird, werden Sie
ihr ansehen. Möge sie Ihnen auch sonst zusagen. Augenblicklich steck' ich tief in gelehrter
Arbeit, doch schreibe ich auch, wenn der Geist mich treibt, an einem neuen Roman.
Was den „Nilbräutigam“ angeht, so habe ich weder ihm, noch eines der anderen
Machwerke dieser Art gelesen, die in den letzten Jahren entstanden. Ich kann mir beinahe
Etwas darauf einbilden, so viel gelästert und berücksichtigt zu werden. Karl Stelter hat
ganz Recht, wenn er diese Dinge glückliche Speculationen nennt. Was mich im Guten
und Bösen angeht, interessiert einen recht großen Menschenkreis, und so bringt die Paro-
dirung eines meiner Werke Leuten immer Etwas ein, deren litterarischer Schund sonst
von keiner Seele angesehen werden würde. Ich lasse ihnen das Vergnügen und die paar
Mark und gestatte ihnen nicht, mich an mir selbst irre zu machen, so lange mir einige
Auserwählte zustimmen, deren Urtheil ich ernstlich hoch halte. An ihrer Spitze stand
Fr. Vischer, dessen Tod ich aufrichtig beklage. Auch daß Ihnen meine Worte. Etwas sind,
macht mir Freude. Leben Sie wohl für heute und arbeiten Sie ruhig fort.
Ihr sehr getreuer.
Georg Ebers.
In einem anderen, acht engbeschriebene Seiten langen Briefe, von
München, Schönfeldstraße 1 B, 5. Dec. 89 datiert, sagt Ebers u. A.:
„Wo auf deutschen Universitäten Aegyptisch getrieben wird, geschieht es durch meine
Schüler und in meinem Sinne: In Berlin von Erman, in Halle von Ed. Meyer, in
Breslau von Wilcken, in Bonn von Wiedemann, in Petersburg von Lemm. So habe ich
denn das Meine gethan, die Arbeit meines Lebens wird so fortgeführt, wie ich's möchte.
Da ist mein Papier zu Ende, und ich fühle, daß ich zu viel von mir selbst geredet –
aber weiß das Herz voll ist – Sie wissen ja...
Ihre Uebersetzung der fior di passionie, Blüthe der Leidenschaft*), hab' ich
gelesen. Sie ist trefflich gelungen, und interessant sind diese Skizzen jedenfalls; aber es
freut mich, daß Madame Matilda Serao keine Deutsche ist. Es steht ja kein unanständiges
Wort in diesem Bande, doch jedes dieser Geschichtchen, oder doch fast alle, sind von einem
Hautgout, der mir das Wildpret verdirbt. Welche ehelichen Zustände spiegelt das wieder.
So sind, glaub ich, auch in der höchsten (italienischen?) Gesellschaft diese Verhältniffe nicht
beschaffen. Die Unmöglichkeit der Dauer der Liebe in der Ehe ist eine Voraussetzung, die
Gott Lob nirgends überall stimmt. Italien hat auch seinen Farina, und wie viel Schmack-
haftes ist in dessen gesunder Hausmannskost. Ich halte Madame Seraos Realismus für
ganz unwahrscheinlich. Es ist ein Gemeinplatz, den die Wirklichkeit Lügen straft, daß die
Liebe in der Ehe nur Bestand hat, so lange die Flitterwochen dauern, und daß dann
Entnüchterung, Langeweile und was weiß ich die Herzen erkältet. Es ist Unsinn, daß
es irgend einem jungen Schmachtlappen oder Elegant leicht wird, das Herz einer gut
erzogenen und gemüthsvollen Frau dem Gatten, dem sie aus Liebe die Hand reichte, zu
entfremden, wenn sie auch nicht das Allerletzte gewährt.
Das Leben treibt und fügt es in der Regel ganz anders. Die Flitterwochen haben
mit Recht ihren Namen. Das Volk verfährt in der Sprachbildung so fein, so entsprechend
der Wahrheit und dazu so poetisch! Die Flitterwochen-Liebe strahlt wundervoll hell auf
in den glücklichsten Momenten; aber sie ist kein echtes Gold. Erst das längere Zusammen-
leben der Gatten zeitigt die Liebe, die in den Honigmonden noch eine unreife Frucht war,
und macht sie süß und dauerhaft. War sie anfänglich Eisen, so glüht und hämmert fie
hundertfach gemeinsam durchlebtes Gutes und Böses zu haltbarem Stahl. Das Gefühl

*) Blüthe der Leidenschaft. S. Schottlaender. I. Aufl. 1890.

<"page111">

der Sicherheit, des felsenfesten Vertrauens ac. kommt erst mit den Jahren. Die Herzen
verwachsen allmählich, und wie oft stirbt. Einer dem Andern nach, in Italien wie in
Deutschland, wenn dem Gatten die Frau, dem Ehemann das Weib nach langem Zusammen-
leben geraubt wird. Ja, es liegt etwas Mystisches in dem Einswerden der Eheleute,
und eine treulose Frau, die dem Manne Hörner aufsetzte, wenn sie ihm einmal gut
gewesen, das gehört, Gottlob, überall zu den Ausnahmen, selbst in Frankreich und Italien.
Das Gegentheil vorauszusetzen, ist eine Verirrung, und das ist mir so unsympathisch an
diesen wunderbar übersetzten Geschichten, daß sie sämmtlich Abnormitäten so behandeln, als
wären sie die Regel. Das Buch ist ein Raritäten-Cabinet, eine Ausstellung von krank-
haften Bildungen in Wachs, oder meinetwegen in Spiritus gesetzt. Wie anders mundet
dagegen Farina oder Dickens oder Reuter, um die Besten zu nennen. Auch die Wahl-
verwandtschaften zeigen Verirrungen des Herzens; aber eben nur als solche, und wie
schwer rächen sie sich an denen, die ihnen verfallen. Hier aber wird die Verirrung wie
das Natürliche behandelt. Ich weiß wohl, daß die große Welt gegeißelt werden soll, doch
die Hiebe werden kaum treffen, denn sie wird sagen, daß Frau Serao Zerrbilder zeichnete
und daß es in ihren Kreisen anders zugeht. Am besten gefällt mir die Geschichte „Un-
bekannt“ S. 187, die ja auch nichts Erfreuliches zeigt, doch höchst originell und geistreich
ist und am Schluffe eine Ueberraschung bringt, an die man schon glauben kann. Um
Ihnen zu zeigen, wie aufmerksam ich las, weise ich Sie auf das einzige sprachliche Be-
denken, das ich fand. S. 161: Wenn sie zusammen waren, gab es stets einen ewigen
Kampf, und das sieht einem Pleonasmus ähnlich. (Es hätte doch auch stets nur einen
kleinen Kampf gegeben haben können.) c. c. c.

Ein größerer Gegensatz als Georg Ebers und Matilda Sorao läßt sich
freilich kaum denken.

Ich besitze fünfundzwanzig Briefe, in denen sich der gelehrte Egyptologe
und unermüdliche Romancier in zwangloser Weise, gewiß nicht uninteressant,
über Menschen und Dinge ausplaudert.

Nun höht sich die Zahl nicht, ich erhalte keinen mehr. Auch von
Theodor Fontane, dem jüngst verstorbenen Meister, wurde mir manch liebe-
voller, litterarisch werthvoller Brief. Ebers hat die Bekanntmachung gestattet,
gewünscht. Die Söhne Fontanes verbieten sie. Wir halten die beiden
so verschiedenen, so lieben Menschen nicht weniger hoch. Wie sie, blieben
ihrer nicht. Viele zurück, und sie kannten. Beide das Gefühl, das die neue
Schriftstellerwelt zu „beseelen“ scheint, homo homini lupus, noch nicht.
Sie halfen mit Rath und That, ihr Angedenken ist wach, und sie
wurden geliebt.

<"page112">

Die Falkenburg“)

Lustspiel in 3 Acten.

Don

Mitarl Jaenicke.

– Breslau. –

Personen.

Otto Falk, Rittergutsbesitzer auf Falkenau. Bornstedt, Rittmeister a. D.
Franz Trautner, Pastor daselbst. Strohwald, ein alter Diener.
Agnes, seine Frau. Frau Winkler, seine Wirthschafterin.
Fräulein Ulla Kraus, Schriftstellerin. Ein Kammerdiener.
Thea Kraus, ihre Nichte. Zwei andere Diener.
Zeit: Gegenwart.
Ort: Rittergut Falkenau und Umgegend.

Erster Act.

Ein eleganter Garteujalon zu ebener Erde auf Schloß Falkenau.
Im Hintergrunde große Flügelthüren, geöffnet, die in einen schönen Park führen. Rechts nnd links andere
Thüren. Reiche Ausstattung. Es ist Sommerzeit gegen Mittag.

Erster Auftritt.

(Falk, im Reitanzuge, den Hut auf dem Kopf, die Reitpeitsche in der Hand, kommt durch die Flügelthüren
herein; ihm folgt der Kammerdiener, dem er während des Folgenden Hut, Reitpeitsche, Handschuhe
übergiebt.)

Falk: die Handschuhe ausziehend): War Jemand hier?
Kammerdiener: Herr und Frau Pastor Trautner wollten ihre Aufwartung
machen. –
Falk: Ach – also sie sind zurück! Wann waren sie hier?
Kammerdiener: Vor kaum einer halben Stunde.
Falk: Thut mir sehr leid, die verfehlt zu haben – (unschlüssig, ob er nicht zu ihnen
gehen soll) – aber ich bin doch jetzt zu müde, hinüberzugehen.
Kammerdiener: Der Herr Pastor ist übrigens noch im Park, ich sehe ihn
dort gehen.
Falk: Wo?
Kammerdiener: Er ist jetzt eben hinter den Bäumen dort verschwunden.
Falk: Allein?

*) Aufführungsrecht vorbehalten.

<"page113">

Kammerdiener: Ja.
Falk: Dann eilen Sie – ich ließe ihn bitten, hereinzukommen – und bringen
Sie uns dann eine Flasche Markobrunner und zwei Gläser.
Kammerdiener: Sofort, gnädiger Herr. (Er eilt in den Park hinab und verschwindet
hinter den Bäumen.)

Zweiter Auftritt.

(Falk, bald darauf Trautner.)

Falk (allein, zündet sich eine Cigarre an und geht dem aus dem Park kommenden Pastor bis zur
Thürschwelle entgegen. Sehr herzlich.) Grüß' Gott, lieber Trautner!
Trautner (eintretend): Grüß' Dich Gott – nach fünf langen Jahren! (Sie umarmen sich.)
Falk (ihn vorführend zu einem Tische): Wir haben uns in den letzten Tagen zweimal
verfehlt! Ihr wart gestern verreist?

Trautner: Ja, ein kurzer Besuch in der Nachbarschaft.
Falk: Nun komm' aber und setze Dich, – So, Du siehst ja famos aus! Sie
setzen sich. Der Kammerdiener bringt den Wein und entfernt sich wieder)
Trautner: Und Du erst! Bist ja ordentlich stark geworden!
Falk (eingießend): Ja, wenn man in die Dreißig kommt! – Also herzlich will-
kommen! –
Trautner: Willkommen in der Heimat! (Stoßen an und trinken)
Falk: Du rauchst noch immer nicht?
Trautner: Nein, ich danke.
Falk: Wo ist Deine Frau?
Trautner: Die ist wieder nach Hause gegangen, und ich habe mir ein wenig den
Park angesehen. Er ist wirklich schön geworden.
Falk: Ach ja, mein Vater hat viel für ihn gethan. – Ich war heute schon vom
frühen Morgen an zu Pferde, ich habe auch gestern schon ein großes Kaufgeschäft gemacht.
Trautner: Wieso? Hier?
Falk: Ja, ich habe dem alten Bornstedt ein Jagdschlößchen, die sogenannte Falken-
burg, abgekauft, die vor langen Jahren auch einmal zu unserem Besitz gehörte.
Trautner: Sie ist beinahe zur Ruine geworden – aber die Lage ist entzückend.
Falk: Ja, sie schließt mein Besitzthum prächtig ab. Der Alte ist völlig fertig,
es war das Letzte, was ihm von seinen vielen Ländereien geblieben.
Trautner: Ich sprach ihn neulich oben. Er haut ganz allein?
Falk: Er hat noch ein weibliches Wesen bei sich und einen alten Diener – es ist
ein Jammer.
Trautner: Er schreibt an einem Werke, sagte er mir.
Falk (lachend): Ja, ja – seine Memoiren – mag schönes Zeug ein!
Trautner: Schade um ihn, mein Vater hielt ihn für einen talentvollen Menschen.
Falk: Mag sein – doch lassen wir die traurige Sache und bleiben wir bei uns.
Ich sage Dir, ich habe mich kindisch gefreut, als ich die Nachricht bekam, der Gemeinde-
kirchenrath hätte Dich zum Pastor hier auserkoren.
Trautner: Ich wahrhaftig auch! Wo mein Vater fo lange seines Amtes ge-
waltet hat.
Falk: Ich war gerade in Paris, als ich den Brief erhielt.
Trautner lächelnd): Und ich fürchtete schon, der gestrenge Herr Kirchenpatron
(fich vor Falk verneigend) würde mir die Bestätigung versagen!
Falk (luftig): Weißt Du, daß ich wirklich einen Augenblick geschwankt habe?
Trautner: Nanu?
Falk: Ja, ich mußte an unsere heftigen Wortgefechte denken, die wir als Studenten
und auch später noch ausgefochten –
Trautner: Und die immer denselben Erfolg hatten: daß Jeder nur noch eigen-
finniger auf seinem Standpunkte verharrte.

<"page114">

Falk: Das ist wahr.
Trautner: Und das wird sich wohl auch nicht geändert haben.
Falk: Deswegen zögerte ich einen Moment, als ich Deine Wahl bestätigen sollte.
Dann aber sagte ich mir: ach was! wir werden. Beide mit den Jahren wohl ruhiger
geworden sein – und schließlich hat unsere Freundschaft ja nie unter unserer verschiedenen
Lebensanschauung gelitten..
Trautner (ihm die Hand reichend): Nein, wahrhaftig nicht.
Falk: Die Heiligen sollen ja zu den Unheiligen kommen! Und deshalb, alter Freund,
soll es auch zwischen uns beim Alten bleiben.
Trautner: Das soll's! – Du bist mir übrigens seit zwei Jahren einen Brief
schuldig. –
Falk: Das kann schon sein. Vielleicht hatte ich Dir zuviel zu schreiben und habe
Dir in Folge dessen gar nicht geschrieben.
Trautner: Du warst in Italien, Griechenland?
Falk: Ja, auch in Klein-Asien und Aegypten, und überall hatte ich meine Alten
bei mir, meinen Herodot, meinen Homer, meinen Thukydides u.. w.
Trautner: Es ist eine wunderbare Welt, in die Du Dich eingelebt hat.
Falk: Ja, und ich kann gar nicht finden, daß wir es seitdem so herrlich weit
gebracht hätten.
Trautner: Da wird Dir jetzt die Landwirthschaft wenig behagen.
Falk: Sage das nicht. Ich freue mich sogar sehr, hier etwas Positives schaffen
zu können. Denn hier giebt es zu thun, wie ich mich in den drei Tagen, in denen ich
wieder hier bin, überzeugt habe.
Trautner: Das glaube ich wohl.
Falk: Vorerst steht mir allerdings noch eine militärische Einziehung bevor.
Trautner. So ?
Falk: Ja, nun das wird mir auch Nichts schaden. Meine Rittmeister-Uebung. Nach-
her sollen meine Lieblingsstudien nicht vernachlässigt werden, und ich denke, Du wirst wohl
dem klassischen Alterthum auch nicht untreu geworden sein.
Trautner: Nein, sicher nicht – meine Uebersetzung des Theokrit ist nahezu fertig
– ich bin begierig, was Du dazu sagen wirst.
Falk (lustig): Ich werde als Kritiker kein Blatt vor den Mund nehmen – Du
fiehlt also: an Stoff zum Streit soll es uns nicht fehlen. – Aber nun zu Deinen
persönlichen Verhältniffen! Bis zu Deiner Wahl hier warst Du Hilfsprediger im Posen'schen?
Trautner: Ja, und zwar – wie ich bekennen muß – in sehr angenehmen Ver-
hältniffen, so daß es mir möglich war, schon vor anderthalb Jahren zu heirathen.
Falk: Richtig! Die Hauptsache! Du bist ja verheirathet! Vielleicht schon gar
Familienvater?
Trautner: Allerdings! Ich habe schon einen kleinen Otto.
Falk: Ach, das ist liebenswürdig, den Namen Deines Kirchenpatrons.
Trautner: Diesen Glauben muß ich leider zerstören.
Falk (lachend): Weiß schon, weiß schon, kann mir schon denken, nach wem – aber
wer ist Deine Frau?
Trautner: Du kennst sie.
Falk: Wahrhaftig? Da bin ich doch neugierig.
Trautner: Wir haben als Studenten. Beide für sie geschwärmt.
Falk (sehr gespannt): Wie? – doch nicht etwa –?
Trautner: Ja, ja – ich habe den Kobold geheirathet!
Falk (aufspringend): Den Kobold! Du hast den Kobold geheirathet! Nicht möglich!

Trautner (lachend): Doch, doch!
Falk (lebhaft im Zimmer hin- und hergehend, wie in freudiger Erinnerung: Den Kobold! das

<"page115">

seltsamste, wunderlichste, humoristischste, melancholischste, niedlichste, zahmste, frechste, häß-
lichte, hübscheste Backfischchen, das ich je gesehen habe! – Nein, Trautner, sage im Ernst –
Trautner: Im Ernst, sie ist die gesetzteste Frau Pastorin geworden, die man
sich denken kann.
Falk (jetzt sich wieder und stößt mit Trautner an): Nun, dann gratuliere ich von Herzen.
Ich kann mir denken, daß aus diesem Most ein vortrefflicher Wein geworden ist.
Trautner: Das ist es in der That.
Falk: Nein – es ist doch wunderbar! Aber hat sie denn Nichts von ihrer
früheren Art behalten, ist sie denn –
Trautner: Ja, sie ist manchmal etwas räthselhaft, so daß man nicht recht weiß,
ob Ernst oder Scherz aus ihr spricht, im Ganzen aber waltet ein heiterer Ernst mit
neckischem Humor bei ihr vor.
Falk: Und als Hausfrau?
Trautner: Wirst Du sie hoffentlich bald selbst kennen zu lernen. Gelegenheit haben.
Falk: Weißt Du was? Speist heute bei mir! Ich bin so froh, mit Euch wieder
einmal zusammen zu sein! Nun?
Trautner: Meine Frau wird unser Mittagbrod schon fertig haben.
Falk: Ei, so hebt's zum Abendessen auf – (er klingelt, ich schreibe ihr ein Ein-
ladungsbriefchen. Geht an den Schreibtisch und schreibt)
Dritter Auftritt.
Die Vorigen. Kammerdiener (tritt auf).
Falk (zum Kammerdiener): Sehen Sie zu, daß in etwa einer Stunde ein Diner für
drei Personen fertig ist, aber reichlich!
Kammerdiener: Zu Befehl, gnädiger Herr! (will gehen.)
Falk (schreibend): Warten Sie einen Augenblick. Tragen Sie dies Billetchen
hinüber in's Pfarrhaus.
Trautner (aufstehend): Aber könnte ich nicht selbst –
Falk: Nein, nein, Dich laffe ich nicht fort, Dir traue ich nicht.
Trautner (lacht laut auf).
Falk (dem Kammerdiener ein Briefchen reichend): Hier – sofort der Frau Pastorin
abzugeben! (Kammerdiener ab)
Vierter Auftritt.
Vorige ohne Kammerdiener.
Trautner: Unser Junge wird sie nicht fortlaffen.
Falk: Der muß so vernünftig sein, jetzt zu schlafen.
Trautner: Wenn es der Herr Patron befiehlt.
Falk: Na, ich will doch wenigstens Etwas von meinem Patronatsrecht haben,
da ich Dir sonst (mit komischem Pathos) volle Lehr- und Kanzelfreiheit zu laffen gedenke.
Trautner (lachend): Sehr verbunden! – Nun möchte ich aber auch wissen, wie
Du mit Deiner Herzensangelegenheit steht? Bist Du noch immer ein so grimmiger
Feind der Ehe?
Falk: Grimmiger Feind ist nicht der richtige Ausdruck, das bin ich auch nie
gewesen.
Trautner: So? Was denn?
Falk: Ich habe nur immer die Ansicht vertheidigt – und hierin stehe ich noch
immer auf demselben Standpunkte – daß die Ehe nur ein Uebergangsstadium in der
moralischen Entwickelung des Menschengeschlechts ist –
Trautner: Oho!
Falk: Ja – und daß die Ehe in einem Stadium höherer geistiger und moralischer
Entwickelung etwas Anderem –

<"page116">

Trautner (höhnisch unterbrechend): Aha! Freie Liebe!
Falk (ruhig fortfahrend): – nennen wir es meinetwegen mit dem verpönten
Namen der „freien Liebe“, aber in des Wortes edelster Bedeutung – Platz machen wird.
Trautner: Das ist ja das Thema des letzten Buches von Fräulein Ulla Kraus,
unserer neuen Nachbarin.
Falk: Ja, hast Du's gelesen?
Trautner: Ich habe darin geblättert, sie schickte mir es zu.
Falk: Ich finde es ganz vortrefflich. Diese Dame muß durchaus ernst genommen
werden.
Trautner: Hast Du sie schon kennen gelernt?
Falk: Nein. Ich traf die Damen bei meinem Antrittsbesuche nicht zu Hause und
ließ nur meine Karte zurück. Uebrigens erzählte mir der alte Bornstedt, daß sie sich
sehr um den Besitz der Falkenburg bemüht hätten; er wollte mir aber die Vorhand laffen.
Trautner: So? Warum?
Falk (lachend): Das hat eine besondere Bewandtniß – aber, wie sind denn die
Dannen?
Trautner: O, sie werden Dir gefallen, es sind gebildete, freundliche Menschen.
Falk: Und was treiben sie hier? Wollen sie das Gut selbst bewirthschaften?
Trautner: Das wohl nicht. Sie haben einen ausgezeichneten Verwalter und
wollen wohl nur ganz ungestört ihren Studien leben. Die Tante erzieht ihre Nichte
genau nach den in ihren Büchern niedergelegten Grundsätzen. Sie soll vollkommen un-
abhängig sein und bleiben. Das junge Mädchen hat das Abiturienten-Examen gemacht,
war schon ein Jahr auf der Universität und ist wirklich hochbegabt, dabei die Bescheiden-
heit selbst.
Falk: Na, siehst Du! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, steht geschrieben.
Trautner: Ja, mein bibelfester Herr Patron, aber was soll die Zukunft bringen?
Falk: Die Zukunft? Was meinst Du damit?
Trautner (lebhaft): Ist es nicht jammerschade, ein so junges, schönes, reiches
Mädchen in dem Glauben zu erziehen, daß die Ehe ein Unglück ist?
Falk: Kann ich gar nicht finden.
Trautner: Und zwar blos deswegen, weil die Eltern des jungen Mädchens kreuz-
unglücklich miteinander gelebt und sich das Leben gegenseitig total vernichtet haben?

Falk: Na, ich dächte, das wäre ein recht schlagender Grund und trifft bei mir –
d. h. mit der Ehe meiner Eltern – leider ebenso zu.
Trautner (ärgerlich: Eine solche Beweisführung! – Nimm mir's nicht übel –
Falk: Logisch genug! Ja, ich bleibe dabei: die Ehe mag weisen gesetzgeberischen
Absichten entsproffen sein – ich kann aber nicht zugeben, daß sie jemals ein höchstes
sittliches Bedürfniß gefordert hat.
Trautner: Ganz falsch! Das Gesetz hat nur festgehalten, was ein tiefes sittliches
Bedürfniß gefordert hat.
Falk: Keineswegs!
Trautner (fast jedes Wort betonend): Ich sage Dir, wenn heute die Ehe abgeschafft
würde – das erste Paar, das in reiner, edler Liebe zu einander entbrennt, würde sie
von Neuem begründen.
Falk: Nimmermehr! Frei will ich lieben, und frei will ich geliebt sein. Der
Tag der Knechtschaft raubt dem Menschen die Hälfte seiner Tugend.
Trautner (immer eifriger): Die wahre Liebe ist nicht frei, will nicht frei sein.
Sie findet gerade in der Hörigkeit ihre tiefste Befriedigung, sie schafft sich Feffeln, nicht
blos äußerlich durch Gesetz, sondern ganz besonders innerlich, und gelangt dadurch zur
höchsten sittlichen Kraft.

<"page117">

Falk (ebenso: Thut sie's, so thut fie's in Verblendung. Wer aber die Augen
offen hat und um sich schaut, der weiß, um mit Heine zu reden, daß der Frühling und
die Liebe zu Schanden werden müffen.
Trautner: Deine Citate imponieren mir gar nicht. Eine bessere Autorität jagt
mir, die Liebe höret nimmer auf. (Sie sind. Beide ganz nach vorn gekommen.)
Fünfter Auftritt.
(Die Vorigen. Agnes ist auf der Schwelle der Flügelthüren erschienen und hat schon die letzten
Worte mit angehört. Sie bleibt auch jetzt noch unbeweglich und unbemerkt stehen und hört lächelnd dem
Streite zu.)
Falk (in feinem Satze fortfahrend): Was dann noch übrig bleibt, ist häßlich – und
wer dann äußerlich durch Gesetz oder durch Gewohnheit aneinander gefesselt bleibt, handelt
unsittlich.
Trautner: Du spricht von Ehen, die nie welche gewesen sind.
Falk: Ich spreche von Ehen, die das Standesamt und der Priester geschlossen haben.
Trautner: Das Standesamt und der Priester machen allein noch lange keine Ehe.
Falk: Nein, wahrhaftig – wir drehen uns ja geradezu im Kreise.
Agnes (ist bis nahe an die Streitenden herangetreten, drollig): Kindlein, liebet Euch unter-
einander.
Falk (sich schnell umdrehend, fähr vergnügt): Agnes! Da sind Sie ja!
Trautner: Oho! Agnes!
Falk: Verzeihung, lieber Trautner, Verzeihung, Frau Pastorin, daß ich nach
alter Gewohnheit den Vornamen – ich heiße Sie herzlich willkommen reicht ihr beide Hände).
Agnes: Als ich die Herren hier so streiten hörte, wandelte mich wahrhaftig die
Lust an, ein Bündel Stechäpfel aus meines Vaters Garten, wie vor Jahren, zwischen
Euch zu werfen.
Falk: Daran hätt' ich den alten Kobold wiedererkannt.
Agnes: Aber im Grunde freute ich mich doch!
Falk: Warum?.
Agnes: Wo so gestritten wird, da hat die Freundschaft noch Nichts eingebüßt.
Falk: Haha! Da haben Sie Recht. Kommen Sie zu uns! Trinken Sie ein
Gläschen Wein!
Agnes: Nein, ich danke! Vormittag nicht.
Trautner (wieder ganz heiter): Agnes, unser Herr Patron ist ein gefährlicher
Mensch. Die heiligsten Bande versucht er zu lockern.
Falk: Nanu!
Agnes: Ja ja – davon hab' ich schon den Beweis in Händen!
Falk: Wieso denn, meine verehrte Frau Pastorin?
Agnes: Machen Sie mich nicht zur Rabenmutter, die ihr Kindlein in Stich läßt
wegen eines herrschaftlichen Diners?
Falk ausgelaffen): Aber mein Gott, der Junge schläft ja.
Agnes: Woher wissen Sie denn das?
Trautner: Schläft er wirklich?
Agnes: Ja, er ist sogar eben erst eingeschlafen und wird wohl seiner Gewohnheit
gemäß ein Paar Stunden nicht aufwachen.
Falk: Na sehen Sie! Folgen Sie nur immer hübsch Ihrem Patron!
Agnes: Da könnt' ich schön ankommen!
Trautner (zu Agnes): Ja, wie damals in Deines Vaters Garten – weißt Du
noch – die hohe Ulme?
Agnes (nickt lachend mit dem Kopfe).
Falk: Ach! Ihres Vaters Garten in Jena! Welch' schöne Zeit geht da vor mir
auf! – Was war das mit der Ulme?

<"page118">

Trautner: Weißt Du nicht mehr? Die Musik der Sphären!
Falk: Richtig! (zu Agnes) Wie wir Ihnen vorgeredet hatten, man könne die Musik
der Sphären hören, wenn man um Mitternacht bei Mondschein bis zum höchsten Gipfel
des Ulmenbaumes kletterte?
Alle (lachen).
Trautner: Das war abscheulich von uns.
Agnes: Und hätte mir das Leben kosten können.
Trautner: Wenn Du nicht eben der liebe Kobold gewesen wärest.
Falk: Ja, Sie waren gläubig hinaufgeklettert, und als Sie den höchsten Gipfel
erreicht hatten, konnten Sie nicht zurück. –
Agnes: Und ich mußte den Morgen heranwarten, bis der Gärtner mich aus
meiner gefährlichen Lage befreite.
Falk: Ja, es war unverantwortlich von uns – aber wer konnte ahnen, daß Sie
so kühn und gläubig sein würden?
Trautner: Das hätten wir eigentlich voraussetzen können.
Falk: Bei diesem Kobold! Pardon! – Nur wundere ich mich heute noch –
Agnes: Worüber?

Falk: Daß Sie uns garnicht zu zürnen schienen, daß Sie sich nicht im Geringsten
an. Uns gerächt haben.
Agnes: Das ist sehr erklärlich.
Falk: Wieso?
Agnes: Weil ich wirklich die Musik der Sphären gehört habe.
Trautner: Ach!
Falk (lacht): Wirklich?
Agnes: Ich habe nie eine schönere Nacht verlebt.
Trautner: Du hast die Musik der Sphären gehört?
Agnes: Ganz gewiß. Es war ein so wunderbares Singen und Klingen die
ganze Nacht hindurch, der Himmel war so klar, daß ich mir sogar einbildete, die lieben
Englein mit eigenen Augen zu sehen, wie sie sangen und tanzten zur Ehre Gottes.
Falk: Und hatten Sie keine Angst?
Agnes: Nicht die geringste.
Falk: Seltsam!
Trautner (mit Humor): Ja, das erscheint einem Kirchenpatron wie Dir unbe-
greiflich.
Falk (ebenso): Herr Pastor, ich bitte mir einen devoteren Ton aus!
Trautner (ebenso): Herr Patron – ich bitte um Gnade!
Falk: Sie sei gewährt – unter einer Bedingung.
Trautner: Welcher?
Falk: Daß das Thema von vorhin zwischen uns ein für alle Mal abgethan ist.
Du weißt schon, welches ich meine.
Trautner (lachend): Sehr gern!
Falk: Warum lachst Du?
Trautner: Weil ich gewiß weiß, daß Du der Erste bist, der wieder davon
anfängt.
Falk: Na hör' mal!
Trautner: Ganz natürlich! es ist ein kranker, wunder Punkt bei Dir – darum
stößt Du Dich immer wieder daran.
Falk: Und ich sage Dir: gerade das ist vielleicht der gesundeste Punkt an mir.
Agnes: Da seid Ihr ja wieder auf dem besten Wege, von Neuem anzufangen
Und jetzt mich' ich mich auch in den Streit! Es geht über das neue Buch der Kraus
wie ich merke!
Falk: Allerdings!

<"page119">

Agnes (sehr ruhig): Ich sehe nicht ein, warum man ihren Standpunkt nicht ver-
theidigen soll!
Falk (triumphierend): Siehst Du, Trautner?
Trautner: Was? Agnes? Du?
Falk: Ja, ja!
Agnes: Na natürlich! Warum denn nicht?
Trautner: Du scherzest.
Agnes: Warum soll ich mir denn nicht vorstellen können, daß die Menschen einst
so vollkommen sein werden, daß sie ein Zwangsmittel wie die Ehe –
Trautner (entsetzt): Zwangsmittel!
Agnes (ruhig fortfahrend): – garnicht mehr bedürfen!
Falk: Hörst Du, Trautner?
Trautner: Ich höre und staune.
Agnes (wie oben): Und warum soll es gegenwärtig nicht schon so hochgebildete
Wesen geben, die sich über alle Vorurtheile hinwegsetzen? Warum sollte z. B. Thea
Kraus nicht eine lebende Illustration zu den Werken ihrer Tante Ulla sein?
Trautner: Jetzt spricht wieder der Kobold aus Dir.
Falk: Aber der Kobold hat Recht.
Agnes: Ich spreche ganz im Ernst, lieber Franz.
Falk (zu Agnes): Sie halten also das junge Mädchen wirklich für fähig?
Agnes: Ich wüßte keinen Grund dagegen. Ebensowenig wie bei Ihnen.
Falk: Sehr schmeichelhaft für mich. – Wie ist denn Thea? Beschreiben Sie
fie mir.
Agnes: Mein Gott, sie ist – (nachdenkend) wie eine Kirsche.
Falk: Wie eine Kirche?
Agnes: Wie eine richtige Knorpelkirsche –
Trautner (lachend): Na da!
Agnes: – so wohlgebildet, so gesund und appetitlich, so lustig anzuschauen.
Falk (muß lachen): Das ist eine köstliche Schilderung.
Agnes: Sie werden mir Recht geben, wenn Sie sie kennen lernen.
Trautner: Nimm Dich in Acht, Freund Falk.
Falk: Sei unbesorgt.
Sechster Auftritt.
Die Vorigen.
Der Kammerdiener (kommt mit einer Schale, auf der Visitenkarten liegen.)
Kammerdiener: Die Damen sind eben vorgefahren und wünschen ihre Aufwartung
zu machen.
Falk die Karten lesend): Famos! Das trifft sich! Die beiden Fräulein Kraus –
ich laffe bitten. (Kammerdiener ab.)
Trautner: Da wird ja Dein Verlangen gestillt werden.
Falk: Nun bin ich aber noch im Reitcostüm.
Agnes: Sie vergessen, daß die Damen auf weibliche Vorrechte verzichten – und
nur ihre Rechte beanspruchen.
Falk: Richtig, daran hatte ich nicht gedacht!
Siebenter Auftritt.
Die Vorigen ohne Kammerdiener.
Fr. ulla und Thea Kraus treten auf. Sie haben in ihrem Wesen nichts geziert Emancipirtes.
Falk (ihnen entgegen: Gehorsamer Diener, meine Damen, ich habe lebhaft bedauert,
Sie vorgestern nicht zu Hause angetroffen zu haben.

<"page120">

Ulla (ihm die Hand reichend): Wir ebenfalls, Herr Falk, – ich erlaube mir, Ihnen
meine Nichte vorzustellen.

Falk (Thea aufmerksam beobachtend): Danke ergebent, danke – aufrichtig erfreut. Ich bitte die Herrschaften Platz zu nehmen – (zu Trautner) ich habe wohl nicht nöthig, Dich und Deine Frau –
Ulla (Trautner und Agnes die Hand reichend): O, wir haben schon Bekanntschaft gemacht. (Gegenseitige Begrüßung, man setzt sich)
Falk: Darf ich den Damen eine Erfrischung anbieten?
Ulla: Nein, ich danke – Thea, Du vielleicht?
Thea: Ich danke auch.
Falk: Nun, wie gefällt es Ihnen in unserer Gegend, meine Damen?
Ulla: Vortrefflich – Land und Leute sind gut – wenn ich auch in dieser Beziehung – gerade jetzt mit etwas gemischten Gefühlen hier sitze.
Falk: So – darf ich nach der Ursache fragen?
Ulla (liebenswürdig): Die Ursache – sind eigentlich Sie.
Falk (bestürzt): Sollte ich unbewußter Weise –
Ulla: Ich komme nämlich soeben von der Falkenburg –
Falk: Die ich gestern gekauft habe.
Ulla: Ja, nachdem ich drei Wochen mich vergeblich bemüht habe, den alten Bornstedt zum Verkaufe an mich zu bewegen.
Falk (lachend): Das hat eine besondere Bewandtniß.
Ulla: Aber wieso denn?
Falk: Er hat mir die Burg auch nur verkauft unter der Bedingung, daß ich sie bewohne.
Ulla: Aber das ist doch eigentlich beleidigend für mich! Alleinstehenden Damen gegenüber glaubt man sich eben. Alles herausnehmen zu dürfen. Was kann ihm daran gelegen sein, wer nach ihm ein zerfallenes Haus aufbaut und drin wohnt? Denn wie es jetzt ist, gleicht es einer Räuberhöhle.
Falk: Ja, es muß von Grund aus erneuert werden. Die Burg gehörte übrigens in früheren Zeiten zu meinem Gute, wie schon der Name andeutet.
Ulla: Mag sein – sie schließt sich aber in ihrer Lage jetzt ebenso eng an mein Besitzthum an.
Falk: Allerdings – aber sagen Sie, was liegt Ihnen so sehr daran, sie zu besitzen?
Ulla: Ich dachte sie mir neu aufgebaut als reizendes Arbeitsasyl für meine Nichte.
Falk: (Thea aufmerksam beobachtend): So? – Was studieren Sie denn, mein gnädiges Fräulein?.
Thea (einfach): Ich habe mich hauptsächlich mit geschichtlichen und archäologischen Studien befaßt und gedenke auch, dabei zu bleiben.
Ulla (lächelnd): Vergiß nicht Deine socialen Studien, in denen Du hoffentlich meine verbesserte Nachfolgerin sein wirst.
Falk (mit Interesse zu Thea): Haben Sie sich auch darin schon versucht?
Thea: O – es ist nicht der Rede werth..
- Ulla: Stelle. Dein Licht nicht unter den Scheffel, Thea. – Sie hat neulich einen Aufsatz über Frauen-Studium in der „Zukunft" veröffentlicht, der ganz vortrefflich war und sehr bemerkt worden ist.
Agnes (lebhaft): Jawohl, ich habe ihn auch gelesen.
Trautner (lächelnd): Ich auch.
Falk: So? Der ist mir entgangen, ich werde aber das Versäumte nachholen. (Zu Ulla) Dagegen habe ich Ihr neuestes Buch gelesen, gnädiges Fräulein, und muss Ihnen gestehen, daß es mich in hohem Grade befriedigt hat.
Ulla: Das Lob erfreut mich aufrichtig – aus dem Munde eines Mannes.

Falk sich wieder zn Thea wendend): Ich möchte in der That wissen, wie Sie –
A gnes (die das Interesse Falks an Thea bereits bemerkt hat, rasch aufstehend und unterbrechend): Verzeihen Sie, Herr Falk, wenn ich Ihnen für einige Augenblicke Fräulein Ulla und meinen Mann entziehe?
Falk: Wie denn, Frau Pastorin, wie meinen Sie das?
Agnes: Fräulein Ulla Kraus versprach mir für unseren Pfarrgarten einige junge Bäumchen aus ihrer Baumschule. Zufällig sah ich die, welche ich meinte, vorhin hier im Park. Darf ich sie Ihnen zeigen, Fräulein Ulla?
Ulla (aufstehend): Bitte, sehr gern. – Entschuldigen Sie, Herr Falk.
Falk: Bitte, bitte sehr – inzwischen habe ich ja hier die beste Gelegenheit, meine Kenntniffe zu bereichern – (sich vor Thea verneigend).
Thea (abwehrend): Ah –
Agnes (zu Trautner): Komm mit, Franz, Du mußt dabei sein, damit ich auch die richtigen Bäume aussuche!
Trautner (ihr folgend, halblaut): Was hast Du nur?
(Ulla, Agnes und Trautner verschwinden im Park.)
Achter Auftritt.
Thea und Falk.
Falk: Sie waren auf Universitäten, gnädiges Fräulein?
Thea: Ich war zwei Semester in Zürich.
Falk: Und gedenken noch andere Universitäten zu besuchen?
Thea: Ich will zunächst den Sommer hier auf dem Lande zubringen –
Falk: Um sich zu erholen?
Thea: Um, sozusagen, zu verarbeiten und zu verdauen, was ich in Zürich eingeheimst habe.
Falk: Und im Winter, mein gnädiges Fräulein?
Thea: Da werde ich wohl nach Berlin gehen.
Falk: So! Nach Berlin.
Thea (lächelnd): Aber, ich möchte Sie bitten –
Falk: Worum, mein gnädiges Fräulein?
Thea: Mich nicht „gnädiges Fräulein" zu titulieren –
Falk: Ah!
Thea: Das schickt sich nicht mehr in unserer Gelehrten-Republik.
Falk (heiter): Richtig! Verzeihen Sie, Fräulein Thea, aber Sie überschätzen mich, wenn Sie mich als Mitglied Ihrer Gelehrten-Republik betrachten.
Thea: O, ich weiß, daß Sie die Wissenschaften lieben.
Falk: Daß ich sie liebe, ja – darum verdiene ich auch nur den Namen eines Dilettanten.
Thea: Nun – auf mehr werde ich wohl auch keinen Anspruch machen dürfen.
Falk: Sie haben sich ja schon schriftstellerisch versucht.

Thea: Ich habe nur Einiges von meinen Erfahrungen mitgetheilt, die ich als
Studentin auf der Universität gemacht habe..
Falk: So. Ich möchte wohl wissen, wie Sie da gelebt haben? Waren Sie
allein?
Thea: Nein, ich lebte bei meiner Tante Ulla..
Falk: Und wie gestaltete sich der Verkehr mit Ihren männlichen Commilitonen?
Thea (lächelnd: Ach Gott – das war eigentlich gar keiner.
Falk: In wie fern?
Thea: Die jungen Leute sind alle noch so – wie soll ich sagen – noch so jung.
Falk: Ja, aber das sind Sie doch auch noch!

<"page122">

Thea: Ein junges Mädchen von neunzehn Jahren ist doch viel älter als ein junger
Mann von gleichen Jahren.
Falk: Das wohl, aber –
Thea: Ich kam mir ihnen gegenüber immer recht tantenhaft vor, wenn sie mit
ihren Schmiffen renommierten und von ihren Kneipereien erzählten.
Falk: Das kann ich mir denken – indessen werden Sie wohl auch nicht immer
über den Büchern gehockt haben – dazu sehen Sie mir zu frisch aus.
Thea: Nein – ich habe die körperlichen Uebungen nicht vernachlässigt, ich habe
schwimmen, reiten, tanzen und auch fechten gelernt – sehen Sie – hier habe ich sogar
auch einen kleinen Schmiß.
Falk: Wo?
Thea (das Haar ein wenig zurücktreichend): Hier an der Stirn unter dem Haar.
Falk: Wahrhaftig! Ein allerliebster Schmiß! – Wer war denn der Glückliche
– oder Unglückliche, der diese weiße Haut geritzt hat?
Thea: Mein Fechtlehrer – ein gutes Männchen von 60 Jahren.
Falk: Der hatte also das richtige Alter, um mit Ihnen zu verkehren?
Thea: Ja, denn er war viel jugendlicher wie viele von den 20jährigen Greisen,
die in der Welt nur das Häßliche sehen wollten.
Falk: Da haben Sie Recht.
Thea: Sie kamen mir manchmal vor wie Obst, das auf der einen Seite noch
unreif, auf der anderen bereits verfault ist.
Falk: Ein scharfes Urtheil – aber leider nicht ganz ungerechtfertigt – (von ihrer
frischen Jugendlichkeit hingeriffen) Da lob' ich mir die Kirschen!
Thea: Wieso die Kirschen?
Falk (ausgelassen): Ich meine die Kirschen, die richtigen Knorpelkirschen, wissen Sie!
Das rechte Abbild der Frische und Gesundheit!
Thea (ihn unsicher ansehend): Ich verstehe Sie nicht.
Falk: O, das thut Nichts! – aber sagen Sie mir, wie standen Sie mit Ihren
weiblichen Commilitonen?
Thea: Noch weniger wie mit den männlichen.
Falk: Das ist interessant! Warum?
Thea: Sie suchten. Etwas darin, das Weibliche in ihrer Natur zu unterdrücken,
traten wie Männer auf und wurden dadurch unnatürlich und mir unausstehlich.
Falk: So!
Thea: Das ist es auch hauptsächlich, was ich zum Gegenstande meiner Be-
trachtungen in dem Aufsatze gemacht habe. Solche Studentinnen können unserer guten
Frauensache nur schaden.
Falk: Sie sind also der Meinung, daß die Frauen –
Thea: Nicht aufhören dürfen, Frauen zu sein. Es ist doch lächerlich, Unterschiede
aufheben zu wollen, die so stark von der Natur hervorgehoben und darum sicherlich beab-
sichtigt sind.
Falk: Zweifellos! Das ist es, was mich an den Schriften Ihrer Frau Tante
auch stets am meisten angezogen hat, es ist ihr Standpunkt. Es bleibt darum noch genug
zu reformieren.
Thea: O, noch übergenug!
Falk: Z. B. die Frage der Ehe! Haben Sie darüber schon nachgedacht?
Thea: Viel! Gerade dies Thema habe ich mit meiner Tante oft durchgesprochen.
Falk: Das ist sehr erklärlich.
Thea: Ja, hauptsächlich, weil meine Eltern so entsetzlich darunter gelitten. Ich
habe die Beide leider fast gar nicht gekannt, ich war noch zu jung, als sie starben –
Falk: Aber Ihre Tante hat Ihnen erzählt?
Thea: Ja. Denken Sie sich zwei Menschen mit den vortrefflichsten Anlagen, jedes

<"page123">

in seiner Art vollkommen, und doch so wenig im Stande, mit einander zu leben, daß sie
fich fortgesetzt auf's Tiefste gegenseitig verwundeten.
Falk: Und warum trennten sie sich nicht?
Thea: Es gab keinen gesetzlichen Scheidungsgrund.
Falk: Das schließt aber doch die Trennung nicht aus?
Thea: Ja, das war ja gerade das Tragische an der Sache. Jeder von Beiden
war schuldbewußt, und so versuchten Beide immer und immer von Neuem, den Nach-
giebigen zu spielen, was aber regelmäßig mißverstanden wurde und immer Anlaß zu
neuen Quälereien gab, an denen schließlich Beide zu Grunde gingen.
Falk: Das ist in der That tragisch.
Thea: Und darum –
Falk: Haben Sie's verschworen, je eine Ehe einzugehen?
Thea: Ja; das ist geradezu unmöglich bei mir.
Falk: Bei mir auch – geradezu unmöglich. Ich freue mich, daß wir so ganz
derselben Ansicht sind. – Wenn nun aber einmal – die Liebe –
Thea: Die Liebe kenne ich nicht; ich habe nur an Anderen gesehen, daß sie etwas
Vergängliches ist – darum soll man auf sie nichts Unvergängliches bauen wollen.
Falk: Nein, das soll man nicht – aber schön ist sie doch – die Liebe!
Thea: Sie haben sie kennen gelernt?
Falk: Ich glaube.
Thea: Warum sagen Sie: ich glaube! Wissen Sie es nicht?
Falk: Man kann sich täuschen. Aber schon die Täuschung war schön.
Thea: Und ist sie so bald vorübergegangen?
Falk: Ja, sie starb an mangelnder Gegenliebe.

Thea (ihn betrachtend): Das ist eigentlich merkwürdig.
Falk: Wieso merkwürdig?
Thea (verwirrt): Ich meine nur – woher Sie das so genau wissen?
Falk: Das ist sehr einfach. Die Angebetete heirathete einen Anderen.
Thea: Ach so!
Falk: Das ist doch ein klarer Beweis.
Thea: Man sollte meinen, indessen –
Falk: Nein, da giebt es kein „indeffen“, und Sie werden mir Recht geben, wenn
ich Ihnen die Betreffende nenne.
Thea (gespannt): Kenne ich sie?
Falk: Ja.
Thea: Wer ist es?
Falk: Frau Pastor Trautner.
Thea: Was sie sagen! – Ein allerliebstes Frauchen, das ist wahr! Ich könnte
mich auch in sie verlieben. Sie hat so gar nichts Pastörliches – sie ist so ganz Natur.
Falk: Ja, und als Mädchen hätten Sie sie kennen sollen! Eine wunderbare
Mischung von loderndem Feuer und stillfinnender Träumerei –
Thea: Wo haben Sie sie kennen gelernt?
Falk: Als wir das letzte Semester in Jena studierten, Trautner und ich. Sie
ist die Tochter eines Professors, wir waren Nachbarn.
Thea: Und da hat sie Herrn Trautner –
Falk: Ja, sie hat ihn schon damals, von Anfang an vorgezogen, und ich mußte
mir bald sagen, daß ich kein Glück haben würde –
Thea (neckisch): Sie sind aber nicht an gebrochenem Herzen gestorben –
Falk (lachend): Wie Figura zeigt, nein.
Thea: Ich glaube überhaupt, die Dichter fabeln in dieser Beziehung – wenigstens
für unsere Zeit – wohl mehr als nöthig ist.
Falk: Na, wer weiß?

Thea: Haben Sie sich rasch getröstet?
Falk: Ich ging auf Reisen – und beim Anblick der großen griechischen und
römischen Weltentrümmer vergaß ich meinen kleinen Schmerz.
Thea: Das kann ich mir denken. (Begeistert) Ich werde auch reisen! Werde auch
sehen, wo Homer gedichtet hat, wo Leonidas mit seinen 300 gefallen ist, wo der große
Julius Cäsar einen Geist aufgab. Es müffen herrliche Empfindungen sein, die Einen
da überkommen.
Falk: Ja, herrliche! nicht alltägliche – man wandelt wie in wachen wundersamen
Träumen – man fühlt sich vom Geisterhauch der Alten angeweht.
Thea: Ich denke mir, daß unsere Charakter-Eigenschaften dabei wachsen müssen –
Das Haffen und Lieben der Alten war doch weit größer als das unserer modernen
Zeit – sie hatten Gefühle, wir haben nur noch Gefühlchen –
Falk (lachend): Gefühlchen! Das ist gut, wahrhaftig, – mir fallen dabei die
Lümpchen und Vice-Lümpchen von Heine ein – (ernst) aber Sie haben Recht, mein
Fräulein, und ich staune über Ihre Begeisterung und Ihren Scharfblick. Es müßte ja
eine wahre Wonne sein – (blickt sie finnend an)
Thea: Was?
Falk: Mit Ihnen zu reisen!
Thea (sieht ihn verwundert an): Mit mir zu reisen?
Falk: Sie glauben gar nicht, wie oft ich mich auf meinen Reisen nach einem
Menschen gesehnt habe, der mein Sehen, Hören, Fühlen, Empfinden, Genießen hätte
theilen und es dadurch verdoppeln können!
Thea (etwas verwirrt): Ich bin noch nicht genügend vorbereitet, ich brauche
mindestens noch ein Jahr des Studiums, ehe ich mir einen vollen Genuß von einer
solchen Reise verspreche.
Falk: Ihre Gründlichkeit ist entzückend, mein Fräulein. – Sie würden mich zu
großem Danke verpflichten –
Thea: Wodurch?
Falk: Wenn Sie – mir gestatteten, an Ihren Studien theilzunehmen.
Thea: Wie verstehen Sie das?
Falk: Wir sind ja nunmehr Gutsnachbarn – es ist so natürlich, daß wir –
falls es Ihnen nicht unangenehm ist – mancherlei zusammen lesen, besprechen – oder
würden Sie daran keinen Gefallen finden oder gar Anstoß nehmen?
Thea: Im Gegentheil – Ihr Vorschlag kann mir nur ehrenvoll und gewinn-
bringend sein.
Falk (ihr die Hand reichend): Das freut mich ungemein! Und ich habe eine Idee,
die ich sofort Ihrem Fräulein Tante mittheilen will – da kommen ja die Herrschaften!
(Ulla und Trautner im Gespräch kommen aus dem Park, hinter ihnen Agnes, die den vorbeigehenden
Kammerdiener heranwinkt und ihm etwas ins Ohr flüstert. Ulla und Trautner lassen ihr dann den Vor-
tritt, der Kammerdiener entfernt sich.)
Neunter Auftritt.
Die Vorige 1. Agnes, Ulla, Trautner treten ein.
Agnes (sehr vergnügt): So! Die Baumangelegenheit wäre geordnet.
Ulla: Und nun ist es Zeit, liebe Thea, daß wir uns empfehlen.
Falk: Ach nein, noch nicht! Machen Sie mir das große Vergnügen – oder er-
weisen Sie mir die hohe Ehre, meine Damen, bei mir zu Tische zu bleiben à la fortune
du pot – es wird reichen.
Ulla (lachend): Davon bin ich überzeugt, aber das geht doch wohl nicht!
Agnes (sie umfaffend): Aber warum denn nicht? Wir sind auch dabei – es wäre
wirklich reizend!

Falk: Recht so, Frau Pastorin, helfen Sie mir bitten – (zu ulla) ich habe
Ihnen nämlich einen Vorschlag zu machen, Fräulein Kraus.
Ulla: Bitte, schlagen Sie vor!
Falk: Nach Tische machen wir einen gemeinschaftlichen Ausflug nach der Falken-
burg und überreden den alten Bornstedt –
Ulla: Wozu?
Falk: Seine Bedingung fallen zu lassen.
Ulla: Ja, was nützt mir das, wenn Sie der Eigenthümer sind?

Falk: Ich stelle Ihnen die Falkenburg zur Verfügung.
Ulla: Das kann ich nicht annehmen.
Falk: Ich habe mich überzeugt, daß dieses Schlößchen für die Studien von
Fräulein Thea geradezu unentbehrlich ist.
Ulla: Was hilft mir das, ich nehme keine Geschenke an.
Agnes: Aber der Alte läßt sich vielleicht überreden, es Ihnen gemeinschaftlich
zu verkaufen?
Alle (sehen sie erstaunt an).
Trautner: Aber Agnes, was fällt Dir ein?
Falk: Deine Frau hat ganz Recht, Trautner – das wäre freilich am allerbesten.
Ulla (zu Falk): Würden Sie denn vom Kauf ganz zurücktreten, wenn es uns
gelänge, den Alten zu überreden?
Falk: Das wird uns schwerlich gelingen – aber ich verspreche Ihnen, den Ver-
fuch zu machen, wenn Sie mir versprechen – mit Fräulein Thea zu Tisch zu bleiben.
Ulla (lachend): Nun, das hätte ich auch um einen geringeren Preis gethan.
Falk: Desto besser für mich! (Er klingelt.)
Trautner: Ich werde mich aber für Nachmittag beurlauben müssen, ich habe
noch –
Falk (ausgelassen einfallend): Gar Nichts hast Du – Du hast Deinem Patron
zu folgen – heute wird. Nichts mehr gearbeitet – basta!
Agnes (Trautner am Arme faffend): Basta!
Zehnter Auftritt.
Die Vorigen. Der Kammerdiener tritt auf.
Falk (zum Kammerdiener): Laffen Sie noch zwei Couverts auflegen!
Kammerdiener: Ist bereits geschehen, gnädiger Herr.
Falk (erstaunt): Wieso? Wer hat denn?
Kammerdiener sieht Agnes an).
Agnes (schalkhaft): Ich hatte mir erlaubt, Herr Falk, Ihrem Rechte vorzugreifen.
Falk: Wie? schon vorhin? (Ulla und Thea sehen sich lächelnd an.)
Agnes (nickt mit dem Kopfe).
Falk: Das ist ja famos von Ihnen! (Zum Kammerdiener) Können wir effen?
Kammerdiener: Es ist serviert, gnädiger Herr.
Falk: Da bitte, meine Damen! (Er giebt beiden Fräulein Kraus den Arm und führt sie fort.)
Trautner (mit Agnes etwas zurückbleibend): Agnes, Agnes! was führst Du in
Schilde! (Droht ihr.)
Agnes (mit komischer Wichtigkeit): Ich führe im Schilde: das Wappen Till Eulen-
spiegels mit dem großen Sternenhimmel als Hintergrund!
Trautner (sie küssend): Kobold!
Der Vorhang fällt.

<"page126">

Blumeiter Act.
Ein weites Hochplateau mit schönen, alten Bäumen bestanden, die aber eine Aussicht auf das ferne Riesen-
gebirge gestatten. Im Hintergrunde eine Bank, an steil in's Thal abfallender Stelle. In der Mitte ein
langer Holztisch mit hölzernen Bänken dabei. Rechts die halb zerfallene Falkenburg. Vor derselben steht
ein großer Handwagen, der mit allerhand alten Möbelstücken und Hausgeräthen angefüllt ist. Ein breiter
Fußweg verliert sich links im Hintergrunde.
Erster Auftritt.
(Bornstedt, ein alter Herr in abgetragener Kleidung, mit Schirmmütze auf dem Kopf, sitzt in einem Roll-
wagen mitten auf der Bühne an stark von der Sonne beschienener Stelle. Bald darauf Strohwald)
Bornstedt (ungeduldig rufend): Strohwald! he Strohwald! – Sie lassen mich hier
in der Sonne wahrhaftig rösten! – Strohwald!
Strohwald (kommt aus der Burg, einen alten Czako, eine Pistole und einen verrosteten Säbel
in der Hand, die er auf den Handwagen legt): So – unser Waffenmagazin! – haben Sie ge-
rufen, Herr Rittmeister?
Bornstedt: Natürlich hab' ich gerufen, mir den Hals trocken geschrieen nach Dir.
Strohwald: Herrje! Man hört d'rin Nichts.
Bornstedt: Ist ja nicht möglich.
Strohwald: Ich hab' das letzte Biffel Holz zu 'ner Tasse Kaffee klein gemacht.
Was soll ich denn?.
Bornstedt: Mich aus der Sonne ziehen, Mensch, ich bin ja schon halb gebraten.
Strohwald (ihn befühlend): Nu wahrhaftig! Die Sonne meint's auch gar zu gut.
Aber 's geht vorüber, Herr Rittmeister, "s geht vorüber. (Zieht ihn in den Schatten)
Bornstedt: Seid Ihr denn noch nicht fertig?
Strohwald: Ich wär's schon lange, aber – (sich umsehend leise) sie kramt ja den
letzten Lumpen zusammen.
Bornstedt: Ist sie immer noch so wüthend?
Strohwald: Sie flucht und wettert wie 'n alter Corporal.
Bornstedt: Und meine verdammte Gicht! – O, Bertha weiß, daß ich an solchen
Tagen still halten muß, ich kann nicht davonlaufen – das nimmt sie sich wahr.
Strohwald (sehr treuherzig): "s geht vorüber, Herr Rittmeister, "s geht vorüber:
Bornstedt: Ja, ja, Strohwald, 's geht. Alles vorüber, das ist auch ein Trost.
– (Start) Aber, ich mach' mich frei, Strohwald, ich trenne mich von ihr, sobald wir –
Strohwald (hustet ungläubig).
Bornstedt: Was hustest Du denn? Glaubst Du mir etwa nicht?
Strohwald: Nu, Gott soll mich bewahren! Wenn Sie's sagen, Herr Rittmeister!
Bornstedt: Du sollst sehen, dann bin ich in drei Wochen mit meinem Buche fertig.
Strohwald: Drei Wochen! Hm, hm!
Bornstedt (auffahrend): Nun? etwa nicht?
Strohwald: Nu, das versteht sich! Drei Wochen! Ist ja eine lange Zeit!
Ach ja!
Bornstedt: Was heißt das: ach ja!
Strohwald: Nu, das heißt, wir werden uns da unten in der Stadt ganz gemüth-
lich einrichten.
Bornstedt: Meinst Du?
Strohwald: Das versteht sich. Unter uns gesagt, Herr Rittmeister, hier oben
wär's so wie so bald nicht mehr gegangen!
Bornstedt: Warum?
Strohwald: Alles wurmstichig und zerfressen. Heut Nacht ist mir der Kalk
pfundweise von der Decke ins Gesicht gefallen, und die Fledermäuse haben sich in meiner
Kammer eingenistet..
Bornstedt: Ja, ja, ich glaube ein heftiger Sturm –

Strohwald: Wirft die ganze Baracke über den Haufen.

<"page127">

Bornstedt (verweisend): Sprich mir nicht von Baracke, Strohwald, es ist und
bleibt doch immer –
Strohwald: Ein Schloß, versteht sich, ein Schloß!
Bornstedt: In dem wir so manche lustige Stunde verlebt haben.
Strohwald (seufzend): 's geht halt. Alles vorüber!
Bornstedt: Ja, das ist ein Jammer.
Strohwald: Bald ist's ein Jammer, bald ist's ein Glück.
Bornstedt (fest): Strohwald, ich trenne mich von ihr!
Strohwald: Von wem?
Bornstedt (vor Schmerz zusammenfahrend): O, weh!
Strohwald: Was ist denn?
Bornstedt: Die Gicht!
Strohwald: Die trennt sich nicht so leicht.
Bornstedt: Dummkopf! – Wer kommt denn da?
Zweiter Auftritt.
(Die Vorigen. Trautner und Agnes sind hinter dem Berg heraufgekommen.)
Strohwald (die Hand über die Augen haltend): Das ist ja – nu wahrhaftig, der
neue Herr Pastor aus Falkenau und eine junge Dame.
Bornstedt: Was wollen denn die hier?
Strohwald: Sie werden die Aussicht genießen wollen.
Bornstedt: Ich mag sie nicht sehen. Fahr' mich bei Seite.
(Strohwald fährt ihn hinter die Scene links)
Trautner (die Stirn trocknend): Ha! – das letzte Stück ist doch etwas anstrengend.
Agnes (die Aussicht betrachtend): Ja, aber die Aussicht ist prächtig. Das lohnt.
Man sieht das Haus auf der Schneekoppe heute.
Trautner: Ja, die Fensterscheiben glänzen. – – Die Anderen sind aber weit
zurück!
Agnes: Die haben sich auch mehr zu sagen als wir.
(Sie setzen sich auf die Bank hinten.)
Trautner: Agnes, Agnes, Du bist heute wieder einmal ganz Kobold!
Agnes: Franz, ich bin glücklich – was willst Du mehr?
Trautner: Das freut mich – aber macht es Dich nicht zu übermüthig?
Agnes: Herr Pastor, wir sind nur einmal jung.
Trautner: Aber Dein lebhaftes Interesse –
Agnes: Für Deinen Freund?
Trautner: Ja, wie soll ich das verstehen? –
Agnes: Siehst Du, Franz, wir Frauen können es einem Manne nie vergeffen,
daß er einmal für uns geschwärmt hat.
Trautner: Na, hör' 'mal, Agnes!
Agnes: Bist Du eifersüchtig?
Trautner: Das zwar nicht, aber –
Agnes: Ich möchte ihn glücklich sehen.
Trautner: Glücklich! Und da bestärkt Du ihn in solchen Ansichten! – Das
begreife ich nicht.
Agnes: Du begreift es jetzt noch nicht.
Trautner: Und werde es nie!
Agnes: Ebenso begriffst Du es ja einst nicht, daß ich Dich Deinem Freund vor-
ziehen konnte!
Trautner: Das war doch –
Agnes: Ja, das war vor Jahren – und heute findest Du es ganz selbstverständ-
lich! nicht?

<"page128">

Trautner (lachend): Mit Dir wird man nicht fertig.
Agnes: Nein, hoffentlich noch lange nicht.
Trautner: Du bist und bleibt mein liebes Räthel.
Agnes: Da gebe ich Dir wenigstens Stoff zum Nachdenken.
Trautner: Aber Du hast doch Nichts dawider –
Agnes: Wogegen?
Trautner: Daß ich Deine Ansichten aufs Heftigste bekämpfe?
Agnes: Nicht das Geringste!
Trautner: Und wenn ich schließlich den Sieg davontrage?
Agnes: Dein Sieg ist mein Sieg! Wir sind doch Eins.
Trautner (lachend): Sie weiß sich aus jeder Schlinge zu ziehen.
Agnes (aufstehend): Und nun will ich nachsehen, ob die Musik da ist? Steht auf
Trautner: Welche Musik?
Agnes: Der Cantor mit seinem Quartett.
Trautner: Den hast Du herbestellt?
Agnes: Ja, sie sind den kürzeren und steileren Weg gegangen und sollen sich in
der großen Laube dort hinter der Burg (zeigt hin) versteckt halten, bis ich sie rufen werde.
Trautner: Wozu?
Agnes: Zum Singen natürlich!
Trautner: Zum Singen?
Agnes: Ja – das wird in der Dämmerstunde hier gar schön klingen!
Trautner: Wunderliche Idee!
Agnes: Auf diese Weise können sie sich gleich vortheilhaft beim Kirchenpatron
einführen und auf klingende (macht die Bewegung des Geldzählens) Unterstützung des Kirchen-
chores rechnen..
Trautner: Agnes! Und solch ein Weltkind habe ich geheirathet?
Agnes drollig): Es steht geschrieben: die Kinder der Welt sind klüger als die
Kinder des Lichts! Darum hat mich der Himmel Dir beschieden, Du Kind (ihm mit dem
Finger auf die Stirn klopfend) des Lichts! (Sie wendet sich kurz und will abgehen, Trautner sieht ihr
lächelnd und kopfschüttelnd nach)
Dritter Auftritt.
(Die Vorigen. Frau Winkler, eine große, robuste Person, erscheint in der Thür der Burg. Bald darauf
Bornstedt und Strohwald.)
Frau Winkler (laut in die Couliffe gegenüber rufend): Strohwald!

Agnes (erschrickt und kehrt zu ihrem Mann zurück. Sie halten sich, von den Anderen nicht gesehen, im Hintergrund auf)
Frau Winkler (wie vorher): Strohwald! Was faulenzen Sie denn da herum ?
(Sie hat einen Haufen alter Sachen auf dem Arm, die sie auf den Wagen legt.)
Strohwald (kommt, Bornstedt vor sich herstoßend, wieder auf die Bühne): Ich habe ja
blos den Herrn Rittmeister aus der Sonne gezogen.
Frau Winkler (wüthend): Ach was! Hätten Sie ihn lieber aus der Patsche
gezogen.
Strohwald: Au!
Frau Winkler: Wollen Sie mich. Alles allein machen lassen? Es sind noch
Bilder von der Wand zu nehmen. (Auf Bornstedt zeigend) Seine edlen Vorfahren.
Marsch hinein!
Strohwald: Ich komme ja schon!
Bornstedt (sie heranwinkend, verlegen): Bertha, mäßige Dich doch, ich glaube, es sind
Leute in der Nähe!
Frau Winkler: Ist mir ganz egal! Ich soll mich mäßigen, bei so einer Dummheit von Deiner Seite? Ihm in die Ohren schreiend) Fräulein Kraus hat 3000 Mark mehr
geboten.

<"page129">

Bornstedt: Ich kann doch einen gültigen Vertrag nicht rückgängig machen!
Frau Winkler: Warum denn nicht? Es war ja noch nichts Schriftliches
abgemacht:
Bornstedt: Das ist unter Cavalieren gleichgültig.
Frau Winkler (wild lachend): Unter Cavalieren! – Sie werden schöne Augen
machen, wenn wir mit unserem Gerümpel in die Stadt einziehen, Herr Cavalier.
Bornstedt: Beruhige Dich, es wird Nacht sein, wenn wir ankommen.
Frau Winkler: Nun, mir kann's recht sein! Ich bin ja nicht die Frau Rittmeisterin, bin ja nur die Wirthschaftsmamsell. Das geht nun so seit zwanzig Jahren!
Immer die Ehe versprochen, wenn ich was hergeben sollte, und wenn's verthan war –
profit die Mahlzeit. Nun hab' ich auch Nichts mehr! Aber los wirst Du mich darum
doch nicht! erst recht nicht!
Bornstedt (matt): Es ist nicht schön von Dir, daß Du Dir wieder meinen kranken
Zustand wahrnimmt, um mich zu peinigen.
Frau Winkler (plötzlich sehr weich werdend): Schäme Dich, so was zu sagen! Ich
will Dir doch nicht wehe thun – ich habe ja Nichts auf der weiten Welt als Dich.
Aber Du behandelt mich schlecht – so lange ich hübsch und jung war, da galt ich Dir
was, aber jetzt – jetzt – sie weint).
Bornstedt (in stiller Verzweiflung): Bertha, sei doch vernünftig! Ich liebe Dich ja
noch – aber –
Frau Winkler (die Thränen trocknend): Aber – aber, das ist es ja eben. – Die
3000 Mark hätten uns 'rausreißen können; ich hätte Dich beffer gepflegt, Du wärst wieder
freundlicher zu mir gewesen; (wieder heftiger) und dann die unsinnige Bedingung, daß kein
Anderer nach Dir hier wohnen soll als Falk, das ist doch ein Wahnsinn!
Bornstedt: Das verstehst Du nicht.
Frau Winkler (wüthend): Natürlich, dazu bin ich zu dumm! nicht vornehm genug!
Aber zum Pflegen, zum Kochen, zum Geldgeben, zum, zum – na ja, dazu bin ich gerade
gut genug!
Bornstedt (in Verzweiflung): Nun fängst Du wieder an und warst schon vernünftig.
hör' auf, hör' auf Bertha, ich ertrag's nicht länger!
Strohwald (plötzlich den Kopf aus einem Fenster der Burg heraussteckend): Herr
Rittmeister!
Bornstedt: Was giebt's denn?
Strohwald (am Fenster, äußerst gutmüthig): 's geht vorüber, Herr Rittmeister 's geht
vorüber! (Verschwindet.)
Frau Winkler (wüthend gegen ihn die Fäuste ballend): Ja, 's geht vorüber, Du
alter Haudegen! Ich will Dich kuranzen mit Deinem Vorübergehen! (Sie eilt in die Burg ab)
Bornstedt (aufathmend): Oh –
Vierter Auftritt.
Bornstedt, Trautner und Agnes kommen langsam nach vorn, eifrig mit einander sprechend.
Agnes (halblaut): Das beweist garnichts – eher das Gegentheil.
Trautner: Mit Dir ist eben heute Nichts anzufangen. – (Er geht an Vornstedt
heran) Grüß Gott, Herr Rittmeister, wie geht es Ihnen?
Bornstedt (seufzend): Danke, gut, Herr Pastor. Und Ihnen?
Trautner: Danke, recht gut. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle?
Bornstedt (die Mütze ziehend): Sehr erfreut.
Agnes (freundlich): Sie wollen schon fort?
Bornstedt: Ja, der Boden brennt mir unter den Füßen, seitdem ich nicht mehr
auf meinem Eigenthum fitze.
Trautner: Was hat Sie eigentlich so – (er stockt verlegen).

<"page130">

Bornstedt: O – es war mir hier oben zu rauh geworden – ich vertrage das
Höhenklima nicht mehr.
Agnes: Sie wollen in die Stadt?
Bornstedt: Ja, es wird mir nicht leicht, meinte alte Väterei aufzugeben – aber
– (hustet) Gesundheitsrücksichten –
Agnes: Natürlich, die gehen vor.
Trautner: Ich bin als Knabe oft hier herumgesprungen.
Bornstedt: Ich weiß, o, ich weiß – ich habe Ihren Herrn Vater gut gekannt.
Trautner: Wie hat sich hier Alles geändert!
Bornstedt (traurig): Ja, es ist mir schlecht gegangen, lieber Pastor. Nicht meine
Schuld, wahrhaftig nicht! Die Verhältnisse! Ich mußte meinen Abschied nehmen wegen
– na ja – Kleinigkeiten, wie das so ist – – dann ging es immer weiter – immer
tiefer. (Er senkt den Kopf)
Agnes (vorsichtig): Haben Sie nicht geheirathet?
Bornstedt: Nein – (wieder selbstbewußt) Ich wollte mich nicht binden, wollte mir
meine Freiheit nicht rauben lassen.
Trautner (sieht Agnes bedeutend an, die lächelnd die Augen niederschlägt).

Bornstedt: Ich schreibe ein Werk über den Krieg 70 und 71. Erinnerungen, die
Epoche machen werden – der Schriftsteller muß frei sein, frei – übrigens werde ich sehr
gut verpflegt – ich habe – (er hustet) ein treffliches Wesen um mich – etwas rauh,
aber – ja – und dann meinen alten Kriegskameraden, meinen Burschen Strohwald –
der ist mir treu geblieben.
Agnes (um das Gespräch auf einen anderen Gegenstanb zu bringen): Sie bekommen
übrigens gleich mehr Besuch.
Bornstedt: So? Wen denn?
Agnes: Die beiden Fräulein Kraus und Herrn Falk.
Bornstedt: Was Sie sagen! Ei, da muß ich ja – (rukt) Strohwald, Strohwald!
Strohwald (innen): Herr Rittmeister!
Bornstedt: Bring' mir doch meinen Hut heraus – ich kann doch unmöglich in
dieser Mütze –
Strohwald (aus dem Fenster sprechend): Der Hut ist schon eingepackt, liegt
ganz Unten.
Bornstedt: O, das ist fatal! und meine verdammte Gicht! Komm, Strohwald,
Du mußt mich fahren!
Fünfter Auftritt.
(Die Vorigen. Strohwald kommt ans dem Hause und geht zu Bornstedt. Bald darauf erscheinen von
hinten kommend Falk, Ulla, Thea und zwei Diener, welche einen großen Korb tragen und denselben
niedersetzen.)
Strohwald (zu Bornstedt): Da bin ich, wir sind auch fertig.
Agnes: Da kommen ja die Herrschaften schon.
Falk (in sehr heitrer Stimmung): Ei, ei, das sieht ja schon nach Abzug aus! –
Guten Tag, mein lieber Rittmeister!
Bornstedt (ihm die Hand entgegenstreckend): Guten Tag, Herr Falk, ja, es muß ge-
schieden sein.
Ulla: Guten Tag, Herr Rittmeister, Sie werden mich nicht los.
Bornstedt: Bedaure unendlich, daß ich Ihnen nicht gefällig sein konnte, mein
Fräulein.
Falk: Sie können es noch, mein lieber Bornstedt, Sie können es noch.
Bornstedt: Inwiefern?
Ulla (Falk, der sprechen will, nicht zu Worte kommen lassend): Lassen Sie mich die Ver-
handlungen leiten, Herr Falk, denn ich bin doch die eigentliche Interessentin.
Falk (auf Thea blickend): Wer weiß!

<"page131">

Bornstedt: Handelt es sich um meine Nachfolgerschaft im Besitz?
Ulla: Ganz recht.
Bornstedt: Da habe ich das letzte Wort schon gesprochen.
Ulla: Selbst wenn Herr Falk zurücktritt?
Bornstedt: O, das thut er nicht, das kann er nicht thun.
Falk: Nun muß ich doch die Sache in die Hand nehmen. (Zu ulla) Verzeihen Sie
mein Fräulein, diesen männlichen Ein- und Uebergriff. (ulla zuckt die Achseln) Also Herr
Rittmeister, Fräulein Kraus und ich kaufen die Falkenburg sammt Zubehör gemeinschaftlich.
Sie laffen jede besondere Bedingung fallen (da Bornstedt den Kopf schüttelt, ich übernehme
die Verantwortung – und ich zahle 6000 Mk. über den bedungenen Preis –
Ulla: Das heißt, ich zahle.
Falk: Bitte, ich.
Sechster Auftritt.
Die Vorigen. Frau Winkler ist schon vorher auf der Schwelle der Burg erschienen und hat das Letzte
mit angehört, sie hat bereits den Hut auf und ist zum Abzuge fertig. Während des Folgenden sind Thea
und Agnes beschäftigt, mit Hilfe der beiden Diener den Korb auszupacken, den Tisch zu decken, Taffen c.
aufzustellen, die Kaffeemaschine anzuzünden, Kuchen zu schneiden u. f. w, Alles mit graziösem Humor.
Frau Winkler (ist rasch auf Falk und Ulla zugeeilt): Ihre Dienerin, meine Herrschaften.
Sehr erfreut, Ihnen hier begrüßen zu können. Ach, Sie thun ein gutes Werk, meine
Herrschaften, wenn Sie den Kaufpreis einigermaßen erhöhen – um 6000 Mark, wie ich
höre, – nicht wahr, 6000 Mark?
Falk (nickt mit dem Kopfe).
Bornstedt (ungehalten): Aber, Frau Winkler, das ist doch meine Sache!
Frau Winkler (knixend): Freilich, freilich, Herr Rittmeister, ist das Ihre Sache!
Ich bin aber sozusagen. Ihre Pflegerin – (sich zu den Anderen wendend) und, meine Herr-
fchaften, der schreckliche Reismatismus, der meinen guten Herrn Rittmeister peinigt, der
ist eine rechte Strafe Gottes –
Falk (lachend): Oho!
Bornstedt (rückt ungeduldig im Stuhle hin und her).
Frau Winkler (sehr schnell sprechend: Das wäre eine rechte Wohlthat, wenn ich
den Herrn Rittmeister etwas besser pflegen könnte – so ist er z. B. Fische sehr gern,
die ich ihm hier aber gar nicht besorgen kann, sie find so schrecklich theuer – dann eine
gewiffe Sorte Pudding – der wird zubereitet aus –
Bornstedt die Geduld verlierend): Himmelkreuz – – aber, liebe Frau Winkler,
das interessiert doch die Herrschaften nicht im Geringsten, laffen Sie doch –
Strohwald (sich besänftigend zu Bornstedt herunterbeugend): 's geht vorüber, Herr Ritt-
meister, "s geht vorüber –
Falk (Frau Winkler auf die Achsel klopfend: Sie haben ganz Recht, liebe Frau Winkler,
pflegen Sie nur Ihren Herrn recht sorgfältig, und dazu sollen auch die 6000 Mark
dienen, die ich mehr zahle.
Ulla: Nein ich!
Falk (sich verneigend): Pardon! ich!
Frau Winkler: Der liebe Gott wird es Ihnen vergelten, gnädiger Herr, was
Sie an meinem armen Herrn Rittmeister thun –
Bornstedt (wüthend): Frau Winkler, das verbitte ich mir.
Frau Winkler sich vergeffend): Ach was! Du hast gar Nichts zu verbieten!
da die Anderen sich peinlich berührt zeigen, verlegen) das heißt – ich meine – na ja – daran
ist wieder der Strohwald schuld, der überall im Wege ist.
Strohwald (gutmüthig): Du mein Gott, ich –
Frau Winkler (zu Strohwald): Helfen Sie mir den Handwagen stoßen, der Mann
läßt uns im Stich, den wir bestellt haben.
Strohwald geht an den Handwagen: Und der Herr Rittmeister?
S-

<"page132">

Falk (die Situation übersehend»: Also! Alles Geschäftliche bei Seite! Hier wird Abschied gefeiert! Strohwald, bleiben Sie bei Ihrem Herrn!

Strohwald (kehrt zurück).

Falk: So geht das nicht! (er ruft die beiden Diener) Fritz, Karl, kommt mal her, greift an! Ihr schiebt den Wagen bis hinunter an den Fuß des Berges. Dann geht Einer von Euch in's Schloß und jagt dem Johann, er solle sofort anspannen und die Herrschaften nach der Stadt fahren! Verstanden. Zwei Wagen! Einer für's Gepäck.

Die Diener: Zu Befehl!

Bornstedt (gerührt): Lieber Herr Falk!

Frau Winkler (weinend): Ach, gnädiger Herr – (will ihm die Hand küssen).

Falk: Bitte, bitte, liebe Frau Winkler, hier ist. Nichts zu danken. Adieu, lieber Herr Bornstedt, ich komme zn Ihnen, will doch sehen, wie Sie wohnen! Das Geld zahle ich morgen.

Bornstedt: O, wie soll ich Ihnen das vergelten, Sie machen mich überglücklich !

Strohwald (zu Falk): Ich wollte, gnädiger Herr, Sie hätten. Nichts, und ich könnte Ihnen meinen letzten Rock geben! (Alle lachen.)

Falk: Danke, danke, lieber Strohwald! Also ade, ade –

Trautner: Adieu, Herr Rittmeister!

Bornstedt: Leben. Sie wohl, Herr Pastor!

Frau Winkler (zu Strohwald): Hier ist ein Pastor?

Strohwald: Na ja, da steht er ja! (Zeigt auf Trautner)

Frau Winkler: Der könnte mir helfen! (Sieht ihn scharf an.)

Der Zug setzt sich in Bewegung, voran die beiden Diener mit dem Handwagen, es folgt Frau Winkler, die sich nach allen Seiten hin knixend verabschiedet, dann Bornstedt, von Strohwald gefahren.

Falk (zu Agnes, die nach vorn kommt, lustig): Nun fehlt uns blos ein Abschiedslied! Wollen wir nicht eins anstimmen? z. B. So leb denn wohl, du stilles Haus!

Agnes: Dem kann abgeholfen werden. (Sie eilt in die Couliffe rechts, von woher als-bald vierstimmig das bekannte Lied ertönt, dann kehrt sie zurück.)

Falk: Ist das Zauberei?

Alle (fallen in das Lied ein und singen eine Strophe zu Ende).

Siebenter Auftritt.

Ulla. Thea. Trautner. Falk. Agnes.

Falk (zu Agnes): Frau Agnes, was war das?

Agnes: Da Sie kein Organ haben für die Harmonie der Sphären, so muß man Ihnen mit derberer Kost aufwarten.

Falk: Aber woher haben Sie –

Agnes: Unser „Organist, Schulmeister zugleich und ehrbarer Küster“ wollten dem gnädigen Herrn Kirchenpatron ein Sängerquartett vorstellen.

Falk: Allerliebst! Sie sollen uns nachher noch mehr fingen.

Agnes: Ja, wenn die Dämmerung beginnt, dann klingt es am schönsten.

Trautner (an Agnes und Falk herantretend): Nun habt Ihr's doch gesehen?

Agnes: Was?.

Trautner: Was eine sogenannte freie Liebe ist.

Falk: Fängst Du schon wieder an?

Agnes: Ich sage: das beweist gar Nichts.

Falk: Nicht das Geringste.

Trautner: Wie? Diese Fesseln selbst bei einer solchen Caricatur von Liebe?

Ulla: Das beweist nur, daß zwei innerlich unfreie Menschen auch einer freien Liebe nicht fähig sind.

Falk: Sehr richtig!

Trautner: Na, meinetwegen! Ich sage Nichts mehr.

<"page133">

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Winkler kommt athemlos zurückgelaufen.

Frau Winkler: Ich wag's!

Falk: Nanu? Was vergessen?

Frau Winkler: Ach, Verzeihung, meine Herrschaften! – Könnte ich nicht den Herrn Pastor auf einige Worte sprechen?

Trautner: Bitte, was wünschen Sie?

Frau Winkler: Aber nicht hier – vielleicht könnten Sie uns ein Stückchen begleiten? Die Wagen sind noch nicht da.

Falk: Thu's, Trautnerchen, Du kannst möglicher Weise ein gutes Werk verrichten (leife zu ihm) eine gute Ehe stiften!

Trautner (entschloffen zu Frau Winkler): So kommen Sie! (Er geht mit ihr ab)

Neunter Auftritt..

(Die Vorigen ohne Trautner und Frau Winkler.)

Agnes (Trautner nachrufend): Aber nicht zu lange bleiben, Franz, der Kaffee wird Dir kalt! (zu Thea an den Tisch gehend) Ist er fertig?

Thea: Ich denke, ja!

Agnes: Dann bitte ich um ein Täßchen. (Setzt sich zu ihr.)

Falk (ganz im Vordergrunde mit Ulla, halblaut zu dieser): Fräulein Ulla!

Ulla: Herr Falk?

Falk (unbemerkt von Thea, auf diese zeigend): Sie haben da ein Meisterstück von Ex-ziehung geliefert.

Ulla: Ich hoffe es.

Falk: Aber jagen Sie mir Eins.

1II (a: Was?

Falk: Ihre Nichte wird wohl nie heirathen?

Ulla: Niemals!

Falk: Darin ist sie fest?

Ulla: So fest wie ich!

Falk: Und ich! – Wenn nun aber die Liebe kommt?

Ulla: So wird sie ihr nicht aus dem Wege gehen, sofern der Liebende nur ein Würdiger ist.

Falk: Wird sie aber auch stark genug sein, die bürgerlichen und die gesellschaft-lichen Folgen zu tragen, die nothwendig in unserer Zeit mit einer freien Liebe ver-bunden sind?

Ulla: Sie ist das stärkste und klarste Mädchen, das ich kenne – und ihr Wille ist ebenso rein als stark, sie trifft immer das Richtige.

Falk: Ich danke Ihnen, mein Fräulein! (ihr den Arm reichend und sie ausgelaffen lustig
nach hinten führend: Und nun laffen Sie uns ein Täßchen Kaffee trinken, den Fräulein
Thea selbst bereitet hat. Sie setzen sich an den Tisch, er singt)
O Welt, Du schöne Welt Du,
Man sieht Dich vor Blüthen kaum!
Thea (eingießend): Wer weiß, ob der Kaffee Ihren Beifall findet. Er scheint mir
etwas zu stark.
Falk: Zu starken Kaffee giebt es nicht für mich, Fräulein Thea.
Agnes: Er ist ausgezeichnet, und dennoch schmeckt er mir nicht.
Thea: O, warum?
Agnes: Weil mein Männchen nicht dabei ist.
Falk: Glücklicher Franz!
Ulla: Er wird ja bald zurückkehren. –

<"page134">

Falk: Hier unter diesen schönen alten Bäumen fällt mir ein Erlebniß ein, das
ich in meiner Jugend hatte.
Die Andern: Erzählen Sie, bitte, erzählen Sie!
Falk: Es war in den Herbstferien, im October, die ich auf dem Gute meines
Vaters zubrachte. Ich mochte ein Bursche von etwa 16 Jahren ein und war den ganzen
Tag mit der Büchse im Arm umhergeschweift, ohne etwas Anderes zu schießen als zwei
feiste Rebhühner. Bei beginnender Dämmerung war ich hier auf die Falkenburg gestiegen,
die damals ganz verlaffen dalag, der Herr Rittmeister hatte noch nicht sein letztes Asyl
hier gesucht und gefunden. Hier oben erfaßte mich immer ein wohlthuendes Gruseln,
eine echt Eichendorff'sche Stimmung. –
Agnes (ironisch): Sie?
Falk: Ja, mich. Besonders bei Mondschein.
Agnes: Das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut.
Falk: Sehr verbunden. – An jenem Abend aber war es ganz finster und außer-
gewöhnlich schwül. Ich hatte es aus der Ferne sogar schon einige Male donnern hören.
Agnes: Im October?
Falk: Ja, im October, schöne Zweiflerin.
Agnes: Na da!
Falk: O, es kommt noch viel schlimmer.
Agnes: Da bin ich wirklich gespannt.
Falk: Etwas erschöpft setzte ich mich unter einen Baum – hier diesen – und
überließ mich den angenehmen Schauern, die das Rauschen in den welken Blättern
hervorrief. Plötzlich höre ich Schritte. Ich sprang auf (er thut es jetzt ebenfalls) und
lauschte. Es war Nichts. Dabei war eine Dunkelheit hereingebrochen, daß ich die Hand
vor Augen nicht sah. Jetzt fing es auch an zu regnen, und zwar so stark, daß der alte
Baum hier, unter dem ich stand, mich nicht mehr schützen konnte. Du wirst in die
Falkenburg gehen und dort den Regen abwarten, denke ich. Wie ich aber etwa zehn
Schritte davon bin, hier, flammt ein Blitz auf, der die ganze Burg vor mir wie im
hellsten Tageslicht erscheinen ließ. Da sah ich an dem Fenster dort (er deutet hin) ganz
deutlich meinen Vater stehen, nur erschien er mir jugendlicher als sonst, und eine finstere
Gestalt hinter ihm hielt etwas Weißes über seinem Haupte.
Agnes (sich schüttelnd): Schauerlich!
Thea: Lebte denn Ihr Herr Vater nicht mehr?
Falk: Freilich lebte er noch.
Agnes: Nun weiter?
Falk: Ein Donnerschlag folgte dem Blitz augenblicklich so stark, daß ich meinen
eigenen Schreckensschrei nicht hörte und halb besinnungslos davonlief. Ich glaubte nicht
anders, als ich hätte eine Vision gehabt und meinem Vater wäre ein Unglück wider-
fahren. Wie toll rannte ich im Regen weiter, um so schnell als möglich nach Hause
zu gelangen, verlief mich aber dabei gründlich und kam anstatt nach Hause in eine ein-
jame Meierei, von der aus ich mich auf den rechten Weg weisen ließ. Mit einer vollen
Stunde Verspätung traf ich halbtodt vor Aufregung in unserem Schloffe ein und wagte
es kaum, nach meinem Vater zu fragen.
Die Anderen: Weiter, weiter!
Falk: Leise schleiche ich die Treppe hinauf, um an seinem Zimmer zu horchen, ob
ich Etwas von ihm vernehme. Da öffnet sich die Thür – und er steht vor mir, leib-
haftig und gesund.
Agnes: Ah –
Ulla: Nun und?
Falk: Mit einem Lächeln, wie ich es an dem strengen Manne nie gesehen hatte,
sagte er zu mir: Otto, weißt Du auch, daß die Falkenburg früher unseren Vorfahren
gehörte? – Ich war keines Wortes mächtig und schüttelte nur den Kopf. Mein Vater

<"page135">

aber fuhr fort: Die Leute sagen, es spuke darin. Einer unserer Vorfahren hat sie in
einer tollen Nacht verspielt. Ich hätte sie gern wieder an mich gebracht, aber der Ritt-
meister will. Nichts davon wissen. Ich habe ihm jedoch das Versprechen abgekauft
daß, falls er jemals in die Lage kommen sollte, sie veräußern zu müssen, er sie keinem
Anderen verkaufe, als mir oder meinen Nachkommen. Denke daran! Aber Du bist ja
naß wie eine Katze, wo bist Du denn gewesen? setzte er lächelnd hinzu, zieh Dir andere
Kleider an! – Damit verschwand er hinter seiner Thür.
Agnes: Und Sie?
Falk: Ich war so bestürzt und erschöpft, daß ich mich ins Bett legte und die
ganze Nacht wie ein Todter schlief.
Ulla: Und den anderen Tag?
Falk: War mein erster Gang zum Rittmeister, dem ich die ganze Geschichte erzählte.
Die Anderen: Weiter, weiter!
Falk: Er hörte mich sehr ernsthaft an, schüttelte bestürzt den Kopf, durchbohrte
mich mit seinen Blicken, und als ich immer mehr zitterte –
Agnes: Nun?
Falk: Brach er in ein so furchtbares Gelächter aus, daß er fünf Minuten lang
nicht sprechen konnte.
Agnes: Abscheulich!
Falk: Mein Vater war nämlich wirklich in der Burg gewesen, er hatte sich mit
dem Rittmeister vor dem Gewitter dahin geflüchtet. Der war der schwarze Mann, der

meinem Vater ein Taschentuch, das er ihm vorher gegen den Regen auf den Hut gelegt
hatte, abnahm. Mich hatten sie auch gesehen, hatten mich auch gerufen. Ich hatte aber
vor dem Donner Nichts gehört.
Die Anderen (lachen).
Ulla: Darum also die scheinbare Marotte des Rittmeisters!
Falk: Ja..
Agnes: Wissen Sie, was mich am meisten an Ihrer Geschichte interessiert hat?
Falk: Nun?.
Agnes: Sie zeigt mir, daß Sie von Natur Romantiker sind.
Falk: Wer wäre das nicht in seiner Jugend!
Agnes: Nun, Sie sind ja noch jung, also sind Sie auch noch Romantiker, und
darum hoffe ich –
Falk: Was?
Agnes: Nicht wahr, Sie sind auch Reserve-Offizier?
Falk: Ja, aber was soll das hier?
Agnes: Mehr als Sie ahnen
Falk: So. Und was hoffen Sie?
Agnes: Das ist mein Geheimniß.
Falk: Seltsam!
Thea: Und Ihr Herr Vater – hat er Sie nie mit der Geschichte aufgezogen?
Falk: Er hat sie nie erwähnt.
Thea: Sie liebten ihn sehr?
Falk: Ich liebte ihn zärtlich – vielleicht, weil ich ihn so schuldlos leiden jah.
Agnes (aufstehend): Sie haben mich mit Ihrer Erzählung so gruselig gemacht,
daß ich Angst bekomme, wo mein Mann so lange bleibt. Tante Ulla, kommen Sie mit
mir, ihm suchen helfen.
Ulla (aufstehend): Mit Vergnügen.
Agnes (im Abgehen zu den Anderen): Hütet Euch vor den Spukgeistern der Abgeschiedenen!
Falk (ihr nachrufend): Wir halten es mit den Geistern der Lebendigen! – Nicht
wahr, Fräulein Thea?
Thea: Alle Zeit!

Zehnter Auftritt.
Falk. Thea.
Falk: Fräulein Thea!
Thea: Herr Falk?
Falk: Ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt.
Thea: Welchen Augenblick?
Falk: Mit Ihnen allein zu sein.
Thea: Haben Sie mir Etwas zu sagen, was die Anderen nicht hören dürfen?
Falk: Ja, ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.
Thea: So sprechen Sie.
Falk: Die Falkenburg liegt an der Grenze unserer beiden Güter –
Thea (lustig): Das ist nicht zu bezweifeln.
Falk: Sie ist gleich weit von unseren Schlössern entfernt.
Thea: Auch das wage ich nicht zu bestreiten.
Falk: Ich lasse sie wieder aufbauen, stattlich und wohnlich einrichten, in drei
Monaten kann. Alles fertig sein.
Thea: Nun? Und dann?
Falk: Inzwischen – (er sieht sie zärtlich an).
Thea: Inzwischen?
Falk: Inzwischen können wir Beide an etwas Anderem bauen.
Thea: Woran?
Falk: An unserem gegenseitigen Vertrauen.
Thea: Wie verstehen Sie das?
Falk: Muß ich mich Ihnen noch deutlicher machen? Sagen Ihnen nicht meine
Blicke, meine Fröhlichkeit, mein ganzes Wesen, was ich empfinde, seitdem ich Sie gesehen?
Thea (lächelnd): Ich kannte Sie ja früher nicht, um beurtheilen zu können, wie
Sie jetzt anders sind.
Falk: Dann möchte ich die Frage anders stellen.
Thea: Wie denn?
Falk: Sind Sie in den wenigen Stunden, die wir zusammen sind, noch un-
verändert dieselbe geblieben?
Thea (sieht ihn lange durchdringend an): Wozu soll ich vor Ihnen Versteck spielen?
Nein, ich bin nicht mehr dieselbe. Es ist mir, als hätte mein Wesen eine angenehme
Erweiterung erfahren, ich freue mich auf den Verkehr mit Ihnen!
Falk (jubelnd): Hurrah! Nun komme ich mit meinem Vorschlage heraus!
Thea: Und der ist?
Falk: Laffen Sie uns in täglichem geselligen und geistigen Verkehr einander ganz
kennen lernen; laffen wir emporwachsen, was heute so wundersam in unseren Herzen auf
gekeimt ist. Und haben wir uns nicht getäuscht – ist es Liebe, was wir für einander
empfinden, dann werde diese Burg hier zu ihrem Heiligthum, zu ihrer freien Wohn-
stätte. Jeder von uns behalte seinen getrennten Wohnsitz, in dem wir der Prosa des
Lebens Gerechtigkeit widerfahren lassen – unseren Arbeiten, unseren Pflichten obliegen.
(Begeistert. Aber die Feierstunden der Liebe vereinigen uns hier! Laffen Sie uns der
Welt ein Beispiel geben von jener edlen freien Liebe, wie wir sie uns gedacht, bisher
geträumt haben! Kein Vertrag, keine Fesseln binden uns, als allein die Rosenketten der
Liebe – (stark) und nur eine Verpflichtung walte zwischen uns ob!
Thea: Die wäre?
Falk: Frei heraus zu sagen, wenn die Liebe ihr Ende erreicht haben sollte!
Thea: Das sind wir der Wahrheit schuldig.
Falk: Das sind wir der Sittlichkeit schuldig. – Nun, Fräulein Thea, schlagen Sie
ein? (Reicht ihr die Hand hin.)
Thea: Ich schlage ein. (Reicht ihm die Hand, die er leidenschaftlich küßt.)

Falk: Und die Welt und ihr Gerede?
Thea: Es wird ihr vergehen vor der Hoheit unserer Liebe!
Falk: Hurrah! Die Zeit der Alten bricht wieder an mit ihren starken Gefühlen –

Thea: Aber mit größerer Reinheit!.
Falk: So sei's – und nun, Freund Trautner, komme mit Deinen Spöttereien,
Du findest uns gewappnet!
Elfter Auftritt.
Die Vorigen. Ulla und Agnes kommen, ein Diener folgt ihnen.
Falk (zu Agnes): Aber wo ist er? Wo bleibt Ihr Mann?
Thea (umarmt Ulla feurig, die sie erstaunt freudig ansieht).
Agnes: Er ist in die Stadt gefahren, Frau Winkler hat ihn nicht los gelaffen,
er wird wohl eine glückliche Ehe zu Stande bringen.
Falk (lachend): O, Irrthum, Dein Name ist Mensch! (Zu den Diener, der ihm einen
großen Brief überreicht) Was bringst Du?
Diener: Der Briefträger gab es mir soeben, ein militärisches Schreiben.
Falk (öffnet den Brief): O weh!
Die Anderen: Was giebt"s?
Falk: In 14 Tagen muß ich zu einer achtwöchigen militärischen Uebung –
(blickt auf Thea) ich wußte es, und doch kommt es mir gerade jetzt unerwarteter als je!
Agnes (trocken): Das ist brav!
Falk: Wie? Sie finden –
Agnes (wie oben): Ich finde, daß eine solche Trennung, überbrückt durch einen leb-
haften Briefwechsel, zwei liebenden Herzen das förderlichste und schönste Bindemittel ist.
Falk sieht sie erstaunt an): Was wissen Sie denn?
Agnes: Was in Theas und Ihren Augen geschrieben steht!
Falk: Kobold, Kobold! wissen Sie es denn aber auch recht?
Agnes (mit unverhohlener launiger Ironie): Natürlich – freie Liebe, freie Liebe! –
Und nun laffen wir die Sänger kommen! Sie sollen uns ihr allerlustigstes Lied
vorfingen!
(Während Agnes abgehen will, Falk lachend auf Thea und Ulla zutritt, fällt der Vorhang)
TBritter Alt.
Studierstube des Pastor Trautner, einfach und behaglich. An der Wand rechts hohe Bücherregale. Eine
Thür links, eine im Hintergrunde. Am Fenster Blumen in Töpfen. Außer dem Schreibtisch in der Mitte
noch ein Tischchen an der rechten Seite mit Sopha.
Erster Auftritt.
Trautner sitzt an seinem Arbeitstisch und liest, Agnes kommt aus der Thür hinten, die in das Schlafzimmer
des Kindes führt.
Trautner (vom Buche aufschauend): Schläft er?
Agnes: Ja, er schläft und macht wieder seine Fäustchen mit eingezogenem Daumen
– genau wie Du. (Macht es mit beiden Händen) So!
Trautner (lächelnd): Der Sohn verleugnet eben seinen Vater nicht.
Agnes: Nun, ich wär's zufrieden, wenn es so bliebe. (Setzt sich an das Nebentischchen
und arbeitet an einer Handarbeit)
Trautner: Er hat, Gott Lob, alle seine Kräfte wieder.
Agnes: Ja. Gott sei Dank! (Pause)
Trautner (lacht laut auf.
Agnes: Was liest Du denn jo Lustiges?
Trautner: Ich habe mir wieder Mal den alten Aristophanes vorgenommen.
Diese Scene hier möchte ich Tante Ulla vorlesen, um ihr zu beweisen, daß Alles schon
dagewesen, und daß die sogenannte „freie Liebe“ schon vor länger als 2000 Jahren vom
genialsten aller Spaßmacher auf's Geistreichste verspottet worden ist..

<"page138">

Agnes: Uebersetz" einmal.
Trautner: Nein, Dir nicht, mein Schatz – das ist leider Nichts für Deine Ohren.
Agnes (die Achseln zuckend): Uebrigens – was sind 2000 Jahre! Das beweist
noch Nichts!.
Trautner (aufstehend und sich ihr nähernd): O, Du kleiner Oppositionsgeist! (Ihr die
Wange streichelnd) Ich durchschaue Dich ja längst!
Agnes: Worin denn?
Trautner: – und bin blos neugierig, ob Du den richtigen Weg eingeschlagen?
Agnes: Aber was meinst Du denn?
Trautner (lustig: Haha! Ich sage Nichts! – Heute kommt ja Falk zurück, da
wird sich's ja zeigen.
Agnes: Ich verstehe Dich nicht.
Trautner: Haha! Aber ich Dich! Und ich werde Deine Zirkel nicht zer-
stören! Haha!
Agnes: Pfui, schäme Dich, wie kann ein Pastor so kindisch sein!
Trautner: Haha! (Zum Fenster hinaussehend) Uebrigens, da kommt Tante Ulla durch
den Garten, sie hat es eilig, wie es scheint.
Zweiter Auftritt.
Die Vorigen. Ulla Kraus kommt durch die Thür.
Ulla: Guten Tag, Kinder.
Trautner und Agnes: Guten Tag, Tante Ulla.
Ulla: Seid Ihr immer noch glücklich?
Trautner und Agnes (lachen vergnügt).
Ulla: Na ja – die Ausnahme bestätigt nur die Regel!
Agnes: Wo bleibt Thea heute?
Ulla: Sie wird gleich hier sein, sie hat nur noch beim Gärtner. Etwas bestellen
wollen – –
Trautner: Soll ich die Damen allein lassen?
Ulla: Nein, nein, ich bitte. Ich möchte gerade die Gelegenheit wahrnehmen, Sie
zusammen zu sprechen, die Sache eilt.
Agnes: Nun also?
Ulla: Thea war doch die letzten acht Wochen täglich bei Euch – speciell bei Ihnen,
Frau Pastor.
Agnes: Ja, wir haben uns herzlich angefreundet.
Ulla: Ist Ihnen Nichts an ihr aufgefallen?
Agnes: Nicht daß ich wüßte!
Ulla (zu Trautner): Ihnen auch nicht?
Trautner: Ich fand sie stets in klarer, heiterer Stimmung.
Agnes: Wenn auch zuweilen recht ernst.
Trautner: Ja.
Ulla: Das ist es – ernst – ja, ich möchte beinahe jagen – verschloffen.
Agnes: Verschloffen? Ach nein.

Ulla: Ja. – Hat Sie Ihnen z. B. jemals die Briefe Falks gezeigt?
Agnes: Das ist doch nicht gut zu verlangen. Wer zeigt seine Liebesbriefe denn
Anderen?
Ulla: Nun, ich muß gestehen, ich hatte wenigstens erwartet, daß sie mir den
einen oder anderen gezeigt hätte. Aber was schlimmer ist – sie hat in den letzten
Wochen über die ganze Sache nicht mehr mit mir gesprochen, während es ihr Lieblings-
gespräch war, solange Falk noch hier war und auch später noch. Wenn ich jetzt davon
anfange, bricht sie ab und weiß das Gespräch geschickt auf etwas Anderes zu bringen.

<"page139">

Agnes: Das ist allerdings seltsam.
Ulla: Und noch eine auffällige Bemerkung habe ich gemacht. Die Briefe Falks
find immer seltener geworden und – soviel ich von Weitem sehen konnte – auch
immer kürzer.
Agnes (schalkhaft): Hm! Was kann da gespielt haben?
Ulla: Ich fürchte, sie haben sich in einander geirrt, die scheinbare Liebe ist er-
kaltet, und sie werden sich ohne Sang und Klang trennen.
Agnes (wie oben): Schon möglich!
Ulla: Vielleicht hat Falk im Manöver eine Andere kennen gelernt, die ihm besser
gefällt. Du lieber Gott, die Männer!
Trautner (sich verbeugend): Sehr verbunden, mein Fräulein.
Ulla: Nun, es ist doch so! Es wäre übrigens bedauernswerth. Ich habe mir
gestern die Falkenburg angesehen, sie wird entzückend, in wenigen Tagen ist. Alles fertig,
in drei Wochen kann sie bezogen werden. (Sie seufzt)
Agnes: Und was meinen Sie nun, daß geschehen soll?
Ulla: Es wäre mir lieb, wenn Sie Thea ein wenig aushorchten. Denn, habe
ich Recht, so wäre es das Beste, sie sehen sich nicht erst wieder, man ersparte. Beiden
eine unangenehme Scene.
Agnes: Natürlich!
Ulla (zu Trautner): Sind Sie nicht auch der Ansicht?
Trautner: Ich glaube wohl.
Ulla: Dann fangen Sie's geschickt an, Frau Pastor. Ich fahre inzwischen noch
einmal auf's Vorwerk und hole Thea in etwa einer Stunde hier ab. Auf Wiedersehen!
Trautner: Ich gehe mit Ihnen, Tante Ulla; habe noch einen Weg ins Dorf
zu machen.
Ulla: Schön. Mein Wagen steht Ihnen zur Verfügung.
Trautner: Zur Belohnung erzähle ich Ihnen eine Scene aus Aristophanes!
Ulla: Freut mich. Adieu, Frau Agnes!
Agnes: Adieu, Tante Ulla.
Trautner: Auf Wiedersehen, Agnes (küßt sie).
Agnes: Auf Wiedersehen!
Dritter Auftritt.
Agnes allein. Darauf Thea.
Agnes (sitzt eine Zeit lang still und arbeitet, dann horcht sie auf, geht an die Thür hinten,
öffnet leise und sieht in’s Nebenzimmer, in welchem man ein großes Himmelbett für zwei Personen und
davor ein kleines Kinderbett bemerkt. Sie schleicht auf den Zehen, die Thür hinter sich weit auffaffend,
bis an das Kinderbett und schaut hinein, bleibt lange zufrieden lächelend in den Anblick versunken. Während
deffen ist Thea von links eingetreten und hat Agnes im Nebenzimmer bemerkt. Thea bleibt in der Mitte
des Zimmers stehen und beobachtet Agnes. In ihrer Stellung, im Ausdruck des Gesichts und in ihrem
ganzen Wesen zeigt sich eine gewisse entsagungsvolle Traurigkeit, mit der sie voll Interesse in’s Neben-
zimmer blickt,
Agnes (kommt auf den Zehen wieder zurück und schließt die Thür hinter sich leise): Ah,
Thea, – ich habe Dich garnicht kommen hören.
Thea: Die Außenwelt existierte nicht für Dich – Du warst vertieft in Besseres.
Agnes: Ja, in mein Allerbestes! – Komm, setze Dich zu mir, was giebt es
Neue3% (Setzen sich.)
Thea: Vielleicht – Vieles!
Agnes: Erzähle!.
Thea: Zu erzählen ist da. Nichts – aber desto mehr zu denken.
Agnes: So denke einmal laut.
Thea: Nun, ich denke: die letzten Wochen waren die schönsten meines Lebens.
Agnes: Noch schönere stehen Dir bevor.

<"page140">

Thea: Das möcht' ich bezweifeln.
Agnes: Aber wieso denn?
Thea: Wie wohl und traulich habe ich mich hier bei Euch gefühlt! Ich wüßte
nicht, daß ich je Stunden reineren Glückes genossen hätte.
Agntes (ihr die Hand drückend): Ich hab' es mit Freuden bemerkt.
Thea: Und denke Dir, auch Eure Sorgen haben dazu beigetragen, dies Glücks-
gefühl zu beleben.
Agnes: Was Du sagst!
Thea: Ja; als Euer kleiner Otto im Fieber lag, und ich Dir hie und da bei-
stehen konnte; als ich sah, daß Euch meine Gegenwart ein wenig Trost gewährte –
und später, als der Kleine anfing zu gesunden und ich mich mit Euch freuen durfte –
das Alles war so einzig – dieses Mitsorgen und Hoffen – und dann wieder – ich
hätte nie gedacht, welches reiche Leben schon in einem so kleinen Kerlchen steckt –
Agnes: Nicht wahr? Er weiß. Einen in Athem zu halten, so ein kleiner
Haustyrann!
Thea: Es war so eigen, wenn wir hier saßen und Dein Mann uns vorlas, zu
wiffen, daß da nebenan so eine kleine Seele schlief, die durch ihre bloße Anwesenheit so
viel Glück verbreiten konnte.
Agnes: Liebes Herz, das Alles empfandest Du schon bei einem fremden Kinde
– wie wird Dir's erst mit dem eigenen sein.
Thea (rasch aufstehend): Sprich mir nicht davon – das kann niemals werden!
Agnes: Aber warum denn nicht? – – (neckisch) die Falkenburg ist fertig.
Thea: Ich werde sie nie betreten.
Agnes: Wie? – Also Deine Tante hatte Recht?
Thea: Womit?
Agnes: Ihr habt Euch in einander geirrt, Ihr liebt Euch nicht, und die Sache

ist zu Ende?
Thea: Glaubt das meine Tante?
Agnes (nickt mit dem Kopfe).
Thea: Daß die Sache zu Ende ist, damit könnte die Recht haben – aber
sonst – –
Agnes: Aber sonst? – Thea, erkläre Dich deutlicher.
Thea (seufzt tief).
Agnes: Das ist keine Erklärung, das ist ein Seufzer. (Munter) Frisch heraus!
– Liebst Du Falk?
Thea: Ja, Agnes, Dir kann ich's jagen.
Agnes: Aber Kind, sage es lieber ihm, das wird ihm noch viel interessanter
sein als mir.
Thea: Er weiß es, Agnes.
Agnes: Nun also! – warum dann Deine Resignation?
Thea: Weil – er mich nicht liebt.
Agnes: Das ist unmöglich. Das bildest Du Dir ein.
Thea: Wenigstens nicht so, wie ich's verlange.
Agnes: Und wie verlangt Du's?
Thea: So, daß der Gedanke an eine Trennung – wenn man erst einmal vereinigt
ist – zur Unmöglichkeit gehört.
Agnes: Wie? Denkst Du jetzt so?
Thea: Ja. Anfangs – im unsicheren Rausch der ersten Gefühle – hab' ich
wohl auch gedacht, es könnte eine Zeit kommen, wo Alles vorüber ist – aber schon nach
den ersten Tagen unseres Zusammenseins war mir dieser Gedanke entsetzlich, und dieses
Gefühl hat sich durch die Abwesenheit bis zum tiefsten Schmerz gesteigert.
Agnes: Aber täuschest Du Dich nicht etwa?.

<"page141">

Thea: Nein, das ist nicht Täuschung, das ist Gewißheit.
Agnes: Und woraus schließt Du, daß er Dich nicht so liebt, wie Du ihn?
Thea: Aus seinen Briefen.
Agnes: Wieso?
Thea: Ich habe ihm so ausführlich geschrieben, so aus den tiefsten Tiefen meiner
Seele geschöpft, daß ihm keine Regung meines Herzens mehr fremd sein kann.
Agnes: Und er?.
Thea: Er entschuldigte sich immer mit Dienst, daß er nicht ausführlicher ant-
wortete. Er müsse das Beste auf die mündliche Unterredung verschieben.
Agnes: Aber er wird Recht haben: Weißt Du, so ein Manöver ist kein Spaziergang.
Thea: Aber eine Briefe wurden immer kürzer!
Agnes: Wahrscheinlich seine Märsche immer länger.
Thea: Wie Du nur so reden kannst.
Agnes: Ich weiß es von meinen Brüdern, die auch Soldaten sind. Nur frage
ich Dich, waren seine Briefe zärtlich?
Thea: Zärtlich ist gar kein Ausdruck dafür. Sie waren das reine Feuer der
Leidenschaft.
Agnes: Na also! Was willst Du mehr?
Thea: Das gerade beunruhigt mich ja!
Agnes: Wolltest Du das Gegentheil?
Thea: Das nicht, aber ich sehe daraus, daß nur Leidenschaft aus ihm spricht.
Agnes: Schließt denn diese die Liebe aus?
Thea: Sie wird verrauschen wie das erste Mal.
Agnes: Wie welches erste Mal?
Thea: Als er Dich liebte.
Agnes (laut lachend): Aber Thea – woher weißt Du denn überhaupt –?
Thea: Er hat es mir ja selbst gesagt.
Agnes: Das war eine Jugendliebe!
Thea: Ist die was Anderes? (Erregt) Nein, nein, nein, er wird kommen, er wird
denken, ich sei noch dieselbe, wird verlangen, ich solle mit ihm nach der Falkenburg und
dann – – abscheulich! Was mir einst möglich, ja verlockend schien – diese Burg der
Liebe ohne die Sorgen des täglichen Lebens – ich schaudere davor zurück wie vor etwas
Entsetzlichem! Alles will ich mit ihm theilen, jede Freude, aber auch jeden Kummer,
jeden Schmerz; mein ganzes Leben soll in dem einigen aufgehen oder – ich will auch
gar nichts mit ihm gemein haben.
Agnes (lächelnd): Und Deine Theorie von der freien Liebe?
Thea: Ist eben graue Theorie! Daß sie Dir nie Ernst war, habe ich vom ersten
Augenblick an gemerkt.
Agnes: Und Tante Ulla und ihre Erfahrungen?
Thea: Mögen in tausend Fällen richtig sein – nur daß sie Alle an einem
Fehler leiden –
Agnes: Nämlich?
Thea: Daß ihnen die wirkliche Grundlage fehlt. Es waren eben alle jene traurigen
Ehen nicht auf der richtigen, echten Liebe gegründet! (Herzlich: Habe ich nicht das schönste
Vorbild an Euch Beiden gehabt? – – Siehst Du, Agnes, ich kann garnicht Euren
lieben kleinen Otto sehen, ohne vor Scham zu vergehen bei dem Gedanken an die
Falkenburg.
Agnes (scherzend): Ihr hättet ihn ja in eine gute Erziehungsanstalt geben können!
Thea: Wen? – Pfni, mit solchen Dingen zu scherzen.
Agnes: Sei nicht böse – aber im Ernst, Thea, was gedenkst Du zu thun?
Thea (verzweifelt): Das ist es ja eben, was soll ich thun? Sage ich ihm frei
heraus, was ich Dir gesagt, so wird er in seiner Leidenschaft. Alles zugestehen, auch

<"page142">

wenn er so denkt wie früher, nur um mich zu besitzen. Die Folge ist dann eine unglück-
liche Ehe wie so viele!
Agnes: Das ist noch nicht gesagt.
Thea: Ich wenigstens würde keine ruhige Stunde haben, in der ewigen Ungewiß-
heit, ob ein Gefühl auch echt ist. –
Agnes (nachdenkend): Sage, Thea –
Thea: Was?
Agnes: Hast Du rechtes Vertrauen zu mir?

Thea: Grenzenloses.
Agnes: Soll ich ihn ausforschen – vorsichtig – ohne daß er irgend welche
Absicht merkt?
Thea (schweig).
Agnes: Du hältst mich für nicht geschickt genug?
Thea: Das schon –
Agnes: Aber?
Thea: Unabsichtlich könntest Du, in der Furcht, mich zu betrüben, mehr sagen
oder thun, als gut und mir lieb ist.
Agnes: Da kannst Du ganz sicher sein!
Thea: So versprich mir, daß Du ihn einfach fragt – und zwar so, als ob die
Frage nur Dich interessierte –, ob er noch auf seinem Vorhaben bestehe, mit einem
Worte, ob er noch Anhänger der freien Liebe sei oder nicht? Und bejaht er es, so
erwidere ihm Nichts, mit keinem Worte und keiner Miene, aber sage es mir wahrheits-
getreu wieder, dann weiß ich, was ich zu thun habe. – Ich darf ihn dann überhaupt
nie mehr wiedersehen. Willst Du es?
Agnes: Du stellst mich auf eine harte Probe – aber Du hast Recht – ich
will's – und ich habe Hoffnung.
(Man hört Stimmen von draußen.)
Thea: Dein Mann kommt, so will ich –
Agnes (horchend): Still – er ist nicht allein – Falk ist mit ihm!
Thea: Um Gottes willen!
Agnes (führt sie schnell in das Zimmer hinten): Hier hinein, bewahre mir den kleinen
Otto. Ich schließe die Thür. Er wird ja nicht lange hier bleiben. Thea ab.)
Vierter Auftritt.
Agnes. Trautner tritt ein mit Falk, der in bestaubter Uniform eines Premier-Lieutenants der Ulanen
erscheint; er ist sonnverbrannt, nur die Stirn ist weiß.
Falk (die Mütze abnehmend): Ich komme mit allem Staub der Reise –
Trautner: Bitte, bitte, das macht Nichts, – nur herein!
Falk: Aber mein erster Gang mußte doch zu Euch sein – da ist ja Frau Agnes
– (er umhalst sie) Du erlaubt doch, Herr Pastor?
Trautner: Ein Kuß in Ehren!
Agnes (ihm beide Hände schüttelnd): Tausendmal willkommen in der Heimat!
Trautner (zu Agnes): Sieh nur, wie er ausschaut! Braungebrannt wie ein Neger,
nur die Stirn schneeweiß..
Falk: Ja, es wird jetzt nicht gespaßt im Manöver – und die Sonne meinte es
auch gar gut. – Nun, wie geht es hier? (Er setzt sich)
Trautner: Alles in guter Ordnung.
Falk: Ich freue mich unendlich, gehört zu haben, daß Thea sich so wohl in
Eurem Hause gefühlt, daß sie sozusagen eine Heimat bei Euch gefunden hat.
Agnes: Hat sie Ihnen das mitgetheilt?
Falk: In jedem Briefe – ja – (er steht auf und geht unruhig auf und ab, sie ist doch
wohl? Habt Ihr die kürzlich gesprochen?

<"page143">

Agnes: Freilich, sie ist ganz gesund und munter.
Falk: Ich will sogleich nachher hinüber – wollte mich nur Etwas vom Staub
befreien und meine Löwenhaut ablegen –
Agnes: Die Falkenburg ist nahezu fertig – wie Tante Ulla berichtete.
Falk: So? Die Falkenburg, (er sieht Agnes forschend an) – ja, ja –
Trautner: Was hast Du? Du bist so zerstreut – es geht Dir etwas im
Kopfe herum.
Falk (entschloffen): Ja, und das muß heraus. – Lieben Freunde – ich wollte
eigentlich mit Dir allein sprechen, Trautner, aber es ist besser, Deine Frau ist zugegen.
Trautner: Es ist Dir doch nichts Unangenehmes widerfahren?
Falk: Durchaus nicht. Zunächst eine Frage: Wie findet Ihr Thea?
Agnes: Es ist ein gar liebes Geschöpf.
Trautner: Ein ganz treffliches Mädchen, in jeder Beziehung.
Falk: Kinder, was Ihr da sagt, ist viel zu wenig! Ihr solltet sie kennen, wie
ich sie kennen gelernt in den wenigen Tagen unseres Zusammenseins – und dann die
acht Wochen in der Ferne durch ihre Briefe!
Trautner: So?
Agnes (steht in großer Spannung)
Falk: Ich sage Euch, wenn ich jemals vor dem weiblichen Geschlecht Respect
gehabt habe – niemals habe ich es so bewundert, als in diesem herrlichen Mädchen.
Und dabei: neben all' ihrem Wissen, ihrem durchdringenden Verstande, welch' ein un-
erschöpflicher Born von Liebe und Güte! Wie jammervoll müssen ihr meine hin-
geschleuderten Briefchnitzel vorgekommen sein, die zum Theil auf dem Sattel, zum Theil
in schlechtem Quartier mit vor Müdigkeit zufallenden Augen geschrieben find!
Agnes: Nun, lieber Freund, das wahre Gefühl weiß in wenigen Worten un-
endlich viel zu sagen.
Falk: Da haben Sie wohl Recht, Frau Agnes – aber ich habe mitunter doch
militärisch geflucht und gewettert, wenn ich nicht einmal Tinte und Feder im Quartier
vorfand und mit Bleistift schreiben mußte.
Trautner: Das kann ich mir denken.
Falk: Aber weiter, weiter! – Was ich Euch sagen, was ich Euch fragen,
worüber ich Auskunft und Gewißheit haben muß – das – ich bin in einem furchtbaren
Dilemma –.
Agnes (stößt einen leichten Schrei aus und horcht).
Trautner: Was hast Du?
Agnes: Mir war's, als hörte ich den kleinen Otto! (Sie eilt an die Thür) Warten
Sie einen Augenblick, lieber Falk, ehe Sie weiter sprechen. (Sie öffnet vorsichtig die Thür und
schlüpft hinein.)
Falk: Er ist doch wieder wohl, Euer kleiner Otto?
Trautner: Gottlob, er ist wieder wohl.
Falk: Auch darüber schrieb mir Thea – und wie zart und feinfühlig!
Agnes (kommt zurück und spricht wie zu einem Kinde in die Thür hinein: Nur ruhig,
ruhig, mein liebes Herz! (Sie läßt die Thür ein wenig offen)
Trautner: Ist er wach?
Agnes: Nein, er murmelte im Traum – wie er es öfter macht. Ich will die
Thür offen lassen, damit ich ihn allenfalls rufen höre.
Falk: Unser Sprechen wird ihn aber stören?

Agnes: Nicht im Geringsten. Sprechen Sie so laut. Sie wollen, das stört ihn
gar nicht, nicht wahr, Franz?
Trautner: Nein, gar nicht.
Falk: Nun, Kinder – ich habe Kummer.
Agnes: Kummer?

<"page144">

Trautner: Was könnte den verursachen!
Falk: Ich habe auf der Falkenburg um Thea geworben in einer burschikosen
Laune –
Agnes (gespannt): Die nicht Stand gehalten hat?
Falk: Nein – die sich in ein tiefes, unergründlich verschiedenes Gefühl ver-
wandelt hat.
Agnes (aufathmend): Gott sei Dank.
Falk: Ja, ein Gefühl, von dem ich früher keine Ahnung gehabt. – Ich konnte
es bis vor Kurzem nicht in Worte faffen, was mich bewegte, – ich wußte nicht, wie
und wo ich's packen sollte – da hab' ich es heute Nacht zufällig gefunden, und nun
weiß ich, was ich zu thun habe – ich weiß aber nicht, ob Thea darauf eingehen kann
und will –
Trautner: Erkläre Dich deutlicher, Freund.
Falk: Ich komme schon dazu. Hört nur! – Nach langem Ritt kam ich gestern
Abend in ein hübsches, wohlhäbiges Quartier, es war das beste im ganzen Manöver.
Trotz großer Abspannung konnte ich in dem vortrefflichen Bett nicht schlafen. Ich
zündete Licht an und suchte mir was zu lesen, ein reiches Bücherregal war an der
Wand. Der Zufall – den ich jegne – spielte mir Goethes Briefe an die Stein in
die Hand, die ich seit vielen Jahren nicht gelesen hatte. Du hast sie doch?
Trautner (nickt mit dem Kopfe).
Falk: Ich fange an zu lesen und lese, lese – das ist ja ein herrliches Futter
für eine liebende Seele, dreihundert lyrische Dichter könnten davon zehren! Da stoße ich
auf eine Stelle, die meiner Seele einen Jauchzer entlockte, daß er laut an den Wänden
widerhallte. Das war es, was mich durchdrang, durchdrang bis in's tiefste Mark!
Aber Ihr müßt sie selber lesen. Gieb mir das Buch her, wo ist es?
Trautner (nimmt es aus seinen Büchern): Hier ist es.
Falk: Schlage einmal auf den Brief vom 12. März 1781 – Hast Du's?
Trautner: Ja hier.
Falk (in's Buch sehend, das Trautner hält): Hier, lies einmal diese Stelle.
Trautner (liest langsam und laut): „Meine Seele ist fest an Deine angewachsen,
ich mag keine Worte machen –“
Falk (nimmt ihm das Buch aus der Hand, freundlich): Verzeih, ich will es auch selber
lesen. (Liest mit tiefster Innigkeit:) „Meine Seele ist fest an Deine gewachsen, ich mag
keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin und daß weder
Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. (Mit erhobener Stimme weiterlesend) Ich
wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und
gesetzlich zu eigen machte, wie werth sollt' es mir sein!“ – Nun, für ihn gab es leider
kein solches, er durfte seine Geliebte nicht heirathen – ich aber könnt' es ja haben, das
heilige Band der Che, das mich ihr auch sichtlich zu eigen macht, wenn nur (In diesem
Augenblick hört man starkes Schluchzen im Nebenzimmer.) Was ist das?
Trautner: Das ist doch nicht Otto ? ist kein Kind?
Agnes (glücklich ins Nebenzimmer eilend): Nein, kein Kind, und doch ein überglück-
liches, seliges –
Falk (ahnend): Wie?
Fünfter Auftritt.
Die Vorigen. Thea, mit thränenden Augen, fassungslos hereinstürzend.
Thea (auf Falk zueilend: Geliebtester!
Falk: Thea! (Umarmung)
Thea (noch schluchzend): Und Dein Kummer?
Falk: Ob Du auch willst?
Thea (unter Thränen zu ihm aufblickend): Ob ich auch will ? Frage Agnes! Sie reicht
dieser die Hand.)

<"page145">

Trautner (auf Agnes zeigend): Der Kobold war seiner Sache gewiß.
Falk: O, die versteht sich auf Menschenherzen! (drückt ihr die Hand).
Agnes drollig: Ja, Ihr Beiden seid viel zu altmodisch für die freie Liebe!
Trautner: Nun, Gott sei Dank! Du kleiner Trotzkopf! – Aber Tante Ulla?
Da ist sie!
Letzter Auftritt.
Die Vorigen. Fräulein Ulla Kraus tritt ein und blickt verwundert auf die Anderen.
Ulla: Ei, ei – also doch Alles in Odnung?
Falk (ausgelaffen): Alles in Ordnung, Tante Ulla, mit Glockenklang und ver-
stärktem Chorgesang! Freund Trautner hält uns in seiner Kirche die Tranrede und
auf der Falkenburg wird die Hochzeit gefeiert! Juhu!
Ulla (starr zu Thea): Ist das Ernst?
Thea: Liebes Tantchen, heiliger Ernst!
Ulla (topfchüttelnd): Kinder, Ihr seid für meine Ideen noch nicht reif!
Agnes: Das habe ich auch gesagt!
Der Vorhang fällt.

<"page146">

-... Die Ostafrikanischen Inseln. Von Pro-
-. fessor Dr. C. Keller (Bibliothek der
Länderkunde II) – Berlin, Schall &
Grund. –
Auf Anregung der Herausgeber der
„Bibliothek der Länderkunde“ hat der ver-
dienstvolle Verfasser, der bereits vor einem
Jahrzehnt die Seychellen, die Maskarenen

und Madagaskar bereist hat, sich der dank-
baren Aufgabe unterzogen, die ostafrika-
nische Inselwelt zu schildern und dieser
Schilderung, auf Wunsch der Herausgeber,
auch die der im Westen des Indischen
Oceans liegenden, gegen Australien vorge-
schobenen Inseln anzugliedern. Wenn der
Verfasser auch diese letzteren nicht besucht
hat, so standen ihm doch bezügliche, aus
der Neuzeit stammende Angaben von
deutschen, englischen und französischen Expe-
ditionen reichlich zur Verfügung. Gerade
die unter einem zauberhaften Tropenhimmel
gelegene ostafrikanische Inselwelt mit ihrer
Fülle großartiger Naturschönheiten muß
mit der fortschreitenden Erschließung des
afrikanischen Continents das allgemeine
Interesse in Anspruch nehmen. Dabei
bilden auf diesen Inseln Natur und
Menschen eine ganz eigenartige Welt, die
vom continentalen Charakter durchaus
abweicht und ein Gemisch afrikanischen
und asiatischen Wesens darstellt. – In
höchst anziehender Weise schildert der
Verfasser in abgegrenzten Capiteln die
genannte Inselwelt. Als älteste Glieder
der letzteren erscheinen Madagaskar und
die Seychellen, deren Isolierung mit der
Bildung des Indischen Oceans im Zu-
sammenhange gestanden haben dürfte. Die
übrigen Inseln, wie die Komoren, Maska-
Hovasklavin.
Ans: C. Keller, Die ostafrikanischen Inseln. (Bibliothek der
Länderkunde II) Berlin, Schall & Grund.

<"page147">

renen und die vielen weit in den Ocean vorgeschobenen Eilande sind vulkanischer
Natur und jedenfalls später entstanden. Madagaskar widmet der Verfasser als der größten
und wichtig der im westlichen Theile des Indischen Oceans gelegenen Inseln die ein-
ndste Schilderung. Lage, Größe, Oberflächengestalt und geologischer Aufbau, Klima,
ra, Fauna und Fäl: letztere auch in Bezug auf staatliche und religiöse Ver-
ältniffe, sowie auf Handel und Verkehr werden in besonderen Untercapiteln eingehend
behandelt. Der Erste, der den Namen Madagaskar anwendet, ist der Venetianer Marco
Polo. Die alten Reiseberichte enthalten über die Insel ganz seltsame Anschauungen; erst
dem Bericht des fran-
zösischen Geographen
Grandidier aus den
Jahren 1865–70 sind
die heutigen Kenntnisse
über diese große Insel
zu danken. Für eine
Colonisation sind die
Gesundheitsverhältnisse
nicht sehr günstig.
Sehr interessant ist die
madagassische Pflanzen-
und Thierwelt, die so
reich an stark specia-
lisierten nur in diesem
Gebiete heimischen
Formen ist, daß man,
bezüglich der
Thierwelt, Madagaskar
zu einer eigenen zoolo-
gischen Region
erheben könnte. Nicht
minder interessant ist
die Bevölkerung, die von
dem verhältnismäßig
doch nur wenig weit
entfernten afrikanischen
Continent gewaltig ab
weicht und ganz eigen-
artig erscheint. Sowohl
hinsichtlich der Körper
färbung, als auch bei
züglich der geistigen
(Sultur, der materiellen
Lage und der sittlichen
und staatlichen Zustände
begegnet man den
größten Gegensätzen.
Grandidier bezeichnet die
Madagassen als ein
Völkergemisch zweier
ethnographisch und
anthropologisch durch
aus verschiedener
Glemente. Man hat zu
unterscheiden die
malayischen und die
afrikanischen

Bamb Stämme. An der Spitze
ambusguitarrespieler... der ersteren stehen die
-... der Länderkunde II).
Au-...eller, Die “, er an Howa, von den letzteren

9

<"page148">
5
-.
-
-.
St. Paul auf Réunion.
Aus: (S. Keller, Die ostafrikanischen Inseln (Bibliothek der Länderkunde II). Berlin, Schall & Grund.

<"page149">

dürften die Sakalaven am reinsten das negerartige Gepräge bewahrt haben. Eine Aus-
bildung scharf von einander unterschiedener Gesellschaftsklaffen hat sich bei dem malayischen
Element der Bevölkerung entwickelt. Der niedrigste Stand wird hier von den Sklaven
gebildet. (Siehe Abbild.: Hovasklavin.) Eine Schilderung des allgemeinen Volkslebens
der Madagaffen kann bei der lückenhaften Kenntniß der vielen Stämme nur mangelhaft
ausfallen. Die malayische Sprache der Hovas, des begabtesten Stammes der Insel,
in die im Laufe der Zeit. Vieles aus dem Arabischen, Französischen und Italienischen auf
genommen worden, ist überall im Gebrauch. Fast alle Stämme sind gemäß ihres lebhaften,
heiteren Wesens dem Gesang ergeben. Bei den Hovas sind Violine und Trompete im
Gebrauch, der Verfasser hat sogar die Enkelinnen einer alten Prinzessin Clavier spielen
hören. Auf den Dörfern ist die Ziehharmonika sehr beliebt sowie eine Art aus Bambus-
rohr gefertigter Guitarre, deren Töne nicht gerade unangenehm klingen. (Siehe Abbild.
Bambus-Guitarrespieler.)
Auf die weiteren interessanten Schilderungen des Verfassers auch nur andeutungs-
weise einzugehen, würde hier zu weit führen. In andern Capiteln schildert der Verfasser
die kleineren Inseln mit madagassischem Gepräge, sowie die Maskarenen – die Inseln
Réunion, Mauritius und Rodriguez. – Diese letzteren drei Inseln können vermöge ihres
großen landschaftlichen Reizes als die Perlen der ostafrikanischen Inselwelt bezeichnet
werden. Alle drei Inseln sind vulkanischer Natur und sehr fruchtbar. – Die älteste
Niederlaffung auf Réunion ist St. Paul (S. Abbild).
Den Schluß der Schilderungen bilden in zwei Capiteln die Seychellen und die
australisch-afrikanischen Eilande: Neu-Amsterdam, die Prinz Eduard-, die Crozet-, die
Kerguelen-Inseln und die Heard-Insel. Diese Inseln haben niemals mit dem afrikanischen
Continent in Verbindung gestanden und sind wohl durchweg vulkanischen Ursprungs. –-
Dem Werke ist ein Verzeichniß der bezüglichen Litteratur, sowie ein Namensregister bei-
gegeben. Das Buch ist auf's Gediegenste ausgestattet, enthält eine Tiefenkarte des jüd-
westlichen Indischen Oceans, einige Kärtchen von Madagaskar, sowie eine Menge vor-
trefflicher Abbildungen; es sei, wie das Gejammtunternehmen, dessen zweiten Theil es
bildet, hierdurch warm empfohlen. K.
Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Eine ästhetisch-
kritische und socialethische Studie von Richard Weltrich. Mit dem
Bildniß des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie
Weiffer. Stuttgart, Verlag von Strecker und Moser 1898.
Richard Weltrich, rühmlichst bekannt durch die ersten Bände einer Schiller-
Biographie, die, leider noch immer unvollendet, dereinst das gewaltigste, monumentalste
biographische Werk der Deutschen zu werden verspricht, nennt das vorliegende Buch bescheiden
eine Studie. Wer den starken Band von nahezu 500 Seiten mit Aufmerksamkeit durch-
gelesen hat, wird sich sagen müssen, daß er nicht nur die interessante Bekanntschaft eines
neuen echten Dichters gemacht, der abseits von dem Treiben der sogenannten „Moderne“
seine durchaus eigenen Wege geht, unbekümmert um Lob und Tadel seiner Zeitgenoffen,
– sondern daß er auch nebenbei durch den Verfasser dieser Schrift eine solche Fülle
tiefer Beobachtungen und wissenschaftlicher Ergebnisse empfangen hat, wie sie nur durch
jahrelange, ernsteste Arbeit erworben werden können.
Der Dichter, dessen Charakterbild uns Weltrich entwirft, ist ein einfacher schwäbischer
Bauer, der fast nie ein Heimatdorf verlaffen hat, der als armer Ackersmann ein Leben
voll Entbehrung und Arbeit führt nnd sein Wissen nur aus der spärlichen Lectüre einiger
populär-wissenschaftlicher und poetischer Werke geschöpft hat..
Trotzdem haben wir es hier nicht mit einem sogenannten Naturdichter zu thun,
deren Werke gewöhnlich nur als eine Curiosität zm betrachten sind und vor einem strengen
ästhetischen Urtheil nicht bestehen können. Wahres Genie ersetzt vielfach die landläufige
Bildung. Zwar geht auch Wagner wie jene Naturdichter von den Gegenständen aus, die
ihm am nächsten liegen, also von der ihn umgebenden Natur, mit der er als Bauer alle
Jahreszeiten hindurch im innigen Verkehr zu stehen berufen ist. Aber er bleibt nicht
wie jene am Aleußerlichen haften, vielmehr weiß er als echter Dichter seine Stoffe
in einer Weise zu beleben und mit einer Ideenfülle auszustatten, daß sie den höchsten
ästhetischen Anforderungen genügen und nach Form und Inhalt vielfach als vollendet
bezeichnet werden können.

<"page150">

Der Anblick einer Blume, die in dem gewöhnlichen Beschauer höchstens eine schnell
vorübergehende, bald mehr, bald weniger angenehme Empfindung hervorruft, regt die Phantasie
Wagners zu den originellsten Märchen und Gedanken an, die gleichwohl der speciellen
Eigenart der betreffenden Pflanze aufs Innigste entsprechen – „Wagner hat das scharfe
Auge,“ sagt Weltrich, „den Späherblick für die Naturform, dessen der Naturforscher bei
seiner analysierenden und auf die Erkenntniß des Ursächlichen oder Zweckmäßigen gerichteten
Beobachtungsweise nicht entbehren kann; aber er sieht zugleich mit dem Formfinn, mit
dem großen contemplativen Auge des Dichters, des Künstlers das Wesentliche, das sinnlich
und ästhetisch Wesentliche der Erscheinung. Heimat und Standort und landschaftliche Um-
gebung, Blüthezeit, Wuchs und Bildung der Pflanze, Anordnung, Stellung und Farbe
der Pflanzentheile sind für das Bild, für die Deutung, welche sich eine Phantasie erzeugt,
bestimmende, streng verbindliche Momente.“
Betrachtungen in Prosa gehen diesen eigenthümlichen Märchen-Phantasien des
Dichters gewöhnlich voran. Als Beispiel sei hier eine der schönsten aus seiner Sammlung

„Sonntagsgänge“ wiedergegeben. Der Dichter wandert an einem Oster-Samstage durch
die noch kaum vom Frühling berührte Flur. Ueberall sieht er Anemonen, die Köpfchen
hängend, da und dort in kleinen Gruppen beisammen. „Da geht ihm der Sinn ihrer
Erscheinung und die Bedeutung ihres Trauerns auf: ist es doch gerade Ostersamstag,
Tag vor der Auferstehung, noch nicht völlig überstandene Passionszeit.“
„Wie die Frauen
' wohl dereinst beim matten Grauen
enes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Thränen fanden;
So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen:
Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist er trüb, der Himmel,
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.
Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Oede,
Weiße Tüchlein umgebunden. Jede.
Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildniß
In des winterlichen Waldes Wildniß.“
Aber nicht blos diese zarten Töne stehen dem Dichter zur Verfügung, vielmehr ist
trotz der Gleichartigkeit des Grundprincips eine erfreuliche Abwechselung nach Form und
Gehalt vorhanden, vom einfachen rein lyrischen Liede bis zur dramatisch belebten Ballade,
vom landschaftlichen Stimmungsbild bis zur philosophisch-tiefen Gedanken-Dichtung.
Ueberhaupt gehört Wagner nicht zu den leichtverständlichen Dichtern, deren Gedichte man
etwa vor dem Nachmittagsschläfchen auf dem Sopha liegend zu genießen vermag; vielmehr
verlangen sie ein gründliches Eindringen in die eigenartige Lebens- und Weltanschauung
des Dichters, wenn man zu ihrem richtigen Verständniß und damit zu ihrem wahren
Genuß gelangen will.
In dieser Beziehung hat der Dichter in Richard Weltrich einen Interpreten gefunden,
wie man ihn sich zuverlässiger und feinfühliger nicht wünschen kann. Um uns in Wagners
religiöse und philosophische Weltanschauung einzuführen, welcher die Ideen des Formen-
wechsels alles Seins, der ewigen Wiederkehr des Vergangenen und einer durchaus
selbständigen Auffassung der Seelenwanderung zu Grunde liegen, giebt er uns eine
historische Entwickelung aller dieser philosophischen Systeme von den ältesten Zeiten bis
auf die Gegenwart, die, auch abgesehen von der speciellen Beziehung auf Wagner, uns das

<"page151">

lebhafteste Jutereffe einflößt und einen hohen wissenschaftlichen Genuß gewährt. Ebenso
verfährt er, um uns den ethischen Gehalt der Dichtung Wagners und ihrer Socialen
Forderungen klar zu machen, um ihn uns als Apostel der Thier- und Pflanzenschonung,
als Verkünder des Rechtes alles Lebendigen auf Daseinsgemuß, als Prediger des ewigen
Friedens, des Mitleids und der Menschenliebe näher zu bringen. Auch hier gestalten sich
seine Ausführungen zu einer ganz selbstständigen historischen Abhandlung von einer
Reichhaltigkeit und Fülle, wie sie uns eben nur ein Schriftsteller von der Vielseitigkeit
und Tiefe Richard Weltrichs zu geben im Stande ist. In dem Schlußcapitel „Cultur-
geschichtliche Ausblicke“ entwickelt der Verfaffer eine Beredsamkeit, die uns in ihrer
prophetischen Gluth mit sich fortreißt und trotz ihrer scharfen Kritik der Gegenwart uns
in Zeiten versetzt, die wir freilich nicht mehr erleben werden, von denen zu träumen und
auf die zu hoffen gleichwohl unser gutes Recht ist.
Auch Wagner giebt dieser Sehnsucht nach einer besseren Zeit in den folgenden
#“ die hier als weitere Probe seiner Poesie einen Platz finden mögen, beredten
WIUS druck:
Wann kommt der Freiheit Tag, das Morgenroth
Der besseren Zeiten, wo der Herrscher Tritte
Verklungen sind, wo kein Tyrann mehr droht
Noch Schweiß erpreßt dem Armen in der Hütte?
Wann kommt der Freiheit Tag, wo kein Tyrann
In Fesseln legt der Denker kühnen Meister?
Wann kommt die Zeit? Wann bricht einmal der Bann,
Der wie ein Alp darniederhält die Geister?
Wann kommt der Friede, wo kein Schmerzensruf
Des Blutenden mehr ächzt vom Schlachtgefilde,
Noch Sterbende mehr stampft der Roffe Huf,
Noch Speere rasseln auf die Eisenschilde?
Wann kommt die Zeit, wo Feuerrohr und Schwert
Verschwinden werden aus der Menschheit Diensten?
Wo jedes Kriegsroß wird zum Ackerpferd?
Groß jeder Geist nur in den Friedenskünsten?
Auf die einzelnen Dichtungen einzugehen, kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein,
die nur bestimmt ist, einen größeren Leserkreis sowohl auf den Dichter Christian
Wagner, als auch auf dieses bedeutende Buch Richard Weltrichs aufmerksam zu machen.
Daß Wagner jemals populär werden könnte, ist zwar nicht anzunehmen, denn, wie
Weltrich sagt: „er ist ein Sinner, ein Träumer, ein Grübler, eine Phantasie dringt in
die Geheimniffe des Seins ein, sucht Gestaltung für Ideen, für Abstraktes; eine solche
Geistesart findet immer nur Einzelne als Verwandte, wenn diese Einzelnen auch in allen
Bevölkerungsschichten vorhanden sein mögen und bei günstigen Umständen oder Zeitläuften
zu Vielen werden können.“.
ffen wir auf diese günstigen Umstände, damit dem alternden Dichter, der ein
60. Lebensjahr schon überschritten hat, nach einem Leben voll Entbehrung und Sorge
noch ein heiterer und zufriedener Lebensabend beschieden sei. Der Umfang seiner bisher
erschienenen Werke, insbesondere seiner „Sonntagsgänge“ und der „Neuen Dichtungen“,
ist nicht groß, die Anschaffung daher auch für den minder Begüterten leicht zu erschwingen;
also kauft und lest! Ihr werdet den größeren Gewinn davontragen! K. J.
Kleinstädtische Geschichten. Von E. Gnade. 3 Bände. Breslau, Schlesische Verlags-
anstalt v. S. Schottlaender.
Es ist eine der angenehmsten Pflichterfüllungen des litterarischen Kritikers, die

Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf einen Dichter und seine Werke lenken zu können, denen
viele Anerkennung, reiches Lob gebührt, das nur deswegen noch laut genug nicht wider-
klingt, weil in der literarischen Arena der Dichter bisher nicht im Vordergrunde sichtbar
geworden. Kein literarischer Kritiker ist im Stande, die Fülle der Gesichte und Er-
scheinungen eingehend genug zu prüfen, um nicht zeitweilig Werthvollstes zu übersehen;
um so erwünschter ist ihm aber dann die Gelegenheit, Versäumtes nachholen zu können.

<"page152">

Uns ist von früheren Veröffentlichungen der Schriftstellerin E. Gnade nur eine Sammlung
von Sentenzen, Maximen, Lebensanschauungen 2c. bekannt, die unter dem Titel „Die
Lebenden rufe ich!“ erschienen ist; nun aber sind in dem obengenannten Verlage, in
größeren Intervallen, unter der Bezeichnung: „Kleinstädtische Geschichten“ drei
Bändchen Novellen und Novelletten veröffentlicht worden, die, nach unserem Geschmack –
wir behaupten es wohlerwogen – E. Gnade in die ersten Reihen deutscher Erzählerinnen
führen. Etwas von der geklärten, weitsichtigen Weltanschauung der Marie von Ebner-
Eschenbach, von der feinfühlig-scharfen Detailmalerei der Ilse Frapan, dem Meinungsmuthe
der Ida Boy-Ed findet sich in diesen Erzählungen und wird zu einer interessanten Totalität
ergänzt durch die eigene künstlerische Art der Dichterin, Menschen und Dinge in einem
Realismus zu schauen und zu schildern, der allerdings nicht die geringste Zolasche Bei-
mischung aufweist, sondern eine dunkelsten Schatten in socialen Nothständen und subjectiver
Herzenstrauer findet; schmutzig ist in den Gnade'schen Erzählungen nichts, traurig recht
viel! Frauenhafte Anmuth, weiblicher Zartsinn und tiefdringende Anschauungen gesellen
sich hier zusammen. Die Dichterin scheut auch nicht zurück vor den Problemen des Lebens
und ernsten, bedeutsamen Fragen unserer Zeit, diese allerdings behandelnd nach individueller
Ueberzeugung, über die sich selbstverständlich streiten läßt; ihre eigentliche Domäne aber
bleibt wohl doch der Mikrokosmos der Seele, in dem ja so oft die Impulse zu den
bedeutendsten Thaten in der Menschengeschichte zu finden sind. Wie schon der Titel
der Gnade'schen Novellen andeutet, soll hier von solchen keine Rede sein. Helden
aber giebt es eben nicht nur auf den Schlachtfeldern oder anderen Schauplätzen, sichtbar
für die Welt; überall dort, wo in einer heiligen Pflicht die Selbstverleugnung bis zu
völliger Selbstvergessenheit geübt wird, trägt sich ein Stück Heldenthum zu, und hiervon
wissen die Gnade'schen Geschichten mannigfach zu berichten. Bald in der ersten Novelle
„Nach Hause“ – zugleich die umfangreichste der ganzen Sammlung – begegnen wir,
uns tief erschütternd, derartigem Heldenthum. Da ist Dr. Rüdiger, Oberlehrer an dem
Gymnasium einer kleinen Grenzstadt, den wir in einer Stunde kennen lernen, in der
sein Hausarzt nach eingehender Unterredung ihn mit ernstem Tone mahnt, einen Specia-
listen in Berlin zu consultieren, weil gegen ein entstandenes Leiden dringend etwas Gründ-
liches, das Bestmögliche geschehen müsse. Wie furchtbar dieser Rath den braven Oberlehrer
erschreckt hat! Dr. Rüdiger ist eine geistig hochorganisierte Natur, glühend nicht nur von
Begeisterung für das Edle und Schöne, sondern auch von der Sehnsucht, seine Kräfte in
dessen Dienst zu stellen. In rastlosem Eifer hat er gearbeitet, gestrebt und hoffnungsreich
sich zu bethätigen begonnen, aber –! Frühe hatte das eindrucksbereite Herz des Jünglings
sich einer Mädchenblüthe zugewandt; bald – das ist der Theil einer alten Geschichte –
ist das Treuversprechen gewechselt. Der hochtrebende Mann klimmt langsam weiter, dem
fernliegenden Ziele zu; an das Mädchen aber tritt plötzlich Lebensnoth heran! Da ge-
bieten Herz und Ehrenhaftigkeit dem Manne, alle Zukunftspläne über den Haufen zu
werfen, eingeriffen ist bald der bisherige Lebensaufbau, nicht mehr geflogen darf werden,
nur geflattert – nach der nächsterreichbareu Versorgung hin; an Stelle der Lorbeeren
muß Brot erworben werden! So ward Dr. Rüdiger Oberlehrer in einer kleinen Stadt.
Das einst poetisch gesinnte Mädchen stimmte sich rasch zur praktischen Hausfrau um, zur
unermüdlichen Mutter einer heranwachsenden Kinderschaar, für die zu sorgen, der Tag
stets zu wenig Stunden hatte. Vom Feiertagszauber durfte weder in einer, noch in
ihrer Seele die Rede sein; sie merkte in der hingebenden Erfüllung ihres natürlichen
Berufes das bald gar nicht mehr; für ihn, der die reichbesetzten Tische auf des Geistes-
lebens Höhen, an denen auch er einst einen Platz zu finden gehofft, nicht vergessen konnte, hörte
die Tantalosqual nicht auf! Aber ohne Wanken hatte er seine Pflicht ratlos weitergeübt;
nur in der Nacht konnte er der zehrenden Sehnsucht oft nicht wehren; sie raubte ihm den
Schlaf! Am Tage hatte er keine Zeit hierfür; Hefte corrigieren, Privatstunden ertheilen,
füllten eine amtsfreie Zeit; die Sonntagsmuße gehörte natürlich der Familie. Und nun
war Dr. Rüdiger trotz seines regelmäßigen, stets pünktlich die Mahlzeiten und die Schlafens-
zeit inne haltenden Lebens im besten Mannesalter siech geworden! – Mit vielerlei
Schwierigkeiten wurde die Reise nach dem Schicksal, zu der Berliner Welt-Autorität,
unternommen. Wie die Consultation des berühmten Arztes sich dann zutrug, ist meisterlich
der Wirklichkeit abgelauscht; genau so, wie wir Alle es wohl schon einmal erlebt, nur
daß wir es uns nicht in allen kleinen Zügen zum Bewußtsein zu führen vermocht, so
trägt es hier sich zu. „Sie können ruhig wieder uach Hause fahren –“ hatte, nach
sorgfältiger Untersuchung, der berühmte Professor ihm gesagt. Rüdiger hörte, rasch
-.

<"page153">

resumierend, deutlich sein Todesurtheil aus den einfachen Worten heraus. Aber wie lange
hatte er noch Zeit, den Lebensabschied zu rüsten? „Sechs, acht Monate,“ lautete die
zögernde Antwort des Arztes; „aber – beobachten Sie nur Alles, was ich Ihnen auf-
geschrieben; vor Allem: Ruhe und Schonung, wir wollen das Beste hoffen.“ – – Die
Dichterin unterzieht sich dann der schwierigen Aufgabe, alle Seelenregungen, die, in der
Reihenfolge von der Verzweiflung bis zur Ergebung, Kopf und Herz des Todescandidaten
erfüllen, uns psychologisch richtig erkennen zu laffen, sich hierbei nicht nur in hohem Grade
als seelenkundig erweisend, sondern in ihrer Motivierung so weit sich vertiefend, daß sich
aus der Fülle der Erwägungen eine ganz bestimmte Weltanschauung ergiebt, die unser
Interesse für das Persönliche noch wesentlich steigert.
An Rüdiger war – psychologisch unanfechtbar richtig – nach der ersten tiefen
Niedergeschlagenheit ob der nahen Todesgewißheit, als Reaction eine unbezwingliche Lebens-
lust erwacht – jetzt endlich wollte er einmal leben; genießen, wie es seiner so lange ge-
waltsam unterdrückten Natur entsprach! Beim Abschied vom Leben endlich einmal erfahren,
wie schön das Leben sei, dem er einst zugestrebt – das erkannte er als ein ihm jetzt
zustehendes sittliches Recht. Und so blieb er in Berlin, dieser Centrale des Lebensgenusses
aller Art, um wenigstens ein paar schöne große Eindrücke in das Sterben hinein mit
nach Hause zu nehmen. Was er erlebte? Nun, es ist mit völliger Beherrschung des
gewaltigen Milieu, in das er sich hineinbegeben, dessen Lichter und dessen Schatten, farben-
reich und plastisch zugleich geschildert: „Wahn! Wahn!“ so war es mehr als einmal

als ein Schrei der Enttäuschung in seiner Seele laut geworden, und dann lehnte er sich eines Tages nur nach einem noch: „Nach Hause! –“ Der Oberlehrer Rüdiger war heimgekehrt, um zu sterben; aber anstatt aller Sehnsucht und dem Verzweiflungsdrange in feinem Herzen, war eine abgeklärte Ruhe über ihn gekommen, wie eine erlösende Erkenntniß sie zu bringen pflegt. Er hatte erkannt, daß auch er heldenhaft sich zu einem höchsten Ergebniß durchgerungen durch die Selbstüberwindung zu treuer Pflichterfüllung, die ihm bescheert hatte, was ihm nun das Sterben erleichtern würde: die wohlverdiente Liebe der Seinen! – –

Wir können so ausführlich den übrigen Erzählungen von E. Gnade leider nicht folgen. Werthvoll, theilweise gewürzt mit feinem anmuthenden Humor, zumeist aber stimmungsvoll jene Tragik widerspiegelnd, die nicht auf einem Cothurn schreitet, sondern dicht neben uns sich zuträgt, sind sie alle! Wohl wird man leicht erkennen, daß hier nicht männlicher Sinn, nicht männliche Gedanken geschaffen; aber jene Zeit, in der man hiermit einen litterarischen Minderwerth bezeichnen wollte, ist zweifellos vorüber, und – eine Frau, die so denkt und fühlt, wie Elisabeth Gnade, und die in „wirklichen“ Geschichten so tiefe Herzenslaute ertönen läßt, sie so zu erzählen weiß, wie diese „Kleinstädtischen Geschichten“ erzählt und dargestellt sind, ist eine Dichterin! Albert Weigert.

Bibliographische Notizen.

Das neunzehnte Jahrhundert in | was uns aus ihren Gedanken an Freude
Bildniffen. Berlin, Photographische | oder tiefer Bereicherung je zufloß, steigt
Gesellschaft. Preis jeder Lieferung | dankbar in der Erinnerung auf und um-
1,50 Mk. windet das Haupt der Thatenreichen mit

Jede neue Lieferung dieser Portraitjammlung bedeutender Gestalten unseres Jahrhunderts bestätigt die freudige und aufrichtige Anerkennung, mit der wir jederzeit das Unternehmen der Beobachtung und Würdigung unserer Leser empfehlen konnten. Ja, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu Allem, was sich über ihn denken läßt, und diese künstlerisch vollendeten Portraits der führenden Geister in der Entwicklung unserer Cultur wirken unmittelbarer und tiefer, als es die beredtesten Worte des Historikers vermögen. Man sieht diesen Köpfen in die Augen, und Alles, einem Kranz der Bewunderung und Verehrung. Was giebt es Schöneres für den Menschen, als den Menschen? Ich meine nicht den Einzelnen, sondern das,.was wir durch Combination unserer Erinnerungen mit der Gestalt des Einzelnen Alles mitgegeben fühlen, die isolierte Erscheinung gewiß nicht, sondern das Glied in unerforschlichen Entwicklungsproceß unserer Geschlechter, und doch auch nicht die abstracte Allgemeinheit, sondern das unendlich, ich möchte sagen unwiederbringlich Wirkliche aller Individualität. – Die neueste Lieferung Nr. 18 bringt als schöne Gabe zur

<"page154">

Schillerfeier am 10. November die drei besten Schillerbildnisse von Anton Graff, Simanowitz und Jagemann in vorzüglichen Reproductionen. Und damit wird der Herausgeber seinem Programm, das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen darzustellen, nicht ungetreu, denn mit Recht weist der Biograph, Franz Muncker in München, darauf hin, daß, wie sehr Schiller auch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts war, seine Philosophie wie eine Dichtung in vieler Hinsicht bestimmend auf unser Jahrhundert hinübergewirkt haben. Auch der übrige Inhalt der Lieferung ist sehr interessant und anregend..

Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung (frei erfunden) von Felix Dahn. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Zwischen die großen Gaben, die Felix Dahn alljährlich dem deutschen Publicum aus einer schier unerschöpflichen Dichter-Werkstatt darbringt, wirft er ab und zu eine kleinere dazwischen, duftig und frisch, wie eine voll aufgeblühte Rose. „Sigwalt und Sigridh“ ist eine reizende Liebesgeschichte zwischen einem jungen Königsjohn und einer Walküre, die um ihrer Liebe willen Walhall’s Seligkeiten ausschlägt. Es sind in dieser kleinen Dichtung eine Fülle allerliebster Episoden, theils zart und finnig, theils kraftvoll und dramatisch belebt, alle mit des Dichters bestem Können ausgestattet. Ich erinnere nur an die prächtige Wald- und Jagd-Scene, wo Sigwalt den Bären erlegt, an das sich daran schließende Liebes-Idyll und endlich an die ergreifende Sterbe-Scene. Wie hoch Felix Dahn noch in der Gunst der deutschen

Leser-Welt steht, beweist der Umstand, daß
in wenigen Wochen seit dem Erscheinen
der Dichtung schon mehrere Auflagen noth-
wendig geworden sind.
Von Felix Dahns sämmtlichen
Werken poetischen Inhalts (Leipzig,
Breitkopf und Härtel) liegen weitere drei
Bände vor, die uns den Dichter als Lyriker
und Dramatiker vorführen. Dahns Leyer ist
reichbesaitet, und er handhabt sie wie ein echter
Künstler mit Meisterschaft, welche Saite auch
immer er anschlagen mag. Das zarte Lied
wie die markige Ballade, ernste wie heitere
Töne gelingen ihm in gleichem Maße. Zu
bedauern ist, daß der Dramatiker Dahn
auf unsern Bühnen so selten erscheint. In
Dahn steckt nicht nur echtes Dichterblut,
sondern auch echtes Theaterblut; das
dramatisch zugespitzten Scenen seiner
Romane, besonders im „Kampf um Rom“;
wieviel mehr erst in einen Dramen selbst.
Die Bühnenwirksamkeit derselben ist bei
jedem Versuch, den man bisher gemacht hat,
erwiesen worden, gleichwohl konnten sich die
Dramen nicht dauernd auf der Bühne halten,
weil sie keine Concession an die Mode
machen. Nun, sie verschaffen auch bei der
Lectüre einen hohen Genuß, und wer kann
wiffen, ob nicht doch bald einmal ein
anderer Wind in unserem Theaterleben
weht, der auch diese Stücke auf der Bühne
wieder zu Ehren bringt,. E.
Criminal. Roman
Der Friesenpastor.
Stuttgart,
von Dietrich Theden.
Deutsche Verlags-Anstalt.
Der Verfasser hat mit seinem Werke
offenbar Höheres erstrebt, als dessen vielleicht
aus praktischen Rücksichten erfolgte Charakteri-
sirung als „Criminal-Roman“ erwarten
läßt. Und dieses Höhere, das in der
Schilderung eines eigenartigen Volksstammes
und eines eigenartigen Stückes Erde und
eines in dieses Milieu gestellten groß ange-
legten, in dem durch raffinierte Bosheit ihm
bereiteten Schicksal seine Größe voll ent-
wickelnden und offenbarenden Charakters
besteht, hat der Verfasser nicht ohne Erfolg
erstrebt, freilich auch nicht mit voller
Consequenz und vollem Erfolge. Mehr
und mehr tritt das Charaktergemälde, das
er in dem Friesenpastor, der, seiner ur-
sprünglichen Natur entgegen, weniger als
handelnder, denn als duldender Held ge-
zeigt wird, uns bieten wollte, zurück hinter
einer freilich spannend genug erzählten
Detectivgeschichte; die Entlarvung uud
Ueberlistung des wirklichen Verbrechers und
seiner Helfershelfer nimmt schließlich das
Interesse des Verfassers und des Lesers jo
in Anspruch, daß die Hauptperson, der Um-
schuldig leidende Friesenpastor, darüber fast
in Vergessenheit geräth. Daß es dem Ver-
faffer nicht geglückt ist, diese Gestalt, so wie
sie angelegt ist, ohne Bruch durchzuführen
und ihr die dominierende Stellung im Roman
bis zum Schluffe zu erhalten, ist vom
künstlerischen Standpunkte aus zu bedauern;
desgleichen ist das umfangreiche Citieren
fremder Dichterworte, um Natur uud
Menschen zu charakterisieren und Seelenzustände
zu schildern, ein zu wohlfeiles Mittel. In-
dem wir diese Mängel erwähnen, wollen wir
zugleich kundthun, daß wir das Werk mit
einem höheren Maße messen, als die
Criminalromane gewöhnlichen Schlages, die
empfindet man schon in den zahlreichen.. von vornherein auf jedes künstlerische Ziel

<"page155">

verzichten und nur mit rein stofflichen
Mitteln Leser, die nach aufregender und
„spannender“ Unterhaltung lüstern sind, zu
fesseln bestimmt sind. Der Verfasser hat
Beides zu vereinigen gesucht, und wenn ihm
dies auch nicht völlig geglückt ist und er
kein geschloffenes Kunstwerk geschaffen hat,
so stellt doch die Sorgfalt, die er nicht nur
auf Erfindung eines interessanten crimina-
listischen Falles, sondern auch auf die Zeich-
nung der Gestalten, auf psychologische Ver-

tiefung und auf den Stil gewandt hat, sein,
an manchen Stellen zu wirklich poetischer
Wirkung sich erhebendes Werk auf ein be-
achtenswerthes litterarisches Niveau, so daß
es auch den ästhetisch gebildeten Leser nicht
unbefriedigt laffen wird. O. W.

Ein paar Jugendschriften, die durch
ihren Inhalt wie durch ihre hübsche
Ausstattung als Festgeschenke em-
pfohlen zu werden verdienen, sind uns
aus dem Muth'schen Verlage zu-
gegangen. Für die männliche Jugend:
Die drei Verschollenen vom „Sirius“
von Georges Price; ein sehr spannendes
Buch, das man kurz als eine Vereinigung
von Marryat und Jules Verne charakteri-
firen kann, und: „Im afrikanischen
Busch“ von Kapitän Mayne Reid
für die Jugend bearbeitet von Heinrich
Schwerdt), lebendige Schilderungen von
aufregenden Jagderlebnissen und Kämpfen
junger Buren mit den Eingeborenen; für
junge Mädchen: „Isabella“ von
Marguerite Levray (2. Aufl.), eine
sehr ansprechende Erzählung aus den vor-
nehmen Kreisen der Bretagne. Die ge-
nannten Bücher sind reich und geschmack-

Eingegangene Bücher.

Achelis, Dr. Thomas, Ethik. (Sammlung Gö-
schen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlags-
handlung.

Armoises, Olivier des, Schuld und Sühne.
Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler.
Leipzig, F. E. Neuperts Nachfl.

Briefwechsel zwischen Franz Liszt und
Hans von Bülow. Herausgegeben von
La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Brandt, M. von, Die chinesische Philosophie
und der Staats-Confucianismus. Stuttgart,
Strecker & Moser.

Bülow, Hans von, Briefe und Schriften.
IV. Briefe von Hans v. Bülow, herausgegeb.
von Marie v. Bülow. III. Bd. Mit zwei Bild-
nissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dahns, Felix, sämmtliche Werke poetischen
“ Band XVII. Leipzig, Breitkopf &
ärtel.

– Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Er-
zählung (frei erfunden.) 3. Auflage. Leip-
zig, Breitkopf & Härtel.

Dauthendy, Elisabeth, In e": R0-
man. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag

voll illustriert. In dem Muth'schen Ver-
lage erschien ferner ein Buch, das Bräuten
und jungen Frauen willkommen sein wird
und in einem prächtigen Damasteinband
mit Goldpressung sich sehr vornehm präsen-
tiert: „Die tüchtige junge Hausfrau,“
von L. Klarent; in zwölf Capiteln
werden hier für die Errichtung des neuen
Heims eine Menge praktischer Rathschläge
gegeben und die junge Hausfrau über ihre
Pflichten in angemessener Weise belehrt. –
Während die oben angeführten Jugend-
schriften fremdländisch nach Ursprung und
Schauplatz sind, hat eine im Verlage
von Ferd. Dümmler in Berlin er-
schienene Jugendschrift für Jung-
deutschland noch den Reiz vaterländischer
Färbung. Paul Lindenberg erzählt
uns die Abenteuer eines deutschen
Schiffsjungen (Fritz Vogelsang) in
Kiautschou“ und hat in der Actualität
des Stoffes gewiß den Vogel abgeschossen.
Die Erzählung bietet dem Verfasser reichlich
Gelegenheit, die auf seiner Reise um die Erde
erworbene Kenntniß von Land und Leuten in
China, besonders im deutschen Gebiete zu
verwerthen. Auch die Schilderung des
Untergangs des „Iltis“ läßt er sich nicht
entgehen. Das Werk ist mit 4 Farben-
abbildungen und 3 Illustrationen, darunter
viele nach Originalaufnahmen, geschmückt;
einige Abbildungen sind nach Aquarellen
der Gemahlin des deutschen Gesandten in
Peking, Baronin von Heyking, angefertigt.
Das Buch mit einem originellen und
hübschen Einbande dürfte schon durch ein
Aeußeres und seinen Titel die bevorzugende
Aufmerksamkeit unserer Knabenwelt erregen.

Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Driesmans, Heinrich, Die plastische Kraft
in Kunst, Wissenschaft und Leben. Leipzig,
C. G. Naumann.

16 div. Ansichts-Postkarten der Langen-
scheidt'schen Verlagsbuchhandlung
in Berlin. Berlin, Langenscheidt'sche Ver-
lagsbuchhandlung.
Ehrenfels, Dr. Christian v., System der
Werththeorie. I. Band: Allgemeine Werth-
theorie, Psychologie des Begehrens. II. Bd.:
Grundzüge einer Ethik. Leipzig, O. R.
Reisland.
Hartung, H., Dr. med., Bluterneuerung der
Weg zur Gesundheit. Physiologische Beiträge
zur Lehre von der Krankheitsentstehung u.
eisheilung Leipzig, Oskar Gottwalds
(Tll.
ssé, Moderne Frauenbildung und ihr
sittlicher Gehalt. Ein Beitrag zur Er-
ziehungsfrage unserer Töchter. Braun-
schweig, Richard Sattler.
Herczeg,“ Franz. Die Brüder. Erzählung.
Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig,
F. E. Neuperts Nachf.

<"page156">

– Nord und Süd.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen.
Mit Anderen hera eben von Karl Werck-
meister. Lfg. 17–18. Berlin, Photographi-
Sche Gesellschaft..
Ihering, Rudolf von, Scherz und Ernst in der
Jurisprudenz. Eine Weihnachtsgabe für das
juristische Publicum. 7. Auflage. Leipzig,
reitkopf & Härtel.
Kiehne, J°y pense. Neue Gedichte.
Diamant-Ausgabe. Nordhausen, Selbstverlag
des Verfassers.
Klarent, B, Die tüchtige junge Hausfrau.
Durch langjährige Erfahrungen erprobte
Rathschläge. Eine Gabe für Bräute und
“uen Stuttgart, Muth'sche Ver-
lagshandlung.
Kleczynski, J, Chopins grössere Werke. Prä-
ludien, Balladen, Nocturnos, Polonaisen, Ma-
zurkas. Wie sie verstanden werden sollen.
Einschliesslich Chopins Notizen zu der:
„Méthode des Méthodes“. In’s Deutsche über-
tragen von A. C. H. – Herausgegeben v.
Natalie Janotha, Königl. preussischer Hofpia-
nistin. Mit 3 Portraits und 1 Facsimile.
Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Kobell, Louise von, König Ludwig II.
und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil
bisher noch unveröffentlichten Illustrationen
und Kunstbeilagen. Lieferung 14 bis 17.
München, Jos. Albert.
Kunst des Liedes. Herausgegeben v. Herm.
Kiehne. Nordhausen, Selbstverlag des
Herausgebers.
Krag, Thomas, P, Die eherne Schlange.
Roman. (Einzige aut. Uebersetzung a. d.
“ v. E. v. Enzberg) München, Albert
gen.
Kretzschmar, Hermann, Führer durch den
Concertsaal. I. Abtheilung I. II. Band. Sin-
' und Suite. Leipzig, Breitkopf und
Härtel.
Kruse, Heinrich, König Heinrich d. Siebente.
“e in fünf Aufzügen. Leipzig,
S. Hirzel.
Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben u.
Werke der berühmtesten bildenden Künstler.
Dritte umgearbeitete u. bis auf die neueste
Zeit ergänzte Auflage, herausgegeben v Hans
Wolfgang Singer. VI. Halbband. Motti –
Quitty. Frankfurt a. M., Litterarische
Anstalt, Rütten & Loening.
Langenscheidts litterarischer Abreiss-Ka-
lender für 1899. Berlin, Langenscheidt-
Sche Verlags-Buchhandlung.
Levray, Marguerite, Isabella. Eine
aus der Bretagne. Mit 26 Illustrat. von E.
Vulliemin. Autoris. zweite Auflage. Stutt-
“ Verlagsh.
Lindenberg, Paul, Fritz Vogelsang. Aben-
teuer eines deutschen Schiffsjungen in
Kiautschou. Mit 4 Farbenbildern nach Aqua-
rellen von Willy Werner und 111 Abbild-
ungen im Text. Berlin, Ferd. Dümmlers
Verlagsbuchhandlung.
Liszt, Franz, sein Leben und seine Werke v.
Arthur Hahn, Adolph Pochhammer u. Fritz
Volbach. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Louis, Rudolf, Die Weltanschauung Richard

Wagners. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Mayne-Reid, Kapitän, Im afrikanischen
Busch. Jagden u. Abenteuer. Für die Ju-
end bearbeitet von Heinr. Schwerdt. Mit
22Illustrationen v. Riou Stuttgart, Muth'sche
Verlagshandlung.
Maupassant, Guy de, Afrika.
Albert Langen.
– Bauern. München, Albert Langen.
Mei Leibzig lov' ich mir! Boesieen ännes
alden Leibz'gersch. Zu Babier gebracht von
Erwin Bormann. Volksausgabe. Leipzig,
Edwin Bormanns Selbstverlag.
Musiker und ihre Werke. Die beliebtesten
Chorwerke. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
Occultismus. Was ist er? – Was will er?
– Wie erreicht er sein Ziel? – – Eine
unparteiische Rundfrage mit Antworten v.
Anderen herausgegeben von Ferdinand Maack.
Hamburg. Zehlendorf b. Berlin, Paul Zill-
IlldIl Il.
Oechsler, Robert, Gedichte. (Zweite Samm-
lung) Heilbronn, Eugen Salzer.
Perfall, Anton Freiherr von, Die Sonne.
Roman. 2. Auflage, Berlin W. Richard
Taendlers Verlag.
st, Arthur, Neue Gedichte. Zweite ver-
mehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers
Verlagsbuchhandlung.
ce, rges, Die drei Verschollenen vom
Sirius". Mit 24 Illustrationen von Eduard
Zier. Autoris. zweite Auflage. Stuttgart,
Muth'sche Verlagsh.
Prévost Marcel, Die Sünde der Mutter. Ro-
man. München, Albert Langen.
– Pariser Ehemänner. München, Albert Langen.
Puschkin, Alexander Ssergéjewitsch, Der
eherne Reiter. Eine Petersburger Erzählung.
Deutsch von Dr. Alexis Lupus. Nebst Pusch-
kins Vorwort und Anmerkungen, sowie An-
merkungen, Vor- und Nachwort des Ueber-
setzers. St. Petersburg, Commissionsverlag
Von K. L. Rücker.
Rudies, Walter, Walpurgisnachtstraum.
Dresden, Heinrich Minden.
Salus, Hugo, Neue Gedichte. München, Albert
Ingen.
Scharnweber, P, Schlesische Balladen und
Romanzen. Schweidnitz, Georg Brieger.
Schultz, Alwin, Kunstgeschichte, Lfg. 19, 20,
21. Berlin, Historischer Verlag, Baumgärtel.
Schumann, öiara, Jugendbriefe von bert
Schumann. Nach den Originalen mitgetheilt.
3. unveränderte Auflage. Leipzig, Breitkopf
& Härtel..
Stavenhagen, W, Militär geograph. Skizzen
von den Kriegsschauplätzen Europas. Ber-
lin, Hermann Peters.
stellen, Novellen. Berlin, Albert Gold-
S
(
Spielhagen. Friedrich, Problematische Na-
turen. Illustr. von Rich. Gutschmidt. Jubi-
läums-Ausgabe. Zweiter Band. Leipzig, L.
Staackmann.
Tolstoi, Graf Lew Liwowitsch, Ein Prälu-
dium Chopins. Uebersetzt von Wladimir
Czumikow. Stuttgart, Carl Malcomes.
Vosberg-Rekow, Dr., Die amtliche Statistik
des deutschen Aussenhandels im Auftrage
der Centralstelle kritisch besprochen von
dem Director. Berlin, Siemenroth & Troschel.
Wagenhofen, Franz, Parkett und Bohème.
Fät Novellen. Leipzig, F. E. Neuperts
A(l.
Waffen, Die, nieder! Monatsschrift zur För-
derung der Friedensbewegung. Herausg. von
Baronin Bertha v. Suttner. VIL. Jahrgang
No. 10 u. 11. Wien, E. Piersons Verlag.
Zappe, Arthur, Muttersohn. Roman. 2. Aufl.
Berlin W, Richard Taendlers Verlag,
München,
Pri

Redigiert unter Verantwortlicheit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

<"page157">

LS" In ferti
onspreis "E-

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.
Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Soeben gelangt zur Ausgabe:
Zriefwechsel zwischen
Franz Liszt und.
. Hans W0m Hül0W,
herausgegeben von La Mara.
VIII. 426 S. geh../. 6–, geb../. 7.–.
Diesen Briefen, die Meister und Jünger mit
einander wechselten, wohnt eine doppelte Be-
deutung inne. Sie spiegeln einerseits eln über-
aus interessantes Stück Zeitgeschichte wieder.
Sie bringen zugleich andererseits die grundver-
Schieden gearteten Individualitäten. Beider in aller
Schärfe und Klarheit zum Ausdruck. Möge der
hohe Geist, der die beiden grossen Künstler be-
seelte, ein Echo finden in Geist und Herzen derer,
zu denen dies Buch spricht.
Eder Deutsche im Auslande
wird gebeten, seine Adresse der
Verlagshdlg. J.H. Schorer G m.b. H.
Berlin SW. 48 anzugeben, wofür
dieselbe eine Probenummer der
Wochenschrift. „Das E oh o",
Organ der Deutschen im Aus-
lande, umsonst übersendet.
Schleif. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender
in Breslau.
Kaiser Friedrich in eigenen Wort.
Dort
E. Schröder,
Herausgeb. von Werken Friedrichs des Großen.
6 Bog. 80. Geheftet Mik. 1.–;
Gebunden. Mik. 2.–.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
des In- und Auslandes.
Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender
in Breslau.
Künstler und Kritiker
AH. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Kräme. 21.
Jährlich 52 Nummern.
Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond,
Geh. Rat v. Brandt, Gesandter a. D.
Brinkmann, Prof. M. Buchner, Felix D.
Geh. Rat Eulenburg, Prof. Furtwän
Illustriert.
Den neuen (III) Jahrgang
in bedeutend vermehrtem Umfang
DIE UMSCHAU
ÜBERsicht üBER DIE FoRTscHRITTE
UND BEwEGUNGEN AUF DEM GESAMT-
oEBIET DER WissENSCHAFT, TECHNIK,
Prof. Braun (Strassburg), Prof.
n, Prof. Dürre, Geh. Rat Ebstein,
gler, Prof. Goette, Curt Grottewitz, Prof.
S. Günther, W. Huggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe,
Prof. Meili, Prof. Muther, Prof. v.
Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schneegans, Prof. A. Schultz,
Prof. Schweinfurth, Prof. Sombart
, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof.
Weber (Zürich), Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Dr. A. Wirth, Prof.
Wislicenus, Dr. O. Zacharias, Prof. Zickler.
Probenummern
oder
Tonkunst und liritist
Ans Anlaß der Frage: „Wie ist über die Besuche
der Künstler bei den Kritikern zu denken.
Von Dr. Carl Fuchs.
s Bogen so mk. 4.– Geheftet Mk. 3.– geb.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
In- und Auslandes.
beginnt am 1. Januar 1899
LITTERATUR UND KUNST.
Preis vierteljährlich M. 2.5o.
Oettingen, Geh. Rat Orth, Geh. Rat
gratis und franco.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post

<"page158">

Aufruf
zur Errichtung eines Wenkmals für Gustav Freytag in Wiesbaden.
:. TSND FIA- U-VG S-
Was von Gustav Freytag sterblich war, das wurde dem deutschen Volke am 30. April 1895 zu
Wiesbaden entrissen.
Sein Unsterbliches wirkt, sein Gedächtniß lebt in unseren Herzen für alle Zeiten. Denn ewig gilt
das Wort, das der Stein auf des Dichters Grabe kündet:
„Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüth und Thun der
Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes."
Wahrlich, Gustav Freytag hat in den Gedanken und in der Arbeit des deutschen Volkes ein Denk-
mal sich begründet, dauernder als Erz!
Uns aber, den Zeitgenoffen, ziemt es, das Andenken des großen Dichters nicht nur im Gemüthe zu

bewahren; uns, den Lebenden, ist es heilige Pflicht, den kommenden Geschlechtern die lebensvolle Persönlichkeit, wie sie unter uns wandelte, getreu im Bilde zu überliefern, ein Wahrzeichen unseres Dankes, unserer bewundernden Liebe!

Dort, wo der Dichter fast zwei Jahrzehnte in heiterer Ruhe weilte, dort, wo er den sonnigen Abend seines thatenreichen und ruhmvollen Lebens genoß, dort, wo sein müdes Auge brach: dort möge ein Standbild sich erheben.

Es soll den Hunderttausenden, die Jahr um Jahr den deutschen Strom und den gesegneten Gau besuchen, beredt verkünden, daß das deutsche Volk Gustav Freytag feiert als einen großen Sohn und seine Werke liebt als ewigen Quell des Wahren, Guten, Schönen.

Ehrenpräsident:

Seine Hoheit Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.

Altona: Detlev v. Liliencron. – Amtitz b. Guben: Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath, Mitg. d. Reichst, Erbl. Mitgl. des Herrenh. – Basel: Dr. Julius von Eckardt, Kai. Deutsch. Gen.-Cons. – Bennigsen: Dr. Rudolph v. Bennigsen, Exc. Oberpräsid. a. D. – Berlin: Dr. Althoff, Wirkl. Geh. Ob.-Regierungsr. u. Ministerialdir. Carl Becker, Prof, Ehrenpräs. d. Akad. d. Künste. Reinhold Begas, Prof. Dr. E. v. Bergmann, Prof, Geh. Medicinalr. Dr. Oscar Blumenthal. Dr. v. Bonin-Brettin, Exc., Staatsmin. a. D. – D. Dr. Boffe, Exc. Staatsmin. Dr. Otto Brahm, Direct, (Deutsches Theater.) Dr. Max Bruch, Prof. Bernhard von Bülow, Exc. Staatsmin. Clausnitzer, Vorsitz d. Deutsch. Lehrerver. Burghard Freiherr von Cramm-“ Exc, Herzogl. Braunschw. Gesandter. Dr. Graf Douglas, Rittergutsbesitzer. Dr. Paul Ehrlich, Prof, Geh. Medicinalr. Dr. Albert Einlenburg, Prof, Geh. Medicinalr. Ernst v. Eynern, Mitgl. d. Haus. d. Abgeordn. *F. Fontane & Co., Verlagsbuchhandlg. Dr. Theodor Fontane (+). Dr. Bernhard Frankel, Prof, Geh. Medicinalr. Dr. Karl Frenzel, Prof. Karl Emil Franzos. Dr. Ludwig Fulda. Dr. Rudolph Genée, Prof. Dr. Carl Gerhardt, Prof, Geh. Medicinalr. Max Grube, Oberregisseur der König. Schauspiele. Friedrich Haase, Hoftheater-Director a. D. Dr. Fr. Hammacher. Gerhart Hauptmann. Bolko Graf v. Hochberg, Exc, General-Intend. der Königl. Schauspiele. Dr. Max Jähns, Oberstlieut. a. D. Ludwig Knauts, Prof. * Dr. Koch, Exc, Kais. Wirkl. Geh. Rath, Präsid. d. Reichsbk.-Director. H. v. Kupffer, Chefred. Hugo Landau. Commerzienr. J. Landau, Chefred. Dr. Wilhelm Laufer, Geh. Hofrath, Chefred. Siegmund Lautenburg, Direct., (Residenz-Theater). Leffing, Geh. Justizr. Theodor Liedtke. * Dr. Raphael Löwenfeld, Direct. Dr. Ernst Magnus, Regierungsr. a. D. Fritz Mauthner. Ernst von Mendelssohn-Bartholdy, Geh. Commerzienr. Adolf Menzel, Exc., Prof. * Banquier Ernst Meyer in Firma E. J. Meyer. Paul Meyerheim, Prof. Dr. v. Miquel, Excellenz, Vicepräs. des Köniql. Staatsminister, Staats- u. Finanzminister. Dr. Theodor Mommsen, Professor. Hermann Niffen, Präs. der Genossensch. Deutsch. Bühnenangeh. * R. Parrisius (Deutsche Genossenschaftsbank). Ludwig Pietsch, Prof. Aloys Prasch, Intendant a. D., Direct. Dr. Reiffer, Justizrath. Dr. Julius Rodenberg. Heinrich Seidel. Dr. Eduard v. Simon, Exc, Reichsgerichtsprä. a. D., Wirklicher Geh. Rath. Dr. Erich Schmidt, Professor. Richard Schmidt-Cabanis. Dr. Gustav Schmoller, Professor. Friedrich Spielhagen. Hermann Sudermann. Tirbitz, Exc. Contre-Admiral, Staatsmin. Albert Träger, Justizr. Johannes Trojan, Redact. Dr. Rudolf Virchow, Prof, Geh. Medicinalr. Dr. Adolf Wagner. Geh. Regierungsr., Prof. Anton v Werner, Prof. Direct. der Akad. d. Künste. Ernst Wichert, Geh. Justizr. Dr. Ernst v. Wildenbruch, Geh. Legationsr. Julius Wolff. Eugen Zabel, Redactemr. – Bern: J. V. Widmann, Redacteur. –- Bielefeld: Klasing, Verlagsbuchhandlung. – Bonn: * Dr. Eberhard Gothein, Profes. – Braunschweig: Wilhelm Raabe. – Bremen: Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt. Arthur Fitger. – Breslau: Bender, Oberbürgerm. Dr. Felix Dahn, Prof., Geh. Justizr. – * Fromberg, Geschäftsinhab. des Schles. Bankver. Dr. Theodor Löwe, Direct.d, Stadtth. * Leo Molinari. Dr. R. Schmidt, Prof. Dr. Richard Schottky, Redact. Dr. Werner Sombart, Prof. Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung. Gaffel: Freiherr von und zu Gilja, Intend. d. königl. Schauspiele. Magdeburg, Grc., Oberpräs, Wirkl. Geh. Rath – Charlottenburg: Dr. Slaby, Prof, Geh. Regierungsr. Eduard Strützki, Kammergchtsr. a. D., Geh. Justizr. Christiania: Henrik Ibfen. Cöln: Carl Aldenhoven Hofr., Direct. des Museums. Dr. Johannes Fastenrath: Hofr. Julius Hofmann, Direct. des Stadtth. – Coburg: Dr. Eduard Tempeltey, Exc, Präs, Wirkl. Geh. Rath. – Constantinopel:

<"page159">

Dr. Rudolf Lindau, Wirkl. Geh. Legationsr. – Danzig: Dr. von Goßler, Exc., Staatsmin. a. D., Oberpräs. der Prov. Westpreuß. – Deffau: Dr. Wilhelm Oechelhäufer, Geh. Commerzienrath. – Dorpat: Dr. Waltz, Prof. Wirkl. Staatsr. – Dresden: Ferd. Avenarius. Nicolaus Graf v. Seebach, Gen.-Direct. d. Königl. musikal. Kap. u. d. Hoftheater. Prof. Paul Wallot, Geh. Baur. – Eisenach: Jofeph Kürschner, Prof., Geh. Hofrath. – Elberfeld: Dr. jur. Hans Jordan, Direc d. Bergisch-Märkischen Bank. – Frankfurt a. M.: Adickes, Oberbürgerm. – Emil Claar, Intend. d. Vereinigt. Stadttheat. Max v. Flotow, Chefredact. Dr. Hagens, Oberlandesgerichtspräs, Wirkl. Geh. Ob.-Justizr. Dr. Wilhelm Jordan, Marimerath. * Dr. Leopold Laquer. Wilhelm Merton. Dr. jur. H. Oswalt, Justizr. * Eduard Rieffer. Leopold Sonnemann. Dr. Karl Weigert, Prof, Geheimer Sanitätsr. – Geisenheim: * Eduard v. L. ade, Gen.-Consul a. D. – Gieffen: Dr. Wilhelm Oncken, Prof. – Gotha: v. Strenge: Exc, Staatsmin. – Görlitz: Gustav v. Moser, Hofr. – Göttingen: * Dr. Moritz Heyne, Prof. – Graz: Peter Rosegger. – Greifswald: * Dr. Alexander Reifferscheid, Prof, Geheimer Regierungsr. – Groß-Lichtenfelde: * Dr. Hans von Hopfen. – Halle: Dr. Rudolf Hayn, Prof. – Hamburg: * Albert Ballin, Direct. – Franz Bittong, Director. Gustav Falke. Dr. jur. Emil Hartmeyer, Chefredacteur. * Siegmund Hinrichsen, Präs. Möring, Senator. * Rudolf Petersen, Direct. Franz Rosatzin, Chefredact. Dr. Versmann, Senat. mt. Bürgerm. – Hannover: Louis Ellmenreich, Oberregiff. von Level-Gnitz, Intend. d. Königl. Schausp. – Heidelberg: Dr. Kuno Fischer, Exc., Prof, Wirkl. Geh. Rath. – Homburg: Dr. von Meister, Königl. Landrath. – Jena: Dr. Ernst Haeckel, Prof. Dr. Georg Steinhausen, Universitätsbibliothek. – Karlsruhe: Dr. Albert Bürklin, Gen-Intend. – Kiel: Dr. Friedrich v. Esmarch, Exc, Prof, Wirkl. Geh. Rath. Klaus Groth. – Königsberg: Emil Krause, Red. Dr. Hans Prutz, Prof. Dr. Oscar Schade, Prof, Geh. Regierungsr. * A. Wyneken, Chefred. – Kreuzburg: Steinke. Bürgerm, – Leipzig: F. A. Brockhaus. * Julius Favreau, Commerzienr. Dr. Georgi, Oberbürgerm. Dr. Rudolph von Gottschall, Geh. Hofrath. Hamm, Ob.-Reichs-Anwalt. Dr. Ernst “ Prof. * Georg Hirzel. Dr. Karl Lamprecht, Professor. * Max Stägemann, Director des Stadttheaters. – London: Sir Henry Irving. Sir Felix Siemon, Prof. L. Alma Tadema, R. A. – Magdeburg: Platen, Stadtschulrath. Schneider, Oberbürgerm. Wilhelm Splittgerber, Chefredacteur. – Mainz: * Dr. Gaffner, Oberbürgerm. * Wilhelm Pre et orius jr., Commerzienr. – Mannheim: * Carl Ladenburg, Commerzienrath. Meiningen: Dr. Paul Lindau, Intendant des Herzog. Hoftheaters. Paul Richard, Intendanzrath, Director des Herzog. Hoftheaters. – Moskau: André Zenker. – München: Dr. Max Bernstein, Rechtsanwalt, Redacteur. Dr. Oscar Bulle. Franz von Defregger, Akademieprof. Georg Elbers (†). Eduard Grützner, Professor. Dr. Paul Heyse. Dr. Wilhelm Jensen. Dr. Franz von Lenbach, Prof. Dr. Richard Voß. Ernst v. Wolzogen. – St. Petersburg: - C. Feldmann, Schuldirector. * Dr. Ernst Gelderblom, Pastor. P. von Kügelgen, Chefredact. Dr. E. Moritz, Oberarzt des Deutschen Alexander-Hospitals. Fürst von Radolin, Exc., Botschafter des Deutschen Reiches. Kurt Siegel, Ingenieur. – Prag: * Dr. R. von Jaksch, Professor. –

Rostock: Dr. Adolph Wilbrandt. – Rüdesheim: * Eduard Sturm. Schwerin: * Karl
Freiherr von Ledebur, General-Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters. – Straßburg: Dr.
Henning, Professor. – Dr. Paul Laband, Prof. – Dr. E. Martin, Professor. – Stuttgart:
Kröner, Geh. Commerzienrath. Johannes Proells, Schriftstell. Freiherr Gans Edler Herr
zu Puttlitz, Intendant des Königl. Hoftheaters. Dr. K. von Steiner, Geh. Commerzienr. Weimar:
- von Bojanowsky, Geh. Hofrath. Hans v. Bronsart, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Generalintendant
a. D. * Dr. Julius Groffe, Hofrath, Professor. Dr. Bernhard Suphan, Prof, Geh. Hofrath.
Wien: Hermann Bahr. Emmerich von Bukovics, Director des Deutschen Volkstheaters.
Nicolaus Dumba, Exc, Wirkl. Geh. Rath. Graf zu Eulenburg- Hertefeld, Exc, Kais. Deutsch,
Botschafter. Dr. Wilhelm Gold baum, Redacteur. * Ferdinand Groß, Präsident d. Journalisten-
und Schriftstellervereines Concordia. Dr. Eduard Hanslick, Professor, Hofrath. Dr. Wilhelm von
Hartel, Erc, Geh. Rath. Joseph Lewinsky, Hofschauspieler und Regisseur. Dr. Adolf L. ieben,
Professor, Hofrath. Dr. Nothnagel, Hofrath, Professor. Dr. Paul Schlenther, Director des
Kai. Königl. Hofburgtheaters. Franz von Schönthan, Edler von Pernwald. Adolf Ritter von
Sonnenthal Hofschauspieler und Oberregisseur. – Wiesbaden: * Heinrich Breuer, Prof, Director
d. Königl. Realgymn. Dr. Emil Brück, Justizrath. Dr. Cramer Sanitätsrath. Dr. Carl Fischer,
Professor, Director des Königl. Gymnasiums. Dr. Johannes Franke, Königl. Oberbibliothekar. Dr.
Heinrich Fresenius, Professor. Felix Genzmer, Stadtbaumeist. Dr. Bernhard Herz, Justizr.
Dr. Ludwig Kaifer. Director. Max Kubel, Chefredakteur. J. Lahm, Chefredacteur. Franz
Mannstädt, Königl. Kapellmeister und Prof. Pagenstecher, Oberlehrer. Dr. Emil Pfeiffer,
Sanitätsrath. Reusch, Landesbank-Director. Dr. Hermann Romeiß, Rechtsanwalt. Walter
Schulte vom Brühl, Chefredactemr. Stumpff, Landgerichtspräsident. Vecsenmeyer, Pfarrer.
(Tar. Wie der t, Schulrath, Director. Louis Wintermeyer, Mitglied des Reichstages und des
Hauses der Abgeordneten. Dr. med. Ziniffer. – Worms: Freiherr Hey'l zu Herrnsheim.
Der geschäftsführende Ausschuß in Wiesbaden.
* Ludwig Barnan, Großherzogl. Heff. Hofrath, Vorsitzender. * Georg de Niem, Landgerichts-
Director, stellvertretender Vorsitzender. * Dr. Arthur Fleischer, Rechtsanwalt, Schriftführer. * Dr.
Ferdinand Berlé, Firma Marcus Berlé & Cie., Schatzmeister. Eduard Bartling, Stadtrath. Dr.
Alfred Brunswick. Oberlehrer. Dr. Ludwig Dreyer, Stadtverordneter. Otto von Ebmeyer,
Kurdirector.. Mar Guttmann, Rechtsanwalt. Georg von Hülfen. Kammerherr Sr. Majestät des
Kaisers und Königs, Intendant der Königl. Schauspiele. Dr. Carl von Ibell, Oberbürgerm. * Fritz
Kalle, Stadtrath. Dr. Benno Laquer. Prinz Carl von Ratibor, tönigl. Polizeipräsident.
Otto Sartorius, Landesdirector. Heinrich Schwarz, Gerichtsassessor. Sombart, Oberstlieut.
a. D.. Karl Stelter, Schriftst. Dr. Richard Wenzel, Königl. Regierungspräsident. Franz
Woas, Regierungsbaumeister.
Die mit einem * bezeichneten Herren, ferner die Deutsche Genossenschaftsbank von Soegel,
Parrisius & Co. Berlin W., Charlottenstraße 35a, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt
in Leipzig, die Deutsche Vereinsbank in Frankfurt am Main und die Expedition des
„Rheinischen Kuriers“, Wiesbaden, nehmen Beiträge für das Gustav Freytag-Denkmal dankend entgegen.

<"page160">
r-AU.
rw...
T- Schutz-| |.. Y) Marke.) TO
atürliches Karlsbader
Sprudelsalz.
(pulverförmig) – H –
in Glasflaschen zu 125 und 250 Gramm.
.
und in Schachteln mit 10 Pulvern zu 5 Gramm.
II GIEl
Jede Flasche und # 7 Natü rlich ES. Jede Flasche und
Schachtel ist mit H in Schachtel ist mit
obenstehender.,... obenstehender
- Schutzmarke ver- Hl..- I" S d ET E Schutzmarke ver-
FU sehen und mit der WA sehen und mit der
H Firma W) Firma:
Karlsbader E- Karlsbader
Fl, Mineralwasser- LH- FH Mineralwasser-
f. Versendung FW- (krystallisiert) F Versendung
1 der FW-. /F/FE, Löbol Sobottländer El
Zarlstad. F K) in Glasflaschen zu 125. Karlsbad..
-.
Loses Salz. und 250 Gramm. Loses Salz
LF oder in anderer als oder in anderer als
: LF. oben bezeichneter
erpackung.. L V k
vorkommende Salze TETFTSE "al-
G sind gefälscht. C Es sind gefälscht
und | und
wird das Publikum. wird das Publikum
hier vor gewarnt. rl < / V. Ln hier vor gewarnt.
...).. C.
– – –.
A4
A4.
A4.
A4
in " und " Schachteln
A4...
A4 enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Karlsbader
- Mineralwässer.
A4
A4
Karlsbader Sprudel-Seife
A4 in Stücken zu 100 Gramm
unter Controlle der Stadt hergestellt.
-.. >>>>>>>>>>> >>>>>>>>>>>

<"page161">
..
-.

<"page163">
Nord und Süd.
Eine deutsche Monats sei rift
Herausgegeben
imon
Paul Lindau.
. 11. Band. − Februar 18)) – Heft.
mit einem Perait 1: Ra. na : R 1 :
3.. s H. ll
- he Finah drauf rei, Lu. und er..
v. E. 5 h tt. ein der.

<"page164">
.
-.
.
-.
-

<"page165">
Nord und Süd
Eine deutsche M on a tsf.chrift
Herausgegeben
Von
Paul Lindau.
LXXXVIII. Band. – Februar 18)). – Heft 265.
(Mit einem Portrait in Radierung: Richard Dehme I)
B r es 1 a u
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

<"page167">
Lucifer.
Ein Tanz- und Glanzspiel.
Von
Läichard TDehmel.
– Pankow bei Berlin. –
Vorwort.
(E scheint an der Zeit, die mehr und mehr erstarkende Schaulust
des Volkes, wie sie sich in der Abkehr von rührsamen Theater-
A stücken und in dem allenthalben wachsenden Andrang zu der
finnlich kräftigeren Kost der Singspielhallen, Ausstattungsbühnen, Balletts und
Circuffe äußert, mit geistig höheren Empfindungsgenüffen in Einklang zu
setzen. Daß hierfür gleichfalls schon ein breites Bedürfniß vorhanden ist,
beweisen die vielfach angestellten Versuche, das mittelalterliche Mysterien-
drama und Passionsspiel künstlich wiederzubeleben. Es ist aber selbst-
verständlich, daß innerhalb der heutigen Weltanschauung diese alten Kirch-
weihspectacula nur noch den Werth von Curiositäten haben können, und es
handelt sich darum, aus ihren einseitig rohen Wirkungen auf das Gemüth
und aus den ebenso rohen Sinnenreizen der modernen Ausstattungsposten
eine seelisch feinere, geistig weitere, künstlerisch ernst zu nehmende Einheit
zu entwickeln...
Ich veröffentliche nun hier ein größeres, in sich geschlossenes Bruchstück
aus einem pantomimischen Drama, das diese Aufgabe zu lösen und durch
die deutungsvolle Beredtsamkeit des Glieder- und Geberdenspiels, wenn die
Musik es unterstützt, noch inhaltreichere Stimmung zu erzeugen hofft, als
das gesprochene, begrifflich sehr begrenzte Wort es vermag. Da aber der
poetische Text in diesem Falle kaum mehr als eine Beschreibung des eigent-
lichen Kunstwerks werden durfte, weil ja hauptsächlich Leitfaden für den
Ballettmeister und Regisseur, so muß die Anschauungskraft des Lesers ihm
noch selbstthätiger entgegenkommen als überhaupt dramatischen Texten. Vor-
nehmlich bitte ich den Leser, sich die Couliffen nicht nach der üblichen
naturalistischen Schablone gemalt zu denken, sondern in einem ausdrucksvoll
vereinfachten, stark linearen Stil, wie er dem deutlich abgegliederten Rhythmus

1()*

<"page168">

der Tanzkunst entspricht. Auch sonst ist alles Decorative auf das geistige
Band hin anzuschauen; es war mir überall darum zu thun, die sogenannten
rein äußerlichen Reize dieser Bühnengattung – die Tanzfiguren wie die
Glanzeffecte, die Farben der Costüme wie Couliffen – durch sinnliche wie
finnige Zusammenhänge gegenseitig zu verinnerlichen und auch dem Com-
ponisten solche voll harmonischen Wirkungen anzubahnen.
Da das Bruchstück aus der Mitte des Dramas genommen ist, muß
ich den Leser auf diese Zusammenhänge erst hinweisen. Die Handlung
führt in sieben Aufzügen das Wechselspiel der hellen und der dunklen Mächte
im Triebleben der Menschheit vor, zeigt ihren Zwiespalt im zeitlichen Dasein
(Antike, Mittelalter, Neuzeit) und stellt ihn als Wettkampf um ihre ewige
Eintracht dar. Zum Austrag kommt dieser Widerstreit – auch nach der
sinnlichen Seite hin – im Schicksal des Lichtgeistes Lucifer, in einer
Liebe zu Venus, die scheinbar gegensätzlich (Morgen- und Abendstern)
dieselbe Lichtgewalt versinnlicht, und im Verhältniß Beider zum irdischen

wie überirdischen Leben; aus ihrer Herablassung zur Menschenmelt entwickelt
sich die Höllenfahrt Lucifers und eine Abkehr von Venus, dann eine Auf-
erstehung und Wiedervereinung mit Venus, dann Beider Himmelfahrt zur
Mutter mit dem Kinde. Diese, auf der Weltkugel thronend, enthüllt
sich schließlich als Sinnbild der ewigen Entwickelungskraft; anfangs nur
als Entwicklerin der menschlichen Gesellschaft erscheinend, reitet sie auf einem
Esel, von allerlei Männern geführt und umstritten. Der Lauf der Zeit
mit seiner Lebenslust und seinem Todesdrang ist durch den blinden Saturn
verbildlicht, indem er bald mit Amor und den Amoretten, bald mit dem
Knaben Thanatos, meist aber mit Bei den Hand in Hand geht. Die
übrigen Personen des Tanzspiels laffen die innere Bezüglichkeit schon aus
dem bloßen Verzeichniß erkennen:

Affen. Fledermäuse. Eulen. Schmetterlinge.
Faune. Teufel. Engel.
Heidnische Tanzpaare. Christliche Wandersleute.
Priester. Bacchanten. Bacchantinnen. Sklaven.
Mönche. Nonnen. Hexen. Henkersknechte.
Doctores. Ritter. Schreiber. Knappen. Soldaten.
Gelehrte. Jesuiten. Schulmeister. Polizisten.
Naturforscher. Arbeiter. Künstler.
Väter und Mütter. Kinder und Kindeskinder.

Bevor ich nun den Inhalt der beiden ersten Aufzüge zum besseren Ver-
tändniß des folgenden Bruchstücks kurz berichte, muß ich im Hinblick auf
die sinnbildliche Art der Handlung doch davor warnen, die etwa allegorisch aufzu-
faffen und nach bestimmten philosophischen, sociologischen, religiösen oder sonst
dogmatischen Tendenzen darin zu fahnden, wie meine Dichtungen dies leider
oft erdulden müssen. Sogar auf die vorhin von mir beliebten Erläuterungen
braucht man nicht allzuviel zu geben; sie sollen den Leser nur aufmerksam
machen. Meine Symbolik, wie die der echten Dichtung überhaupt, ist stets

<"page169">

und immer so geartet, daß Jeder nach einer Natur herausdeuten kann,
was er will: Philosophie oder Theosophie, oder Kosmosophie oder Psycho-
jophie, oder – garnix! Auch einen Cursus zur Zoologie der Menschheit
oder sonst was Culturhistorisches kann man herausdestillieren; das hat die
Naturgeschichte der Dichtung so an sich – vergl. Shakespeare und Rabelais,
Dante und Goethe u. A. m. Selig aber sind die Einfältigen, denn sie
werden ihr blaues Wunder erleben.

k ::
::

Der Schauplatz der Handlung ist „die ewige Roma“; man darf an
das Sprichwort der Gläubigen denken, daß alle Wege nach Rom führen.
Der erste Aufzug spielt beim Triumphbogen des Titus, vor einem Venus-
tempelchen, am frühen Morgen. Er fängt mit einem Chorlied an, das
hinter der Bühne gesungen wird, und das sich durch die ganze Handlung,
so oft der Vorhang fällt, in sinnentsprechenden Variationen hinzieht:

Lucifer und Venus,
Licht und Liebe bringt ihr
den Sterblichen.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
kommt und spendet uns Unsterblichkeit!

Der Morgenstern verschwindet hinter einer Ecksäule des Tempels, und
gleich darauf tritt Lucifer dahinter hervor, in silbernem Schuppentricot mit
Muschelgürtel, ein Diadem im kurzgelockten dunkelblauen Haar und auf
der Spitze des Diadems den Stern tragend. Er nimmt zwei brennende
Fackeln zur Hand, die vor dem Venustempel auf einem Altar befestigt
find; mit diesen Fackeln treibt er durch das ganze Drama hin ein aus-
drucksvolles Spiel. Ein Festzug von heidnischen Jünglingen und Mädchen,
der aus dem Tempel kommt, sobald die Sonne aufgegangen ist, läßt sich
von ihm zu einem Reigentanz anführen, der ein Verlangen nach Venus
zur Darstellung bringt. Unterdessen kommen durch den Triumphbogen
allerlei Leute nach Rom herein – Soldaten, Bauern, Sklaven u. j. w.
– schließlich auch ein Zug von christlichen Wanderern, voran die Mutter
mit dem Kinde auf dem Esel, in mattblauem Mantel mit weißem Kopftuch.
Während sie still an dem Altar vorüberzieht, entspinnt sich zwischen den
Tänzern und den Wanderern ein regelrechter Straßenkampf. Ein rasches
Gewitter steigt auf, Lucifer beschwört den Blitz herab, zündend schlägt er
in den Tempelgarten ein, Alle stürzen in die Kniee. Rauchwolken quellen
über die Gartenmauer, ein aschgrauer Vorhang mit rother Zickzaciborte
schiebt sich vor die Scene, ein dumpfer Chorgesang erhebt sich:

Kyrie, eleison,
Herr, erbarme dich unser,
dein Reich komme –

allmählich übertönt von einem helleren Chorgesang:

Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
kommt, o kommt und freut euch unser!

<"page170">

Sobald das Lied verklungen ist, beginnt der zweite Aufzug; er
spielt am Meer vor einem Saturntempel, von Sonnenuntergang bis in die
Nacht. Im Tempelhain, inmitten der Bühne, steht ein uralter Apfelbaum
mit seltsam gewundenem Astwerk, darunter eine große schwarze, doch hell-
geäderte Marmorkugel auf kniehohem Postament. Um diesen Baum und
diese Kugel dreht sich im Geist der späten Antike ein mystisches Bacchanal,
das bald grotesk zur Orgie entartet. Lucifer, anfangs den Festzug der
Jünglinge und Mädchen noch führend, entfernt sich schließlich aus dem
faunischen Getümmel mit Widerwillen in den Tempel; über dem Meer
geht der Abendstern auf. Ein Schwarm von großen grauen Affen kommt

aus dem Hain hervorgehuscht und ködert mit den abgepflückten Aepfeln die
berauschten Paare, bis alle Menschen in den Wald verschwunden sind; dann
nehmen Affen und Faune Besitz von der Kugel. Da kehrt Lucifer zurück
aus dem Tempel und jagt das Thiervolk empört davon; die Affen haßt
er ganz besonders, und erst gegen Ende des ganzen Dramas versöhnen
die Amoretten ihn auch mit diesen Geschöpfen. Bei ihrer Verscheuchung
erlöschen seine beiden Fackeln; brütend lehnt er an der schwarzen Kugel und
blickt zu Boden. Aus dem Tempel tritt lautlos Saturn, ein blinder Greis
mit kahlem Schädel, weißem Bart und schwarzem Gewand, goldener Sense
und Sanduhr, geführt von Thanatos, der schwarzgeflügelt ist und zwei
gesenkte brennende Fackeln trägt. Saturn weckt Lucifern aus einer Ver-
sonnenheit und weist gebieterisch gen Abend auf den Stern; Thanatos giebt
ihm die brennenden Fackeln und nimmt ihm die erloschenen ab, dann kehren
Beide zurück in den Tempel. Der Abendstern verschwindet hinter dem
breiten Stamm einer Doppelbirke, und gleich darauf tritt dem verzückt in's
Knie gesunkenen Lucifer – hinter dem Stamm hervor – Venus entgegen, in
silbern glitzerndem Serpentinegewand, mit ebensolchem Muschelgürtel wie Er,
im rothen Haar gleichfalls ein Diadem und obendrauf den Stern tragend.
Lucifer reicht ihr die eine Fackel, dann schreiten. Beide in selig sich wiegendem
Tanzschritt der Kugel und dem Apfelbaum zu, und Amor mit den Amoretten
erscheint. Ein hochzeitlicher Reigen beginnt, wird aber gestört durch die
betrunken wiederkehrenden Bacchanten. Diese entreißen den Amoretten ihre
Fackeln, ohne daß Venus und Lucifer – ganz ihrem Liebesrausch hingegeben
– es hindern. Da fallen die Sterne in's Meer herab: die Stern-Engel
kommen den Kleinen zu Hilfe und scheuchen den wüsten Schwarm davon.
Ein Liebesgefecht erfolgt nun zwischen den blau-weiß-golden gekleideten Engeln
und den mit Pfeil und Bogen bewehrten, roth-weiß-silbernen Amoretten,
worin die Engel die Oberhand gewinnen; Lucifer, Arm um Arm bei Venus
sitzend, läßt. Alles lächelnd geschehen. Schließlich entführen die Engel die
Amoretten in den Tempel und nehmen dem Paar auch noch die beiden
Fackeln ab, dafür zwei Palmzweige zurücklaffend; Amor folgt gleichfalls den
Engeln, die Bühne verfinstert sich. Während nun Lucifer Venus entgürtet
und ihre Sterndiademe unter den Apfelbaum legt, bricht durch die Wolken

<"page171">

gespenstisches Mondlicht; ein wild sehnsüchtiger Serpentinetanz spielt sich ab, bis
Beide erschöpft zusammenfinken. Zugleich versinkt der Apfelbaum mitsammt
den Diademen, an einer Stelle steigt aus dem Boden ein riesiges schwarzes
Holzkreuz empor, ein Schwarm von großen Fledermäusen kommt aus dem
Tempelwinkel gehuscht, ein nachtgrauer Vorhang senkt sich über die Scene,
und leise erhebt sich hinter ihm ein Chorlied klagender Kinderstimmen:
Lucifer und Venus,
Licht und Liebe brachtet ihr
in unsere Nacht.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
warum habt ihr uns verlaffen?!
k
Ich lasse jetzt den wörtlichen Text zum dritten und vierten Auf-
zug folgen, der uns die Welt des Mittelalters und Lucifers Höllenfahrt
vorführt.
:: k
k
Der nachtgraue Vorhang geht langsam in die Höhe; der klagende Kinder-
gesang ist immer schwelender geworden und dauert noch ein Weilchen fort.
Man sieht in dämmrigen Umrissen folgendes Bühnenbild:
d..
—++ –
/- | % (0 2 2 2 2 2 2 2
". /
H.
" " " "____".
W. "..''
v "A
(links) (Zuschauer) (rechts)

<"page172">

Den Hintergrund bildet die Front des römischen Pantheons in mittel-
alterlich verwahrlostem Zustand, etwa wie er zu Anfang des dreizehnten
Jahrhunderts gewesen sein mag. Die Vorhalle ist etwas in die Bühne
hineingebaut, sodaß sich die Reihe der vordersten acht Säulen, auf drei
Stufen stehend, von der perspectivischen Wand des Hintergrundes ablöst,
Zwischen den röthlich dunkelgrauen Granitschäften der mittleren vier Säulen
sind die grünlich schwarzen Bronzethüren des dahinterliegenden Eingangs
(a) sichtbar. Die korinthischen Capitäle der Säulen haben das trübe Grau
verwitterten Marmors; desgleichen der Doppelgiebel mit der Inschrift des
Agrippa. Das röthlich graue Ziegelwerk der Rotunde ist nur auf der
linken Seite der Hintergrundswand bis zum Boden herab zu sehen. Die
rechte Seite der Rotunde ist – bis auf ein schmales Stück des Obertheils
– durch etliche zweistöckige, schmutzig braune Baracken (b) verdeckt, die
unmittelbar an die Säulenfront der Vorhalle angebaut sind, schräg nach
der rechten Ecke des Hintergrundes hin. Auf der linken Seite ist an die
Rotunde, grade wo sie perspectivisch abschneidet, nur eine niedrige, seitlich
offene, vorn halb verzäunte Bude (c) angebaut, deren dunkelgraues Holz-
gerüst und schwarzes Pappdach halb übereck in die Bühne vorspringt; das
Pappdach ist flach abgeschrägt und trägt vorn in der Mitte ein vergoldetes
Crucifix. Daneben mündet auf den Bühnenplatz, scheinbar aus dem Hinter-
grund heraus, in senkrechter Verkürzung eine Straßenflucht d, an deren
Ende man in tiefem, nach oben sich verbreiterndem Ausschnitt den bleiern
grauen Morgenhimmel sieht. Die Front des Pantheons steht also nicht

genau in der Mitte der Hintergrundswand, sondern läßt links ein breiteres
Stück Bildfläche frei als rechts.
Die linke Ecke des Hintergrundes ist ausgefüllt durch das Echaus e
jener Straßenmündung; es ist zugleich das Eckhaus einer anderen, schmaleren
Straße, die von der Seite her auf die Bühne führt. Eine zweite linke
Seitengasse stößt im Vordergrunde auf den Platz. Desgleichen hat die
rechte Bühnenseite zwei Gaffenzugänge; sie liegen beide etwas mehr nach
hinten als die der linken Seite. Die den Platz begrenzenden Häuserfronten
(ff gg) machen einen sehr unregelmäßigen, engbrüstigen und ziemlich bau-
fälligen Eindruck. Sie sind größtentheils aus dreistöckigem Fachwerk auf
geführt und stellenweise mit schmutzig bunten Farben getüncht. Einige
Häuser haben verwitterten Bretterverschlag, vorspringendes Obergeschoß, Vor-
bau aus dunklen Holzpfosten oder winzigen Holzbalkon; die kleinen und
nur sparsam angebrachten Fensteröffnungen sind meistens unverschlossen, hier
und da mit alten Kleidungsstücken oder Tüchern verhängt. Die hintere
Hälfte des Bühnenplatzes ist in drei concentrischen, vom Pantheon aus-
gehenden Halbkreisen mit theilweise zerbröckeltem Mosaikpflaster belegt; das
Muster hat halb arabischen, halb maurischen Stil und ist aus schwarzen,
röthlich braunen und blaugrauen Feldern mit gelblichen Rändern zusammen-
gesetzt. Die übrige Bodenfläche hat schwarzgraue Färbung, wie Asphalt;

<"page173">

nur an den Häuserfronten rechts und links ziehen sich Steige aus bräum-
lichen Ziegeln entlang. In der Mitte des Platzes, an der Grenze des
Mosaikbelages, schräg links dem Kircheneingang gegenüber, steht ein
mächtiges schwarzes Holzkreuz h, um dessen Fuß vier Lagen lange
rohe Holzkloben, mit Theer bestrichen, rechtwinklig aufgeschichtet sind,
sodaß der Eindruck eines Scheiterhaufens entsteht; der Kreuzstamm
überragt die oberste Klobenlage um reichlich anderthalb Mannslängen.
Der Himmelsausschnitt d behält sein dumpfes bleiernes Blaugrau,
auch wenn die Sonne aufgegangen ist.
::
Während des Kindergesanges hinter der dämmrigen Bühne tanzen mit
pfeifendem Geräusch die Fledermäuse einen hastig grotesken Zickzackreigen
um das Kreuz und den Scheiterhaufen. Plötzlich halten sie inne und
lauschen; der Kindergesang verstummt, und aus dem Innern des Pantheons
beginnt ein leises Orgelspiel. In der rechten Ecke des Hintergrundes, an
den Baracken b, taucht goldig ein Lichtschimmer auf; die Fledermäuse
stieben pfeilschnell auseinander und verstecken sich, theils hinter den linken
drei Säulen der Kirchenfront, theils in der Bude c, theils in der hinteren
Seitengasse links. Aus der Gaffenmündung bei b kommt langsam der
Zug der Engel mit den Amoretten, in derselben Ordnung, wie er in
den Saturntempel eingezogen war; nur gehen die beiden fackeltragenden
Engel jetzt an der Spitze des Zuges, die beiden einzelnen Amoretten am
Ende, und Amor fehlt. Die Amoretten reiben sich mit den nicht angefaßten
Fäustchen matt die Augen, als hätten sie geweint; ihre Bogen haben sie
im Armgelenk hängen. Der Zug zieht auf dem äußeren Rondeel des
Mosaikbelages dem Scheiterhaufen zu; ein goldiges Dämmerlicht erfüllt die
Bühne, das Orgelspiel wird lauter. Der Zug umwandelt den Scheiter-
haufen von links nach rechts, d. h. von hinten herum, bis sich ein Kreis
gebildet hat; dann beugen die Engel ein Knie vor dem Kreuz und heben
die Fackeln und Palmzweige hoch. Nun wenden sich die beiden führenden
Engel der Front des Pantheons zu, die andern folgen mit den Amoretten,
und alle neigen auf halbem Wege die Zweige dem Eingang der Kirche
entgegen. Die Flügelthüren öffnen sich nach innen, das Spiel der Orgel
braust voll heraus, und man erblickt im Hintergrunde der Halle ein
Mosaikbild der Mutter mit dem Kinde, spätbyzantinischen Stils, von
vielen brennenden Kerzen umrahmt, die in frühgotischen eisernen Wand-
leuchtern stecken; das Bild zeigt auf blaßgoldnem Grunde, in matten blauen,
sparsam mit weiß und rosa untermischten, schwarz geränderten Farbenflächen,
die Mutter über der Weltkugel schwebend. Die Amoretten strecken die
Aermchen nach der leuchtenden Erscheinung aus, und in die Händchen
klatschend, enteilen sie den Engeln, die Stufen der Halle hinauf, sodaß die

<"page174">

hinter den Säulen versteckten Fledermäuse erschrocken flüchten, theils in die
Bude c, theils in die Gaffe hinten links.
Auf der Schwelle der Kirche stehen die Kleinen einen Augenblick scheu
still; dann gehen sie schüchtern hinein und legen ihre Bogen vor dem Bilde
der Mutter nieder. Inzwischen sind die Engel langsam nachgekommen,
verneigen sich vor dem Bilde und drängen die Amoretten sanft nach links
und rechts ins Innere der Kirche. Während die Flügelthüren sich hinter
ihnen schließen, sodaß die Bühne wieder etwas dunkler, das Orgelspiel ge-
dämpfter wird, huschen die Fledermäuse aus ihren Verstecken hervor und
tanzen nochmals einen wirbligen Zickzackreigen um den Scheiterhaufen.
Plötzlich kommt Amor aus der Gaffe bei b gesprungen, und in der einen
Hand die brennende Fackel, in der andern Pfeil und Bogen nach oben
reckend, bleibt er starr auf den Zehen stehen; das Spiel der Orgel verstummt,
die Bühne ist hell geworden, die Fledermäuse verschwinden in die vordere
Seitengasse links. Nun tänzelt Amor, Pfeil und Bogen und die Fackel
langsam senkend, auf den Scheiterhaufen zu und bricht rechts neben ihm
erschöpft zusammen; die Fackel erlischt. In dem Himmelsausschnitt links,
tief unten am Ende der Straßenschlucht d, taucht gleichzeitig ein Stück der
Sonnenscheibe auf, tief kupferroth. Amor richtet sich mühsam hoch, läßt
Pfeil und Bogen auf der Erde liegen, legt die erloschene Fackel mit einem
Blick nach oben unter das Kreuz, streckt die Arme nach der Sonne aus und
tänzelt um den Holzstoß vorn herum nach hinten. Bei der linken Hinterecke
des Scheiterhaufens läßt er kopfschüttelnd die Arme sinken, bleibt einen
Augenblick stehen, sieht nochmals an dem Kreuz empor, jetzt sich dann müde
auf die oberste Klobenschicht, stützt den rechten Arm aufs Knie, das Kinn

in die Hand und starrt in die Sonne. Jetzt treten aus der Gaffe bei b
Saturn und Thanatos, im selben Aufzug wie früher, und schreiten
zögernd auf Amor zu. Saturn tippt ihm von hinten auf die Achsel, sodaß
er aufschrickt, weist feierlich nach der Pforte des Pantheons, die sich nun
abermals öffnet, und winkt ihm zu folgen. Amor erhebt sich, und Thanatos
giebt ihm die eine seiner zwei brennenden Fackeln. Dann schreiten die Drei in
schleppendem Taktschritt, Thanatos mit gesenkter, Amor mit erhobener Fackel,
Jener zur Rechten Saturns, Dieser zur Linken, der Vorhalle zu, die
Stufen hinauf und an dem Bilde der Mutter rechts vorbei ins Innere
der Kirche; das Thor bleibt offen.
Die Bühne steht, nachdem sie verschwunden sind, ein paar Secunden
leer; linksher von ferne ertönt ein Armsünderglöckchen. Die Sonne ist jetzt
völlig sichtbar; nur rechts am unteren Rande liegt ein tiefschwarzes Schatten-
jegment auf der trübrothen Scheibe, als Anfang einer Sonnenfinsterniß.
Die Töne des Glöckchens nähern sich; aus der vordersten Seitengasse links
kommt wohlbeleibt ein schwarz gekleideter Meißner, dem zwei Chorknaben
in weißen Hemden mit Weihrauchfässern folgen. Sie schreiten, immer noch

<"page175">

läutend und die Räucherbecken schwingend, bis an den Rand des Mosaik-
belages hinter dem Scheiterhaufen und beugen halb das Knie vor dem Bilde
der Mutter, zugleich sich bekreuzend. Dann schwenken sie links ab nach der
Bude c, der Meßner tritt hinein und hängt das Glöckchen an die Dachlatte
unter das Crucifix, die Chorknaben stellen sich außen an den beiden Eck-
pfosten auf; das Glöckchen hat dieselbe Form und Farbe, wie früher das
des Esels, der die Mutter mit dem Kinde trug. Währenddem sind in den
Fenstern der Häuserfronten zu beiden Seiten des Platzes Einwohner sichtbar
geworden, die einander zuwinken und bald auf den Meßner, bald auf die
Sonne deuten. Aus der vorderen Gaffenmündung rechts kommt ein Volks-
haufe – Männer, Frauen und Kinder – in bunten, aber dunklen Trachten
und reiht sich längs der Häuserfronten gg auf; Alle verneigen und bekreuzen
sich, sobald sie auf der Bühne erscheinen, und weisen dann gleichfalls nach
der Sonnenscheibe, die allmählich höher steigt und sich langsam immer mehr
verfinstert. Aus der vorderen Seitengasse links kommt paarweis und mit
langen brennenden Kerzen ein Zug Dominikanermönche, schwarze
Mäntel mit schwarzen Kapuzen über den weißen Skapulieren; sie schreiten
dem Eingang des Pantheons zu, bekreuzen und verneigen sich auf halbem
Wege vor dem Bilde der Mutter, treten auf die unterste Stufe der
Kirchenfront und stellen sich dort in Einer Reihe vor den linken drei Säulen
der Vorhalle auf. Sobald sie die Stufen betreten haben, kommt aus der
hinteren Seitengasse links ein Zug Dominikanerinnen, ebenfalls brennende
Kerzen tragend und schwarz auf weiß gekleidet; sie schreiten an den Mönchen
vorbei, begrüßen wie diese das Bild der Mutter und treten gleich ihnen
auf die unterste Kirchenstufe, aber rechts von dem Eingang. Das Arm-
jünderglöcklein verstummt nun kläglich, und die Leute, die rechts aus den
Fenstern sehen und an den Häuserfronten gg sich drängen, weisen scheu
nach den Gaffenmündungen der linken Seite.
Aus der hinteren Gaffe links kommt Lucifer, jetzt ohne Diadem,
gesenkten Hauptes und mit schleppendem Schritt, in dunkel stahlblauem
Schuppentricot, um die Hüften eine dunkelrothe Schärpe mit gelbgefransten,
vorn herabhängenden Enden. Seine Hände sind überkreuz durch einen
Strick gefesselt; zwölf Dominikaner schreiten paarweis hinter ihm her und
halten auswärts in den Fäusten die langen Enden des Feffelstrickes, sodaß
der Eindruck entsteht, als lenkten sie Lucifer, seien aber zugleich von ihm
geführt. Etwa zwei Schritte von ihnen entfernt, folgen drei Henkers-
knechte, blutroth gekleidet mit schwarzen Spitzbärten: ein zwerghaft buckliger
Vordermann, mit beiden Händen auf einer schwarzen Holztafel eine roth
und gelb geflammte, runde, vorn mit gehörnter schwarzer Teufelsfratze
bemalte Papiermütze tragend, und zwei riesige Hintermänner, die beide über
der einen Schulter eine lange, schwarze, dreizinkige Schürgabel und in der
anderen Faust eine schwarze, bläulich brennende Fackel halten. Während
die Henker grade aus dem Eingang der Kirche zuschreiten und sich dort neben

<"page176">

einander auf dem Mosaikbelag postieren, die Schürgabeln aufs Pflaster
stemmend, nähert sich Lucifer dem Scheiterhaufen und bleibt unweit von
dessen linker Hinterecke stehen, desgleichen hinter ihm die Mönche, in schräger
Linie nach dem Eckhaus e zu; er zuckt, aufblickend und die Arme halb
erhebend, ein wenig vor dem Kreuz zurück, reckt sich und zerrt an seinen
Fesseln, sodaß die Mönche die Strick-Enden fester fassen, schüttelt dann
lächelnd den Kopf und blickt wieder ruhig zu Boden. Aus der vorderen
Seitengasse links sind unterdessen – sofort als Lucifer stehen blieb –
zwölf Dominikanerinnen getreten, paarweis nach einander und gleich-
falls auswärts zwei lange Feffelstricke haltend, an denen hinter ihnen
Venus mit überkreuz gebundenen Händen geht, sodaß es aussieht, als
zögen sie die Göttin, seien aber zugleich von ihr gelenkt. Auch sie ist ohne
Diadem, trägt keinen Gürtel und ist bekleidet mit einem langen, etwas
schleppenden, strohgelben Bußhemd, das auf der Brust und auf dem Rücken
mit einem schrägen Kreuz (Andreaskreuz) benäht ist, in der brandrothen Farbe
ihres Haares; es folgen nochmals drei Henkersknechte, in demselben
Aufzug und von gleicher Gestalt wie die ersten drei, und hinter ihnen drängt
sich ein neuer Volkshaufe auf die Bühne und vertheilt sich längs der
Häuserfronten f. Die Nonnen schreiten vor dem Kreuz vorbei nach den
Baracken b hin. Lucifer schaut auf und tauscht mit Venus einen langen
Blick, sodaß sie nahe bei dem Scheiterhaufen wie fragend stockt; er winkt
ihr finster ab, blickt wieder an dem Kreuz empor und starrt zu Boden.
Sie schreitet weiter, wendet das Haupt und lächelt..
An der rechten Vorderecke des Scheiterhaufens angelangt, schwenken
die Henkersknechte schnurstracks nach der Front des Pantheons ab, um sich
dort neben die ersten drei Knechte vor den Kircheneingang zu postieren, und

zwar derart, daß die beiden Buckligen in die Mitte der Reihe zu stehen
kommen. Beim ersten Schritt der Schwenkung stutzen sie vor Amors Pfeil
und Bogen, die noch am Boden liegen, und treten mit gespreizten Beinen
behutsam drüber weg. Venus wird aufmerksam, und plötzlich reißt sie den
Nonnen, die ruchaft (schräg von h nach b) Halt machen, die Fesselstricke
hinterrücks aus den Fingern, rafft Pfeil und Bogen vom Boden auf und
hebt sie triumphierend nach Lucifer hin. Dieser winkt abwehrend, noch
finstrer als zuvor, mit halb erhobenen Fäusten, und starrt nach dem Ein-
gang des Pantheons; die Nonnen haben sich umgedreht, die beiden vordersten
entwinden der Göttin das Waffenpaar und werfen es auf den Scheiterhaufen,
und während Venus – jetzt an der Spitze der Nonnen stehend und auch
ins Pantheon starrend – wieder festgenommen wird, entreißt sich un-
versehens nun Lucifer den Mönchen, ergreift die erloschene Fackel, die Amor
unter das Kreuz gelegt, schwingt sie mit beiden gefesselten Händen wild
empor und will die Reihe der Henker durchbrechen. Die Mönche packen
rasch die Stricke wieder und reißen ihn zurück, sodaß er in die Kniee
stürzt und eine Fackel fallen läßt. Venus hat sich ihm nachgeworfen, auch

<"page177">

fie wird von den Nonnen zurückgezerrt und sinkt dicht neben ihm – auf
halbem Wege zwischen Kreuz und Kirche – in die Kniee, gleich Ihm dem
Bilde der Mutter zugekehrt. Die sechs Mönchpaare stehen jetzt so hinter
Lucifer, daß sie in schräger Richtung den Rücken nach der vorderen Gaffen-
mündung der linken Bühnenseite wenden; desgleichen die Nonnen hinter
Venus nach rechts hin, sodaß die beiden Züge einen stumpfen, nach vorn
geöffneten Winkel bilden, zwischen deren Schenkeln der Scheiterhaufen liegt.
Die Sonnenscheibe hat sich mittlerweile bis zu zwei Dritteln verfinstert,
sodaß sie nur noch als breite, jetzt leuchtend gelbrothe Sichel über dem
schwarzen Mondschatten sichtbar ist. Der Himmel nimmt allmählich eine
dunkel grünblaue Färbung an; rechts unterhalb des Mondschattens beginnt
ein großer blaffer Stern zu flimmern.

Gleich nachdem Venus neben Lucifer zusammengesunken ist, treten auf
einen Wink der vordersten Mönche und Nonnen die Henkersknechte, die bis
dahin steif wie Pfähle gestanden haben, auf die Knieenden zu, und zwar
zuvörderst die beiden Buckligen; sie drücken ihnen die Teufelsmützen auf's
Haupt, und das Armsünderglöckchen fängt wieder zu tönen an. Nun wenden
sich die Buckligen zurück, nehmen den andern vier Henkern die Schürgabeln
ab, überreichen zweien von ihnen die schwarzen Tafeln, auf denen die beiden
Mützen lagen, und stellen sich wieder vor den Kircheneingang, die langen
vier Gabeln (in jeder Hand eine) aufs Pflaster stemmend. Gleichzeitig
schreiten die übrigen Henker, zwischen Venus und Lucifer durch, dem
Scheiterhaufen zu, legen die Tafeln rechts und links am Fuße des Kreuzes
nieder und pflanzen ihre vier brennenden Fackeln senkrecht an den Ecken
der obersten Klobenschicht auf. Dann schreiten sie wieder zurück; die
Mönche einerseits, die Nonnen anderseits übergeben je zweien von ihnen
die Stricke, an denen Venus und Lucifer gefesselt sind, und während die
Henker die Beiden zum Aufstehen nöthigen, treten die Mönche und Nonnen
vor die Kirchenfront und reihen sich dort zu beiden Seiten des Eingangs
auf. Gleichzeitig blasen die auf der untersten Kirchenstufe stehenden Nonnen
und Mönche ihre Kerzen aus und treten herunter von der Stufe, sodaß
nun rechts wie links vom Eingang drei Reihen Mönche wie Nonnen auf
dem Mosaikbelage stehen, das bucklige Henkerpaar zwischen ihnen. Unter-
dessen haben die beiden andern Henkerpaare Lucifern an die linke Seite des
Scheiterhaufens, Venus an die rechte geführt, wo sie vorläufig – die
Gesichter nach dem Kreuz gerichtet – stehen bleiben, und aus der hinteren
Gaffenmündung rechts ist eine Reihe Doctores gekommen, Jeder rechts
von einem Schreiber begleitet, aus der hinteren Gaffenmündung links ein
Zug von Rittern, Jeder links von einem Knappen begleitet. Die
Doctores tragen hohen schwarzeidnen Hut von abgestumpfter Dachkuppelform
mit grader Krempe und blaßgoldner Denkmünze an stumpfblauem Bande,
stumpfblaue Wadenstrümpfe und schwarzen bis ans Knie reichenden Seiden-
talar mit stumpfblauem Kragen, und halten. Jeder eine gelbliche Pergament-

<"page178">

rolle mit blauem Hängesiegel vor der Brust, in der andern Hand ein langes
gelbes spanisches Rohr mit blauem Kugelknopf; die Schreiber tragen
schwarzen, tellerflachen Filzhut, stumpfblaue Tuchjoppe mit schwarzem Gürtel,
eng anliegende schwarze Strumpfhosen, und haben. Jeder am Gürtel ein
großes Tintefaß, einen langen weißen Schreibfederkiel und eine noch längere
stahlblanke Papiercheere hängen. Die Ritter tragen dunkelgrauen, un-
polierten Eisenpanzer mit aufgeklapptem Visier, schwarze Straußenfedern am
Helm und schwarze Schärpe um die Hüften, und halten. Jeder einen
mächtigen Flamberg frei in der Faust, die Spitze im Takt der Schritte
aufs Pflaster setzend; die Knappen tragen dunkelgraues Filzbarett mit
hochgebogener geschlitzter Krempe, schwarze Tuchjoppe mit eisernem Gürtel,
eng anliegende graue Hosen, und haben. Jeder einen runden, eisengrauen,
mit schwarzem Buckelstachel und schwarzen Randnägeln beschlagenen Schild
am Arm.

Die beiden Züge ziehen im Halbkreis vor dem Scheiterhaufen an
einander vorbei nach der entgegengesetzten Bühnenseite, und die Ritter und
Knappen stellen sich in Einer Reihe längs der Häuserfronten gg vor der
sich an die Mauern drückenden Volksmenge auf, die Doctores und Schreiber
ebenso längs der Häuserfronten f, sodaß immer abwechselnd ein Doctor
neben einen Schreiber einerseits, ein Ritter neben einen Knappen ander-
seits zu stehen kommt. Sobald die Aufstellung beendet ist, d. h. kurz nach-
dem die Mönche und Nonnen sich vor der Kirchenfront geordnet haben und
Lucifer und Venus mit den vier Henkern zu beiden Seiten des Scheiter-
haufens angetreten sind, eilt aus der Pforte des Pantheons – von rechts
und links her an dem Bilde der Mutter vorbei – die Hälfte der
Amoretten mit leeren Händchen die Stufen hinab, rennt gegen die beiden

buckligen Henkersknechte, sodaß sie jammt den Schürgabeln zu Boden
purzeln, und tappelt auf den Scheiterhaufen zu. Dort bleiben plötzlich
Alle verschüchtert stehen, da Lucifer und Venus unverwandt das Kreuz
anstarren; das Armsünderglöckchen verstummt. Die beiden Buckligen haben
sich unbeholfen aufgerichtet und wollen mit den Gabeln hinter den Kleinen
her; inzwischen aber sind die übrigen Amoretten vor dem Bilde der
Mutter erschienen, haben dort ihre Bogen aufgelangt, eilen nun gleichfalls
die Stufen hinab und rennen die Buckligen nochmals um. Während diese
sich verstört aufraffen und schleunigst mit geschulterten Gabeln – der Eine
durch die Gaffe bei b, der Andre durch die bei e – den Platz verlassen,
drängen sich die Kinder aus den beiden Volkshaufen hinter den Rittern
und Doctores entlang nach vorn, sodaß sich in der rechten wie in der
linken Ecke des Vordergrundes eine Gruppe von Jungen und Mädchen an-
jammelt, die mit theilnehmenden Geberden die Bewegungen der Amoretten
verfolgen. Unmittelbar darauf erscheinen die beiden Buckligen wieder, jetzt
durch die vorderen Gaffenmündungen rechts wie links, und postieren sich
zwischen den Kindern und dem vorderen Ende der Ritterreihe einerseits,

<"page179">

der Reihe der Doctores anderseits, noch immer in jeder Hand eine Schür-
gabel haltend und steif vor sich aufs Pflaster stemmend.

Die Amoretten haben sich je in Einer Reihe nach links und rechts
gewandt: die unbewaffneten trippeln mit bittend gefalteten Händchen den
Schreibern und Doctores entgegen, die bewaffneten legen Pfeile auf die
Bogen und tappen zielend auf die Knappen und Ritter los. Die vor der
Kirchenfront stehenden Nonnen und Mönche nehmen ihre Rosenkränze zur
Hand, laffen die Perlen gleiten und bewegen in stillem Gebet die Lippen,
bald auf die Erde, bald gen Himmel blickend. Während Venus und Lucifer,
desgleichen die Ritter und Doctores unbewegt stehen bleiben, treten die
Knappen und Schreiber zwei kurze Schritte vorwärts, und es entwickelt sich
ein komischer Kriegstanz zwischen den unbewaffneten Amoretten und den
Schreibern einerseits, den bewaffneten und den Knappen anderseits. Die
Schreiber drohen den Kleinen bald mit den Tintefäffern, bald mit den
Schreibfederkielen, die Knappen wehren die Pfeilschüsse immer wieder mit
ihren Schilden ab, sodaß die Pfeile zu Boden fallen. Schließlich sinken
die unbewaffneten Amoretten erschöpft ins Knie, und die bewaffneten bücken
sich, um ihre Pfeile aufzulesen. Nun dringen die Schreiber mit den Papier-
Scheeren auf sie ein, faffen sie an den Flügeln und wollen ihnen die Federn
abschneiden, während die Knappen die Schilde mit beiden Händen hohl von
sich heben, um sie darunter zu Boden zu drücken. Jetzt können sich die beiden
Kindergruppen rechts und links nicht länger halten und eilen ihnen zu
Hilfe; die beiden buckligen Henker aber hopsen hinterdrein und treiben die
Kinder mit den Schürgabeln zurück in die Ecken. Inzwischen haben sich die
Amoretten sammeln können und flüchten nun wirr die Treppenstufen hinauf
ins Innere des Pantheons zurück. Die Mönche und Nonnen lassen die
Rosenkränze los und falten, gen Himmel blickend, die Hände; die Schreiber
und Knappen treten in die Reihe der Doctores und Ritter zurück, und das
Armsünderglöckchen fängt wieder zu läuten an.

Die Sonnenfinsterniß erreicht jetzt ihren Höhepunkt; die schwarze
Mondscheibe umgiebt ein flackrig glänzender, rothgelber Lichtring, die Bühne
ist halbdunkel geworden, der Stern rechts unter dem Lichtring flimmert
silberhell, der Himmel ist stahlblau. Lucifer wendet das Gesicht der Sonne
zu und hebt wie flehend die gefesselten Hände; Venus thut desgleichen, und
Einige von den Doctores weisen unwillkürlich nach dem Stern. Auf einen
Wink der vordersten Mönche und Nonnen lassen die beiden Henkerpaare
die Feffelstricke los, faffen Venus und Lucifer bei den Schultern und biegen
ihnen langsam die Arme herunter. In diesem Augenblick erscheinen auf der
Kirchenschwelle, von links und rechts her aus dem Innern kommend, Amor
und Thanatos, Jeder mit brennender Fackel; sie reichen sich die freien
Hände, springen mit. Einem Satz die Stufen herab und tänzeln auf den
Scheiterhaufen zu. Dort trennen sie sich, Amor giebt eine Fackel an
Lucifer, Thanatos eine an Venus, und während sie dafür die beiden

<"page180">

Henkerfackeln aus den Hinterecken des Scheiterhaufens an sich nehmen,
zerreißen Lucifer und Venus mit Einem Ruck ihre Fesseln, so daß die
Henkerpaare rückwärts taumeln und rechts und links dicht vor den Buckligen
und Kindern in die Kniee stürzen; das Armsünderglöckchen bricht mitten im
Takte ab, und dröhnend fangen die Glocken des Pantheons zu läuten an.
Lucifer und Venus, die Stricke hinter sich werfend und in der Rechten
ihre Fackeln reckend, drehen sich zweimal um sich selbst, reißen dann plötzlich
die beiden Henkerfackeln aus den Vorderecken des Scheiterhaufens, stoßen
sie unter das Klobengerüst, sodaß dies qualmend aufflammt, und wieder
ihre Fackeln schwingend und mit der Linken die Teufelsmützen schwenkend,
springen sie jählings auf den lodernden Holzstoß hinauf. Dann stülpen sie
die Mützen sich wieder aufs Haar, umfaffen den Stamm des Kreuzes und
heben die Fackeln zu dem Querholz empor, sodaß aus dessen Enden Feuer
schlägt. Während nun Kreuz und Scheiterhaufen rasch mit ihnen versinken,
fallen. Alle außer den Doctores, den Rittern und den Kindern in die Kniee,
auf der Kirchenschwelle erscheint Saturn, und hinter ihm – von links
wie rechts her – treten vor das Bild der Mutter in Einer Reihe je drei
Engel, jeder mit hoch erhobenem Palmzweig, jeder auf dem andern Arm
ein Amorettchen tragend.

Amor und Thanatos sind Hand in Hand zum Kircheneingang zurück-
gekehrt und beugen an der untersten Stufe vor Saturn ein Knie, die
brennenden Fackeln steil von sich breitend. Die Ritter und Doctores sind
staunend einen Schritt vorwärts getreten, und je die Hälfte von ihnen
thut wie in plötzlicher Erleuchtung noch einen Schritt, die Arme den ver-
sinkenden Lichtgöttern nachstreckend; die Andern weichen entsetzt auf ihren

alten Stand zurück, die beiden Kindergruppen klatschen ausgelassen hüpfend
in die Hände. Sobald das Kreuz – von Feuer und Rauch umschwelt,
sodaß die riesigen Ränder der klaffenden Oeffnung sich dunkelzackig von der
Gluth abheben – bis dicht an's Querholz versunken ist, schiebt sich von
rechts und links her je ein schwarzer Tuchvorhang mit gelb und rother
Flammenwirbel-Borte vor die Bühne, und zu dem Glockengeläut ertönt ein
Chorgesang von tiefen Männer- und Frauenstimmen:
Kyrie eleison,
Herr, erbarme dich unter:
wann kommt dein Reich?!
Lucifer, der Teufel,
Venus, seine Hexe,
sind noch immer mitten unter uns!
::
Das Glockengeläut ist dumpfer geworden und verstummt. Der Chor-
gesang tönt in ein hohles Brausen aus, das sich in Paukengetose, Triangel-

<"page181">

klingklang und Castagnettengeklapper auflöst. Der schwarze Vorhang geht
auseinander, und man erblickt in blendendem Rothgelb folgendes Bühnenbild:
(links) (Zuschauer) (rechts)
Die ganze Bühne ist mit Spiegelwänden umstellt, deren untere Hälften
aus großen, möglichst klar spiegelnden Flächen bestehen, während die oberen
Hälften aus immer kleiner werdenden, unregelmäßigen, brüchig spiegelnden
Platten zusammengekittet sind. Die Wände stehen alle im Winkel von 1000 zu
einander, und zwar springt aus dem Hintergrund nur ein derartiger Winkel
(A) vor, während die Seitenwände rechts und links je vier solche Vor-
prünge bilden; die Breite der einzelnen Seitenwände, d. h. die Länge
jedes Winkelschenkels rechts wie links, steht zu der Breite (Schenkellänge)
der beiden Hintergrundswände (AB und AC) im Verhältniß von 1:4.
Die Eckwände des Hintergrundes (BD und CE) sind verdeckt durch je eine
steile, ganz hoch oben entspringende Treppe, deren unterste Stufe genau
mit dem hintersten Winkelvorsprung jeder Bühnenseite abschneidet, also die
Fortsetzung des vorderen Schenkels dieser beiden Winkel bildet; die Tritt-
bretter der Stufen sind scharlachroth, die Tragbretter schwefelgelb gefärbt,
und beide Treppenwangen haben Geländer von etwa meterhohen, schwarzen,
grell phosphorblau flammenden Fackeln, die dicht an den sie seitlich begrenzen-
den Spiegelwänden herablaufen.

<"page182">

Die ganze Bodenfläche der Bühne zeigt ein gesättigtes Scharlachroth.
In den Einbuchtungen der Spiegelwinkel rechts wie links sind mächtige,
unten rußgeschwärzte, oben kupferroth glänzende Keffel (aaa bbb) auf-
gestellt, um deren Bodenrand ein Kranz von schwefelgelben und phosphor-
blauen Flammen züngelt. Auf beiden Bühnenseiten steigen an den jenk-
rechten Kanten der Spiegelwände – an denen der Einbuchtungen wie der
Vorsprünge – sehr schlanke Säulen aus kleinen schwarzen, gelb und roth
flammenden Fackelbündeln auf, die oben palmenförmig auseinanderzweigen
und sich zum Theil an den Soffitten entlang fortsetzen. Auch die Soffitten
sind scharlachroth gefärbt, tragen aber außer den gelbroth leuchtenden Fackel-
linien noch ebenso viele phosphorblaue; sie wirken als flache, quer ver-
laufende, elliptisch gebogene Muldengewölbe und sind so eingestellt, daß sich
die Wölbfläche des gelb-roth-blauen Schnittcurvennetzes nach hinten hin etwas
anhebt, sich also in den beiden Spiegelwänden des Hintergrundes als sanft
absinkend darstellt. Die vordersten Spiegelwände rechts wie links (cc) find
dicht bedeckt mit schrägen, parallelen, nach außen aufwärts gekrümmten,
trüb phosphorblau leuchtenden Fackelreihen und überbrückt durch einen flach
elliptischen, entsprechend mächtigen und ebenso leuchtenden Bogen, sodaß der
Eindruck entsteht, als sehe man durch eine hohe, aus Fackeln gebaute Pforte
in einen endlos weitgewölbten, auf flammenden Pfeilern ruhenden Saal
hinein.
Dicht vor der Stoßkante A der beiden Hintergrundswände steht in
derselben Gestalt wie früher vor dem Saturntempel ein Apfelbaum, doch
jetzt mit kohlschwarzem Laubwerk und feuerroth gefleckten gelben Früchten,
und unter den schwarzen Aesten erhebt sich auf zwei Stufen ein gleichfalls
schwarzer, viereckig breiter Doppelthron (dd). Die Stufen wie der Thron
sind aus ganz schlichten, roh behauenen Holzkloben gezimmert, sodaß der
Eindruck entsteht, als seien sie aus dem mit Lucifer und Venus versunkenen
Scheiterhaufen hergestellt; die Kloben haben demnach Stellen, die ungeschwärzt
sind oder an denen durch den schwarzen Anstrich das gelbliche Holz durch-
schimmert. Dicht über dem Kopf des Mittelpfostens sind hinter der
doppelten Rückenlehne die beiden blaßgoldenen Palmzweige sichtbar, die
Lucifer vor dem Saturntempel am Stamm des Apfelbaumes über-
kreuz befestigt hatte; die Zweige neigen sich fittichförmig über der oberen
Kante der Lehne entlang. An den Köpfen der beiden hinteren Seiten-
pfosten sind die Sterndiademe von Venus und Lucifer aufgehängt, und auf
den Vorderpfosten der Armlehnen rechts wie links steckt je eine schwarze,
bläulich flackernde Fackel mit kurzem Schaft; die mittlere Armlehne, den
Doppelthron scheidend, trägt keine Fackel. Durch die Winkelstellung der
Spiegelwände und durch ihr eingangs vorgeschriebenes Größenverhältniß
wird bewirkt, daß sich der Thron nicht in störender Weise spiegeln kann,
sondern gleichsam als ruhiger Drehpunkt den Wirbel der Reflexe beherrscht.
::

<"page183">

Auf dem Thron nun sitzen Lucifer und Venus, bewegungslos; vor
ihnen tanzen zwei Gruppen von Teufeln – die eine mit Triangeln,

die andre mit Castagnetten – in bald sich trennenden, bald sich ver-
mischenden Kreisen eine tolle Galoppade, und an den Seiten stehen um
jeden der großen Kessel geschäftige Faune, die ab und zu mit
mächtigen goldblanken Schöpfkellen von außen an die Kesselwände pauken,
worauf stets aus dem Innern eine starke rothgelbe Flamme hochpufft.
Lucifer hält finster brütend den rechten (seinen linken) Ellenbogen auf die
mittlere Armlehne gestützt, das Kinn auf die Faust gepreßt, kehrt also der
Venus halb den Rücken zu; diese, steif zurückgelehnt, blickt starr in ihren
Schooß, auf dem die Amors Pfeil und Bogen hält. Sie haben. Beide noch
die Teufelsmützen auf dem Kopf, und Venus trägt noch immer das blaß-
gelbe Bußhemd mit rothem Kreuz, Lucifer das dunkelblaue Schuppentricot
mit rother Schärpe. Die Teufel mit den Castagnetten tragen schwefelgelbe
Tricots mit langen, dicken, schwarz und orangeroth gefleckten, als Schlangen-
kopf endenden Schwänzen; die mit den Triangeln tigerfellfarbene Tricots
und schlanke, glänzend schwarze, in eine buschige Quaste endende Schwänze.
Diese sind derart zwischen ihren Beinen durchgenommen und mehrmals um
die Hüften gewickelt, daß bei den Einen die Schlangenköpfe, bei den Andern
die Quasten nach vorn zu sitzen kommen, aufrecht vor dem Nabel befestigt.
Alle Teufel sind bartlos. Die schwefelgelben haben violettes Haar und
braune enggewundene Widderhörner, die schwarzgelb getigerten braunes
Haar und violette gedrungene Stierhörner; man erkennt in ihnen die heid-
nischen Jünglinge und die Bacchanten wieder. Die Faune sind bocksbärtig
wie früher und haben dieselben, theils schwarzgefleckten, theils völlig schwarzen
Felle mit kurzen vergoldeten Ziegenhörnern; außer mit den Schöpfkellen
hantieren sie noch mit langen, vergoldeten, zweizinkigen Gabeln an den
Keffeln herum.
Die mit den Castagnetten klappernden Teufel faffen jetzt die mit den
Triangeln klimpernden linkshändig bei den Schwanzquaten, und indem so
jedes Paar wild um sich selber wirbelt, bilden sie inmitten der Bühne
einen großen, sich langsam linksherum bewegenden Tanzkreis. Während
dieses Chortanzes – desgleichen während aller noch folgenden Massentänze
– zucken die jämmtlichen Fackelflammen, nur die der Ecktreppen und des
Portales nicht, im Takt der Musik bald dunkler, bald heller. Nun öffnet
sich, indessen die Beleuchtung wieder ruhig wird, der tanzende Kreis vor
Lucifer und Venus, die Klapperteufel haken sich den Klimperteufeln zärtlich
in die Arme, die Paare biegen in lyraförmiger Schwenkung nach beiden
Seiten vor dem Doppelthron ab, und plötzlich ihre Musik einstellend, sodaß
man eine Weile wieder nur ein hohles Brausen hört, sinken sie rechts und
links im Halbkreis mit bittend erhobenen Armen ins Knie. Venus beugt
sich zögernd vor, sieht Lucifer scheu von der Seite an und weist mit flehen-
den Händen auf die Knieenden; Lucifer, wie aufgestört, winkt mit der

<"page184">

Rechten (seiner Linken) überdrüssig ab, stützt dann von Neuem das Kinn
auf die Faust und brütet weiter. Venus lehnt sich wieder zurück, die
Teufel erheben sich, die Faune machen einen Bocksprung mit Keffelgepauk,
und hinten von den Ecktreppen kommt je ein wüster Schwarm Hexen
herunter. Sie haben schwarze, ungegürtete Hemden an, die knapp bis an
die Kniee reichen und von den Hüften abwärts bei den Einen schwefelgelb
getigert, bei den Andern orangeroth gefleckt sind. Sie reiten auf Besen
mit goldblanken Stielen, ihre Füße sind nacht; die Einen haben braun-
violettes, die Andern kirschrothes Reifig an den Besen, und ebenso sind ihre
Haare gefärbt. Man erkennt in ihnen die Bacchantinnen und heidnischen
Mädchen wieder.
Sie werfen sich, noch immer die Besen zwischen den Beinen, zu beiden
Seiten des Thrones auf beide Kniee nieder; dann springen sie ruckhaft
auf, reiten dem Vordergrund zu, wo ihnen die Teufel klimpernd und
klappernd winken, und es entwickelt sich eine groteske Cancan-Quadrille.
Die Hexen nehmen dabei den Klapperteufeln eines der Castagnettenpaare,
den Klimperteufeln den Triangel ab, sodaß nun Jene nur noch mit. Einer
Hand klappern, Diese nur den Schlagstab behalten. Hierauf tritt die eine
Hälfte Hexen und Teufel in Paare zusammen, die Arm in Arm den Besen
zwischen sich schultern und sich, gemeinsam klimpernd und klappernd, nach
dem Hintergrunde zurückziehn; dort setzen sie sich rechts und links und hinten
auf die unterste Stufe des Thrones und musiciren friedlich weiter. Die andere
Hälfte bleibt im Vordergrunde; die Hexen, mit der einen Hand den Besen von
sich streckend und den Boden fegend, halten die Teufel kokett im Schach,
sodaß die Klimperteufel nur von Zeit zu Zeit den ihnen hingehaltenen
Triangel schlagen können, während das Castagnettengeklapper bald von den
Teufeln, bald den Hexen einseitig unterbrochen wird. Hierbei knüpfen die
Klimperteufel ihre Schwanzquasten, die Klapperteufel ihre Schlangenköpfe
los und wedeln damit die Hexen zudringlich an. Diese können schließlich
nicht mehr widerstehen, nehmen die Quasten und Schlangenköpfe begehrlich
in die Hand, fallen den Teufeln um den Hals, und indem auch die im
Hintergrund sitzenden Paare plötzlich ihre Musik einstellen und sich küssen,
sodaß man wieder nur das hohle Brausen hört, sinken die vorderen Paare
bittend vor Lucifer in's Knie. Venus macht wieder die flehende Geberde,
Lucifer winkt abermals ab und brütet weiter. Die Paare vorn erheben
sich und wanken matt den Kesseln zu; die Faune rühren heftiger mit den
Gabeln und lassen die Erschöpften aus den Schöpfkellen nippen. Die
hinteren Paare bleiben sitzen und weisen staunend die Ecltreppen hinauf
Die Treppen herab kommt jetzt, in gleichem Aufzug wie vor dem
Pantheon, mit schweren Tritten die Hälfte der Doctores und der Ritter,
immer ein Doctor neben einem Ritter. Sie schreiten feierlich dem Throne
zu und beugen halb das Knie vor Lucifer und Venus, die Rechte auf die
Brust legend. Venus lächelt und verneigt sich gnädig. Lucifer, mit halbem

<"page185">

Lächeln, hebt zögernd das Haupt, läßt acht die Faust auf die Armlehne

finken, öffnet die Hände und hebt sie ein wenig: zum Zeichen, die Gebeugten
möchten sich aufrichten. Dann macht er eine Handbewegung, daß ihnen
sein Thronsaal offen stehe, und lehnt sich wartend wie Venus zurück; die
Ritter und Doctores begeben sich nach vorn. Inzwischen haben die Hexen
an den Keffeln ihre Besen in die Ecken gestellt (das Reisig nach unten) und
haben den Teufeln auch noch die übrigen Castagnetten und die Triangel-
stäbe abgenommen; desgleichen nehmen die hinten sitzenden Hexen ihren
Teufeln die Schlagstäbe ab. Nun tänzeln die vorderen, klappernd und
klimpernd, auf die Doctores und Ritter ein, bis diese sich verführen lassen
und mit ungelenken Schritten zu einer komisch verliebten Kreuzpolka an-
treten, die sich in doppelter Schlinge von links nach rechts herum bewegt.
Lucifer jenkt wieder das Haupt, ein Gesicht verfinstert sich, er stützt das
Kinn auf die Faust und dreht der Venus wieder halb den Rücken zu.
Die Teufel an den Keffeln haben inzwischen ihre Schwänze wieder
festgeknotet, faffen sich nun mit beiden Händen an ihre Hörner, legen
die Köpfe vor und wollen auf die Ritter und Doctores los. Da kommen
die Hexen des Hintergrundes nach vorn galoppiert, strecken rasch ihre Besen
dazwischen und treiben, den Boden fegend, die Teufel alle nach hinten.
Dann kehren sie zurück zu den Doctores und Rittern, deren Tanzbewegungen
allmählich immer geschickter werden, und nehmen den Doctores – immer
im Tanztakt – die Pergamentrollen weg. Diese schleudern sie in die
Keffel hinein, wozu die Faune wieder einen Bocksprung machen und mit
den Schöpfkellen pauken, sodaß eine mächtige Flamme, jetzt phosphorblau,
aus jedem Keffel hochschlägt und niedrig brennen bleibt. Dann lassen auch
fie ihre Besen durch die Faune in die Ecken stellen und mischen sich
unter die Tanzenden. Ein regelrechtes Doppelcarré entwickelt sich, worin
zu jedem Doctor wie Ritter zwei Hexen treten, eine rothgefleckte und eine
gelbgetigerte; sie drehen sich zu dritt mühlflügelförmig um die senkrecht auf-
gestemmten spanischen Rohre und Flamberge, und zwar die linke Hälfte des
Carrés nach rechts herum, die rechte linksherum. Hierbei dreht sich in jeder
Mühle die Eine der Hexen rückwärts vor ihrem Tänzer her, ihm mit der
freien Hand den Triangel hinhaltend, an den er das inzwischen ihm ein-
gehändigte Stäbchen schlägt; die andere Hexe, mit der freien Hand
castagnettirend, tanzt in der gleichen Drehung wie er selbst, sodaß es aus-
sieht, als werde er von jener gelockt, von dieser getrieben.
Währenddem ist hinten die eine Hälfte der Teufel, rechts und links
die Ecktreppen hinauf, davongerannt. Die Andern haben sich hinter dem
Thron versammelt und Einen der Schwefelgelben derart auf den Apfelbaum
hinaufgehoben, daß er mit hochgezogenen Beinen zwischen dem schwarzen
Astwerk sitzt, während sein Schwanz sich mehrmals um den Stamm des
Baumes niederringelt, den Schlangenkopf nach Venus hin gerichtet. Nun
pflückt er einen Apfel ab, an dem noch einige schwarze Blätter sitzen, und

<"page186">

läßt ihn in den Schooß der Göttin fallen; diese nicht und nimmt ihn in
die Hand, der Teufel bleibt vorläufig oben. Unmittelbar darauf bricht die
Musik der Triangel und Castagnetten ab, sodaß ein Weilchen wieder nur
das hohle Brausen hörbar ist; die Tanzenden lassen sich in mehreren graden
Reihen – bei je zwei Hexen immer abwechselnd ein Doctor oder ein
Ritter – mit bittenden Händen vor Lucifer in's Knie, die Flammen in
den Kesseln gehen langsam aus. Venus neigt sich wieder zu Lucifer und
hält ihm lächelnd den Apfel hin. Er, stirnrunzelnd, stößt ihre Hand bei
Seite, sodaß der Apfel zu Boden fällt; dann rückt er von ihr weg zur
linken Seitenlehne und stützt die Stirn in die Hand, während sich Venus
betroffen in die rechte Ecke des Throns zurücklehnt. Die Knieenden sind
aufgefahren und wanken zu den Kesseln hin, wo sie sich aus den Schöpf-
kellen stärken lassen; der Apfel mit den schwarzen Blättern bleibt mitten vor
den Thronstufen liegen.
Jetzt kommen von den beiden Treppen je drei Paare Mönche und
Nonnen herunter, wie früher schwarz auf weiß gekleidet, jedes Paar an
den zusammengeknoteten Rosenkränzen von einem der großen grauen, lang-
geschwänzten, blaugesichtigen Affen geführt; hinter ihnen sind auf den obersten
Stufen die vorher weggerannten Teufel sichtbar und bleiben erwartungsvoll
dort sitzen. Während die Nonnen- und Mönchspaare schräg vor den beiden
Thronecken in beide Kniee sinken, sind die sechs Affen auf den Apfel los-
gefahren und machen Miene, sich darum zu balgen. Da fährt Lucifer auf,
und mit der Linken die Fackel aus der Armlehne reißend, winkt er mit
der Rechten gebieterisch dem Teufel über sich und weist auf die Affen. Der
Teufel schwingt sich herab, die Uebrigen fangen ihn auf und wickeln ihm
rasch den Schwanz um den Leib, dann eilen sie hinter dem Thron hervor
und fallen über die Affen her. Lucifer, auch noch die Fackel der Venus
ergreifend, ist auf die unterste Stufe des Thrones getreten, weist nun mit
beiden Fackeln nach den Kesseln. Zu diesen schleppen die Teufel die
Affen hin und schmeißen sie hinein; die Faune stoßen lachend mit den
Gabeln nach, als ob sie die Versunkenen zu Mus zerstächen, und während
die Doctores und die Ritter, die Hexen und die Teufel an beiden Bühnen-
seiten entlang mit überbrust gekreuzten Armen vor Lucifer das Knie
beugen, spritzt aus den Kesseln ein Feuerwerk von goldenen Sprühfontänen
mit bläulichen und rothen Leuchtkugeln hoch.
Lucifer tritt von der Stufe in die Gasse zwischen den Knieenden, kreist
mit emporgereckten Fackeln zweimal auf den Zehen um sich selbst und
winkt der Venus, ihm zu folgen. Sobald sie, Amors Pfeil und Bogen in
der Rechten, neben ihm steht, beginnt der Thron zu versinken, der Apfel-
baum mit den gekreuzten Palmzweigen nach oben zu wachsen, das Feuer-
werk der Kessel erlischt; aus der Versenkung, einer kreisrunden Oeffnung,
quillt Rauch und rothgelbe Gluth herauf, die Teufel und Hexen erheben sich.
Links rafft ein Teufel mit Stierhörnern, rechts einer mit Widderhörnern

<"page187">

die Sterndiademe von dem schon halb versunkenen Thron; dieser bricht

krachend zusammen, die beiden Teufel beugen vor Lucifer wie Venus ehr-
fürchtig ein Knie und reichen ihnen die Diademe dar. Lucifer nimmt eine
zwei Fackeln in Eine Hand, reißt sich die Teufelsmütze vom Kopf und wirft
sie in den glühenden Schlund; Venus thut ebenso, und Beide setzen sich die
Diademe auf. Lucifer, mit der Fußspitze auch noch den Apfel in die Gluth
nachschleudernd, schwenkt beide Fackeln wie beschwörend von unten nach
oben, und während sich die Teufel rückwärts zu den noch auf den Ecktreppen
Sitzenden hinaufbegeben, schlägt aus der Oeffnung vor dem Stamm des
Apfelbaums, dessen Laub schon fast in den Soffitten verschwunden ist, eine
gewaltige Lohe empor und scheint den Stamm zu verzehren.
Lucifer, dem Baum nachstarrend, nimmt eine Fackeln wieder in beide
Hände, breitet ekstatisch die Arme, sodaß ihm Venus schreckhaft ausweicht, und
während er zweimal um sich selbst kreist, erlischt die Lohe, die Boden-
öffnung schließt sich mit einer gläsernen Platte, die Bühnenbeleuchtung wird
langsam trüber, und beide Spiegelwände des Hintergrundes – mit ihren
Vorderhälften um die Mittelare (F) beweglich – thun sich nach vorn
wie Thorflügel auf. Die knieenden Mönche und Nonnen fahren verstört in
die Höhe und flüchten rasch den Ecktreppen zu; auch die Doctores und
Ritter erheben sich und weichen langsam an die Kessel zurück, die Hexen
versammeln sich an beiden Ecken des Vordergrundes. Die Spiegelthore –
auf der Rückseite mit bläulich dunkelrothem, in schweren Falten nieder-
fallendem Stoff bekleidet – drehen sich fast bis zu den hintersten Kesseln
hin, sodaß die Echtreppen durch die verdeckt werden, und zwischen ihnen
sieht man nun in einen tiefen, nach hinten sich verengenden, auf breiten
Felsenstufen flach aufwärts führenden Höhlengang (FGGF) hinein. Die
Stufen wie die tropfteinförmigen Tragsäulen und Gewölbe des Ganges
sind gleichfalls bläulich dunkelroth und glänzen feucht. Zwischen den
Säulen ziehen sich azurblaue, rundbogenförmige Oeffnungen hin, vorn
mächtig blau, nach hinten taghell werdend, und durch die Bläue regnen
blutroth leuchtende, sehr große Tropfen nieder. Nur die Oeffnung, die
zuhinterst den Gang als Querbogen abschließt, schimmert reinblau, und auf
der Schwelle dieses Bogens steht Saturn, dem Lucifer winkend, links
neben ihm Amor, rechts Thanatos, Beide mit hellroth flammender Fackel,
Jener mit erhobener, Dieser mit gesenkter.
Lucifer ist erst wie staunend einen Schritt zurückgewichen, zu Venus
hin; streckt nun den Dreien eine Fackeln entgegen, sich hoch aufrichtend,
und will dem Gange zu. Venus wirft sich ihm nach, umklammert mit der
Linken eine Rechte, hebt mit der anderen Hand die Waffen Amors, winkt
den Hexen, und diese sinken flehend im Halbkreis um. Beide nieder.
Lucifer wendet sich halb, entwindet eine Hand der Göttin, nimmt beide
Fackeln in die Linke, entreißt ihr Amors Pfeil und Bogen, und mit den
Fackeln ins Freie weisend, wehrt er sie von sich. Venus, zurücktretend,

<"page188">

faßt wild mit beiden Händen ihr Bußhemd an den Achseln, reißt es von
oben bis unten durch, daß es zu Boden fällt, und steht mit ausgebreiteten
Armen in weiß durchsichtigem, stahlblau getupftem Serpentinekleid vor ihm.
Er läßt die Fackeln einen Augenblick sinken, steckt Amors Waffen in einen
Gürtel, die Heren rutschen auf ihn zu, schon schlingt die vorderste einen
Arm um seine Kniee: da reckt er sich, stößt sie mit plötzlichem Fußtritt zurück,
macht mit den Fackeln ein Kreuz gegen Venus, weicht feierlich drei
Schritte nach hinten, wendet sich lächelnd, und nun die Fackeln weit von
sich breitend, tänzelt er straff die Felsenstufen hinauf, dem immer noch
winkend stehenden Saturn entgegen. Venus will ihm von Neuem nach,
strauchelt, und auf der kreisrunden Glasplatte in beide Kniee stürzend,
läßt sie ihr Diadem zu Boden fallen; ein fernes Orgelspiel wird hörbar.
Die Hexen springen entsetzt empor, weichen scheu an die Keffel zurück und
schließen sich den Rittern und Doctores an, die gleichzeitig mit Lucifers
Aufstieg begonnen haben, sich durch die Spalte zwischen dem hintersten Keffel
und dem geöffneten Spiegelthorflügel rechts wie links zu entfernen. Die
Faune sind unterdessen, hinter den Keffeln hockend, also nur theilweis noch
sichtbar, mit lässig geschulterten Gabeln eingeschlafen.
Die Bühnenbeleuchtung, auch zwischen den Säulen des Höhlenganges,
ist langsam immer dunkler geworden, je mehr sich Lucifer dem Ausgang
nähert. Der blutrothe Regen zu beiden Seiten des Ganges ist schließlich
in ein strömend dunkelrothes Sturzbad übergegangen; jetzt ist nur noch die
Endöffnung tief azurblau. Saturn heißt Lucifer mit halber Wendung
willkommen, und während Dieser neben Jenen tritt, sodaß sie zwischen
Thanatos und Amor stehen, hebt sich die Schwelle – erst kaum merklich,
dann immer schneller – auf dunkler Tragwand mit ihnen in die Höhe,
bis auch der letzte blaue Streif erloschen ist. Einen Augenblick herrscht
völlige Finsterniß; das leise Orgelspiel verstummt, von fernen Triangeltönen
abgelöst. Dann wird die Glasplatte unter Venus brandgelb hell, die
Göttin richtet sich auf, ihr Serpentinegewand fließt frei herab, der Licht-
quell unter ihr wird lodernder, sie wendet das Gesicht dem finsteren Höhlen-
aufgang zu, schwingt abschiedwinkend einen langen Schleier wie eine Feuer-
flamme über sich, und nun von flackerndem Rothgelb hoch umstrahlt, tanzt
sie in schmerzhafter Ekstase den Flammentanz, bald inbrünstig dem Feuer hin-
gegeben, bald sich der Gluth erwehrend, bis sie gleich einem Häuflein Asche
in schwelendem Graugelb zusammenbricht.
Eine Secunde lang ist wieder völlige Dunkelheit. Dann senkt sich
hinter den Spiegelthoren ein goldiger Dämmerglanz herab, und durch die
Spalte hinter den hockenden Faunen, die sich verwundert die Augen reiben,
erscheinen rechts wie links, indeß das Orgelspiel von Neuem einsetzt, langsam
je drei Engel, jeder begleitet von zwei Amoretten mit hellblau brennenden
kleinen Fackeln. Die Engel richten die Göttin auf, die Amoretten langen
ihr Diadem vom Boden hoch, und während sie mit dankbaren Thränen

<"page189">

das Zeichen ihrer Macht entgegennimmt, fällt über die Scene ein dunkelblauer

Seidenvorhang mit roth und gelb gekreuzter Borte, und hinter ihm erhebt
sich ein Gesang von hellen Kinder- und tieferen Mädchen-Stimmen:
Lucifer und Venus,
Licht und Liebe bringt ihr
den Sterblichen.
Lucifer, Lichtwecker,
Venus, Allentzünderin,
warum wollt ihr euch verlaffen?

<"page190">

Richard Dehmel.

Von
Arthur Moeller-Bruck.
– Berlin. –

F n der Anschauung zeitgenössischer Dichtung vollzieht sich allmählich
FN Z- ein Wandel. Vielleicht läßt sich ein Wesen dahin definieren, daß
AN man sagt: Die Menschen von heute, soweit sie Culturempfinden
und eine gewisse künstlerische Gefühlsintelligenz besitzen, fangen mehr und
mehr an, ihre Gegenwart historisch zu nehmen; schon haben sie die bedeutungs-
volle Frage stellen gelernt: was ist nur Ausdruck der Gegenwart? und
was wächst als großes ewiges Gebilde organisch in die werdenden Zeiten?
Nicht um ihnen den armen äußeren Kram des Alltags und die zahllosen,
vergänglichen Ziele seiner Tendenzen zu übermitteln, sondern um den
symptomatischen Nerv bloßzulegen, der die letzten Zusammenhänge aller
culturellen Gegenwartsentwicklung durchzittert und ihr der Zukunft ewige
Wiedergeburt wirkt. Daß sie den Längsschnitt, nicht den Querschnitt der
Zeit gebe, das ist die eine große Forderung, die man an alle Dichtung
machen muß; und die sie stellen, die wissen auch sehr wohl, daß solche
Kunst niemals in eine ganze Bewegung verkörpert dahinwandeln wird. Der
Einzelne mag wohl mit ihr gehen, aber der Einzige, der dereinstige Glaube
und die dereinstige Liebe noch ungesäter Geschlechter, wird sich zeitig von
ihr lösen, um alle Keime in sich aufzunehmen und fruchten zu lassen, die
da entwicklungsstark vom Heute zum Morgen drängen. Gewiß ist dieses
Ringen um Mächte, die in erst eben sich hellendem Dunkel liegen, ein
unerhört schmerzhafter Kampf. Aber ein ganzes Evangelium birgt sich da-
hinter und ein starker Glaube an die Bestimmung des genialen Individuums
zum Erzieher der Menschheit, die wie ein Kind in das kommende unabwend-
bare Leben geleitet werden muß.

<"page191">

Einer von den so sehr Wenigen nun, an die sich heute schon die
Zuversicht knüpfen darf, daß die Literaturgeschichte der Zukunft ihre Namen
mit unserer Gegenwart in einer Weise identificiren wird, die mehr als
Eintagsbewerthung ist, scheint der Lyriker Richard Dehmel. Ihm war es
vergönnt, jene weiten Culturperspectiven zu schauen, in sich aufzunehmen
und künstlerisch wieder zurückzugeben, in denen, wie ich sagte, die Grund-
bedingung einer litterarischen Nichtvergänglichkeit liegt. Das Wort, das er
einst Max Klinger zugeeignet hat, gilt auch von ihm selbst:
„Du hast uns mehr als Leben,
du hast uns aus dem Geist,
der das Leben speist,
eine Welt gegeben.“
Ich glaube kürzer und plastischer kann von einem Standpunkte aus, der
nicht mehr der der alten schulmeisternden Aesthetik ist, jenes Höchste in den
Künsten kaum formuliert werden. Es ist nicht das einzige Mal, daß sich
Dehmel geradezu kritisch verdient gemacht hat: oft schon gelang es ihm,
irgend einen Gefühlscomplex in den Rahmen einer prägnanten neuen Wendung
zu bringen; eine ganze Reihe werthvoller Beispiele könnte man dafür anführen,
daß ihm das Wesen überkommener Werthungen, mochten sie nun in der
Sphäre des Intellects oder des Gefühls liegen, nicht mehr genügte. Und mochten
fie auch noch so lange unangetastet zu Recht bestanden haben: mit kritischer
Unbarmherzigkeit verfolgte er ihre seitherigen Entwicklungen zurück, suchte
die Gesetze dieser Entwicklungen zu finden und aus ihnen heraus die Forma-
tionen zu construieren, die die betreffenden Gehirn- nnd Empfindungswerthe
in der Zukunft annehmen müssen. Die innere Nothwendigkeit und Ein-
heitlichkeit dieser Art, die Dinge evolutionär, nicht revolutionär anzusehen,
bedeutet die ganze Modernität Dehmels – wenigstens wenn man eine
litterarische Erscheinung eben daraufhin ansieht, ob sie Cultur repräsentiert oder
nicht. Und er verdankt diesen Contact mit der Zeitströmung seiner eigenen,
nie erschöpften Entwicklungsfähigkeit, der es ganz unmöglich ist, nach einem
Kunst gewordenen Lebensresultate lässiger Ruhe zu pflegen und die unbedingten
weiteren Consequenzen Fremden zu überlassen. Zu jenen Glücklichen zählt
dieser Dichter, in denen die Kraft ist, bei allen jähen Ueberraschungen doch
eine beständige Ergänzung bieten zu können und ein nie beschlossenes letztes
Ausgestalten der Instincte, die von Anbeginn trieblicher in ihnen ruhten.
Es ist die gleiche dunkle Kraft, die die Menschheit weitertreibt und aus
jedem scheinbaren Ende wieder einen sichtbaren Anfang formt, die auch
Dehmels Wesen von Phase zu Phase bildet und so einer Individualität
in ihrer Ganzheit die organische Logik giebt. Daher kommt es, daß bei
ihm jeder Abschluß, jede Erfüllung zugleich wieder ein neues Versprechen, einen
neuen Ausblick faßt, und umgekehrt! Reife ist das Zeichen, unter dem
einst die frühe Wildheit seiner Jugend stand und jetzt die Stärke seiner
vollen Männlichkeit steht: Reife wird auch wohl sein Alter vor jener morschen

<"page193">

die Zeit eben concret, was die noch unsicher tastende Vergangenheit einst
schon abstract vorweggenommen; oder mit speciellerem Bezug auf das Thema
der beiden Dichtungen: aus allzumenschlich wirrer Unklarheit über den
Kosmos wurde im Wandel des Reiferwerdens eine zweifelfreie panthetische

Klarheit, in der alle Auffassungsweiten und alle Auffaffungstiefen in einen
einzigen, immer weitere Kreise ziehenden Erkenntnißtrieb gedrängt waren;
das so außerordentlich Zeitgemäße und für unsere Epoche des beginnenden
Individualismus Charakteristische an ihm aber ist, daß man aus jeder
geringsten Nüance herauslesen kann, wie der Dichter, der Seher in dem
Künstler Dehmel die ganze Welt nur noch im Spiegelbilde einer Erde und
im weiteren eines eigenen Ich, nicht umgekehrt! erblicken will.
Um nun verstehen zu können, wie gerade auch Dehmel zu diesem
Auffassungsstandpunkte kam, muß man die Stadien zurückverfolgen, die den
Entwicklungsweg bezeichnen, auf dem er zu ihm gelangte; man wird da
mit Nothwendigkeit zu einem dichterischen Ausgangspunkt überhaupt kommen.
Der aber jetzt da ein, wo ein menschliches Lebensverlangen zu stark wurde,
um sich noch menschlich befriedigen zu können, und liegt, wie bei allen
Dichtern von Betracht, durchaus im Geschlechtlichen.

„In allen Tiefen
mußt Du Dich prüfen,
zu Deinen Zielen
dich klarzufühlen;
aber die Liebe
ist das Trübe,“

hat Dehmel seinem zweiten und stärksten Gedichtbande vor Jahren vor-
geschrieben. – Sie ist das „Trübe“, weil sie diese unendliche Macht übt,
an der sich die Kraft und der Wille auch des Stärksten, und gerade des
Stärksten bricht, der außer ihr Nichts kennt, das nicht überwunden werden
könnte. Alles Gehirnliche, das sonst in Sphären führen darf, die über
dem Irdischen sind, vernichtet sie unbarmherzig, wenn es in ihre heißen
Kreise geräth. An das Thier im Menschen erinnert sie uns und zerstört
so all die großen Wünsche, die sich kühn vermessen, wie Gott zu sein und
Göttliches zu wirken. – Aber diese Liebe ist auch das Klare, weil sie unter
Umständen einen Standpunkt vermittelt, der gerade wieder den Unterschied
vom Thiere lehren muß. Denn in ihr dürfen wir ja Etwas von der
chaotischen Urmacht fühlen, aus der heraus diese ganze Schöpfung entstand,
deren entwickeltste Geschöpfe wir sind. Die einzigen Secunden verdanken
wir ihr ja, in denen wir, jenseits von allem verstehenden Bewußtsein, rein
psychisch wach sind und uns selbst als Schöpfer, als einen Ausstrom jener
großen Kraft fühlen, aus der Alles ward. Es sind die einzigen Secunden,
in denen wir nur unseren Instincten, nur individuell, im allerwörtlichsten
Sinne, leben; und zwar aus Instinct, aus Individualität. So läßt uns
dieses Trübe und dieses Klare den alleinigen Gott schauen, an den wir

<"page194">

noch glauben können: den Gott der Ewigkeit in uns – den Gott der
ewigen Gegenwart und deren ewiger Wiedergeburt.
Dieses Thema hat Dehmel in einem Gedichtcyklus „Die Verwandlungen
der Venus“ mit einer Macht ergriffen, die in der gesammten lyrischen
Dichtung unserer Zeit noch kein Anderer auf einen Stoff geübt hat. Und
von allen modernen Künstlern überhaupt war es höchstens dem unlängst
verstorbenen Felicien Rops gegeben, Aehnliches ähnlich zu gestalten. Wie
dieser schaut Dehmel den weiten Kosmos und das ganze Leben, der Menschheit
Beziehungen und des Einzelnen innersten Daseinstrieb auf das Geschlecht hin
an. Aber wenn der Franzose nur das Negativ, die ewig hungernde Sucht
und deren grausames Verhängniß kennt und jedem Verlangen der Menschen-
psyche aus einem sehr modernen oberflächlichen Pessimismus heraus von vorn-
herein die Erfüllbarkeit nimmt, so findet der Deutsche faustisch suchend,
qualvoll grübelnd, jene eine Note, von der ich schon verschiedentlich andeutete,
daß sie in der psychologischen Persönlichkeit Dehmels das allerwesentlichste
Moment sei: er gewinnt nämlich das ausgleichende Positiv und giebt dem,
was der anderen Anschauungswelt Zweck ist, die Bedeutung nur des Mittels.
Wohl weiß er wie kein Anderer von dem schweren Zwang dieses Schicksals,
dem in der Schöpfung. Alles unterthan – aber der leichte, lebensfreudige
Optimismus seines Willens zum Dasein fühlt auch tief, daß er wie jedes
Lebewesen diesem Zwange danken muß: danken wie ein Kind den Eltern,
ohne die es Nichts wäre, als ein todter wertharmer Keim. Darum besser:
unter dieser Herrschaft, mit ihr, sie selbst ausübend sein, sie in sich und
sich in ihr fühlen, als überhaupt nicht sein und nicht fühlen. Nur dadurch,
daß er sich völlig mit ihr identificirt, wird er, wenn er es überhaupt ver-
mag, über sie hinauswachsen können. Und mit ihm die Menschheit! In
dieser Anschauung der Urverhältnisse unserer Geschlechter liegt eine Cultur-
naivität, die man nur dem glauben kann, der, wie eben Dehmel, die
sichere Empfindung hat, nicht in der Zeit eines Niederganges, sondern einer
aufwärts steigenden Entwicklung und des Beginnes einer culturellen Neu-
geburt, einer Renaissancezeit zu leben – wie sie die Geschichte der Menschheit
in größeren oder kleineren Abständen ja immer wieder zu verzeichnen hat.
Geschehen aber kann sie nur eben dann, wenn die betreffende, Anstoß
gebende Generation die natürlichste Klarheit über die Erscheinungen gewinnt,
d. h. auf die Natur der Erscheinungen zurückgeht und in sich wieder. Etwas
von jenem Chaos, jenem ersten Entwickler allen Seins fühlen lernt. Aus
dieser Erkenntniß strömt dann die Kraft hervor, die den Willen zum Neuen
schafft und sich nicht mehr mechanisch vom Dasein leiten läßt, sondern dessen
Ausgestaltung wirkt. Für Dehmel war diese Erkenntniß des Geschlechtlichen
und einer weitesten und tiefsten Beziehungen das Bad, aus dem er zum
starken Gefühle seines Ich und der Aufgabe, die diesem Jch zu lösen be-
schieden war, gekräftigt erstand. Seinen Culturberuf hatte er gelernt und
hatte erfahren, wie er ihm gewachsen sein könnte. In dem „Gebet der

<"page195">

Sättigung“, das den ganzen Venuscyklus, diese von unendlicher Phantasie zeu-
gende Varierung des einen Themas, beschließt, heißt eine sehr bezeichnende Stelle:

Nach der Nacht der blinden Süchte
seh ich nun mit klaren bloßen

Augen meine Willensfrüchte;
denn ich bin wie jene großen
Tagsraubvögel, die zum Fliegen
sich nur schwer vom Boden heben,
aber, wenn sie aufgestiegen,
frei und leicht und sicher schweben.

Mit diesem Gefühl eines Willensbewußtseins wandelt sich das Menschenthier zum Gottmenschen – zu jenem Individuum, das zu allen Zeiten und bei allen Völkern gelebt und diese Zeiten und Völker stark und groß gemacht hat, und das nur heute, in den Tagen einer klar erkannten individualistischen Weltanschauung, zum phantastischen Uebermenschen auswuchs. Dehmel that in der Erkenntniß dieses Individuums den seither weitesten Schritt, indem er ihm alles Utopische nahm und dafür den natürlichen schweren Mutterboden der Zeit gab. Wie über Schopenhauer, der noch mißtrauend abseits und neben dem Leben stand, schon Nietzsche dadurch herauswuchs, daß er sich mißachtend und nur sich selbst trauend darüber stellte, so kämpfte sich Dehmel von diesem Letzteren wieder los, kehrte mit und trotz den Erkenntnissen der Beiden in das Leben zurück und wagte den Versuch, diesseits und jenseits zugleich zu stehen. Das Geschlechtliche war es, das ihm den Werth des Augenblickes und der Gegenwart unentrinnbare Macht gelehrt und ihn sehr nachdrücklich unterwiesen hatte, daß alles Vergangene und alles Zukünftige nur in diesem einen Spiegel von Bedeutung sei. Denn des Menschendaseins großer Zweck war ihm ja damit offenbar geworden: das bewußte Genießen des individuellen Lebens intensiver auszugestalten und in immer größere Formen zu bringen. Gerade: weil das Wissen um alle Vergänglichkeit so fraglos, so schmerzhaft fraglos geworden und die schönen Träume einer bewußten Ewigkeit, die Jahrtausende die Menschheit getröstet hatten, in das Nichts zerronnen waren! Denn an die Stelle war ja nun der Gedanke einer ewigen Gegenwart getreten – für alle Zeitgemäßen wenigstens, in denen das Gefühl der organischen Zusammengehörigkeit aller einzelnen Schöpfungstheile und Zeiten, das Gefühl der großen Selbstverständlchkeit alles Seins wachgeworden und die nur Vergehen und Werden, Tod und Leben, Schmerz und Glück, Gut und Böse fortwährend als Einklang empfinden. Und dieser „Einklang“ wurde das neue Maß der Dinge und der die Dinge erwirkenden Menschen; jeder muß es finden, dem dieses Gefühl, eins zu sein mit der Natur, auch wirklich bewußte, Hirn und Nerven gleichermaßen durchdringende Empfindung geworden ist. Und dahin führt ja so Vieles in unserer Zeit: Darwin, die neue Descendenzlehre u. j. w. Aus der Wesenheit alles dessen, an das da zu denken ist, die weiteren Schlüffe zu ziehen, diese vor Allem auf die anderen ferneren Gebiete umzusetzen, das

<"page196">

ist die große Aufgabe, die alle die in ihrer Weise lösen müssen, die da gelernt haben, daß der Mensch, „dieses heiße Pfündchen Fleisch“, wie ein anderer moderner Lyriker, Alfred Mombert, einmal sagt, nichts weiter ist, als ein armes Stück bewußt gewordener Natur. Sein Werth ist nichtig, wenn dieser Mensch sich von der Erkenntniß einer vergänglichen Kleinheit niederdrücken läßt – aber er wird groß, riesengroß, wenn es gerade diese Erkenntniß ist, die ein Individualitätsgefühl zur Folge hat. Bei Nietzsche wollte dieses sogar noch über sich hinaus. Bei Dehmel will es wieder zu sich zurück, um sich als Mittelpunkt der Welt, als Mittelpunkt aller Erscheinungen zu fühlen, sich an den „Anderen“ und diese Anderen an sich zu bemessen. Irgend eine moralische Bewerthung war schon vorher ausgeschloffen; aber ihre Negation wurde jetzt noch dadurch gestärkt, daß Dehmel sich auch nicht mehr mit der Bewerthung „stark“ und „schwach“ begnügte, die das alte „gut“ und „böse“ ersetzen sollte. Nur noch als Thatsachen und in ihrer Wirkung sollten die Erscheinungen genommen werden – und die Gesammterscheinungen in der Einheit ihrer Gesammtwirkungen. Gott müssen wir gerade so wie den Teufel in uns überwinden, das ist Dehmels Lehre... und wir können es, wenn wir es gelernt haben, Beides zu sein!

Der Kampf um diese Anschauungswelt war das Dichten der Jugend Dehmels – ihre künstlerische Verkündigung ist die Aufgabe seiner Mannheit, die er jetzt in der erwähnten „Lebensmesse“ dadurch am machtvollsten löste, daß er ihr das machtvollste Symbol fand. Ich meine, daß er den Typus schuf, der ihr Träger ist: den Menschen, der dem Schicksal gewachsen ist,“ um die Formel anzuwenden, in die ihn Dehmel gebracht hat. Oder psychologischer definiert: den Menschen, dem diese Art der Anschauung alles Seins so sehr zur natürlichen Empfindungswelt geworden ist, daß er sich nur noch als individuelles Stück von ihm fühlen kann. So sehr ist er mit der ihn umgebenden cultivierten Natur verwachsen, daß er nicht mehr über, nicht mehr unter ihrer Macht stehen, vielmehr selbst Wille zu ihrer Macht sein will! d. h. sich als Leben, als lebendige Gegenwart fühlen, und nicht vor dem Dasein verzagen, das zum Positiven, wie zum Negativen nun doch einmal ein Schicksal ist..

Von diesem Gesetz, dem die Generationen aller großen Zeiten mehr oder weniger unbewußt gehorchten, redet in dieser „Lebensmesse“ die Erfahrung der Greise, der Glaube der Väter und die Hoffnung der Mütter. Seine ewige Währung aber preist der Kinder zukunftenthüllendes Ahnen. Und der „Held“, dieser aller Sinn, deutet die Thaten seines Lebens, die die der Menschheit sind, also nach ihm:

„Ich hatte Freunde, ich gab Gelage,
und manches Weib war mir zu Sinn;
aber an einem Sommertage
zeigte sich mit einem Schlage
wozu ich gewachsen bin.

<"page197">

Das Spiel der Hörner und der Geigen
verstummte plötzlich wüst und irr:
mitten durch den Erntereigen

kam ein fortgeriff'ner Stier.
Und da riß mich mein Herz vom Platze,
und man griff nach mir vor Schreck,
aber mit einem Satze
schlug ich dem Freund in die Fratze,.
stieß ich das Weibsbild weg!
Und jetzt reit' ich von Sieg zu Siege
bahnfrei auf meinem Stier dahin,
bis ich dem Schicksal erliege,
dem ich gewachsen bin.“
Und alle „Großen“ des Erdengeschlechtes, die da die Heldenwerke der
Menschheit schaffend vollendeten und zu einem Ausbau, ewig reich für unsere
armen begrenzten Begriffe, führten – sie fragen dieser Menschheit Seele
in erkennender Weisheit:
Warum suchen wir Dich,
-. die Du in uns bist? – –“
Dehmel will mit diesem aller großen starken Cultur sinnbildlichen
Menschen einer Gegenwart und Mitwelt ins Zeitgewissen reden, will ihr
eine Perspective eröffnen, in deren Grunde die frohen Tage des Hellas und
des italienischen Mittelalters in lockender Erinnerung auferstehen. Denn er
hat selbst den sicheren Glauben, daß all die Schwächen unserer letztver-
gangenen Epoche schon in ihrem Wesen überwunden sind, daß sich jetzt eine
Zeit vorbereitet, in der Leben und Menschheit wieder ein proportionales
Ganzes bilden können. Und er darf diesen Glauben haben, weil er, der
Dichter, dieser denkende Seher und Prophet werdender Zeiten, für eine
Person jene innere Klarheit über die Gründe bereits gewann, die das Dasein
in diesem Sinne zur Renaissance wieder gebären müssen. Das Erzieherische
an ihn aber geht dahin: allen verwandten Naturen die ungeschriebenen
Gesetzestafeln neuer Ethik und Aesthetik zu zeigen und sie zwischen den Zeilen
die Rückblicke und die Ausblicke lesen zu lehren, die der modernen Zeit den
Stil geben.
Was dem Dichter nun diese Aufgabe künstlerisch ermöglicht, was ihn
zu ihr erst berechtigt und ihn selbst thatsächlich zum Culturfactor werden
läßt, das ist jenes zweite Moment, das bei der Beurtheilung einer – wie
jeder – starken Persönlichkeit noch in Frage kommt:
Seine Form!
Ohne sie wäre Dehmel. Nichts... vielleicht ein Theoretiker, ein
Phantast unsicherer Träume, der mit Rednertalent zu sagen versuchte,
was er seiner Zeit zu sagen hätte. Aber gewiß kein Dichter in dem reinen
Sinne dieses hohen Wortes! Dazu macht ihn erst das künstlerische
Ausdrucksmittel, das eine Individualität sich gefunden, und das ihn so
befähigte, Alles, was er an Subjectivem geben mußte, zu objectiviren, es

<"page198">

subjectiv einer Mitwelt aufzudringen und sich selbst organisch in ihren
Entwicklungsgang einzureihen, indem er ihr eben durch sich und mit sich
ihren neuen lyrischen Kunststil schuf. Der aber muß, wie jeder Kunststil
einer Zeit, nach denselben Gesetzen gebildet sein, nach denen der entsprechende
Culturstil erstand. Denn was sich in beiden offenbart, ist ja nur
der besondere Rhythmus des Lebens, wie er sich in einer Epoche unter den
Einwirkungen aller Großen, gleichgültig ob Künstlern oder Nichtkünstlern, zu
langsamerem oder schnellerem Tempo entwickelt. Daher versucht denn auch
Dehmel nicht, wie es Arno Holz, der kritische Begründer der neueren
deutschen Dichtung, etwa möchte, die Kunst mit bewußter Absicht dadurch
zu revolutionieren, daß er ihre Mittel ganz schematisch revolutioniert; vielmehr
finden sich ihm diese „neuen“ Mittel einfach und naiv wie aus einer
Selbstverständlichkeit heraus, weil der „neue“ Inhalt in ihm so übermächtig
stark ist – jene besondere Art der Lebensanschauung, von der zuvor die
Rede war, und die Fähigkeit, alle Eigenthümlichkeiten unserer Tage in ihrer
inneren Einheit zu nehmen. Dehmels Form steht denn auch niemals in
einem Gegensatze zum Stoff, sondern ist stets die Auflösung aller Gegensätze
desselben in eine Harmonie. Dazu mußte er ganz nothwendig das seitherige
Kunstprincip der Modernen, die analysierende Auflösung selbst des Details
in Nüancen, in das gerade Gegentheil wandeln. Alles wurde bei ihm zur
Synthese – und zwar zur Synthese von Analysen, von Nüancen, die aber
als solche durchaus nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Erschöpfung des
Stoffes, nur Mittel zurzureichenden Form waren. In einem großen geschlossenen
Bilde, zu einer einheitlichen Wirkung mußten die Linien zusammenströmen
– wie überall, wo es wirklich ein überschäumender menschlicher Empfindungs-
gehalt ist, der die suggestive Form schafft, die Praxis des Lebens und nicht ein
sogenanntes ästhetisches Bedürfniß des Dichters nach bloßem musikalischem Klang,
wie bei Stefan George heutzutage, oder ein mehr theoretisches wie eben bei Arno
Holz. Es klingen daher bei Dehmel denn auch die einzelnen Töne als
solche durchaus erst in zweiter Linie. Das Wesentlichste an ihnen ist ihre
Conception zu einer sinfonischen Wirkung. Und dabei spürt man an ihnen
niemals jenen „geheimen Leierkasten“ des regulären Reimes und der
regulären Strophe. Denn sie sind nach keiner vorgeschriebenen Structur
aufgebaut, sondern durchaus frei und ungehört – meinetwegen unerhört.
Aber nur Kühnheit darf ja im Leben wie in der Kunst auf Sieg, auf
Ausgleich mit schon Ueberwundenem und noch zu Ueberwindendem zählen
und sich so in die Harmonie des Weltganzen einfügen, d. h. auf Ewigkeit
Anspruch erheben. Novalis hat von dieser künstlerischen Harmonie gesagt,
daß sie der „Ton der Töne, genialischer Ton“ sei. Dehmel hat ihn, weil
er seine Form zu zwingen vermag, die letzten schwer sichtbaren Adern
bloßzulegen, die irgend einen Compler von Gefühlen, also einen lyrischen
Stoff, durchziehen. Er begnügt sich nie damit, die Empfindungen in ihren
rohen Umrissen, ihrer äußeren Einfachheit zu geben. Ueberall spürt er

<"page199">

ihren ersten Gründen nach, sucht ihre Zusammenhänge mit den Empfindungs-
welten überhaupt zu fassen und so das, was eigentlich nur Theil der großen
Einheit aller Erscheinungen ist, im Sinne dieser Einheit, als diese Einheit
selbst zu geben. Es ist dies Dehmel möglich, weil er seine Gedichte einem
so intensiven Erleben, namentlich des Sexualen, verdankt. Ihr Chaotisches,
das sich ja in der primitivsten Natur gerade so urspröglich zu äußern
vermag, wie in der raffiniertesten Cultur, ist ihr Echtes. Sieht man von
nicht allzu vielen Ausnahmen, die auch hier nur die Regel bestätigen, ein-
mal ab, so kann man wohl sagen: bei Dehmel ist jedes Wort, jedes Bild,
jede Vorstellung absolut herausgeboren aus der Situation eines jeden
Stoffes – gerade so wie diese aus der Situation des entsprechenden
Erlebens.

Und jedes Wort, jedes Bild, jede Vorstellung hat nur den Sinn, den
Hintergrund zu geben, aus dessen schwerer dunkler Nothwendigkeit diese
Situation wieder heraussprang: jenes Schicksal, das in gleicher Weise über
der Einzelcreatur, wie über dem Weltganzen ist.

Eines der schönsten suggestivsten Gedichte mag hier in seiner Ganzheit
folgen, um einen kleinen Beweis dafür zu erbringen. Es heißt „Unsere
Stunde“ und steht in den „Lebensblättern“.

„Es dunkelt schon, komm, geh nach Haus,
komm! Das Kastanienblattgewühl
streckt sich wie Krallen nach uns aus.
Es ist zu einsam hier, zu schwül
für uns..
Denn sieh: die Linien Deiner Hand,
sieh, find den meinen viel zu gleich,
du scheint mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich.
Ich hatt'ne Schwester, die ist todt:
Sei nicht so stumm, als wärst Du taub!
die Abendwolke dampft so roth
durch's junge Laub,
als ob sie uns Blutschande droht.
Horch! Ja, so wild und unverwandt,
wie jetzt die Nachtigall da schlug,
zittert Dein Herz in meiner Hand.
Wir wissen es, das ist genug
für uns.

In früheren Zeiten hätte ein solcher Stoff, vorausgesetzt, daß er in
einer Dichterpsyche überhaupt möglich geworden wäre, zu einer inneren Be-
gründung und äußeren Gestaltung wohl einen ganzen Roman, zum mindesten
eine Novelle erfordert. Dehmel macht ihn jetzt der Lyrik dadurch zugänglich, daß er

<"page200">

ihn auf sein Wesentliches zurückführt und dann das psychologische Resultat zur
höchsten Einfachheit des Ausdrucks condensiert: daß er trotzdem noch Atmosphäre
um sich behält – die Atmosphäre des Lebens, das ja oft in einer einzigen
Geste mehr ausdrücken kann, als durch tausend erklärende Worte: das ist
es, was das Gedicht zum Kunstwerk macht!

Man hat damit wohl überhaupt das neue Mittheilungsvermögen, durch
das die Wenigen ihre Künstlerexistenz rechtfertigen können, die in unseren
Tagen jenen schmerzhaften Kampf um der Menschheit Zukunft kämpfen, von
dem ich zu Anfang jagte; wenigstens vollzieht sich in ihnen Allen dieser
gleiche Proceß: mit weniger Aeußerlichem mehr Innerliches geben zu wollen!
Unablässige Arbeit ist dazu erforderlich und ein Schöpfermuth, wie man
ihn nur in den großen Epochen der Kunst findet, in denen verwandte
Ziele scheinbar spielend unter den größten Mühen erreicht worden sind.
Daß die Künstler von heute nun wiederum von diesem Ernst ihrer Aufgabe
wissen, ist das beste Zeichen ihrer Größe! Man denke nur an Klinger...!
Und wie speciell Dehmel an sich, an einen Stoffen und deren immer
prägnanterer Wirkung arbeitet, das kann man so recht aus der erwähnten
Neuauflage der „Erlösungen“ sehen: wohl kein Gedicht ist in der alten Fassung
stehen geblieben; aus allen liest man das unablässige Bemühen, zum letzten
Ausdruck zu gelangen und jene proportionale Vereinigung des Inneren und
des Aeußeren, des Stofflichen und des Formlichen zu erreichen, durch die
Dehmel zum Vollkünstler wird. Die Stürmer und Dränger unserer jungen
Dichtung ließen sich noch von ihrem Stoff überrumpeln. – Er dagegen
zwingt die aufbegehrende Wildheit seiner Affecte, indem er diese darstellt,
ringt sie solange nieder, bis sie nicht mehr in ihm sind und sie ihm selbst
nicht mehr, sondern der Menschheit gehören.

<"page201">

Der Maler David und die Revolution.

Don
Gustav Straftauer.
– Breslau. –

Jacques Louis David gesellte sich als Mitglied des Convents zu
S
"- Z.
den Männern des Berges und schloß sich dem Gefolge des Blut-
S-K menschen an, in dem die Revolution gipfelte. Der Künstler,
der in seinen Werken die erhabensten Gedanken darstellte, erniedrigte sich
zum Genoffen und Freunde der Machthaber, die Frankreich dem Schrecken
unterwarfen. Wie ist diese Verirrung des Malers aus seiner Entwicklung,
aus seinem Charakter zu erklären?

David kam in schroffem Gegensatz zur Kunst einer Zeit empor.
Diese Kunst bewegte sich in conventionellen Formen und verpönte das
Studium der Natur, behauptete ja ein hervorragender Maler der Zeit, daß
es den Geschmack verderbe. Auch sah sie es nur auf sinnliche Wirkung ab

und ging in leichtfertiger Tändelei ganz und gar auf: sie gefiel sich noch
als Dienerin einer verderbten Gesellschaft, als schon die Literatur den
Sturm ankündigte, der über Frankreich dahinbrausen sollte. Und gerade
der Hauptvertreter dieser feilen Kunst, Boucher, sollte dem jungen David,
seinem Verwandten, die Wege ebnen. Er ermöglichte ihm nicht nur die
Erfüllung eines Lieblingswunsches, Maler zu werden, sondern er führte
ihn auch einer Kunstrichtung zu, der die Zukunft gehörte. Er vertraute
ihm nämlich der Obhut eines Gegners Vien an, der für ein eifriges Studium
der Natur und der Antike eintrat.
Davids Laufbahn begann mit einer trüben Erfahrung. Er bewarb
sich drei Mal vergeblich um den römischen Preis, der ihm das Schöpfen
aus der lautersten Quelle der Kunst gestatten sollte, schon trug er sich mit
Selbstmordgedanken, als endlich ein Ringen den ersehnten Lohn fand.

<"page202">

In Rom widmete er sich ein halbes Jahrzehnt mit heißem Bemühen dem
Studium nicht allein der antiken Denkmäler, sondern auch der Werke
Rafaels und der Naturalisten. Dadurch entfremdete er sich immer mehr.
der herrschenden Richtung. Er mied jene süßlichen Stoffe mit dem eroti-
ichen Beigeschmack, strebte nach Ernst und Würde, faßte die Kunst wieder
als eine hehre Göttin auf, als eine Lehrerin der Menschheit. Während
sich die Modemaler in den breitgetretenen Geleisen der Mythologie bewegten
und nicht müde wurden, den heiteren Olymp, „dieses Spiegelbild des
höfischen Lebens", auf die Decken der Paläste oder auf die Leinwand zu
zaubern, stieg David in den tiefen Schacht der Geschichte hinab, um er-
hebende Thaten der Vergangenheit darzustellen. Besonders bot ihm die
römische Geschichte die Stoffe, die er suchte, jene glänzenden Beispiele der
Aufopferung für das öffentliche Wohl, der völligen Selbstverleugnung gegen-
über den Geboten des Staates. Es waren die wirksamsten Gegenstände,
die der Künstler finden konnte, weil sie in hohem Grade der Zeitströmung
entsprachen. Denn immer mächtiger regte sich in Frankreich der Unwille
gegen die Bevorrechteten, die ihre Pflichten gegen die Gesammtheit vernach-
lässigten und nur den Genüssen fröhnten. David traf auch die Art der
Darstellung, für die ein Volk so empfänglich ist, jenes rhetorische Pathos,
machen ja, wie ein feinsinniger Kenner bemerkt, eine Gemälde den Ein-
druck, als ob ihr Inhalt mit erhobener Stimme von der Rednerbühne ver-
kündet würde. Es ist aber dieser Vortrag unseres Künstlers nicht der
Ausdruck eines überwallenden Gefühls, er entquillt nicht echter Begeisterung,
sondern kühler Berechnung.
Wir finden nämlich in David zwei Seelenstimmungen vereinigt, die
einander zu widerstreben scheinen, das glühende Erfaffen einer Idee trotz
aller Kälte des Empfindens. Solche Naturen sind aber der Nährboden des
Fanatismus. Es ist eine Fülle von Zündstoff in ihnen angehäuft, und
schnell entflammt, eilen sie von Stufe zu Stufe, durch die ihnen eigene
Folgerichtigkeit leicht geneigt, das Maß zu überschreiten. Dieser Hang zu
dem Extrem tritt schon in dem Jüngling hervor, in dem der Mißerfolg
Selbstmordgedanken erweckt. Seine vulcanische Natur prägte sich auch in
seiner äußeren Erscheinung deutlich aus. Das läßt besonders sein Selbst-
bildniß aus dem Jahre 1790 erkennen. Diese eckigen, scharfen, spitzen
Züge, diese drohenden Augen mit den zusammengezogenen Brauen scheinen
Unheil zu verkünden. Das Antlitz gleicht einer düsteren Landschaft, über
der sich Gewitterwolken thürmen. Eine solche Natur mußte von der Be-
wegung, die über Frankreich hereinbrach, in allen ihren Fasern ergriffen
werden.
David begründete seinen Ruhm durch den „Schwur der Horatier".
Als das Bild im Salon des Jahres 1785 erschien, setzte es ganz Paris
in Bewegung. David wurde den gefeiertsten Malern an die Seite gestellt,
es galt als unzweifelhaft, daß er ein Meisterwerk für alle Zeiten geschaffen.

<"page203">

Aber die Nachwelt hat dieses Urtheil nicht bestätigt. Den Zeitgenoffen
schien auf diesem Bilde die Antike in ihrer reinsten, hehrten Gestalt wieder-
gekehrt zu sein, doch ist in der That nur das äußere Beiwerk aus der
alten Welt entlehnt, ihren Geist hat der Künstler nicht erfaßt. Davids
Horatier sind nicht altrömische Krieger, sondern nur zierliche Pariser, denen
der Mummenschanz der entschwundenen Zeit etwas fremdartig zu Gesicht
steht. Dieses Geschniegelte und Gebügelte, dieses Glatte und Geleckte weist
eher auf modernes Stutzerthum, als auf antikes Heldenthum hin. Auch ist
es dem Maler nicht gelungen, einen Gestalten den Ausdruck zu verleihen,
der der Situation entspricht, in ihrem Antlitz prägt sich nicht die Un-
erschütterlichkeit des Entschlusses und die volle Hingebung an ein hohes Ziel
aus, nichtssagend erscheinen uns die Züge sowohl des Vaters wie der
Söhne. Ueber die lebendige Mannigfaltigkeit der Natur hat in dieser
Darstellung die starre Einförmigkeit der Schablone triumphiert. Wenn der
Künstler dennoch eine so hohe Bewunderung erregte, so verdankte er es be-
sonders dem zeitgemäßen Stoff eines Bildes. David sprach mit einem
Werke den Besten seiner Zeit aus der Seele; Tausende lebten und webten
schon in der Geschichte des alten Rom, in dem sie das staatliche Ideal er-
blickten. Aber sie legten sich das Römerthum so zurecht, wie sie es eben
brauchten, halb antik, halb modern, und dieser schiefen, irrigen Vorstellung
entsprach Davids „Schwur der Horatier" ganz und gar.
Das nächste Römerbild Davids stellt den Junius Brutus dar, der
seine eigenen Söhne, die sich an einer Verschwörung gegen die Republik
betheiligt haben, hinrichten läßt. Und zwar zeigt es uns den Begründer
der römischen Freiheit nicht während des grausigen Vorganges, sondern erst
nach geschehener That in seinem Hause. Er sitzt vor einer Bildsäule der
Roma, in tiefes Sinnen versunken. Durch die Pforte nahen die Lictoren,
die die Leichen der Unglücklichen in das väterliche Heim tragen. Gegen-
über dem Eingang erblicken wir die Gruppe der klagenden Frauen. Die
Gattin des Brutus streckt wie abwehrend ihre Rechte gegen die Schergen

aus, die eine der Töchter hebt ihre Hände voll Entsetzen empor, die andere birgt ihr Gesicht an der Brust der Mutter. Auch mit diesem Bilde können wir uns nicht recht befreunden, denn das Antlitz des Brutus erscheint uns wenig beseelt, die Haltung der Frauen zu theatralisch, und das hohle, dröhnende Pathos des Künstlers ist in diesem Werke auf die Spitze getrieben..

Aber auch dieses Gemälde fand wegen eines zeitgemäßen Stoffes großen Beifall. Schon betonte man den Gegensatz zwischen dem ehernen Pflichtgefühl des Brutus und der sträflichen Nachsicht des Königs gegen die Prinzen, die nach dem Auslande flüchteten. Als nämlich der Brutus im Salon des Jahres 1789 erschien, war schon die offene Empörung ausgebrochen. Die Abgeordneten des dritten Standes hatten sich als Nationalversammlung constituiert und hatten den Schwur geleistet, nicht eher aus-

<"page204">

einanderzugehen, als bis sie dem Lande eine neue Verfassung gegeben. Paris hatte auf die Einsetzung eines freiheitsfeindlichen Ministeriums mit dem Sturm auf die Bastille geantwortet und damit auch dem flachen Lande das Zeichen zum Sturm gegen die alte Ordnung gegeben. An den Umschwung der Dinge wurden die Besucher der Ausstellung schon dadurch gemahnt, daß die Schüler der Malerakademie, die die Aufsicht führten, die Uniform der Nationalgarde trugen.

Auch David wurde alsbald in den Strudel der Revolution hineingeriffen. Als Vorkämpfer der Gleichheit und Brüderlichkeit kündigte er der höchsten Vertretung seines Standes, der Akademie, die Fehde an. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begründet, um die Künstler dem Zwange der Zunft zu entziehen, hatte sich diese Körperschaft allmählich selbst zu einer Zunft herausgebildet. Die Freiheit der Künste, von der ihre Devise sprach, war für sie nur noch ein leerer Klang. Die Akademie zerfiel in drei Gruppen; allein die erste hatte beschließende, die zweite nur berathende Stimme, die Künstler der dritten Gruppe wurden wohl zur Ausstellung im Salon zugelassen, aber erst nach der Vollendung eines Meisterstücks in das Mitgliedsverzeichniß der Akademie eingetragen. Nach dieser Abstufung der Künstler richtete sich auch der Platz, der ihren Werken im Salon angewiesen wurde. Die Anregung zu einer Reform der Akademie ging von der zweiten Gruppe aus, und zwar übernahm David gleich von Anfang an die Führung der Unzufriedenen. Sie stellten die Forderung, daß Vertrauensmänner aus allen Gruppen, in einer Generalversammlung gewählt, gemeinsam über die Aenderung der Statuten berathen sollten. Aber die Gewaltigen der Akademie, die einen stürmischen Verlauf der Verhandlungen befürchteten, wollten zunächst nur gestatten, daß jede Gruppe für sich eine Denkschrift über die Erneuerung der Körperschaft einreiche. Als jedoch die Opposition auf ihrem Verlangen beharrte, wurden ihr die Sitzungsräume der Akademie im Louvre verschlossen. Sie ließ sich aber durch dieses kleinliche Mittel nicht mundtodt machen, trat mit der politischen Opposition in Verbindung, suchte Fühlung mit dem mächtigen Gemeinderath. Da wandte sich der Vorsitzende der Akademie, Vien, der ehemalige Lehrer Davids, um Hilfe an den Generaldirector der königlichen Bauten, den Grafen d'Argenwillers, dem die Akademie unterstellt war, obwohl er nicht das mindeste Kunstverständniß besaß und sich die Künstler weidlich über ihn lustig machten. Aber der einst so gebieterische und rücksichtslose Graf trug jetzt Bedenken, die öffentliche Meinung herauszufordern, und lehnte jede persönliche Einmischung in die heikle Angelegenheit ab. Deshalb entschloß sich Vien zu einem halben Entgegenkommen, er gestand die Wahl von Vertrauensmännern nur den ersten beiden Gruppen zu, erlangte jedoch damit einen durchschlagenden Erfolg.

Davids Reihen lichteten sich nun immer mehr, nur eine kleine Schaar blieb ihm treu. Trotzdem setzte er den Kampf fort, er suchte den Jakobiner-

<"page205">

club für seine Sache zu gewinnen und wandte sich mit einer Denkschrift an die Nationalversammlung, nicht vergebens. Denn diese forderte jetzt von allen Akademieen Gutachten über eine neue Organisation ein, plante also eine Reform aller dieser Körperschaften. Unterdessen hatten sich aber die Vertrauensmänner der beiden Gruppen verständigt; der Kampf, den fast zwei Jahre gedauert (1789–1791), wurde durch einen Waffenstillstand beendigt, der wenigstens die allerschlimmsten Gebrechen der alten Ordnung beseitigte. Doch David stand grollend bei Seite. Da nach seiner Ansicht die Künstler eine Familie bilden sollten, Alle gleich an Rechten, konnte er sich nicht mit einer Verfassung einverstanden erklären, die noch eine gewisse Abstufung und Gliederung unter ihnen aufrecht erhielt. Von Neuem trat er für die Gleichberechtigung einer Standesgenossen ein, als die Künstler, die nicht der Akademie angehörten, an die Nationalversammlung eine Petition um die Zulassung zum Salon richteten. Er sandte nämlich auch eine Zuschrift an die Nationalversammlung, in der er die Akademie u. A. deshalb angriff, weil sie ihren Mitgliedern die Ausstellung älterer Werke gestattete, um den Salon zu füllen und ihm den anderen Künstlern zu verschließen. Den Bericht über die Petition erstattete der Abgeordnete Barère. Er schilderte, nachdem er den Widerspruch zwischen den Vorrechten der Akademie und der neuen Staatsordnung hervorgehoben, in lebhaften Farben die traurige Lage der vom Salon ausgeschlossenen Künstler, die unter dem ancien régime ihre Werke auf einem offenen, allen Unbilden der Witterung preisgegebenen Platze dem Publicum vorführen mußten. Dann rühmte er David, der sich der Bedrängten so wacker angenommen, als „das wahre Talent“, das „den Wettbewerb nicht fürchtet“. Schließlich begründete er den Antrag, zur nächsten Ausstellung nicht nur alle einheimischen, sondern auch die fremden Künstler aufzufordern, und setzte einen weitherzigen Vorschlag durch. Es war die natürliche Folge dieses Beschlusses, daß die Akademie nun auch das Preisrichteramt, das sie bis dahin allein besessen, mit den übrigen Künstlern theilen mußte. David hatte damit seinen ersten

Erfolg im Kampfe für die Gleichberechtigung einer Standesgenossen
errungen.
Schwebte ihm in der That nur dieses edle Ziel vor? Der Secretär
der Akademie, Remou, schrieb damals an einen befreundeten Abgeordneten,
David wolle sich unter dem Deckmantel der Gleichheit die Dictatur ver-
schaffen, er wolle die Akademie vernichten, um allein zu regieren. Dieses
Urtheil ist nicht ganz unbegründet. Der Künstler zeigte jenen tyrannischen
Zug, der oft mit einem starken Selbstbewußtsein verbunden ist. Als er
mit Hilfe einer Freunde aus dem Jakobinerclub ein Mandat für den
Convent erlangt hatte, entwickelte er sich immer mehr zum Herrscher der
Künste. Er gewann im Ausschuß für den öffentlichen Unterricht, dem auch
die Kunstangelegenheiten überwiesen wurden, ein unbestrittenes Ansehen.
Deshalb konnte er sich in einem Briefe an seinen Schüler Topino Lebrun,

<"page206">

der sich eines Meisters als ein Scherge der Schreckensherrschaft würdig
erwies, voll Selbstgefälligkeit rühmen, er sei in jenem Ausschuß „très
aimé“. Er wurde gewöhnlich mit der Berichterstattung von dem Convent
beauftragt und setzte auch hier eine Vorschläge leicht durch; nur selten erhob
sich in der Versammlung ein Widerspruch gegen eine Ausführungen. Kam
es aber zu einer Debatte, dann gerieth er leicht in Zorn, denn es fehlte
ihm die Schlagfertigkeit sachlicher Erwiderung.
David benutzte nun eine einflußreiche Stellung im Convent, um den
Kampf gegen die verhaßte Akademie fortzusetzen und ihr schließlich den
Garaus zu machen. Er setzte (im November 1792) den Beschluß durch,
daß die Stelle des Directors der französischen Akademie in Rom – eine
Stelle, deren Besetzung nach den Vorschlägen der Pariser Akademie erfolgte
– aufgehoben wurde. Welches hämische Behagen empfand nun David,
als der zum Director bestimmte Künstler, den er für einen Aristokraten
und Ignoranten hielt, das Nachsehen hatte, als der arme Mann, der schon
seine Koffer gepackt, seine Abschiedsbesuche gemacht hatte, in Paris bleiben
mußte! Wie seltsam, daß die Akademie den Künstler, der ihr so mächtige
Schläge versetzte, immer noch zu ihren Mitgliedern zählte, ihm sogar noch
Ehren erwies! Vielleicht hoffte sie, dadurch den eitlen Mann noch be-
sänftigen zu können. Doch sollte sie nur zu bald erkennen, wie sehr sie
sich getäuscht. Er wurde, als die Reihe an ihn kam, höflicht ersucht, einen
Monat in der Klasse für Modellzeichnen zu unterrichten, wenn es ihm die
Pflicht des Abgeordneten gestatten würde. Da antwortete er mit einer fast
beleidigenden Kürze: „Je fus autrefois de l"académie.“
Am 8. August 1793 schlug die Todesstunde der Akademie. An
diesem Tage hielt der Abgeordnete Grégoire im Convent einen Bericht
über die Aufhebung dieser Körperschaft. Er wies auf das bevorstehende
Fest der Freiheit hin, das am 10. August zum Andenken an den Auf-
stand, der den Sturz des Königthums herbeigeführt, gefeiert werden sollte.
„An diesem Tage,“ rief er aus, „dürfen keine Einrichtungen mehr bestehen, die
das Gepräge des Despotismus tragen.“ Dann zählte er die Versündigungen
der Akademie gegen eine Reihe großer Männer auf und klagte die Mehr-
heit ihrer Mitglieder der Feindseligkeit gegen die neue Ordnung an.
Nach Grégoire ergriff David das Wort. Er erklärte, die Manen
aller der Unglücklichen rächen zu wollen, die die Akademie am Empor-
kommen gehindert hat. „O, Ihr für die Nachwelt verlorenen Talente,“
rief er aus, „o, Ihr großen verkannten Männer! Ich werde Euren Manen
Genugthuung verschaffen, ihr werdet gerächt werden! Euer Unglück, er-
lauchte Opfer, ist es, unter Königen, Ministern, Akademieen gelebt zu haben.“
Dann setzte er das Verkehrte der akademischen Lehrweise auseinander:
„Da sich jährlich zwölf Professoren, je einer monatlich, wetteifernd bemühen,
die ersten Grundsätze zu zerstören, die ein junger Künstler von seinem Lehrer
empfangen hat, hält ja jeder dieser Professoren nur eine Grundsätze für

<"page207">

gut, so muß der arme junge Mann, um ihnen gefällig zu sein, zwölfmal
im Jahre eine Art, zu sehn und zu arbeiten, ändern. Ueberwindet er
aber durch eine seltenen Anlagen diesen schlechten Unterricht, dann erregt
das Kind so vieler Väter den gemeinen Neid aller dieser Lehrer, die sich
vereinigen, um ihn zu verderben.“ „Denn die Akademie,“ fährt er fort,
„sucht die hervorragenden Künstler zu unterdrücken, sie betrachtet es als
ihre Aufgabe, das Gleichgewicht der Talente aufrecht zu erhalten.“ Und
nun schilderte er, indem er eine Reihe haarsträubender Fälle anführte, im
Stile des Schauerromans die Niederträchtigkeit der Kunsttyrannen. Es
war ein Erguß, so recht geschaffen für die empfindsamen Seelen des
Convents. Die Akademie wurde aufgehoben.
Damit war das letzte Hinderniß beseitigt, das Davids Kunstherrschaft
entgegenstand. Welchen Gebrauch machte er nun von einer Gewalt? Er
entwarf ein Regierungsprogramm in dem Berichte über die Zusammen-
jetzung der Jury, die jetzt anstatt der Akademie die großen Preise an die
jungen Künstler vertheilen sollte. Diese schwülstige und verworrene Aus-
einandersetzung läuft auf die Forderung hinaus, daß die Kunst die Bürger-
tugenden, die Hingebung für das Vaterland zu wecken habe. Er stellte
ihr also im Wesentlichen eine politische Aufgabe. Dieser Auffassung ent-
sprachen auch die Vorschläge, die er für die Zusammensetzung der Jury
machte. Daß er nicht lediglich Künstler in das Preisgericht aufnahm, in
der Besorgniß, daß dann die bloße Routine die Oberhand erhalten werde,
ist wohl zu billigen. Aber wenn eine Wahl auf einen gesinnungstüchtigen
Schuster und berüchtigte Helden des Jakobinerclubs und Gemeinderaths
wie Pache und Hébert fiel, wenn er einem Phrasendrescher des Convents
den Vorsitz verschaffte, so erniedrigte er die Kunst zur Sklavin der Macht-
haber. –.
Wie aber die Politik den künstlerischen Geschmack verdirbt, das läßt
David selbst an einem schlagenden Beispiel erkennen. Er unterbreitete dem
Convent den Entwurf zu einem geradezu ungeheuerlichen Denkmal des

französischen Volks. Auf den übereinandergehäuften Trümmern „der Götzen-
bilder, die einst die Tyrannei und der Aberglaube errichtet haben,“ sollte
sich das 15 Meter hohe Standbild des Volkes erheben, in der einen Hand
die Sinnbilder der Freiheit und Gleichheit, in der anderen eine Keule
haltend. Bestimmte Kraft- und Kernworte der Revolution sollten an dem
Standbilde prangen, nämlich auf der Stirn „Licht“, auf der Brust
„Natur und Wahrheit“, auf den Armen „Kraft“, auf den Händen „Arbeit“,
Das Ganze erscheint als eine wahre Versündigung an der Kunst. Zum
Glück kam der Entwurf nicht zur Ausführung. Dieselbe Verirrung des
Geschmacks tritt uns in dem von David angeregten Plan entgegen, die
Revolution durch das Zusammenwirken aller Künste zu verherrlichen. Es
zeigt sich auch hier die Richtung auf das Kolossale, die Uebertreibung des
Symbolischen, die verschrobene Verquickung von Wort und Bild. So ge-

<"page208">

dachte man, die Tuilerieen, den Sitz des Convents, durch eine Ueberfülle
von Bildsäulen republikanischer Tugenden zu schmücken und auf einer
Säulenhalle des Palastes die Verfassung und die Erklärung der Menschen-
rechte in Buchstaben von Goldbronze anzubringen. Dazu sollten sich riesige
Darstellungen der glorreichsten Ereignisse der Revolution gesellen. Aber auch
diese Entwürfe blieben auf dem Papiere stehen, am 9. Juni 1794 wurden
sie im Moniteur veröffentlicht, und am 27. Juli desselben Jahres wurde
Robespierre gestürzt.
Nur auf einem Gebiete hat sich David als Beherrscher der Kunst ein
unbestrittenes Verdienst erworben, nämlich bei der Einrichtung des Louvre-
museums. Man hatte mit dem Ordnen der reichen Kunstschätze, die der
Staat während der Revolution in seinen Besitz gebracht, eine Commission
beauftragt, die ihrer Aufgabe garnicht gewachsen war. Mehrere Meister-
werke besonders der italienischen Schulen wurden so jämmerlich restauriert,
daß sie schweren Schaden erlitten. Bei der Bestimmung der Gemälde
wurden grobe Irrthümer begangen. Kostbare Stücke wurden so aufgestellt,
daß sie Niemand sehen konnte. Die großartige Sammlung von Zeichnungen
der hervorragendsten Meister wurde den Augen der Künstler und des Publi-
cums völlig entrückt. Da griff David die Commission im Convent heftig
an, er beschuldigte sie der sträflichsten Nachlässigkeit, besonders rügte er
mit schneidendem Hohn die mißglückte Restaurierung. Es wurde nun
die unfähige Commission abgesetzt, und die Leitung des Museums ging auf
eine Behörde über, die nach den Vorschlägen Davids znsammengesetzt
wurde. Natürlich war für ihn bei der Wahl der Mitglieder auch die
politische Gesinnung maßgebend, vor Allem aber achtete er diesmal auf
gründliche Fachkenntniß. Die neue Behörde entwickelte, von David an-
gespornt, eine eifrige Thätigkeit. So wurden unter der Fülle ganz ungleich-
werthiger Werke die besten ausgewählt und nach Schulen geordnet, auch
wurden für die Benutzung der Kunstschätze Verfügungen erlassen, die zum Theil
noch jetzt in Kraft sind; und in den Berichten der Museumsverwaltung an
den Ausschuß für den öffentlichen Unterricht wurden schon wichtige Neuerungen
vorgeschlagen, die später durchgeführt wurden.
Während David die Kunst unter ein Scepter beugte, raffte er sich nur
selten zu eigenem künstlerischem Schaffen auf. Er griff nur dann zum
Pinsel, wenn es galt, die Ereignisse der Revolution, die ihm mächtig er-
schütterten, darzustellen. Es war im October des Jahres 1790, als aus dem
Jacobinerclub an den Maler der Horatier und des Brutus der Ruf
erging, jene Scene zu malen, in der die freiheitliche Begeisterung
der Zeit ihren schönsten Ausdruck fand, nämlich den Schwur im Ball-
hause. Ein Riesenbild dieses Vorgangs sollte den Sitzungssaal der National-
versammlung schmücken. Die Kosten des Werkes dachte man durch die
Subscription auf den Stich des Gemäldes zu decken, der in dreitausend
Exemplaren verbreitet werden sollte. David widmete sich der Aufgabe, durch

<"page209">

die er sich hochgeehrt fühlte, mit dem regten Eifer. Zunächst vollendete er
einen Carton für das Bild in schwarzer Kreide und Bister und unterbreitete
ihn dem Publicum auf der Kunstausstellung des Jahres 1791. Davids
Werk bildete den Glanzpunkt des Salons. Tausende strömten herbei, um
es zu bewundern und zu rühmen. Des Malers Freund André Chénier
verherrlichte es durch eine Ode, und Barère setzte in der Nationalversammlung
den Antrag durch, das Bild auf Staatskosten herstellen zu lassen. Aber
der Künstler entfremdete sich immer mehr der Aufgabe, für die er sich zu-
erst begeistert hatte. Er ging in dem politischen Treiben ganz und gar
auf und weilte lieber in dem Club als in seinem Atelier. Auch konnte
er sich, da er zur Vorhut der Revolution gehörte, für die Männer des
Ballhauses nicht mehr recht erwärmen. Deshalb wollte er auch, als er
nach einer Reihe von Jahren der Regierung das Anerbieten machte, das
angefangene Werk für einen Preis von 150 000 Frcs. zu vollenden, die
überwiegende Mehrheit der Abgeordneten, die den Eid geleistet, durch die
fortgeschritteneren Volksmänner der späteren Zeit ersetzen, eine für den jaco-
binischen Maler so recht bezeichnende Geschichtsfälschung. Aber ein Vor-
schlag wurde abgelehnt, das Gemälde kam über die ersten Anfänge nicht
hinaus. So kann uns nur der Carton, der in der Galerie der Zeichnungen
im Louvre aufbewahrt wird, über die Auffassung und die Absichten des
Künstlers aufklären. Zunächst zeigt auch dieses Werk, wie wenig David
fähig war, „Individuen in ihrer natürlichen Mannigfaltigkeit darzustellen“.
Die Gestalten sind alle nach derselben Schablone gezeichnet. Schon deshalb
muß das Ganze nüchtern und einförmig erscheinen. Dieser Eindruck wird
durch den Wald von emporgehobenen Händen und die starr auf den Präsi-
denten Bailly gerichteten Blicke noch gesteigert. Auch kennzeichnet der
Künstler die mächtige Begeisterung, die in dieser Stunde selbst die Zaghaften
ergreift, meist durch äußerliche Mittel, besonders durch das triviale Hüte-
schwenken. Nur im Vordergrunde zeigen sich Anläufe zu einer tieferen
Auffassung und zu einer edleren Darstellung. Am trefflichsten hat er den

Gedanken, daß in diesem heiligen Augenblicke selbst die schroffen Gegensätze
vor der Gewalt der Freiheits- und Vaterlandsliebe zurücktreten müssen,
durch die Gruppe der drei Geistlichen versinnbildlicht, die sich in rührender
Eintracht die Hände reichen und sich umarmen.
David weist schon in seiner Darstellung auf die drohende Herrschaft
des Volks und das nahe Ende des Königthums hin, im Hintergrunde des
Bildes sieht man nämlich wilde Gestalten mit der phrygischen Mütte, und
ein Blitz zuckt auf das königliche Schloß herab. Die Helden des Ballhauses
aber hatten noch nicht so weitgehende Hoffnungen, die maßgebende Partei
wollte zwar den Hochmuth des Hofes züchtigen, aber sie dachte nicht daran,
das Königthum zu vernichten. Doch über die Gemäßigten triumphierte die
republikanische Partei, und nicht fern war der Tag, wo der entthronte
Monarch von der Mehrheit des Convents, der auch der Künstler angehörte,

<"page210">

zum Tode verurtheilt wurde. Einer der Tyrannenmörder mußte jedoch
seine Abstimmung mit dem Tode büßen. Lepelletier de St. Fargeau wurde
von einem früheren Leibwächter des Königs in einem Restaurant des Palais
royal überfallen und niedergestoßen. Da wurde David vom Convent mit
der Anordnung der Leichenfeier beauftragt, und wie er gemäß einer An-
regung des Dichters Joseph Chénier den Todten dem Volke zeigte, so be-
schloß er ihn auch zu malen. Der mit der Bürgerkrone geschmückte
Märtyrer der Freiheit ruht nackt auf einem Bette, nur der untere Theil des
Körpers ist mit einem Tuche bedeckt, die blutige Wunde auf der linken
Seite ist deutlich sichtbar. Das Antlitz erscheint ruhig und friedlich, wie
verklärt. Das Gemälde ist ein schlichtes, treues Abbild der Natur, frei
von dem gespreizten Wesen, das der Künstler sonst in einen Werken zeigte.
Doch beeinträchtigt das politisch-allegorische Beiwerk, auf das der Mann
des Convents nicht verzichten mochte, gar sehr den reinen künstlerischen Ein-
druck. Ueber Lepelletiers Haupt hängt nämlich an einem Haare ein Schwert,
das einen Zettel durchsticht, auf dem die Worte zu lesen sind: „Je vote
la mort du tyran“. Dieses Beiwerk erklärt David in der schwülstigen
Ansprache, mit der er ein Bild dem Convent überreicht, mit den Worten:
„Seht Ihr das über seinem Haupt hängende Schwert, das nur durch ein
Haar gehalten wird? Wohlan, das besagt, welchen Muth Lepelletier und
seine edelmüthigen Genossen besitzen mußten, um den schändlichen Tyrannen
in den Tod zu schicken, da ja bei der geringsten Bewegung das Haar riß
und sie alle verloren waren.“ Das Bild wurde im Sitzungsraum des
Convents aufgestellt. David lehnte jede Bezahlung für sein Werk ab; er
bat die Summe, die man ihm zu schulden glaube, unter die Wittwen und
Kinder der Tapferen, die für das Vaterland gefallen, zu vertheilen. Deshalb
ehrte ihn die Versammlung mit der Bürgerkrone.
Noch in demselben Jahre bot sich einer Kunst ein gleicher Gegenstand
dar. Wieder galt es, einen „Märtyrer der Freiheit“ zu verherrlichen.
Marat wurde von Charlotte Corday ermordet. Durch die Vorspiegelung,
sie wolle ihm eine Verschwörung gegen die Republik enthüllen, hatte sie bei
ihm Eingang gefunden, während er im Bade saß, und hatte den tödtlichen
Stoß mit fester Hand geführt.
Obwohl Marat der ekelhafteste unter allen den schmutzigen Gesellen
war, die durch die Revolution emporgekommen, war ihm doch der Maler
der Horatier in so herzlicher Freundschaft, in so aufrichtiger Begeisterung
zugethan, daß er einmal der Entrüstung des ganzen Convents trotzte, um
für diesen Genossen, der die Versammlung schmählich beleidigt hatte, mit
der ihm eigenen Heftigkeit einzutreten. Daher wurde er durch die Nachricht
von der Ermordung des Freundes auf das Schmerzlichste ergriffen. Und
als er das Sterbegemach aufsuchte, rührte ihn dessen dürftige Einrichtung
gar sehr, so daß er den Volksmann wegen seiner Anspruchslosigkeit mit
Aristides und Sokrates, mit Fabricius und Cato verglich. Deshalb be-

<"page211">

schloß er auch, der Leichenfeier, mit deren Anordnung er vom Convent be-
auftragt wurde, das Gepräge der Einfachheit und Schlichtheit zu verleihen
gemäß „der Unbestechlichkeit des Mannes, der in ehrenvoller Armuth ge-
storben“.
Wie er den Volksfreund in dem Sterbegemach gesehen, so wollte
er ihn auch malen. Er nahm von dem Todten eine Skizze auf, die sich
durch überraschende Lebenswahrheit auszeichnet. Die brutale Grausamkeit
und die bestialische Gemeinheit des Schreckensmannes treten uns in der
Zeichnung ungemildert entgegen. Der unheimliche Eindruck wird noch durch
die gebrochenen Augen verstärkt, die zwischen den halb geöffneten Lidern
hervorschauen. Auf dem Bilde dagegen verklärte David trotz des ent-
schiedenen Strebens nach völliger Naturwahrheit das Antlitz des Freundes,
weil er ihn als den gutherzigen Volksmann darstellen wollte, dem ein
Mitgefühl mit den Leidenden und Bedrängten verderblich wurde. Denn
er zweifelte nicht, daß Marat, der krank war, die Mörderin nur aus
Barmherzigkeit vorgelassen, da sie den Brief, in dem sie ihn um eine Unter-
redung bat, mit den Worten schloß: „Es genügt mir, Ihnen mitzutheilen,
daß ich unglücklich bin, um einen Anspruch auf Ihr Wohlwollen zu besitzen.“
Auf dem Bilde hält Marat diesen Brief in der linken Hand, die kraftlos
auf dem Rande der Wanne ruht. In der rechten, die tief herabhängt,
fast den Boden streift, erblicken wir die Feder, mit der er schrieb, als
Charlotte Corday ins Zimmer trat. Die Zeilen, die er eben vollendet
hatte, liegen auf dem rohen Holzblock, der ihm als Tisch diente. Sie
enthalten die Anweisung auf ein Almosen, das er für eine Wittwe be-
stimmte, deren Mann den Tod für das Vaterland gefunden. Dadurch
kennzeichnet David den Schreckensmann als den edlen Wohlthäter des
Volkes, der trotz seiner dürftigen Einkünfte sein Scherflein beiträgt, um
die Noth der Arenen zu lindern. So versäumt der Meister Nichts, um
Abscheu zu erwecken vor der Mordthat, auf die er durch die klaffende
Wunde in der Brust des Badenden, das herabrieselnde Blut und das

Dolchmesser am Boden hinweist. Dieses Werk Davids zeichnet sich durch
seine Schlichtheit und Natürlichkeit aus, es ist frei von aller Künstelei, denn
es ist der Ausdruck einer tiefen und warmen Empfindung, es ist nicht
blos mit dem kühl. abwägenden Verstande geschaffen.
Als David dieses Bild malte, stand er auch unter dem Banne der
tiefen Trauer, die das Volk über den Verlust Marats an den Tag legte.
Die Menge verehrte den Tribunen wie einen Heiligen, verglich ihn mit
Christus, feierte ihn in überschwänglichen Liedern, errichtete ihm Altäre.
Aus der Mitte des Volkes hatte David auch die Aufforderung erhalten,
den Freund durch eine Kunst zu verherrlichen. Deshalb beginnt er die
Ansprache, mit der er das vollendete Werk dem Convent überreichte, mit
den Worten: „Ich habe die Stimme des Volkes vernommen, ich bin ihr
gefolgt.“ Dann betont er den großen Verlust, den die Armen durch

<"page212">

Marats Ermordung erlitten, er ruft ihnen zu: „Euer unermüdlicher Freund
ist gestorben, der Euch ein letztes Stückchen Brot gab, und er hat nicht
einmal so viel hinterlassen, daß davon die Kosten seiner Beerdigung be-
stritten werden konnten.“ Er nimmt ihn auch gegen die Verleumder in
Schutz, nennt ihn im Gegensatz zu denen, die ihn als blutdürftig bezeichnen,
das geliebte Kind der Humanität, die niemals Thränen über ihn vergoffen
hätte. David verlangt schließlich für einen Freund die Ehren des Pantheons,
auf die er einen begründeteren Anspruch habe als Mirabeau. „Heute,“
sagt er, „haben die Tugenden, die Anstrengungen des Volkes den Nimbus
Mirabeaus zerstört, die Wahrheit wird offenbar, vor ihr schwindet der Ruhm
des Freundes der Könige wie ein Schatten. Das Laster, die Lüge soll
das Pantheon verlassen. Das Volk ruft den hinein, der es niemals
täuschte.“ So kennzeichnet diese Rede zugleich die völlige Verblendung
und die glühende Begeisterung, mit der David ein Werk ersonnen und
vollendet hat.
Die nächste künstlerische Aufgabe, die der Convent David übertrug,
bestand in der Darstellung des jugendlichen Helden Barra. In der Sitzung
des Convents vom 28. December 1793 pries kein Geringerer als Robes-
pierre den Knaben als ein Vorbild der Vaterlandsliebe, weil er im Kampfe
gegen die Vendéer „Wunder der Tapferkeit“ vollbracht, von Feinden um-
ringt, ihnen zum Trotz: „Es lebe die Republik“ gerufen und deshalb den
Tod erlitten hätte. Daher beantragte er unter der begeisterten Zustimmung
der Versammlung für den jungen Helden die Ehren des Pantheons.
Barère setzte noch den Beschluß durch, daß das Bild des Knaben, von
David gemalt, in allen Volksschulen Frankreichs ausgestellt werden solle.
Der Künstler war für diese Aufgabe so begeistert, daß er gleich nach dem
Verlassen der Sitzung die Vorarbeiten begann. Aber ein Eifer erkaltete
sehr schnell, er kam nicht über den ersten Entwurf hinaus. Die Zeichnung,
die sich im Museum zu Avignon befindet, stellt den sterbenden Barra dar,
wie er, seiner Kleider beraubt, ausgestreckt am Boden liegt, die dreifarbige
Cocarde an sein Herz drückend. Es wird bedauert, daß David den Ent-
wurf nicht ausgeführt hat; denn dieses Werk würde ein interessantes Gegen-
stück zu seinem Lepelletier und seinem Marat gebildet haben; es wird als
das zarteste und lieblichste Werk des Meisters bezeichnet.
Zugleich mit Barra sollte ein anderer Knabe, der als Held gefallen,
nämlich der Provençale Viala, in das Pantheon aufgenommen werden.
David verkündete den Ruhm dieses Knaben im Convent mit gewohnter
Ueberschwänglichkeit. Nach der Erzählung des Künstlers zerschnitt Viala
den Strick einer Fähre, auf der die Aufständischen von Marseille über die
Durance setzen wollten, da traf ihn die tödtliche Kugel, und mit den
Worten: „Ich sterbe für das Vaterland,“ hauchte er seinen Geist aus.
David entwarf auch das Programm für das Fest, das zu Ehren der beiden
Knaben gefeiert werden sollte. Denn der Maler der Horatier galt als der

<"page213">

berufenste Festordner der Republik. Seine Befähigung für diese Aufgabe
bewährte er schon bei der Ueberführung der Gebeine Voltaires in das
Pantheon (11. 7. 91), bei der Verherrlichung der Meuterer von Chateau-
vieux, bei dem Leichenbegängniß Lepelletiers und Marats.
In einer ganzen Eigenart zeigt sich jedoch der Festordner David erst
bei dem Feste der Einheit und Untheilbarkeit der Republik, das am
10. August 1793, am Jahrestage des Sturmes auf die Tuilerien, zu
Ehren der neuen Verfassung veranstaltet wurde. Es wird dem Künstler,
obwohl sich der Staat in großer Geldnoth befindet, die Summe von
1200000 L. zur Verfügung gestellt. So braucht sich eine Phantasie, die
sich gern ins Riesengroße verliert, keine Schranken aufzuerlegen. Er will
dem ewigen Gott das Volk der Freiheit und Gleichheit in einer ganzen
Herrlichkeit vorführen. Deshalb entwirft er ein so reichhaltiges Programm,
daß ein langer Sommertag kaum zu einer Erledigung hinreicht. Schon
vor Sonnenaufgang müssen die Festgenoffen aufstehen und sich auf dem
Bastilleplatz sammeln. Hier erhebt sich auf den Trümmern der Zwingburg
das Standbild der Natur. Zwei Wafferstrahlen sprudeln beständig aus
ihren Brüsten zum Zeichen ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit, ihr zur Seite
stehen zwei Löwen als Sinnbilder ihrer Kraft. Hier findet jene Ceremonie
statt, in der der Gedanke zum Ausdruck kommt, daß das französische Volk,
durch die Rückkehr zur Natur erneuert, ein Volk von Brüdern ei: von
dem Wasser, das die Natur spendet, trinken unter Trommelschlag, Trompeten-
geschmetter und dem Donner der Geschütze der Präsident des Convents und
die Bevollmächtigten der Urversammlungen des Landes und ertheilen sich
den Bruderkuß. Lieder, die sich auf diese Ceremonie beziehen, werden nach
der Melodie der Marseillaise gesungen. Dann ordnet sich der Festzug, um
den Marsch über die Boulevards anzutreten. Er wird durch die Volks-
gesellschaften eröffnet, die die Obrigkeit überwachen. Das Banner des
Jakobinerclubs mit dem Auge der Wachsamkeit, das eine dichte Wolke
durchdringt, flattert ihnen voran. Es folgen die Mitglieder des Convents,

Sträuße aus Kornähren und Früchten in der Hand; einige von ihnen
tragen die von David entworfene Lade, die die Tafeln der Menschenrechte
und der Verfassung enthält. Um den Convent bilden die Bevollmächtigten
der Urversammlungen, unter einander durch dreifarbige Schnüre verbunden,
eine Kette. In der einen Hand tragen sie eine Pike, die auf einem Bande
den Namen ihres Departements zeigt, in der anderen einen Oelzweig.
Die ganze Gruppe soll die unerschütterliche Einigkeit, die ungetrübte Eintracht
des Vaterlandes andeuten. Den dritten Theil des Zuges bildet das
souveräne Volk, ein buntes Durcheinander der verschiedensten Stände, hoch
und niedrig unmittelbar neben einander, der Maire mit einer Schärpe an
der Seite des Holzhauers oder des Maurers. Auch rührende und liebliche
Gruppen ziehen an dem Zuschauer vorüber. Schüler der Blindenanstalten
und Kinder aus den Findelhäusern stellen die öffentliche Barmherzigkeit dar.

<"page214">

Ein greises Paar inmitten einer Lieben, auf einem von seinen Kindern
gezogenen Wagen thronend, soll die Familie als Grundlage des Staates
verherrlichen. Dieser idyllischen folgt eine pathetische Scene. Unter dem
Klange kriegerischer Weisen geleitet eine Abtheilung von Soldaten einen mit
acht weißen Roffen bespannten Wagen, auf dem eine Urne mit der Asche
der für das Vaterland gefallenen Helden ruht. Auf dem nächsten Wagen
liegen die Abzeichen des Königthums und des Adels, und das Volk, das
den Wagen umgiebt, trägt Fahnen mit der Aufschrift: „Seht hier das, was
immer das Unglück der menschlichen Gesellschaft war.“.
Der Festzug macht zuerst auf dem Boulevard Poissonière Halt, wo
ein Triumphbogen zum Andenken an die Ereignisse vom 3. und 6. October
1789 errichtet worden. An diesen Tagen, au denen das Volk den König ge-
zwungen, nach Paris überzusiedeln, hatten sich einige Weiber der Halle hervor-
gethan. Die Heldinnen werden jetzt vom Präsidenten des Convents mit
Lorbeerkränzen geschmückt. Als dann begiebt sich der Zug auf den Revolutions-
platz, den Platz, wo Ludwig XVI. hingerichtet worden. Hier findet um
das Standbild der Freiheit eine Reihe von sinnbildlichen Handlungen statt.
Die Attribute des Königthums werden auf einem Scheiterhaufen verbrannt,
und das Andenken des „Tyrannen“ wird verflucht. Tausende von Vögeln,
mit Bändern geschmückt, werden befreit, um „dem Himmel die Freiheit zu
verkünden, die der Erde wiedergegeben ist“. Hierauf marschiert der Zug
auf den Invalidenplatz, den David mit einem Standbild des französischen
Volks geschmückt, einer herkulischen Gestalt, die ein Bündel, das Zeichen
der Einigkeit, hält und sich des Föderalismus erwehrt, eines Ungeheuers,
das es ihm entreißen will. Von hier wendet sich der Zug nach dem Mars-
felde, auf dem das Volk an einem mächtigen Altar der Freiheit den Schwur
auf die Verfassung leistet, während der Präsident des Convents die von
den Bevollmächtigten der Urversammlungen getragenen Piken zum Zeichen
der Untheilbarkeit Frankreichs zusammenbindet. Dann bringt das Volk die
Aschenurne auf den Platz, wo für die gefallenen Helden ein Grabdenkmal
errichtet werden soll. Mit einer pantomimischen Darstellung der wichtigsten
Ereigniffe der Revolution erhält das Fest seinen Abschluß. Zum Andenken
an diesen Tag beschließt der Convent auf Davids Vorschlag, eine Denkmünze
prägen zu lassen, die auf der einen Seite das Standbild der Natur und
die Scene der Erneuerung, auf der anderen Seite die Lade der Verfassung
und das Bündel der Einigkeit zeigen soll.
Das nächste bedeutsame Fest, für das David das Programm entwarf,
war das des höchsten Wesens, das am 8. Juni 1794 gefeiert wurde. Am
Vorabend dieses Tages schildert er dem Convent das Schauspiel, das er
ihm darbieten will, in den glühendsten Farben. Sein Bericht beginnt mit
folgenden Worten: „Kaum verkündet das Morgenroth den Tag, und schon
hallen die Klänge einer kriegerischen Musik von allen Seiten wieder und
laffen auf die Stille des Schlafs ein entzückendes Erwachen folgen. Beim

<"page215">

Anblick des wohlthätigen Gestirns, das die Natur belebt, umarmen sich
Freunde, Brüder, Kinder, Greise und Mütter und beeilen sich wetteifernd,
das Fest der Gottheit zu schmücken und zu feiern. Man sieht sogleich drei-
farbige Bänder draußen an den Häusern flattern, die Eingänge werden
mit grünen Gewinden geschmückt, die Mutter durchflicht mit Blumen das
wallende Haar ihrer geliebten Tochter, der Sohn ergreift mit kräftigen
Armen die Waffen“ u. j. w. In diesem schwülstigen und weitschweifigen
Stil ist der ganze Bericht gehalten. Deshalb möge eine knappe Darstellung
des Hauptinhalts genügen. Gemäß den Vorschlägen des Künstlers sammelt
sich das Volk in dem Garten der Tuilerien, dann erscheint der Convent,
mit rauschender Musik empfangen, und der Vorsitzende der Versammlung,
Robespierre, hält eine Ansprache an die Menge, in der er sie auffordert,
den Schöpfer der Natur zu verehren. Freudenrufe erschallen, „den Wogen
des Meeres vergleichbar, das vom Südwind getroffen wird“. Jetzt zündet
Robespierre die Gruppe an, die die Feinde des öffentlichen Glücks, unter
ihnen auch den Atheismus, darstellt. Und aus den Flammen erhebt sich
„wie ein Phönix“ das Standbild der Weisheit, von den Freudengesängen des
Volkes begrüßt. Dann begiebt sich die Menge auf das Marsfeld, wo ein
„Berg“ errichtet worden, das Sinnbild der Partei, die Frankreich beherrscht.
Unter dem Freiheitsbaum, der dessen Gipfel krönt, versammeln sich die
Gruppen, die das Volk vertreten. Männer und Frauen stimmen einen
patriotischen Wechselgesang an. Dann werfen die Jungfrauen Blumen
empor, um dem Höchsten zu huldigen, die Jünglinge zücken ihre Degen mit
dem Schwur, die immer zum Sieg zu führen, und die Väter ertheilen ihnen
den Segen. Das Fest findet einen Abschluß mit der üblichen brüderlichen
Umarmung unter dem Donner der Geschütze.
Diese Festprogramme Davids werden von den Vorschlägen, die er dem
Convent für die Verherrlichung der beiden für das Vaterland gefallenen
Knaben unterbreitet, an Lächerlichkeit noch überboten. So will er den Vor-

sitzenden des Convents zwischen einem verwundeten Krieger, der dessen rechte
Hand hält, und der Mutter Barras nebst deren Töchtern, denen er die linke
reicht, im Zuge einherschreiten lassen. Es soll auch eine Dichtergruppe an
dem Zuge theilnehmen, um Gedichte zum Preise der beiden Knaben vorzu-
tragen. Tänzerinnen sollen die auf einem Altar aufgestellten Aschenurnen
mit Cypreffenzweigen und Rosen schmücken und dann Trauertänze aufführen.
Auch kriegerische Tänze und Schauspiele sollen vor dem Pantheon stattfinden.
Und wenn der Präsident die Ehre der Unsterblichkeit für die jungen Helden
verkündet hat, soll das Volk dreimal ausrufen: „Sie sind unsterblich.“
Diese Proben dürften wohl hinreichen, um den seltsamen Festordner zu
kennzeichnen.
Die Feier zu Ehren der beiden Knaben kam nicht zu Stande; am
28. Juli sollte sie stattfinden, aber am 27. erfolgte der Sturz Robespierres,
in den auch David verwickelt wurde. Der Künstler wurde nun in einer

<"page216">

Thätigkeit als Festordner von dem Dichter Joseph Chénier aufs Heftigste
angegriffen. In der ersten Rede, die er über diesen Gegenstand im Convent
hielt, wies er besonders darauf hin, daß man auf elende Versuche große
Summen verschwendet habe, für die man unsterbliche Denkmäler hätte er-
richten können; von dem Feste des 10. August 1793, das allein 1200 000 L.
gekostet hätte, seien nur Gyps und Lumpen übrig geblieben. In einer
zweiten Rede über die Volksfeste tadelte er den „bürgerfreundlichen Plunder
und den anspruchsvollen Flitter“, mit dem man diese Feste überladen hätte,
auch sprach er mit deutlicher Beziehung auf David von dem „Despotismus
der wunderlichen und unfruchtbaren Einfälle und des verrückten Eigen-
sinns“. Dieses Urtheil klingt, wenn man bedenkt, daß es ein früherer
Freund und Gesinnungsgenosse des Meisters gefällt hat, recht hart, doch ist
es vollauf gerechtfertigt.
David hat die Theilnahme des Volks an den Schaustellungen bis in
die kleinste Einzelheit im Voraus geregelt, ihm jede Bewegung, jeden Aus-
ruf vorgeschrieben, jeden Ausbruch seiner Begeisterung gleichsam vorher be-
stellt. Wann die brüderliche Umarmung erfolgen und wann das Hoch auf
die Republik ausgebracht werden sollte, das vergaß er nie in seinen Pro-
grammen zu bestimmen. Auf Commando mußte es fröhlich oder traurig sein,
der freie Ausdruck des Gefühls war ausgeschlossen. Dadurch erhielten die
Feste einen theatralischen Anstrich, erinnerten sie an die Massenscenen auf
der Bühne. Und doch that er sich gerade darauf nicht wenig zu gute, daß
er das Volk „d'un commun accord“, wie er sich ausdrückte, an den
Schaustellungen theilnehmen ließ, Es tritt also in Davids Thätigkeit als
Festordner derselbe Grundzug wie in einem künstlerischen Schaffen hervor,
das Vorwiegen des Gekünstelten und Gespreizten, das bisweilen in völlige
Unnatur ausartet. Aber auch manche Richtung der Zeit spiegelt sich in
Davids Festzügen wieder, so jene Begeisterung für die Antike, die das
innerste Wesen des Vorbilds verkannte, es nur in Aeußerlichkeiten nach-
ahmte. Sicherlich dachte David an die musischen Spiele und die Reigen
der Alten, wenn er Dichtern, Sängern und Tänzern eine bedeutsame Rolle
bei seinen Festen zuwies, und doch welcher Abstand zwischen den National-
spielen der Hellenen und den modernen Nachahmungen! Dort der begeisterte
Schwung der Massen, der ureigenste Antrieb des Volkes, hier ein Decretieren
von oben her und der Enthusiasmus in der Zwangsjacke! In Davids
Festprogrammen erkennen wir auch die Uebertreibung jener Zeit im Alle-
gorisieren wieder. Der Künstler ging darin über die Grenze des Zulässigen
weit hinaus. Gerade auf diesem Gebiete zeitigte eine überreizte Phantasie
die wunderlichsten Früchte. Das Trinken des Wassers aus den Brüsten
der Natur zum Zeichen der Erneuerung, das Freilassen von Tausenden von
Vögeln zur Verherrlichung der Freiheit, das Emporwerfen von Blumen als
Huldigung gegen den Höchsten mußten den Hohn und Spott aller derer
hervorrufen, die sich noch ein halbwegs nüchternes Urtheil bewahrt hatten.

<"page217">

Auch in den plastischen Werken, durch die David den Glanz einer Feste
zu erhöhen suchte, zeigte sich die Allegorie in wahrhaft erschreckender Gestalt.
So stellte er den Föderalismus, der gegen das Volk ankämpft, als ein
scheußliches Ungethüm, halb Weib, halb Schlange, dar, und den Sumpf,
aus dem das Ungeheuer emportaucht, deutete er durch widerliche Kröten
von unverhältnißmäßiger Größe an. Andere allegorische Darstellungen
Davids erscheinen uns als lächerliche Spielereien, wie die Gruppe der
Feinde des öffentlichen Glücks, aus deren Flammen sich die Weisheit empor-
hebt. Daß Davids Festleitung schon zur Zeit eines größten Einflusses die
entschiedensten Gegner fand, zeigt das Schmähgedicht, das André Chénier
aus Anlaß des Festes vom 10. August 1793 gegen den Künstler richtete:
„Künste, würdig unserer Augen, Glanz und Herrlichkeit, würdig unserer Frei-
heit, würdig der feilen Tyrannen, die Frankreich verderben, würdig des gräß-
lichen Wahnsinns des stumpfsinnigen David, den ich ehemals besungen habe.“
David versuchte sich während der Revolution noch auf einem anderen
Gebiete, das mit einer künstlerischen Thätigkeit nur in einem sehr losen
Zusammenhange steht; er trat auch als Erneuerer des Costüms auf. Schon
durch einen „Schwur der Horatier“ rief er eine Umwälzung in der Tracht
hervor, die Frauen wollten von nun an so erscheinen, wie die weiblichen
Gestalten dieses Bildes. An die Stelle des bauschigen Reifrockes trat das
schlicht abfallende antike Gewand, die Stöckelschuhe wurden durch Sandalen
ersetzt, das Haar wurde nicht mehr thurmhoch aufgebaut, sondern in einen
griechischen Knoten gebunden. David übte besonders auf die Umgestaltung
des Theatercostüms einen großen Einfluß aus. Die Schauspieler begannen,
antike Rollen auch in antiker Gewandung zu spielen, die der Künstler nach
antiken Vasenbildern gezeichnet. Besonders trat der berühmte Talma,
von einem Freunde David berathen, mit Nachdruck für diese Neuerung
ein. So hatte sich der Maler auf diesem Gebiete schon mannigfach

versucht, als er dazu berufen wurde, eine umfassende und durchgreifende
Aenderung der männlichen Tracht vorzuschlagen. Da sich nämlich während
der Revolution die überspanntesten Costüme in bunter Mannigfaltigkeit auf
die Straße wagten, ersuchte der vielregierende Wohlfahrtsausschuß, der auch
in der Kleidung Einheit und Gleichheit anstrebte, den Künstler, ihm seine
Ansichten über diesen Gegenstand mitzutheilen. David entwarf nun, um
seine Vorschläge zu veranschaulichen, mehrere Zeichnungen, die auch gestochen
wurden. Diese Zeichnungen, die u. A. die Trachten des einfachen Bürgers,
des Gesetzgebers, des Conventcommissars bei den Heeren darstellen, zeigen
nur mit geringen Abänderungen immer dieselben Hauptbestandtheile der
Gewandung, tricotartige Hosen, eine Tunica mit breitem Gurt, einen wallen-
den Mantel, eine Mütze mit einem Reiherbusch. Aber die Vorschläge
des Künstlers blieben auf dem Papiere stehen, nur eine jungen Freunde
erschienen in der von ihm empfohlenen Kleidung, unbekümmert um den
Spott, dem sie sich aussetzten. Auch auf diesem Gebiet hatte der Sturz

<"page218">

Robespierres eine entschiedene Umkehr zur Folge. Der Versuch, die Volks-
tracht von oben her zu regeln, wurde aufgegeben, und die freie Entwickelung
trat wieder in ihre Rechte..

Davids revolutionäre Laufbahn nahm ein klägliches Ende. So lange
die Fluth hoch ging, war er ein wüster und wilder Geselle, von einer ent-
jetzlichen Rohheit und Gemeinheit, von einem Cynismus der Sprache, der
selbst manchen einer wärmsten Freunde wie Barère anwiderte. Er machte
in dieser Zeit den Eindruck völliger sittlicher Verkommenheit. So belästigte
er am 10. August 1792 den bemitleidenswerthen König, der in den Schoß
der Nationalversammlung geflüchtet war, durch beständiges Anstarren, um
die Wirkung des Unglücks auf seinem Gesicht zu beobachten; und als der
Monarch, um sich des Zudringlichen zu erwehren, an ihn die Frage richtete,
wann er ein Bild vollenden werde, erwiderte er: „Ich werde das Bild
des Tyrannen erst dann malen, wenn ich einen Kopf unter meinem Hute
habe.“ Er hatte sogar noch den traurigen Muth, sich dieser Niederträchtigkeit
zu rühmen. Als Mitglied des Sicherheitsausschusses, der die Haft-
befehle vorbereitete, brauchte er in jenen schrecklichen sieben Wochen der
grandes journées, die dem Sturze Robespierres vorausgingen, das Lieb-
lingswort: „Reiben wir roth an.“ In diesem Ausschuß war er ein ganz
ergebenes Werkzeug des Dictators, dem er jede verdächtige Aeußerung der
Mitglieder hinterbrachte; und regte sich unter seinen Genossen ein Versuch
des Widerstandes gegen den Gewaltigen, dann erging er sich in wüsten
Drohungen. Als aber der Sturz der Schreckensherrschaft erfolgte, zeigte
der Mann der großen Worte eine erbärmliche, eine verächtliche Haltung.
Am Vorabend des 9. Thermidor rief er noch seinem lieben Robespierre,
als dieser feierlich erklärte, er werde im Falle des Unterliegens den Gift-
becher mit Ruhe trinken, die Worte zu: „Ich werde ihn mit Dir
trinken,“ aber in der Todesangst vergaß er ein Gelübde, seine Freundschaft.
Er verbarg sich in den drangvollen Stunden, in denen sich das Schicksal
seines Genossen vollzog, und zeigte sich erst nach dessen Hinrichtung wieder
im Convent. Als nun ein Abgeordneter verlangte, man solle den „Spieß-
gesellen Catilinas, den Tyrannen der Künste“ aus der Versammlung aus-
stoßen, da stellte sich David als den Betrogenen, als den Verführten hin
und trug kein Bedenken, einem Herrn und Meister einen Stein nachzu-
werfen. Er wurde aber aus dem Convent entfernt, und nur dem Ruhme,
den er als Künstler erworben, verdankte er es, daß er dem Tode entrann
und mit mehrmonatlicher Haft davonkam. Doch aus dem Kerker bestürmte
er den Convent mit flehentlichen Bitten um Gnade, um Freiheit. Jetzt
wollte er seiner Kunst und einen Schülern, denen er doch während der
Hochfluth der Revolution ohne Bedenken untreu geworden, eher heute als
morgen zurückgegeben werden. Es war ein Wehklagen, ein Winseln, durch-
aus unwürdig eines Mannes, der auf der Zinne der Partei gestanden.
Und der Rufer im Streit, der kein Mitleid, kein Erbarmen gegen die

<"page219">

Berufsgenossen gekannt, die nicht in seine Posaune stießen, wunderte sich
gar sehr, daß sie ihm jetzt Gleiches mit Gleichem vergalten, daß sie eine gift-
strotzende Anklageschrift gegen ihn richteten. Wenn sich auch eine Gegner
nicht ganz in den Grenzen strenger Wahrheit hielten, so hatte er doch keine
Veranlassung, sich in all und jedem als gekränkte Unschuld hinzustellen.

Der Tyrann, der Haß gesät, konnte keine Liebe ernten. Doch fand
er im Unglück eine treue Seele wieder, die er auf dem Gipfel einer
revolutionären Herrlichkeit von sich gestoßen. Seine Gemahlin, der er sich
durch eine politische Raserei entfremdet hatte, versöhnte sich jetzt mit ihm
und setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Befreiung zu bewirken.

Ihr Bemühen wurde von Erfolg gekrönt. Darid verließ das Gefängniß
wie umgewandelt. Die Beschäftigung mit der Politik war ihm jetzt gründ-
lich verleidet, er hielt von nun an das einen Kindern gegebene Ver-
sprechen, sich einzig und allein der Kunst zu widmen. Aus dem eifrigen
Revolutionsmann wurde ein gefügiger Opportunist, der sich in alle politischen
Umgestaltungen, die Frankreich in jähem Wechsel erfuhr, zu finden wußte.
Der glühende Verehrer Marats und Robespierres sollte dereinst Napoleon
verherrlichen.

<"page220">

Die Makedonier und die germanische Urgeschichte.

Von

Itarl Blind.

– London. –

Ansere alte Heldendichtung weiß noch vor tausend Jahren von
einer Verwandtschaft der Franken mit den ursprünglich nicht-
griechischen Makedoniern zu singen und zu sagen. In Otfrieds

„Lob der Franken“ wird eines Buches gedacht, das diese Blutsgemeinschaft
betont. Man braucht auf solche märenhafte Dichtung keinen besonderen
Werth zu legen; doch sei nicht vergessen, daß Stammessagen in der Vor-
zeit ein sehr zähes Leben führten und oft einen guten geschichtlichen Kern
enthalten, trotz späterer bunter Ausschmückung.
Hält man die Thatsache hinzu, daß zu dem einst ungeheuer zahl-
reichen, über Ost-Europa und West-Asien verbreiteten, den Deutschen und
Skandinaviern verwandten, mit den Makedoniern durchmischten Thraker-
Stamme die Phrygen oder Frigen gehörten – das heißt, nach griechi-
chem Zeugnisse, die Freien *), und daß sich der Name der Franken (nordisch:
Frakkar) ebenso aus germanischer Wortwurzel als die „Freien“ erklärt:
so darf man eines solchen alten deutschen Heldengedichtes schon erwähnen.
Wer die getischen Thraker waren, das wußte der gotische Geschichtsschreiber
Jordanes noch aus den klaren Ueberlieferungen, den Liedern und den
Sagen eines eigenen Stammes. Er kannte die Geten als die Vorfahren
der Goten. Diese Kenntniß hat sich durch das Mittelalter hindurch er-
halten und ist später wissenschaftlich von Neuem begründet worden. Es
seien hier nur Thurmayr (Aventinus), Fischart, Olof Rudbeck, Voß,
Jakob Grimm, Schötensack und G. Rawlinson genannt.
*) Im Mittel-Hochdeutschen lautet noch der Welfen-Fall von vr (frei): „vriges“.

<"page221">

Thraker und Makedonier aber erscheinen in Europa und in Asien als
gemeinsam „barbarische“ Völker, aufs Engste zusammengerückt oder in
einander verfließend. Und gleich bemerkt sei hier, daß, wie die Franzosen
von „Allemands“ reden und doch oft Preußen, Baiern und Oesterreicher
wieder von den Deutschen abscheiden möchten, so auch die klassischen Schrift-
steller zwar von dem gewaltig großen Thraker-Volke melden, zu welchem, nach
ihrer Darstellung, eine Menge verschiedennamiger Stämme gehörte, dann
aber wieder Thraker und einzelne Unterabtheilungen derselben getrennt
neben einander stellen. Der Sondername der Makedonier ist daher gewiß
kein Beweis ihrer Nicht-Zugehörigkeit zu dem das Hellenenthum in weitem
Bogen umringenden großen Volke. Für ihre Verwandtschaft mit diesem spricht
eine Reihe Thatsachen.
Leider sind uns die „urältesten barbarischen Lieder“, die der Franken-
Kaiser Karl hatte sammeln lassen, durch die pfäffische Gesinnung Ludwigs
des Frommen verloren gegangen. Von Letzterem sagt im neunten Jahr-
hundert der Bischof von Trier, Thegan, in der Lebensbeschreibung dieses
Kaisers: „Die heidnischen Lieder, die er in der Jugend gelernt hatte, ver-
achtete er und wollte sie weder lesen, noch hören, noch mittheilen.“
Wer weiß, welches Licht auf alte Stammesbeziehungen geworfen
worden wäre, hätte uns geistliche Glaubenswuth nicht diese kostbaren Denk-
mäler der Vorzeit vernichtet!.
In der „Historischen Zeitschrift“ ist unlängst eine Abhandlung: „Zur
griechischen Vorgeschichte“ von Julius Beloch erschienen, die an
der von den Alten klar bezeugten barbarischen, d. h. nicht-hellenischen Ab-
kunft der Makedonier zu rütteln sucht. Der Verfasser behandelt in einer
Darlegung Manches mit so guter Kenntniß, daß eine den umfassendsten
Zeugnissen widersprechenden Schlußfolgerungen um so auffallender erscheinen.
Sämmtliche Angaben klassischer Schriftsteller unbesehen für vollkommen
richtig halten zu wollen, kann freilich dem heutigen Forscher nicht in den
Sinn kommen. Andererseits aber zu glauben, daß die Griechen, weil sie
nicht den jetzigen Standpunkt der Geschichts- und Sprachwissenschaft ein-
nahmen, darum unfähig gewesen seien, Volksabkunft und Zunge der sie
umwohnenden oder sogar nur allmählich mit ihnen selbst verschmolzenen
Stämme zu erkennen: das ist eine sicherlich nicht zulässige Behauptung.
Behalten wir doch im Auge, daß die von den Alten uns überlieferten An-
gaben im Grunde die Leuchten sind, die uns überhaupt das Dunkel der
Vorzeit erhellen. Wo stünden wir ohne diese Leuchten?
Wenn Tacitus sich des Zusammenhanges der germanischen Stämme
so bewußt war, daß er noch die Svionen, die Schweden – die Swie
der alt-russischen Geschichte aus der Zeit der Reichsgründung durch Rurik
(Roderich) und eine germanischen Wäringer – zu den Deutschen zählt;
wenn Cäsar weiß, daß die Mehrzahl der Belgier von den Germanen
stammt (plerosque Belgas esse ortos a Germanis), wie ja heute noch

<"page222">

die Mehrzahl der Belgier Niederdeutsch redet: so sieht man doch, daß die
klassischen Schriftsteller auch Etwas wußten. Es ist gleichwohl einem engli-
schen, richtiger gesprochen: walisischen Gelehrten, dem Oxforder Keltisten
Professor J. Rhys, gelungen, in seinem Werke: „Das keltische Britannien“
– worin der in früher Zeit nach Süd-Britannien eingewanderten Belgier
gedacht ist – kurzweg zu behaupten: „Kein Grund ist zu der Annahme
vorhanden, daß die Belgier Germanen gewesen seien.“ Die Stelle bei
Cäsar erwähnte Professor Rhys dabei mit keinem Worte! Ebenso wenig
daß Cäsar nochmals ausdrücklich von den belgischen Aduatukern sagt,
sie seien „den Kimbern und Teutonen entsproffen“. (De Bello Gallico;
II, 4. und 29.) Und doch hatte der römische Feldherr gegen die Belgier
gekämpft und durch Dolmetscher das Nähere über sie von ihnen selbst
erfahren. Er wußte also gewiß Bescheid.
Der Verfasser jener Abhandlung „Zur Griechischen Vorgeschichte“ geht
allerdings nicht so zu Werke wie Professor Rhys. Er schreibt ganz
richtig: „Alexander I. von Makedonien mußte nach Herodot seine hellenische
Abkunft nachweisen, ehe er zu den olympischen Spielen zugelassen wurde.
Thukydides bezeichnet die Makedonen und Epiroten ausdrücklich als
Barbaren. Ijokrates sagt, das hellenische Königshaus von Makedonien
herrsche über ein stammfremdes Volk. Ephoros läßt Hellas mit Akarmanien
anfangen, schließt also Epeiros davon aus. Noch die Vertreibung der
makedonischen Besatzung aus Korinth durch Aratos wird als Befreiung
von der Fremdherrschaft gefeiert“ u.. w.

Nichts desto weniger fährt der Verfasser so fort:
„Gleich hier oben sehen wir, wie wenig etymologischen Werth solche
Angaben haben.“ Ein paar Zeilen weiter jedoch: „In der That kann
nicht der geringste Zweifel sein, daß die Makedonier um die Wende vom
3ten zum 2ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Griechisch gesprochen
haben... Wenn also die Makedonier wirklich von Hause aus Barbaren
gewesen wären, so waren sie doch in dieser Zeit vollständig hellenisiert,
also Griechen; denn wenn wir bei Völkern die Ahnenprobe machen wollten,
wie viele würden da wohl bestehen?“.
Ist denn aber das ein Beweis, daß die alten Schriftsteller, von
Herodot an bis auf Strabon, Unrecht hatten? Und sollen wir, weil
in Griechenland, wie anderwärts, Mischungen stattgefunden haben, die auf
uns gekommenen Nachrichten über den „barbarischen“ Ursprung der
Makedonier zum alten Eisen werfen? Dürfen wir nicht mehr der tiefsten
Stammes- und Sprachverschiedenheit der einst in Alt-Italien wohnenden
Gallier, Etrusker u. j.w. gedenken, weil sie später sprachlich romanisiert wurden?
-. „Also Griechen“! Aber darum etwa ursprünglich Hellenen?...
Franzosen sind ja heute alle in Frankreich wohnenden Bürger dieses Landes,
obwohl eine Anzahl von ihnen noch jetzt im Norden flämisches Niederdeutsch
spricht und die romanische Volksmundart in beträchtlichen Theilen des

<"page223">

Südens dem Italienischen oder Spanischen näher steht, als dem Schrift-
Französischen. Die schon von Cäsar angedeuteten ursprünglichen belgisch-
germanischen, iberischen und keltischen Bevölkerungen*) Galliens, in welchem
die Römer nachträglich ihre Sprache zurückließen, sind – ganz abgesehen
von den späteren Fremden, Franken, Burgundern, Goten und selbst Sara-
zenen – doch nicht zu bestreiten. Aehnlich steht es mit den Makedoniern.
Von Epirus, durch die Balkan-Länder hindurch, nach Klein-Asien hinein
und bis über die Ufer des Kaspischen Meeres hinaus, wohnten einst unter-
einander blutsverwandte Völker wesentlich thrakischen Stammes. Daß die
Makedonier nachträglich, im Laufe der Zeit, mehr oder weniger rasch in
der Sprache hellenisiert wurden, wer wollte es bezweifeln? Aber weit ent-
fernt, daß dort in der Vorzeit ein zum „griechischen Sprachstamm“ gehöriges
Volk gewohnt hätte, ist vielmehr umgekehrt wahr, daß es sehr lange dauerte,
ehe das hellenisch redende Volk sogar in dem Lande, das später als das
eigentliche Hellas galt, die auch darin befindlichen thrakischen Bevölkerungen
wirklich mit sich verschmolz.
Am Ende hatten die Hellenen doch Ohren, um zu hören, und ver-
mochten auch ohne wissenschaftliche Kenntniß die verschiedenen Zungen zu
unterscheiden. Jahrhunderte lang waren sie noch mit den sogenannten
barbarischen Ureinwohnern durcheinander gemischt und hörten daher durch
Solche, die der beiden Sprachen mächtig geworden waren, gar Vieles über
jene fremden Vorläufer und Miteinwohner. Es ist gewiß schade, daß
Hellenen und Römer, zum Theil wohl aus Stolz, zum Theil auch aus
Unfähigkeit, in fremdes Wesen einzudringen, uns weniger überliefert haben,
als man wünschen möchte. Aber was sie überliefert haben, spricht immer-
hin deutlich genug.
Wiffen wir nicht aus Herodot (I, 57, 58), daß selbst der hochbegabte
attische Stamm ursprünglich ein barbarischer, pelasgischer, nur später sprach-
lich hellenisierter war; daß diese Pelasger in einer der Zunge der krestonischen
Thraker verwandten Mundart redeten; und daß der hellenische Menschenschlag
zur Zeit, als er von den Pelasgern noch getrennt war, blos eine kleine
Zahl umfaßte, jedoch aus geringem Anfang zu einer Menge von Völkern
erwuchs, insbesondere durch Vereinigung mit vielen barbarischen
Stämmen?
Eine so bedeutsame Meldung sollte in einer Abhandlung über griechische
Vorgeschichte nicht fehlen. Der Verfasser gedenkt ihrer jedoch nicht.
Sagt nicht Strabon, VII, 8, § 2: „Thraker, Illyrer und Epiroten
wohnen noch jetzt an der Seite von Hellas. Ehemals war das von ihnen
beseiffene Gebiet weit ausgedehnter, obwohl selbst heute noch Barbaren einen
*) Ganz Gallien zerfällt in drei Theile, deren einen die Belgen, deren andert
die Aquitanier bewohnen, den dritten diejenigen, die in ihrer Zunge Kelten, in der
unserigen Gallier heißen. Sie Alle unterscheiden sich von einander an Sprache, Ge-
bräuchen und Gesetzen.

<"page224">

-,
Theil des Landes besitzen, das unzweifelhaft Griechenland ist. Makedonien
ist von Thrakern bewohnt, ebenso einige Theile Thessaliens;
das Land oberhalb Akarnaniens und Aetoliens durch Thesproter, Kaffopäer,
Amphilocher, Molotter und Athamaner – epirotische Stämme.“
Zahlreich sind die klassischen Stellen über das nahe Zusammenwohnen
von Makedoniern und Thrakern in Europa sowohl, als auch in Asien. Ist
das ohne Bedeutung? Wir hören bei Strabon (XlII, 4, § 5) von den
thrakischen Lydern und Myern, die am Berge Tmolus mit Makedoniern
zusammen angesiedelt sind. Wir wissen durch Plinius („Naturgeschichte“
V, 31) von Myso-Makedoniern, also von thrakischen Makedoniern. Denn
die Myser waren nicht blos „wahrscheinlich“, wie Dr. Beloch schreibt,
sondern ganz bestimmt Thraker, gleich vielen andern Stämmen, wie die
Alten, zum Beispiel Strabon (VII 3, § 2), aufs Bestimmteste versichern.
Ein paar weitere bezeichnende Thatsachen hätten in einer Abhandlung
über Makedonier und griechische Urgeschichte angeführt werden dürfen. Da
ihrer ebenfalls nicht gedacht wird, so mögen sie hier Platz finden.
Es werden nämlich auch hyrkanische Makedonier von Plinius, ebenso
von Tacitus („Jahrbücher“ II, 47), erwähnt. Sie wohnten gleichfalls in
Klein-Asien. Ihr Name weist zurück auf das an die Maffa-Geten, d. h.
Groß-Goten, grenzende Land Hyrkanien am Südost-Ufer des Kaspischen Meeres.
Auch kaduenische Makedonier nennt Plinius in Lydien. Ihr Name deutet
auf eine ähnlich lautende Stadt in Myfien oder Phrygien. Kurz, wohin

wir blicken, überall ergiebt sich eine enge thrakisch-makedonische Verwandtschaft.
Daß aber die Thraker nicht zum griechischen Volks- und Sprachstamm gehören, obwohl sie, gleich den Hellenen, Arier waren, darüber braucht man kein Wort zu verlieren.
Daß freilich all diese thrakischen Stämme, deren Zusammenhang. Jedem klar wird, der die klassischen Stellen sorgfältig vergleicht, untereinander – echt germanisch – in stetem Hader lagen, sich beständig bedrängten oder als Landsknechte dem Feinde dienten, daher schließlich ihm zum Opfer fielen, das ist hinreichend bekannt. Schon Herodot schreibt, ähnlich wie Tacitus später über die Deutschen: „Das Thraker-Volk sei zwar, nächst den Indern, das zahlreichste unter allen Völkern, und es wäre, wenn einig, unbesiegbar, ja, das mächtigste der Welt; doch da solche Einigkeit unmöglich, so sei es schwach.“
Und Tacitus, der mit Jubel erzählt, wie sich deutsche Stämme untereinander bekämpften und aufrieben, so daß ihrer 60.000 in einer einzigen Schlacht fielen – ein Schauspiel, das den Römern zur Augenweide gedient habe – jetzt hinzu: „O daß, ich erflehe es, diesen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, so doch Haß untereinander stets dauernd verbleibe, da heute, wo ein Verhängniß das Reich bedroht, das Schicksal uns nichts Besseres mehr zu gewähren vermag, als die Zwietracht der Feinde!“

<"page225">

II.

Die Art, wie der Verfasser des Auffatzes über „Griechische Vorgeschichte“ die Verläßlichkeit der Quellen, auf die wir doch angewiesen sind, zu bestreiten sucht, geht auch aus einer auf die Karer bezüglichen Darstellung hervor.
Lyder, Myfer und Karer waren, den Alten zufolge, Thraker, unter sich aber besonders eng verwandt. Aus germanischer Stammesgeschichte lassen sich ja ähnliche engere Bezüge ebenso leicht nachweisen – sei es, daß man etwa Schwaben und Alemannen, oder Baiern und Oesterreicher, oder Friesen, Franken und Niederdeutsche zusammenstellt, oder Deutsche im Allgemeinen der einen, Dänen, Norweger und Schweden der anderen germanischen Seite zuzählt.
Einige haben indessen in neuerer Zeit, den klassischen Zeugnissen zum Trotz, die Karer nicht einmal als „Indo-Germanen“, d. h. Arier, gelten laffen wollen und den ebenfalls unzweifelhaft thrakischen Lykiern die gleiche Eigenschaft aberkennen wollen. An solche ungerechtfertigte Meinungen sich anschließend, sagt der Verfasser der genannten Abhandlung: „Wenn also Herodot die Lyder und Myser als „Brüder“ der Karer bezeichnet, so folgt daraus noch lange nicht, daß sie gleichen Stammes gewesen sind.“
Aber wie? Schreibt denn nicht Herodot ganz ausdrücklich, daß die Myser und die Lyder mit den Karern denselben uralten Tempel des karischen Obergottes theilen, weil sie die Blutsverwandten der Karer sind (to: 20tvtoto: S050 ros: K23); denn sie sagen: „Lyd und Mys waren Brüder des Kar“. Hier sind die Karer sozusagen als Stammeshäupter der unzweifelhaft thrakischen Myser und Lyder, und als Tempelherren, sogar vorangestellt. Die Drei zusammen aber sind als Blutsverwandte, dem gleichen Stamme entsprossen, (was eben die Bedeutung von z20 tot ist) auf's Klarste bezeichnet..
Der genannte Tempel der Karer, hören wir ferner von Herodot, „war keiner anderen Völkerschaft zugänglich, selbst wenn sie gleicher Sprache mit den Karern war“. Da nun Myler und Lyder der thrakischen Zunge angehörten und die Karer, durch die Bezeichnung des Heiligthums als eines dem karischen Obergotte geweihten, in den Vordergrund gestellt sind, so liegt es doch auf der Hand, daß die Karer ebenfalls Thraker waren, die drei genannten Völkerschaften aber – etwa wie die verschiedenen schwäbischen Stämme unserer Vorzeit – in engerer Verbrüderung standen.
Betrachtete sich doch auch, um hier eine Vergleichung zu ziehen, der Stamm der Semnonen als „Haupt der Sueven“ und hielt daher, in einem durch die Schauer des Alterthums geheiligten Walde, zu bestimmter Zeit, wo die Abgeordneten der einzelnen schwäbischen Stämme sich versammelten, ein furchtbares Opferfest zu Ehren des allbeherrschenden Obergottes (regnator omnium deus). Wer bei ihnen dieser Obergott war, darüber giebt die alt-hochdeutsche Bezeichnung der Schwaben als „Ziuwari“, Diener des Ziu (oder Mars), einen Anhaltspunkt.

<"page226">

Man darf wohl aus einer anderen Stelle bei Herodot (V, 119) schließen, daß der genannte Tempel der Schwertfrohen Karer dem Kriegsgotte, als der obersten Gottheit, geweiht war. Wal-Vater, Schlachtengott, war auch Odin. „Die Karer,“ heißt es bei Herodot, „sind das einzige uns bekannte Volk, das dem Zeus Stratios (dem Kriegsgotte) Opfer darbringt“. Wahrlich echt thrakisch! Verletzten ja die Hellenen den Tempel des Ares sagenhaft in's Thraker-Land. Nun waren die Karer ganz besonders im Alterthum ebenso als Wikinger gefürchtet, wie sie als Landsknechte überallhin zum Reislaufen stets bereit waren und unter den Griechen sowohl, als auch bei den Egyptern solchen Heeresdienst versahen. Das sind starke thrakisch-germanische, obwohl nicht erfreuliche Züge. Als Seeräuber tummelten sich die Karer unablässig auf dem Aigäischen Meer, das bei Homer und bei Herodot das „Thrakische Meer“ heißt.
Es ist uns weiter gemeldet, daß gerade die Karer, trotz der Härte ihrer Aussprache, die hellenische und die persische Sprache leicht erlernten und redeten: also zwei arische Zungen. Zeugt das Alles etwa gegen ihre Zugehörigkeit zum Indo-Germanenthum, zum Thraker-Stamm?
Noch sei erwähnt, daß, wie der Name der thrakischen Lyker mit dem der weitverbreiteten, ost-germanischen Lyger zusammenklingt, so auch der Name der Karer, von denen wohl die Stadt Karina im thrakischen Myfien ihren Namen trug, mit dem der deutschen Kariner zusammentrifft, die, in der Nähe der Ostsee ansässig, ohne Zweifel zum suevischen Bunde gehörten.

Wer sich erinnert, wie Goten und Heruler vom hohen Norden bis an's
Schwarze Meer hin wohnten oder wanderten, der wird die Möglichkeit
solcher Beziehungen nicht auffallend finden.
Daß die Griechen, wie Dr. Julius Beloch meint, „stets bereit gewesen,
auf die nichtssagendsten Indicien hin griechische Stämme zu Barbaren zu
stempeln, oder ihnen wenigstens barbarische Abkunft zuzuschreiben“, geht aus
den überlieferten Thatsachen nirgends hervor. Das Umgekehrte fand aller-
dings, wie der Verfasser der Abhandlung über „Griechische Vorgeschichte“
zugiebt, öfters statt. Es fehlte ja den Hellenen gewiß nicht an Stolz auf
ihre Abkunft. Um so bedeutsamer ist ihr Zeugniß in Bezug auf barbari-
schen Ursprung oder Einschlag unter ihren Landesangehörigen.
Wenn daher griechische Schriftsteller berichten, daß überall im Pelo-
ponnes – der von dem phrygischen Thraker-Fürsten Pelops einen Namen
hat – zumal aber in Lakedaimonien, große Grabhügel gezeigt wurden, in
denen diese heldenhaften Eroberer der Vorzeit ruhten; wenn Sophokles
den Teukros zu Agamemnon sagen läßt: „Weißt Du nicht, daß Dein Ahn
der alte Pelops ist, „ein Barbar, ein Phryger?“; wenn die Sage meldet,
daß thrakische Briger oder Phryger (denn dies weitverbreitete Volk kennt
man schon in alter Zeit, kraft des Gesetzes der Lautverschiebung, unter
diesem Namen, wie auch unter dem der Breger, Bryger und Bryker) aus
Makedonien nach Hellas eindrangen; wenn die griechische Götterlehre und

<"page227">

Mythe, von der Göttermutter Rhea an bis zu Ganymed und Niobe herab,
nachweisbar voll von thrakischen Bestandtheilen ist; wenn die klassischen
Schriftsteller von dem Einfluß des thrakischen Gesanges, Tactmaßes und
der Tonwerkzeuge dieses ebenso musikalischen wie kriegerischen Volkes er-
zählen, und die berühmten Musenfitze Pieria, den Olymp, Pimpla und
Leibethron auf die Thraker zurückführen – wie ja bei Strabon (X, 3, § 17)
zu lesen ist; wenn griechische Denker und Redner der späteren Zeit, zum
Beispiel Platon und Demosthenes, über die in Athen herrschende Nach-
ahmung thrakischer Religionsgebräuche sprechen und klagen: so ist doch wohl
genug gesagt, um zu beweisen, daß die Griechen alle Ursache hatten, sogar
in ihrem eigenen Lande – wozu Makedonien ebenso wenig gehörte, wie
Epirus – von „barbarischen“, d. h. fremden Beimischungen zu reden.
Hellenischer aber in diesen Dingen sein zu wollen, als die Hellenen selbst,
das geht nicht an.
Die Erklärung des Namens der Makedonier aus griechischer Wurzel
(1xx-6vós) hat den Fehler, daß dieselbe Wurzel in vielen arischen Sprachen,
in den germanischen zumal, auf den Begriff „groß“, also „hochgewachsen“,
deutet. Es sei hier an die libyschen Maxyer oder Maksyer erinnert, die
zufolge Herodot in Nordafrika wohnten und sich als Abkömmlinge von
Männern aus Troja, d. h. von Thrakern, bezeichneten.
Als hochgewachsen, rothblond und blauäugig wird dies, den Germanen
nahe verwandte Thraker-Volk von den klassischen Schriftstellern geschildert.
Ihre Rothhaarigkeit und Blauäugigkeit übertrugen die Thraker, zufolge
Renophanes, sogar auf ihre Götterbilder. Denn daß der Mensch, wie Schiller
kurz und treffend sagt, sich in seinen Göttern malt, das wußte dieser Welt-
weise schon vor bald dritthalbtausend Jahren. Oefters wird der Thraker
bei den Alten als „Riesen“ gedacht. In einer Schilderung eines Theiles
von Makedonien, wo einst die Bryger wohnten, die später nach Asien
hinüberzogen, erwähnt Strabon („Bruchstücke“, 25) der Sage von solchen
Riesen, als eines barbarischen und gewaltthätigen Volkes.
Daß die einzelnen Thraker-Stämme mundartlich schon in alter Zeit,
gleich Ober- und Niederdeutschen, auseinandergingen, ergiebt sich bereits
aus der Lautverschiebung des Bryger- und Phryger-Namens. Die von
Stephanos von Byzanz berichtete Aussprache der Makedonier, die statt
Aphrodite „Abrodite“, statt Philippos „Bilippos“, sagten, stimmt ganz dazu.
Wie weit Phryger, Makedonier und Illyrier sprachlich oder mundartlich
verschieden waren, – ob der Unterschied so groß war, wie der zwischen
Deutschen, Dänen und Schweden – läßt sich nicht feststellen. Aber selbst
wenn das Verhältniß nur von der Art gewesen wäre, wie etwa zwischen
der alemannischen Mundart und der plattdeutschen, so könnte man sich nicht
wundern, wenn berichtet wird: ein Makedonier habe die Mundart (ry
Sásztov) des Illyriers erst lernen müssen, um ihn zu verstehen. Um
die Mundart handelt es sich, nicht um die Sprache (Ö002).

<"page228">

Nur kurz sei noch einiger Bemerkungen erwähnt, durch die in der Ab-
handlung zur „Griechischen Vorgeschichte“ altklassisches Zeugniß erschüttert
werden soll. Einen epirotischen Stamm besprechend, unter welchem griechische
Ortsnamen vorkommen, schreibt der Verfasser:
„Von den Bewohnern der Hauptstadt sagt Thukydides auch ausdrücklich:
sie hätten Griechisch gesprochen; sie wären nämlich durch Kolonisten aus
Ambrakia hellenisiert worden, während die übrigen Amphilochen „Barbaren“ ge-
blieben wären. Hat es denn die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Stadt
Griechisch, das Land eine fremde Sprache, also z. B. Illyrisch, gesprochen
hätten, während doch Beide zu einer Gemeinde vereinigt waren, und zwar
zu gleichen Rechten, nicht etwa in der Form einer Herrschaft der Stadt über
das Land?“.
Also hellenisiert mußte das dortige Volk doch erst werden. Wie man
aber bezweifeln kann, daß in einer Stadt Griechisch (vielleicht nicht einmal
ausschließlich), auf dem Lande aber eine andere Sprache geredet wird, ist
im Angesicht der Zustände in der Türkei, in Ungarn, in Böhmen, in
anderen Theilen Oesterreichs bis nach Triest, in den östlichen Ge-
bieten Preußens, in Belgien, in Nord-Frankreich, zum Theil in Wales,
in den schottischen Hochlanden und in Irland, in Rußland und sonstwo,
unbegreiflich. Hat nicht selbst in Griechenland, bis auf unsere Zeit herab,
ein albanesisches, Skipetarisch redendes Landvolk dicht bei Athen sich er-
halten? Giebt es nicht noch Wenden sogar bei Berlin?.

Daß, um einen anderen, seitab liegenden Punkt der genannten Ab-
handlung flüchtig zu berühren, stets „die Eroberer sich den Eroberten sprach-
lich assimilieren“, oder umgekehrt, ist geschichtlich auch nicht der Fall. Ganz
Europa und Asien sind noch heute voll von Beweisen des Gegentheils.
„Man hat auf England hingewiesen,“ sagt Dr. Julius Beloch, „das
durch die Völkerwanderung germanisiert worden ist, während Gallien eine
römische Nationalität bewahrt hat.“ In Wirklichkeit steht die Sache so,
daß bis zur Stunde noch in Wales die Mehrzahl der Einwohner Kymrich,
d. h. Keltisch, spricht. Ebenso wird in einem Theile der schottischen Hoch-
lande Gälisch, und in den Landbezirken von Südwest-Irland Erich, eine
dritte keltische Mundart, gesprochen. Nachdem 1066 die deutsche Eroberung
Britanniens durch den Einbruch der Normannen gestürzt worden, blieb
Französisch Jahrhunderte lang die Hof, Staats- und Gerichtssprache. Ja,
französische Sprachbrocken verunzieren noch jetzt den Verkehr der englischen
Krone mit der Landesvertretung. Und in Gerichtshöfen, selbst bei den
städtischen Ausrufern, haben sich in England derlei fremde Sprach-Ueberbleibsel
bis zur Stunde erhalten.“ Oyez! Oyez! (hört! hört!) schreit der Ausrufer.
Er spricht es freilich komischer Weise „oh yes!“ aus; das heißt: „O ja!“
Seine römische Nationalität hat zwar Gallien nach der Völkerwanderung
nicht bewahrt, wie in jener Abhandlung gesagt ist, wohl aber eine Tochter-
sprache des Lateinischen. Als es jedoch unter die Herrschaft der Franken

<"page229">

gerieth und das Reich ihren Namen bekam, da erhielt sich die fränkisch-
deutsche Zunge im Norden des Landes noch ein halbes Jahrtausend nach
Chlodowech. Die Zähigkeit, mit der oft eine Völkerzunge fortlebt, selbst
wenn sie von einer weitverbreiteten Kultursprache bedrängt ist, ergiebt sich
in Frankreich aus der Fortdauer des Bretonischen, das erst durch keltische,
vor den Angelsachsen flüchtende Briten nach Gallien herüber kam. Ebenso
aus der Erhaltung der niederdeutschen Zunge in Nord-Frankreich.
Braucht man an die „Sieben Gemeinden“, die sich kimbrischer Abkunft
mitten unter Italienisch sprechendem Volk rühmen und jedenfalls altdeut-
ichen Ursprunges sind, oder an zahlreiche Beispiele in Ost-Europa zu er-
innern? Ging nicht das letzte Ueberbleibsel keltischer Zunge in Cornwallis erst
im vorigen Jahrhundert mit Dolly Pentreath ein? Hatte sich nicht ein
Nachklang der gotischen Sprache bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts
in der Krim erhalten?
Das Alles wird wohl zeigen, wie wenig die mit den verschiedensten
Mitteln versuchten Einwände gegen die Glaubwürdigkeit zahlreicher klassischer
Zeugnisse gegründet sind.
Allzu allgemein hingestellt ist ferner die Behauptung: „Unterworfene
Völker pflegen den Namen ihrer Beherrscher anzunehmen, und dieser Name
bleibt dann in Geltung.“ Von Preußen bis Spanien lassen sich ja Fälle
des Gegentheils nachweisen. Selbst in England hat man den Namen der
unterworfenen Briten in neuerer Zeit wieder emporgebracht, um das Reich
zu bezeichnen. Ob das richtig war, ist eine andere Frage. Ich verweise
nur darauf, um nochmals darzuthun, daß die betreffenden Ausführungen
von Julius Beloch keineswegs stichhaltig sind.
Wenn die Alten von der barbarischen Abkunft der sie umwohnenden
Stämme melden, mit denen sie ja fortwährend zu thun hatten; oder wenn
sie das Gleiche von allerhand mit ihnen selbst durchmischten Bevölkerungen
erzählen, deren sprachliche Hellenisierung nur langsam vor sich ging: so wußten
sie wahrlich sehr gut, was sie sagten. Wir Deutsche aber sollten endlich
lernen, die Urgeschichte jener, das Griechenthum umringenden oder in das-
selbe eindringenden Stämme im Zusammenhange mit den Anfängen unseres
eigenen Volkes zu begreifen.
Aus jenen barbarischen Stämmen sind viele als Denker, Dichter,
Staatsmänner, Sänger berühmte „Griechen“ hervorgegangen. Das wissen
wir ebenfalls aus vielfachem Zeugniß.
Wenn Thukydides von den Eurytanern – die, wie er sagt, einen großen
Theil der Aetolier bildeten, sehr kriegerisch waren und sich von rohem Fleisch
nährten – die klare Mittheilung macht, sie redeten eine gänzlich unverständ-
liche Sprache (Ö00xy: nicht Dialekt oder Mundart, wie die Scholiasten
hinterher auslegen möchten): so ist dieser griechische Geschichtsschreiber sozu-
jagen ein doppelt klassischer Zeuge. War doch er selbst ein Abkömmling eines
Thraker-Fürsten! Der große Geschichtsschreiber stammte mütterlicherseits von

<"page230">

Kimion ab, dem Sohne des Miltiades, des Siegers von Marathon, der von
derselben Seite dem Thraker-König Olor(os) entsproffen war. Der Name
Olor erinnert an den nordisch-germanischen Namen Olafr. Diesen unter
den Thrakern häufigen Namen trug Thukydides selbst, ebenso wie sein
Vater. In Thrakien war Thukydides begütert. Eine Thrakerin nahm er
zur Gemahlin. Ob die ätolischen Eurytaner eine wirklich fremde, ganz un-
verständliche Sprache redeten, konnte er wohl wissen. Der von dem Ver-
faffer dieser Abhandlungen erhobene Zweifel ist ungegründet.
Die griechische Geschichte ist voll von ähnlichen, auf die Bedeutung des
Thraker-Namens bezüglichen Thatsachen. Und wir sollten uns bemühen, die
klarsten Berichte, die uns allein Licht geben, aus der Welt zu schaffen,
um in ursprünglich ganz fremdsprachigen Ländern ein Hellenenthum her-
zustellen, dessen ungemischtes Vorhandensein die Griechen sogar in ihrem
eigenen Lande nicht einmal behaupteten?
London, October 1897.

<"page231">

Miliz.

Don
E. Miller.

FAW / Mit sehr gemischten Gefühlen hat die gesittete Welt das Rundschreiben
AWF des Grafen Muraiew, die Einladung an die Mächte zur Be-
K+S schickung einer Abrüstungsconferenz, gelesen. Die unfreundlichste,
ja unwilligste Aufnahme fand die merkwürdige Botschaft in Kreisen, von
welchen man vor allen anderen hätte denken sollen, sie würden dem neuen
Zarbefreier und seinen Berathern laut zujubeln. Die Socialistische Presse
ging so weit, den russischen Vorschlag nur einen diplomatischen Tric zu
nennen, die anderen Staaten zuerst wehrlos zu machen, um dann über sie
herzufallen. Das hindert freilich nicht, die Kundgebung selbst in einem
unseren Wehreinrichtungen sehr ungünstigen Sinne auszubeuten, und dem
neugewählten Reichstag, der sich mit verschiedenen militärischen Fragen zu
beschäftigen haben wird, soll die Einführung des Milizsystems in besonders
nachahmenswerthen Farben kräftiger, denn je, empfohlen werden. Der
Vorschlag der Umwandlung unseres deutschen stehenden Heeres in eine Miliz-
truppe ist nicht sowohl der ursprüngliche Gedanke der Socialisten, als viel-
mehr der süddeutschen Demokratie, ohne daß diese eigentlich wüßte, wie
das von ihr gepriesene Volksheer aussehen soll. Wenigstens war am
30. und 31. März 1896 noch im Centralorgan der württembergischen Volks-
partei, die das überwiegende Gros der ganzen deutschen Demokratie darstellt,
zu lesen, die principielle Frage, ob Miliz oder stehendes Heer, werde durch
das Programm der Demokratie nicht präjudicirt, wenigstens nicht im Sinne
des schweizerischen Milizsystems, und mit den Wehrverhältnissen der Ver-
einigten Staaten von Nordamerika habe sie sich noch nicht näher befaßt.
So verlohnt es sich nicht, unfaßbare Allgemeinheiten zu widerlegen; es ist
um so weniger nöthig, als diese schwächste deutsche Parteigruppe dem un-

<"page232">

rettbaren Geschicke verfallen ist, nur die Vorarbeit der Socialdemokratie zu
verrichten. Dieser muß dagegen zugestanden werden, daß sie in der Richtung
einer radicalen Aenderung unserer Wehrmacht weiß, was sie will, die Ein-
führung des schweizerischen Milizsystems, in welchem sie genügende Garantie
für die Sicherheit und Schlagfertigkeit Deutschlands zu erblicken erklärt;
auch findet sie, daß die schweizerische Miliz billiger sei und namentlich
dem einzelnen Wehrpflichtigen und seiner Familie geringere Opfer auferlege,
als die deutsche Militärorganisation. Die Verfechter dieser Gedanken sind
in ebenso großen ideellen, wie positiven Irrthümern befangen. Man darf
vor Allem nicht vergessen, daß die gesammte schweizerische Wehrmacht einen
ausschließlich defensiven Zweck hat; sie soll nur feindlichen Corps den
Durchmarsch durch eidgenössisches Gebiet verlegen. Dem Lande ist die
Neutralität völkerrechtlich garantiert. Wer möchte sie verletzen? Der Sieger
wird es nicht nöthig haben; der Geschlagene wird sich doppelt hüten; der
taktische Erfolg wäre immer zweifelhaft, der Zeitgewinn einer kürzeren Marsch-
linie durch den Aufenthalt unvermeidlicher Kämpfe reichlich ausgeglichen.
Einem siegreich zurückgewiesenen Gegner aber würde kein schweizerischer Soldat
auch nur einen Schritt über die Grenze folgen, aus politischen und militäri-
ichen Gründen gar nicht folgen können. Alle diese Factoren in Rechnung
gezogen, kann man immerhin zu dem Schluffe gelangen, daß das schweizerische
Wehrsystem einen Zweck erfüllt. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse
bei einer Großmacht ersten Ranges. Alle Friedensliebe Deutschlands, seine
aller Welt bekannte Absicht, sich nur auf die Abwehr eines Angriffskrieges
einzurichten, können es niemals davor sichern, sofort die energischste Offensive
zu ergreifen, den Krieg auf das feindliche Gebiet zu verpflanzen und den
Angreifer so zu schwächen, daß er auf absehbare Zeiten gelähmt und actions-
unfähig wird. Diese Aufgabe zu erfüllen, wäre aber kein Milizheer im
Stande. Alle kriegsgeschichtlichen Beispiele beweisen dies. Die Heere der
französischen Revolution gingen aus den alten königlichen Truppen hervor.
Fast fünfundzwanzig Jahre währende Kämpfe waren ihnen eine unver-
gleichliche Kriegsschule, an der Spitze ein Genie, ein Mann von bestialisch
grausamer Energie, uneinige Gegner, die sich seit Jahrhunderten selbst zer-
fleischten. Wo bleiben da noch die Wunder der napoleonischen „Miliztruppen",
die zeitweise furchtbare Schlappen erlitten; es sei nur an Würzburg, Osterach,
Stockach und vor Allem an Aspern erinnert. Zu Beginn der Freiheits-
kriege hatte die ganze Coalition nicht so viele Truppen, wie Napoleon, der
über die Kräfte Frankreichs, Italiens, Belgiens, Hollands und des ganzen
Rheinbunds traurigsten Angedenkens verfügte. Oesterreich trat später erst
auf Seiten einer Gegner. Die von 1807 bis 13 reorganisierten Truppen
mit Milizen zu vergleichen, erscheint fast wie ein Scherz. Die Helden der
Freiheitskriege waren die Schößlinge der Friedericianischen Armee, die ihnen
eine unvergleichliche Unterlage sicherte. Der nordamerikanische Secessions-
krieg, nur mit Milizen ausgefochten, wurde zum größten Bürgerkrieg, von

<"page233">

dem die Blätter der Geschichte zu melden wissen. Er währte vier Jahre und
verschlang an Geld und Menschen ungeheure Opfer, gegen welche alle Kriege
mit stehenden Heeren weit zurückbleiben. Im jüngsten griechisch-türkischen
Krieg hat das Milizsystem der Hellenen ein jämmerliches Fiasco erlitten,
und die Consequenzen des spanisch-amerikanischen Krieges liegen aller Welt
vor Augen. Amerika organisiert eine Militärmacht ersten Ranges, um sich auf
dem Welttheater zu behaupten. Mit diesen Thatsachen vergleiche man die
Kriege von 1864, 1866, 1870/71. Nur in der zweiten Periode des
letzteren waren die Verluste der von Gambetta „aus der Erde gestampften
Milizen" ganz enorm. Die Voraussetzungen der deutschen Socialdemokratie,
die sich an die Qualität des Milizsystems knüpfen, sind mindestens äußerst
fragwürdige. In gröbstem Jrthum aber ist sie befangen, soweit es sich um
die finanziellen „Erleichterungen" handelt, ein Moment, das auf die Masse
besonders verlockend wirkt. Die Wehrgesetze der Schweiz selbst und die

amtlichen Budgets sollen reden und widerlegen. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig; kein Schweizer ist von der Rekrutenausbildung befreit. Die Wehrpflicht beginnt mit dem 20. und endigt mit dem 44. Lebensjahre; davon entfallen 13 Jahre auf die Feldarmee, 12 auf die Landwehr. Für die Lieutenants dauert die Dienstzeit in der Feldarmee bis zum 34.; für die Hauptleute bis zum 38.; in der Landwehr für beide Kategorien und für die Majore überhaupt bis zum 48. Lebensjahre, während man in Deutschland weder für die Offiziere des Beurlaubtenstandes, noch für die Mannschaften solche ausgedehnte Altersgrenzen kennt und daher auch weit geringere und weniger störende und lästige Anforderungen stellt. Wer weder der Feldarmee noch der Landwehr angehört, ist von seinem 17. bis 50. Lebensjahre dem Landsturm zugetheilt. Wer durch besondere Umstände, wie Dienstuntauglichkeit, entehrende Strafen, verhindert ist, persönlich Militärdienst zu leisten, hat eine Militärersatzsteuer zu entrichten, und zwar pro Jahr 6 Fres. Grundtaxe oder Kopfsteuer, ferner von jedem 1000 Frcs. Vermögen 1,50 Fres. und zudem von jedem 100 Frcs. Einkommen 1,50 Frcs. Die Eltern und Vormünder sind haftbar. Der Wehrpflichtige wird einer pädagogischen Prüfung unterzogen, die sich auf Lesen, Rechnen, Auffaz und vaterländische Geschichte erstreckt. Wer hier ungenügende Kenntnisse aufweist, hat einen Strafcurs durchzumachen. Sämmtliche wehrfähige Mannschaften ergeben eine Bundesarmee von 11499 Offizieren, 36148 Unteroffizieren, 424680 Mann. Wir haben es also mit ganz gewaltigen Ziffern zu thun, hinter welchen Deutschland vergleichsweise weit zurückbleibt. Dieser Armee liegt eine Bevölkerung zu Grunde, die nicht viel über zwei und eine halbe Million zählt, nachdem die zahlreichen Fremden in Abzug gebracht sind.
Es muß nun zugegeben werden, daß die Ausbildungsdauer der Truppen auf den ersten Blick als eine sehr kurze erscheint. Die Rekrutenschulen umfassen je nach der Waffe nur 42 bis 80 Tage, die Nachübungen 10 bis 28 Tage. Diese finden für die Cavallerie alljährlich, für die

<"page234">

anderen Waffen bei der Feldarmee alle zwei, bei der Landwehr alle vier Jahre statt. In allen diesen Uebungsperioden sind aber Einrückungs-, Entlaffungs-, Fest- und Marschtage auf die Waffenplätze nicht mit inbegriffen. Die Mannschaften der Cavallerie haben einen Ausweis über die Möglichkeit, ein Pferd zu halten, zu erbringen; sie sind verpflichtet, während ihrer ganzen, Jahrzehnte umfassenden Dienstpflicht das Pferd in kriegstüchtigem Zustande zu erhalten, und deswegen entsprechender Controlle durch Vorführungen und Inspectionen unterworfen. Die verschiedenartige Belastung, die sich für den Einzelnen hieraus ergiebt, liegt auf der Hand. Die Mannschaften der übrigen Waffen sind entsprechenden Inspectionen unterworfen und haben alljährlich eine bestimmte Anzahl von Patronen zu verschießen. Jede Versäumniß wird selbst bei Mannschaften des Landsturmes mit dreitägiger Uebung geahndet. Bei Licht betrachtet, sieht man deutlich, daß alle diese Gesetze manchmal sehr störend in das bürgerliche Leben eingreifen und nicht wenig von den Lasten des stehenden Heeres aufwiegen. Die Dienstzeit der Offiziere und Unteroffiziere steigert sich entsprechend höher und weit über 600 Uebungstage, wobei zu bemerken ist, daß alle diese Ziffern nur den vor dem Volke festgelegten Normen entsprechen und, da sich sehr viele Freiwillige melden, die Militärbehörden große Auswahl haben und die gesetzlich festgelegte Dienstzeit sich oftmals bis um das Dreifache steigern läßt. Trotzdem herrscht die allgemeine Ansicht, daß auch diese gesteigerte Dienstzeit für die militärische Ausbildung absolut ungenügend ist. Um dem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, hat man verschiedene Vorkehrungen getroffen, die in den bürgerlichen Beruf mehr oder weniger eingreifen.
Am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich ist eine Militärabtheilung errichtet.
Schon für die männliche Jugend von 10 bis 20 Jahren an ist ein freiwilliger militärischer Vorunterricht eingeführt, der den Zweck hat, die künftigen Rekruten in elementaren Uebungen und im Schießen derart vorzubereiten, daß im Heere so viel Zeit gewonnen wird, ihnen eine bessere dienstliche und taktische Ausbildung zu gewähren. Auch im gesammten obligatorischen Turnunterricht sollen Befehle wie Uebungen Rücksicht nehmen auf Kommandos und Formen des Exercirreglements. Lehramtskandidaten wurden zu besonderen Rekrutenschulen einberufen, in welchen auf ihre Ausbildung behufs Uebertragung des Erlernten auf die ihnen anvertraute Jugend ein ganz besonderer Nachdruck gelegt wurde, ja Lehrer selbst, die sich in den Rekrutenschulen als zur Ertheilung des Turnunterrichts nicht genügend befähigt erwiesen, wurden schon in besondere Turncurse einberufen, um ihnen Gelegenheit zu geben, das Versäumte nachzuholen. Alle die hieraus erwachsenden Kosten für Lehrkräfte, Geräthe, Plätze, Hallen u. j. w. sind im Militärbudget, von dem wir bald sprechen werden, nicht inbegriffen.
Alle Schützenvereine, die mindestens zehn Mann stark sind und gewisse Bedingungen erfüllen, werden von Bundes wegen unterstützt und militärisch

<"page235">

controlliert. So erscheint das Milizsystem keineswegs so einfach und leicht, wie viele seiner Verfechter glauben mögen. Sehr erhebliche, im ordentlichen Militärbudget nicht etatisierte Kosten erwachsen namentlich auch durch die längere freiwillige Dienstzeit der Offiziere und Unteroffiziere.
Der Dienst der Mannschaften ist sehr anstrengend. Der Soldat ist weit mehr in Anspruch genommen, als in Deutschland. Die Ruhepause zwischen Vor- und Nachmittagsübungen ist wesentlich kürzer als bei uns. Die Uebungen beginnen früher und werden namentlich viel länger ausgedehnt. Auch Sonn- und Feiertage werden möglichst zu Uebungen ausgenützt, obwohl sie nicht als Diensttage gelten. Die Belastung der Mannschaften ist bedeutend schwerer. Wer da meinen sollte, im Milizheere führe man eine Art militärisches Dolce far niente, täuscht sich auf das Allergröbste. Dafür liefern namentlich auch die weitgehende Strafbefugniß der untersten Chargen schon und die sehr strengen gerichtlichen Strafen selbst

unumstößliche Belege.

Keine andere Armee der Welt kennt ein so humanes und mildes Strafgesetzbuch wie die deutsche, und in keiner anderen Armee sind der Disciplinarstrafbefugniß der Vorgesetzten so enge und bestimmte Grenzen gezogen, als wiederum in der deutschen. Der älteste Lieutenant, der Jahrzehnte lang gediente Feldwebel können nicht zehn Minuten lang Strafexerciren verhängen. Erst dem Compagniechef räumt das Gesetz Disciplinarstrafgewalt ein, welche mit wenigen Tagen Arrest schon ihr Maximum erreicht. Der fürstliche Gesetzgeber ist bei diesen Bestimmungen davon ausgegangen, daß der Vorgesetzte, dem Strafgewalt verliehen ist, neben allgemeiner Bildung und ausgezeichneter Erziehung ruhige Ueberlegungsfähigkeit, Diensterfahrung und Menschenkenntniß besitzen muß. Um die drei letzten dieser Eigenschaften zu erlangen, bedarf es aber Jahr und Tag. So hat der deutsche Kriegsherr seinen Offizieren erst vom Hauptmann aufwärts Disciplinarbefugniß verliehen. Und kaum wo anders wird eine Competenz mit peinlicherer Gewissenhaftigkeit gebraucht, als die Strafgewalt von allen deutschen Commandobehörden. Darüber kann nur urtheilen, wer das Strafbuch einer deutschen Truppe kennt. Die subtilste Controlle der geringsten Disciplinarstrafe, wie eines halbstündigen Strafexercirens, einer Dienstverrichtung außer der Reihe, wird bis hinauf zum Generalcommando auf ihre Ursache und Wirkung selbst geprüft; denn die einzelnen Strafen müssen in einem gesunden Verhältnisse zu einander stehen und ihre erzieherischen Erfolge aufweisen bei dem einzelnen Bestraften. Und die gesammte Strafliste einer Truppe bildet für die vorgesetzten Behörden wiederum einen der wesentlichsten Anhaltspunkte für die Qualität der Truppe und vor Allem ihres Führers selbst. Die wohlthätige Rückwirkung in dieser Richtung zu verkennen, hieße Feuer und Wasser nicht von einander unterscheiden zu wollen. Ganz anders liegen die Verhältnisse im schweizerischen Heere.

<"page236">

Wenn es damit auch besser bestellt ist, als in Frankreich und England, so bedeuten sie doch Deutschland gegenüber einen beträchtlichen Rückschritt. Ganz junge, mitunter ungebildete Leute, die selbst nur eine Dienstzeit von einigen Monaten hinter sich haben, üben Strafgewalt. Schon Korporale können Untergebene in Arrest schicken; der Feldwebel kann mehrere Tage verfügen. Die Strafarten umfaffen: Militärfrohnen, Strafexerciren, Konsignirung, gemeinen und strengen Arrest. Für Unteroffiziere fallen die beiden ersten Strafarten weg, dagegen treten für sie hinzu: Einstellung im Grade von 8 bis 30 Tagen und Degradierung. Die Einstellung im Grade oder vorübergehende Degradierung kennt man in Deutschland nicht, sie widerspricht unserer ganzen militärischen Anschauung und bedeutet überall eine schwere Schädigung der Disciplin. Schon der Hauptmann kann sie verfügen. Daß aber der Oberst auf dem Disciplinarweg die dauernde Degradierung verfügen kann, ist ein Beweis für den großen Unterschied der Strafgewalt der Milizoffiziere und derjenigen in unserem stehenden Heere.

Noch deutlicher springt dieser Unterschied zu Gunsten des deutschen Soldaten im gerichtlichen Verfahren in die Augen. Als eine der bemerkenswertheiten Einrichtungen muß man das eidgenössische Gesetz vom 28. Juni 1889 ansehen, welches neben zahlreichen anderen Kategorien der Militärgerichtsbarkeit und dem Militärstrafgesetz des Bundes auch Civilpersonen unterwirft, welche Soldaten zur Verletzung ihrer Pflichten verleiten oder zu verleiten suchen oder sich der Spionage und des Fallschwerbens schuldig machen. Es existiert nur eine richterliche Instanz, es giebt keine Berufung, nur ein Revisionsbegehren kann wegen eventueller Formfehler an das Kaffationsgericht gerichtet werden. Das Kassationsverfahren ist geheim, während vor dem erkennenden Gericht öffentlich verhandelt wird, sofern es diesem nicht selbst geboten erscheint, die Oeffentlichkeit beliebig auszuschließen. Früher waren diese Gerichte mehr den Schwurgerichten analog organisiert; man ist aber davon abgekommen und hat an deren Stelle die jetzige straffere Organisation gesetzt. Ganz enorm sind die gerichtlichen Strafen selbst, im Vergleich zu Deutschland von drakonischer Strenge. Wer sich z. B. einem ihm ertheilten Dienstbefehl unbewaffnet widersetzt, wird mit Zuchthaus von 1–4 Jahren bestraft, war der Ungehorsame bewaffnet, so tritt 2–6jährige Zuchthausstrafe ein. Der deutsche Kriegsartikel 51 lautet: „Der Soldat, der einem Kameraden Eßwaaren, Getränke, Tabak und Gegenstände zum Reinigen oder zum Ausbessern von Montierungs- oder Armaturstücken, wenn auch nur von unbedeutendem Werthe oder in geringer Menge und zum alsbaldigen eigenen Gebrauche, entwendet oder veruntreut, wird nachdrücklich bestraft.“ Darunter sind auch Strafen von kurzer Dauer zu verstehen.

Das entsprechende schweizerische Gesetz bestraft den Kameradendiebstahl, wenn der Werth nicht mehr als 40 Frs. beträgt, mit Gefängniß von 6–12 Monaten oder mit Zuchthaus bis zu 4 Jahren; zwischen 40 und 200 Frs. mit Zuchthaus bis zu 6 Jahren, und über 200 Frs. mit

<"page237">

Zuchthaus bis zu 20 Jahren. Diese abnorm hohen Strafen sind, wie so manche andere in Deutschland nicht so leicht faßliche Erscheinungen, keineswegs Zufälligkeiten des uns gepriesenen und empfohlenen, aber meist völlig unbekannten Milizsystems, sondern, wie schweizerische Offiziere, Juristen und Politiker versichern, unvermeidliche Consequenzen eines jeden Milizsystems überhaupt, in welchem die Disciplin eben niemals so glatt und rasch in Fleisch und Blut übergehen kann, wie in einem stehenden Heere.

Das schwerwiegendste Argument aber, das die Socialdemokratie zu Gunsten einer deutschen Miliz in die Waagschale wirft, ist der verhältnißmäßig geringe Kostenaufwand, welche sie, schweizerischem Muster angepaßt, erfordern würde. Diese Rechnung bleibt an der Hand der amtlich festgelegten Etats der Schweiz geradezu unverständlich. Ohne uns auf Einzelheiten, die in Deutschland einführen zu wollen, den heftigsten Widerstand der Linken herausfordern würde, wie z. B. die Sätze für Equipirungsgelder,

für Pferdebeschaffung der Offiziere, Bedientenentschädigung u. a., einzulassen, wollen wir nur einen siebenjährigen Durchschnitt herausgreifen. 1888 betrug das Militärbudget über 19 Millionen, stieg dann bis 1891 auf 25, 1892 auf nahezu 37 und sank 1894 wieder auf 25. Letztere Ziffer ist auch in den vier jüngst verfloffenen Jahren der Durchschnitt geblieben. Dies sind die Leistungen von Bundes wegen ohne die Nachtrags- und außerordentlichen Credite, die regelmäßig als nachhinkende Boten erscheinen. Schon diese Summen ergeben, daß kein wesentlicher Unterschied zwischen Deutschland und der Schweiz besteht, und wenn wir alle jene, schon weiter oben eingehend behandelten Factoren in Rechnung ziehen, die die Cantone, Gemeinden und den Einzelnen belasten, dann verschwindet jeder finanzielle Unterschied, ja zeitweise stellt sich sogar ein solcher zu Gunsten Deutschlands heraus. Was die schweizerischen Festungsbauten verschlingen, wollen wir hier nicht weiter ausführen und nur erwähnen, daß diese überhaupt das ganze Milizprincip durchbrochen und gelockert haben; denn sie erfordern eine stehende Festungsbesatzung, die man nicht von Monat zu Monat wechseln kann, mit anderen Worten, das reine Milizsystem an sich ist garnicht durchführbar, auch in der Schweiz nicht. Wenn sich nun ein Wehrsystem Jahrhunderte hindurch bewährt hat, wie in Preußen und dem ihm angegliederten Deutschland, dann könnte eine principielle und radicale Reorganisation ohne Erschütterungen gar nicht vor sich gehen, selbst dann nicht, wenn das Neugeplante wirklich gleich- oder gar mehrwerthig wäre. Ein Verbrechen aber müßte man es nennen, leichtsinnig zu experimentieren und Versuche mit Einrichtungen anzustellen, die sich noch nirgends bewährt haben – um so mehr, als aus der Schweiz immer weitere Stimmen kommen, welche die schweizerische Heeresorganisation als sehr reformbedürftig bezeichnen. Selbst die Masse des Schweizervolkes beginnt, sich für die Frage sehr zu interessieren. Das schweizerische Offizierscorps besitzt einige ganz ausgezeichnete Capacitäten, die, wie es in der Natur der Sache liegt, sich mehr auf militärschriftstelleri-

schem Gebiete hervorzuthun, gezwungen sind. Ihre Schriften haben wiederholt großes Aufsehen erregt und weit über die Grenzen des Alpenlandes hinaus die gebührende Beachtung gefunden. Mögen auch diejenigen sie lesen, die in den Bestrebungen deutscher Militärschriftsteller aus dem Offizierscorps nur eine Arbeit pro domo erblicken wollen. Die Eidgenossen Günther, Sonderegger und Wille arbeiten sicher nicht „pour leroide Prusse". Sie haben mit anerkennenswerthem Freimuthe ihren Landsleuten die Wahrheit gesagt, die Schäden des Heeres aufgedeckt und vor Allem eingeräumt, daß, was die Kosten betrifft, die schweizerische Miliz den Rang eines stehenden Heeres vollauf einnimmt, sonst aber weit hinter einem solchen zurückbleibt; die Schuld liege aber nicht an der ungemein kriegerisch veranlagten und urkräftigen Mannschaft, sondern an dem unfertigen Offizierscorps, welchem das Verständniß für die Truppenerziehung fehle, das die Vorausjetzung der starken Führung eines Heeres bilde. Dies fühle das Volk und stehe dem Offizierscorps und der Armee daher skeptisch gegenüber. Vor Allem sei die erste Dienstzeit der Mannschaften zu verlängern und dann für das Offizierscorps eine mehrjährige ununterbrochene einzuführen. Günther jagt mit kurzen, aber schneidend scharfen Worten, „daß ein Staat, der durch die Umstände zur Verfolgung einer kräftigen Politik gezwungen wird, das scharfe Werkzeug des Krieges, das Heer, in gutem Stande erhalten muß, wenn er nicht über kurz oder lang sein Bestehen in Frage stellen will. Seit die preußisch-deutsche Armeeorganisation sich bewährt hat, fand sie eine ganze Reihe von Nachahmern, die andernfalls auf alle Vortheile einer kräftigen Politik hätten verzichten müssen". Und an einer anderen Stelle sagt derselbe schweizerische Offizier wörtlich: „Die jungen Leute, welche ihrer Dienstzeit genügen, sind in ihrer übergroßen Mehrzahl keine Politiker, und die unter ihnen, welche bereits am öffentlichen Leben einiges Interesse genommen, werden gewöhnlich von sehr unklaren Ideen beseelt, Ideen, die sie gerade während ihrer Dienstzeit zu corrigieren gezwungen werden. Es ist wohl zu bemerken, daß die Gedienten fast ausnahmslos mit Stolz und innerlicher Genugthuung ihrer Soldatenzeit gedenken. Daran vermag auch die geschickteste politische Bearbeitung der Massen. Nichts zu ändern, daß der Einzelne, einmal in Reihe und Glied, dort eine Pflicht thut. Das vielberufene und so oft verurtheilte System des Militarismus ruht ja auf der breiten Grundlage des gesammten Volkes und wurzelt in ihm, weil es eine Culturaufgabe durchzuführen hat, die Erziehung der Blüthe der Nation nämlich. Das fühlt das Volk vielleicht unbewußt, aber darum nicht weniger deutlich. Niemals würde die Schule, die Lohnarbeit in der Fabrik, die Arbeit des Knechtes auf dem Lande allein dazu hinreichen. In einer Zeit, wo der industrielle Großbetrieb mehr und mehr das Mark und die Gesundheit der Völker angreift, erweist sich die allgemeine Dienstpflicht, welche die körperlich kräftigsten der jungen Bürgerschaft zu einem regelmäßigen Leben, zu einem hygienischen Wechsel von Arbeit und Ruhe während der besten Entwicklungs-

jahre zwingt, geradezu als eine Nothwendigkeit. Jeder in die Kaserne einziehende Rekrutentrupp, jede das große Haus verlassende Reservistenschaar, zeigen uns den Gegensatz, den die militärische Ausbildung erzeugte." Hinter diesen Offizieren steht das ganze schweizerische Offizierscorps, die Armee und das Volk fast wie ein Mann. Der ihnen da und dort gemachte Vorwurf, sie nähren direct preußischen Offiziersgeist, kann somit unserm Heere nur als Empfehlung dienen. Wir aber haben zur selben Zeit, da man in der Schweiz sich anschickt, unseren Wehreinrichtungen immer näher zu kommen, keinen Grund, das in der Schweiz als minderwerthig Anerkannte bei uns zum Dogma zu erheben. Der deutsche Staat und sein Heer bilden einen rocher de bronze, den nur Ströme von Blut erschüttern oder gar sprengen könnten. Er bildet die sicherste Friedensgarantie und wird bestehen, so lange er sich nicht selbst aufgiebt und, sich die festen Wurzeln seiner Kraft gesund bewahrend, in Festhaltung und Pflege dessen, wodurch wir groß geworden,

sich nicht irreführen läßt. Jede Schwächung unseres Heeres bedeutet eine
Schwächung des Reiches und damit eine Gefährdung des Friedens.
Nur das Volk in Waffen ist Herr seines Geschickes.

<"page240">

Nikolaus II.
und die Diplomatenschule der Zukunft.

Don
Eugen ZSchlief.
– Straßburg i. Elsaß. –

Was öffentliche Urtheil über das bekannte Manifest des Zaren vom
SC | 27. August 1898 ist von vornherein erheblich getrübt gewesen,
-. und zwar durch das Treiben jener bekannten Philanthropen, welche
die unbedingte Beseitigung der stehenden Heere sowie einen „ewigen Frieden“
also eine Art apokalyptischen Zustandes durch allgemeine Völkerverbindung
oder Gründung eines allgemeinen großen Weltstaates nicht nur für wünschens-
werth, sondern auch möglich erachten. Der Fluch, welcher aller dilettanten-
haften Behandlung staatsmännisch-technischer Fragen anhängt, hat sich
nirgend fühlbarer gemacht als hier: es wird nunmehr nicht nur von den
rabiaten eisenfresserischen Landknechtsseelen, welche in einer merkwürdigen,
aber wohl unerklärlichen Uebereinstimmung mit den Korpyhäen der naturalisti-
schen Poetenschule den Krieg nicht als ein vielleicht unvermeidliches Uebel,
vielmehr als eine positive Wohlthat für die Menschheit ansehen, sondern
überhaupt von dem großen Publicum eine Aufbesserung in dem ganzen
Zuschnitte des internationalen Lebens für unthunlich und Jeder, der sich
mit dem Gedanken an solche Aufbesserung befaßt, für einen utopistischen
Querkopf gehalten. Das hat auch der russische Kaiser erfahren müssen.
Macht man sich aber von jener Voreingenommenheit frei und prüft man
alle einschlägigen Fragen klaren Blickes aus der Natur der Sache heraus,
so wird man allerdings die Petersburger Kundgebung, sofern man darin
den Vorschlag eines Abrüstungs- oder Rüstungsstillstandsvertrages findet,
unbedingt für verfehlt ansehen müssen: ein derartiger Vertrag ist sicherlich,
wie man allgemein erklärt, unter den gegebenen Verhältnissen, sodann aber
vielleicht überhaupt unjuristisch und undurchführbar, denn er würde etwa
einem Vertrage gleichen, den zwei einzelne Menschen dahin schließen, die

<"page241">

Ausübung ihrer Kraft und ihrer körperlichen Geschicklichkeit nicht über ein
bestimmtes Maß hinaus zu betreiben. Der Gegenstand des Vertrages würde
also garnicht controlliert werden können, da es sich dabei um völlig imponde-
rable Momente handelt, welche nach Qualität und Quantität schlechterdings
unbestimmbar sind, wie denn auch die Geschichte genug Beispiele dafür bietet,
daß alle einem Staate von außen her mit Bezug auf die Ausbildung einer
Wehrkraft auferlegten Beschränkungen immer unwirksam waren, und dem-
gemäß auch jetzt trotz der Auslassungen von Petersburg her, höchstens
noch eifriger als bisher, selbst von solchen Mächten fortgerüstet wird, die,
wie namentlich die Amerikaner, ehemals als das leuchtendste Beispiel des
Antimilitarismus galten. Man kann aber in jenem Manifeste auch eine
andere Idee ausgedrückt finden, die sogar besonders glücklich formuliert er-
scheint, indem es ein trefflich gemünztes Stichwort prägte, das ganz dazu
angethan ist, in der geschichtlichen Entwickelung der Welt eine große Rolle,
jedenfalls eine größere zu spielen, als der obengedachte so unendlich ver-
hängnißvolle „ewige Friede“. Der Zar spricht, im Gegensatze hierzu, von
einem „wahren“ Frieden und verlangt nun, daß „Mittel gesucht werden,
um diesen wahren Frieden herbeizuführen“. Daß er als ein solches Mittel
nicht die Abrüstung ansieht, ist klar, denn sonst brauchte es eben nicht erst
gesucht zu werden. Das Mittel ist ein anderes, wenn auch vielleicht die
Consequenz des wahren Friedens dann die Abrüstung sein könnte und sollte.
Darauf also kommt es an: Begriff und Erscheinungsform eines „wahren
Friedens“ festzustellen und daraufhin die Maßregeln zur Herstellung eines
solchen Friedens zu erörtern, wie dies kürzlich, und zwar vom Standpunkte
des praktischen Diplomaten aus, in einer Schrift über „hohe Politik“ von
B. O. T. Schafter geschehen ist, an welche sich der Verfasser des vorliegenden
Artikels um so mehr anlehnen durfte, als diese Schrift ausgesprochener-
maßen wenigstens theilweise wiederum solche Gedanken ausführt, welche er
seinerseits in seinem Buche. „Der Friede in Europa“ entwickelt hat.
Es ist klar, daß der Begriff des „wahren Friedens“, der nicht nur
jeweils auf rein zufälligen Umständen, wie der Furcht des Einen vor der
physischen Uebermacht oder der militärischen Zuchtruthe des Anderen beruhen,
sondern ein grundsätzliches Fundament haben soll – im Wesentlichen gleich-
bedeutend ist mit dem Rechtsbegriff, denn das Recht ist „die“ Institution
zur Sicherung eines grundsätzlichen Friedens. Wie daher der bürgerliche Friede
auf dem durch den Staat verkörperten bürgerlichen Rechte ruht, so muß
auch der wahre internationale Friede, der die ideellen Individualitäten
mehrerer Staaten zu einer geordneten Gesellschaft zu verbinden hat, auf einem
internationalen, dem Völkerrechte oder Staatengesellschaftsrechte beruhen.
Indem nun der Zar erklärt, daß von einem wahren Frieden noch keine
Rede sein könne, spricht er die elementare Wahrheit aus, daß es noch kein
Völkerrecht giebt; schon das ist ein, von keiner oberflächlichen Zeitungs-
schreiberei oder sonstiger nörgelnden Kritik mehr zu schmälerndes Verdienst einer

<"page242">

Kundgebung, da die Welt nun endlich einmal von Einem, der es wissen
muß, erfahren hat, daß das internationale Leben sich noch in einem durchaus
rechtlosen Zustande befindet. Allerdings ist dieser Zustand nicht gerade leicht
zu definieren: er ist nämlich durchaus nicht mehr ein reiner Naturzustand,
wo Jeder dem Anderen gegenüber so handeln darf, wie ihm beliebt, sondern,
wenn nicht schon seit früher, so doch seit der Reformation oder seit der
großen Colonialperiode im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, ist die

Nothwendigkeit einer internationalen Gesellschaftsordnung begriffen worden, welche sich, wie jede Ordnung, aus der Gewohnheit, d. h. hier der geschichtlichen Entwickelung, einschließlich der speciellen zwischen den Staaten getroffenen Vereinbarungen, heraus bildet. Daraus entsteht, was man gemeinhin den „status quo“ nennt, der sich in diesem Sinne nicht nur durch die jeweilige Länderconfiguration oder die sonstige Abgrenzung der Machtsphären gegeneinander erschöpft, sondern auch alle allgemeinen aus den staatengesellschaftlichen Usancen zu abstrahierenden Normen in sich begreift; aber das ist auch Alles. Die Sache liegt also, mit anderen Worten ausgedrückt, so: daß zwar in der Idee eine bestimmte Ordnung besteht, aber Jeder grundsätzlich ganz ausschließlich Richter darüber ist, was sich aus dieser ideellen Ordnung für sein Handeln im einzelnen concreten Falle ergiebt. Einen so gestalteten Zustande hat man nun in neuerer Zeit ganz allgemein, also auch bezüglich der bürgerlichen Gesellschaft, eine theoretische Begründung zu geben versucht und dafür den Kunstausdruck der „Anarchie“ erfunden, deren Vertreter ja stellenweise wenigstens wohl eine staatliche Ordnung für zulässig, aber Alles für überflüssig oder schädlich erklären, was irgendwie darauf berechnet ist, die aus dieser Ordnung für den Einzelnen und sein Handeln im concreten Falle herzuleitenden Consequenzen objectiv festzustellen. Die Theorie des Anarchismus hat natürlich, um sich plausibel zu machen, zu allerlei Fictionen und Sophismen zu greifen; sie muß vor Allem den Satz aufstellen, daß jede einzelne Individualität nicht nur Einsicht genug besitzt, jene in der Idee bestehende Ordnung zu kennen und zu erkennen, sondern auch immer den Willen bethätigt, dieser Ordnung gemäß zu handeln; und weiter hat, wo anarchische Zustände herrschen, Jeder, wenn er eine Handlung begeht, die sich als Verstoß gegen diese Ordnung qualificirt und qualificiren muß, weil sie den Begriff der Ordnung überhaupt negiert, zu dem Vorwande zu greifen, daß er nicht aus eigenem Entschlusse, sondern lediglich darum so handelt, weil von anderer Seite her gegen ihn eine ordnungswidrige Handlung geplant oder verübt wird und er sich also in „Nothstand“ oder „Nothwehr“ befindet, die allerdings immer, auch vom Standpunkte der Ordnung aus, alle nur erdenklichen Gewaltacte motiviren; oft genug wird der Einzelne hierbei sogar im besten Glauben sein, weil nämlich der „allgemeinen Ordnung“ im concreten Falle häufig zwei oder mehr Seiten abzugewinnen sind und es demgemäß alle Tage vorkommt, daß sich zwei um ein „Recht“ streiten und Jeder durchaus von dem Unrechte des Anderen

<"page243">

überzeugt ist. Wenn daher im internationalen Leben von einer Seite her eine „ordnungsgemäße Forderung“ erhoben, von dem anderen Interessenten aber nicht anerkannt wird, so kann der Fordernde nun „ordnungsgemäß“ daran gehen, den Gegner durch die eherne Sprache der Kanonen von dem „guten Grunde“ seines Verlangens zu überzeugen. Der Krieg ist da, bei dem Jeder um „des Rechtes und der guten Sache willen“ ficht und immer seinerseits einen besonderen Anspruch auf den Beistand des lieben Gottes zu haben glaubt, der in einer unendlichen Liebe und Güte zur Vernichtung des Feindes schon das Nöthige beitragen werde. Wenn der Sieger dann „mit Gottes Hilfe“ den Gegner zusammengehauen hat, so ist es natürlich abermals ganz ordnungsgemäß, dem Nothstande entsprechend, dem Unterlegenen alle möglichen Bedingungen vorzuschreiben, die mit der Realisierung des concreten Anspruches nicht das Mindeste zu thun haben, sondern weit darüber hinausgehen, aber eben doch auch „rechtmäßig“ sind, weil sie keinen anderen Zweck haben, als den, dem Besiegten ein für allemal die Lust und die Macht zu künftiger, ähnlicher Rechtsverletzung zu benehmen. Solche Fictionen und Sophismen mit möglichst großem Anschein von unbedingter Selbstlosigkeit geltend zu machen, ist darum der handwerksmäßige Beruf der „hohen Politik“; die Schulung der Diplomaten ist wesentlich eine Erziehung derselben zu entsprechender Routine und zur Kunstfertigkeit, die Welt darüber zu täuschen, daß sich das internationale Leben in anarchischem Zustande befindet. Aus diesem Zustande zu erlösen ist die Welt nun naturgemäß nur durch eine vertragsmäßige Vereinbarung mehrerer Staaten, also deren freien jouverainen Entschluß, einen ordentlichen Gerichtshof zu constituieren, der mit Beobachtung einer bestimmten Proceßordnung nach dem aus dem „status quo“ herzuleitenden geltenden Rechte die vor ihn gebrachten Streitfälle entscheidet. Dabei handelt es sich also nicht darum, die Idee der Schiedsgerichte zu verallgemeinern, welche bisher bisweilen zur Erledigung internationaler Differenzen berufen waren und diese letzteren immer nur nach ihrem eigenen, subjectiven Ermessen schlichteten. Mit einer solchen Verallgemeinerung würde auch wiederum nur auf einen Weltstaat hingearbeitet, da eben die Ausgestaltung der Welt schließlich von dem Ermessen dieses Gerichtshofes, nicht aber dem der einzelnen selbstständigen Staaten abhängen würde; sondern es handelt sich einfach um den alten Fundamentalsatz aller Juristerei, daß ein „Recht“ immer ein bloßer Torso ist, so lange es kein formales, kein Proceßrecht giebt, auf Grund dessen der einzelne streitige Fall dem geltenden Rechte gemäß durch einen ordentlichen Richter entschieden wird. Es kommen hierbei also nur solche Fälle in Betracht, die im wahren Sinne „Streitigkeiten um's Recht“ sind, nicht aber solche, die man als eigentliche „hochpolitische Differenzen“ bezeichnen kann und bei denen es sich, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, sei es offen, sei es versteckt, um eine Verschiebung des status quo handelt. Solche Fragen, wie beispielsweise die „Elsaß-Lothringische“, wären der Cognition eines ordentlichen Welt-

<"page244">

gerichtshofes daher unbedingt entzogen und müssen ihr entzogen sein, wie sich klar ergeben wird, wenn man den Spieß einmal umkehrt und von deutscher Seite her etwa gelegentlich eine „Frage von Belfort“ oder dergleichen aufwerfen würde. Die Franzosen würden sich für einen „Schiedsgerichtshof“ bedanken, der, in an sich durchaus denkbarer Weise, auf Grund seines subjectiven Erachtens in der Lage wäre, jene Festung, oder was sonst von Deutschlard her gewünscht würde, diesem letzteren zuzusprechen. Die

Entscheidung derartiger politischer Differenzen könnte einem Völkergerichtshof
höchstens in negativem, d. h. in dem Sinne unterliegen, daß er sich aus-
drücklich für unzuständig erklärt und anordnet, den Austrag derselben auf
eine bestimmte Frist zu suspendieren, wie sich das sogleich aus dem Folgenden
näher ergeben wird.
Es wird sofort auch für jeden Nicht-Fachkundigen klar sein, daß ein
Staatenvertrag über Constituierung eines Völkergerichtshofes und Erlaß einer
Völkerproceßordnung sich zwar der Form nach von sonstigen Staatsver-
trägen nicht unterscheidet, aber doch „der“ Staatenvertrag sein würde, der
allen sonstigen internationalen Abmachungen erst Fundament und Halt giebt,
so, wie im Staatsrechte das „Staatsgrundgesetz“ die begriffliche Basis aller
anderen Gesetze bildet, daß man also hier treffend von einem „Staatengrund-
vertrage“ wird reden dürfen. Natürlich ist hier nicht der Ort, Inhalt und
Bedeutung eines solchen „Staatengrundvertrages“ erschöpfend zu behandeln,
aber einige Punkte, die zum Verständnisse des Ganzen nothwendig sind,
müssen auch hier hervorgehoben werden:
Wenn der Staatengrundvertrag, wie sich aus allem Gesagten ergiebt, die
Stabilisierung des status quo aussprechen muß, so bedeutet das nicht, daß
jede Aenderung, sondern nur daß jede gewaltsame Aenderung der bestehenden
Verhältnisse ausgeschlossen sein soll, während eine solche durch freiwillige
Zustimmung jämmtlicher in Betracht kommender Interessenten durchaus
statthaft, ja geradezu besonders wünschenswerth ist, da ja die freie Vertrags-
thätigkeit der Staaten überhaupt durch die ganze Institution eine ausdrückliche
Anregung erfahren soll. Es ist ferner auch dem Laienverstande leicht faßbar,
daß dem Völkergerichtshofe keine „Executivinstanz“ beigelegt werden kann,
wie sie dem staatlichen Richter zukommt, denn ein souverainer Staat kann
sich grundsätzlich nimmermehr, auch für den Fall nicht, einem von außen
her kommenden Zwange unterwerfen, daß er sich nachträglich doch wieder
nicht an ein von ihm selbst festgestelltes oder anerkanntes Princip bindet.
Dagegen kann und muß allerdings ein solcher „Grundvertrag“ nicht nur
als eine juristische Institution, sondern auch als hochpolitische Emanation
gefaßt werden, da er durchaus nicht darauf berechnet ist, der „hohen Politik“
in dem bisherigen Sinne schlechthin ein Ende zu bereiten und die Diplomatie
ein für allemale abzuschaffen, indem man sie durch eine nach bestimmten
Regeln arbeitende Völkerjustiz ersetzt. Die Diplomatie soll nur lernen, sich
bei Verfolgung ihrer Ziele der „Staatengrundverträge“ zu bedienen, ohne

<"page245">

daß sie auf diese letzteren beschränkt wäre; in diesem hochpolitischen Sinne
kann daher ein Staatengrundvertrag allerdings sehr wohl auch die Möglichkeit
vorsehen, daß sich einer der Contrahenten den Entscheidungen des Völker-
gerichtshofes nicht fügt, also den Vertrag ideell auflöst, und bestimmen, daß
ein solcher Fall als casus belli von Seiten des Rechtsbrechers gegen die
übrigen Contrahenten bezw. als Casus foederis für diese gegen jenen angesehen
werden soll, sowie des Weiteren denn auch noch angeben, in welcher Weise
sich jeder der Vertragstreuen an der Reaction gegen den gemeinsamen Feind
zu betheiligen habe, wie solche Abmachungen ja so vielfach in Allianceverträgen
enthalten sind. Bei dieser Reaction handelt es sich dann aber nicht mehr
um eine „Executive“, die immer nur eine begangene Rechtsverletzung aus-
gleichen kann, sondern um etwas ganz Anderes: eben einen Krieg, der die
Situation des Rechtsbrechers viel kritischer erscheinen läßt, als die Aussicht
auf eine etwaige bloße executive Einrenkung des Rechtes, da, wie schon
oben gezeigt, Kriege niemals um einen ganz bestimmten Einsatz geführt werden,
sondern unter Umständen die ganze Existenz des Unterliegenden gefährden,
während allerdings der Erfolg immer zweifelhaft ist und schließlich auch dem
Friedensstörer zufallen kann; allein daraus ist durchaus kein Grund gegen
das Ganze herzuleiten, denn sonst müßte man überhaupt die Begriffe von Recht
und Staat für überflüssige Spielerei erklären, da auch der bestgefügte Staat
durch einen Revolutionär über den Haufen geworfen werden kann, wenn
derselbe – die Macht dazu hat. Der Werth gesellschaftlicher Institutionen,
gleichviel welcher Art, liegt nicht in der auf alle Fälle undenkbaren absoluten
Garantie ihres praktischen Erfolges, sondern darin, daß sie aus psychologischen
Gründen die denkbar größte Wahrscheinlichkeit bieten, von dem Empfinden
und Verständniffe der Gesellschafter getragen und aufrecht erhalten zu werden.
Das allerwesentlichste Moment eines Staatengrundvertrages aber ergiebt
sich aus dem Umstande, daß er in Wahrheit nichts anderes sein soll, als
eine Festlegung ihrer Politik von Seiten der Contrahenten, und daß eine
solche Festlegung naturgemäß niemals in infinitum, sondern nur auf so lange
Zeit erfolgen kann, als die Verhältnisse im Allgemeinen die gleichen zu
bleiben die Aussicht bieten. Das ist ein Gesichtspunkt, der in der modernen
Diplomatie überhaupt zum Ausdrucke gelangt, indem diese, abweichend von
der Gepflogenheit früherer Zeiten, alle internationalen Abmachungen un-
vernünftiger Weise als „ewig“ zu bezeichnen, jetzt regelmäßig solche Ab-
machungen, denen eine besonders ernste Bedeutung beigelegt wird, nur auf
bestimmte Fristen trifft, die denn auch wirklich allgemein eingehalten zu
werden pflegen, wie sich durch die mannigfachsten Beläge bestätigen ließe.
Ein „wahrer“ Friede wird also immer positiv gerade „nicht ewig“ sein und
wiederum eine Bedeutung in dem für alle gesellschaftlichen Institutionen
ausschlaggebenden psychologischen Momente finden, insofern die Staaten und
Völker, wenn sie einmal von dem Baume der Erkenntniß gegessen, d. h.
den Segen eines periodischen Grundvertrages an ihrem eigenen Leibe gespürt

<"page246">

hätten, sicherlich nicht wieder von diesem Baume herabsteigen oder, wenn
sie herabgestiegen wären, trachten würden, sehr bald wieder hinaufzugelangen.
An einen ablaufenden Vortrag würde sich vermuthlich immer wieder ein neuerer,
je von längerer Dauer, knüpfen, wenn er auch niemals dem Principe nach
unbedingt „ewig“ sein könnte. Daß die Culturwelt dazu kommen muß, durch
Grundvertrag periodische völkerrechtliche Gemeinschaften, welche man treffend

als „Staatensysteme“ bezeichnen kann, ins Leben zu rufen, erscheint un-
bestreitbar, wenn man die Weltgeschichte betrachtet; dieselben anarchischen
Zustände, wie jetzt auf internationalem Gebiete, herrschten zu Zeiten des
Mittelalters auf staatlichem Gebiete; und auch hier wurde die Durchführung
einer gesellschaftlichen Ordnung, im eigentlichen Sinne des Wortes, eingeleitet
durch zeitweilige Etablierung einer solchen mittelt der durch die beste
Menschenkennerin, die Kirche, veranlaßten Gottesfrieden und späterhin der
durch die weltliche Macht verordneten Landfrieden. Diese Uebergangszeit der
Gottes- und Landfrieden hat eine Epoche von Jahrhunderten ausgefüllt,
und es ist anzunehmen, daß die „periodischen Staatensysteme“ eine noch
längere Epoche hindurch dauern würden; darum ist es ganz falsch, zu glauben,
daß mit der Bethätigung des „Internationalismus“, wie man gesagt hat,
ohne Weiteres der Kosmopolitismus angebahnt wäre, um so falscher, als die
Gefahr des letzteren, freilich aus einem ganz anderen Grunde, viel näher liegt,
wenn man Alles bei der alten Anarchie belassen wollte, da in diesem Falle
der Chauvinismus eines Einzelnen diesen viel leichter einmal zur Bethätigung
von Weltmachtgelüsten antreiben kann, als wenn die Mächte insgesammt
sich zeitweilig im Großen und Ganzen über die Ausübung ihres historischen
Berufes verständigen und damit Jeder in entsprechenden Schranken bleibt...
Der „wahre“ Friede kann also nur auf einem periodischen Staaten-
systeme beruhen; was dann daraus bezüglich der „Abrüstung“ oder des
„Rüstungsstillstandes“ folgt, ist mit unbedingter Sicherheit garnicht zu sagen.
Höchst wahrscheinlich, und zwar abermals aus völkerpsychologischen Gründen
ist aber, daß schließlich auch der Militarismus eine entschiedene Einschränkung
erfahren wird, denn ein psychologisches Gesetz ist: daß die Vorbereitungen
des Einzelnen zum Schutze gegen Gewalt von außen her in demselben Maße
abnehmen, in welchem die Wahrscheinlichkeit solcher Gewalt abnimmt. Die
Abrüstung wird also vermuthlich innerhalb eines Staatensystems ganz von
selbst ohne jede besondere hierauf gerichtete Maßregel eintreten; und jedenfalls
hätten Abrüstungs- oder Rüstungsstillstandsverträge Aussicht auf wirkliche
energische Durchführung nur, wenn sie sich an einen Staatengrundvertrag
anlehnen, der ja eben erst allen Staatsverträgen ein Rückgrat verleiht. Uebrigens
aber ergiebt sich aus dem Vorgetragenen und der Natur der Sache, daß es
sich niemals um eine absolute Abrüstung handeln könnte, denn erstens wäre
auch im Rahmen eines Staatensystems ein Krieg als Reaction gegen den
Friedensbruch denkbar; sodann würde es wenigstens für absehbare Zeit, wie
keinen „ewigen“, so auch keinen „allgemeinen“ Frieden geben, so daß für

<"page247">

jeden Staat zur Sicherung seiner Beziehungen zu dem in den Grundvertrag
nicht eingeschlossenen Auslande und auch für colonialpolitische Zwecke noch
immer eine, unter Umständen sehr erhebliche, Rüstung zu Lande und zu Wasser
erforderlich ist; und endlich werden auch die Rücksichten auf Aufrechterhaltung
des inneren Friedens in jedem Staatswesen eine gewisse militärische Schlag-
fertigkeit erheischen. Alle diese Momente, welche für jede einzelne Macht
anders, als für die andere liegen, würden in einem „Abrüstungsvertrage“
darum auch für Jeden besondere Bestimmungen erforderlich machen, die zu
treffen zweifellos sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich ist, ganz ab-
gesehen davon, daß es mit der Souveränität eines Staates wohl vereinbar
scheint, bezüglich seiner auswärtigen Politik mit anderen Staaten „bindende
Abmachungen“ zu treffen, die Einräumung einer Controlle an Vertrags-
genossen über eine militärischen Einrichtungen aber eine unzulässige Inter-
vention jener in die inneren Verhältnisse des Staates bedeuten würde. Daß
es zwischen Abrüstungs- und Rüstungsstillstand keinen begrifflichen Unterschied
giebt, ist völlig klar; ein solcher Unterschied würde auch dann und darum
nicht anzuerkennen sein, wenn und weil etwa der russische Kaiser einen solchen
angenommen haben sollte; und es bleibt daher zum Mindesten dabei: daß
mit einem Abrüstungsvertrage an sich schlechterdings garnichts zu machen
ist, daß vielmehr erst ein „wahrer“ Friede auf der Grundlage einer ent-
sprechenden völkerrechtlichen Organisation geschaffen werden muß und dann
zunächst ruhig abzuwarten sein wird, welchen Einfluß der völkerpsychologische
Effect des wahren Friedens auf die Völker bezüglich der Frage nach Ab-
rüstung oder Rüstungsstillstand üben wird. Sich jetzt über diesen Punkt
schon den Kopf zerbrechen, heißt lediglich der Entwicklung der Dinge einen
Knittel zwischen die Beine stecken.
Viel wichtiger ist, sich darüber klar zu werden, warum es wünschens-
werth oder nothwendig ist, gerade jetzt auf die Realisierung der hier an-
geregten Ideen hinzuarbeiten, und wenn man hierüber auch ganze Bände
zusammenschreiben könnte, so läßt sich das Wichtigste doch unter drei wesentliche
Gesichtspunkte zusammenfassen:
Zunächst muß der „jetzt so beliebte“ Anarchismus der That als ein
gewaltiges Menetekel für alle Gutgesinnten gelten. Es ist natürlich für jede
Opposition sehr leicht, auch hierfür allerlei Mißstände des staatlichen Lebens als
die eigentliche Quelle zu bezeichnen; aber solche Mängel hat es immer gegeben
und wird es immer geben, ohne daß dadurch eine solche Verrücktheit, wie der
Anarchismus, zu Tage gefördert zu werden brauchte. Anders steht es indessen,
wenn in gewisser Hinsicht von den Machthabern geradezu die gleichen Theorien
entwickelt und als die Quintessenz aller Staatsweisheit gepriesen werden. Aus
den Tiraden der bekannten Dolch- und Bombenhelden tönt nur in etwas
brutalerer Melodie ganz dieselbe Musik, welche man, wie oben gezeigt wurde,
hinsichtlich der auswärtigen Politik von den Diplomaten und Staatsmännern
zu hören bekommt, denn auch sie bezeichnen jeden verbrecherischen Angriff auf

<"page248">

die Gesellschaft lediglich als einen Act des Nothstandes oder der Nothwehr
gegen die letztere von Seiten der Einzelnen. So gewaltig aber der Unter-
schied zwischen der Structur der bürgerlichen und derjenigen der Staaten-
gesellschaft auch sein mag, er ist nicht derart, daß auf der einen Seite
geradezu gut und schön und allein zweckmäßig wäre, was auf der anderen

ganz richtig als Unthat oder Wahnsinn gebrandmarkt wird. Die Diplomatie
sollte daher das Heil der Welt nicht nur von einer Entrüstung über den
anarchistischen Abschaum der Menschheit, sondern auch von – der eigenen
Besserung erwarten.
Neben dem Anarchismus kommt als Zweites der radicale Socialismus
in Betracht, der sich etwa als das gerade Gegentheil des ersteren darstellt,
denn während der Anarchismus die begrifflichen Postulate der Ordnung
in übertriebener Weise negiert, will der Socialismus gleichsam eine zu weit-
gehende Ordnung schaffen, die schließlich mit der Selbstbestimmung des
Individuums gänzlich oder doch fast ganz aufräumt. Sei dem aber, wie
immer ihm wolle: die allgemein anerkannten, thatsächlich bestehenden Mängel
der gegebenen Verhältnisse in socialer Hinsicht werden auf dem Boden der
bestehenden Welt- und Staatsordnung nur abgestellt werden können, wenn
die Hindernisse, welche sich der freien Entfaltung der wirthschaftlichen Ver-
hältnisse durch die phänomenale Unsicherheit des internationalen Lebens
entgegenstellen, beseitigt und die riesenhaften Ausgaben, welche der Mili-
tarismus verschlingt, wenigstens theilweise für die Lösung socialer Fragen
verfügbar werden. Jeder Commentar hierzu wird überflüssig, wenn man
bedenkt, daß die stärksten Verdächtigungen des russischen Kaisers und seines
Manifestes von – der Socialdemokratie ausgingen, welche zwar auch den
„ewigen Frieden“ empfiehlt, aber andererseits erklärt, daß derselbe nur durch
sie selbst realisiert werden könne, und daß jeder Anlauf darauf von Seiten
der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft der unbedingte Humbug sei – natürlich,
weil die Durchführung eines gesunden Internationalismus das sicherste
Mittel wäre, dem allgemeinen débacle vorzubeugen, so daß die Social-
demokratie in einzelnen Ländern stellenweise geradezu den kritiklosesten Chau-
vinismus unterstützt, nur um eine sachgemäße Vergesellschaftung der Mächte
zu hindern. Die Moral aus der Geschichte sollte sich für Jeden, der sehen
will und kann, von selbst ergeben.
Zum dritten aber kommt hier die Eigenart der jetzigen Weltverhältnisse in's
Spiel insofern, als gegenwärtig abermals eine jener großen Colonialperioden
angebrochen ist, wie sie die einzelnen Phasen der geschichtlichen Entwickelung
einzuleiten pflegen. So datiert die moderne Zeit von der Entdeckung Amerikas
und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien, wodurch Conjuncturen ge-
schaffen wurden, welche in der civilisierten Menschheit zum ersten Male die
Jee des Völkerrechtes wachriefen. Wenn diese Idee dann keine weitere
praktische Bethätigung fand, so lag dies daran, daß sehr bald ein einziges
Volk den Beruf zur Colonisation für sich in Anspruch nahm: die Engländer,

<"page249">

und die Continentalmächte, zufrieden mit dem, was ihnen belaffen war,
keine weitere Concurrenz machten. Gegenwärtig hat sich das geändert;
die Signatur der Zeit ist der große Kampf zwischen der Angelsächsischen
Welt, einschließlich der Amerikaner, und dem Slaventhum um die Vor-
herrschaft in Asien, wo gleichzeitig auch die anderen Mächte ihren Antheil
zu erwerben streben, ebenso wie sie im Uebrigen gegen die exclusiven Präten-
sionen der Engländer auf die sonstige colonisationsfähige Welt entschieden
Front machen. Jetzt soll der, ja offenbar auch durchaus richtige, Satz gelten,
daß die Erde Raum für Alle hat, auch für alle geschichtlich gewordenen und
einmal zu voller Lebensfähigkeit gelangten Völker, und so wird jetzt das, was
im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den genialen Publicisten der
damaligen Zeit ganz klar als Idee erkannt wurde, aber damals eben nur
Idee blieb, zur That werden müssen, wenn die Welt nicht in geradezu
rückläufige Bewegung gerathen soll. Darum wird die Diplomatie der
Zukunft mit den Traditionen des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gründlich
zu brechen und wieder an die große Zeit der Niederländischen Renaissance
anzuknüpfen haben, deren Staatsmänner in gewissem Sinne erheblich
modernere Menschen waren, als die marionettenhaften Routiniers oder Blut-
und Eisenpolitiker der neueren Zeit, so Großes dieselben auch für die letztere
geleistet haben mögen. Es wird ja heutzutage auch sonst in Kunst und
Wissenschaft so vielfach auf jene Periode zurückgegriffen: und mit größerem
Rechte als der treffliche Rembrandt dem deutschen Volke als Er-
zieher empfohlen wurde, kann ein großer Landsmann und Zeitgenosse Hugo
Grotius den modernen Diplomaten als leuchtendes Vorbild vor Augen gestellt
werden. Wenn die Diplomaten im Sinne dieses ihres größten und klaffi-
schesten Meisters fortarbeiten wollen, dann wird freilich eine etwas gründlichere
Schulung d. h. eine Erziehung derselben zu wahrhaft staatsmännischer Einsicht
und einem viel weiteren freieren Blicke nöthig, als sie bisher bethätigt haben.
Dann werden sie begreifen müssen, daß ein gesunder Internationalismus
noth thut, der auch auf dem Gebiete der hohen Politik der goldenen Regel
folgt: „Leben und leben lassen“, und daß diesen Gesichtspunkten nur durch die
Einrichtung der periodischen Staatensysteme Rechnung getragen werden kann;
die Technik der Diplomatie ist veraltet und bedarf dringend der Reform.
Tritt eine solche ein, dann würde der Zar, indem er die alte Aera des
Militarismus zu schließen gedachte, die Aera einer neuen, wirklich auf
der Höhe ihrer Zeit stehenden Diplomatenschule eröffnet haben. Für eine
gedeihliche Wirksamkeit der letzteren ist, wie die Dinge heutzutage liegen,
allerdings auch eine für die vorgetragenen Ideen empfängliche öffentliche
Meinung erforderlich, welche sich nur herausbilden kann, falls sie beffer
berathen wird, als durch die wenn nicht gerade der Sache schädlichen, doch
bisher jedenfalls werth- und erfolglosen Schaumschlägereien der ethisch-
philanthropischen sogenannten Friedensbewegung.

<"page250">
Rosenöl.
Don
TDagobert von Gerhardt-Amyntar.
– Potsdam. –
ging auf dem schrittedämpfenden Teppich auf und ab, langsam
finnend, gelegentlich dem Clavierspiele lauschend, das aus einem
DSX> entfernten Zimmer zu ihm drang. Der grüne Majolika-Ofen,

dessen breit ausladender Sims verschiedene Tanagra-Figürchen, einen silbernen
Humpen und ein Cabinet-Photogramm einer weiblichen Person trug, hauchte
eine behagliche Wärme aus; auf dem großen, mit bronzenen Geräthen ge-
schmückten Diplomaten-Schreibtisch mitten im Zimmer brannte eine grün-
beschirmte Studirlampe, deren gemildertes Licht den Raum in ein fried-
liches anheimelndes Halbdunkel hüllte.
Gleichmäßig knarrten die Schritte des finnend Wandelnden, fast so
gleichmäßig wie der leise Pendelschlag des Regulators an der Wand. Es
war eine wohlthuende Stille in der Stube, im Hause, in der ganzen
Straße; der Abend des Spätherbsttages war hereingesunken und hatte nach
und nach die lauten nervenmordenden Geräusche des erwerbgierigen Tages
verschlungen. Das Clavierspiel, das in einem Zimmer am anderen Ende
des Corridors von dem Töchterlein des Herrn Justizrath Jasberg geübt
wurde, war so zart und bescheiden, daß es der Stille und Weihestimmung
des Abends keinen Abbruch that.
Einen Augenblick hob der in Gedanken Versunkene stehen bleibend den
Kopf und lauschte schärfer nach dem Corridor hin, von wo die Töne zu ihm
drangen. Ein gutmüthiges, leise spöttisches Lächeln zuckte um die Winkel
seiner von grau gesprenkeltem Barte überschatteten Lippen. „Chopins
Trauermarsch?“ murmelte er vor sich hin, „das dumme liebe Kind! was

<"page251">

mag es sich nur bei solchen Tönen denken? Sie hat ja noch nie den Tod
gesehen und kennt weder Trauer noch Thränen.“
Er seufzte und nahm dann einen unterbrochenen Spaziergang auf
dem Teppich wieder auf.
„Gott erhalte sie uns so!“ fuhr er in seinen Gedanken fort, „so lieb
und hold und unbefangen! Aber was ist denn das? wo kommt dieser
eigenthümliche Geruch her?“
Er war bisher immer auf der Diagonale zwischen Ofen und Bücher-
schrank hin und her gewandelt; nun hatte er aber zufällig einmal die
andere Diagonale gewählt und sich so dem Stollenschränkchen genähert, das
als eine Art Eindringling in seinem Zimmer stand und nur von seiner
Gattin und einem siebenzehnjährigen Töchterlein zur Unterbringung von
allerlei Tand und Frauenkram benutzt wurde. Er blieb vor dem Schränk-
chen stehen, blähte die Nüstern und zog prüfend den Duft ein, der hier in
der Luft schwebte..
„Wenn mich nicht meine Sinne täuschen, so duftet es hier nach –
Rosenöl; das ist ja sonderbar!“
Er drehte das in dem Schloffe des Schränkchens steckende Schlüffelchen
um seine Achse und öffnete die Schrankthür.
„Wahrhaftig, Rosenöl!“ rief er überrascht, indem ihm der starke Ge-
ruch, der aus dem Schrank strömte, den letzten Zweifel verscheuchte.
„Rosenöl! hat sich meine Frau oder Else diesen Luxus gestattet?“
Unschwer entdeckten eine Augen in dem obersten Fach, das Schön-
elschen ausschließlich zu benutzen pflegte, ein kleines geschliffenes und mit
arabischen Goldbuchstaben bemaltes Fläschchen, durch dessen mit einem Glas-
stöpsel verschlossenen und mit thierischer Haut umwundenen Hals der durch-
dringende Duft orientalischen Rosenöls hervorquoll. Er nahm das Fläschchen
in die Hand, betrachtete es eine Weile, legte es dann wieder auf einen
Platz, schloß das Schränkchen zu und setzte seinen Spaziergang im Zimmer
wieder fort. Aber wie er die Hand hob, um sich das leicht angesilberte
Blondhaar aus der Stirne zu streichen, merkte er, daß der scharfe süße
Duft an seinen Fingern haften geblieben war; ein paar mal noch roch er
an den Fingerspitzen und sog das in einer starken Concentrierung so eigen-
artige Aroma der Rosen ein; dann senkte er die Hand in die Rocktasche,
um das Sacktuch zu ziehen und mit diesem die Finger wiederholt und
heftig abzureiben..
„Dummes Zeug! diesen Teufelsquark muß Elschen morgen fortthun!
Wie kommt sie nur auf diesen weichlichen, widerwärtigen Geruch?“
Er schalt auf den Duft, und dennoch brachte er seine Fingerspitzen immer
wieder an die Nase, um sich zu vergewissern, daß die letzten Spuren des
Rosengeruches noch lange nicht entfernt waren. Halb gierig, halb wider-
willig zog er den Duft durch die Nüstern. Wie löste dieser Geruch doch,
wie mit einem Zauberschlage, eine Fülle von Erinnerungen aus! Nichts

<"page252">

ist ein so beharrlicher Mahner wie der Geruch! Du kannst einen Blick, der
Dir bis in die Seele drang, vergessen; Dein Ohr kann den Ton verlieren,
den es einmal entzückt oder verzagend aufgenommen hat; aber ein bestimmter
Geruch – er ist unvergeßlich und unverlierbar; er wirkt, wenn Du ihm
wieder einathmet, wie der nächtliche Blitz, der plötzlich eine schwarz ver-
hüllte Landschaft in den vollen, blendenden Farben des Tages wieder auf-
leuchten läßt.
Rosenöl! Da erhebt sie sich wieder vor ihm mit ihren Thürmen und
Mauern, die gute, alte Provinzialstadt, in der er seine Referendarsjahre
verstürmt hat! Da sieht er wieder das unscheinbare, zwei Stockwerke hohe
Eckhaus, in dem sie wohnte, seine erste finnbethörende ach! leider auch ver-
derbenbringende Liebe, jenes dämonische Weib, das ihm, dem dummen,
grünen, unerfahrenen Jungen, das Herzblut, wie ein Vampyr, aus der
Brust jog.
Ja, sie war schön! oder, vielleicht richtiger, sie war begehrenswerth,
ein reifes, vollbusiges, von Gesundheit strotzendes Weib, mit rothen,
schwelenden Genußlippen die wie der Blüthenkelch einer insektenfressenden
Pflanze anlockten. Das dumme, blöde Inject, das honigtrunken in diesen
trügerischen Kelch hineingerathen war, um darinnen, wenn ein gnädiger
Zufall oder eine gnädige Schickung nicht dazwischen getreten wäre, verzehrt
und verdaut zu werden, das war er gewesen, er, der königlich preußische
Referendar und Doctor beider Rechte, der sich für klug und weise haltende
jugendliche Himmelsstürmer und diplomatisch feine Weiberkenner! Ha, ha, ha!

er muß jetzt noch mitleidig lachen, wenn er seiner damaligen Jugendeselei
gedenkt, einer Jugendeselei, die ihn beinahe zum Selbstmorde getrieben
hätte, eine so widerwärtige und bedrohliche Physiognomie hatten die Ver-
hältnisse jener Zeit für ihn angenommen. Ja, jetzt kann er lachen; aber
damals lachte er nicht; da pochte ihm des Herzens Schlag bis in den Hals,
da fieberte er mit allen einen Sinnen nach einem Kuffe aus dem Taumel-
kelche jener schwellenden Lippen, da hätte er für die kleinste Liebesgunst
dieser Circe unbedenklich ein Jahr seines Lebens dahingegeben.
Wie im Dufte des Rosenöls die längst begrabenen Erinnerungen
wieder auferstehen, das Grabtuch des Vergeffens von sich werfen und in
lebendig athmender Frische ihn umweben! Er hat die stark duftenden Finger
zufällig wieder einem Gesicht genähert, und wie er sich nun in einer Ecke
seines Ruhebettes an der Bücherschrankwand niederläßt, da nimmt sie neben
ihm Platz, die junge Witwe von damals, Frau Maria Stern, das üppige
Weib mit den Sphinxlippen und dem gesunden Gebiffe, in dem jeder ein-
zelne Zahn wurzelecht paradierte..
Hüte Dich vor verliebten Wittwen! hatte ihm einmal, lange vor jener
Zeit, ein seliger Onkel gesagt. Der alte Herr machte gern eine Späßchen
und Mätzchen, er liebte Uebertreibungen und Paradoxien, und man wußte
nie recht, ob man ihm glauben sollte oder nicht. O, hätte er, der Sinnende,

<"page253">

ihm in jenem einen Falle nur geglaubt! ja, vor Frau Maria hätte er sich
hüten sollen, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns – welche Fülle von
Pein und Sorge, Reue und Beschämung wäre ihm erspart geblieben!
Sie war eine Wittwe, und das gab dem Verkehr mit ihr von Anfang
an etwas viel Freieres und Anreizenderes, als wenn sie ein Backfisch
gewesen wäre, der bei den harmlosesten Dingen erröthet, und dem
gegenüber man weniger harmlose Fragen überhaupt gar nicht anschneiden
darf. Vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an hatte sie ihn gewisser-
maßen mit Beschlag belegt, und er hatte sich das sehr gern gefallen lassen,
denn die Auszeichnung, die sie ihm erwies, schmeichelte einer Eitelkeit, und
die Unterhaltung mit ihr war ihm ein noch unbekannter Genuß. Bisher
hatte er die Weiber nur theoretisch kennen gelernt, und da hatte er sich
zwei große Kategorien zurecht gemacht: in die eine gehörten die dummen
Gänse, die Salon-Eltern, die nur Sätze ohne Sinn oder auswendig gelernte
Phrasen plapperten, aber durch ihre körperlichen Reize für ihren intellec-
tuellen Defect doch einigermaßen entschädigten; in die andere gehörten die
mehr oder minder geistreichen, vielleicht gar gelehrten Weiber, und die
Blaustrümpfe, die, häßlich und ohne jede Spur von Anmuth, jederzeit in
der Lage sind, über ein wissenschaftliches Thema zu reden oder kurz und
hart über eine minder begabte Vertreterin ihres Geschlechtes abzuurtheilen.
Brr! er schüttelt sich noch heut, wenn er an solche Mannweiber denkt,
denen gerade alles das fehlt, wofür schon der Jüngling in seinen Sehnsuchts-
träumen zu schwärmen pflegt. Und da war sie nun auf einem Lebenswege
aufgetaucht, um ihm den überraschenden Beweis zu erbringen, daß man ein
begehrliches Weib sein und dabei doch auch Interesse und Verständniß für
das Meiste haben kann, was die Gedankenwelt eines jungen Mannes aus-
macht.
Frau Maria lebte mit einer alten Tante zusammen, und als er, der
gesellschaftsfrohe Referendar und Doctor, den beiden Damen auf einem
Casinofeste vorgestellt worden war, erhielt er, wahrscheinlich auf Antrieb der
Nichte, von der alten Frau Geheimrath Stegen die Aufforderung, ihr doch
die Freude seines Besuches zu machen. Er ließ sich das nicht zwei Mal
jagen, denn schon hatten es ihm Marias dunkle Augen, ohne daß er es
wußte, angethan; am nächsten Mittag drückte er auf den Klingelknopf der
Stegen'schen Wohnung, und eine Minute später trat er über die Schwelle
des begehrten Paradieses, das sich ihm mit der Zeit mehr und mehr als
ein Inferno entpuppen sollte.
Oh, er könnte ihn heut noch malen, den Salon, in dem er von der
alten Dame empfangen wurde: behaglichter, kleinbürgerlicher Biedermeierstil,
bescheidene Mahagonimöbel, weiße Fenstervorhänge und Gardinen, Alles ein
wenig nüchtern, aber auch ängstlich-sauber und zierlich ordentlich; der Tisch
natürlich vor dem Sopha, so daß man nur mit einiger turnerischen Ge-
schicklichkeit einen Sitz auf dem letzteren erobern konnte; an der Wand ein

<"page254">

tafelförmiges Clavier und ein Blumentisch mit prachtvoll blühenden Alpen-
veilchen; über dem Blumentische ein Vogelbauer aus Messingstäben, in dem
ein Canarienvogel, als sich der Kömmling mit der alten Dame zu unter-
halten begann, einen wahren Heidenlärm verübte und so laut und anhaltend
schmetterte, daß es selbst die etwas schwerhörige Frau Stegen unangenehm
empfand.
„Sie müssen schon entschuldigen, lieber Herr Jasberg,“ sagte sie auf-
stehend und sich dem Bauer nähernd, „daß dieser kleine Störenfried nicht
bessere Manieren hat: ein Verzug meiner Nichte.“
Sie deckte ein Tuch über den Käfig, was zur Folge hatte, daß der
ohrenschmerzende Gesang sofort verstummte, und dann blickte sie nach der
Thür zum Nachbarzimmer.
„Wo nur Maria bleibt? sie weiß es doch, welch' lieben Besuch
wir haben!“
Ob die Vermißte es wußte! Die 27jährige Maria war tief erröthet,
als der Referendar Dr. Jasberg gemeldet wurde, und hatte zur Tante
gesagt:
„Tantchen, empfange Du einstweilen den Herrn, ich komme gleich
wieder.“ Damit war sie aus dem Zimmer gehuscht, und nun stand sie in
der Schlafstube vor ihrem Ankleidespiegel und prüfte ihre Frisur und den
Faltenfall ihres Kleiderrockes.
Als sie endlich in dem Salon erschien, sprang der Herr Dr. Fritz
Jasberg von einem Sitze auf und eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu

küffen. Er freute sich, daß sie eine verwittwete Frau war und als solche
einen Handkuß bedenkenlos gestatten durfte; einem Backfische hätte der Be-
sucher höchstens die Hand drücken dürfen, vorausgesetzt, daß ihm überhaupt
eine Hand zum Gruß geboten worden wäre; der Kuß auf die Hand einer
jungen, unverheiratheten Dame wäre in den streng auf Formen haltenden
Kreisen, in denen er aufgewachsen war, eine Unmöglichkeit gewesen; er wäre
dort als tölpelhafte Dreistigkeit verurtheilt worden; nicht einmal in einer
Poffe ließ man ihn gelten, und küßte wirklich einmal auf der Bühne ein
junger Mann die Hand eines jungen Mädchens, nun, dann zuckte man
mitleidig die Achseln über die gesellschaftliche Unerfahrenheit des Poffen-
fabrikanten oder des Schauspielers, die wahrscheinlich. Beide keine Ahnung
davon hatten, was in guten deutschen Häusern Brauch war.
Frau Maria sah dem Doctor in die Augen, indem sie ihm ihre weiche,
kühle, trockene Hand willig überließ, und unter diesem Blicke und dieser
körperlichen Berührung lief es dem jungen Manne wie ein elektrischer Strom
durch die Nerven. Er war sich damals nicht bewußt geworden, später aber
sollte er begreifen lernen, daß er durch jenen ersten Handkuß einen Theil
seiner Jugend und seines Friedens einem weiblichen Dämon zum Opfer
gebracht und verpfändet hatte...

<"page255">

Sie saßen. Beide auf zwei benachbarten Stühlen am Sophatische,
während die alte Geheimräthin würdevoll auf dem Sopha selbst thronte;
Frau Maria spielte mit ihrem Spitzenbesetzten Taschentuche und spottete
dabei über das neueste Lieblingsbuch der sogenannten guten Gesellschaft,
einen faden, albernen Roman aus der Feder einer albernen alten Jungfer,
eine Kleinkinderlectüre, die ein halbwegs ernsthafter Mensch von nur einigem
Geschmack unmöglich länger als zehn Minuten in der Hand behalten
könnte – da bückte sie sich plötzlich und schob ihren dunkelblonden Kopf,
unter den Tisch, um das Taschentuch, das ihr entfallen war, aufzuheben.
Aber schon hatte sich auch der artige Doctor gebückt, um der jungen Dame
jede Mühe zu ersparen, und Bei der Köpfe waren unter dem Tische in
einem sanften Zusammenstoß einander begegnet. Es war nur eine Secunde
gewesen, daß Marias Nase und Mund eine Wange gestreift hatte, und er
könnte es auch heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie ihn
damals wirklich flüchtig geküßt hatte oder nicht; aber erglühend bis ans
Stirnhaar kam er mit seinem Antlitz wieder auf die Oberwelt, und Frau
Maria, die sich ebenfalls wieder aufgerichtet hatte, sagte belustigt und un-
befangen:
„Das hätte wahrhaftig schlimm werden können. Hast Du gehört,
Tantchen, wie unsere Köpfe an einander krachten? ich glaube, der Herr
Doctor hat einen ebenso eisenfesten Schädel – wie ich.“
„Aber meine gnädigste Frau,“ stotterte der Verwirrte, der sich heimlich
grollte, daß er die Situation unter dem Tische nicht schneller und sicherer
erfaßt und den Kuß, wenn es überhaupt ein solcher gewesen war, nicht
prompt zurückgegeben hatte, „hoffentlich habe ich Ihnen nicht wehe gethan!“
„Durchaus nicht, Herr Doctor, beruhigen Sie sich; ich habe es kaum
gefühlt – es war ja nur ein Streifschuß!“
Und wieder lachte sie so ausgelassen, daß es fast ein wenig gezwungen
klang und recht gut die Maske sein konnte, hinter der sich ein gewisser Ver-
druß über die Ungewandtheit des Besuchers verbergen wollte.
„Aber Maria,“ tönte es vorwurfsvoll vom Sopha, „was soll der Herr
Doctor von Dir denken? Du benimmst Dich so übermüthig, wie ein
Pensionsfräulein.“
Der Herr Doctor dachte weniger an das Lachen und die Ausgelassen-
heit der jungen Wittwe, als an einen gewissen Duft, den er in der unmittel-
baren Berührung der schönen Frau gewittert hatte, es hatte stark nach
Rosen geduftet; aber es war doch jetzt keine Rosenzeit und an Marias
Anzug war auch nicht einmal die gequälteste Treibhausrose zu entdecken.
„Wenn Sie einmal nichts Besseres vorhaben,“ wandte sich die alte
Tante wieder an den Doctor, „so machen Sie uns die Freude und be-
suchen uns. Zwei einzelne Damen können Ihnen freilich nicht viel bieten;
aber meine Nichte spielt leidlich Clavier, und wenn sie will, kann sie ein
Schubertsches Lied ganz hübsch vortragen. Erwarten Sie also erst keine

<"page256">

feierliche Einladung zu einem bestimmten Tage, sondern betrachten Sie
unser Haus als das Ihrige.“
Das war sehr freundlich gesprochen, und der Doctor küßte der Alten
bei einem Scheiden in aufrichtiger Dankbarkeit die schon etwas welke
Rechte.
Als er auf Marias dargebotene Hand ebenfalls eine Lipp n drücken
wollte, zog diese die Hand zurück und sagte treuherzig:
„Nicht so förmlich, Herr Doctor! ich denke, wir sind fortan gute
Freunde und Kameraden.“
„Wenn Sie mir die Ehre eines solchen Vertrauens schenken wollen, so
macht mich das sehr glücklich, gnädige Frau.“
„Gnädige Frau!“ wiederholte sie mit vorwurfsvoller Betonung. „So
nennen mich die Puppen des Parquets, die Casinotänzer und Salon-
gigerl; der Freund, meine ich, könnte mich kurzweg Frau Stern nennen.“
„Nun denn, auf Wiedersehen, Frau Stern! ich hätte nicht geahnt,
daß mir heut am hellen Tage ein solcher Stern des Glückes aufgehen
würde!“
Er hatte es mit starker Betonung gesagt, und sie sah ihn mit einem
Blicke an, der ihn mitten ins Herz traf.
Wie er die Treppe hinabstieg, war ihm zu Muthe, als hätte er von
schwerem, berauschendem Wein gekostet; sein Blut pulste ihm feurig durch
die Adern, und er fühlte sich so hoffnungsfroh und lebenslustig, daß er
hätte Flügel haben mögen, um sich aufzuschwingen in die Bläue des Firma-
mentes. In Gedanken bat er die junge Frau, die ihm so freundlich

entgegengekommen war, um Verzeihung, daß er sie einen Augenblick lang
im Verdachte eines recht unweiblichen Benehmens gehabt hatte; das waren
die schlimmen Folgen eines bisherigen lockeren Lebens; er übertrug die
eigene Leichtfertigkeit auf Andere und schob diesen ganz unberechtigt Absichten
unter, von denen sie selbst gewiß himmelweit entfernt gewesen waren.
So trat er auf die Straße in gehobener Stimmung, das Herz voll
Wonne und Sonnenschein, und in der Nase einen feinen, ganz feinen Duft
von Rosen, der ihn lieblich umschmeichelte, so daß er sich trotz der rauhen
Jahreszeit mitten in den blühenden Sommer versetzt wähnte.
Der Trauermarsch, der vom Ende des Corridors her dumpf und
feierlich herübertönte, hat aufgehört, und nun setzt ein reizender Concert-
walzer ein, den Schönelschen schon öfters dem befriedigt lauschenden Papa
hat vorspielen müssen. Auch jetzt horcht der still in einer Sophaecke sitzende
Herr Justizrath nach den ihm wohlbekannten Klängen, und er lächelt glücklich
vor sich hin, denn er malt sich im Geiste ein dunkeläugiges bildhübsches
Töchterlein aus, wie sie mit ihrer schlanken biegsamen Gestalt vor dem
Flügel sitzt und die zierlichen Rosenfingerchen über das Elfenbein der Tasten

<"page257">

spielen läßt. Er lächelt und dankt dem gütigen Geschicke, daß ihm noch
so reine, köstliche Vaterfreuden bereitet sind; wie er aber zufällig mit der
Hand über seine Stirne fährt, weht ihm wieder der hartnäckige Rosenöl-
geruch an, und sofort ist er wieder mitten drinnen in seinen Erinnerungen.
Diese sind jetzt freundlicher Art, und die Walzermusik paßt ganz vortrefflich
zu ihnen. Ja, es war eine kurze himmlische Zeit, die ihm wie im Walzer-
tacte vorübergehüpft ist, ein unvergeßlicher Sommer, so wild und lustig,
so blendend und berauschend, wie eine durchschwärmte Ballnacht.
Er war damals gerade Gerichts-Affeffor geworden, und Frau Maria
Stern hatte sich über eine Beförderung ebenso gefreut, wie eine alte, in einem
fernen kleinen Neste lebende Mutter, die sich die Biffen am Munde abdarbte,
um ihrem Sohne so lange eine Zulage enden zu können, bis dieser selbst im
Stande sein würde, sich durch die Welt zu bringen. Der Glückwunsch-Brief
der alten Frau war rührend gewesen, und der Dr. Fritz Jasberg hatte die
gute Mutter im Geiste dankbar umarmt und ihr feierlich gelobt, daß, wenn
er nur erst im pünktlich bezahlten Amte sitzen und ein nettes und ver-
mögendes Weibchen an einen Herd geführt haben würde, er auch sie, die
Mutter, unter ein Dach holen und ihr alle Liebe und Treue reichlich ver-
gelten würde..
Träume sind Schäume, und der Weg zur Hölle ist mit guten Vor-
jätzen gepflastert. Damals eilte der neugebackene Affessor täglich ins Haus
der Frau Geheimrath Stegen, um dort mit deren Nichte genußreiche fröhliche
Stunden zu verleben. Er las mit ihr den Horaz, den er ihr in einer
gut gelungenen Nachdichtung vortrug und erklärte; dann sang sie ihm den
„Wanderer“ oder auch ein Volkslied mit ihrer klaren kräftigen Stimme
vor; dann schlenderten sie durch das kleine Gärtchen hinter dem Hause und
pflückten Blumen für die Zimmer-Vasen und, wenn es Abend geworden
war, saßen sie mit der Tante Stegen zu Dreien am Theelisch und genoffen
ein einfaches, aber äußerst behagliches Mahl. Sie war ein kluges Frauen-
zimmer und er konnte wirklich. Alles mit ihr besprechen, ohne Rückhalt, ohne
Ziererei; wenn er ein Liebchen gehabt hätte, er würde ihr von ihr erzählt
und vorgeschwärmt haben; aber er hatte kein Liebchen; die etwas leichtfertig
geknüpften Beziehungen mit jungen Mädchen aller Art hatte er längst gelöst,
und es genügte ihm, mit Frau Maria Stern kameradschaftlich zu verkehren
und sich von ihr das Leben so angenehm, wie möglich, machen zu lassen.
Es war damals ein entzückender Sommer; die beiden Damen waren
nicht verreist, da das gute Tantchen schon anfing, etwas bequem zu werden,
und so war auch der Assessor vorläufig am Orte geblieben und machte nun
mit Frau Stegen und deren Nichte täglich Ausfahrten entweder zu Wagen
oder auf einem der vielen den Strom befahrenden Dampfer.
Ach, wie lebendig steht die ganze Scenerie jetzt wieder vor ihm!
Es war Ende August. Sie waren nach einem Dorfe am Strome ge-
fahren und dort in einem Kaffeegarten eingekehrt. Tante Stegen ließ sich

<"page258">

von ihrem Platze im Garten nicht mehr vertreiben; er aber hatte ein
Boot gemiethet und war mit Frau Maria nach dem anderen bewaldeten
Ufer hinübergefahren. Wie köstlich einsam es da drüben war! Die Sonne
stand schon tief, orangefarben, ein ungeheurer Ball, über dem Horizonte,
dessen leichtgeschwungene, dämmernde Linien sich in dem Goldrauch des
Himmels verloren. Und da im Osten – wie silbern glänzen die duftigen,
fein gekräuselten Windwolken am reinblauen Firmamente! Ein stoßweise
wehender Westwind hat sich aufgemacht; er hat den heißen Dunst des
Hundstages fortgeblasen und strömt nun kühles Behagen über die lechzenden
Fluren.
Der Affessor wandert neben Maria den Pfad entlang, der sich zwischen
Wald und Strom dahinschlängelt; durch die grüne Strauch- und Busch-
einfaffung dieses Pfades schimmert der jetzt leicht erregte, mit Schaum-
flöckchen gesprenkelte Spiegel des hier eeartig erweiterten Stromes; in
rhythmischen Pulsen rollen die Wellen gegen den Strand, und pfeilgeschwinde
Möven tummeln sich über dem feuchten Element.
„Welch ein wonniger Abend!“ jauchzt der Assessor und bleibt, die
Lungen weitend und den Blick über den Strom endend, eine Weile stehen.
„Man möchte diese Luft in vollen Zügen trinken,“ sagt Maria, die,
gleichfalls stehen bleibend, ihre Hand leicht auf seinen Unterarm legt, „man
möchte sie mit nach Hause nehmen in die dumpfe Enge der Zimmer!“
Beide schauen nach der Sonne, die schon tiefer gesunken ist, und deren
unterer Rand bereits die Erde küßt. Das Gold der strahlenden Scheibe
hat die Farbe einer reifen Blutorange angenommen.
„Sehen Sie nur,“ sagt der Assessor, „wie die Sonne erglüht; ob es
Schamröthe ist, die ihr ins Gesicht steigt?“

„Worüber?“
„Nun, über die Undankbarkeit und Thorheit der Menschen, denen sie
so viel Glanz und Wärme spendet, und die doch so selten erkennen, wie
über alle Beschreibung herrlich diese Erde ist!“.
Maria lehnt sich sanft gegen ihren Begleiter nnd wiederholt mit leisem,
fast unhörbarem Seufzer:
„Ach ja, wie herrlich! aber das Eine darf nicht fehlen, das dieses
Leben erst lebenswerth macht.“
„Und was ist das?“
„Das muß ein Jeder selber finden, sonst verliert es eine Zauberkraft.“
Beide gehen weiter.
Er finnt über das eben vernommene Räthel nach. Was meint sie
denn? den Glauben? die Zufriedenheit? oder die Liebe? Doch, lohnt es
sich denn, darüber länger nachzudenken? Oft reden die Weiber nur so hin,
um sich den Anschein der Tiefe, der besonderen Geisteskraft zu geben; viel-
leicht will ihm Frau Maria auch nur foppen. Er hat, wie sie so dicht

<"page259">

neben ihm stand, wieder einen gewissen Rosenduft gewittert und frägt un-
vermittelt:.
„Sagen Sie mir, Frau Stern, was für einen Zauber wenden Sie
an, daß Sie immer an den Duft von Rosen gemahnen?“
„Oh, Sie indiscreter Frager! Darf man eine Dame denn überhaupt
nach so Etwas fragen? Wenn ich nun schnurren wollte? wenn ich be-
hauptete, daß dies mein natürlicher Duft ei?“
„So würde ich es glauben,“ versetzte er galant, „denn, wenn schon
das eine Wunder möglich ist, daß eine Frau einer Rose ähnelt, so kann
auch das andere wahr sein, daß sie den Duft der Rose an sich hat.“
„Pfui, Affeffor! welche Phrasen!“.
Sie blieb stehen, griff in ihren Busen und holte ein kleines, an
goldener Kette auf dem bloßen Leibe getragenes Fläschchen hervor. Das
Fläschchen hatte keinen Stöpsel, war leer und wurde von einem federnden
Griff, der an der Kette hing, festgehalten. Sie drückte das noch warme
Glas dem Andern in die Hand..
„Da haben Sie das Geheimniß! Ein noch mit Rosenöl gefülltes
Flacon würde. Einen ja umbringen, und auch jedem Anderen lästig fallen,
ich trage daher immer ein geleertes Flacon an mir – das duftet mir
gerade noch köstlich genug, ohne sich zu sehr aufzudrängen; ich liebe leidenschaft-
lich das Aroma der Rosen.“
Er hat ihr das Fläschchen zurückgegeben, und sie drückt es wieder in
den federnden Halter des Kettleins und läßt es zurückgleiten in ihren Busen.
Ein eigenthümliches Gefühl durchzuckt den Affessor, und er fragt sich:
Ist sie berechnend und gefallsüchtig? oder ist sie nur natürlich und einer
Verstellung überhaupt unfähig? Wie er heimlich die unbefangen in die
Sonne Blickende mustert, bittet er sie in Gedanken um Verzeihung für den
häßlichen Zweifel, der ihm da ans Herz gekrochen war: sie ist eben ein
Weib, und jedes normale und gesunde Weib will gefallen, ja, muß ge-
fallen wollen, wenn es den Absichten der Natur nicht widersprechen soll;
im Uebrigen aber ist ihr jede kleinliche Berechnung fern; sie ist viel zu
sicher und viel zu stolz, um sich nicht in jedem Augenblick so zu geben, wie
sie gerade denkt und empfindet, ohne jeden Nebengedanken und ohne Rück-
sicht auf den Eindruck, den sie auf Andere macht.
Beide gehen weiter.
Hoch im Zenith schwimmen jetzt leichte, violette Wölkchen, deren Säume
goldig leuchten. Der Wind hat sich schon wieder gelegt, nur der Wasser-
spiegel wogt und wallt noch und quirlt gelegentlich noch ein Schaumkrönchen
auf. Im hochaufgeschossenen Binsengewirr des Ufers säuselt es geheimniß-
voll; die hereinfinkende Nacht haucht ihre Schlummermärchen ins Gesäude.
Ein letzter Lichtblitz huscht übers Wasser. Es war der Scheidegruß der
versinkenden Sonne, nun ist es Abend, und alle Farben des Himmels sind
wie mit Zauberschlag gewandelt. In schwarzen zerrissenen Fetzen steht das

<"page260">

Wind- und Taugewölk an der tiefblauen Himmelskuppel; nur eine unteren
Ränder tragen noch blutroth flammende Säume – ein heroisches Landschafts-
bild für den Pinsel eines Böcklin; unter solchem Wolkenhimmel müffen
Götter mit Titanen gekämpft haben.
„Schauen Sie auf, Frau Stern! da flimmert das erste Sternlein
dieses Abends!“
„Nennen Sie mich nicht Frau Stern,“ giebt sie weich und schmachtend
zurück; „in einer so gesegneten Abendstunde mag ich nicht an das Trauer-
spiel meiner Ehe erinnert sein. Wir sind doch Menschen und keine
Marionetten,“ fährt sie beherzter fort, „die nach dem Willen Anderer tanzen;
nennen Sie mich kurzweg Maria, und ich werde Sie Fritz nennen – ein
schöner, kurzer, an deutsches Heldenthum gemahnender Name, der meinen
Ohren weit sympathischer klingt, als der fürchterlich geschmacklose Affeffortitel.“
Ihre Stimme hat plötzlich alle Weichheit verloren; ohne dem Anderen
Zeit zu lassen, über ihren Vorschlag nachzudenken und irgend welche Er-
widerung zu verlautbaren, sagt sie spöttisch:
„Ueberhaupt diese Titel! Finden Sie es nicht auch entsetzlich klein-
städtisch und philiströs, wenn sich gebildete deutsche Männer nicht bei ihrem
ehrlichen Namen, sondern bei irgend einem obscuren Titel anreden, der
nach der Schreibstube und dem Tintenfaß riecht?“
Wie aalglatt sie ihm entschlüpft ist! Nun ist der erste Schreck oder
die erste Freude schon vorüber – er weiß in der That nicht, ob es Freude
oder Schreck gewesen ist – und er verletzt artig und gelassen:
„Sie erweisen mir eine große Ehre, Maria; ich werde diesen Ihren
schönen Namen immer mit besonderer Andacht aussprechen; er klingt mir
stets wie Orgelton und Aregeläut.“
„Pfui, Fritz! schon wieder Phrasen! wissen Sie, daß Sie mir damit

wehe thun? Hu! wie kühl es plötzlich geworden ist! mich schaudert! geben
Sie mir Ihren Arm, daß ich mich an Ihnen ein wenig erwärme, und
laffen Sie uns umkehren! die gute Tante fürchtet sicher schon, daß wir
Beide ertrunken sind.“
Sie machten Kehrt, und er nahm ihren Arm unter den einen und
geleitete sie bis zu der Stelle, wo er den gemietheten Kahn angebunden hatte.
„Wenn unser Boot nun entführt wäre?“ fragte er scherzend.
„Dann blieben wir über Nacht in diesem Walde,“ versetzte sie, ohne
zu zögern, „und Sie wären mein Ritter und müßten mich beschützen und
erwärmen! Oh, Fritz, wie herrlich wäre das! ich würde Sie zur Belohnung
so unendlich lieb haben – so unendlich lieb!“ Sie warf beide Arme um
seinen Nacken, zog ihn ungestüm an sich und preßte ihre Lippen in wildem,
verlangendem Kusse auf die einen.
Erst war er wie betäubt, und er glaubte, der Schlag eines Herzens
würde aussetzen; doch wie er den warmen, elastischen Wuchs des üppigen
Weibes an einer Brust fühlte, wie ihm kein Zweifel mehr blieb, daß

<"page261">

Maria nicht mehr ein guter Kamerad, sondern das Weib war, das in ihm
den Mann und Geliebten suchte, da erwachte auch in ihm ein wildes Be-
gehren, und er bedeckte nun einerseits ihren Mund, ihre Augen und
Wangen mit ungezählten fiebernden Küffen.
Aber es war nur der Rausch einer flüchtigen Minute. Zu rechter
Zeit besann er sich, wer sie war, und daß er ein in ihn gesetztes Vertrauen
nicht schmählich täuschen durfte. Er löste sich aus der Umstrickung ihrer
Arme und mahnte die Selbstvergessene:
„Maria! besinnen Sie sich! wir müssen hinüber – Ihre Tante er-
wartet uns.“
Sie ließ Alles mit sich geschehen, wie eine willenlose Puppe. Er setzte
sie ans Steuer des Bootes, gab ihr die beiden Schnüre der Steuervor-
richtung in die Hände und wickelte sie dann vorsichtig in ihr Umschlagetuch.
Beide sprachen kein Wort mehr, während das schaukelnde Boot sie über den
breiten Strom trug. Er war scheinbar nur dem Geschäfte des Ruderns
hingegeben, und sie achtete unausgesetzt auf die Festhaltung der Fahrtrichtung.
In Wirklichkeit aber mochte sie wohl lauernd abgewartet haben, welch' ein
Verhalten ihr gegenüber der Heißbegehrte nun beobachten würde, und er
überlegte genau dasselbe, er prüfte eine Herzensverfassung und suchte so
den Weg zu erkennen, den er fortan zu gehen hatte. Liebte er denn
Maria? begehrte er sie zum Weibe? würde es ihn beseligen, wenn er den
Lebenspfad mit ihr gemeinsam zurücklegen dürfte? Welch' Räthel ist sich
doch der Mensch! noch hatte er den Nachgeschmack von ihren Küffen auf
seinen Lippen, noch zitterten seine Nerven von dem Rausche, den ihm der
stürmische Ueberfall vorhin bereitet hatte, und dennoch – dennoch! er
konnte sich selbst nicht begreifen, daß er sich die Frage: liebst du sie denn?
– nicht rückhaltlos mit einem entschiedenen Ja zu beantworten vermochte.
Und wie er zu erkennen meinte, daß sie nicht das Ziel seiner Wünsche
und eines liebenden Verlangens war, da erschrak er über den kecken Schritt,
zu dem sich Maria hatte hinreißen lassen und den er, der Ueberraschte und
Verwirrte, nicht nur geduldet, sondern leider auch durch sein Handeln gut
geheißen hatte, so daß nun im Herzen Marias Hoffnungen und Erwartungen
geweckt sein mußten, zu denen er nimmermehr die Veranlassung hätte
geben dürfen.
Er wurde immer schweigsamer und nachdenklicher, und als die Beide
an den Tisch der Tante zurückkehrten, rief diese:
„Kinder, habt Ihr Euch gezankt? Ihr kommt ja so wortkarg von
Eurem Ausfluge zurück. Uebrigens ist es die höchste Zeit, daß wir auf
brechen; es wird Nacht, ehe wir zu Hause sind. –
Der Sinnende hebt das Antlitz und starrt in die grün verschleierte
Lampe auf dem Schreibtische. Die Walzerklänge haben aufgehört; jetzt
jetzt eine Rubinstein'sche Barcarole ein – ach! er kennt auch dieses Stück,
es ist, wenn er sich recht erinnert, das Opus 93 des russischen Tondichters-

<"page262">

Er lauscht und wiegt den Kopf dazu. Ja, ja! so rhythmisch gefällig, wenn
auch manchmal ein wenig melancholisch und von trüben Ahnungen belastet,
schaukelte damals auch sein Lebensmachen durch die Fluth der Zeiten.
Es ist ein ganz merkwürdiger, eigenartiger Lenz gewesen. Im vor-
hergehenden Winter hatte sich der Assessor nur selten in das Stegen sche
Haus gewagt, und wenn er einmal einen Abend dort verbrachte, dann
widmete er sich auffälliger Weise fast ausschließlich der alten Geheimräthin.
Maria saß dann schweigend mit ihrer Stickerei mit am Sophatische, merkte
auf das Geplauder der beiden Andern und warf gelegentlich einen heimlichen,
scharf prüfenden Blick nach dem kühlen, unberechenbaren Mann. Sie sah
jetzt meist ein wenig bleich aus und hatte leichte bläuliche Ringe um die
Augen, was übrigens ihrer, trotz des dunklen Blondhaares an den südlichen
Typus gemahnenden Schönheit durchaus keinen Abbruch that, sie ähnelte
einer Römerin mit blondem Haarschmucke.
Wenn er sich an solchen Abenden verabschiedete, dann begleitete sie
ihn wohl bis auf den Corridor und fragte ihn dort leise, damit es die
ohnehin schwerhörige Tante drinnen nicht vernehmen sollte:
„Sind Sie mir böse, Fritz? Habe ich Sie durch irgend Etwas verletzt
oder betrübt?“
„Aber, ich bitte Sie, Maria, – wie kommen Sie darauf? Habe ich
es Ihnen gegenüber je an der schuldigen Aufmerksamkeit fehlen lassen?“
Sie beantwortete diese Gegenfrage nicht; sie sah ihm nur in die Augen
mit einem Blicke, der sich bis in seine Seele bohrte und vor dem es keinen
versteckten Gedanken mehr gab.
Er fühlte diesen Blick wie einen stillen Vorwurf, aber auch wie eine
süße prickelnde Lust, denn der Blick verrieth ihm, daß ihm dieses Weib

bis zur Selbstvergessenheit liebte – und welcher Mann ist so frei von Eitel-
keit, daß ihm eine solche Entdeckung nicht wenigstens leise schmeicheln sollte?
Er drückte ihr heftig die schlanke Hand und empfahl sich schnell,
beinahe überstürzt, als gälte es, einer Gefahr zu entfliehen – und in der
That, es war Gefahr für ihn vorhanden, daß er diesem schmachtenden
Weibe gegenüber die Zurückhaltung aufgeben und ihrem Begehren entgegen-
kommen könnte.
So war das Frühjahr herangekommen, und eines Tages begab er sich
in verhältnißmäßig früher Vormittagsstunde in's Stegen'sche Haus, um der
alten Geheimräthin zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen.
„Die Frau Geheimräthin ist von ihrem Morgenspaziergange noch nicht
zurück,“ meldete das Dienstmädchen, das die Corridorthür geöffnet hatte.
„Ob sie bald kommen wird?“
„Ich denke, jeden Augenblick.“
„Ist Frau Stern zu Hause?“
„Die junge gnädige Frau ist nicht ganz wohl – sie ist heut int
Bette geblieben.“

<"page263">

Da er demnach vor einem Tête-à-tête mit Maria sicher war, bat er
bedenkenlos das Mädchen, ihm den Salon zu öffnen; er würde dort die
Rückkehr der Frau Geheimrath abwarten.
Das Mädchen zögerte keinen Augenblick, den alten Freund des Hauses
einzulassen.
Er ging in dem bescheiden, aber gemüthlich eingerichteten Salon, dessen
Gegenstände ihm alle so wohl bekannt waren, langsam auf und ab, indem
er, um kein Geräusch zu machen, immer ausschließlich auf dem Teppich
blieb. Trotzdem mußten seine Schritte gehört worden sein, denn plötzlich
tönte es durch die nur angelehnte Thür zum Nebenzimmer:
„Fritz! Fritz! sind Sie es?“
Er horchte auf; das war unverkennbar Marias Stimme.
An die Thür tretend, und sie vorsichtig etwas mehr öffnend, rief
er hinein:
„Jawohl, Maria, ich bin's; ich erwarte Ihre Tante.“
Das Nebenzimmer – ein einfenstriges Boudoir, in dem der Bücher-
schrank der beiden Damen stand – war leer; aber durch die andere, eben-
falls nur angelehnte Thür dieses Raumes klang es wieder:
„Fritz! so treten Sie doch näher! Sie brauchen sich nicht zu fürchten.“
Er gehorchte dem Rufe, durchschritt das Boudoir, trat über die Schwelle
der anderen Thür und befand sich im – Schlafgemach Marias.
Er stutzte überrascht und wollte sich schleunigst wieder zurückziehen,
als ihm ein fröhliches Gelächter von dem unter einem Spitzen-Himmel
stehenden Bette her entgegenschallte:
„Aber so bleiben Sie doch, Fritz! ich gestatte es Ihnen ausdrücklich!.
ist mein Anblick denn so schrecklich?“
Er blieb stehen, aber er traute seinen Blicken kaum: dort, vor ihm,
unter der blauen seidenen Steppdecke lag die junge Wittwe in ihrem Bette
und nickte ihm unbefangen einen Gutenmorgen zu. Ihr Blondhaar war
in zwei dicken Zöpfen eingeflochten, von denen der eine sich über ihrem
Haupte auf dem weißen Kopfkissen wie eine glänzende Schlange ringelte,
während sie den anderen in der Hand hielt und damit spielte. Ihre zu
diesem Zwecke über die Decke emporgestreckten Arme, sowie ihr Hals waren
von einem weißeidenen, mit Spitzen verzierten Nachtjäckchen verhüllt.
„Nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich zu mir, – das
heißt, wenn Sie keine Angst vor Ansteckung haben; ich fühle jenes höchst
fatale Kitzeln in den Bronchien, das ich aus Erfahrung als den Vorläufer
eines ganz perfiden norddeutschen Katarrhs kenne; deshalb habe ich mir
auch Stubenluft und Bettarrest verordnet. Sonst bin ich, wie Sie sehen,
ganz vergnügt und auch weit vollkommener angezogen, als ich es je auf
einem Balle gewesen bin; ich wüßte deshalb nicht, warum ich einen alten
Freund hier nicht empfangen sollte.“

<"page264">

Sie hatte die Hand ausgestreckt und der Affeffor ergriff sie, um sie
artig an seine Lippen zu führen.
„Gut, gut, Fritz! Dem Ceremoniell ist Genüge gethan,“ – sie zog
die Hand lachend wieder zurück, – „nun thauen Sie aber auch auf und
erzählen Sie mir irgend eine Neuigkeit; es ist verzweifelt langweilig, so im
Bette zu liegen und die Muster in der Wandtapete zu zählen.“
Er hatte sich dicht neben ihrem Bette auf einen Stuhl setzen müssen
und begann nun:
„Ich weiß in der That nichts Neues; aber ich bitte Sie um Ver-
zeihung, daß ich diese so unschicklich frühe Morgenstunde gewählt habe, ich
that es, weil ich verwöhnt worden bin und auch früher schon so zeitig Ihrer
verehrten Tante gratulieren durfte.“
„Und so weiter, und so weiter!“ unterbrach sie ihn ungeduldig. „Mein
Gott, was sind Sie heut langweilig, Fritz! Haben Sie mir denn gar
nichts Besseres, nichts Erwünschteres, zu sagen?“
„Oh, ich wünsche von Herzen, daß Sie bald das Bett verlassen dürfen
und daß der gefürchtete Katarrh vorüber gehe und lieber mich erwische, statt
sich an Ihnen zu vergreifen.“
„Wie gut und selbstlos. Sie sind!“ Sie streckte ihm wieder die Hand
hin, und als er die eine hineingelegt hatte, gab sie diese nicht wieder frei.
„Ich glaube wahrhaftig, daß es Ihnen Ernst mit solchem Wunsche ist.
Aber, sagen Sie, Fritz, warum ziehen Sie sich immer so scheu und ängstlich
vor mir zurück? gefalle ich Ihnen nicht mehr? Bin ich häßlich geworden?“
Mit großen Augen sah sie ihn herausfordernd an – im Hintergrunde
ihrer Pupillen loderte es, wie von einem kleinen Flämmchen; ihre Wangen
waren heut von einem rothen Schimmer überhaucht, der sich mit dem

bronzefarbenen Grundton ihrer Haut zu einer Wirkung vereinte, die an
reife Pfirsiche gemahnte. Lockend spitzte sie die tiefrothen Lippen und warf
dem immer noch Schweigenden und mit sich Kämpfenden ein paar schelmische
Kußfinger zu.
Da fuhr er mit einem tief aus der Brust geholten Seufzer unwillig auf:
„Warum quälen Sie mich, Maria, und zeigen mir Wonnen, die ich
nimmer kosten darf? Hüten Sie sich, das Steinchen übermüthig ins
Rollen zu bringen, das sich ichließlich zur Lawine ballen und uns alle
Beide in donnerndem Sturze begraben könnte!“
„Hu! wie pathetisch!“ spottete sie, „Fritz! an Ihnen ist ein Helden-
spieler verdorben.“
Er stand auf, trat dicht vor sie hin, während sie seine Hand noch
immer krampfhaft festhielt, und jagte halb mitleidig, halb drohend:
„Kommt Ihnen das so spaßhaft vor, kleine Frau, daß ich einmal ernst
zu Ihnen spreche? Begreifen Sie denn noch immer nicht die Gefahr, in
die Sie sich muthwillig begeben? Ich bitte Sie, trauen Sie mir nicht das
Uebermenschliche, nicht das Unmögliche zu.“

<"page265">

„Gehört denn so viel übermenschliche Kraft dazu, einer Freundin einen
Abschiedskuß zu geben?“
„Zum Kuffe? nein! aber zur Verweigerung dieses Kusses! Maria,
Haben Sie Erbarmen! Stellen Sie mir nicht eine Aufgabe, die meine
Kräfte übersteigt! Was wollten Sie denn thun, wenn ich Sie jetzt an
mich riffe und so mit wilden, brennenden Küffen zudeckte, daß Ihnen der
Athem ausginge und daß wir schließlich Beide in der Flamme, die Sie
tändelnd angezündet, verkohlten!“
„O seliger Flammentod!“ hauchte sie wie verzückt, und dann bat sie
dringend, ungestüm: „Gieb mir einen solchen Kuß, Fritz, einen Feuer- und
Todeskuß, in dem Leib und Seele verbrennen!“
Er riß sie empor in seine Arme und küßte sie, wie trunken, auf den
Mund, auf die Wangen und auf den Hals; ein süßer Rosenduft stieg ihm
zu Häupten und verstärkte seinen Rausch; doch plötzlich erschrak er und
gewann wieder so viel Gewalt über sich, daß er es vermochte, ihr Haupt
zurück auf das Kopfkissen zu legen und vom Bette fortzutreten. Schwer
und keuchend ging ihm der Athem, alle seine Glieder bebten.
„Ich will stärker sein als die Versuchung. Leben Sie wohl, Maria!
Sie sollen mich immer als einen ehrliebenden Mann achten können!“
„Aber Fritz! Fritz! so warten Sie doch!“ tönte es bittend hinter ihm her.
Er hörte nicht, weil er nicht hören wollte, eilte durch das Boudoir in
das Empfangszimmer und stand unmittelbar vor – der Geheimräthin.
„Sie kommen aus dem Schlafzimmer meiner Nichte, Herr Affeffor?“
fragte diese, fast ebenso erschrocken, wie er selbst.
„Allerdings, gnädige Frau! Ich habe mich nach Frau Sterns Befinden
erkundigen wollen.“
„Aber Maria ist ja, so viel ich weiß, noch gar nicht...“
Sie wollte offenbar „angezogen“ oder „aufgestanden“ sagen, aber das
Wort wollte ihr nicht über die Lippen.
„Bitte, warten Sie einen Moment auf mich; ich bin gleich wieder hier.“
Sie verschwand durch das Nebenzimmer, und der zum Warten ver-
urtheilte Affessor kam sich vor, wie ein auf schlimmer That abgefaßter
Schulbube.
Sofort kam sie auch schon wieder zurück – sie hatte sich unverkennbar
nur von der Verfassung, in der sich Maria befand, überzeugen wollen –
und sagte streng und nicht immer gleich das gesuchte Wort findend:
„Sie werden es begreiflich finden, Herr Assessor, wenn ich nach dem,
was ich hier selbst gesehen, eine kurze und bündige Frage an Sie zu
richten habe.“
O, er kannte diese Frage, noch ehe sie ausgesprochen war, und er er-
grimmte im Geheimen, daß er so nicht würde antworten können, wie er
eigentlich hätte antworten müssen, um sich nur einigermaßen zu recht-
fertigen. Aber er dachte zu stolz und ritterlich, um ein schwaches Weib,

<"page266">

das doch nur seinetwegen schwach war, anzuklagen und mit einer Schuld
zu belasten, die er als Gentleman auf die eigenen Schultern zu nehmen
hatte.
„Bitte,“ fuhr die alte, formen sichere Dame fort, „laffen Sie uns erst
Platz nehmen.“
Er verbeugte sich und setzte sich auf den ihm bezeichneten Stuhl; Frau
Stegen nahm ihm gegenüber auf dem Sopha Platz.
„Und nun gestatten Sie mir, Herr Assessor,“ hob die Dame wieder
an, „daß ich meine Frage durch ein paar Vorfragen logisch entwickele.
Warum kamen Sie heute schon so früh hierher?“.
„Um Ihnen, gnädige Frau, meine Glückwünsche zu Füßen zu legen.“
„Ich dachte mir's,“ sie verneigte sich gemessen, „und sage Ihnen
meinen besten Dank. Ja, Gott wolle mir Glück spenden, besonders das
Glück, meine Nichte immer wohlbehütet zu sehen. Sie fanden mich nicht
anwesend, Herr Assessor, warum verweilten Sie denn noch länger hier?“
„Um Sie zu erwarten, gnädige Frau; Ihr Mädchen sagte mir, Sie
würden jeden Augenblick heimkehren.“
„Schön, das läßt sich begreifen. Er fuhren Sie auch, daß meine
Nichte unwohl ist und – und – das – Bett hütet?“
Als Ehrenmann durfte er Maria nicht bloßstellen; deshalb nahm er
die Schuld auf sich.
„Allerdings, gnädige Frau, und Theilnahme und Sorge um die
Patientin trieben mich zu dem Wagniß, an die Thür des Krankenzimmers
zu klopfen, um mich zu erkundigen. Wenn ich mir da ein Recht angemaßt
habe, das gewiß nicht ganz dem Herkommen entspricht, so mögen Sie es,
gnädige Frau, dem alten Freunde des Hauses zu Gute halten.“

„Ich habe hier gar keine Ansicht zu äußern,“ wurde ihm scharf er-
widert, „ich habe nur Thatsachen festzustellen und Ihnen die Consequenzen
zu überlassen. Sie waren im Schlafzimmer meiner Nichte und haben diese
gesprochen, als sie noch im Bette lag? Das geben Sie also zu?“
„Gewiß, gnädige Frau, ich leugne es nicht.“
„Nun dann, Herr Assessor, komme ich zu der entscheidenden Frage:
Wollen und können Sie meine Nichte zu Ihrer Ehegattin machen?“
Teufel! dachte der Assessor, diese alte Frau geht planmäßig vor, Schritt
für Schritt, unentwegt, immer das Ziel im Auge, das für alle Weiber das
Hauptziel alles Denkens und Handelns ist. Laut erwiderte er, und er
hatte zur Antwort nur einer kurzen Frist des Nachdenkens bedurft:
„Ja und nein, meine gnädige Frau.“
„Das verstehe ich nicht.“
„Sie werden mich sofort verstehen, wenn Sie mir gestatten wollen, daß
ich mich ganz frei und rückhaltlos ausspreche.“
„Ich bitte darum.“
„Nun wohl, so mögen Sie denn wissen, daß ich im Besitze Ihrer Frau

<"page267">

Nichte und in verwandtschaftlicher Verbindung mit Ihnen selbst, meine
gnädige Frau, der glücklichste und beneidenswertheste Mann unter der Sonne
sein würde. Aber die Verhältnisse legen leider ein Veto ein, das ich nicht
überhören darf. Ich bin nahezu unvermögend, denn meine gute Mutter
verbraucht die Reste unseres einstigen kleinen Capitalbesitzes, um mich solange
über Wasser zu halten, bis mich mein Amt ernähren wird; Frau Stern ist
ebenfalls, wie ich aus ihrem eigenen Munde weiß, nicht wohlhabend genug,
um einem unvermögenden Manne die Hand zum Bunde reichen zu können;
Sie werden daher selbst einsehen, daß es unverantwortlich von mir ein
würde, wollte ich daran denken, um Hand und Herz Ihrer Frau Nichte zu
werben.“
„Sie glauben es aber verantworten zu können, daß Sie Maria con-
promittieren.“.
Dem Assessor schoß das Blut in die Wangen.
„Ich glaube nicht, daß ich jemals Ihre Frau Nichte compromittiert
habe,“ versetzte er mit einiger Empfindlichkeit. „Wenn Sie auf meinen ihr
eben im Schlafzimmer gemachten Besuch anspielen, so weiß, außer Ihnen,
Niemand darum, und ich denke, gnädige Frau, Sie werden diesem
Besuche keine, weder für Frau Stern noch für mich, verletzende Deutung
unterlegen.“
Frau Stegen zog eine Grimasse und richtete sich streng auf.
„Das letztere thue ich auch nicht; ich muß diesen Besuch aber rügen,
weil er einen solchen Grad von Vertraulichkeit voraussetzt, wie ich ihn nicht
einmal zwischen Verlobten würde gelten lassen. Sie behaupten, meine Nichte
noch nie compromittiert zu haben; Sie zeichnen sie aber seit Jahren so auf-
fällig aus, daß mir schon von verschiedenen Seiten darüber Andeutungen
gemacht worden sind. Sie kennen den volksthümlichen Ausdruck: eine Dame
ins Gerede bringen; – ich möchte nun nicht, daß meine Nichte durch Sie,
bewußt oder unbewußt, ins Gerede gebracht würde, und deshalb, Herr
Assessor,“ – hier stand sie auf und nahm eine sehr gemessene und würde-
volle Haltung an – „wird es für beide Theile gut sein, wenn Sie Ihre
Besuche in meinem Hause von heut an ein für alle Mal einstellen.“
Sie machte eine leichte Verbeugung und winkte ihm mit der Hand
gnädige Entlassung.
Im Affessor kochte der Ingrimm. Er ärgerte sich, daß er sich nicht
erfolgreicher vertheidigen durfte; er konnte doch nicht sagen, daß ihn Maria
selber in ihr Schlafgemach hereingerufen, daß sie es war, die ihn einst mit
Küssen und Liebkosungen überrumpelt hatte. Aber gleichviel, ob er oder sie
die Liebelei begonnen hatte, die alte Tante hatte sonst doch gar nicht so
Unrecht, seinen Besuchen ein Ziel zu setzen, und eigentlich konnte es ihm
ganz lieb sein, wenn er nicht länger gezwungen war, Maria gegenüber eine
peinliche und immerhin nicht ganz aufrichtige Rolle zu spielen; hatte er sich bisher
auch mit gutem Glück auf dem hohen Thurmseil der Selbstbeherrschung behauptet,

<"page268">

es hätte doch einmal eine Stunde kommen können, wo ihn der Schwindel
faßte und er, trotz einer anständigen Gesinnung, die ihm als Balancir-
stange bisher einen gewissen Halt gewährt hatte, dennoch hinabstürzte in
den Abgrund der Reue und blutigsten Selbstvorwürfe. Darum verwand
er seinen Ingrimm, nahm die Rolle eines abgekanzelten und unzweideutig
hinausgewiesenen Bösewichtes gutwillig auf sich und empfahl sich nach stummer
und höflicher Verbeugung. – – –
Der gegen die Polster des Ruhebettes Zurückgelehnte streicht mit der
Hand über die Stirn, um der Fluth der ungestüm zudrängenden Bilder zu
wehren. Wozu auch längst vernarbte Wunden wieder aufreißen. Aber die
erhobene Hand hat auf ihrem Wege durch die Luft eine Rosenduftspur
zurückgelassen; und von diesem Dufte und den jetzt herüberklingenden Tönen
einer feurigen Tarantella, wie von einem Zaubernetze eingesponnen, kann er
den Bann nicht mehr sprengen, und er erlebt das längst Durchlebte noch ein
zweites Mal.
Wie toll die Rhythmen dieser Tarantella dahinstürmen! Das jauchzt
und jubelt und überstürzt sich in bacchantischer Lust und Ausgelassenheit!
Ach, ebenso wild und toll, ebenso unüberlegt und nur dem Tanmel
der Minute hingegeben, hat er damals aus seinem Leben eine Art Taran-
tella gemacht! wie viel hirnverzehrende Angst und Pein und Selbstvorwürfe
hätte er sich erspart, wenn er ein Lebekünstler gewesen wäre und die feine
Linie besser erkannt hätte, die die wahre, selbstlose, aufopferungsfähige Liebe
von dem bloßen sinnlichen und selbstsüchtigen Begehren trennt, wenn er ge-
wußt hätte, daß jede Neigung, gleichviel, ob selbstloser oder ichsüchtiger Art,
wenn wir sie glücklich ausgetrieben zu haben wähnen, gern wieder durch
die Hinterthür des Mitleids in unser Herz zurückkehrt, ja, daß dieses ver-

meintliche Mitleid im betreffenden Falle meist gar kein reines, echtes Mitleid, sondern nur schlau vermummte Gier nach Befriedigung unserer Eitelkeit ist.
Freilich, der Anfang jenes Lenzes, der jetzt in einer Erinnerung auf ersteht, war noch keine Tarantella, sondern vielmehr nur ein Nocturno gewesen von ernster, schwerer, wehmüthiger Art. Aus dem Paradiese ausgewiesen, wanderte er einsam und allein durch die staubige, verdroffene und gänzlich reizlose Wüste eines amtlichen Lebens. Er versuchte, zu vergessen: aber, wenn er es sich auch nicht zugeben wollte, gelegentlich empfand er dennoch eine wilde Sehnsucht nach den anregenden und prickelnden Stunden, die er im Stegen'schen Hause hatte verleben dürfen. Jetzt war. Alles so bleiern, so öde und langweilig; der Zauber, den jedes junge, gesunde und gebildete Weib über alle unsere Umgebungen und Beziehungen auszubreiten weiß, war verschwunden; die Dinge grinsten ihn farb- und duftlos an. Ja, duftlos! er hatte sich im Verkehr mit Maria an den feinen Rosenduft schon gewöhnt, daß seine Geruchsnerven entweder fasteten, oder auf Tritt und Schritt durch andere Gerüche beleidigt wurden. Als er auf dem Frühjahrs-

<"page269">

markte an einer Krambude vorüberging, in der ein wahrscheinlich unechter Armenier mit Rosenöl handelte, da war es ihm plötzlich, als stände Maria neben ihm und hauchte ihn mit ihrem heißen, sinnbestrickenden Odem an. Er schüttelte sich, unzufrieden mit sich selbst, und ging schnell weiter, indem er überlegte, wie vielen Dank er eigentlich der strengen und vernünftigen Tante Stegen schuldig war.
Sein Verhältniß zu Maria war ja ein ganz ungewöhnliches gewesen, so ungewöhnlich, wie das ganze Benehmen Marias selber. Sie war ganz entschieden keine leichtfertige Natur, keine gefallsüchtige Speculantin, keine Courtisane; ihren sittlichen Charakter hätte er nimmermehr verdächtigen lassen, noch selbst zu verdächtigen gewagt; sie war aber ein Feuerkopf, von leidenschaftlichen Trieben erfüllt und geneigt, den Zuflüsterungen ihres stürmischen Wesens um so eher einmal nachzugeben, als sie sich einer starken Kraft des Willens bewußt war. An jedem andern Frauenzimmer hätte er die Art, wie Maria mit ihm verkehrt hatte, ohne Zögern als durchaus unweiblich verurtheilt; bei Maria war das etwas Anderes; sie hatte ihn vom Fleck aus wie einen Kameraden, wie einen Bruder behandelt, den man gern haben durfte, um dessen Nacken man auch einmal die Arme schlang, um ihm einen herzhaften Kuß der Dankbarkeit oder der Zuneigung auf den Mund zu drücken. Er hatte sich diese ihm auferlegte Rolle nur allzu gern gefallen lassen, ohne sich je Etwas herauszunehmen, was Maria in ihrer weiblichen Ehre hätte kränken können. Mehr und mehr waren aber in den Becher, in dem nur der klare Trank der Freundschaft perlte, auch die heißen Tropfen sinnlichen Begehrens gefallen, und sofort hatte der Affessor, als er dies merkte, die Freundin gewarnt und um Schonung angefleht.
War sie stärker als er, daß sie dieser Warnungen glaubte spotten zu dürfen, daß sie ihn immer wieder in Versuchung brachte? Oder war auch in der Kameradin das Weib erwacht, so daß nun die Liebe über die Freundschaft triumphierte und aus dem Freunde einen nicht mehr klüglich rechnenden, sondern sich willenlos dahingebenden Geliebten zu machen bestrebt war? Hätte er auf die Dauer den Gefahren eines so bedenklich gewandelten Verhältnisses trotzen können? Er mußte es einem guten Stern danken, daß ihm die brave Frau Stegen die Binde von den Augen gerissen und ihm den Abgrund gezeigt hatte, an dessen Rande er gewandelt war.
Eines Tages erhielt er ein rosenduftiges Briefchen, und sein Herz zog sich gespannt zusammen, als er beim Anblick der Adresse Marias Handschrift erkannte. Was gab es denn? was wollte sie von ihm?
Es waren nur wenige Zeilen, die sie ihm geschrieben hatte.
„Was that ich Ihnen, daß Sie mich so grausam vernachlässigen?
Wenn Sie überhaupt der Treue gegen eine alte Freundin noch fähig sind und es nur meine Tante ist, die Sie verscheucht hat, so kommen Sie morgen Abend um 8 Uhr nach der Erwinstraße Nr. 12, parterre links, wo Sie erwartet werden.“

<"page270">

Keine Unterschrift, kein Datum, nur der Poststempel belehrte ihn, welcher Tag unter dem „morgen“ zu verstehen sei.
Wie er in allen Gliedern bebte, als er dies verfängliche und schicksalsreiche Zettelchen in der Hand hielt! Freude darüber, daß Maria einer gedacht hatte und sich offenbar nach ihm sehnte; Schreck über den kecken Schritt, ihm ein Stelldichein anzubieten; Mißtrauen in seine eigene Kraft der Verlockung gegenüber, die sich ihm da so überraschend bot; schlimme Ahnungen in Betreff der Folgen, die sich an dieses heimliche Wiedersehen möglicherweise knüpfen konnten – alles dies ging widerstreitend durch seinen Sinn, und er wußte in der That nicht, ob er das Briefchen an die Lippen drücken oder zerreißen und unberücksichtigt ins Feuer werfen sollte.
Ein Stelldichein! Zum ersten Male in seinem Leben sollte er den geheimnißvollen Reiz eines solchen Stelldicheins kennen lernen! Und er hatte nicht einmal selbst darum gebeten; es war ihm im Gegentheil von der anderen Seite her angetragen worden. War dies ein Reiz mehr oder weniger? Er konnte sich diese Frage nicht recht beantworten. Er rannte im Zimmer hin und her und überlegte, ob ihm irgend welche Gefahren bei dem Abenteuer drohten und wie diesen Gefahren am sichersten zu begegnen sei. Wer wohnte denn in Nr. 12 der Erwinstraße? Es war dies eine kleine abgelegene Gaffe, in der es weder Paläste, noch vornehme Miethshäuser gab.
Er nahm den Wohnungsanzeiger und suchte darin das betreffende Haus auf: lauter kleine Leute, eine Arbeiterswitwe, eine Wäscherin, ein Flickschuster, eine Näherin und dergleichen. Wahrscheinlich hatte sich Maria ein Zimmer von einer dieser Parteien für den Abend gemiethet. Mein Gott! wie unüberlegt war das! wie leicht konnten sie. Beide beobachtet und

Marias Ruf unheilbar geschädigt werden! Er mußte schon hingehen, nur
um sich zu überzeugen, ob eine Befürchtungen begründet waren oder nicht.
Und wenn sie es waren, dann mußte er der tollkühnen Frau klar machen,
daß sie nie wieder in solcher Weise zusammenkommen dürften. Aber eine
Waffe mußte er zu sich stecken – für alle Fälle! man konnte nicht wissen,
welchen Teufeleien schlechter, boshafter, schadenfroher Menschen man bei
solchem lichtscheuen Unternehmen ausgesetzt war.
Er suchte seinen Revolver hervor, prüfte dessen Schloßgang und wunderte
sich, als er entdeckte, daß er der Einladung zu folgen doch schon entschlossen
sein mußte, denn sonst würde er ja die verstaubte Schußwaffe gar nicht
hervorgeholt haben.
Am anderen Tage verhielt er sich ruhig und zurückgezogen. Kaum,
daß er zum Mittagessen in ein Restaurant ging. Den Nachmittag blieb
–- er zu Hause und las; doch da er sich die gewohnte Cigarre versagte, wollte
auch das Lesen nicht recht von Statten gehen; er war zerstreut, wußte
mehrmals gar nicht, was er gelesen hatte, und warf endlich das Buch un-
geduldig bei Seite.
K

<"page271">

Es war noch nicht sechs Uhr, als er sich schon umzukleiden begann.
Er machte ausgesuchte Gesellschaftstoilette und steckte sich die Rosenknospe,
die er auf dem Heimwege vom Restaurant gekauft hatte, in ein Knopfloch
seines schwarzen Salonrockes. Dann zog er einen Paletot über, denn es
war ein kühler Maiabend, und steckte den Revolver nebst einigen Patronen
dazu in die Brusttasche des Paletots. Als er den Cylinderhut aufsetzte
und noch einen Blick in den Spiegel warf, bemerkte er, daß er aufgeregt
aussah und ein Zug gespannter Erwartung um einen Mund lag. Er
lächelte spöttisch und murmelte:
„Thor! Du gehst ja nicht in den Kampf, sondern in die Arme des
Liebchens!“
Als er aber auf die Straße getreten war, verwarf er schon wieder
diesen Trost, indem er bei sich dachte:
„Nein! zur Geliebten will ich sie nicht machen! nie und nimmermehr!
ich bin kein Don Juan; sie ist mir viel zu werth, um sie je zu erniedrigen
oder zu betrügen. Ich werde ihr klaren Wein einschenken und ihr sagen,
daß wir so nicht wieder zusammenkommen dürfen.
Es war noch lange nicht Acht, als er schon die Erwinstraße ent-
lang ging.
Er hatte das Haus No. 12 glücklich gefunden, ging aber, da es noch
nicht Zeit war und er nicht auffällig werden wollte, gleichgültig daran
vorüber und bog am Ende der Straße um die Ecke und in eine Quergasse
hinein. Erst, als es Acht schlug, machte er Kehrt und strebte wieder einem
Ziele zu.
Die Laden der beiden Parterrefenster linker Hand waren geschlossen;
es schimmerte aber Licht durch die Ritzen.
Da drinnen wartet sie mein! dachte er unwillkürlich, und das Herz
begann ihm in stärkeren Pulsen zu schlagen.
So leise wie möglich öffnete er die Hausthür und schlich wie ein Dieb
zur ersten linken Zimmerthür. Gott sei Dank! Der Hausflur war leer
und Niemand sah ihn, als er die Zimmerthür nach einem leisen Klopfen
vorsichtig öffnete und über die Schwelle huschte.
„Fritz!“
Wie ein halb unterdrückter Jubelschrei schlug es an sein Ohr; ein
Paar warme weiche Arme umstrickten ihn, und ein wogender Busen preßte
sich gegen eine Brust.
„Guten Abend, Maria!... Aber, erlauben Sie einen Moment, daß
ich ablege und erst an unsere Sicherheit denke.“
Er löste sich aus ihren Armen, eilte zur Thür, schloß sie geräuschlos
ab, zog dann den Paletot aus und legte den Revolver nebst einigen Patronen
auf den Sophatisch.
Maria sah diesen Zurüstungen schweigend zu; dann sagte sie vor-
wurfsvoll:

<"page272">

Sie sind so kalt, wie Eis, Fritz! ich hatte einen anderen Willkomm
von Ihnen erwartet!“
Und als sie sah, daß er die Waffe lud, lächelte sie bitter:
„Sie scheinen mehr um sich besorgt zu sein, als um mich!“
Er blickte sie verwundert an.
„Warum? Weil ich nicht wehrlos hierher gekommen bin? Aber, Sie
werden doch begreifen, Maria, daß ich in der Lage sein muß, Sie nöthigen
Falles beschützen zu können.“
„Ist garnicht nöthig,“ klang es geringschätzig zurück, „wir sind hier
geborgen, wie in einer sturmfreien Festung. Dies Zimmer gehört einer
Wäscherin, die einst meine Amme gewesen ist; sie ließe sich lieber in Stücke
hauen, ehe sie mich verriethe. Wenn Sie aber bereuen, hierher gekommen
zu sein, Fritz – ich stehe Ihrem Fortgange nicht im Wege.“
„Warum so schroff? so feindlich und vorwurfsvoll, Maria?“
Er sagte es sanft und trat an sie heran, um ihr freundlich in die
Augen zu sehen.
Unter diesem Blicke schmolz ihre Strenge, und sie griff wieder nach
seiner Hand, um sie zärtlich zu drücken.
„Fritz! warum sind Sie so unberechenbar? ein Proteus, der jeden
Augenblick Farbe und Gestalt ändert.“
„Ich bin kein Proteus,“ sagte er mit trübem Kopfschütteln, „ich bin
immer derselbe und stets der Ansicht, das es zwischen uns aus sein muß.“
Hastig, auf die geforderte Antwort begierig lauernd, fragte die junge
Frau: „Warum?“
„Weil ich Sie viel zu lieb habe, um Ihrem Rufe zu schaden.“

„Meinem Rufe?“ Voll Spott und Geringschätzung wiederholte sie dies
Wort. „Was geht. Sie mein Ruf an? Wenn Sie mich wirklich lieb haben,
wie Sie behaupten, dann sollten Sie sich lieber um das Befinden meines
Herzens, als um das meines Rufes bekümmern. Meinen Ruf werde ich
schon allein zu wahren wissen.“
„Glauben Sie, daß Ihr Herz sich wohler befinden würde, wenn ich
leichtsinnig genug wäre, das Abenteuer, zu dem Sie mich eingeladen haben,
völlig auszukosten?“
„Ich verstehe Sie nicht, Fritz. Was meinen Sie unter diesem „Aus-
kosten“?“
Er sah sie verwirrt an; ihr Blick war ehrlich unbefangen.
Begriff ihn diese Frau wirklich nicht? oder überschätzte sie die Kraft
seiner Selbstbeherrschung?
„Machen Sie mir meine Aufgabe nicht schwerer, als sie ohnehin schon
ist, bat er mit leicht verschleierter Stimme und unter dem Zauber ihres
Blickes immer mehr an Widerstandskraft einbüßend, „Maria! So begreifen
Sie doch! Wenn ich in der Lage wäre, Sie an den Traualtar zu führen,
jauchzend würde ich mich in die Flammen stürzen, so daß sie über meinem

<"page273">

Kopfe zusammenschlügen. Ich würde Sie an mich reißen und nie wieder
von mir lassen. Aber so?... Ich wäre ein Schurke, wenn ich vergäße,
mit wem ich es zu thun habe.“
Er hatte die letzten Worte heiser herausgestoßen, und sie stand vor ihm
mit wachsendem Entzücken.
Plötzlich warf sie die Arme um einen Hals und drückte ihm herzhaft
ihre Lippen auf die Stirn; dann sagte sie mit zärtlich bebender Stimme:
„Du Kindskopf, Du lieber! Du sollst vergessen, wie auch ich vergessen
will – vergessen: die Welt und die Klatschbasen und die ganze steifeinene
Ehrbarkeit und Verlogenheit der Gesellschaftskomödianten.“
Sie streichelte ihm die Wange und fuhr ihm mit ihren schlanken,
kühlen Nixenfingern durch das blonde Gelock, so daß ihm ein Schauer von
der Kopfhaut über den Rücken hinablief. „Hab' mich lieb! mehr verlange
ich nicht von Dir. Einmal im Leben will auch ich selig sein und nicht
darnach fragen, wie lange die Seligkeit dauert.“
Sie suchte seine Lippen, und er gewährte ihr, indem er ihre Küffe
trank und erwiderte. Eine Atmosphäre zarten Rosenduftes ging von ihr
aus. Doch plötzlich riß er sich los, schlüpfte in seinen Paletot, stülpte den
Hut auf den Kopf und steckte den Revolver und die Patronen wieder
zu sich.
„Was thust Du?“ fragte Maria, die kaum ihren Augen traute.
„Ich fliehe, Geliebte! dies ist die einzige Art Flucht, die einem
Manne wie mir Ehre macht.“
Sie suchte ihn festzuhalten, aber gewaltsam entwand er sich ihr und
stand schon an der Flurthür.
„Leb wohl, Maria! ich nehme den Rosenduft mit mir, den Du aus-
athmet.“
Er war schon draußen, als sie ihm bestürzt und schmollend nachrief:
„Dann auf Wiedersehen, Du Böser! ich verschmachte, wenn Du meiner
nicht mehr gedenkt.“
Das war im Anfang Mai gewesen, und die Trunkenheit, die in der
Luft lag, theilte sich mehr und mehr auch dem Affessor mit. Trotz aller
guten Vorsätze ging er wieder und wieder nach der Erwinstraße, und der
Mai war noch nicht zu Ende gekommen, als er, der Assessor, schon einem
Plane eine Zustimmung gab, den ihm Maria verlockend entworfen hatte.
Sie wollten. Beide zusammen einen Maitag in Gottes freier Natur verleben
und ihr Mittagsmahl im Walde bei dem alten unverheiratheten Förster
einnehmen, den der Affessor kannte und dem er die fremde Dame nur
flüchtig zu zeigen branchte und dann unbedenklich als eine Verwandte, die
auf Besuch in der Stadt wäre, bezeichnen konnte.
Es war ein wonniger Tag. Sie hatten sich Beide erst außerhalb der
Stadt getroffen und nun die Wanderung gemeinsam fortgesetzt. Die Ge-
fahr, von irgend einem Bekannten getroffen zu werden, war nahezu aus-

<"page274">

geschlossen; immerhin ließ sich die Möglichkeit einer unerwünschten Be-
gegnung nicht gänzlich aus der Welt schaffen, und der Zwang, Acht zu
geben und ab und zu vorsichtig in die Runde zu spähen, vermehrte eher
noch den Zauber dieses heimlichen Spazierganges. Maria strahlte von
Frische und Anmuth: sie trug eine einfache aber duftige Frühlingstoilette,
und auf ihrem üppigen dunkelblonden Haare saß ein gefälliges Kapot-
hütchen..
Die Kirschen und Pflaumen hatten schon abgeblüht; aber die Birn-
bäume in den Dorfgärten, an denen sie vorüberwandelten, schienen noch
unter der Last ihres Blüthenschnees brechen zu wollen, und neben duften-
den Fliedersträuchern hatten Roßkastanien zur Feier des Lenzes ihre Blüthen-
kerzen aufgesteckt. Spatzen trugen Halme zu Nest und forderten mit der
Keckheit des gewohnheitsmäßigen Schmarotzers von den Fenstern des Guts-
herrnhauses ihre ihnen wahrscheinlich täglich gespendeten Semmelkrumen.
„Oh, wie himmlisch schön ist solch ein Lenzmorgen, Fritz! wie danke
ich Ihnen, daß Sie ihn mir geschenkt haben!“ sagte Maria und schob
glücklich ihren Arm unter den ihres Begleiters.
„Den Lenzmorgen schenke ich Ihnen nicht, den schenkt uns Beiden die
gütig spendende Natur.“
„Nein, nein! erst durch Ihre Anwesenheit wird mir dieser Tag zu
einem wirklichen Frühlingstage. Da, sehen Sie nur, wie die pfeil-
geschwinden Schwalben dort haarscharf an der Dachkante des Herrenhauses
vorüberschießen, um sich dann jauchzend zu einer phantastischen Flugarabeske
in die weite Luft zu werfen. Ach, wer doch auch Flügel hätte, um sich
aus der fesselnden Enge feindlicher Verhältnisse aufzuschwingen in die

schrankenlose Freiheit des Raumes!“.
„Meinen Sie, daß der Mensch überhaupt irgendwo völlig frei sein
kann?“
Sie kniff trübselig die Lippen zusammen und nickte ein paar Mal
mit dem schön geformten Kopfe.
„Sie haben Recht, Fritz; Freiheit giebt es nur in dem Reiche der
Träume. Ist es aber nicht ungerecht, daß sich der Culturmensch aller
Freiheit entäußert hat und sich ihrer nur noch in der Kunst als eines
unentbehrlichen und stets wirkungsvollen Factors bedient.
„Wie meinen Sie das? Der Künstler ist allerdings frei, wenn er
schafft – oder wenigstens sollte er es sein.“
„Ich denke nicht an den Künstler, sondern an ein Werk. Sehen Sie
sich einmal das Weib an in der Kunst. Wird ein Dichter z. B. jemals
ein Weib ausgestalten, das sich nach Gesellschaftsbegriffen überall correct
benimmt, das eine Gefühle am Zwergobstpalier der Convention hübsch
artig verkrüppelt hat, das sich ohne besondere Anstrengung stets den Forde-
rungen der Sitte und Kleinkinderstube zu fügen versteht? Ist dies das Holz,
aus dem man Heldinnen schnitzt, die einem das Herz höher schlagen machen

<"page275">

und die selbst Philister zur Begeisterung hinreißen? Treibt uns ein solches
Weib die Thräne der Bewunderung ins Auge? Braucht nicht der Dichter
vielmehr die echten Weiber, die unverbildeten Töchter der Natur: die nur
einen einzigen Katechismus kennen: den Katechismus des eigenen Herzens;
die wie Sonne und Mond, naiv lächeln, ohne Arg, ohne Hinterlist und
ohne Heuchelei; die aber auch aufbrausen können, wie der Orkan, und die,
wo es das natürliche Recht des Herzens gilt, mit elementarer Kraft an-
stürmen gegen alle Verlogenheit und Sünde des Herkommens und des ge-
jellschaftlichen Zwanges.
„Solche Naturen sind dankbare Gestalten für eine Dichtung, gewiß!
vergessen Sie aber nicht, Maria, daß es gewöhnlich Trauerspiele sind, in
denen wir sie bewundern.“
„Trauerspiele!“ wiederholte sie geringschätzig, „ist denn nicht jedes
Menschenleben ein Trauerspiel? Wer sich vor dem Trauerspiel fürchtet, der
muß dem Leben aus dem Wege gehen – aber auch der Selbstmord ist ein
Trauerspiel; wir mögen uns drehen und wenden, wie wir wollen, dem
Trauerspiele entgehen können wir doch nicht.“
Sie sagte es lächelnd, übermüthig und zeigte, indem sie schelmisch zu
ihm aufblickte, die Pracht ihrer schimmernden Zähne.
Er sah ihr wohlgefällig ins Angesicht und mußte sich gestehen, daß er
in diesem Augenblicke eines der reizendsten und eigenartigsten Geschöpfe der
Welt an seinem Arme führte.
„Wenn von so schönen, lachenden Lippen das Wort „Trauerspiel“ tönt,
dann glaubt man nicht recht an eine volle Bedeutung. Uebrigens – ich
widerspreche Ihnen nicht; von allen Engeln, die es giebt, fesseln uns in der
Kunst am meisten die – gefallenen.“
„Und im Leben?“ fragte sie scharf und schnell.
„Im Leben haben wir nicht gern mit ihnen zu thun, denn besten
Falles erregen sie unser Mitleid, und der Kopf muß verurtheilen, wo das
Herz freisprechen möchte.“
„Der Kopf? – oh ja! der Flachkopf; aber der tiefe Kopf folgt dem
Herzen, denn nur das Herz ist Natur, der Kopf ist Drill und Verbildung“
Fritz sah sie von der Seite an und schwieg.
Nach einer Weile sagte er lächelnd:.
„Wer Sie so reden hörte, Maria, der könnte sich vor Ihnen entsetzen;
aber ich kenne Sie besser: es macht Ihnen mitunter Spaß, sich in Para-
doxien zu ergehen – das können nur Menschen, die gedacht haben, und
Sie gehören, gottlob, zu dieser seltenen Art.“
„Ja, die Art ist selten und bei uns Frauen ist sie sogar auf den
Aussterbe-Etat gesetzt; die Männer behaupten ja, daß denkende Frauen
häßlich sind, bin ich's auch?“
Sie drehte ihm ihr Antlitz zu und sah ihn mit großen Augen, starr
und unverwandt, an, wie um sich von ihm prüfen zu lassen.

<"page276">

Er erwiderte diesen Blick und entdeckte wieder im Hintergrunde ihrer
Pupillen jenes geheimnißvolle flackernde Flämmchen; dann aber zwang er
seine Augen in andere Richtung, indem er leise murmelte:
„Führe uns nicht in Versuchung!“
Vorwurfsvoll fragte sie ihn:
„Fritz! bin ich denn ein Uebel, von dem Sie erlöst sein möchten?“
„Ein Uebel? nein! aber eine süße, immerwährende Gefahr.“
„Nun denn, es ziemt dem Helden, mit Gefahren zu spielen: so spielen
Sie mit mir!“
„Ich – mit Ihnen? ich fürchte, ich fürchte...“
„Was fürchten Sie?“
„Das Sie das Kätzlein sind, das mit der armen gefangenen
Maus spielt.“
Sie lachte laut und übermüthig; dann mit leise gedämpfter Stimme:
„Da ist das Forsthaus! nun gilt es ernst und gesetzt zu sein.“
Sie ließ seinen Arm los und fuhr flüsternd fort:
„Werden Sie mir böse sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Ihren
Namen gemißbraucht habe? Ich habe dem Förster eine geschlossene Kiste
geschickt und ihm dabei jagen lassen, sie käme vom Affessor Dr. Jasberg
er möchte sie für Sie aufbewahren.“
„Und was ist in der Kiste?“
„Die Bestandtheile zu einem einfachen Mahle und ein wenig Champagner,
auf daß wir auf die Freiheit anstoßen können, die man in unserer Lage
so selten genießt.“.
„Aber Maria, was sind das für Geschichten? Es ist doch meine

Sache, den Wirth zu machen, und das wollte ich mit Hilfe des Försters.
Sie bringen mich da in eine schöne Verlegenheit.“
Er war wirklich ein wenig beschämt, zu gleicher Zeit aber auch erfreut,
daß sie den guten Einfall gehabt hatte, denn bei den alten Förster würden
sie wahrscheinlich nur eine recht mittelmäßige Verpflegung gefunden haben.
„Den Wirth machen Sie in allen Fällen,“ suchte sie ihn zu beruhigen
„indem Sie die Speisen vorlegen und den Sect öffnen und einschenken; ich
werde nur die Köchin sein, die das Mahl zubereitet.“
„Wahrhaftig, das ist reizend, Maria! Dann stelle ich mich Ihnen
als Gehilfe zur Verfügung.“
„Unter der Bedingung, daß Sie auch eine Schürze vorbinden, gestatte
ich Ihnen den Eintritt in die Küche.“
Sie wurden von lautem Hundegekräff begrüßt, und eine ganze Schaar
von krummbeinigen Dächeln und ein junger, dickbeiniger, tolpatschiger
Hühnerhund stürzten ihnen entgegen. Die klugen Thiere hatten längst ge-
wittert, daß diese Art Gäste nicht in feindlicher Absicht kam: das anhaltende
Gebell war mehr ein Ausdruck der Freude über die gewünschte Unterbrechung
der Eintönigkeit des weltentlegenen Forsthauses.

<"page277">

Fritz und Maria lockten die Hunde an sich heran. Diese kamen ver-
traulich näher, schwänzelten und schnüffelten und sprangen ganz ausgelassen
vor Vergnügen, an den Kömmlingen empor. Aus dem Hintergrunde aber,
von der Thür der Försterei her, tönte ein scharfer Pfiff und dann der
drohende Zuruf:
„Waldmann! Männe! Fix! Diana! wollt ihr wohl zurück? hierher!“
Die Hunde klemmten die Schwänze ein und traten gehorsam den
Rückzug an.
„Sie sind meine Cousine, Maria!“ flüsterte der Affessor seiner Be-
gleiterin zu, „so ist es am besten! Da braucht sich der alte Nimrod erst
nicht lange den Kopf zu zerbrechen.“
„Vortrefflich, lieber Fritz,“ gab sie ebenso leise zurück, „dann darfst
Du aber auch nicht vergessen, daß wir uns Du zu nennen haben.“
„Guten Tag, mein lieber Herr Eichner,“ rief Fritz dem graubärtigen,
wettergebräunten, alten Herrn zu, der in Waidmannsjoppe und hohen
Stiefeln, das brennende Pfeifchen in der Hand, grüßend entgegengekommen
war, „Sie sehen, wir sind pünktlich und machen von Ihrer gütigen Er-
laubniß Gebrauch, einmal einen Tag im Walde zu verleben. Dies ist
Herr Eichner, der tüchtige Förster dieses Reviers, und dies meine Cousine,
die auf der Durchreise sich einmal selber von der Pracht unserer Waldungen
überzeugen möchte.“
„Da werden Sie Ihre helle Freude haben, gnädige Frau,“ schmunzelte
der Förster, „einen solchen Bestand, wie ich hier zu verwalten habe, finden
Sie weit und breit nicht in deutschen Landen. Wir haben hier unter
Anderem noch fünf- und sechshundertjährige Buchen und Eichen. Nun, Sie
werden ja sehen. Aber jetzt bitte ich die Herrschaften, erst näher zu treten
und unter meinem Dach einen kleinen Imbiß einnehmen zu wollen.“
Er ging voran und führte die beiden Gäste in sein Haus, das am
Rande des Waldes lag und durch einen breiten Zugang den Ausblick in das
stromdurchrauschte, fruchtbare, freie Land gewährte.
„Sie müssen vorlieb nehmen, meine Herrschaften,“ fuhr er gemüthlich
fort, „bei einem alten Junggesellen stimmt es nicht immer so ganz mit den
Tellern und Gläsern, – auch ist mein Silberzeug, wie ich fürchte, nur
von Christoffel...“
„Aber das Herz ist von Gold,“ setzte der Affeffor artig hinzu, „und
das ist allemal die Hauptsache.“
Man genoß etwas kalte Küche, ließ aber den Kräuterbranntwein, den
der Förster selber zu bereiten pflegte, unberührt. Dann brach man zu
einem Gange in den Wald auf
„Wenn mich der Herr Affeffor nicht durchaus als Führer gebrauchen,“
sagte der Alte, der ein kurzes Pfeifchen wieder in Brand setzte, „dann
möchte ich mich wohl noch ein wenig an meine schriftliche Arbeit begeben,

<"page278">

– beim heiligen Hubertus! Der Kerl, der die Tinte erfunden hat, soll
in der Hölle schmoren! Das verteufelte Schreiben! das verteufelte Schreiben!“
„Bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Eichner,“ lachte der Doctor, „eine
einzige Stunde im Walde ist für Leib und Seele bekömmlicher, als ein
ganzer Tag am Schreibtisch. Wünsche gute Verrichtung. Komm, Cousinchen!“
„Aber ich muß ja unser Mittagsmahl bereiten,“ wandte Maria ein.
„Das hat noch Zeit.“
„Dafür werde ich schon sorgen, gnädige Frau,“ schmunzelte der
paffende Alte.
„Nein, lieber Herr Förster, auf keinen Fall!“ rief Maria, „wir
machen Ihnen schon genug Umstände – die Küche überlassen Sie getrost
nur mir; ich lade Sie zu unserm Mahle mit ein.“
Der Alte verbeugte sich, indem er mit der Hand abwehrte. „Das
würde sich für mich nicht schicken. Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, be-
trachten Sie dieses Haus wie das Ihrige. Die Küche steht selbstverständ-
lich zu Ihrer Verfügung.“
Das Paar wandelte bald darauf allein unter dem Blätterdom des
Laubwaldes dahin. Aus einer im Dickicht verborgenen Wafferlache tönte
gleichförmiges, urbehagliches Froschgequake.
„Hören Sie, Maria?“
„Hörst Du, Fritz?“ Sie betonte das Du.
„Vergieb, ich vergaß unser Abkommen. Also hörst Du, Maria, den
Frühlingsgesang der Padden und Unken? Denke Dir, diese Töne sind
mir mit die liebsten in der ganzen Frühlingssymphonie.“

„Das kann ich verstehen; es klingt so zufrieden, wie ein fröhliches
Dankgebet zum Schöpfer. Ich glaube nicht, daß es unter den Fröschen
Pessimisten giebt.“
Der Doctor lachte.
„Auch nicht unter den Kuckucks,“ fügte er hinzu, „hörst Du ein
Schreien?“
„Wir wollen zählen, wie viel Jahre des Glücks uns noch beschieden
sind: eins...“
Da verstummte der Vogel.
„Oh weh!“ rief Maria, „nur ein einziges Jahr noch!“
„Du bist doch nicht abergläubisch?“
„Nein, Fritz, ich glaube nur an Dich, und das wirst Du doch nicht
Aberglauben schelten wollen? Komm! laß uns hier niedersitzen unter dieser
herrlichen Buche – ich muß mich ruhen; ich bin heut mehr marschiert, als
sonst in einer Woche.“
Sie hatten sich auf schwellendem Moospolster ausgestreckt, die Gesichter
einander zugewandt, und schauten sich nun lächelnd in die Augen.
„Ist es hier nicht köstlich?“ fragte der Affeffor.

<"page279">

„So köstlich wie im Paradiese,“ scherzte Maria, „es fehlt nur noch,
daß diese Buche ein Apfelbaum wäre.“
„Dann fehlte immer noch die Schlange.“
„O, die Schlange, die wollte ich schon machen, indem ich sagte: gieb
mir einen Kuß, Fritz!“
Sie war dicht an ihn herangerutscht und hielt ihm ihre verlangend
gespitzten Lippen in reizender Schelmerei hin.
Er konnte nicht widerstehen: er küßte sie. Dann sprang er auf, blickte
scheu in die Runde und mahnte:
„Komm, komm! es wird Zeit, daß Du an unser Mahl denkt. Der
alte Eichner darf keinen Verdacht schöpfen.“ – – –
Der Sinnende, dem alle diese Erinnerungen mit der Schärfe und
Farbenfrische lebender Bilder vor dem inneren Sinne auftauchen, sieht sich
plötzlich in der Küche der Försterei. Am Herde steht Maria und ist dabei,
die aus der Kiste entnommenen Coteletten zu braten und einen Eierkuchen-
teig vorzubereiten. Er selbst hat sich ebenfalls eine Schürze vorgebunden
und leistet der reizenden Köchin allerlei Handreichungen.
Das fertige Mahl wird von Maria aufgetragen, während er eine
Flasche Schaumwein entkorkt und nebst zwei ungleichen Rothweingläsern auf
den gedeckten Tisch stellt.
„Schade, daß unser Wirth verschwunden ist,“ meint der Affessor, „er
hätte eigentlich sehen müssen, was Geschmack und Geschicklichkeit einer Dame
aus einem so verräucherten Zimmer zu machen wissen; selbst Frühlings-
blumen fehlen unserer Tafel nicht. Wir werden wie Könige speisen.“
Bald erhöhte der Wein die Stimmung der Beiden; sie stießen mit-
einander an und ließen sich selbst und den Lenz und die Einsamkeit zu
Zweien leben.
Das Haus war wie ausgestorben; der Förster machte seine Nach-
mittagsrunde, und ein weibliches Factotum war nach dem nächsten Dorfe
gegangen, um frische Milch für den Kaffee der beiden Gäste zu holen.
Als diese vom Tische aufgestanden waren, wünschten sie einander mit
glühenden Wangen und glänzenden Augen eine gesegnete Mahlzeit. Dann
warf sich Maria an des Assessors Brust:
„Hab Dank, Fritz, daß Du mir dieses Göttermahl gewährt hast!
Daran werde ich zehren, so lange ich denken kann.“
Ihre frischen, schwellenden Lippen suchten die einen, und ein süßer
Rosenduft legte sich, wie betäubend, auf eine Sinne. O, dieser berückende
und bestrickende Duft des Rosenöls! Wie mit Zauberschlag versank um
ihn die weite Welt mit allen ihren Bedenken, Vorurtheilen und Rücksicht-
nahmen; er fühlte sich hinaufgezogen ins Paradies, nein, noch weiter hinauf,
bis in den Himmel, wo es kein: „Du sollst!“ mehr giebt, wo alle fittlichen
Gebote und Verbote, alle Gewissenskämpfe und Selbstbeherrschungsqualen
wie ein Septimenaccord aufgelöst sind in den jubelnden Zusammenklang der

<"page280">

menschlichen Natur mit dem Weltproceffe. Rosenduft! er schien ihm zuzu-
raunen: so sei doch länger kein Thor, kein asketischer Grillenfänger und
Selbstquäler! Du hältst ein blühendes Weib in den Armen, das Dein be-
gehrt; wer weiß, ob sich Dir je im Leben eine gleiche Gunst wiederholen
wird! laß alle Bedenken fahren, die Verantwortung komme auf ihr Haupt!
Als er am Abend jenes verhängnißvollen Tages mit Maria wieder
der Stadt zustrebte, wurde er von den widersprechendsten Gefühlen und
Gedanken hin- und hergerissen.
Reue und Angst erfüllten ihn, und schweigsam und nachdenklich war
er eine Zeit lang neben Maria hergewandelt; dann plötzlich war er wieder
weich und zärtlich geworden und hatte die junge Frau an sich
gedrückt und mit feurigen Küffen bedeckt. Als sie einander Lebewohl sagten
– es war vor dem Thore, denn in der Stadt selbst durften sie sich des
Abends zusammen nicht mehr sehen lassen – da herzte ihn Maria in
stürmischer Weise und ließ sich das Versprechen eines baldigen, recht baldigen
Wiedersehens geben. Endlich trennten sie sich, und mit einem feinen Rosen-
dufte in der Nase wandelte er allein durch die gaserhellten Straßen der
Stadt. Jetzt gewann die Reue die Oberhand in ihm, und er machte sich
die heftigsten Vorwürfe, daß er sich überhaupt auf diesen gefährlichen Aus-
flug eingelassen hatte. Barmherziger Gott! wie hatte er auch alle Rück-
sichten vergessen können, die er Maria und ihrer Tante schuldig war! Nur
Gutes und Liebes hatte ihm die Geheimräthin Stegen erwiesen, und er
dankte ihr dafür, indem er ihre Nichte zu einer Geliebten machte?
Das Blut schoß ihm zu Häupten; in seinen Wangen brannte die

Schamröthe. Gab es denn keinen Answeg aus diesem Labyrinth von Selbstvorwürfen? Wie lag denn eigentlich die Sache? Konnte und wollte er Maria zu seiner Ehegattin machen? Nein, und tausend Mal nein! Die finanziellen Verhältniffe legten dagegen den entschiedensten Widerspruch ein – und selbst wenn sie Beide wohlhabender gewesen wären und dieser Hinderungsgrund also nicht bestanden hätte, würde er dann Maria zu einem Weibe begehrt haben? Er überlegte nur einen Augenblick; da klang es schon deutlich in ihm: nein! nein! und nein! ich möchte sie nimmermehr heirathen! ich liebe sie ja gar nicht; ich hasse sie, weil sie sich hineingedrängt hat in die Kreise meines Lebens, weil sie mir Reue und Schreck und Sorge bereitet! Bin ich etwa ein berechnender, gewissenloser, kalt mordender Verführer? Nein und tausend Mal nein! Wenn hier von einer Verschuldung die Rede sein soll, dann trifft sie, Maria, der Vorwurf, daß sie mich verführt und überrumpelt hat. O Weiberlist, o Männerschwäche!
Voller Unmuth und Grimm gegen sich selbst überschritt er die Schwelle zu einer Wohnung. Wie widerlich ihm jetzt der Rosenduft war, der noch an seinen Händen, an einen Kleidern haftete. Er wusch sich und wechselte den Anzug, um die letzte Spur dieses Geruches zu beseitigen. – – –
Die Erinnerung an jenen Abend ist so lebhaft, daß er auch jetzt,

<"page281">

zurückgelehnt in einer Divanecke, mit Widerwillen an seinen Fingerspitzen riecht und das Sacktuch hervorholt, um mit erneuten Kräften die Finger abzureiben.
Er lauscht nach dem Corridor hinaus; das Clavierspiel hat aufgehört; die schwierige Tarantella scheint Elschens zarte Hände ermüdet zu haben. Doch nein! jetzt jetzt die Musik wieder ein; aber es ist ein ernstes, wehmüthiges Nocturno, das gedämpft herüberklingt.
Spielt Schönelschen heut denn länger als gewöhnlich?
Er blickt nach dem Regulator; erst fünfzehn Minuten sind seit seiner Wanderung über den Teppich verfloffen – wie rasend schnell dreht sich doch das Gedanken-Kaleidoskop, das immer wieder andere Erinnerungsbilder zusammensetzt, so daß der Auszug aus ganzen Lebensjahren in den Zeitraum von wenigen Minuten hineingepreßt wird!
Oh, wie wehmüthig tönt dieses Nachtstück! wie schmerzlich zerreißt es das Herz! wie wühlt es wieder alle Pein und alles Wehe auf, die längst begraben und vergessen schienen!
Es war wie ein betäubender Schlag auf den Kopf gewesen, als ihm eines Tages im Spätherbst, als er ihren fortgesetzten, dringenden Bitten widerwillig nachgegeben und mit ihr in der Erwinstraße nach langer Trennung wieder einmal zusammengekommen war, Maria die überraschende Mittheilung ins Ohr flüsterte.
Entsetzt war er jählings zurückgefahren. Erst glaubte er, falsch verstanden zu haben, wie er sie aber in stummer Frage starr anblickte und sie erröthend langsam mit dem Kopfe nickte, da war jeder Zweifel ausgeschlossen, und erschauernd stammelte er:
„Wann denn, um Gotteswillen?“
„Ende Februar oder Anfang März.“
Das unglückselige, arme Weib! Ein aufrichtiges Bedauern regte sich in seinem Herzen; wie er aber wahrzunehmen glaubte, daß Maria ihn für die Lage, in der sie sich befand, verantwortlich machte, und gewissermaßen zu erwarten schien, daß er die unvermeidlichen Folgen auch für sich selbst ziehen würde, da bäumte er sich innerlich gegen jede Zumuthung solcher Art auf. Sollte er etwa eine Zukunft, seine amtliche Stellung, die berechtigten Erwartungen einer alten Mutter, ein ganzes Lebensglück opfern, um Maria die Hand zum Bunde zu reichen und mit ihr in irgend ein verstecktes Nest zu ziehen, wo er vielleicht als Winkelconsulent und sie als Schneiderin für die Pfahlbürgersfrauen ihr karges, tägliches Brot gewinnen konnten? Wäre das nicht von Hause aus der Mord jeder Zuneigung und der Grund zu dauernder Unzufriedenheit und zu den heftigsten gegenseitigen Vorwürfen gewesen? Sein Eheweib konnte sie nimmermehr werden; sonst würde er zu dem ersten Fehltritt den zweiten schlimmeren fügen; durch das Verbrechen einer nur auf die Täuschung der Welt berechneten Ehe ließ sich die Schuld eines unbewachten Augenblickes nicht sühnen.

<"page282">

Aber was denn nur thun, um die Aermste vor Schmach zu bewahren?
Nach kurzem Sinnen fuhr er energisch auf:
„Du kannst nicht länger hier bleiben; Du mußt sofort verreisen und darfst erst wiederkommen, wenn – wenn –“ er fand nicht gleich den gewünschten Ausdruck – „wenn Alles glücklich vorüber ist.“
„Ich weiß aber nicht, wohin? auch müßte ich doch der Tante irgend einen Grund nennen.“
„Natürlich mußt Du das. Du gehst nach dem Süden – der Arzt hat es so gewünscht – zur Schonung Deiner Lungen, zur Vermeidung von Erkältungen. Das kostet natürlich Geld, hast Du das Nöthige?“
Sie schüttelte beschämt mit dem Kopfe.
„So werde ich dafür sorgen. Aber selbstverständlich! eine Weigerung Deinerseits würde mich tödtlich verletzen. Ich denke, mit vier-, fünftausend Mark kannst Du schon ein Vierteljahr lang durchkommen.“
Bei der Trennung von ihr war er diesmal kühl, wortkarg, eilig.
„Fritz,“ sagte sie vorwurfsvoll, „nicht einmal einen Abschiedskuß?“
Und ganz leise fügte sie hinzu: „für die Mutter Deines Kindes?“
Es drang ihm wie ein Meffer in die Brust. Aber er wurde weich und zerknirscht; er riß sie an sich und küßte sie, wie man eine Schwester küßt, halb mitleidig, halb zärtlich auf die Stirn:
„Adieu, Du arme Süße! Kopf hoch! wir werden auch über diesen Berg kommen.“
Und dann war er hinausgestürmt und noch stundenlang durch die abendlichen Gassen gewandert, den Kopf nach vorn geneigt, den Blick zur Erde

gerichtet, in stummem, dumpfem, immer dieselben Bahnen durchwandelndem
Nachdenken. Vor allen Dingen mußte er das kleine Capital beschaffen.
Die alte Mutter konnte Nichts mehr herausrücken; er hatte sie schon so
ziemlich kahl geplündert, und nächstens würde sie auf eine, des Sohnes,
Unterstützungen angewiesen sein. Also mußte er das Geld irgendwo borgen.
Richtig! so würde es gehen; der reiche Grund- und Bodenspeculant, dem
er schon öfters mit einem Rathe beigestanden und der ihm jeden Gegen-
dienst dankbar in Aussicht gestellt hatte, mußte ihm aus der Klemme helfen.
Das Einfachste war, ihn sofort in einer Wohnung aufzusuchen; das gab
auch seinem an Monomanie grenzenden, immer auf einen und denselben
Punkt gerichteten Denken eine wünschenswerthe Ablenkung.
Er war sofort hingegangen, und das Wunder war geschehen: Der
Geldmann hatte ihm gegen einfachen Schuldschein fünftausend Mark in
guten Reichsbanknoten eingehändigt und noch den Wunsch mit auf den
Weg gegeben, daß er eintretenden Falles sich nur unbedenklich wieder an
ihn, den stets bereiten Helfer, wenden möchte. So gab es doch noch zu-
verlässige Menschen auf dieser Erde!
Etwas beruhigter trat nun der Affessor den Heimweg an; aber merk-
würdig, jetzt, wo ihm die Sorge um das leidige Geld genommen war,

<"page283">

drängten sich die Gefühle der Abneigung gegen Die, die er als Ursache
der peinlichen Wandlung seiner Lage zu betrachten hatte, immer herrischer
in den Vordergrund. War sie denn wirklich der Zuneigung, der Sorge
und Theilnahme werth? war sie das unbefangene Naturkind, das ohne
jede Berechnung nur der Stimme des eigenen Herzens gefolgt und ohne
Bedenken an die Brust desjenigen Mannes gesunken war, den sie aufrichtig
lieb hatte? Oder – Himmel und Hölle! war er nur der Narr gewesen,
der es nicht bemerkt hatte, daß ihr ganzes Thun und Treiben bewußte,
zielbewußte Gefallsucht gewesen war? daß sie ihn fiebernd begehrte, und,
wenn es im Guten nicht ging, ihn auf schlimmem Umwege gewinnen,
durchaus gewinnen wollte? Vielleicht triumphierte sie jetzt im Geheimen,
daß er so weit gekommen war; vielleicht glaubte sie nun ihr Spiel gewonnen
und rechnete schon sicher darauf, daß er als Ehrenmann ihr zuletzt doch
noch die Hand zum ehelichen Bunde würde reichen müssen.
Er knirschte mit den Zähnen; er ballte die hoch erhobenen Fäuste.
Oh, du dreifacher Narr! Du leicht bethörter Gimpel, der Du Dich durch
die schlaue Vogelstellerin hat einfangen lassen! Du gedachtest, ein Lebens-
künstler zu sein, und hast Dich benommen, wie ein Schuljunge, der sich
zum ersten Male in die glatte Fratze einer Schänkmamsell verschossen hat!
Aber sie soll sich verrechnet haben! es gilt einen Kampf auf Leben und
Tod, in dem ich nicht schwachmüthig nachgeben, sondern mich vertheidigen
werde bis auf den letzten Blutstropfen!
Der Winter wurde ihm zu einer Hölle, und die Tage krochen ihm in
entsetzlichem Schneckentempo dahin. Das Geld hatte er ihr zustellen lassen,
und sie war abgereist – er wußte nicht, wohin? denn auf alle ihre
vorherigen Einladungen nach der Erwinstraße hatte er mit ablehnenden
Ausflüchten oder überhaupt gar nicht geantwortet.
War sie im Groll geschieden?
Auch das wußte er nicht, und er kümmerte sich auch nicht darum, weil
er sich darum nicht kümmern wollte.
Hatten denn aber die Wände Augen und Ohren gehabt? oder war er
mit ihr auf einem Spaziergange nach der Försterei beobachtet worden? oder
hatte vielleicht die Inhaberin der Wohnung in der Erwinstraße geplaudert?
Es gingen allerlei Gerüchte durch die Stadt, und gute Freunde setzten ihn
davon in Kenntniß. Er hätte mit Maria schon seit Jahren ein sträfliches
Verhältniß; Maria wäre nothgedrungen verreist, um die Folgen dieses Ver-
hältnisses vor der Welt zu verbergen; man wäre nun gespannt, was er thun
würde, um den begangenen Frevel zu sühnen.
Dieser Schlag kam ihm ebenso unerwartet und wirkte fast ebenso
betäubend, wie der erste.
Man hielt ihn also thatsächlich für einen gewissenlosen Schelm! Und
er durfte nicht hintreten vor diese splitterrichtende Gesellschaft, die ja gar
keine Moral, sondern nur Lust am Klatsche, nur Hohn und Schadenfreude

<"page284">

kannte, und durfte sich nicht entlasten, indem er schilderte, wie Alles ge-
kommen war! Hätte er es wirklich gethan, hätte er sich als den Un-
erfahrenen und ahnungslos Verführten, und Maria als schlaue Circe und Ver-
führerin hinstellen wollen, ja, dann würde er allerdings den Andern das
Recht eingeräumt haben, ihn als einen rohen, unanständig denkenden, aller
feineren Empfindungen baren Patron zu verurtheilen, denn ein Mann, dem
die Gunst eines Weibes zu Theil geworden ist und der dann dieses Weib
preisgiebt, um nur sich und seine gesellschaftliche Stellung zu retten, ein
solcher Mann ist eben ein – Schurke.
So mußte er denn das heimliche Scherbengericht über sich ergehen
lassen, schweigend und unthätig, ohne sich mit einer Silbe dagegen auf
zulehnen, und doch wußte er, daß nicht ein einziger einer gestrengen Richter
auch nur um ein Quentchen schwerer wog auf der Waage, auf der der
sittliche Werth eines Menschen gewogen wird.
Sonst war er gelegentlich zu größeren Festlichkeiten bei den ersten
Familien der Stadt eingeladen worden; in diesem Winter wurde er durch
die Gesellschaft boykottiert. Sonst drängte man sich in den Bierstuben in
seine Nähe; jetzt mied man ihn, oder wenn man es nicht vermeiden
konnte, mit ihm am selben Tisch zu sitzen, rächte man sich für den Zwang,
indem man sich in Anzüglichkeiten erging, die für den Uneingeweihten ganz
harmlos klangen, für den Wissenden aber schlimmer waren als Peitschen-
hiebe. Und er konnte nicht aufspringen und den heimtückischen Gegner zur
Rede stellen; er mußte vielmehr ganz unbefangen dreinblicken und einen
Zügen das allerharmloseste Lächeln aufzuzwingen suchen.

Oh, es war eine Hölle, in der er schmorte, und er ertrug es nicht
länger, thatlos und geduldig auf dem Bratrost auszuharren. Er beschloß,
die richterliche Laufbahn aufzugeben, dem Klatschnete den Rücken zu wenden
und sich als Rechtsanwalt in der Hauptstadt niederzulassen. Im Herbste
führte er seinen Plan aus, nachdem er schmerzliche Kämpfe mit einer
widerstrebenden und energisch abrathenden alten Mutter durchgekämpft hatte.
Warum er seinem Berufe untreu werden und sein Lebensglück zerstören
wollte? Er hätte ihr versprochen, sobald er besoldeter Richter wäre, sie zu
sich zu nehmen und ihr so den Lebensabend zu verschönen; und nun wollte
er, dicht vor dem Hafen, den Kiel zurückwenden in die offene See des
Zufalls. Ob er denn glaubte, sofort eine nahrhafte Praxis zu finden?
ob er sich auch berechnet hätte, daß die Neueinrichtung in der Residenz ein
schönes Stück Geld kosten und ihn in Schulden und allerlei Verbindlich-
keiten stürzen würde? Sie, die Mutter, brächte es nicht übers Herz, die
Sorgen des Sohnes durch ein Zusammenleben mit ihm nun noch zu ver-
mehren, diesen schönen Plan, das verlockende Ziel ihres ganzen Lebens,
müßte sie sich jetzt aus dem Sinne schlagen; sie würde in ihrem öden,
weltvergessenen Neste ausharren und, wenn es sein müßte, für fremde Leute
nähen und stricken, um sich das tägliche Brot zu erwerben.

<"page285">

Er hatte der guten alten Frau die zwingenden Beweggründe zu einem
Vorhaben nicht mittheilen dürfen, und so mußte er ihr im Lichte eines un-
zuverlässigen, hartherzigen und treulosen Sohnes erscheinen. Und das
Alles hatte er ihr zu verdanken, dem dämonischen Weibe, das ihn einst
bezaubert hatte, und das er jetzt haßte mit aller Gluth, deren ein tödtlich
verwundetes Herz noch fähig war..
Er wollte ihr auch kein Wort des Abschiedes mehr gönnen; wozu hätte
das dienen sollen? konnten ausgesprochene, oder meinetwegen auch stumme,
aber dann um so beredtere gegenseitige Vorwürfe noch irgend Etwas an den
Thatsachen ändern? Er war ihr neulich auf dem Marktplatze begegnet,
fie war längst zurückgekehrt von ihrer Abwesenheit – sie sah schlank und
etwas bläffer aus und warf, als er drüben auf der anderen Seite des
Fahrdammes bei ihr vorüber ging, heimlich lauernde Blicke nach ihm hinüber.
Sollte er sie wiedererkennen? sollte er die Straße kreuzen und zu ihr hin-
eilen, um sie zu begrüßen und so den schlimmen Gerüchten, die über die
Beide im Umlauf waren, nur wieder neue Nahrung geben? Nein! es
mußte aus sein zwischen ihm und ihr, und die Welt sollte davon Kenntniß
nehmen! Dann mußten wenigstens endlich einmal die Anspielungen und
Sticheleien ein Ende haben.
Aber – das Kind? was war aus dem Wesen geworden, dem sie in
ihrer Verborgenheit das Leben gegeben hatte? Wahrscheinlich hatte sie es
irgendwo in Pflege und Kost gegeben. Es war ihre Sache, ihn über das
Nähere zu unterrichten; er war, wenn erforderlich, zu neuen, einen be-
scheidenen Verhältnissen entsprechenden Geldopfern ohne jedes Zögern bereit;
aber sie mußte ihm doch erst sagen, wo und wie er helfen konnte. Sie
deshalb heimlich wieder aufzusuchen oder brieflich um Mittheilungen zu
bitten, das erschien ihm in Hinblick auf Tante Stegen und die scharf
äugige und klatschsüchtige Welt viel zu gefährlich; das Tafeltuch zwischen
ihm und Maria war zerschnitten und mußte endgiltig zerschnitten bleiben;
wenn sie einer bedurfte, dann war er nicht der Mann, sich einen Ver-
pflichtungen zu entziehen, aber erst mußte sie es ihn doch wissen lassen, und
ein Schreiben an ihn brachte ihr auch nicht den Schatten einer Gefahr,
wie es umgekehrt doch in wesentlich erhöhtem Grade der Fall gewesen wäre.
So saß er denn im folgenden Winter in Berlin, in einer auf Borg
bescheiden eingerichteten Wohnung, und neben der Hausthür unten prangte
ein weißes Porzellanschild, auf dem in schwarzen dicken Buchstaben zu lesen
war: „Dr. jur. Fritz Jasberg, Rechtsanwalt."
Ach, welch ein Winter war das gewesen Verschuldet bis über die
Ohren, durchbebt noch von Reue und dem Ingrimm, den ihm die üble
Nachrede bereitete, gefoltert von Selbstvorwürfen und dem Mißtrauen in
die eigene Ehrenhaftigkeit, verfallen mit einer alten, darbenden und ihm
zürnenden Mutter, angegrinst von dem Schreckgespenst der materiellen Noth,
denn noch fehlten ihm alle Kunden und jeder Erwerb – so saß er die

<"page286">

trüben Nachmittage in seiner Arbeitsstube, allein und verlassen, dem un-
fruchtbarsten und nervenzerrüttendsten Grübeln hingegeben. Und immer
wieder kämpfte er mit sich selbst, ob er nicht doch noch zu Maria zurück-
kehren, ihr durch eine Hand und einen Namen den Wiedergewinn der
bürgerlichen Unbescholtenheit anbieten und ihr es anheimgeben sollte, mit
ihm den Mangel und die Daseinsqual zu theilen. Aber stets wenn er
schwach zu werden drohte und beinahe schon entschlossen war, sich und seine
Zukunft wegzuwerfen, um einer vielleicht nur eingebildeten Pflicht nach-
zukommen, meldete sich in ihm wieder eine andere, empört abmahnende
Stimme: Sei kein Thor, Fritz! glaube nicht den Frieden des Gewissens
erkaufen zu können durch das neue Verbrechen einer neigungslosen und nur
erzwungenen ehelichen Verbindung! Trage, was Du unüberlegt Deinen
Schultern aufgebürdet hat, hoffe auf Gott und sein Erbarmen, füge aber
nicht zu einer immerhin noch verzeihlichen Uebereilung jugendlicher Uner-
fahrenheit die verbrecherische und unverzeihliche Lüge des erfahrenen und
reifen Mannes! Dulde und trage! Das ist Menschenloos! aber wenn
Du handelt, dann handle aufrichtig und ehrlich und beflecke Dich nicht
durch Unwahrheit und Heuchelei! So tönte es in ihm, und er verwarf
jeden Gedanken einer erneuten Annäherung an das Weib, das ihm gährendes
Gift in den Becher seines Lebens geträufelt hatte. – – –
Der Sinnende springt vom Sopha auf; die Fluth dieser qualvollen Er-
innerungen droht ihn zu ersticken. Er will nicht mehr des Geschehenen
denken, die längst vernarbten Wunden nicht wieder aufreißen und neu zum
Bluten bringen. Kräftigen Schrittes nimmt er wieder eine Promenade

auf dem Teppich auf, hin und her, her und hin, aus einer Ecke quer nach
der andern.
Das Notturno hat aufgehört – Gott sei Dank! es waren wohl dessen
trübe wehmüthige Klänge, die die Erinnerung an so viel Pein und Wirrniß
seiner Jugendjahre ausgelöst hatten; aber nun fühlt er sich freier: er ver-
nimmt die süße Weise eines der Philipp Eulenburg'schen Rosenlieder, und
Elschens zarte, aber ungemein liebliche Stimme jetzt glockenrein ein:
Aus des Nachbars Haus
Trat mein Lieb heraus,
Hielt ein Röslein in der Hand.“
Der ansprechende, dem Volkston glücklich angepaßte Sang schmeichelt
sich in sein Herz und dämpft dort die hochgehenden Wogen, die vom Sturm
der Erinnerungen aufgewühlt wurden.
Gott sei Dank! Heut wo die Gespenster der Vergangenheit gebannt
sind und sich in den heiligen Räumen eines Hauses auf die Dauer gewiß
selber recht unheimlich fühlen würden; heut wo er als Justizrath und An-
walt mit der einträglichen Praxis bald eine silberne Hochzeit feiern wird
mit dem braven Weibe, das er nach dem wirbelnden Unwetter einer Jugend
doch noch finden und an einen Herd geleiten durfte, heut, wo ihm ein

<"page287">

süßes liebliches Töchterlein blüht, das ganz das verjüngte Abbild einer
Gattin ist – heut darf er sich glücklich preisen und eigentlich von Herzen
lachen über das Satyrspiel, das der Tragödie seiner Affefforszeit noch
folgen sollte.
Er hatte schon zwei bis drei Jahre lang in der Hauptstadt gearbeitet,
es fing sich schon eine feste Kundschaft für ihn zu bilden an, und er durfte
schon an den Beginn ratenweiler Tilgung einer Schulden denken, als er
in einem Bierhause die Bekanntschaft eines etwas jüngeren, leichtlebigen,
aber im Grunde eines Wesens gutherzigen Kunstmalers machte. Reinhold
war ein bildhübscher blonder Krauskopf mit tiefbraunen leuchtenden Augen
– alle Weiber waren vernarrt in ihm, und er feierte immer wieder neue
und entscheidende Triumphe über die scheinbar sprödesten Schönen.
Wie leibhaftig das Rosenlied die Gestalt des Don Juans mit der
Palette hervorzaubert. Der Auf- und Abschreitende sieht den längst Ge-
storbenen – es war an einem Sonntage des Mai in der Abendstunde –
wie er wie ein Wirbelwind, mit einer Theerose im Knopfloch, in ein, des
neu gewonnenen Freundes, Arbeitszimmer hineinfegte.
„Alle guten Geister, Du büffelt doch nicht etwa an solch einem Götter-
tage in den Acten? Aber ich freue mich, Jasberg, daß ich Dich noch zu
Hause finde; wir müssen den Abend gemeinsam verleben, ich bin heut in
einer Stimmung: ich möchte die ganze Welt umarmen.“
„Was ist Dir denn Freudiges begegnet? Die Ueberraschungen an-
genehmer Art sind im Allgemeinen recht selten für einen Bewohner dieser
Lehmkugel, die einige Phantasten ein Paradies, die Mehrheit nüchterner
Menschen aber ein Jammerthal oder mindestens ein Arbeitshaus nennen.“
„Ach, bleib' mir heute mit allem Pessimismus vom Leibe! Ich
sage Dir, Doctor, diese Erde ist mehr noch als ein Paradies, denn unter
uns gesagt, einen Garten mit schönen Aepfelbäumen und lauter jündlosen
und makelfreien Tugendbolden – nun, eine Zeit lang könnte man es viel-
leicht auch da aushalten, besonders, wenn man das Glück hätte, einer neu-
gierigen und apfellüsternen Eva zu begegnen – aber ich muß gestehen, ich
ziehe mir ein Leben der Arbeit und des Kampfes vor, wenn uns Kampf
und Arbeit immer wieder mit reizenden, eigenartigen, finnverwirrenden
Weibern zusammenbringt, die... die... Ach, zum Teufel! Ich bin
doch kein Geck, der aus der Schule plaudern wird! aber gieb mir
eine Cigarre, Jasberg, daß ich diesen erschlaffenden Rosenölduft übertäube,
die Schäferstunde ist vorüber; nun will ich wieder Mann sein und mich an
einer Havanna ergötzen.“ Er warf sich in einen Polsterstuhl und streckte
seine Beine behaglich lang von sich.
Jasberg neigte sich gegen den Freund und zog witternd die Luft durch
die Nüstern. Wahrhaftig! Ein feiner, aber unverkennbarer Rosenölduft
ließ sich spüren. Sonderbar! Wie ein Blitz kam ihm der Gedanke an
Maria Stern; die Ideenverbindungen scheinen sich in unserm Hirn ganz

<"page288">

automatisch zu vollziehen; wenn in des Rechtsanwalts Gehirn ein Schub-
fach mit der Aufschrift „Rosenöl“ vorhanden war, so mußte es mit einem
anderen Schubfach, das „Maria Stern“ bezeichnet war, so selbstthätig in
Verbindung stehen, daß, wenn das eine aufgezogen wurde, das andere sich
ebenfalls sofort öffnete.
„Wo kommst Du her?“
Eine gewisse Spannung zitterte aus dieser Frage.
„Ja, das möchtest Du wohl gerne wissen,“ lachte der Maler, der sich
über den Ton des Fragers zwar einigermaßen verwunderte, seine Ver-
wunderung aber geschickt verbarg, „bedenke, daß die geheimen Freuden die
süßesten sind.“
„Reinhold!“ sagte der Rechtsanwalt, der von einer ungewissen Ahnung
nicht mehr losgelassen wurde, „Du wirst begreifen, daß ich in die Geheimnisse
Deiner galanten Abenteuer einzudringen durchaus keine Lust habe. Hier
aber handelt es sich für mich um etwas außerordentlich Wichtiges; nicht
daß ich etwa gegen Deine Beziehungen, sie seien, welche sie wollen, Etwas
einzuwenden hätte – im Gegentheil; aber Du solltest mir anvertrauen,
bei wem Du jetzt gewesen bist; ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, daß
ich von Deiner Mittheilung gegen keinen Menschen Gebrauch machen werde.“
„Warum willst Du es denn wissen?“
„Weil... weil... nun, nimm einmal an, ich schleppte aus der
Vergangenheit eine mir an den Fuß gekettete Kugel mit mir herum, und
in Deiner Auskunft läge vielleicht der Schlüffel, mit dem ich die Kette
öffnen und der Kugel ledig werden könnte... ach, wozu denn erst der

vielen Worte! Heißt Deine Schöne vielleicht Maria?“
Verwundert richtete sich der Maler auf einem Sessel kerzengerade auf:
„Höre, wie kommst Du gerade auf diesen Namen? mit der sonst nicht
gerade gebräuchlichen Endung auf a?“
„Weil ich an eine Trägerin dieses Namens denke, die stets in eine
Wolke von Rosenöl gehüllt war.“
„Stimmt, stimmt! Ha, ha, ha! Das ist aber nicht übel!“
Reinhold stützte beide Hände auf die Oberschenkel, beugte sich nach
vorn und machte einer Ueberraschung in einem unbändigen Prusten und
Kichern Luft...
„Sapperment! Ich habe mir zwar immer eingebildet, daß ich der
Erste wäre, der in das Liebesgärtlein der duftigen Dame einstieg, aber
daß wir Beide... ha, ha, ha! Nimm mir's nicht übel, wenn ich die
Sache äußerst komisch finde, obgleich Du wie ein Lohgerber dreinschaut, dem
die Felle fortgeschwommen sind.“
Jasberg stand wie versteinert.
War es denn wahr, was er da vermuthete? was ihm der Andere
schon halb und halb bestätigte?

<"page289">

Eine letzte Frage mußte es entscheiden:
„Wo hast Du Frau Maria Stern denn kennen gelernt?“
Würde der Andere den Namen Stern kopfschüttelnd und entäuscht
wiederholen?
Doch das geschah nicht. Reinhold nahm vielmehr den Namen als
völlig richtig an und versetzte, nunmehr ein ungestümes Lachen etwas
dämpfend:
„Wie man sich so kennen lernt – bei meiner verheiratheten Schwester
in Würzburg, bei der sie den Winter vor vier Jahren verlebt hat.“
„Vor vier Jahren?“
Jasberg hatte das Wörtchen „vier“ aufs Schärfste betont; dabei hatte
er die Hand des Freundes umklammert und hielt sie in krampfhaftem
Drucke fest.
„Ja wohl, vor vier Jahren,“ wiederholte Reinhold mit aller nur
wünschenswerthen Bestimmtheit, „ich werde jenen Winter nie vergessen, denn
mir ging es damals recht miserabel, und ich wäre vielleicht verhungert,
jedenfalls verteufelt abgemagert, wenn mich mein Schwager nicht in ein
Haus genommen und durchgefüttert hätte.“
„Du warst mit ihr die ganze Zeit zusammen?“
„Aber selbstverständlich! Glaubst Du, ich habe vor einem so appetit-
lichen Frauenzimmer das Hasenpanier ergriffen?“
„Und Du hast nicht bemerkt, daß sie eine Zeit lang krank war und
im Bette verblieb?“
„Nicht eine Stunde lang – sie war munter wie ein Fisch im Wasser
– die Nächte wird sie allerdings wohl im Bette verbracht haben.“
Jasbergs Brust hob und senkte sich in beschleunigten Athemzügen. Der
Verdacht, der ihm da kam – nein, kein Verdacht mehr, fast schon die
zweifellose Gewißheit, daß er das Opfer eines beispiellosen Betruges ge-
worden war – diese Gewißheit erfüllte ihn mit zwei einander gänzlich
widerstrebenden Empfindungen: mit Jubel, daß er nun der Zweifel und
der Reue und Selbstvorwürfe auf einmal ledig war, und mit Ingrimm
und Haß gegen die Komödiantin, die ihm die besten Jahre seines Lebens
so schnöde vergiftet hatte.
„Sie will in jenem Winter entbunden worden sein,“ stieß Jasberg
mit rauher, halb erstickter Stimme hervor.
Da platzte Reinhold mit einem wahrhaft homerischen Gelächter los:
„Aber das ist ja geradezu famos! und darauf bist Du hereingefallen,
Du, mein schlauer Freund und Menschenkenner? Am Ende hast Du eine
Pathenstelle bei dem neugeborenen Niemand angenommen? Deiner christlich-
germanischen Ehrlichkeit sähe das ganz ähnlich!“
„Nun, wenigstens habe ich die Reise- und Entbindungskosten reichlich
getragen; mich drücken heut noch allerlei Verbindlichkeiten.“
„Donnerwetter! das ist aber stark! – höre! da fällt mir was ein...

<"page290">

Ja, ja! das muß auf Dich Bezug gehabt haben; das ist mir jetzt
völlig klar!“
„Was denn?“
„Die schöne Wittib erzählte damals einmal meiner Schwester, sie hätte
einer Freundin geholfen, an deren treulosem Geliebten empfindlich Rache zu
nehmen.
Auf die erschrockene Frage meiner Schwester, ob sie auch Nichts gethan
hätte, was sie mit den Strafgesetzen in Conflict bringen könnte, erwiderte
sie mit schadenfrohem, fast unheimlichem Lächeln: Nein, meine Theuerte, so
dumm sind wir nicht; nur eine kleine Erfindung und die künstliche Erregung
der öffentlichen Meinung gegen den schlauen Herrn – er war zu berechnend,
um das arme Mädchen zu heirathen; nun hat er wenigstens für die feig
Verlassene etwas tief in den Geldbeutel greifen müssen. So ungefähr
klangen ihre Andeutungen. Näheres mitzutheilen, dazu war sie nicht zu
bewegen. Aber nun ist für mich gar kein Zweifel mehr: die Freundin ist
sie selbst gewesen, und das Opfer der kleinen Erfindung, sagen wir vielmehr,
des Betruges, warst Du! Teufel! man kann sich doch vor den Weibern
nie genug in Acht nehmen! Nun, tröste Dich, alter Junge! es sind schon
schlauere Herren, als Du, hinters Licht geführt worden.“
Der Rechtsanwalt hatte sich von seiner Bestürzung so weit erholt, daß
er sich jetzt der für ihn angenehmen Folgen der ihm gewordenen Enthüllungen
zu erinnern begann.
„Beunruhige Dich nicht meinetwegen!“ sagte er, „ich bin weder eifer-
süchtig, noch bereue ich das fortgeworfene Geld; im Gegentheil, ich gönne
Dir Deine Triumphe, und ich freue mich, daß ich jetzt ruhig schlafen kann

und nicht mehr von Zweifeln werde geplagt werden. Uebrigens, wir
nehmen hier Etwas als Thatsache an, was doch erst noch muß bewiesen
werden. Willst Du mir einen Gefallen thun?“.
„Von Herzen gern, wenn Du nur nicht verlangt, daß ich mit der
erfinderischen Dame brechen soll; die wurmstichigen Früchte schmecken manch-
mal gerade am süßesten.“
„Du Unverbesserlicher! ich gönne Dir Deinen Geschmack; es wird die
Zeit kommen, wo auch Du jenen Ekel wirst kennen lernen, der aus der
plötzlichen Einsicht in die Qualitäten unserer Tischnachbaren entsteht; vor
der Hand sollst Du jene Frau nur nach einem gewissen Dr. Jasberg be-
fragen, mit dem sie früher einmal bekannt gewesen sein soll. Aus ihrem
Verhalten wirst Du unschwer erkennen, ob unsere Annahme begründet ist.“
Die beiden Freunde tranken diesen Abend Champagner, und schon
am nächsten Abende hatte Jasberg die erwünschte Kunde, daß er damals
ganz gründlich angeführt worden war.
Auch an diesem zweiten Abende wurde Champagner getrunken; in der
Freude, sich endlich innerlich befreit zu fühlen, vergab Jasberg der Be-
trügerin die gut gespielte Komödie, zumal ihm Reinhold haarscharf bewies,

<"page291">

daß Maria Stern den Schwindel nur einzig und allein deshalb in Scene
gesetzt haben könnte, um ihn, den vergeblich Angeschmachteten, noch in letzter
Stunde zum entscheidenden, gemeinschaftlichen Gange nach dem Standes-
amte zu bestimmen. –
Der Sinnende, dem alle diese Erinnerungen mit jener Geschwindigkeit
durch den Sinn gehen, mit der sich ein Ertrinkender einen Auszug eines
ganzen Seins darzustellen pflegt, bleibt plötzlich stehen und horcht nach dem
Corridor. Das Rosenlied hat eben aufgehört, und so kehrt er, wie der
Müller, den das Stehenbleiben der Mühle aus dem Schlafe weckt, aus
seinen wachen Träumen in den Bann der Wirklichkeit zurück.
Leichte, leise Schritte nähern sich draußen der Thür zu einem Zimmer,
und über des Lauschenden Antlitz breitet sich der Sonnenschein eines
freundlichen Lächelns.
Die Thür öffnet sich und herein schwebt ein Mägdelein, das mit
allen Reizen einer siebzehn Lenze geschmückt ist.
„Papa!“
Wie ein silberhelles Jauchzen klingt dies Wort durch den Raum;
dann schlingen sich ein paar weiche zarte Aermachen um des Justizraths
Nacken, und ein schelmisch zärtlicher Kuß wird auf eine bärtige Wange
gedrückt.
„Was giebt"s, mein Töchterlein?“
Er fragt es so lieb und sanft, wie ein Bräutigam, der die Frage
an seine Braut richtet; dabei blickt er entzückt in Schönelschens tiefblaue,
funkelnde Augen.
„Mama läßt zum Thee bitten.“
„Sofort, mein Kind. Aber, sage mir erst, Du hast Dir doch nicht
wieder eiskalte Händchen angespielt und angesungen?“ – er befühlt be-
forgt die schmalen kühlen Finger des Töchterleins – „siehst Du! Du
hast Dir wieder zu viel zugemuthet!“
„Aber, ich bitte Dich, Papa, mach Dir doch keine unnöthigen Sorgen;
ich habe ja überhaupt nur eine halbe Stunde geübt...“
„Und dann noch gesungen.“
„Nur ein einziges kleines Liedchen. Ich habe mich wirklich nicht
überangestrengt; übrigens bin ich doch auch kerngesund und würde von
einer längeren Uebung auch nicht gleich Schaden nehmen. Immer, wenn
ich. Etwas spiele oder singe, was mir ganz besonders gefällt, da bekomme
ich eiskalte Hände – ist das nicht sonderbar Papa?“
„Durchaus nicht, mein Liebling, das geht den Meisten so, die sich mit
ganzer Seele einer künstlerischen Leistung hingeben. Viel sonderbarer finde
ich, daß Du an einem gewissen Dufte Deine Freude zu haben scheint.“
„Wie so?“
Er zieht ihren Arm durch den einen und führt sie, immer stolz wie
ein König, nach dem Stollenschränkchen, dessen Thür er öffnet.
.-

<"page292">

„Wonach riecht es hier, mein Kind?“
„Nach Rosenöl, Papa.“
„Und wo hast Du es her?“.
Sie schmiegt ihr Köpfchen an eine Schulter und guckt ihm von unten
herauf schelmisch ins Gesicht. "
„Ich habe es umsonst bekommen, neulich, im Bazar, als ich das
seidene Kleid kaufte.“
„Also eine Zugabe... nun umsonst ist sie nicht gewesen. Willst
Du mir aber einen Gefallen thun?“
Die Gefragte hüpft freudig und erwartungsvoll auf den Fußspitzen
und jauchzt ein von Herzen kommendes:
„Jeden, Papa! Jeden!“
„Gut. So nimm dieses Fläschchen“ – er hat es ergriffen und drückt
es ihr in die Hand – „und trage es hinaus in die Küche und wirf es
dort in den Ascheimer, damit es beseitigt werde. Ja? Willst Du es thun,
ohne dem Papa zu zürnen?“
„Gewiß thue ich es. Siehst Du, Papa? Ich bin schon fort. „Aber“
– ruft sie, sich noch einmal an der Thür umwendend, zurück – „Du
mußt auch warten; ich bin gleich wieder hier.“
Der Justizrath schmunzelt und wartet.
Er hört die enteilenden Schritte; dann, gleich darauf, kehren die Schritte
zurück, und die Thür fliegt wieder auf.
„Da bin ich, Papa; das Fläschchen ist besorgt und aufgehoben. Aber
nun sage mir auch, warum mußte ich es denn fortwerfen?“

„Warum?... hm!... nimm an, es sei eine Marotte von mir,
eine Idiosynkrasie... hübsches Wort das, nicht wahr?“
„Ich weiß gar nicht, was es bedeutet.“
„Nun, ich meine: ein eigenthümlicher Widerwille gerade gegen den
Duft des Rosenöls; er ist mir zu süß, zu weichlich und zudringlich, er fällt
mir auf die Nerven, er macht mir Uebelkeit und Kopfschmerz. Deshalb bat ich
Dich, das Zeug zu beseitigen, und, nicht wahr, Du bringst etwas Aehnliches
- auch nie wieder ins Haus?“
„Gewiß nicht, Papa, ich werde Dir doch nicht Pein bereiten.“
„Du bist mein liebes und verständiges Töchterchen.“ Er zieht sie an
sein Herz und preßt seine Lippen auf ihr üppiges, leicht gewelltes Seidenhaar.
„Weißt Du, mein Kind,“ fährt er belehrend fort, „ein junges, gesundes
Mädchen wie Du braucht überhaupt keine künstlichen Wohlgerüche – Dein
Haar duftet lieblicher, als alle Rosen und Veilchen der Welt.“
„Aber, Papa, Du machst mir ja förmlich den Hof,“ sagt sie in aller-
liebster Altklugheit und hebt drohend den rosigen Zeigefinger, „wenn das
Mama hörte, sie müßte ja eifersüchtig werden.“
„Nicht auf Dich, mein Kind; sie weiß ja, daß ich in Dir nur sie

<"page293">

liebe. Du bist ihr naturgetreues Abbild; sie hat mich unendlich glücklich
gemacht, als sie Dich mir schenkte.“
„Aber Fritz! – Elschen! wo bleibt Ihr denn?“ tönt Frau Jasbergs
Stimme durch die nur einen Spalt weit geöffnete Flurthür, „der Thee
wird kalt.“
„Wir kommen, Mama! wir kommen!“ rufen die beiden Gesuchten wie
aus einem Munde, und sie überschreiten die Schwelle, um der Hausfrau
nach dem Eßzimmer zu folgen..
Auf dem Wege dorthin aber denkt der Justizrath im Stillen: es giebt
nur einen Jungbrunnen, einen Quell des Segens und der Krafterneuerung
für den deutschen Mann: das ist die durch treue, reine Liebe geweihte Ehe.
„Du siehst ja heut so strahlend, so feierlich aus, Fritz?“ sagt fragend
die Gattin, eine reife Matrone, aus deren hellen Augen eine ganze Welt
von Herzensgüte leuchtet.
„Ich denke über das Wort eines Weltweisen nach, der für mich zwar
nur ein genialer Weltnarr ist, der aber in diesem einen Wort ausnahms-
weise einmal Recht hat.“
„Und wie lautet dies Wort?“ fragen Frau und Tochter zugleich.
„Ich will's Euch sagen: Die Deutschen sind, als „Volk der Mitte“ in
jedem Verstande unfaßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter,
unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker
sich selber sind: sie entschlüpfen der Definition und sind damit schon die
Verzweiflung der Franzosen.“
„Das verstehe ich nicht,“ bemerkt Elschen naserümpfend.
„Wie kommst Du gerade auf dieses Wort, Fritz?“ fragt die Gattin,
ihm liebevoll ins Auge blickend.
„Mir gingen vorhin allerlei Erinnerungen durch den Sinn, und die
Art, wie ich sie werthete, wie ich noch heute auf sie reagiere, ließ mich
darüber nachdenken, ob wohl auch Menschen anderer Raffe in einem gleichen
Verhältniß zu ihren Jugenderlebnissen stehen mögen.“
„Nun – und?“
„Und da fand ich eben, daß ich ein Deutscher bin, und daß wir
Deutsche mit unserm Gefühlsleben meist ein Räthel bleiben müssen für
andere Völker. Aber Elschen sieht mich schon ganz vorwurfsvoll an – ich
langweile sie; wir wollen von etwas Anderen reden.“

<"page294">
Sofi.
Von
Friedrich von Oppeln-Bronikowski.
– Berlin. –
Äg hat in seiner Nachahmung des griechischen Epos auch die Götter und ihre
M Thätigkeit reichlich verwendet, aber ohne rechtes Verständniß für die Feinheit
der homerischen Kunst. Der ganze Gang der Handlung, den die Aeneide darstellt, ist
ohne fortwährendes Eingreifen des Himmels überhaupt nicht denkbar. Der Held macht
sich auf den Weg, ohne zu wissen, wohin er gelangen will; die Götter leiten ihn von
Ort zu Ort, laffen nur sehr allmählich erkennen, wo das Land liegt, in dem er ein
neues Troja gründen soll. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe so
oft muß Aeneas den Entschluß fassen, weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß
menschlich erklärbar. Wenn man der Aeneis das fortnimmt, was die Götter jagen und
thun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig,
Ganz anders bei Homer.“ Mit diesen Worten führt Professor Paul Cauer eine fein-
sinnige Vergleichung „der nachahmenden Kunst des Vergil“ ein, die uns „den feinen
psychologischen Tact“ des Originals und die – Tactlosigkeit des Nachahmers darlegt, dem
„die Weltanschauung fremd war, aus welcher der ältere epische Stil unwillkürlich erwachsen
ist“. Er weist dann in einer höchst scharfsinnigen und spannenden Weise nach, welche grobe
Wundergeschichte Vergil aus dem Homer gemacht hat. „Athene räth dem Telemach“,
sagt er von der Odyssee, „nach Pylos zu reisen“ (um sich nach seinem Vater zu erkundigen).
„Sie thut dies in Gestalt des Tapierfürsten Menthes – aber denselben Rath hätte
auch ein wirklicher Gastfreund geben können“. – „Ebenfalls Athene ist es,
die den Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt, gegen Menelaos einen
Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte
annehmen, daß in Wahrheit Laodokos der Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie
des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe.“ Diese Ver-
gleichung wird dann auf eine Anzahl von Fällen ausgedehnt und führt oft zu Resultaten,
die für Vergil geradezu erheiternd sind. Man muß das in dem trefflichen Buche selbst
nachlesen*); hier interessiert uns dieser „klassische“ Gegenstand nur, weil er uns die jedem
*) „Grundfragen der Homerkritik“, Leipzig, 1895, und „Ueber die nachahmende
Kunst des Vergil,“ Kiel, 1885.

<"page295">

Nachdichter alter Volksgesänge drohende Gefahr vor Augen führt. Wo die Vorbedingung, das Milieu, die Weltanschauung nicht mehr die gleichen, wo jene kaum mehr wissenschaftlich reproducirbar sind, da muß die Nachdichtung zur verständnißlosen Verrohung des Originals werden. Ein einzelner Mensch, der mit jener todten Vergangenheit. Nichts mehr gemeinsam hat, wird nie im Stande sein, in einer subjectiven, gewollten Nachbildung das zu reproduciren, was ganze Geschlechter in objectiver, naiver Weise geschaffen haben. – Einen anderen Weg hat der bekannte Dichter Ludwig Jakobowski in seinem jüngsten Buche „Loki, Roman eines Gottes“*) mit mehr Glück eingeschlagen. Dies liegt zunächst an dem Stoffe. „Wenn die epischen Sänger,“ sagt Cauer in dem obengenannten Buche über die Eingriffe des klassischen Olymp in die Geschicke der Menschen, „wenn sie von dem besonderen Antheil berichteten, den die Götter an den Erlebnissen der Helden genommen hätten, so ließen sie, ohne viel darüber nachzudenken, deren Thätigkeit eben nur da eintreten, wo der innere Zusammenhang des natürlichen Geschehens oder des menschlichen Wollens einer Beobachtung nicht offen lag. Das ist ja überhaupt die stärkste Quelle religiöser Gesinnung, daß der Mensch einem unbegreiflichen Ereigniß gegenüber steht, das er nun doch, um es in eine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier im Verborgenen mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt hat.“ Diese Annahme steigert sich bei anderen Homerforschern (Niese z. B.) bis zu der Behauptung, daß alle olympischen Scenen, die von den menschlichen Vorgängen getrennt stattfinden, ursprünglich nicht zum Bestande des Epos gehörten und erst von vergröbernden späteren Sängergeschlechtern hinzuerfunden sind. Wir haben hier also die Götterwelt, die als üppige Schmarotzerpflanze auf die Realität der Menschheit aufgepfropft ist, als Lückenbüßen der letzteren anzusehen; und überall, wo ihre Eingriffe unmotiviert sind, ein verständnißloses Machwerk anzusetzen. Anders in der altgermanischen Mythologie. Hier bekommt bald die Götterwelt nicht allein das herrschaftliche, sondern auch das stofflich-inhaltliche Uebergewicht. Der Nordländer wurde stärker als der Sohn des Südens durch die Wildheit und Rauheit seiner Natur, durch den jähen Wechsel der Jahreszeiten zu einer gewaltigen Natursymbolik angeleitet. Die auffälligen Naturerscheinungen mit ihrer periodischen Wiederkehr nehmen in ihrer Symbolisierung immer mehr den Hauptplatz in der nordischen Mythologie ein, während die griechische, die ihnen gewiß auch ihren Ursprung verdankt, die Menschen und ihre Welt in den Vordergrund stellte. Kürzer gesagt: die nordische Religion mystificirte und spiritualisierte, die südländische versinnlichte und verwirklichte sich immer mehr. Darum kann auch ein Sänger eddischer Lieder den Götterapparat ganz anders handhaben, ohne in die epigonische Unkunst eines Vergil zu verfallen, den man Jahrhunderte lang nur deshalb in den Himmel erhoben hat, weil man – eine Vorbilder nicht kannte.

Ludwig Jakobowski hat sich den nordischen Mythus mit souveräner Freiheit zurecht gemacht. Er wollte nicht die Edda in moderne Formen übersetzen, weil der „Zug nach dem Norden“ seit Wagner zur Mode geworden ist, wie Vergil, dem Machtgebote zwar nicht der „öffentlichen Meinung“, wohl aber dem Herrn der Welt gehorsam, gedichtet hat. Er wollte sich mit diesem Buche etwas von der Seele schreiben; er wollte die alte Sage mit neuem Inhalt, mit dem pulsierenden Blute der Moderne erfüllen. Schon das Bildnis Balders, das dieses Buch schmückt, läßt uns keinen Zweifel darüber, daß der lichte Sonnengott altnordischer Mythe hier mit Christus verschmolzen ist, – nicht zwar mit jenem Christus, wie ihn die historische Forschung aus den Legenden des Neuen Testaments zu rekonstruieren versucht, nicht mit jenem überreizbaren, überfeinerten „jüdischen Epikuräer“, wie ihn Nietzsches „Antichrist“ will, – sondern mit jenem germanischen Christus, dessen Lippen ein seliges Lächeln der Erdenfreude umschwebt, dem Christus „dieser Welt“, der dem Leben gut ist. Uebrigens ist eine ähnliche Einwirkung auf die nordische Mythe schon in den späteren Liedern der jüngeren Edda zu verspüren, die erst lange nach Ausbreitung des Christenthums auf dem alten heidnischen Island aufgezeichnet wurden.

*) Bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf. 1898.

<"page296">

Die Fabel dieser jüngsten Edda ist folgende: Loki wird unter unheimlichen Schicksalszeichen geboren. Unbekannt ist sein Vater, unbekannt die Mutter. Mißtrauen gegen ihre Weiber entsteht in den Herzen der Alsen; Haß gegen Lok, den sie pflegen sollen, unter den Afinnen. Nur widerwillig verrichten sie das Gebot der Schicksalsgöttin, ihn zu ernähren; mit Eberblut und Gletschermilch ziehen sie ihn auf; jede rächt sich an ihm durch Schläge. Sigyn, nach der alten Sage sein treues Weib, hier eine alte Elbin, erbarmet sich seiner; in ihrer Pflege wächst er heran; mühsam erarbeitet er sich sein Brot. Dann zieht er gen Walhall; gleich seine erste Begegnung mit den spielenden Götterkindern erweckt schwärenden Haß; nur Balders Sonnenauge blickt ihn ruhig an und vergilt Böses mit Gutem. Er hält diesem Auge nicht stand und haßt Balder doppelt darum. Lüstern lechzt er nach Nana; die aber wird Balders Braut. Der Hochzeitstag Beider wird der Tag der Entscheidung. Von nun an finnt Loki auf Böses gegen die Asien, wo er vermag; er narrt die Walküren, tötet die irdische Geliebte Odins, wie Juno in Schillers Semele die arglose Jungfrau verderbt, bereitet Freya unauslöschliche Schmach und verhöhnt ihre Liebe zu ihm, stiftet Zwietracht im Himmel und auf Erden und tödtet schließlich den verhaßten Balder. Und während die Götter auf dem Todtenschiff zur Hel fahren, und Walhall in Flammen aufgeht, stiftet er die haffenden, rohen Bauern an, das Baldurgeschlecht auf Erden, die Edlen, in Ueberzahl zu befallen und den Ueberlebenden schmachvolle Demüthigung zu bereiten. Aber einer der Goldlockigen geht mit Weib und Kind unangefochten durch den wüsten Pöbelhaufen; ein Kreuzesmal hat einer der Rachgierigen dem Knaben auf die Stirne gedrückt... „Weh Euch und mir! Das ist Balders Sohn. Der Herr und König!“ ruft Loki. Weit draußen wirft er sich in's Feld, daß sein Haupt an Steine stößt. „Balder lebt.. ewig, wie ich... stärker als ich.. Weh mir!“.

Es ist der Erlösungsgedanke, auf diese Welt angewandt, die Erlösung nicht im Tode, sondern in ewiger Wiederkunft des Lebens gesehen... Die Götter find in homerischer Art wie Menschen geschildert, mit ihren Leidenschaften und Liebschaften, ihrer Liebe und ihrem Haß, nur Alles ins Starke und Mächtige erhoben; ihr Untergang ist der Weg zu. neuem Leben...

Diese Idee ist groß und klar herausgearbeitet; es ist hier durchweg eine organische Synthese zwischen alter Vorlage und selbsteigenem, modernem Empfinden gekommen. Von der Form ist dies nicht durchweg zu sagen. Es liegt dies eben an demselben Grunde, der für Vergil verhängnisvoll ward. Die Denk- und Sprechweise einer völlig abgelegenen Zeit kann auch der kühnste Romantiker und der eifrigste Erforscher nordischer Mythen

nicht wieder reproduciren. Moderne Worte und Sätze zerreißen die Einheit des Stils, die Stimmungs- und Landschaftslyrik – und Jakobowski ist durch und durch Lyriker – überwuchert den Aufbau des Ganzen und die Hauptzüge; die moderne und modernste Empfindung steht der primitiven Feierlichkeit dieser Dinge nicht an. Das ist schade, denn für sich genommen, sind viele dieser Episoden von bestrickender Plastik der Sprache, von zartester Originalität der Empfindung. Die Sprache klingt viel mehr an die blumen- und bildreiche Ausdrucksform jüdischer Psalmen und Lieder Zarathustras, als an die grobkörnige, felsige Schlichtheit altnordischer Mythen an. Die Motivation ist nicht immer zwingend; oft fehlt die ganz, so daß Loki, der Junge, als kärglicher Fröhner sein Leben fristet, um plötzlich unmotiviert von allen Dingen der Welt zu wissen und die Asien mit diesem furchtbaren Wissen zu ängstigen. Eine Stelle, wo er durch „eine angelschwere Thüre, die von Walhall zum Reiche Urds führte,“ wie auf einer Theatermaschinerie verschwindet, geht bis an die Grenze des Ernten. Von grandioser Dramatik ist dagegen das Ende der Baldersöhne. Jakobowski scheint hier, wo das Buch seinem Schluffe entgegeneilt, noch einmal alles Starke und Kurze, dessen er fähig ist, zusammenzuraffen und damit die richtigste Gestaltungsform für eine – und alle noch möglichen – Mythen gefunden zu haben. Sie möge auch diese Zeilen beschließen.

<"page297">

„... Immer näher klang das Getöse. Und jetzt stand Halfdan mit seinen Bauern bluttriefend vor dem Thore der mächtigen Halle. Aber noch ehe er die rothdampfende Faust ausstrecken konnte, um seinen Bauern die letzte Schaar der Edlen auszuliefern, schrie wieder die heisere Stimme Lokis durch den Lärm:

„Laßt sie leben, daß sie fühlen: der Bauer ist edel und der Edle jetzt Knecht und Bauer!“ „Halfdan sei Herrscher über sie!“ schrie ein betrunkener Bauer und taumelte durch das Thor.

„Nein, nicht Halfdan! Ein Bauernfürst ist zu gut für Balders heuchlerische Brut. Setzt Halfdams Hund auf Balders Thron und laßt ihm Königsehren: erweisen!“ schrie Lokis Stimme mächtig durch den Saal... Und ein Dutzend Fäuste packten Halfdans Hund; wie ein tosender Strom wälzte das Bauernvolk sich durch die Halle, daß die Schaar der Edlen sich hinter Balders Sitz zusammendrängte, und hob den Hund auf den Thron.

Langsam reckt sich das wolfsgraue Thier auf. Den Kopf emporgeworfen, jede Muskel der Beine angespannt, mit geöffnetem Rachen, aus dem die scharfen Hauer weiß emporschimmerten. Und heiser, aus tiefster Kehle, stieß er ein paar heulende Töne aus.

Und wieder schrie die fremde Stimme: „Laßt jeden Edeln dem neuen König huldigen!“ Die Männer mit gebeugtem Haupt; den Frauen schneidet das Haar als Geschenk für den König; die Kinder küssen den Staub!“

Und langsam wandelten sie einher durch die Gaffe entblößter Schwerter; die Edeln neigen den Kopf tief vor dem zähnefletschenden Thier, einer nach dem andern, das Gesicht weiß wie Linnen auf dem Felde, wenn die Frühsonne darüber leckt.

Dann nahen die Frauen. Von den Köpfen fällt das leuchtende Goldhaar und thürmt sich neben dem Thron auf, dann wieder Kinder, jammernd und weinend über die Schmach..

Zuletzt ein Jüngling. Der führt ein Weib an der Hand, und das Weib preßt einen Säugling an die bebende Brust. Dem hatte ein tückischer Bauer die Stirne geritzt; und das blutige Maal glänzte wie der Kreuzgriff eines Schwertes. –

Langsam nähern sich die Drei... Jetzt steht er vor dem Hunde und schaut ihn an... fest und undurchdringlich. Da verstummt das Heulen mählich, und das Thier kriecht in sich zusammen, gleitet zur Erde und leckt dem Jüngling den Fuß.

Still wird's umher. Ein Staunen geht durch die Runde. Und die Hände der Bauern sinken. Und langsam geht er durch die Halle... Scheu weichen die Bauern zurück; aus den Händen sinkt ihnen die Keule, aus dem Herzen der Haß...“

<"page298">

Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der Italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Pèrcopo. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Mit diesem Werke erscheint zum ersten Male in Deutschland eine zusammenhängende, auch die neueste Zeit umfaffende Darstellung der italienischen Litteraturgeschichte. Infolge der gemeinsamen Arbeit der beiden Autoren, eines Italieners und eines Deutschen, die beide als die vorzüglichten Kenner ihres Faches mit Recht angesehen werden dürften, ist die italienische Litteratur einmal in ihrer nationalen Bedeutung gewürdigt und andererseits in einer die Deutschen interessirenden Auswahl und Schilderung behandelt. Die „Italienische Litteraturgeschichte“ ist nicht nur für den engen Kreis

der speciellen Fachgelehr-
ten bestimmt, sie soll
Probe-Illustration aus: „Geschichte der Italienischen Literatur“ von Dr. B. Wiese
und Prof. E. Pèrcopo. (Verlag des Bibliogr. Instituts in Leipzig und Wien.

<"page299">

vielmehr jedem Gebildeten einen Ueberblick über die interessante Entwicklung der
italienischen Litteratur gewähren und die Bekanntschaft mit den schönsten und werth-
vollsten Blüthen der italienischen Dichtung vermitteln. Wie es bei einem Werke aus dem
Verlage des Bibliographischen
Instituts eigentlich überflüssig
ist zu bemerken, wird auch
in der „Italienischen Literatur-
geschichte“ eine glänzende und
vornehme illustrative Aus-
stattung den Werth und die
Anziehungskraft des textlichen
Inhalts erhöhen. Das soeben
erschienene erste Heft – das
Werk wird in 14 Heften zu
je 1 Mk. erscheinen – enthält
eine Tafel in Farbendruck –
Der Centaur Nessus
führt Dante auf seinem
Rücken und Vergil an
dem Blutstrom entlang
zur Furt (Dantes „Göttliche
Komödie“) – mehrere Tafeln
in Schwarzdruck, eine Fac-
simile-Beilage und verschiedene
Textillustrationen. Die Hefte
werden in rascher Folge er-
scheinen, das vollständige Werk
wird auch in elegantem Halb-
lederband zum Preise von
16 Mk. zu beziehen sein.
Von zarter Hand. Roman
von Johannes Richard zur
Megede. 2 Bände. Stutt-
gart, Leipzig, Deutsche Ver-
lags-Anstalt.
Der neueste Roman
Megedes hat die Form eines
Tagebuches, er enthält die
Beichte eines achtundzwanzig-
jährigen, jedes Genusses über-
sättigten Lebemannes. Graf
Carén ist Diplomat und
Offizier, allerdings im Augen-
blick des Beginns eines Tage-
buches. Beides à la suite, da
er „gesundheitshalber“ auf ein
Tänzerin am fizilianischen Hofe. Von einem Elfenbeinkästchen (12. Jahr- “: ist. Er
undert), im Museum des Bargello zu Florenz. im V auf weniger Jahre
Probe-Jalustration aus „Geschichte der Italienischen Literatur von ein väterliches Vermögen von
Dr. B. Wiese und Prof. E. Péreopo. (Verlag des Bibliographischen nahezu zwei Millionen durch
Instituts in Leipzig und Wien.) gebracht, und er kann seine
Verschwendung nicht einmal durch eine Leidenschaft entschuldigen, die selbst der
unsinnigsten Handlung einen Zug von Größe giebt. Bis zum Lebensüberdruß blasiert,
finanziell vernichtet – so stellt sich uns Graf Carén vor, und wir wundern uns eigentlich,
weshalb er mit dem Selbstmord, den er nach zwei Jahren doch begeht, zögert. Diese zwei
Jahre bilden den Inhalt des Romans. Wie Graf Carén, der, wie es seine Gräflichkeit

<"page300">

3.
C-
-.
-.
-.
ES
-.
= =
=.
2 F.
r-
.-
E-
...-.
-.
-.
..
.-
Eg
S.
. T.
E
ES
Es
.-
- S
T.

= E.
Z S.
“-
-.
-.
r-
-.
>...
E"-
-..
- >.
-
- E.
- >
-
A-
z-
.-
-
>
-

<"page301">

nicht anders erlaubte, bisher nur aus langer Weile, im besten Falle aus Eitelkeit geliebt hat, sich in die Tochter eines Millionenspeculanten und dessen kluger und schöner Frau verliebt, und wie diese Frau, die sich mit der vollendeten Sicherheit einer Dame von Welt bewegt, obgleich ihre Herkunft so dunkel ist, wie die Geschichte des Reichthums ihres Gatten, aus wahnsinniger Mutterliebe, um dem Glück ihrer Tochter die Wege zu ebnen, zur Mörderin wird, und wie endlich die Tochter, nachdem sie das auf die Verbrechen der Mutter aufgebaute Glück genießen soll, an der Erkenntniß der unseligen Thaten stirbt – das Alles fesselt den Leser im höchsten Maße und hinterläßt einen tiefen Eindruck. Neben diesen Hauptpersonen hat der Verfasser noch die verschiedenen Typen aus dem Leben Berlins mit feiner Schärfe wahrheitsgetreu charakterisiert, zum größten Theil aus tout Berlin, aus Berlin W, aber auch aus dem Berlin der Arbeit und der Noth, aus Berlin N. und O. Die Sprache ist originell und unterhaltend, sie ist eine geschickte Mischung von Couleur- und Commißjargon, die trotz mancher Derbheiten niemals geschmacklos oder abstoßend wird.

„Von zarter Hand“ ist ein socialer Roman. Dem Inhalte nach zwar gewiß nicht – die Handlung spielt sich ausschließlich in den Kreisen der Aristokratie ab, der Aristokratie der Geburt und des Geldes – aber die Stimmung, die den abgelebten Edelmann beherrscht, aus der heraus, er handelt, spricht und fühlt, diese Stimmung der Unruhe, der Angst, der Unzufriedenheit, des Thatendrangs spiegelt den Kampf wieder, der am Ende des Jahrhunderts die Menschheit bewegt. Das ist nicht mehr der Kampf zwischen den Angehörigen verschiedener Klaffen und Stände, das ist der Kampf einer Welt von Beherrschten gegen die wenigen Herrscher, der unteren
Musikanten am sizilianischen Hofe. Von einem Elfenbeinkästchen Millionen gegen die oberen Zehn-
(12. Jahrhundert), ' ät des Bargello zu Florenz. tausend, der besitzlosen Maffe gegen
Probe-Iülustration aus.“ Geschichte der Italienischen Literatur“ die immer mehr sich verengende
von Dr. B. Wiese und Prof. E. Pércopo. Zahl der Besitzenden. Graf Carén
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. haßt diese Maffe, die, die verschiedensten Individualitäten und Berufe, die verschiedensten geistigen und moralischen Kräfte zusammenschaarend, allein durch das eiserne Band der Arbeit zu einem mächtigen Ganzen vereint wird – er haßt sie, aber er fühlt sich in einer ziellosen Unthätigkeit und in feiner unsinnigen Verschwendung, die ihm noch nicht einmal einen vorübergehenden Genuß gewährt, so jämmerlich klein diesen Menschen gegenüber, die trotz des harten Joches, unter

<"page302">

dem sie keuchen, sich freuen können, weil sie die kleinste Lust mit harten Entbehrungen erkaufen müssen. Der verzärtelte und von Ausschweifungen geschwächte Aristokrat fürchtet die wuchtige, hammerbewaffnete Faust des Fabrikarbeiters – und er lächelt mitleidig über die blöde Schwachheit dieser Menschen, die sich Schwielen arbeiten, jeden Moment der größten Leibesgefahr sich aussetzen oder ihre Gesundheit in vergifteter Luft langsam, aber sicher zerrütten, und dies Alles nur, um die Mittel zur Erhaltung dieses jämmerlichen Daseins zu

erschwingen, höchstens noch um sich ein paar Stunden Sinnesgenuß, im Liebes- oder Branntweinrausch zu schaffen. Ja, Graf Carén in der Attila seiner 6. Garde-Ulanen und im gestickten Frack des Attachés verachtet die kohlenbestaubte Blouse, er glaubt sie zu verachten, er will sie verachten, und doch muß er den Träger beneiden, denn der erkennt und genießt den wahren Inhalt des Lebens – den Kampf. Auch Carén möchte kämpfen, er fühlt den erhebenden Reiz der Gefahr, er denkt stolz an eine Ahnen, die auch gekämpft haben, als die friedliche Bürger nächtlicherweile überfielen und ausplünderten, als sie auf ihren Raubritterzügen Städte und Dörfer schändeten und verwüsteten. Das Leben war von jeher Kampf, es wird ewig Kampf bleiben. Nur ist der Kampf ein anderer geworden, die Welt ist fortgeschritten, sie ist menschlicher geworden. Die Unterdrückten haben die Macht und den Muth gewonnen, sich gegen die Unterdrücker zu erheben. Noch schlummert das Bewußtsein ihrer Kraft, aber es wird erwachen, mit furchtbarer Gewalt hervorbrechen und sich gegen die wenden, die ungewohnt des Kampfes und verweichlicht durch unthätigen Lebensgenuß unterliegen müssen. So stellt sich in dem Geiste des Edelmanns, der einige Blicke in die Stätten des Elends gethan hat, die Zukunft, die nahe Zukunft, als eine furchtbare Gefahr dar für diejenigen, die den Schweiß und die Entbehrungen von Tausenden für ihre übertriebenen, unverdienten Ansprüche vergeuden, er sieht das Schreckgespenst hinter jeder Fabrikmauer, er hört den verzweifelten Empörungsschrei der Geknechteten aus jedem Hammerschlag. Nur ein Mittel sieht Graf Carén, der Gefahr zu begegnen: auch die Mächtigen, die jetzt noch im Besitz ihrer Vorrechte sind, müssen sich im Kampfe üben, auch sie müssen unablässig kämpfen – sie müssen arbeiten. Wenn dann die Massen anstürmen, so werden die kampfgewohnte und kampfes tüchtige Gegner treffen, aber der Ansturm wird dann gar nicht hereinbrechen, der Kampf wird vermieden werden, der die ganze menschliche Cultur zu vernichten droht. Graf Carén fühlt die Pflicht zur Arbeit, oer Muth zum Kampfe fehlt ihm nicht, aber er vermag sich nicht mehr emporzuraffen. Sein Thatendrang führt ihn anstatt auf den Weg der Arbeit zu Brutalitäten, er reizt einen Kameraden ans Uebermuth – erst später wird er sich selbst bewußt, daß er eifersüchtig auf ihn war – zum Zweikampf und tödtet ihn. Nur Kampf, nur Gefahr will er, es ist ein Zufall, daß er Sieger geblieben ist, sein Gegner war ein vortrefflicher Schütze, sein Leben stand gleichfalls auf dem Spiele. Ja, Graf Carén ist wohl schwach, aber feig ist er nicht. Dieser Zug versöhnt uns auch schließlich mit dem Helden und einem Ende. Er verübt Selbstmord in dem Augenblicke, als er durch den von ihm selbst nicht mehr erhofften Ausgang eines Processes wieder reich, unendlich reich wird. Ein Leben in Noth und Armuth war er entschlossen weiter zu führen, es wäre ein Kampf gewesen, aber das : das er hinter sich hatte, erschien ihm als verächtlich und nicht als tapfer. –d–

Bibliographische Notizen.

Kürschners Jahrbuch 1899. Kalender, | seinen Arbeiten von dem anspruchsvolleren
Merk- und Nachschlagebuch für | Gedanken aus: Wer Alles bringt, wird
Jedermann. Mit 850 Illustra- | Jedem Etwas bringen. Wir wollen gern
tionen. Berlin, Eisenach, Leipzig, | gestehen, daß in dem vorliegenden Buche
Hermann Hilgers Verlag. Broschirt | keine Mühen und Kosten gescheut sind, diesen
1 Mk, in Leinwand gebunden 1,50 Mk.

Jede der lexikographischen Arbeiten des rührigen Herausgebers erregt erhöhtes Erstaunen. Es ist fast unglaublich, was in den 938 Spalten dieses neuen Jahrbuches. Alles enthalten ist. Kürschner genügt das Goethewort: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen," nicht, er geht bei Gedanken zu verwirklichen, es ist in der That „Alles da". –d–

Das Haus der Schatten. Roman von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz.

Kohlrausch, den wir als Verfasser feinfinniger Novellen kannten, bereitet uns mit seinem Roman eine rechte Enttäuschung.

<"page303">

Wie das Haus selbst, in welchem die Schatten lebendig werden, mit seinen unterirdischen Gängen und geheimnißvollen Thüren wie ein Anachronismus anmuthet, so ist auch das ganze recht unwahrscheinliche Intriguenspiel, aus welchem sich die Handlung zusammensetzt, nicht mehr im Geschmacke unserer Zeit. – Die Schlußkatastrophe mit dem anarchistischen Attentat macht nur den Eindruck eines Effectstücks und steht nicht in organischem Zusammenhang zu den geschilderten Menschen und Verhältniffen.

Wir hoffen demnächst den Verfasser wieder auf einem Gebiete anzutreffen, wo wir ihm mit mehr Vergnügen zu folgen im Stande sind. INZ.

Sündige Menschen. Roman von Paul Gottschalk. Berlin, T. Trautwein"-sche Buchhandlung (L. Wendriner).

Mit einer nicht gerade aus dem Vollen schöpfenden Gestaltungskraft führt uns Gottschalk eine Reihe sündiger Menschen

Eingegangene Bücher.

Alexis, Dr. Guido, Capobianco. Ferdinand Schöningh.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898 Heft 21, 22. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bernays, Mic Zur neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Leipzig, H. J. Göschen.

Buderboren" für schul- und Haus. Heft 3.
' wen, Gesellschaft für vervielfältigende
UnSU,
Blochmann, Rich. Herrm., Die Sternkunde.
Gemeinfasslich dargestellt. Mit 69 Abbildun-
#" 3 Tafeln, 2 Sternkarten. Stuttgart,
trecker & Moser.
Blum, Dr. Hans, Fürst Bismarc'r urd seine
Zeit. Eine Biographie für das deutsche
Volk. Anhang- und Registerband. 1895 bis
1898 Mt nchen, C. H. Beck'sche Verlags-
buchhandlung.
Bormann, Edwin, Shakespeares Debut 1598
"Fit" Bormanns Selbstverlag.
Brandt, M. von, China und seine Handels-
beziehungen zum Auslande, mit besonderer
Berücksichtigung der deutschen. Berlin,
Siemenroth & Troschel.
Bus2b, Dr. Wilhelm, Die Berliner Märztage
von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueber-
lieferung. München, R. Oldenbourg.
Busse, Carl. Gedichte. Vierte Auflage.
gart, A. G. Liebeskind.
Csiky, Gregor von. Au'regende Geschichten.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Magyari-
schen von Dr. Adolph Kohut. Berlin,
Friedrich Schirmer.
Engelmann, Richard,
E. A. Seemann.
Evers Ernst, Blumen am Wege. Ernste und
heitere Geschichten. 2. Auflage. Leipzig,
H. Ebbecke.
Eyth, Max, Hinter Pflug und Schraubstock.
Paderborn,
Stutt-
Pompeji. Leipzig,
Skizzen aus dem Taschenbuch eines Inge-
Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.
vor und bleibt uns hinsichtlich der Beweis-
führung Vieles schuldig, wie so der Haupt-
jünder aus einem Engel zu einem Teufel
geworden ist; – es sind recht gequälte
Verhältnisse, in welche uns der Verfasser
einen Einblick gewährt, die zu ihrer Daseins-
berechtigung nicht einmal die Entschuldigung
der vollen Lebenswahrheit haben, – die
Unlustgefühle des Lesers bei der Lectüre
des Buches wenden sich daher ausschließlich
gegen die Phantasie des Autors, der für die
Personen und Geschehnisse seines Romans
weder Theilnahme noch Mitgefühl zu er-
wecken im Stande ist. INZ.
Eine aus der Gesellschaft. Roman von
M. Elsborn. Dresden und Leipzig,
E. Pierson.
Ein echter Leihbibliotheksroman, mit
den gröbsten Mitteln auf Spannung be-
rechnet, voller Unwahrscheinlichkeiten und
Uebertreibungen, wirkt er weder geschmack-
bildend noch geistig anregend und dient
nur dem gewöhnlichsten Unterhaltungs-
bedürfniß. IllZ.
nieurs. 3. Aufl. I. II. Band. Stuttgart,
Deutsche Verlags-Anstalt.
Fahlweid, A, Schwalben. Sagen, Märchen und
Gedichte. Mit dem Bildniss der Verfasserin.
Glarus, Schweizer Verlags-Anstalt.
Forbydes, M., Die Leere. Leipzig, Wilhelm
Friedrich.
Golm, Rudolf, Bäume, die in den Himmel
wachsen. Roman. Dresden, E. Pierson.
Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. Dresden,
E. Pierson.
Hanstein, Adalbert von, Achmed, der Hei-
land. Eine epische Dichtung. Berlin,
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Hase, Dr. Karl Alfred von, Unsere Haus-
chronik. Geschichte der Familie Hase in
vier Jahrhunderten. Mit 235 Abhildungen.
Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Helfft, Dora, Eine pflichtvergessene Frau.
Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.
Henckell, Kar', Gedichte. Bildschmuck von
Fidus. Zürich, Karl Henckell & Co.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen.
Mit Anderen herausgegeben von Karl Werck-
meister. Lfg. 19. rlin, Photographische
Gesellschaft.
Juvenal, Roms Weiher. (Culturhistorische
Satire aus der Weltliteratur. Deutsch von
Maximilian Kohn. Hamburg, Adol h
Will.
Kafemann, Dr. R, Verhaltungsmassregeln
bei chronischer Mittelohreiterung. anzen

verständlich dargestellt. Danzig, A. W
Kafemann.
Katalog empfehlenswerther Werke der
ausländischen Litteratur: Englisch –
Französisch – Italienisch. XV. J. 1898.
Leipzig, A. Twietmeyer.

<"page304">

Kobell, Louise von, König Ludwig II.
und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil
bisher noch unveröffentlichten Illustrationen
und Kunstbeilagen. Lieferung 18. 19, 20. 21.
München, Jos. Albert.
Kohl, Horst, Denkwürdige Tage aus dem Leben
des Fürsten Bismarck. Eine Zeittafel
zur Geschichte des ersten deutschen Reichs-
kanzlers. Leipzig, Pahl'sche Buchhandlung
(A. HaaSe).
Kritik, Die. Monatsschrift für öffentliches
Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 170.
171. Berlin, Dr. R. Wrede.
Kronenberg, Dr. M., Moderne Philosophen.
Portraits und Charakteristiken. München,
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Kunststätten, Berühmte, No. 3. Steinmann, E.,
Rom in der Renaissan e. Mit 142 Abbildun-
gen. Leipzig, E. A. Seemann.
Kuntze, Dr. Kurt, Zur amtlichen Handels-
statistik. Sonderabdruck aus der Zeitschrift
für die gesammte Textil-Industrie. Berlin,
A. W. Hayns Erben.
Künstler-Monographien in Verbindung
mit Anderen herausgegeben von H. Knack-
fuss. XXXVI. Canova. Mit 98 Abbildungen
rach Sculpturen und Zeichnungen. Bielefeld,
Velhagen und Klasing.
– XXXVII. Pinturicchio. Mit 115 Abbildun-
".i" Gemälden. Bielefeld, Velhagen und
Lieb", Otto, Weltwanderung. Gedichte.
Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger..
Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichi-
sche. Ein Handbuch zur Geschichte der deut-
schen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Mit
Anderen herausgegeben von Nagl und Zeidler.
Lfg. 13, 14, 15, 16. Wien, Carl Fromme.
Matthes, Valerie, Italienische Dichter der
Gegenwart. Studien mind Uebertragungen.
Berlin, Carl Duncker.
Meissner, Franz Hermann, Arnold Böcklin.
Berlin, Schuster & Loeffler.
Memoiren der Königlich Preussischen
Prinzessin Friederike Sophie Wilhel-
mine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester
Friedrichs des Grossen. Vom Jahre.
1709–1742. Von ihr selbst geschrieben.
Zehnte Auflage, fortgeführt bis zum Jahre
1758. (Mit dem Portrait der Markgräfin.
Leipzig, H. Barsdorf.
Monographien zur Wel te in Ver-
bindung mit Anderen herausgegeben von
Ed, Heyck. VI. Das ältere deutsche Städte-
wesen und Bürgerthum. Von Prof. Dr. Georg
von Below. Mit 6 Kunstbeilagen und 134
authentischen Abbildungen. Bielefeld, Vel-
hagen und Klasing.
Müller, Clara, Mit rothen Kressen. Ein Ge-
dichtbuch. Grossenhain, Baumert & Ronge.
üller-Irminger, Hans, Gedichte. Berlin,
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Müller. Sophus, Nordische Alterthumskunde
nach Funden und Denkmälern aus Dänemark
und Schleswig. II. Bd. 5. bis 7. Lfg. Mit
Redigiert unter Verantwortlicheit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

einer Tafel in Heliogravüre. (Schluss des
Werkes.) Strassburg. Karl J. Trübner.
Nouchette-Carey, Rosa, Baron Gottfrieds
Enkelinnen. Roman. Nach dem Englischen
von Margarete von Wenden. Zwei Bücher in
einem Bande. Berlin, J. Harrwitz Nachf.
Phil. H., Ellen Troutwood. Eine Erzählung.
Dresden, E. Pierson.
Philippi, Adolph, Kunstgeschichtliche Einzel-
darstellungen No 8. (III. Bd. 2. Lfg.) Leip-
zig, E. A. Seemann.
Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzel-
darstellungen No. 9. III. Band. 3. Lieferung.
Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in
Deutschland und den Niederlanden. III. Buch.

Die Renaissance im Norden. Leipzig, E. A. Seemann.
Piper, Otto, Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht mit Biller von Georg Braumüller. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlags Conto.
Pfordten, Dr. Hermann Freiherr von der, Musikalische Essays. Neue Folge. München C. W. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Schoof, Wilhelm. Seelenklänge. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
– Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterarisches Gedenkbuch. Mit einem Lichtdruck und zweiundzwanzig Abbildungen im Text. Marburg, N. G. Ewert-sche Verlagsbuchhandlung.
emann, Theodor, Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1867. 2. Auflage. München, R. Oldenbourg.
Sonnenfels, A., Märchen für kleine und grosse Leute. Dresden, E. Pierson.
Sosnosky, Theodor von, Pierres de Strass Imitationen. Wien, A. Hartleben.
Thouret, Georg, Friedrich der Grossa als Musikfreund und Musiker. Mit sieben Abbildungen und einem Notenfa simile. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Trinius, A., Hamburger Schlendertage. III Bd. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.
Vollmöller. Karl, Erstes Beiheft zu: ‚Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Erlangen, Fr. Junge.
wer K., Der Darwinismus und die moderne Malerei im Spiegel einer möglichst richtigen Weltanschauung. Heidelberg, J. Hörning.
Wirth, Albrecht, Geschichte Sibiriens und der Mandschurei. Bonn a. Rh., Carl Georgi.
Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausg. von Fedor von Zobeltitz II. Jahrgang 1898/99. Heft 8/9. Novbr. bis Decbr. 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulrici sche Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. H Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg, N. F. 1898. Band 113 Heft 1. Novbr. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

<"page305">

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.
Band 88. – Februar 1899. – Heft 263.
LS" In fertionspreis "Es
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert. Preis vierteljährlich M. 2.5o.
Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond,
Geh. Rat v. Brandt, Gesandter a. D., Prof. Braun (Strassburg), Prof.
Brinkmann, Prof. M. Buchner, Felix Dahn, Prof. Dürre, Geh. Rat Ebstein,
Geh. Rat Eulenburg, Prof. Furtwängler, Prof. Goette, Curt Grottewitz, Prof.
S. Günther, W. Huggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe,
Prof. Meili, Prof. Muther, Prof. v. Oettingen, Geh. Rat Orth, Geh. Rat
Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schneegans, Prof. A. Schultz,
Prof. Schweinfurth, Prof. Sombart, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof.
Weber (Zürich), Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Dr. A. Wirth, Prof.
Wislicenus, Dr. O. Zacharias, Prof. Zickler.
Probenummern gratis und franco.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

<"page306">
2
– Inseraten. Beilage. –
(
Z
.-
S
skekskekskeksessel
Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.
30 Jafire deutscher Geschichte,
1840–1870.
Von
Dr. Larl Biedermann nutzt,
ord, Honorar-Professor an der Universität Leipzig.
Vierte (Volks-) Ausgabe..
Complet in 2 Bänden geheftet 6 Mark; fein gebunden 8 Mark.
Das „Leipziger Tageblatt“ vom 19. November v. J. schreibt:
Selten wird dem Kritiker die Aufgabe, ein Buch zu besprechen, zu empfehlen, so leicht
und angenehm; felten konnten wir mit gleich gutem Gewissen zum Kaufe eines
Werkes auffordern, umsomehr, als der Preis der Volksausgabe ein bedeutend ermäßigter
ist. Wir halten es für unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß weitere Kreise des
deutschen Volkes einen wirklichen Hausschatz in diesem Buch gewinnen werden; alle
die Vorzüge, die wir bereits als Eigenschaften des kürzeren „Leitfadens der deutschen
Geschichte“ kürzlich erwähnten, fanden wir hier in wenn möglich noch höherem Maße
vereint. Es ist ein Volksbuch und doch streng historisch; es ist objectiv und zugleich
anregend geschrieben; es schildert eine Zeit, die der Verfaffer wie Wenige kennt; es
behandelt dieses Thema in der einzig richtigen Weise, mit besonderer Betonung des
culturhistorischen Momentes. Eine wichtige Ergänzung – Uebersicht der ersten 25 Jahre
des neuen deutschen Reiches – wird als Anhang dieser neuen Ausgabe beigefügt. Zur
rechten Zeit, 25 Jahre nach den großen Tagen von 1870/71, wird dies Werk dem
deutschen Publicum geboten; möge es daraus lernen! Eine Zeit der deutschen Geschichte,
die nicht so glücklich war, lernen wir verstehen, wenn wir Biedermann"s Worten folgen;
und wir lernen durch sie verstehen die spätern ruhmerfüllten Jahre und jene, die den
25 Jafire deutscher Geldfiffe,
1815–1840.
Ilkarl Biedermann.
2 Bände. Hocheleg. broschirt Mk. 7.–; fein gebunden. Mk. 10.–
Dieses Werk schließt sich nach rückwärts ergänzend an das frühere „Dreißig Jahre
deutscher Geschichte“ an, sodaß beide zusammen eine fortlaufende Geschichtsdarstellung des
ganzen Zeitraums vom Wiener Congreß bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Reichs
enthalten – eines Zeitraumes, innerhalb defen die bedeutungsvollsten Bewegungen und
Neugestaltungen, sowohl des politischen und nationalen, als auch des Volks- und Cultur-
lebens sich vollzoaten haben.
Wie wichtig, ja unentbehrlich eine genauere Kenntniß gerade dieses Zeit-
raumes unserer neuesten vaterländischen Geschichte für jeden Gebildeten ist,
das hat u. All jener Erlaß des königlich preußischen Cultusministers bestätigt,
welcher die Directoren höherer Schulen ausdrücklich anwies, den Unterricht in
der deutschen Geschichte nicht, wie bisher öfters geschehen, mit den Befreiungs-
kriegen abzuschließen, vielmehr bis 1871 fortzuführen.
Für die ganze Klaffe der Gebildeten im weitesten Sinne – nicht blos der „Hochge-
bildeten“ oder gar der „Gelehrten“, insbesondere auch für die reifere Jugend aller Stände
ist wie das frühere, so auch dieses neueste Geschichtswerk des Verfaffers berechnet.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
See-Else see ESC-Else-See-Seeeeeeeeeeeeeeee SESS
H
O
#
#
.-
.-
Y
-
e-
F>
H
0-0
G
G
)
.-
F
(o
F
(C)

<"page307">
3nîeratcna8eilage. 5
REVUE DES REVUES

<"page310">
.

<"page311">
Het... n
Paul Linz 1,
LXXXV 111. Band. – 21, 18)). –
Mit einer Portr | n. :... Da v...
-.
-...
...- *
r e.. au
20.
Ecke ist. mit druckerei, 1 in. und Der …..
-
v. er.

<"page313">
Nord und Süd.
Ein e deutsche M on a tsf.chrift.
Herausgegeben
VON1
Paul Lindau.
LXXXVIII. Band. – März 18)). – Heft 264
(Mit einem Portrait in Radierung: J. J. David.)
Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

<"page315">
Die klugen Frauen!
Novelle
VON
Julius MPeil.
– Breslau. –
I.
itten in einem großen Garten, der vorn an die städtische Straße
stieß und hinten von einem meilenweiten See bespült wurde,
SAS lag das Bezirksamtsgebäude von Seeburg. Eine zweistöckige
Villa, in deren Erdgeschoß die Bureaux untergebracht waren, während die
oberen Räume dem Bezirkshauptmann zur Verfügung standen.
Die Seeburger waren stolz auf dieses Bauwerk. Sie führten etwaige
Fremde hin, um eine Erker und Balkons, ein steiles Schieferdach mit
dem eleganten Dachreiter, das schmiedeeiserne Gitterthor – kurz, eine be-
strickenden Einzelheiten und nicht minder den imponierenden Gesammteindruck
zu bewundern; und sie rechneten ihnen vor, wie viel sie sich's hatten kosten
laffen, um ihrem Bezirkshauptmann eine standesgemäße Dienstwohnung zu
bieten. Wenn sie aber gehofft hatten, ihn dadurch an Seeburg zu fesseln,
so waren sie in einem Irrthum befangen gewesen.
Der Bezirkshauptmann von Seeburg, Herr von Karlstein, war ein
Mann, von dem der alte Baron von Münz, einer der angesehensten Grund-
besitzer im Bezirk, sagte: „Er ist zu gut für uns!“ Das klang wie ein
Lob, war aber ein versteckter Tadel. Es sollte heißen: seinen Fähigkeiten
nach mag er für eine bessere Stelle paffen, hierher gehört er nicht.
Der alte Baron Münz war ein Original, dessen Ansichten meist von
denen der anderen Leute, auch der eigenen Standesgenossen, abwichen. In
diesem Falle sprach er jedoch nur aus, was die Anderen auch dachten, aber
zu verschweigen für gerathen hielten.
Herr von Karlstein selbst war im Grunde der gleichen Meinung und
hatte nur einen Wunsch und eine Sehnsucht: nämlich auf eine Seeburger
Amtsperiode als auf einen überwundenen Standpunkt zurückblicken zu können.

<"page316">

Was halte er nicht. Alles versucht, um von hier fortzukommen! Anfangs
jagte man ihm: es sei noch nicht an der Zeit, er müsse sich erst die Sporen
verdienen. Dann hieß es: er sei unentbehrlich auf einem Posten. Bitterer
Hohn! Unentbehrlich auf einem Posten, den nach seiner Meinung jeder
Schwachkopf ruhmvoll ausfüllen konnte! Selbst der Weg durchs Parlament
war ihm abgeschnitten, denn seit Jahr und Tag befand sich die Vertretung
des Bezirks in festen Händen.
Vielleicht hatte er gar keine Ursache, um seine Carrière besorgt zu
sein. Wie lange war es denn her, seit man ihn hier feierlich, mit grünen
Gewinden und festlichen Reden, willkommen geheißen hatte? Ganze sechs
Jahre! Für ein Amt wie das einige ein mäßiger Zeitraum; aber einem
Ehrgeiz erschien diese Zahl verzehnfacht, das gute Seeburg als ein Ver-
bannungsort. Er zweifelte, je aus „diesem elenden, gottvergessenen Neste“
– eine eigenen Worte – herauszukommen, wurde immer bitterer, un-
gerechter und ungemüthlicher und veranlaßte schließlich den alten Baron
Münz, ein Dictum: „Er ist zu gut für uns!“ in das Andere umzuwandeln:
„Wir sind zu gut für ihn!“ Denn allmählich verloren die Seeburger auch
ihren Humor und zeigten ihm ihre unliebenswürdigen Seiten, womit sie
nämlich auf Verlangen auch dienen konnten.
Daher kam es denn auch, daß Herr von Karlstein mit einem Project
auf Widerstand stieß, das nach einer aufrichtigen Ueberzeugung dem Heil
des Bezirks nicht weniger als einem eigenen Vortheil unbedingt dienen
mußte. Er glaubte nämlich die Ursache gefunden zu haben, warum See-
burg um eine Ewigkeit hinter der Zeit zurückgeblieben war; es hatte keine
Verbindung mit der Welt, es war unerreichbar, weil die großen Eisenstraßen
meilenweit davon ihren stolzen Weg nahmen. Wenn man nun einen An-
schluß an diese Straßen schaffte; wenn man eine Eisenbahn ins Leben
rief, die in diesen zwar idyllischen, aber todten Winkel des lieben Vater-
landes Leben und Verkehr brachte und den fruchtbaren und an natürlichen
Hilfsmitteln reichen Bezirk dem Handel und der Industrie erschloß! Würde
damit nicht das Interesse von Stadt und Land aufs Vortrefflichste ge-
fördert, zugleich aber auch die endliche Erreichung eines Zieles gesichert
werden? Denn es war doch unmöglich, daß man ihn nach solchem Erfolge
noch hier fesseln würde, nachdem er selbst für ein schnelleres Fortkommen
gesorgt hatte.
Er warf sich daher mit Feuereifer auf die Eisenbahnidee, hatte auch
insofern Glück damit, als es ihm gelang, eine Gesellschaft zu gewinnen,
welche die neue Linie zunächst als Secundärbahn auszuführen geneigt war,
und als er das Ministerium für die Sache zu interessieren wußte. Aber
als es nun darauf ankam, die nöthigen Mittel aufzubringen, ohne die nun
einmal mit der besten Idee Nichts ist, da fand er ungläubige Mienen und
zugeknöpfte Taschen im Kreise wie in der Stadt. Namentlich die Letztere
zeigte sich jeder Subvention in anderer Münze als in allgemeiner Sympathie
/

<"page317">

durchaus abhold. Man theilte hier keineswegs den Eisenbahnenthusiasmus
des Bezirkshauptmanns und hatte nicht die mindeste Eile, mit der Zeit
fortzuschreiten und mit den „Centren des Verkehrs“, welche bei der öffent-
lichen Erörterung des Planes eine so große Rolle spielten, in Verbindung
zu kommen. Man fühlte sich in der Enge von Seeburg ganz behaglich.
Die Aussicht, in wenigen Stunden in die große Stadt gelangen zu können,
reizte nur Wenige. Man hatte dort garnichts zu thun, und wenn man
wirklich hin mußte, so verschlug es Nichts, wenn man etwas länger unter-
wegs war.
Das war nun eine schmerzliche Erfahrung für den thatendurstigen
Herrn von Karlstein. Er bot einen ganzen Einfluß und seine ganze
Beredsamkeit auf, um dieses rückschrittlichen Geistes Herr zu werden.
Leider ohne Erfolg. Die Seeburger hörten sich Schmeicheleien wie Grob-
heiten mit gleicher Freundlichkeit an und blieben bei ihrer Weigerung stehen.
Eine Eisenbahn! Wenn's nicht anders geht – in Gottes Namen!
Aber Geld dafür bewilligen? Nein, liebster, bester Herr Bezirkshauptmann,
keinen Groschen!
Herr von Karlstein schäumte innerlich und äußerlich, aber Nutzen
brachte ihm auch das nicht ein, und mit ohnmächtigem Zorn sah er das
schöne Werk eines erfinderischen Geistes scheitern. Denn wenn er auch in
einer ausführlichen Denkschrift die Wichtigkeit des Projects in commerzieller,
wirthschaftlicher, ja selbst strategischer Hinsicht dem hohen Ministerium neuer-
dings darzulegen und staatliche Mittel dafür flott zu machen versucht hatte,
und diese Bemühungen anscheinend auf fruchtbaren Boden gefallen waren,
so ließ sich doch voraussehen, daß ohne die Opferwilligkeit der Nächst-
betheiligten die Eisenbahn niemals gebaut werden würde.
Es blieb ihm daher Nichts übrig, als trotz inneren Widerwillens
seine Versuche, die unseligen Seeburger zu bekehren, fortzusetzen; und des
Debattierens und Verhandelns ward kein Ende, obwohl sich alle irgendwie
Berufenen längst ausgesprochen – oder auch ausgeschwiegen hatten; denn
die hartnäckigsten Gegner sparten am meisten mit Worten, sie sagten Nichts
als: Nein!
Und wieder hatte eine Sitzung stattgefunden, und wieder hatte sich
Herr von Karlstein dabei so sehr in Rage geredet, daß der alte Baron
Münz, sein Hauptwidersacher, zuletzt, natürlich inofficiell, zu ihm sagte:
„Regen Sie sich wegen uns „Dösköppe“ nich' auf, Herr Bezirkshaupt-
mann! Es lohnt sich ja gar nich'! Klug machen Sie uns doch nich'!“
Dieser freundliche Zuspruch war freilich auch nicht dazu angethan, ihm
seinen Humor wiederzuverschaffen; vielmehr verließ er mit hochrothem Kopf
die Versammlung, entschlossen, diese dickköpfigen Philister keines Wortes

mehr zu würdigen und unter das Eisenbahnproject einen dicken Strich zu machen.

<"page318">

II.

Charlotte von Karlstein, eine entzückende Blondine von der dunklen Art, mit rosigem Teint und lichtbraunen Augen, sah ihren Gatten des Weges kommen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ach! Er machte ihr Kummer, großen Kummer! Er war früher ein lebensfroher Mensch, ein liebevoller Gatte gewesen. Jetzt war er schrecklich, ganz schrecklich: ewig mißgestimmt und aller Zärtlichkeit bar!

Sie wußte ja, woran es lag, konnte ihm auch, soweit es ihre beschau-liche Natur zuließ, nachfühlen, aber sie begriff nicht und billigte es noch viel weniger, daß er seinen amtlichen Verdruß auf das Privatleben übertrug.

Sie that ja Alles, ihm die Grillen zu verscheuchen, ein ganz ungerecht-fertigtes Vorurtheil gegen das gute Seeburg auszureden, sein Haus so nett und traulich zu machen, daß er von Rechtswegen nur die Schwelle zu über-schreiten brauchte, um alle Actensorgen und Amtsqualen zu vergessen. Aber er vergaß sie doch nicht, er dachte unaufhörlich daran und sprach unauf-hörlich davon, brachte Unbehagen in das behagliche Nest und Kampfstimmung in den ehelichen Frieden.

Ach, er machte ihr großen Kummer! Sie war zwar kein schwaches Seelchen. Als Sprößling eines alten Geschlechtes von Landwirthen wußte sie, daß gutes und böses Wetter miteinander wechseln, und daß man es nicht bestellen kann, wie man's braucht und gern haben möchte. Sie nahm auch die Launen ihres Mannes Anfangs gar nicht tragisch, dachte sich vielmehr: die Männer sind alle über einen Leisten, Etwas zu nörgeln und zu schelten müssen sie immer haben, und Dein Fritz ist nicht besser als die Anderen.

Aber allmählich wurde sie doch unruhig. Sie sah, daß es bei ihrem Fritz doch von tiefer herkam; es fraß Etwas an ihm, was eine guten und vernünftigen Gedanken zu ersticken drohte, – vielleicht gar eine Liebe zu ihr!

Nein, nein, Lotti! Nur keine dummen Vorstellungen! Keine frauen-zimmerlichen Einbildungen!

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn und versuchte zu lächeln, aber es ging nicht recht, und das Herz klopfte ihr doch laut und unruhig. Soll ich zu ihm gehen? Oder ihn in seinem Grimm allein lassen?

Sie hatte es kaum ausgedacht, da stand sie schon in seinem Arbeits-zimmer und sah bekümmert zu, wie er auf dem Schreibtisch Ordnung machte, das heißt: Actenstücke, Bücher und was ihm sonst gerade im Wege lag, wüthend hin und her warf. Sie näherte sich ihm und legte ihren Arm um seine Schulter.

„Fritz! Sei gut!“ schmeichelte sie.

Er beachtete sie gar nicht, sondern fuhr fort, die Platte des Schreib-tisches zu bombardieren.

„Hast Dich wieder ärgern müssen, armer Mann?“

<"page319">

Jetzt drehte er sich um und lief, die von sich abwehrend, zur Thür und wieder zurück, als ginge es gegen einen Feind.

„Nein, es ist nicht mehr zum Aushalten! Und ich will's auch nicht mehr aushalten! Ich muß fort, ich muß – sonst werd' ich verrückt!“

Sie ließ ihn ruhig wettern. Mag er sich austoben, besser, als wenn er die Wuth herunterschluckt!

„Diese Jammermenschen! Diese Pfennigpolitiker! Ich will ihnen eine Bahn verschaffen unter Bedingungen, nach denen sich Andere die Finger lecken würden. Sie lehnen sie ab, lassen mich reden, mich todtarbeiten, ohne auch nur danke schön zu sagen, überschütten mich noch obendrein mit Spott und Hohn!

„Und unter solchen Menschen muß ich leben! In solchen unrühmlichen Kämpfen meine Kräfte verzehren! Herr des Himmels! Wenn ich daran denke, daß ich auf diesem verlorenen Posten sitzen bleiben, daß ich als Be-zirkshauptmann von Seeburg sterben und verderben kann, indes die Andern draußen groß und größer werden und sich kaum mehr des kleinen Collegen in Dingsda erinnern – wenn ich daran denke, dann könnte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen! Und meiner Treu! Das Gescheidtste wär's, wenn ich's thäte!“

O! o! Jetzt mußte sie doch etwas Oel auf die empörten Wogen schütten.

Sie ging zu ihm hin und griff nach einer Hand.

„Fritz! Was sind das für böse Reden! Sei doch nur ein klein Bischen geduldig! Du weißt ja, es sind Hartköpfe, sie sind nicht so leicht zu überzeugen, aber sie werden schon zur Vernunft kommen.“

„Die zur Vernunft! Was glaubst Du? Sie dünken sich hundertmal klüger als ich, sie sehen mich als den Narren an, der keine Vernunft an-nehmen will!“

„So ist es doch nicht, Fritz! Sie schätzen Dich sehr hoch, wissen Deine Tüchtigkeit zu würdigen und hängen an Dir, wenn sie Dir auch in diesem Falle opponieren. Vielleicht wäre es besser, wenn Du Dich etwas nachgiebiger zeigtest, sie mit etwas mehr Rücksicht auf ihre Eigenart an-faffen möchtest. Sie werden dann – –“

Er unterbrach sie höhnisch:

„Als ob mir Etwas an diesen Dummköpfen läge! Oder an der ganzen Eisenbahn! Mögen sie weiter verbauern, in Gottes Namen! Aber ich will nicht mit ihnen verbauern, ich will nicht hier lebendig begraben, für die Welt vergessen und verschollen sein! Und wenn Du mir das nicht nachfühlst, wenn Du nicht einsieht, daß ich geistig und seelisch zu Grunde gehe in diesem Neste, wenn Dir das Alles gleichgültig ist – –“

„Mir? Ach, Fritz ? Soll ich Dir denn das Herz noch schwerer

machen? In Deine Klagen einstimmen? Dich noch mehr verbittern, als
Du ohnehin schon bist? Sage mir nur: warum? Warum Du Dich hier

<"page320">

so unbefriedigt fühlt und hinausdrängt aus diesen Verhältnissen, in denen
wir so viel Frohes und Gutes erlebt haben? Hast Du denn diese Stelle
nicht wer weiß wie sehr begehrt? Warst Du nicht selig, als Du Deine
Ernennung bekamst? Ich seh' Dich noch vor mir, als wir hier unseren
feierlichen Einzug hielten. Damals gab es keinen glücklicheren Menschen
als Dich und jetzt – –"
„Jetzt sind sechs Jahre, sechs volle Jahre vergangen! Das scheinst Du
zu vergessen. Weißt Du, was das sagen will für einen Mann, der Etwas
aus sich machen will?
„Gewiß war ich erfreut über diese Anstellung. Ich glaubte hier Ge-
legenheit zu finden, mich hervorzuthun, als Durchgangsstation sah ich den
Posten an, und jetzt droht er Endstation zu werden. Was habe ich erreicht
in dieser ganzen Zeit? Durch alle Mühe und Arbeit? Daß mich Andere
überholt haben, das habe ich erreicht! Wolff ist im Ministerium, Kleist
hat eine Stellung bei Hofe, der beschränkte Mangelsberg ist Geheimrath –
und ich? Ich sitze hier in einer elenden Landstadt und muß zusehen, wie
mir die besten Stellen von mittelmäßigen Leuten vor der Nase weg-
geschnappt werden!"
Er hatte sich, statt ruhiger zu werden, in immer größere Wuth hinein-
geredet. Sie sah es mit Schrecken und wagte kaum, ihm zu entgegnen,
aus Furcht, ihn noch mehr zu reizen. Er ließ sie auch gar nicht zu Worte
kommen, sondern fuhr nach kurzem Athemholen fort:
„Aber Du – ja, Du findest das ganz in Ordnung! Du wundert
Dich, daß ich nicht vergnügt und lustig bin wie vor sechs Jahren, daß ich
nicht Feste arrangiere und Vergnügungsvereine gründe! Ich will aber kein
maitre de plaisir sein! Ich will nicht als Bezirkshauptmann von Seeburg
sterben! Ich fühle das Zeug in mir, vorwärts zu kommen, so gut wie die
Anderen! Aber was nützen Fähigkeiten, Leistungen, Selbstvertrauen –
was nützt das Alles, wenn man keine Connexionen, keine einflußreichen
Gönner und Freunde hat? Man muß mit einer Vetterschaft auf die Welt
konumen – oder sie erheirathen, wenn man nicht ewig unten bleiben will
Unsereiner hat keinen Vetter! Unsereiner – –!"
Da war er wieder, der versteckte Vorwurf, den sie heute nicht zum
ersten Mal hörte, und der ihr jedes Mal das Blut in die Wangen trieb!
Ah! Sie war keine Splitterrichterin, sie legte seine Worte nicht auf
die Goldwaage, namentlich wenn er sich wie jetzt in heftiger Aufregung be-
fand. Aber das war mehr als ein blos unbedachtes Wort, das kam aus
seinem innersten Denken heraus und deckte es rücksichtslos auf
Hatte er denn, als er sie zur Frau begehrte, danach gefragt, ob sie
auch Geld oder hohe Verbindungen habe, die einem Fortkommen förderlich
werden könnten? Nein – ob sie ihn lieb habe, hatte er sie gefragt. Und
sie hatte geantwortet: Ja, von Herzen! Und so würde sie auch heute noch

<"page321">

antworten – nein, heute nicht, heute nicht! Sie war empört und tief
gekränkt, und außer Stande, an sich zu halten, rief sie:
„Sprich es doch aus: Unsereiner hat keine reiche und nutzbringende
Heirath gemacht! Unsereiner ist unvorsichtig gewesen und hat sich damit eine
Carrière verdorben!"
Ihr heftiger Ton zwang ihn, still zu stehen und sie anzublicken. Sie
war dunkelroth im Gesicht, und ihre Augen blitzten.
„Ach, nun kommst Du mir gar mit Empfindlichkeit!" sagte er
ärgerlich.
„Ich bin nicht empfindlich, ich bin nur nicht abgestumpft gegen Vor-
haltungen, die mich verletzen müssen!"
„Natürlich. Jetzt bist Du die Verletzte, die tief Gekränkte! Weil ich
ein Wort gesprochen habe, das Du mißverstanden hast! Daran klammert
Du Dich jetzt, das jetzt Dich in Flammen. Solange von mir die Rede
war, von meinen Intereffen, meinen Kämpfen, meinem Jammer, da be-
hieltest Du Deine Ruhe, das berührt Dich ja nicht weiter. Aber – wo
Deine Person in Frage kommt – ja, da ändert sich das Bild! Doch was
wundert mich das? „Im engen Kreis verenget sich der Sinn!"
„Auf mich paßt das nicht, Fritz!" erwiderte sie ruhig. „Der Kreis,
in dem ich gelebt habe, ist nie weiter gewesen als jetzt; darum ist auch
mein Sinn immer derselbe geblieben. Du hast ihn ja gekannt, als Du
mich nahmt, Fritz! Aber Dir möchte ich sagen: Dem Ehrgeiz wird auch
der weiteste Kreis zu eng!"
„Danke für Deinen Moralspruch!" versetzte er ironisch. „Um ihn zu
vervollständigen, hättest Du noch hinzufügen können: Aber die Bescheidenheit
weitet auch den engsten Kreis!"
„Nicht die Bescheidenheit allein, Fritz! Auch Liebe und Pflichttreue!"
„Charlotte!"
O weh! Nun war sie doch zu weit gegangen! Nein, das wollte sie
nicht, kränken wollte sie ihn nicht. Das Wort war ihr nur so entschlüpft,
mehr nur um ihm die Spitze zu bieten, als weil sie es ernst meinte mit
ihrer Anklage. Sofort hatte sie vergessen, daß er ihr wehgethan, und auf
ihm zueilend und sich an ihn schmiegend, bat sie zärtlich:
„Verzeih mir, geliebter Fritz! Ich hab's ja nicht so gemeint. Es
war thöricht von mir. Du weißt ja, ich lebe und denke nur für Dein
Glück!"
Er machte sich ziemlich unsanft von ihr los und sagte achselzuckend:
„Glück! Glück! Das ist es ja eben! Wir werden uns über diesen
Begriff schwerlich verständigen."
Mit diesen Worten ging er schnell aus dem Zimmer. Die Zurück-
bleibende sah ihm bestürzt nach. Sie fühlte, wie es um ihre Mundwinkel
zuckte.

„Nicht weinen!“ sagte sie leise.

<"page322">

Aber indem sie es sagte, stieg es schon heiß in ihren Augen auf, und
nun vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. Auf einen Stuhl sinkend,
brach sie in heftige Thränen aus.
III.
Charlottens thränenreicher Schmerz war auf einem Höhepunkt angelangt,
als sich die Thür des Zimmers öffnete, und eine Dame im Reisecostüm auf
der Schwelle erschien. Die junge Frau starrte die Eintretende erschrocken
an, als erblicke sie ein Gespenst, aber im nächsten Moment war sie auf-
gesprungen und lag in den Armen des Gastes.
„Louise! Einzig geliebte Louise! bist Du es? Du wirklich und wahr-
haftig?“
Die Fremde fuhr ihr zärtlich über den blonden Scheitel.
„Ja, ich bin's! Deine ungezogene Louise, die statt sich hübsch manier-
lich anzumelden, in dieses friedliche Haus hineinplatzt und ihre Lotti in
Thränen findet! Sag" schnell, liebes Herz, was bedeuten diese Thränen?“
„Ach Nichts, gar Nichts! Ich hatte eben so schreckliche Migräne, aber
in dem Augenblick, wo Du eintratet, ist sie wie weggeblasen – ja, Du
Zauberin, wie weggeblasen!
„Mein Gott, wie ich mich freue! Was soll ich denn beginnen vor
Seligkeit? Aber sage nur: wann bist Du angekommen? Eben jetzt? Wo
ist Dein Wagen? Und Dein Gepäck? Du bleibst natürlich auf Monate,
den ganzen Herbst bleibst Du bei uns, ich lasse Dich nicht weg. Sträube
Dich nicht, Louise, ich lasse Dich nicht weg!.. Ach, wie Du schön aus-
sieht! Nur ein bischen blaß! Und so elegant – sehr elegant, Louise!
Sieh mich nur nicht an, wir sind hier in dem lieben Seeburg doch etwas
sehr weit in der Mode zurück. Aber ich habe Pläne – große Pläne,
Louise!“
So plauderte die junge Frau in ihrer überschwänglichen Freude, und
die so stürmisch willkommen. Geheißene sagte sich: die Thränen flossen aus
keinem tiefen Quell!
„Aber nun laß uns ein wenig ernsthaft reden, Lotti!“ nahm sie jetzt
das Wort. „Komme ich Dir ungelegen? Hast Du etwa –?“
„Still! still!“ rief Charlotte, der Sprechenden den Mund verschließend.
„Schon die Frage ist ein Verbrechen! Du – mir ungelegen?“
„Aber Deinem Mann?“
Charlotte kräuselte die Lippen.
„Ach mein Mann – –! Komm nur, Dein Stübchen steht bereit,
als wärst Du erwartet worden. Vielleicht hatte ich auch eine geheime
Ahnung, als ich"s neulich wieder auf den Kopf stellte. Du weißt, das ist
meine Schwäche! Nun präsentiert es sich frisch und festlich wie eine weiß-
gewaschene Ehrenjungfrau, Du wirst Dich freuen. Und eine Ueberraschung

<"page323">

blüht Dir obendrein: ein schöner hoher Trumeau an Stelle des goldrahmigen
Spiegels, der das letzte Mal meine Anfechtung war, weißt Du?“
Unter diesen Reden führte sie den Gast aus dem Büreau ihres
Mannes durch eine Reihe hübscher Wohnräume in ein kleines Zimmer mit
einem ziemlich geräumigen Erker, von dem man einen freien Blick in den
Garten hatte.
Die Freundin trat sogleich an das Fenster und blieb einen Augenblick
wie andächtig davor stehen.
„Wie schön!“ sagte sie leise. „Wie schön und friedlich! Wird auch
in mir Friede werden?“
Charlotte legte ihren Arm um die ernste Freundin.
„Ist die Traurigkeit wieder über Dich gekommen? Wir dulden sie
hier nicht, wir verbannen sie aus Deiner Seele. Meine Louise soll ganz,
ganz glücklich sein bei uns!“
„Ich bin es ja, Lotti, hier bin ich's!“
„Aber daheim warst Du's nicht? Womit quälst Du Dich wieder?“
„Daheim? Habe ich denn eins? Hier erfaßt mich zum ersten Mal
wieder ein Heimatsgefühl, und unaussprechlich wohl ist mir dabei!“
„Willkommen denn in der Heimat!“ – – – –
Nun war die Fremde allein. Sie stand noch immer im Erker, den
Kopf an das Fensterkreuz gelehnt. Ihr Gesicht, dessen feine Bläffe unter
dem dunklen Haar wie Silber hervorleuchtete, hatte einen bangen Ausdruck
angenommen, die Augenbrauen waren wie im Schmerz emporgezogen.
Sie dachte an ihren ersten Besuch in diesem Hause. Wie sie mit
zertrümmerten Hoffnungen, mit blutendem Herzen gleich einem todtwunden
Wild, das sich im Dickicht verbirgt, um zu sterben, hierher zu der Freundin
geflüchtet war, dem einzigen Wesen, auf dessen Treue und Hingabe sie, die
Elternlose, die Heimatlose, bauen durfte.
Damals war so Furchtbares über sie hereingebrochen, daß sie es nicht
zu überleben glaubte. Als blutjunges Mädchen, das über ein bedeutendes
Vermögen zu verfügen hatte, dabei vollkommen unabhängig und eine ge-
feierte Schönheit war, hatte sie einem Baron Forster, dessen bestechende
äußere Eigenschaften ihre unerfahrene Seele bezauberten, ihre Hand gereicht.
Ihre Ehe war grenzenlos unglücklich geworden. Es zeigte sich bald, daß der
Baron sie nur ihres Geldes wegen geheirathet hatte. Als er sein Ziel erreicht
sah, behandelte er sie mit brutaler Geringschätzung und begann ihr Ver-
mögen in Spiel und Ausschweifungen zu vergeuden. Drei Jahre, drei
grauenvolle Jahre ertrug sie das Leben neben diesem Manne, der sie durch eine
Rohheiten entehrte, dessen herrischen Launen sie sich blind zu fügen hatte; eine
an Selbstverachtung grenzende Muthlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Aber
als das Kind, das sie ihm geboren hatte, starb, reifte in ihr der Entschluß,
sich einer um jeden Preis zu entledigen. Und nun begann ein Kampf, der

<"page324">

aus dem unselbstständigen, verwöhnten Kinde des Reichthums eine Heldin
machte – ein verzweifelter Kampf!..
Denn der Baron widersetzte sich der Scheidung. Er wollte sie nicht
freigeben, vielmehr ihr Geld, das er nicht entbehren mochte; er thürmte
Hinderniß auf Hinderniß, wußte durch schlaue Manöver den Proceß immer von
Neuem zu verschleppen; er versuchte sie durch Drohungen und Schrecken ein-
zuschüchtern und überhäufte sie mit Verleumdungen und Anklagen, die sie er-
starren machten – aber sie ließ sich nicht beirren und von ihrem Wege
abbringen. Sie blieb fest bis zum letzten Augenblick.
Und endlich war die Siegerin. Aber ihr Herz blutete aus tausend
Wunden. Sie war frei, aber unfähig, ihre Freiheit zu gebrauchen. Sie
war todesmatt.
Damals hatte sich ihr das gastliche Haus der Freundin geöffnet.. Und
hier, unter diesen guten Menschen, in dieser einfachen, aber anmuthigen
Natur, auf den stillen Fahrten über den See, auf langen Märschen durch
Wald und Feld erwachte sie wieder zum Leben. Jugendkraft und Schönheit
blühten wieder auf. Ja, durch einen leisen Hauch von Schwermuth, der
nun auf ihrem Antlitz lag, erschien ihre Schönheit veredelt und vertieft.
Damals war sie hier an Leib und Seele gesund geworden. Aber jetzt –
würde die Weltabgeschiedenheit, würden die stillen Opfer der Freundschaft
aufs Neue ihre Heilkraft bewähren? Wer bedrohte sie denn jetzt? Wovor
bangte ihr denn? Ach, Niemand bedrohte sie, vor Niemandem bangte ihr,
als vor ihrem verzagenden, kleinmüthigen – nein, vor ihrem wilden und
aufrührerischen Herzen, das nicht aufhörte zu hoffen und zu wünschen und
sich nicht unterwerfen wollte seinem Loose: zu entsagen!
Als sie nach jener Seeburger Zeit in die Welt zurückkehrte, mußte sie
daran denken, ihrem Dasein einen neuen Inhalt zu geben und die Ein-
jamkeit, zu der sie verurtheilt war, durch eine Thätigkeit, die ihren Geist
beschäftigte und ihrem Gemüth Nahrung gab, ihrer Schrecken zu entkleiden.
Denn wenn auch die Wunden vernarbt waren, vergessen war der furcht-
bare Kampf nicht. Und ein tiefes Mißtrauen gegen sich selbst, eine quälende
Furcht vor einer neuen Gefühlsregung war in ihrer Seele zurückgeblieben.
Die Gesellschaft, die in diesem Falle einmüthig die Partei der Frau
ergriffen hatte, nahm sie mit offenen Armen auf, und bald war sie der
Hauptanziehungspunkt eines künstlerisch und geistig angeregten Kreises. Im
Stillen übte sie eine fürstliche Wohlthätigkeit, und unzählige hilflose Frauen,
die in einer unglücklichen Ehe oder im Kampfe um die Existenz ihr Menschen-
recht vertheidigten, fanden in ihr eine tapfere Beschützerin. Für sich erhoffte
sie. Nichts mehr, sie glaubte, sich mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben.
Aber eines Tages lernte sie einen Mann kennen, der sofort einen
bestimmenden Einfluß auf ihr Leben gewann.
Geheimrath Heinau war sehr jung in eine hervorragende Stellung
gekommen. Er war vortragender Rath im Eisenbahnministerium, galt jedoch

<"page325">

bereits als designierter Director desselben. Er hatte die Mitte der Vierzig
noch nicht erreicht und war unvermählt. Auf großen Reisen im staatlichen
Auftrage hatte er sich eine umfassende Weltbildung angeeignet und Be-
ziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten im Auslande angeknüpft, mit
denen er in lebhaftem Briefwechfel stand. In der Heimat unterhielt er
nur geringen gesellschaftlichen Verkehr, war aber in den maßgebenden Kreisen
eine Erscheinung, der Jedermann mit Respect und die Näherstehenden
mit herzlicher Sympathie begegneten.
Die Baronin hatte eine Bekanntschaft gemacht, als sie sich für eine
Frau, die durch eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen zu einer
Freiheitsstrafe verurtheilt worden war, verwendete. Heinau bekleidete damals
einen Posten bei der Justiz und hatte jene Angelegenheit zu bearbeiten.
Seitdem führte sie der Zufall, wie die Baronin anfänglich glaubte, häufig
zusammen. Es war aber nicht der Zufall, der hier den Vermittler machte,
sondern Heinau hatte diese Begegnungen absichtlich herbeigeführt, und nicht
lange blieb ihr dies verborgen. Wenn er sich auch die größte Zurück-
haltung auferlegte, so erkannte sie doch aus tausend kleinen Zeichen, daß er
diese Annäherung mit Eifer suchte, und daß eine äußerlich die Grenzen
ritterlicher Höflichkeit nicht übersteigenden Aufmerksamkeiten eine stille Huldigung
für sie bedeuteten.
Sie war darüber beglückt und zugleich bestürzt. Denn während sie
sich bewußt ward, wie sehr sie sich zu ihm hingezogen fühlte, und wie tief
er sich schon in ihr Leben eingedrängt hatte, zitterte sie bei dem Gedanken,
das Schicksal aufs Neue zu versuchen.
Um die aufsteigende Neigung im Keime zu ersticken, beschloß sie, einen
Anblick zu meiden. Sie ging auf Reisen und blieb wochenlang fort. Aber
als sie zurückkehrte und ihn zum ersten Male wiedersah, überfluthete sie ein
heißes Gefühl des Glücks, wie man's nur beim Anblick eines Langentbehrten,
Unvergessenen empfindet, und als er, der immer Ernte, voll Ungetüm auf
sie zueilte, und sein Auge mit unverhohlener Zärtlichkeit auf ihr ruhte, da
erkannte sie, daß die Entfernung sie nicht getrennt, sondern unlöslich ver-
bunden hatte.
Nun folgten Wochen herzlich intimen Verkehrs. Eine ernste Prüfungs-
zeit für Beide, denn Keins war einer jähen Leidenschaft erlegen, sondern
zaghaft, mit ungläubigem Erstaunen standen sie dem neuen Gefühl wie
einer Illusion gegenüber, bis es mit einer ganzen Kraft und Wahrheit sie
überwältigte. Und vor wenigen Tagen hatte er geschrieben und sie gefragt, ob
sie ihm angehören wolle und ob er kommen und sich die Antwort holen dürfe.
Sie hatte diese Frage herbeigesehnt. Wie ein Dichter hatte sie sich
den seligen Augenblick ausgemalt, wo sie ein Geständniß mit zärtlich
geflüsterten Worten der Liebe erwidern würde. Aber als dieser Augenblick
da war, erhoben sich plötzlich drohend und gespenstisch die Schatten der
Vergangenheit, und eine unerklärliche, tödtliche Angst überfiel sie. Sie

<"page326">

wollte ihm schreiben, ihn beschwören, dem Gedanken an ihre Vereinigung
zu entsagen, für sie gebe es kein Vergessen – kein neues Glück! Aber sie
wußte, daß er doch kommen, und daß sie dann nicht den Muth haben
würde, ihre Worte zu wiederholen. Und wieder fand sie keinen Ausweg,
als fliehen – fliehen!...
Nun war sie zum zweiten Male in dem stillen Asyl, wo sie einst
Frieden gefunden hatte. Diesmal, das fühlte sie, würde sie ihm nicht
finden. Denn niemals würde sie aufhören, mit brennender Sehnsucht an
den zu denken, vor dem sie geflohen war, und dessen Bild jetzt so deutlich
vor ihrer Seele stand, als wäre er ihr gefolgt, um sie nie zu verlaffen.
IV.
„Also wieder auf der Wanderung?“ fragte Charlotte, als die
Freundinnen den milden Herbstnachmittag im Garten promenirend genoffen.
„Sage, was treibt Dich wieder hinaus? Ich müßte Dich eigentlich be-
neiden, weil Du soviel von der schönen Welt sieht, aber ich weiß nicht,
wenn ich Dich so ansehe, muß ich denken: Du gehst gar nicht gern unter
die fremden Leute, bliebt lieber zu Hause, im warmen Nest. Hab' ich
Recht, Louise?“
„Recht und wieder nicht Recht. Ich werde Dir später Alles sagen.
Aber diesmal mußte ich fort – ja, ich mußte fort!“
„Hast Du über Deine Gesundheit zu klagen?“
„Nicht gerade zu klagen, aber wenn man viel allein ist, bildet man
sich allerlei ein...“
„Nun, hier werden wir Dir die Grillen vertreiben, Liebste! Komm",
wir gehen an den See hinunter und machen das Boot flott!“
„Wollen wir nicht lieber auf Deinen Mann warten? Oder kommt
er so bald nicht?“
„Ich weiß nicht – wir sprachen uns nur flüchtig...“
Ihre Verlegenheit fiel Louise auf. Sollte sie den Thränenquell gefunden
haben? Sie nahm Charlottens Arm und ging mit ihr langsam an den
Landungsplatz der Boote hinunter.
„Dein Mann ist doch wohl? Ich gestehe, ich freue mich recht, ihn zu
sehen. Seine frohe, klare und energische Natur war mir immer in hohem
Grade sympathisch. Ich könnte Dich fast beneiden, Lotti.“
Die Freundin antwortete nicht sogleich, erst nach einigen Augenblicken
fing sie stockend und unsicher wie Jemand, der ein Unrecht zu beichten
hat, an:
„Liebe Louise, ich muß es Dir sagen: Du wirst ihn verändert finden,
recht sehr verändert!“
„Wie?“
„Ja, ganz und gar umgewandelt wird er Dir erscheinen, wie mir
selber. Energisch ist er noch immer, o gewiß, und klug in seinem Geschäft,

<"page327">

Alle rühmen ihn, aber froh ist er gar nicht mehr, Louise, nein, unfroh, un-
freundlich und unglücklich – und ich bin es mit geworden.“
„Lotti! Wie ist das möglich? Ihr wart in meinen Augen das
glücklichste Menschenpaar unter der Sonne. Was hat Euren Frieden
gestört?“
„Wie soll ich Dir das schildern, Louise? Wie ein Theil nach dem
anderen von unserer Daseinsfreude abbröckelte? Wie wir uns gegenseitig
das Leben erschwerten, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, bis wir
uns nun fast gar nicht mehr verstehen?.. Du weißt, wie wohl sich mein
Mann in einer Stellung fühlte, Du hast es mit angesehen, wie beliebt und
angesehen er hier war; wenn er gewollt hätte, er würde der Wohlthäter
von Tausenden geworden sein. Aber mit einem Mal kam es über ihn: er müßte
von hier fort, er müßte aus dieser Enge heraus, wenn er nicht verkommen
wollte; jedes Jahr mehr auf diesem Posten hieße ihn um Jahre in seiner
Carrière zurückbringen! Ich habe mir schon den Kopf darüber zerbrochen,
was auf ihn eingewirkt haben mag, ich kann's nicht entdecken. Eines Tags
war eine Ruhe hin, und eine hastige Jagd nach einer anderen, höheren
Stelle begann. Er fing an, die amtliche Laufbahn gleichaltriger Freunde zu
verfolgen und fand heraus, daß er schlecht behandelt werde, daß man ihn
geflissentlich zurücksetze, den Plan gefaßt habe, ihn auf einem verlaffenen
Posten auszuhungern, wie er sich ausdrückt. Er fühlt sich übergangen,
geächtet, und eine maßlose Bitterkeit bemächtigte sich einer, die ihm die
Klarheit des Urtheils trübt und ihn ungerecht macht gegen sich selbst und
gegen Andere. Er hadert mit Jedermann, in seinen Bezirkseingesessenen sieht
er geschworene Feinde, Nichts geht mehr in Frieden, jede kleinste Frage wird
zum Anlaß eines heftigen Conflicts. Für Nichts hat er mehr Interesse, eine
Häuslichkeit, seine Frau, sie sind ihm Nichts mehr. Sein ganzes Sinnen
ist darauf gerichtet, sich zur Geltung zu bringen und die ihm fehlenden ein-
flußreichen Beziehungen zu gewinnen... Ach, Louise, wenn Du wüßtest,
wie ich darunter leide! Wie es mich kleinmüthig und furchtsam macht!“
„Liebes Herz!“ sagte jetzt die Freundin, sie liebevoll an sich ziehend.
„Ich glaube, Du siehst zu schwarz. Dein Mann ist jung, fühlt eine
Kräfte, will sie recht verwerthen, mit einem Wort: er ist ehrgeizig. Nun,
das sind viele Männer und nicht die schlechtesten. Es treibt sie, das
Höchste zu erstreben mit allen Mitteln, mit jener Rücksichtslosigkeit, wie sie
nur ein Mann zeigen kann. Allein allmählich kehrt der hochfliegende Geist
von den Sternen zur Erde zurück, und der Mann, der auszog, Minister
zu werden, fühlt sich am Erde als simpler Rath oder, wenn's hoch kommt,
als Geheimrath ganz glücklich.“
„Aber die Zeit, bis die Ernüchterung eintritt, ist für das Glück ver-
loren, mehr noch, zerstört auch das künftige Glück.“
„Was führst Du da für Reden, Lotti! Und mit welchem Gesicht sagt
Du das? Ach geh', schäme Dich! Wenn Du Dich jo Deinem Manne

<"page328">

zeigt, ist es kein Wunder, daß er aufhört, der zärtlich Liebende zu sein. Kein Mann erfreut sich am Anblick der leidenden Tugend.“

„Ich habe. Alles versucht, Louise, glaube mir! Aber ich fange an, zu verzagen. Es ist kein bloßer Ehrgeiz bei ihm, es ist ein Fieber, ein Wahn, der Zärtlichkeit, Zuneigung, Alles, Alles zu verschlingen droht. Louise, Dir darf ich's ja sagen: manchmal ist mir, als müßte ich bereuen, ein Schicksal an das meinige gekettet zu haben.“

„Lotti!“

„Ich bin ohne großes Vermögen, ohne einflußreiche Familie. Hätte er eine reiche oder vornehme Frau geheirathet, er würde erreichen können, wonach er strebt, ich bin der Hemmschuh an einem Wagen!“

„Lotti! Lotti!“ rief jetzt Louise, ernstlich erschrocken. „Was sind das für böse Gedanken? Ist das meine kluge – –?“

Sie brach ab, denn schnelle Schritte näherten sich dem Platze.

Es war Herr von Karlstein, der im Hause von der Ankunft des Gastes gehört hatte und ihn begrüßen kam. Er zeigte eine aufrichtige Freude über den Besuch und war herzlich liebenswürdig. Offenbar legte er sich große Selbstbeherrschung auf, um eine Verstimmung zu verbergen. Louise beobachtete ihn und fand ihn in der That auffallend verändert. Eine tiefe Falte über der Nasenwurzel, ein verdrossener Zug um den Mund und vor Allem der unruhige Blick verriethen eine inneren Kämpfe und bestätigten Charlottens Bericht. Er fing auch bald an, auf die unglücklichen Verhältnisse von Seeburg einzugehen.

„Ich staune Sie wie ein halbes Wunder an, meine Gnädigste!“ sagte er. „Bei Ihnen findet man noch die fast ausgestorbene Tugend wahrer Freundschaft. Charlotten zu Liebe kommen Sie in diese traurige Einöde, ein Opfer, das nur der zu würdigen weiß, der den Vorzug hat, hier – wie meine Frau sich auszudrücken liebt – zu wirken und zu schaffen.“

„Mein lieber Herr von Karlstein,“ erwiderte Louise, „Sie überschätzen mich ebenso, wie Sie dem guten Seeburg Unrecht thun. Denn erstens bin ich aus dem ganz eigennützigen Grunde hergekommen, um an Ihrem Frieden theilzunehmen –“

„Ja,“ warf er ein, „Frieden haben wir hier, das ist nicht zu leugnen – Kirchhofsfrieden.“

„Ach, gehen Sie! Wer wird so bitter sein? Ich lasse Nichts auf Seeburg kommen. Es ist eine Schöne, die nicht durch starke äußere Reize blendet, aber desto mehr durch liebliche Anmuth entzückt. Daß Sie nicht mehr sehen, was mich als Fremde fesselt, ist erklärlich, man würde mit der Zeit selbst des Paradieses überdrüssig werden. Aber darum ist es doch Unrecht, seine Heimat zu verleugnen.“

„Meine Heimat? Ich bitte Sie, meine Gnädigte, ich habe hier ein Amt, keine Heimat.“

„Oho, mein lieber Herr Bezirkshauptmann! Das dürften Sie nicht jagen!“

„Lernen Sie nur erst Seeburg so kennen, wie ich es kenne! Ich spreche auch gar nicht gegen eine Natur, sondern gegen eine Menschen. Der Geist macht lebendig, heißt es, aber der Geist, der hier herrscht, tödtet.“

„Muß man sich ihm unterordnen, ihn nicht vielmehr nach seinem Geiste zu bilden suchen?“

„Ach, das sind Ideen aus der großen Welt! Bilden Sie nur hier um! Sie werden schöne Erfahrungen machen!“

Nun fing er an, eine Enttäuschungen bei dem Eisenbahnproject zu schildern. Er konnte sich nicht genug thun in Sarkasmen und Selbstverspottung, doch war er Cavalier genug, um zu fühlen, daß sich die allzu breite Ausmalung der eigenen Misère mit der schuldigen Rücksicht gegen einen verehrten Gast nicht wohl vereinigen ließ. Er suchte daher einer gereizten Darstellung eine heitere Wendung zu geben, die zugleich eine Schmeichelei für die Baronin war, indem er schloß:

„Sie sehen also, meine Gnädige, daß es nicht an mir liegt, wenn Sie, um zu uns zu gelangen, auch diesmal wieder eine beschwerliche Wagenfahrt unternehmen mußten, was freilich Ihre außerordentliche Güte und Freundlichkeit iu unseren Augen noch mehr steigert. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten Sie in dem festlich geschmückten Bahnhofe von Seeburg dem Salonwagen eines D-Zuges entsteigen müssen.“

„Das wäre mir freilich auch erwünscht gewesen,“ erwiderte Louise lachend, „und wenn Sie das hoffentlich nicht endgiltige Scheitern Ihres Projectes bedauern, so stimme ich Ihnen aus persönlichen Gründen vollkommen bei. Denn ich spüre die sonst ja recht angenehme Wagenfahrt noch jetzt in allen Gliedern und werde deshalb meine lieben Wirthe um die Erlaubniß bitten, mich heute möglichst früh zurückziehen zu dürfen.“

V.

Am Abend, als der Gast schon ein Zimmer aufgesucht hatte, trat Karlstein in großer Aufregung in Charlottens Zimmer. Er war kaum wiederzuerkennen, so lebensfrisch sah er aus, seine Augen strahlten jugendlich hell.

„Charlotte!“ rief er, ein Telegramm ihr entgegenhaltend. „Eine große Neuigkeit! Soeben erhalte ich eine Depesche: der Minister schickt einen Geheimrath mit einem Techniker her, um wegen der Eisenbahn an Ort und Stelle Informationen einzuziehen.“

Charlotte sprang auf

„Hatte ich nicht Recht!“ rief sie. „Du dringt zuletzt doch durch! Nun kommt die Bahn gewiß!“

„Ach die Bahn! Was liegt mir an der Bahn? Die Hauptsache ist: Heinau kommt her. Ich werde Gelegenheit haben, mit ihm bekannt zu

werden, endlich meine Wünsche in das rechte Ohr gelangen zu lassen.
Denn Du mußt wissen: Geheimrath Heinau ist der Vertrauensmann des
Ministers. Seine Stimme ist von entscheidendem Einfluß, was er vor-
schlägt, namentlich in Personenfragen, geschieht.“
Sie hörte ihm gespannt zu..
„Siehst Du, Fritz! Deine Zeit kommt. Ich habe Dir's immer ge-
sagt. Und Du wolltest schon die Büchse ins Korn werfen und hieltest
Dich. –“
„Laß das jetzt!“ unterbrach er sie. „Wir haben Wichtigeres zu reden.
Daß wir den Geheimrath nicht bei uns aufnehmen können, ist fatal. Daß
die Baronin auch gerade jetzt kommen mußte, warum nicht ein paar Tage
später? Aber das ist nun nicht zu ändern. Jedenfalls muß ich eine
Anwesenheit ausnutzen, ihn auf alle Weise für mich zu interessieren und
meinen gerechten Forderungen geneigt zu machen suchen, wobei ich stark auf
Deine Mitwirkung rechne, Lotte!“
„Auf meine Mitwirkung!“ lachte sie. „Lieber Gott, was so ein
würdiger Geheimrath auf weibliche Beredsamkeit geben wird!“
„Sage das nicht, Lotte!“ rief er aufgeräumt. „Diese Herren sind
nicht so unempfänglich für den Zauber der Weiblichkeit, sie lassen sich von
einer schönen jungen Frau gern den Hof machen.“
Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt und streifte ihre er-
röthende Wange mit einem Kuß. Er war lange nicht mehr so zärtlich
gewesen, aber sie empfand keine rechte Freude darüber, es war. Etwas in
seinen Worten und mehr noch in dem Tone, womit er's jagte, was sie
unangenehm berührte. Unwillkürlich machte sie sich los und entgegnete:
„Ach, Fritz, sprich doch nicht so!“.
Er zog sie jedoch von Neuem an sich und fing wieder an:
„Nein, im Ernst, mein Engel! Durch eine kluge Frau hat schon
Mancher mehr erreicht, als durch höchste Tüchtigkeit, vorausgesetzt, daß die
Frau so reizend war, wie meine Lotte.“
Ihr Mißbehagen wurde immer größer. Was wollte er denn eigent-
lich von ihr? So hatte er noch nie mit ihr gesprochen.
„Höre doch auf, Fritz!“ rief sie ärgerlich. „Ich mag so was nicht
hören!“
Er achtete jedoch nicht auf ihren Widerspruch, sondern fuhr fort:
„Und was speciell unseren Geheimrath Heinau betrifft, so darfst Du
Dir durchaus nicht einen grauhaarigen alten Herrn aus den höchsten
Semestern vorzustellen; er ist vielmehr ein Mann in den allerbesten Jahren,
der seine überraschende Carrière vielleicht ebenso einen persönlichen Vor-
zügen wie einen amtlichen Meriten zu verdanken hat. Es ist mir sogar,
als hätte ich gehört, daß er ein großer Damenfreund ist, auf den Schönheit
und Anmuth einen außerordentlichen Einfluß ausüben.“

<"page331">

Charlottens Gesicht färbte sich purpurroth. Sie entwand sich ihm mit
einer energischen Bewegung und jagte erregt:.
„Fritz, laß diese Reden! Sie sind mir lästig.“
Er runzelte die Stirn.
„Ah, das ist Dein Opfermuth! Aber wenn man Euch beim Worte
nimmt, so seid Ihr nicht zu haben. Sagtest Du nicht, Du seiest zu jedem
Opfer bereit, wenn es sich um Erfüllung meiner Wünsche handelt? Nun
muthe ich Dir Etwas zu, was Dir doch kein Opfer sein kann, nämlich nur
Deiner Natur zu gehorchen und liebenswürdig zu sein, und gleich ist mein
Lottchen sittlich empört und in ihrer Würde verletzt.“
„Daß ich gegen den Geheimrath liebenswürdig bin, ist selbstverständ-
lich,“ antwortete sie, „schon weil er unser Gast und obendrein Dein Vor-
gesetzter ist. Dazu brauchst Du nicht allerhand mysteriöse Anspielungen zu
machen. Und daß ich, wenn sich irgendwie Gelegenheit dazu bietet, und
der Herr mir eine solche Freiheit gestattet, ihm von unserem Wunsche, hier
fortzukommen, sprechen werde, das versteht sich ebenso von selbst und würde
ich mir auch ohne Deine Predigt, die keine Moralpredigt war, vorgenommen
haben.“
„Ja, ganz schön, mein liebes Kind, aber es handelt sich nicht blos
darum, von hier fortzukommen, sondern um ein wirkliches Avancement,
einen kühnen Sprung. Und um den durchzusetzen, bedarf es eines außer-
gewöhnlich starken Einflusses. Und was die weibliche Liebenswürdigkeit be-
trifft, so giebt es eben verschiedene Grade. Blos liebenswürdig zu sein,
ist Pflicht jeder Frau, aber eine Frau, die ihrem Mann die Wege ebnen
will, muß etwas mehr sein.“
„Was mehr?“ fragte sie ihn scharf ansehend.
Er wurde verlegen.
„Ja, wie soll man das ausdrücken? Du weißt doch am besten, was
ich meine.“
„Ich glaube Dich zu verstehen, Du meinst, daß ich mit dem Herrn
kokettieren soll?“
„Kokettieren? Ein häßliches Wort für eine unter Umständen ganz
harmlose Sache. Aber was wäre auch dabei? Warum sollte meine Lotte
nicht auch einmal kokettieren, wenn ich sie darum bitte und so viel davon
abhängt? – Siehst Du, Kind, seit Jahren mache ich vergebliche An-
strengungen, Etwas zu erreichen, nun auf einmal kommt eine Gelegenheit
– eine Gelegenheit, wie sie nie mehr wiederkehrt, die mir Alles bringen
kann, was ich ersehne, wenn wir sie beim Schopf nehmen. Denn ein
Wort von Heinau, und ich bin im Sattel. Und da kannst Du schwanken
und allerhand lächerliche Bedenken vorbringen? Nicht wahr, Lotte, Du
wirst meine tapfere Alliierte sein?“
Wieder sah sie ihn mit großen Augen an. Da sie aber Nichts er-
20*

<"page332">

widerte, schloß er sie zärtlich in seine Arme und drückte ihr einen Kuß auf

den Mund, den sie still über sich ergehen ließ.
„Wir sind also einig,“ sagte er. „Nun muß ich aber schleunigst in
die „Krone“, um für unseren illustren Gast vorzusorgen. Adieu, Lotte!“..
Karlstein hatte sich längst entfernt, aber Charlotte stand noch immer
wie versteinert da und sah nach der Thür, durch die er verschwunden war.
Nur um ihre Lippen zuckte es, und ihre Augen blitzten. Und mit einem
Mal jagte sie ganz laut vor sich hin: „Schlechter Mensch!“ Dann ging
sie schnell aus dem Zimmer.
Ihr erster Gedanke war, zu Louise zu flüchten. Sie hatte das Gefühl,
als wäre sie in großer Gefahr und müßte bei der Freundin Schutz suchen.
Aber auf dem Wege zum Gastzimmer blieb sie plötzlich stehen. Nein, sie
würde es nicht über die Lippen bringen. Sie schämte sich. Sie mußte
schweigen und es allein tragen. Aber er sollte es büßen, ja, er sollte es
büßen! Sie selbst war schuld, daß er's wagen durfte. Sie hatte ihre
Selbstständigkeit zu sehr preisgegeben, ihre Natur verleugnet, Alles aus Liebe
zu ihm. Sie hatte zuletzt keinen Willen mehr, hatte sich ganz einen
Launen und Stimmungen untergeordnet, nur um ihm zu dienen, ihn
glücklich zu sehen.
Und wie hatte er ihr diese Hingebung gelohnt? Was muthete er
ihr zu, ihr, seiner Frau...? Ach, jetzt durchschaute sie ihn erst. Er
hatte keine Spur von Zuneigung für sie, hatte sie vielleicht niemals besessen.
Der schrankenlose Ehrgeiz hatte alle besseren Empfindungen in ihm ausge-
löscht. Diesem Götzen opferte er Alles. Aber sie wollte sich nicht zum
Opfer bringen lassen, nein, sie nicht! Er sollte sie kennen lernen!
Die halbe Nacht lag sie mit offenen Augen und grübelte. Und
plötzlich schien ihr ein erleuchteter Gedanke gekommen zu sein: die richtete
sich unwillkürlich auf und nickte mit dem Kopfe. Und mit einem merk-
würdigen Lächeln auf den Lippen schlief sie ein..
VI.
Am nächsten Morgen war ihr erster Gang zu der Freundin. Louise
hatte zwar eine nicht ganz geruhsame Nacht hinter sich, fühlte sich aber
frisch und begrüßte Charlotte in heitrer Stimmung.
„Also, was unternehmen wir heute?“ fragte sie. „Oder halten wir
noch einen Ruhetag?“.
„Das Letztere, wenn es Dir recht ist!“ antwortete Charlotte. „Wir
erwarten nämlich einen Gast zu Tisch, dem wir Rücksichten schulden,
einen Geheimrath aus dem Ministerium.“.
„Sieh! Sieh! Davon sagtest Du gestern. Nichts!“
„Fritz erhielt erst Abends, als Du schon zu Bett warst, die telegra-
phische Nachricht. Es handelt sich um die Bahnangelegenheit, und ich bin
froh, daß die Sache nun endlich einmal entschieden wird.“

<"page333">

„Mir scheint, daß die Entsendung eines Commissars als ein Erfolg
Deines Mannes aufzufassen ist. Meinst Du nicht auch?“
„Ja, er erhofft sich sehr viel davon.“
„Nun, das freut mich in einem Sinne. Wir wollen nun aber auch
Alles dransetzen, dem hohen Herrn den Aufenthalt hier so angenehm zu
machen, wie irgend möglich ist. Oder vielleicht entspricht dies gar nicht
den Wünschen Deines Mannes, der ja das Interesse hat, Seeburg im denk-
bar ungünstigsten Lichte zu zeigen.“
Louise sagte das lachend, aber Charlotte meinte:
„O nein, im Gegentheil, es liegt ihm daran, daß der Herr den besten
Eindruck empfängt.“
„Nun, dann müffen wir uns gehörig zusammennehmen. Was werden
wir ihm vorsetzen?“
„Ich wollte eben über das Menu mit Dir Rath pflegen. Uebrigens
vielleicht kennst Du den Herrn zufällig? Es ist ein Geheimrath Heinau.“
Das Gesicht der Baronin überzog sich mit einer jähen. Bläffe. Sie
lehnte sich in ihren Stuhl zurück, und es sah aus, als wenn ihr die
Sinne schwinden wollten.
Charlotte sprang des Todes erschrocken auf und beugte sich über die
halb Bewußtlose.
„Louie, um Gotteswillen, was ist Dir?“
„Beunruhige Dich nicht – – es wird vorübergehen.“
Charlotte brachte wohlriechendes Wasser und benetzte ihre Stirn. All-
mählich kehrte die Farbe in ihre Wangen zurück, sie konnte sich wieder
aufrichten und lächelte die Freundin dankbar an.
„Jetzt ist mir wieder gut,“ sagte sie. „Es hat Nichts zu bedeuten.
Ich will mich einen Augenblick still hinlegen, das hilft mir immer am
besten“...
Als sie allein war, rang sie verzweifelt die Hände. Er hatte also –
ihr unbegreiflich – ihr Reiseziel ermittelt, war ihr gefolgt und forderte
eine Entscheidung. Und in ihrem Herzen war noch derselbe Streit, die-
jelbe Unruhe, der sie entfliehen wollte.
Nur noch heftiger, noch peinigender, da sie ihn in ihrer Nähe wußte.
Wieder durchschauerte sie jenes unerklärliche Angstgefühl. War sie ihm
denn auf Leben und Tod überliefert? Hatte er ein Recht auf sie?
Warum störte er ihren Frieden? Warum verfolgte er sie wie einen flüch-
tigen Verbrecher?
Aber es lag ja in ihrer Hand, sich zu schützen! Ein Wort, und sie war
frei. Ja, es lag in ihrer Hand – aber war es denn ihr Wille, sich
seiner zu entledigen? Sprach nicht eine Stimme in ihr für den ergebenen
Freund?
Ach, wie sollte sie der Verwirrung entrinnen, in die sie ihr schwanken-
des Herz von Neuem stürzte? Es war ihr so elend zu Muthe, als wäre

<"page334">

sie ernstlich krank oder nahe daran, es zu werden. Sie fühlte, daß sie
nicht bleiben konnte, sie mußte abreisen, auf der Stelle abreisen! Er durfte

sie hier nicht finden.
Aber was würden die Freunde sagen? Wie sollte sie ihre seltsame Flucht erklären? Mit plötzlicher Erkrankung? Würden sie ihr Glauben schenken? Oder sollte sie Charlotte in Alles einweihen, sich an ihren klugen Rath, an ihr gesundes Gefühl wenden? Es erschien ihr unmöglich, jetzt unmöglich, es kam ihr wie ein Verrath an sich selbst vor, den Vorhang wegzuziehen, hinter dem sie mit ihren Schmerzen rang. Später, wenn sie mit sich in Frieden war, ja später. Jetzt mußte sie fort, um jeden Preis fort!
Dieser Entschluß machte sie etwas ruhiger. Aber als Charlotte nach einer Weile leise die Thür öffnete, um die vielleicht Schlummernde nicht zu wecken, fand sie sie noch immer mit blaffem, verstörtem Gesicht auf dem Sopha liegen. Sie erhob sich jedoch sofort und kam der besorgten Freundin entgegen.
„Es geht mir weit besser, Lotti! Also weg mit der Sorgenfalte!“
„Ich bin schon froh, daß Du wieder scherzen kannst.“
„Soweit bin ich freilich noch nicht, liebes Herz. Ich merke, das alte Uebel zeigt sich wieder in verstärktem Maße, und ich muß jehen, daß ich so schnell wie möglich in meine gewohnten Verhältnisse zurückkehre. Nicht wahr, Lotti, Du siehst das doch ein?“
„Du willst uns verlassen?“ stammelte Charlotte.
„Ich muß, Liebste. Willst Du eine Kranke im Hause haben, die sehr anspruchsvoll ist und sehr verwöhnt und Nichts als Unruhe und Aufregung verbreiten würde? Und obendrein jetzt, wo Du durch andere Pflichten in Anspruch genommen bist? Wo Deine ganze Aufmerksamkeit –“
„Kein Wort mehr, Louise!“ unterbrach die Charlotte leidenschaftlich.
„Du darfst nicht fort, wenn Du mich lieb hast!“
„Aber Lotti! Bedenke doch nur: ich mache Euch die größte Ungelegenheit, bringe vielleicht mich selbst in Gefahr, wenn ich meinen Zustand vernachlässige – –“
„Und jetzt willst Du die anstrengende Rückfahrt antreten, mich in größter Herzensangst zurücklaffen? Die Dich mit Freuden pflegen und hüten will, besser als irgend ein Mensch? Gieb den Gedanken auf, Louise, Du bist meine Gefangene!“
„Aber wenn ich Dir sage, es muß sein! Ich weiß, daß Du mir jedes Opfer bringen würdest, denn Du bist ja meine liebe, gute Lotti. Aber siehst Du, ich darfs von Dir nicht annehmen, wenigstens unter diesen Umständen nicht.“
„Höre auf, mich zu quälen,“ fuhr sie fort, als sie Charlottens flehende Augen auf sich gerichtet sah, „ich muß fort und zwar –“

<"page335">

Sie konnte nicht vollenden, denn plötzlich fühlte sie sich von Charlotte umschlungen, und hörte sie herzbrechend schluchzen.
„Aber Kind, Kind! Was ist Dir?“ rief sie erschrocken.
„Reise nicht, Louise! Ich flehe Dich an!“ kam die kaum vernehmliche Antwort. „Mir ist so angst, so sterbensangst!“
„Ich schwör' es Dir, Lotti, Du kannst ruhig sein, braucht Dich nicht zu ängstigen.“
„Ich ertrag' es nicht, wenn Du gehst. Bleibe! Bleibe! Um meinetwillen bleibe! Ach, Du weißt nicht, wie weh wir ist, ich sterbe, wenn Du geht!“
Louise wurde durch diesen Schmerzensausbruch aufs Tiefste erregt. Was mußte hier vorgegangen sein, das den ruhigen Spiegel dieser Seele zu stürmischen Wellen aufgewühlt hatte? Der Zwiespalt der zwischen den Gatten bestand, schien doch tiefer zu sein, als es nach Charlottens Schilderung ausgesehen hatte. Die Verzweiflung der jungen Frau zeigte, wie schwer sie darunter litt, ihr ganzes Wesen war aus den Fugen gegangen. Diese schnelle Beobachtung genügte, um Louise umzustimmen. Ihre Gedanken waren schon nicht mehr bei ihrem eigenen Leide, sondern bei dem Kummer der armen Freundin, die noch immer fassungslos in ihren Armen lag.
„Sei nur still, Du böses Kind!“ sprach sie begütigend auf sie ein.
„Was bist Du für ein schlimmer Eigensinn geworden; kaum versagt man Dir einen Wunsch, so willst Du vor Angst und Jammer vergehen! Nun, meinetwegen, Du sollst Deinen Willen haben!“
„Du bleibst, Louise?“ schrie Charlotte, ihr vom Weinen geröthetes Gesicht zur Freundin erhebend, auf
„Wenn Du so energisch darauf besteht, was bleibt mir da Anderes übrig?“
„Louise! Einzige Louise!“
Eine Fluth von Küffen raubte der Baronin fast den Athem.
„O Du Ungestüm!“ rief sie, indem sie die wieder Besänftigte neben sich auf den Divan zog. „Nun höre aber, Lotti, und zeige Dich verständig, sonst muß ich mein Wort doch zurücknehmen –“
„Nein, nein!“
„Versprich mir also erstens, Dich nicht mehr um meine Gesundheit zu grämen; ich kenne mich und weiß, daß es nicht allzuviel bedeutet. Wirst Du's thun?“
„Ja, Louise, aber – –
„Kein Aber, und willst Du ferner Dich ganz Deinen anderen Pflichten, insbesondere gegen Deinen neuen Gast, widmen, mich meiner eigenen Sorge und der Deines ausgezeichneten Mädchens überlassen? Mit einem Wort, versprichst Du mir, nicht die geringste Notiz von mir zu nehmen? Denn siehst Du, Lotti, das einzige Heilmittel ist für mich vollkommene Ruhe.

<"page336">

Wenn ich ein paar Tage ganz allein mit mir bin, mich ganz still verhalte wie Einer, der im Gypsverband liegen muß, dann geht es vorüber, und ich

bin der Welt wiedergegeben.“
„Aber ich darf doch zuweilen auf ein Augenblickchen kommen und mich
neben Dich setzen und Deine Hand fassen? Kein Wort sollst Du von mir
hören, das gelob' ich Dir!“.
„Du darfst kommen, immer, Lotti, wenn Du frei bist! Nur kein
fremdes Gesicht laß mich sehen! Das ertrag' ich in diesem Zustande nicht.
Bitte auch Deinen Mann, er möge mich entschuldigen und mir erlauben,
daß ich mich von allen Besuchen zurückziehe, bis ich wieder in mein altes
Fahrwasser gekommen bin.“
„Was bedarf es der Entschuldigung und der Erlaubniß? Du sollst
es so feierlich still um Dich haben, wie in einem in Schlaf versunkenen
Märchenschlosse. Niemand soll Deine Schwelle beschreiten, den Du nicht
selbst ruft. Bist Du nun zufrieden, Louise?“
„Ja, mein Herz, und nun geh" und sieh, daß Dein Besuch etwas
Gutes zu essen bekommt.“
VII.
Wider Erwarten traf der Geheimrath mit seinem Begleiter erst am
Abend ein. Die Herren hatten auf der Fahrt von der letzten Bahnstation
Halt gemacht, um eine neuerdings errichtete Stauanlage zu besichtigen.
Der Bezirkshauptmann war über diese Verzögerung, in der er einen
Mangel an Rücksicht gegen eine Person erblickte, sehr aufgebracht, wurde
aber durch die gute Aufnahme, die er bei dem Geheimrath fand, schnell
besänftigt. Dieser beobachtete zwar eine gemessene und reservierte Haltung,
war jedoch von vollendeter Höflichkeit und, soweit sich aus dem ersten
flüchtigen Meinungsaustausch erkennen ließ, in Sachen der Eisenbahn auf
Seiten des Bezirkshauptmanns. Bereitwilligst nahm er dessen Einladung
zum Mittagessen für den nächsten Tag an und sprach die Absicht aus,
seinen Aufenthalt auf mehrere Tage auszudehnen, um sich zugleich über die
Gesammtverhältnisse des Bezirks zu informieren, insbesondere die in der
Nähe befindlichen staatlichen Forsten und Domänen in Augenschein zu
nehmen. Eine Mittheilung, die dem Bezirkshauptmann höchst erfreulich war,
denn je länger Heinau hier festgehalten wurde, desto mehr durfte er hoffen,
in einem persönlichen Interesse auf ihn einzuwirken. Er war also für's
Erste recht befriedigt und verließ einen hohen Gast, der sich für den Rest
des Abends beurlaubte, in bester Stimmung.
Die Anwesenheit eines Geheimraths aus dem Ministerium war für
Seeburg keine alltägliche Sache. Man mußte weit zurückblättern in der
Stadtchronik, um einen ähnlichen Fall zu finden. Die Seeburger befanden
sich daher in einer gelinden Aufregung, zumal sie aus der Entsendung eines
so hohen Beamten auf die Wichtigkeit schließen mußten, die man oben der

<"page337">

vertrackten Eisenbahnangelegenheit beimaß. Die maßgebenden Persönlichkeiten
der Stadt überlegten, ob ein officieller Empfang angezeigt sei, oder ob man
abwarten solle, bis man um seine Meinung gefragt werden würde. Ehe
sie jedoch über diese Frage einig werden konnten, war der Erwartete bereits
eingetroffen.
Nun wollte man wenigstens versuchen, ihn zu Gesicht zu be-
kommen. Wer irgend konnte, fand sich Abends im Herrenzimmer der
„Krone“, wo er Quartier genommen hatte, ein. Der Geheimrath ließ
sich jedoch nicht blicken. Der Wirth berichtete, daß er sich auf ein Zimmer
zurückgezogen habe, um zu arbeiten; sonst wußte er nicht viel Wissenswerthes
mitzutheilen. Als er gefragt wurde, was es denn für ein Herr sei, sagte
er: „Pikfein! Zum Abendbrot Sect, deutscher! Ueberhaupt ganz Baron!
Denken Sie sich meine Figur“ – der Kronenwirth war ein kleines Heidel-
berger Faß – „blos ein bischen schlanker, aber so ungefähr mein Maß
– Garde!“ Das war Alles, ein bestimmtes Charakterbild ließ sich daraus
nicht formen.
Während sich die ziemlich enttäuschten Seeburger mit seiner Person
beschäftigten, saß Heinau oben in seinem Zimmer und besprach mit dem
in seiner Begleitung befindlichen Herrn, einem Ministerial-Baubeamten, das
Programm für den nächsten Tag. Die Unterhaltung der beiden Herren
war eine lebhafte, und als sich der Baurath empfahl, blieb Heinau
noch eine Zeit lang mit den Plänen und Schriften, welche sich auf
die Bahnanlage bezogen, beschäftigt, ehe er sich zur Ruhe begab. Der Gegen-
stand interessierte ihn, zweifellos – aber das allein würde seinen Pflichteifer
nicht erklären; er brauchte die Arbeit, um von sich selbst loszukommen. Sie
war das Heilmittel, das ihm wie schon oft in schweren Krisen, neue Kraft
und Muth zum Leben verschaffen sollte.
Die plötzliche Abreise der Baronin bedeutete für ihn: Zertrümmerung
aller Hoffnungen. Nun erst empfand er, wie er Die geliebt habe und
immer lieben würde, die ihn verschmäht, und daß er diesen Schlag nie
verwinden würde. Aber er war nicht der Mann, der in seinem Schmerze
gegen sich selbst wüthete. Er mußte weiter leben und um zu leben, brauchte
er die Arbeit, die allein seine Gedanken von der schmerzenden Wunde ab-
lenken und Geist und Seele wieder frei machen konnte.
Das Seeburger Eisenbahnproject hatte ihn schon wiederholt beschäftigt,
nun boten ihm die neuerlichen Berichte des Bezirkshauptmanns eine will-
kommene Gelegenheit, sich persönlich an Ort und Stelle zu unterrichten und
die Sache in Fluß zu bringen. Daß die Baronin den gleichen Weg ge-
nommen, ahnte er nicht. Er hatte nicht den geringsten Anlaß gehabt, dem
Gerüchte, daß sie – wie es hieß, auf Anordnung ihres Arztes – nach
Italien gereist sei, zu mißtrauen. Er war überzeugt, daß Monate, viel-
leicht Jahre vergehen würden, ehe sie sich wiederähen.
A

<"page338">

Am nächsten Morgen, als die Seeburger noch von ihrem seltenen
Besuche träumten, hatte er schon eine kleine Recognoscierung in der nächsten
Umgebung unternommen. Auf dem Rückwege passierte er die städtische

Promenade und betrachtete wohlgefällig einen an diese grenzenden prächtigen
Garten mit einem villenartigen Bauwerk, das sich durch die am Thore an-
gebrachte Aufschrift als das Bezirksamt von Seeburg auswies. Im Begriff
vorüberzugehen, sah er in der Nähe des Hauses eine weibliche Gestalt, die,
über einen Rosenstock gebeugt, ihm das Profil ihres Gesichts zukehrte, ohne
ihn jedoch zu bemerken. Bei ihrem Anblick erschrak er heftig und trat un-
willkürlich zurück, so daß er vom Garten aus nicht mehr gesehen werden
konnte. Die Dame war die Baronin. Es war kein Zweifel, er hatte sie
genau erkannt.

Wie kam sie hierher? In diese Abgeschiedenheit? Während er hastig
den Weg nach einem Hotel zu gewinnen suchte, kam ihm eine dunkle Er-
innerung: Sie hatte ihm einmal von einem längeren Aufenhalt in ländlicher
Stille gesprochen, der ihr so wohl gethan habe; er besann sich auch, daß
dabei von einer vertrauten Freundin die Rede gewesen sei, in deren Hause
sie sich vor allem Leid der Welt geborgen gefühlt habe. Nun war die
wieder in dieses Asyl geflüchtet, vor ihm geflüchtet – um dem zu begegnen
dem sie entrinnen wollte, und der, so mußte sie doch glauben, sie verfolgt
und wie ein Wild gestellt hatte!

Nein, so gering sollte sie von ihm nicht denken. Noch ehe sie von
seiner Anwesenheit Gewißheit erlangt hätte, würde er die Stadt schon ver-
laffen haben. Ein Vorwand für eine schleunige Rückreise mußte sich finden
lassen. Sie würde immerhin Verwunderung erregen, aber was lag daran?
Der Baurath mochte zunächst eine Erhebungen anstellen, er war über alles
Wesentliche informiert und konnte ihm später eingehend berichten.

Aber plötzlich durchkreuzte diesen Ideengang ein neuer Gedanke. Warum
sollte er fliehen, nachdem er die Verlorengeglaubte wie durch ein Wunder
wiedergefunden hatte? Konnte das nicht eine Fügung des Schicksals sein?
Also bleiben? Ja, bleiben, wenn auch nur, um ihr zu sagen, daß er diese
Begegnung nicht gewollt, daß ihm ihr Wille heilig sei, und daß sie ohne
Zwang, mit freiem Herzen über ihn beschließen möge!

Mit diesem Vorsatz kehrte er in das Hotel zurück, wo er sich bald
von amtlichen Geschäften in Anspruch genommen sah, bis Herr von Karl-
stein um die schickliche Besuchszeit kam, um ihn in sein Haus zu führen.

Charlotte hatte eine große Befangenheit und eine noch größere Ueber-
raschung zu überwinden, ehe sie ihre alte Sicherheit dem mit Spannung
erwarteten Gast gegenüber wiedergewann. Sie hatte – man mag es als
eine Lücke in ihrer Weltbildung ansehen oder nicht – noch nie einen Ge-
heimrath zu Gesicht bekommen. Was sie sich darunter vorstellte, war ein
ganz merkwürdiges Gebilde, aus Würde, Alter und Langeweile zusammen-
gesetzt; fügte sie nun noch diejenige Eigenschaft hinzu, die ihr Mann an

<"page339">

dem in Rede stehenden Herrn besonders hervorgehoben, so war sie geneigt,
sich denselben als ein Muster abschreckender Unausstehlichkeit auszumalen.
Und nun verneigte sich vor ihr ein Mann in jugendlicher Frische, auf
dessen geistvollem Gesicht ein eigenthümlicher, fast trauriger Ernst lag,
der es in hohem Grade anziehend erscheinen ließ; und nun fing dieser
interessante Mann nicht mit greisenhaft zitternder Stimme und in väter-
lichem Tone, sondern wie einer, der gewohnt ist, in den Salons schöner
Frauen zu verkehren, mit ihr zu reden an, zuerst über eine Reiseeindrücke,
dann über den Zweck eines Aufenthaltes, Alles in ungezwungener, unter-
haltender Form – sie kam aus dem Staunen nicht heraus, und im Nu
verwandelte sich ihr ungünstiges Vorurtheil in ein ganz entschiedenes Ge-
fühl der Sympathie.

Herr von Karlstein hatte sich gleich nach dem Austausch der ersten
Höflichkeiten beurlaubt, und sie plauderten eine Zeit lang heiter wie gute
Bekannte, als Heinau von dem bisherigen Gesprächsthema geschickt ablenkend
sagte:

„Ich glaube übrigens, gnädige Frau, ich habe heute schon in aller
Frühe den Vorzug gehabt, Sie zu sehen.“

„Mich? Schwerlich, ich bin eine Langschläferin, zum Aerger meines
Mannes, der ein grausamer Frühaufsteher ist.“

„Dann müßte ich Sie verkannt haben. Ich ging an Ihrer Villa
vorüber, die ich, mit Erlaubniß, jammt ihrer wundervollen Umrahmung
herrlich finde, und sah deutlich bei dem Rosenbosquet am Hause eine junge
Dame, ganz in Weiß. Sie waren es also nicht?“

„Ich sicher nicht, aber ich wüßte auch nicht, wer es sonst gewesen sein
könnte. Außer mir ist. Niemand im Hause – nur eine Kranke.“

„Eine Kranke? Doch nicht in Ihrer Familie?“

„Nein, eine Freundin, deren Besuch ich vor Kurzem erhalten habe.“

Das soll heißen, sagte sich Heinau, sie ist für Dich nicht vorhanden,
ich werde sie also nicht sehen dürfen. Dann möge sie es durch die Freundin
erfahren!

„Meine liebe, gnädige Frau!“ sagte er jetzt, den leichten Plauderstil
verlaffend, in ernstem und zugleich herzlichem Tone. „Werden Sie mir
zürnen, wenn ich als ein völlig Fremder in Ihr Vertrauen zu dringen
wage? Ich bitte, verzeihen Sie mir. Die Umstände sind so außergewöhn-
licher Art, daß sie mich, ich hoffe es zuversichtlich, in Ihren Augen recht-
fertigen werden.

„Nun denn, gnädige Frau, ich weiß, daß die Baronin Forster bei
Ihnen weilt, und daß sie beschlossen hat, einer Begegnung mit mir aus-
zuweichen, weil sie glaubt, daß ich diese Begegnung geflissentlich herbeiführen
wolle und ihr zu diesem Zweck hierher gefolgt sei. Ich bitte Sie inständigt,

<"page340">

gnädige Frau, sagen Sie Ihrer Freundin, daß dieser Verdacht unbegründet
ist, so sehr der Schein auch gegen mich spricht; daß ich lediglich aus amt-
licher Veranlassung hierher gereist bin, ohne auch nur im Entferntesten zu
ahnen, der Frau Baronin zu begegnen, die ich vielmehr, wie alle Welt, in
Italien glaubte; daß also ein Zufall ein Spiel treibt, an dem ich so voll-

kommen schuldlos bin, wie sie selbst. Wollen Sie, da mir versagt ist,
zu ihr zu sprechen, diese meine Versicherung, die Versicherung eines Mannes,
an dessen Worten zu zweifeln noch Niemand gerechte Ursache gehabt hat,
Ihrer Freundin überbringen? Wollen Sie eine gütige Mittlerin ein und
dadurch nicht allein mir, der keinerlei Anspruch darauf erheben darf, sondern
auch Ihrer Freundin, welcher meine Anwesenheit ein Gegenstand der Be-
unruhigung werden könnte, einen großen Dienst erweisen?“
Charlotte lauschte dieser gänzlich unerwarteten Kundgebung mit einer
Spannung, die sie nur mit größter Anstrengung zu unterdrücken vermochte.
Es wäre ihr eine persönliche Erleichterung gewesen, wenigstens ein lautes
Ah! von sich geben zu können. Aber das durfte sie bei Leibe nicht. Sie
würde damit zu erkennen gegeben haben, daß sie eine vollkommen Unein-
geweihte sei, und daß er sie ohne Grund als Mitwisserin eines Geheimnisses
betrachte, das ihr bis zu diesem Augenblick ganz und gar verschleiert ge-
blieben war. Einer so peinlichen Ueberraschung, einer solchen Demüthigung
durfte sie selbstverständlich einen Mann, der ihr mit offenem Vertrauen
gegenübertrat, nicht aussetzen. Auch fuhr es ihr durch den Sinn, daß sie
die Fäden dieses kleinen Liebesdramas, das sich da vor ihren Augen ab-
zuspielen schien, und in dem sie vielleicht eine hübsche Rolle übernehmen
konnte, möglicher Weise sogleich aus den Händen verlieren würde, wenn sie
eingestand, von dem Gehörten als einer großen Neuigkeit überrascht worden
zu sein. Denn mit der Schnelligkeit und dem Scharfsinn, womit Frauen
zu combinieren verstehen, wenn es sich um Herzensaffairen handelt, hatte sie
sich sofort den ganzen Sachverhalt zusammengereimt: daß Heinau um
Louisens Hand angehalten habe, daß sie der Entscheidung durch ihre Ab-
reise aus dem Wege gegangen sei, und daß sie nun die unvermuthete An-
kunft Heinaus in die größte Aufregung versetzt habe. Deutlich sah sie das
schreckensblasse Gesicht der Freundin vor sich, als sie die Nachricht empfing.
Nun verstand sie auch ihre Krankheit, ihre Absicht, sofort abzureisen, ihre
Scheu vor fremden Gesichtern – sie verstand. Alles, und dieses plötzlich
Eingeweihtsein in diese intime Angelegenheit erfüllte sie mit soviel stolzer
Freude, daß sie, ihre eigenen Sorgen vergeffend, sich ganz dem Reize des
neuen Erlebnisses hingab.
Als Heinau geendet hatte und sie erwartungsvoll ansah, reichte sie ihm
beide Hände hin und sagte:
„Mein verehrter Herr Geheimrath! Es bedarf keiner Bitte. Waltet
hier ein Mißverständniß ob, so ist es meine Pflicht, es aufzuklären.“

<"page341">

„Sie wollten also meine Vertheidigung bei der Frau Baronin führen,
gnädige Frau?“
„Was sicher nicht nöthig sein wird,“ warf sie ein.
„Und ihr sagen, daß ich mit keinem Gedanken gewagt habe noch wagen
werde, die Freiheit ihrer Entschließung anzutasten, daß ich mich ihrem Willen
unterwerfe, so tief Schmerzliches, ja Vernichtendes es auch über mich
verhängt?“
Er hatte diese Worte mit einem so traurigen Ausdruck gesprochen, daß
sie ein fast zärtliches Mitleid mit ihm empfand. Sie fragte:
„Ist es denn wirklich so hoffnungslos, Herr Geheimrath? Ich kann
es nicht glauben, daß Louise – –“
„Gnädige Frau!“ unterbrach er sie fast stürmisch. „Sie geben die
Hoffnung nicht auf? Sie eröffnen mir eine Aussicht?“
Er ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen.
Eben als diese kleine Scene sich abspielte, trat Karlstein ins Zimmer.
Im ersten Augenblick hatte er ein seltsam unbehagliches Gefühl, als werde
er plötzlich von einem eiskalten Gegenstand berührt. Aber es dauerte nur
eine Secunde und machte sofort einer großen Befriedigung Platz. Sieh
da! dachte er. Sie hat mich gut verstanden, sie ist eine Kluge! Der Herr
Geheimrath liegt schon halb zu ihren Füßen!
Nachdem Heinau sich empfohlen und Karlstein ihm das Geleit gegeben
hatte, kehrte dieser zu Charlotte zurück und fragte gespannt:
„Nun, was hast Du erreicht?“
Charlotte sah ihn ein wenig spöttisch an und antwortete kühl:
„Soll ich etwa mit der Thür ins Haus fallen?“
„Eure Unterhaltung schien ja eine sehr lebhafte gewesen zu sein?“
„Allerdings, und interessant im höchsten Grade. Ich habe noch nie
einen so geistvollen, wahrhaft vornehmen Mann kennen gelernt.“
„Er gefällt Dir also?“.
„Gefallen? Ich bin geradezu entzückt. Jetzt sehe ich erst, wie viel
wir Frauen hier entbehren müssen!“
Karlstein lächelte skeptisch.
„Hoffentlich hat er von Dir im Vergleich zu den Damen der großen
Welt einen ebenso günstigen Eindruck gewonnen.“
„Ich habe mich nie mit diesen Damen vergleichen wollen, aber es
giebt hier viele Männer, die mit Unrecht sich für bedeutend halten.“
Nach dieser kleinen Schmeichelei ging sie stolz wie eine Siegerin hinaus.
Seit jenem Abendgespräch, das sie ihm nicht verzeihen konnte, behandelte
sie ihren Gatten sehr von oben herab, wie Jemanden, den man vollständig
in der Hand hat, und den man ein Uebergewicht fühlen lassen will. Er
sollte für seine unerhörte Zumuthung gestraft werden, und nicht eher würde
sie wieder ein gutes Wort mit ihm reden, bis er seine Schuld bereut und
demüthig, kniefällig um Verzeihung gebeten hätte.

<"page342">

VIII.

Das Diner, an welchem außer den Herren vom Ministerium einige
in der Eile zugeladene Honoratioren theilnahmen, war vortrefflich, die
Stimmung sehr belebt. Karlstein beobachtete mit Genugthuung, mit welcher
Auszeichnung der Geheimrath seine Frau behandelte. Als er sah, wie
sie miteinander anstießen und sich flüsternd unterhielten, lächelte er vor

sich hin. Aha, sie will mich eifersüchtig machen! Da müßte ich meine
Lotte nicht kennen! In ihrem Innern macht sie sich über diesen Würden-
träger mit dem melancholischen Air weidlich lustig. Nur zu, Kleine! Er
soll nicht abreisen, ohne daß ich meine Versetzung in der Tasche habe!
Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft in den Garten, um dort
den Kaffee einzunehmen. Heinau reichte der Hausfrau den Arm, welche
um die Erlaubniß bat, ihm einzelne anmuthige Partien im Park und am
Seeufer zeigen zu dürfen.
Als sie, von den Herren gefolgt, langsam durch die Gänge schritten,
begann sie:
„Ich hätte Ihnen gern eine Nachricht von Louise gebracht, Herr Geheim-
rath, aber sie ist noch zu leidend, als daß ich die Angelegenheit berühren
dürfte.“
„Sie erschrecken mich, gnädige Frau!“ erwiderte er. „Die Baronin
war bis zum letzten Augenblick wohl, ist sie hier erkrankt? Oder leidet sie
nur, weil sie mich anwesend weiß?“
„Nein, ich bin überzeugt, daß ihre Nerven schwer angegriffen sind, und
daß sie der Schonung dringend bedarf. Vielleicht hat auch die überhastete
Abreise nach vorangegangener seelischer Erregung nachtheilig auf sie ein-
gewirkt. Sie sollten daraus Ermuthigung schöpfen, Herr Geheimrath!
Wenn Louise diese gewaltsamen Erschütterungen überwunden haben wird, wird
ihr Alles in einem anderen, freundlicheren Lichte erscheinen.“
„Wie mir Ihr Zuspruch wohlthut, gnädige Frau! Aber daß ich es
sein muß, durch den sie leidet? Ich, der sie liebt und der sich keiner
anderen Schuld bewußt ist als dieser Liebe? Und ich würde sie in meinem
Herzen verschlossen gehalten haben, würde nie gewagt haben, die ihr
zu gestehen, wenn ich nicht in ihrer Güte, ihrer Theilnahme für Alles,
was mir werth ist, ein Zeichen erblickt hätte, daß ich hoffen dürfe.
Sollte das ein Selbstbetrug gewesen sein? Ich kann es nicht glauben.
Der Eindruck einer flüchtigen Begegnung kann täuschen. Was in jahrelangem,
nicht blos äußerlichem Verkehr ein Mensch dem andern geworden ist, darüber
kann es unter ihnen keinen Zweifel geben. Und nun diese jähe Ent-
täuschung! Wie soll ich mir diesen Wechsel ihres Gefühls erklären? Denn
nichts Anderes kann ich ihrer plötzlichen Abreise zu Grunde legen. Ich
denke zu hoch von dieser Frau, als daß sie aus geringen Gründen mich so
tief verwunden könnte!“

<"page343">

Charlotte gerieth bei diesem Bekenntniß doch in eine gewisse Ver-
legenheit. Ahnte sie auch Entstehung und Verlauf dieser Krisis, so konnte
sie doch den Zusammenhang nicht so genau übersehen, um ein zutreffendes
Urtheil zu fällen. Es wäre daher vielleicht die rechte Zeit für sie gewesen,
sich langsam zurückzuziehen. Aber der Reiz, den dieses kleine Intriguenspiel
ausübte, war doch zu mächtig, um ihm widerstehen zu können.
Sie hatte sich ja nicht in das Geheimniß hineingedrängt, ohne ihren
Willen war sie Mitwisserin geworden. Warum sollte sie nun nicht den
Conflict zu lösen versuchen? War das etwas Unrechtes? Im Gegentheil,
diese beiden seltenen Menschen schienen von der Natur für einander
bestimmt zu sein, wäre es nicht ein gutes Werk, die wieder zusammen zu
führen? Denn wenn irgend ein Mann ihre Louise glücklich machen konnte,
so war es Heinau, von dessen tiefer Neigung für die Freundin sie ganz
durchdrungen war; wie sie nicht einen Augenblick zweifelte, daß er Erwiderung
gefunden habe. Allein warum dann diese Flucht? Auch das wußte sie
sich zu erklären. Sie kannte Louisens Vergangenheit und verstand ihr
Schwanken und Zweifeln. Wer jo Trauriges erfahren hat, verliert zuletzt
den Glauben an sich selbst, die Hoffnung auf ein wahres Glück.
Diese Gedanken tauchten blitzschnell in ihr auf, während sie einen
Augenblick schweigend neben Heinau herschritt. Jetzt sah sie mit beredten
Augen zu ihm auf und sagte:
„Vertrauen gegen Vertrauen! Ich glaube, Sie haben keine Ursache,
den Muth zu verlieren. Vielleicht hat Ihr guter Stern Sie hierher geführt,
und vielleicht kann ich dazu beitragen, das Dunkel aufzuhellen. Wollen
Sie mich also,“ fügte sie lächelnd hinzu, „als Friedensengel acceptieren?“
Heinau hemmte unwillkürlich eine Schritte, und mit beiden Händen
ihre ihm entgegenstreckende Hand erfaffend, erwiderte er tief bewegt:
„Ihre Worte bringen mir eine Verheißung. Ich fühle, wie das
Leben in mir neu erwacht. Ja, seien Sie unser Friedensengel! Helfen
Sie mir, das räthselhafte Hinderniß beseitigen, das sich zwischen uns gestellt
hat, helfen Sie mir, den Weg zu Louisens Herz zu finden!“
Karlstein hatte diesen Vorgang mit stillem Triumphe beobachtet.
Im Vergleich mit den Frauen sind wir doch Stümper in der Ver-
stellung, sagte er sich. Wollte meine theure Charlotte nicht schier aus der
Haut fahren, als ich ihr zumuthete, ihre Liebenswürdigkeit ein wenig zu
steigern? Und jetzt? Das ist ja eine Kühnheit der Koketterie diesem
schmachtenden Geheimrath gegenüber, die der größten Schauspielerin Ehre
machen würde. Ei, meine kleine Prüde, da wird man ja auf einer Hut
sein müffen! Aber gewonnen ist das Spiel! Addio Seeburg! Addio
Bezirkshauptmannschaft!
Der Geheimrath war kurze Zeit nachher aufgebrochen, und Karlstein
sah sich genöthigt, den Rest des Tages zu einer Verfügung zu sein, denn
Heinau hatte den Wunsch ausgesprochen, heute noch verschiedene Fragen

<"page344">

zur Erledigung zu bringen. Erst gegen Abend kam daher der Bezirks-
hauptmann zu einer Aussprache mit seiner Frau.
„Nun?“ fragte er gutgelaunt und entschlossen, die von ihm sicher
erwarteten guten Nachrichten mit der nöthigen äußeren Gelassenheit entgegen-
zunehmen. „Wie stehen wir, meine kleine Diplomatin?“
„Was meinst Du?“ fragte sie gleichgiltig. „Warum Diplomatin?“
„Ich muß Dir in der That mein Compliment machen, theure Char-

lotte. Du bist ein Genie in der Kunst, mit galanten Herren umzugehen..
Fast fange ich an, mich vor Dir zu fürchten, Du hast ja meinen hoch-
geschätzten Herrn Vorgesetzten dergestalt in Fesseln geschlagen, als sollte er
ewig Dein Sklave bleiben.“
Er lachte vergnügt und versuchte, ihr einen Kuß zu rauben. Sie
wich ihm jedoch aus und machte Miene, zu gehen.
„Du hast Dich neuerdings auf eine merkwürdige Art von Schmeicheleien
verlegt. Damit machst Du nicht den mindesten Eindruck auf mich. Wenn
Du sonst. Nichts befiehlt, bin ich wohl entlassen, ich möchte zu Louise
hinüber.“
„Immer noch verschnupft, Lotte? Komm, sei gut und sage mir
endlich, was hast Du ausgerichtet?“
„Ausgerichtet? Wo?“
Er wurde ungeduldig.
„Ach Gott, laß doch jetzt das Spiel, bei mir hast Du's ja nicht
nöthig. Wie hat er sich über meine Wünsche geäußert. Werden wir fort-
kommen? Und was bestehen für Absichten bezüglich meiner anderweitigen
Verwendung?“
Sie sah ihn erstaunt an..
„Ach, jetzt verstehe ich Dich erst!“ versetzte sie. Und dann die
Schultern mitleidig in die Höhe ziehend: „Verzeih, lieber Fritz! Von Dir
habe ich wirklich keinen Ton gesprochen!“
„Möchtest Du nicht endlich ernsthaft sein?“
„Aber ich rede im vollen Ernst, lieber Fritz! Wer denkt an das All-
tägliche unter dem Zauber einer solchen Persönlichkeit? Ach, Du glaubst
nicht, was das für ein Mann ist! Eine neue Welt geht. Einem auf, wenn
man ihn sprechen hört, man kommt gewissermaßen über sich selbst hinaus.
Was Einem sonst wichtig und bedeutend vorkam, scheint. Einem so ungeheuer
nichtig gegenüber den hohen Interessen, für die er uns zu gewinnen weiß.
Nie hätte ich geglaubt, daß ein Mensch auf das ganze Denken und Empfinden
eines Anderen einen solchen Einfluß ausüben könnte!“
Karlstein zerrte ungeduldig an einem Schnurrbart. Als sie eine kleine
Pause machte, sagte er:
„Bist Du fertig? Das hört sich an, als ob wir die reinen Barbaren
wären, und als wäre zum ersten Male ein gebildeter Europäer erschienen,
um uns Cultur beizubringen!“

<"page346">

„Sieht man mir's an, daß ich glücklich bin? Ach, Louise, es war ein
wunderbarer Tag!“.
„War Dein Gatte wieder bei guter Laune?“
„Ich habe mich offen gestanden gar nicht darum gekümmert. Wir
achten viel zu viel auf die Stimmung der Männer, darum sind sie so ver-
wöhnt... Louise, ich habe einen herrlichen Menschen kennen gelernt!“
„Du machst mich neugierig,“ versetzte die Baronin lächelnd. „Wer
war denn dieser herrliche Mensch?“
„Wer sollte es anders sein, als unser Gast? Siehst Du, Louise, Fritz
ist ja gewiß ein prächtiger Mensch, obwohl ich im Augenblick recht böse auf
ihn bin und gerechte Ursache dazu habe, aber gegen ihn – ach Gott, gegen
ihn verschwindet er wie Jeder, den ich bis jetzt kennen gelernt habe. Es
ist etwas Merkwürdiges in seinem Wesen, das sofort gefangen nimmt, man
ist förmlich gebannt, wenn er spricht, man kommt sich wie verzaubert vor.
Und dabei ist nichts Gebietendes, nichts Herrisches an ihm, im Gegentheil,
einen so bescheidenen Mann in solcher Stellung, von so bedeutendem Geiste
habe ich noch nie gesehen; er hat eine so natürliche und herzliche Art, mit
Jedermann zu verkehren, daß kein Zwang aufkommen kann, und Alle sich
in seiner Gesellschaft so geben, wie sie sind.“
Louise jaß still und scheinbar theilnahmslos da, nur auf ihrem Gesicht
wechselten Röthe und Blässe, was der Erzählenden nicht entging. Sie
pausierte ein wenig, worauf Louise, vom Boden aufblickend, sie wie zur Fort-
jetzung auffordernd fragte:
„Nun? Schwärme nur weiter! Du sprichst sehr gut, Lotti. Das
muß ja ein Wunder von einem Mann ein, der Dich so begeistert!“
„Wie schade, Louise, daß Du ihn nicht auch kennen lernen kannst.
Vielleicht fühlst Du Dich morgen wohl genug, um ein fremdes Gesicht er-
tragen zu können. Was meinst Du?“
Louise schüttelte den Kopf, und sie sah in diesem Augenblick wirklich recht
abgespannt aus, um den Mund lief ein nervöses Zucken. Charlotte sah es
und legte besorgt ihren Arm um sie:
„Du bist nicht wohl, und ich langweile Dich mit meinem Geschwätz
Soll ich wieder gehen? Sag' es ganz offen. Ich plausche morgen
weiter.“
„Nein, nein! Es heitert mich auf, wenn ich Dich höre. Du weißt
gar nicht, wie hübsch und interessant Du plaudern kannst, Lotti!“
„Ach geh! Da solltest Du Heinau hören! Ich fürchte, es wird lange
dauern, ehe ich die geistreichen Gespräche unserer Herren wieder werde ver-
tragen können. Fritz citierte neulich, als er wieder einmal sehr unausstehlich
war, und ich einen Schrullen widersprach: Im engen Kreis verenget sich
der Sinn. Und ich habe ihm natürlich gehörig die Wege gewiesen. Aber
heute leuchtete mir's doch ein: so Unrecht hat er nicht. Womit beschäftigt

<"page347">

sich unser Geist? Was füllt unseren Gesichtskreis aus? Es sind beschämend
kleine Fragen und Interessen, wenn wir uns darüber Rechenschaft ablegen,
was wir freilich selten genug thun, wenn nicht einmal ein Ereigniß wie
dieses uns aufrüttelt, und eine Stimme aus einer anderen Welt an unser
Ohr schlägt und uns aus dem Schlummer weckt. Dann erkennen wir erst,
was für eine hohe Mauer um unser Denken und Empfinden gezogen ist.
Es ist, als öffne sich vor unseren Augen ein mächtiges Thor, und nun sehen
wir aus dem Dunkel, in dem wir sitzen, hinaus in eine schöne, sonnen-

überfluthete Weite, auf blühende Fluren, nach himmelstrebenden Bergen.“
„Aber,“ unterbrach sie sich selbst, „ich schwärme wirklich, und Du hast
Recht, wenn Du mich auslacht?“
„Warum denn, Lotti? Ich verstehe Dich ganz gut.“
„Du wirst mich aber doch auslachen, Liebste; denn ich rede und rede
und habe Dir noch nicht einmal gesagt, wie er aussieht. Denke Dir also
– – aber Du kennst ihn vielleicht gar selbst? Er ist doch eine Persön-
lichkeit, die auch im Gesellschaftsleben. Etwas bedeutet.“
Louise suchte die Verwirrung, in die sie die plötzliche Frage versetzte,
zu verbergen, indem sie aufstand und sich an den auf dem Tische stehenden
Blumen zu schaffen machte. Währenddeß antwortete sie:
„Heinau? Nicht wahr, so heißt er? Wohl möglich, daß ich ihn kenne,
man begegnet in der Gesellschaft vielen Leuten.“
„Er scheint Dich aber zu kennen,“ fuhr Charlotte fort. „Ich habe
ihn nämlich danach gefragt. Zuerst sah er mich erstaunt an, als wundere
er sich, Deinen Namen aus meinem Munde zu hören, dann fragte er, ob
ich Dich kenne. Ich sagte: ja, wir wären Freunde aus der Pension her.
Daß Du hier bist, wollte ich nicht sagen, um ihn nicht zu veranlassen, Dir
seine Aufwartung zu machen. Darauf meinte er, er hätte die Ehre, Dir vor-
gestellt zu sein, und auf meine weitere Frage, ob er Dich in letzter Zeit gesehen
habe – ich war nämlich froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben
– in der allerletzten Zeit nicht, er habe gehört, Du seist in Italien. Ich
jagte, ja, das wüßte ich aus Deinen Briefen. Es war ein bischen geflunkert,
aber das thut doch Nichts? Uebrigens, hast Du nie. Etwas über ihn ge-
hört, Louise? Ich muß gestehen, das wäre mir ungeheuer interessant.
Denn er hat sicher eine Schicksale, das ist mir ganz klar. Er hat einen
eigenthümlich schwermüthigen Zug im Gesicht, als hätte er irgend etwas
Schweres, etwas recht Trauriges erfahren, was auf ein ganzes Leben einen
Schatten geworfen hat.“
Hier brach Charlotte ab. Der müde und leidende Zug, den sie an
der Freundin wahrnahm, machte sie bedenklich. Mit dem Versprechen,
morgen in aller Frühe wieder zu kommen und ihr Amt als Scheherezade
aufs Neue anzutreten, sagte sie. Gute Nacht.
Als sich Louise allein sah, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts,
und man sah an dem erhöhten Glanz der Augen, wie sie das Gespräch

<"page348">

erregt hatte. Kaum hatte sich sich zurückhalten können, Charlotte. Alles zu
offenbaren, ihr zu sagen, was sie quäle und verfolge, was ihren Fuß un-
sicher und ihre Wege dunkel mache. Aber es war so süß, der Begeisterten
zu lauschen und als scheinbar Unbetheiligte ein Lob in rührender Weise
verkündet, seinen Geist, ein Alle bezauberndes Wesen preisen zu hören.
Es war ihr, als lege sich eine sanfte Hand auf eine schmerzende Stelle,
als sei plötzlich der Streit in ihrem Innern verstummt, und eine tiefe,
tiefe Ruhe breite sich wie ein unbewegtes Meer über Furcht und Zagen.
Und nun stand ein Bild greifbar vor ihrer Seele. Aus dem edlen
Antlitz blickten eine ernsten Augen sie traurig an. Sie sprachen: Was
that ich Dir? Warum fliehst Du mich? Glaubst Du nicht mehr an
mich? Mißtrauest Du meinem Worte? Hast Du mich je unwahr ge-
funden? Gehört Dir nicht mein Denken und Fühlen, Seele und Leib ge-
hören sie nicht Dir? Liebe ich Dich denn nicht? Und liebst Du mich
denn nicht auch? War Alles, was Du zu mir spracht, was Dein Lächeln
mir gestand, Deine Blicke mir verriethen – habe ich Alles nur geträumt?
Oder war es nur eine Laune, die jetzt von einer anderen verdrängt ist?
Spielst Du nur mit mir, und weiß Dein Herz nicht, was Mund und
Augen thaten? Sieh, ich bin hier, ich harre Deines Winkes. Warum
ruft Du mich nicht? Warum willst Du uns Beide elend machen?..

X

Der folgende Tag war für die Bereisung der projectirten Strecke be-
stimmt. Vorher hatte Heinau zugesagt, eine Deputation von Herren aus
Stadt und Bezirk zu empfangen, welche die Bitte ausgesprochen hatten,
ihre Gründe gegen das Bahnproject vorlegen zu dürfen.
Die Deputation wurde von dem alten Baron Münz geführt, der mit
einer gewissen urwüchsigen Beredsamkeit die Meinung der Seeburger
Opposition vertrat. Heinau hörte einen Ausführungen mit Aufmerksam-
keit zu. Dann antwortete er zwar verbindlich, doch mit jener Reserve,
die ein verantwortungsvolles Amt auferlegt, daß er keineswegs die vor-
gebrachten Bedenken gering anschlagen und nicht verfehlen werde, die vor
der endgültigen Entscheidung in der Ministerialinstanz zur Geltung zu
bringen. Er für seine Person könne eine Zusage nach keiner Richtung hin
machen, da er lediglich die Aufgabe habe, sich mit eigenen Augen von
der Sachlage zu überzeugen und ein Urtheil über die Nothwendigkeit und
Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Linie zu bilden, wobei es für ihn von
hohem Werthe gewesen sei, die Ansichten der Nächstbetheiligten zu hören.
In jedem Falle könne er versichern, daß das Für und Wider mit der
größten Unparteilichkeit werde erwogen werden, und daß, wenn die Ent-
scheidung gegen die Wünsche der verehrten Herren, die kennen zu lernen,
ihn außerordentlich gefreut habe, ausfallen sollte, die Regierung mit größter

<"page349">

Schonung vorgehen und dafür sorgen werde, daß dem Bezirk keine erheb-
lichen Opfer auferlegt würden.
Ob die Deputation von diesem etwas diplomatischen Bescheide befriedigt
war, ließ sich nicht erkennen; darüber war sie jedoch einig, daß man vom
Standpunkte eines Regierungsvertreters nicht wohlwollender und entgegen-
kommender sprechen konnte, als es seitens des Geheimraths geschehen war.
Als Heinau sich zuletzt von dem alten Baron verabschieden wollte,
bat dieser noch um eine kurze persönliche Unterredung und begann, nachdem
sie gewährt worden, ohne Umschweife:

„Man wird Ihnen schon gesagt haben, mein lieber Herr Geheimrath, daß ich ein Original bin. So nennen mich nämlich die Leute, weil sie zu höflich sind, mich einen alten Narren zu nennen. Lassen Sie das man gut sein!“ fuhr er fort, als Heinau lächelnd eine Zustimmung zu dieser Volksmeinung abzulehnen schien, „Ich bin nicht so. Ich gönne den Leuten gern 'ne kleine Freude. Und wenn Sie meinen Wunsch hören, werden Sie am Ende auch denken: der Alte ist doch ein Original!“

„Daraufhin können Sie's immer riskiren!“ sagte Heinau belustigt.

„Na gut, aber ich wasche meine Hände in Unschuld. Also, Herr Geheimrath, meine Bitte, und ich kann sagen, die Bitte von dreiviertel des Bezirkes ist: verhelfen Sie Herrn von Karlstein zu einer guten Stelle, aber einer sehr guten, denn er verdient sie.“

Heinau horchte erstaunt auf.

„Das soll heißen,“ warf er ein, „Sie wünschen einen anderen Bezirks-hauptmann?“

„Sehen Sie, wir Beide verstehen uns, Herr Geheimrath!“ antwortete der Baron gemüthlich.

„Aber ich muß sagen, mein verehrter Herr Baron, ich bin aufs Höchste überrascht. Ich weiß zwar, daß Herr von Karlstein sich mehrfach um einen anderen Posten beworben hat, aber ich habe nicht geglaubt, daß er damit den Wünschen des Bezirkes entgegenkommt. Im Gegentheil, ich habe angenommen, daß er hier festen Fuß gefaßt hat, und daß man ihn höchst ungern scheiden sehen würde. Und dafür habe ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit Beweise erhalten; denn Jeder, mit dem ich Gelegenheit hatte zusammenzukommen, war voll Lobes über den Bezirkshauptmann und ein warmes Interesse für den Bezirk.“

Der Alte blinzelte Heinau vertraulich an.

„Sie wissen doch, Herr Geheimrath, wenn man einen auf höfliche Weise los werden will, dann lobt man ihn weg. Aber im Ernst ge-sprochen: es kann auch kein Mensch gegen den Herrn. Etwas sagen, ich am wenigsten; seine Tüchtigkeit und Energie sind unanfechtbar und, wenn ich ehrlich sein will, er ist der gescheidteste und eifrigste Bezirkshauptmann, den wir je gehabt haben.

<"page350">

„Aber, mein verehrter Herr Geheimrath, er ist zu gescheidt und zu eifrig für uns, er ist zu schade für uns. Wir brauchen einen schlichten, ruhigen, seßhaften Mann, der unsere Leute versteht und unsere Heimat liebt, der gern hier ist, und dem eine Thätigkeit auch 'n bischen Herzens-sache ist und nicht blos ein Amt, das er vorschriftsmäßig verwaltet und lieber heut als morgen aufgiebt, wenn ihm ein besseres angeboten wird. Sehen Sie, Herr Geheimrath, wir sind ein unbequemes Völkchen – nee, nee, Alles, was wahr ist, wir sind unbequem, rauh und spröde wie unser Boden, aber wer uns zu behandeln versteht, der wird ganz gut mit uns fertig; denn wir haben auch unsere Tugenden, ich will sie nicht aufzählen, aus Bescheidenheit, Herr Geheimrath. Das viele Regieren ist nicht für uns, wir können's nu mal nicht vertragen, und wer glaubt, auf andere Weise könnt' er den Bezirk nicht verwalten, der hat sich hier nicht gut gebettet.

„Bleiben wir mal bei der Eisenbahn! Er sagte, sie wird ein Segen für uns sein, und wir wären doll, daß wir keine ' wollten. 's ist ja möglich, daß er Recht hat, ich will's nicht verschwören. Und wenn er ge-kommen wär’ und gesagt hätt': „Meine Herren, ich hab' einen Mann ge-funden, der will's riskieren, hier 'ne Bahn zu bauen und Seeburg zur Weltstadt zu machen, was meinen Sie dazu?“ Na, da hätten wir uns die Geschichte angesehen, und wahrscheinlich wären wir einig geworden. Aber wie macht er's? Eines schönen Tages schickt er uns eine Einladung ins Amt. Da hält er uns einen großen Vortrag über die Nothwendigkeit einer Eisenbahn Seeburg-Brückenhagen, und er hätte bereits mit der Gesellschaft Soundso einen Vertragsentwurf vereinbart, wonach sie sich ver-pflichtet, unter den und den Bedingungen die Bahn zu bauen, und wir würden wohl kein Bedenken haben, dem Entwurf zuzustimmen, denn die Sache wäre ja für jeden vernünftigen Menschen klar wie Kloßbrühe! Da jagten wir natürlich: Nee, wir wollten keine Eisenbahn und gingen unserer Wege. Denn aufdrängen lassen wir uns Nichts, und wenn der Herr Bezirkshauptmann einen Vertrag schon ohne uns fix und fertig hat, dann mag er die Bahn auch alleine bauen. Und so kam der Streit, und es ist ganz gut, daß Sie hergekommen sind, Herr Geheimrath. Denn nicht wahr, Herr Geheimrath, ob wir die Bahn nu kriegen oder nicht, unseren verehrten Herrn Bezirkshauptmann befördern Sie auf jeden Fall, glauben Sie mir: er verdient's, und der Bezirk auch!“

„Mein verehrter Herr Baron,“ sagte Heinau, als der Alte fertig war und sich nach der ungewohnten Anstrengung den Schweiß von der Stirne wischte. „Ich bin gewiß recht dankbar für Ihre interessanten Eröffnungen, aber Sie werden nicht verlangen, daß ich –“

„Nicht die Idee!“ fiel ihm der Baron in’s Wort. „Garnichts sollen Sie mir versprechen! Es war ja eine Riesenliebenswürdigkeit von Ihnen, mir altem Esel ruhig zuzuhören. Nur daß Sie nicht etwa denken, ich hätt'

<"page351">

irgend etwas Persönliches gegen den verehrten Herrn. Gott bewahre mich! Ich mag ihn als Menschen ganz gern, und als Bezirkshauptmann geht er mich eigentlich nichts an; denn ich habe Gott sei Dank nach Niemandem zu fragen. Aber ich bin ein alter Mann, der seine Heimat lieb hat und der mit dieser dürftigen Scholle verwachsen ist wie ein alter Baum; ich möchte nicht, daß der Bezirk zu Schaden kommt, weil nicht der rechte Mann an der Spitze steht. Dem Herrn von Karlstein aber wünsche ich von Herzen alles Gute, das können Sie mir wahr und wahrhaftig glauben, Herr Geheimrath!“

Heinau erwiderte Nichts, sondern schüttelte nur herzlich die ihm dar-

gebotene Hand des alten Barons.
Unmittelbar darauf wurden die Wagen zu Streckenfahrt bestiegen.

XI.

Heinau, der mit Herrn von Karlstein zusammenfuhr, äußerte seine
Freude über die hübsche Landschaft, den gutbebauten Boden, die ordentlich
gehaltenen Wege.
„Es ist doch ein schönes Stück Erde,“ sagte er, „und ein guter, kern-
hafter Menschenschlag darauf. Sie sind zu beneiden, Herr von Karlstein!“
„Wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf,“ erwiderte Karlstein,
„das ist das Urtheil eines Gastes, dem sich nur die freundliche Seite der
Dinge darbietet.“
„Der aber doch vielleicht weniger einseitig denkt, als der durch
Gewöhnung Befangene.“
„Zweifellos, Herr Geheimrath! Aber ich meine: was unbequem ist
an Menschen und Verhältniffen, pflegt sich nicht gleich vorzudrängen, der
Fremde sieht es nicht oder er empfindet es doch, bei dem Gedanken, alles
dessen bald überhoben zu sein, nicht so wie der Einheimische.“
„Ich will ohne Weiteres zugeben, daß darin etwas Wahres liegt, aber
glauben Sie mir, Herr von Karlstein, nur in solchem scheinbar engen,
behaglichen Wirkungskreise ist das wahre Glück zu finden. Sie werden
mir im Stillen widersprechen und denken, das sei so eine sentimentale
Sentenz, die wenig bedeute in dem Munde eines Mannes, der über einen
derartigen Kreis hinausgerückt sei. Und ich sage Ihnen aufrichtig, ich bin
mir in meiner jungen Zeit auch manchmal sehr unterdrückt vorgekommen,
habe mich aus den kleinen Verhältnissen meines ersten Postens nach oben
gesehnt und hab's ja auch erreicht. Aber was ich eingetauscht, war nicht
besser und nicht innerlich befriedigender als das, was ich aufgegeben habe,
und oft genug empfinde ich ein brennendes Heimweh nach den glücklichen
Tagen, wo ich als Bezirkshauptmann ein fast unbeschränktes Regiment führte,
wo mich Jedermann kannte und, wenn ich's danach trieb, auch schätzte und
lieb hatte.“

<"page352">

Karlstein erhob gegen diese persönliche Beweisführung keine Einwendung.
Ueberzeugt war er natürlich nicht, er hielt vielmehr diese ganze Auseinander-
jetzung für eine umschriebene Ablehnung einer deutlich genug ausgesprochenen
Wünsche. Wenn der Gesättigte zum Hungernden sagt: wie gut hast Du's!
Du wirst nicht von den Beschwerden der Verdauung geplagt wie ich, es
giebt nur einen glücklichen Zustand, das ist ein leerer Magen – was ist
das anders als Hohn? Dieser Geheimrath, der hier unter der Maske des
älteren Freundes allerlei Moralisches zum Besten gab, verhöhnte ihn, und
wenn nicht Alles täuschte, so hatte er sich auch diesmal wieder verrechnet. Seine
Mißstimmung wuchs mit jedem Augenblick, und es kostete ihm große
Anstrengung, während des Zusammenseins mit Heinau ihrer Herr zu
werden..
Desto ausgiebiger machte er seinem Aerger gegen Charlotte Luft, als
er von der Fahrt zurückgekehrt war und die Herren vor der „Krone“ ab-
gesetzt hatte. In heftigen Worten erging er sich gegen Heinau, in dem er
allem Anschein nach seinen Hauptgegner zu erblicken hatte.
„Jetzt ist es mir vollkommen klar!“ rief er. „Man will mich hier
kalt stellen! Irgend wer muß gegen mich intriguirt haben, ich bin den
Herren da oben ein Dorn im Auge, und ich habe auf Nichts, auf Nichts
mehr zu hoffen! Wer hat nun Recht? Wer war immer mit seinem billigen
Trost bei der Hand, wenn ich mich beklagte? Wer nannte mich einen
Unzufriedenen, wer warf mir Mangel an Bescheidenheit und Pflichttreue
vor? Wie? So sprich doch!“
„Mein lieber Fritz!“ entgegnete sie mit einer Gelassenheit, als ginge sie
die Sache blutwenig an. „Du leidet an Selbstüberschätzung! Du scheint zu
glauben, die ganze Staatsordnung drehe sich um Dich und Deine Bewerbung.
Du lieber Gott!“ Sie lachte wenig respectvoll. „Da bist Du sehr im
Irrthum. Die „Herren da oben“ haben wichtigere Dinge zu thun, als sich
um jeden Bezirkshauptmann Sorge zu machen, und ich bin überzeugt, daß
es ihnen sehr gleichgiltig ist, ob Herr Schmidt oder Herr Kunz Bezirks-
hauptmann ist.“
Karlstein fuhr zornig auf.
„Was verstehst Du von diesen Dingen? Ueberhaupt, meine Liebe,
verbitte ich mir diesen überlegenen Ton, was soll das heißen?“
„Wenn ich nicht darüber sprechen soll,“ versetzte sie mit großer Seelen-
ruhe, „mir ist's recht. Du hast mich selbst um meine Ansicht gefragt, und
ich kann Dir nur wiederholen, daß Du Gespenster sieht. Es denkt sicher
Niemand daran, Dich zu verfolgen, und wenn man Dir keine andere
Stelle geben will, so wird das, denke ich, eine ganz natürliche Ursache haben.“
„Nun, welche denn, wenn ich fragen darf? Vielleicht hat Dir der
Herr Geheimrath darüber Aufschlüsse gegeben?“
„Ich habe Dir schon oft erklärt, daß ich mit ihm über diesen Punkt
noch nicht gesprochen habe.“

<"page353">

„Ich wünsche aber, daß Du das thut, und ich muß Dich bitten, meinen
Wünschen etwas mehr Rechnung zu tragen.“
„Gern, lieber Fritz, nur fürchte ich, es wird nicht leicht möglich sein,
da die Herren schon morgen abzureisen gedenken.“.
„Du irrt. Heinau beabsichtigt vielmehr seinen Aufenthalt noch zu
verlängern, es muß ihm doch hier außerordentlich gefallen. Er hat mir
auch aufgetragen – fast hätte ich den wichtigen Auftrag vergessen! –,
Dich zu fragen, ob Du an dem morgigen Ausfluge nach der Oberförsterei
Klompin theilzunehmen wünschtest, in welchem Falle Du huldvoll ein-
geladen seiest!“.
„Herrlich! Herrlich!“ rief Charlotte. „Wie liebenswürdig von ihm!
Selbstverständlich bin ich von der Partie! Wann fahren wir?“

„In der Frühe. Du bist ja ganz aufgeregt.“
„Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich freue! Also früh? Gleich
nach dem Frühstück? Dann entschuldige, ich muß noch Verschiedenes
vorbereiten.“.
Sie wollte sich eiligst entfernen, er hielt sie jedoch zurück.
„Pardon!“ sagte er kurz und befehlend. „Ich ersuche Dich also dringend,
da sich nun eine Gelegenheit dazu bietet, die fragliche Angelegenheit in an-
gemessener Weise zu berühren!“
„Aber mit tausend Freuden, lieber Fritz!“ erwiderte sie lächelnd.
„Und ich zweifle gar nicht daran, daß es nur eines Wortes von mir be-
darf, um „die fragliche Angelegenheit“ in Deinem Sinne und zu Deinen
Gunsten zu erledigen.“
Nachdem sie diese gönnerhafte Zusicherung abgegeben, ließ sie ihren
Gatten stehen, unbekümmert um die Wirkung, die ihre Worte auf ihn aus-
üben würden.
Diese Wirkung war keine erbauliche. Der Bezirkshauptmann stampfte
wüthend mit dem Fuße auf. Es kochte in ihm. Er fühlte, daß seine
dominierende Stellung im Hause erschüttert sei, daß er sich seiner Frau
gegenüber etwas vergeben habe. Ein Geist der Auflehnung war in die
gefahren, seit dieser Geheimrath hier war. Sie war wie umgewandelt, wo-
her kam dies nur? War es vielleicht doch ein Fehler gewesen, daß er ihre
Diplomatie zu Hilfe gerufen hatte? Man gebe sich nur den Frauen in
die Hände! schloß er eine düsteren Betrachtungen. Nun, sie wird schon
wieder Vernunft annehmen, wenn ich meine Sache durchgesetzt habe, darauf
kommt's allein an. Oder – –?
Plötzlich zuckte er zusammen und blickte mit funkelnden Augen vor
sich hin, als habe er eine gräßliche Vision. Zugleich ballte er seine Fäuste
gegen einen unsichtbaren Feind und rief ganz laut:
„Ah! Ihr sollt mich kennen lernen!“

<"page354">

Am nächsten Morgen fuhr Heinau vor dem Bezirksamt vor, um das
Karlstein'sche Ehepaar zu dem Ausfluge nach der Oberförsterei abzuholen.
Während er dem Hause zuschritt, spähte er nach den Fenstern hinauf. Aber
Niemand zeigte sich, auch der Garten war leer..
Dennoch beobachtete ihn Louise, hinter der Gardine verborgen. Ihr
Herz schlug laut und schwoll vor Sehnsucht, als sie ihn erblickte.
Und zitternd vor Bangigkeit blieb sie stehen, bis er wieder aus dem
Hause kam. Charlotte hing an einem Arm. Sie sah strahlend schön aus,
jung und begehrenswerth. Heinau half ihr auf den Wagen, und sie beugte
sich, während er neben ihr Platz nahm, mit freundlichem Lächeln zu ihm
hin, worauf Beide in ein heiteres Gespräch zu kommen schienen.
Bei diesem Anblick empfand sie einen stechenden Schmerz. Ein ihr un-
bekanntes Gefühl, halb Neid, halb Groll stieg in ihr auf und trieb ihr das
Blut ins Gesicht. Hastig trat sie vom Fenster zurück, und indem sie an
dem Spiegel vorüber ins Zimmer schritt, sah sie zu ihrem Schrecken, daß
ihre Stirn in finsteren Falten lag und ihre Augen glühten.
Ah! Wie häßlich! Wie häßlich! dachte sie, während sie stehen blieb
und mit dem Finger die Stirn berührte, als wollte sie die bösen Gedanken
verscheuchen. Warum zürne ich ihr? Weil sie sich glücklich fühlt in seiner
Nähe, aus der ich mich verbannt habe? Verzeih mir, meine gute Lotti!
Ich kenne mich ja selbst nicht mehr, weiß nicht mehr ein und aus. Ich
liebe ihn ja, ich liebe ihn! Und dennoch trennt mich. Etwas von ihm,
Etwas, was ich nicht erkennen kann, was ich nur dunkel fühle, wenn die
Erinnerung mich drohend überfällt! Ich möchte zu ihm eilen, ihm sagen:
Nimm mich hin, mein Schicksal lege ich in Deine Hände! Warum stockt
mein Fuß? Warum erstarren meine Lippen, wenn das Geständniß laut
werden will?
Von neuer Unruhe ergriffen, stieg die durch den Garten an den See
herab. Auf dem lauschigen Uferplatz, wo eine Trauerweide über einer
Ruhebank schattet, saß sie träumend und grübelnd und rang nach Klarheit
und innerem Frieden.
Inzwischen fuhr die kleine Gesellschaft dem Walde zu. Hinter dem
Wagen, in dem Charlotte mit Heinau saß, folgte Karlstein mit seinem
eigenen Gespann. In ihm sah es nicht rosig aus, und auf einem Gerichte
spiegelte sich diese düstere Färbung eines Inneren deutlich ab. Er starrte
mißmuthig vor sich hin, nur manchmal warf er einen finsteren Blick auf
das vor ihm fahrende Paar, wenn Charlottens helles Lachen an ein Ohr
traf; was ziemlich oft geschah, denn sie war offenbar vortrefflicher Laune
und hatte damit auch ihren Begleiter angesteckt, dessen heiteres Mienenspiel
er genau beobachten konnte. Der Baurath, der mit Karlstein in einem
Wagen saß, kam wenig auf seine Kosten. Er war ein wißbegieriger Herr,
der seine Augen überall hatte, sich für Alles interessierte und gern Fragen

<"page355">

stellte, auch wenn er die Antwort schon im Voraus kannte. An dem Be-
zirkshauptmann aber scheiterte seine Wißbegierde, er bekam erst kurze, dann
nur halbe Antworten, und zuletzt erklärte ihm Karlstein, daß es ihm be-
schwerlich sei, während des Fahrens zu sprechen. So mußte er sich denn
bescheiden, sich prüfend umzusehen und über das Gesehene still nachzudenken,
was ihm nicht leicht wurde und das Vergnügen schmälerte. Der Bezirks-
hauptmann aber konnte sich wenigstens ungestört seinen Grübeleien hingeben,
so wenig heiterer Natur sie auch waren.
Dort saßen sie nun vergnügt zusammen, und er mußte allein mit
diesem langweiligen Baumenschen hinterherfahren und durfte zusehen, wie
sie sich amüsierten. Auf seine Kosten amüsierten! Er fühlte, es ging
auf seine Kosten! Siedend heiß überlief es ihn. Sie machte ihn zum
Narren, am Ende noch zu was Schlimmerem. Sie beachtete ihn gar nicht,
drehte sich nicht ein einziges Mal nach ihm um, er war für sie nicht vor-
handen, Luft war er für sie!

Und er selber hatte es heraufbeschworen! Er hatte ja von ihr ver-
langt, daß sie sich ihm angenehm und gefällig zeige. Nun sah er, was er
angerichtet hatte. Jetzt war aus dem Scherz Ernst geworden. Denn soviel
Menschenkenntniß – vielmehr Frauenkenntniß besaß er auch, daß er wohl
unterscheiden konnte, ob sie nur eine Rolle spielte oder ob sie Etwas dabei
empfand, mit dem Herzen dabei war. Nein zum Teufel! Sie spielte
nicht, sie war mit Leib und Seele bei der Sache! Er hatte ihr's angethan,
dieser Heinau mit seiner Geistreichheit, einen vornehmen Allüren, einem
weltschmerzlichen Blick! Rein verrückt! Aber es war so, gar kein Zweifel,
sie war dem Zauber, den solche Lebemänner auf naive Frauen auszuüben
pflegen – so hatte er wenigstens immer sagen hören – sie war ihm er-
legen, und wenn nicht ein Ende gemacht würde, wer weiß, was noch
daraus würde?
Hatte er das ahnen können? Hatte er sich diesen Geheimrath so vor-
stellen können? Er wußte selbst nicht mehr, was er sich für ein Bild von
ihm gemacht hatte. Dem Original hatte es wahrhaftig nicht ähnlich ge-
sehen. Und dieser Herr entblödete sich nicht, das augenblickliche Uebergewicht,
das ihm eine amtliche Stellung verschaffte, in so empörender Weise aus-
zubeuten? Aber genug des Schimpfes! Seine Geduld war erschöpft!
Aber vielleicht irrte er sich doch? Vielleicht geschah wenigstens von
Charlottens Seite. Alles nur ihm zu Liebe? Vielleicht – –? Ach, Thor-
heit! Er müßte ja blind sein, wenn er sie nicht durchschaute!
Ihr ganzes Auftreten, ihre Stimmung, ja ihr verändertes Aussehen –
sie war förmlich verklärt, so reizend wie noch nie – waren das nicht alles
untrügliche Zeichen? Aber er wird sie strafen! Streng und unerbittlich
wird er sie trafen – wenn er seine verletzte Ehre hergestellt haben wird.
Denn erst muß die Rechnung mit dem Anderen ausgeglichen werden, erst
muß – –.

<"page356">

Ein Glück, daß sie am Ziele waren, denn es war eine ungemüthliche
Fahrt für Karlstein. Und es wurde auch ein ungemüthliches Fest für ihn,
während die übrigen Gäste – aus der ganzen Umgegend waren die Be-
sitzer mit ihren Damen eingeladen – eine eigene Frau, die entzückend
aussah und sich gottvoll amüsierte, obenan, die gegentheilige Empfindung
hatten.
Gegen Abend brach das Karlstein'sche Ehepaar mit ihren Begleitern
auf. Wieder fuhr Charlotte mit Heinau im ersten Wagen. Diesmal ver-
nahm der Bezirkshauptmann kein Lachen und lautes Plaudern. Beide
schwiegen, obwohl ihre Gedanken dasselbe Ziel verfolgten. Erst als die
Lichter des Städtchens auftauchten, begannen sie von Louise zu sprechen.
Charlotte hatte die feste Hoffnung, die Freundin zu einer Begegnung mit
Heinau bestimmen zu können; es wurde verabredet, daß sie ihm noch heute
eine kurze Nachricht zugehen lassen solle, ob er darauf zählen könne; in
diesem Falle wollte er seine Abreise auf den übernächsten Tag verschieben.
XII.
Zu Hause angelangt, eilte Charlotte gleich zu ihrer lieben Patientin,
der sie stürmisch um den Hals fiel.
„Louise! Geliebte Louise! Wie hab' ich Dich vermißt! Ach, es
war unbeschreiblich schön! Die himmlische Luft, die heitere Gesellschaft
und die Fahrt durch den Wald, der ganz in Duft und Kühle gebettet war,
– nie werde ich diese Fahrt vergessen! Wie oft haben wir diesen Weg
schon zurückgelegt, nicht ein einziges Mal habe ich eine Reize so empfunden
wie heute! Wie kommt das, Louise?“
„Weil Du ihn heute mit anderen Augen angesehen hat. Deine glück-
liche Stimmung ließ Dir Alles neu und schön erscheinen.“
„Du hast Recht, Louise. Weißt Du, mit wem ich zusammen fuhr?
Mit Heinau. Ach, was ist das für ein Mann! Wie ein Zauberer erschließt
er uns das eigene Herz, weckt er, was in uns schlummert, lehrt er uns
sehen und verstehen. Wie weiß er. Alles sinnreich zu deuten, poetisch zu
verklären! Das scheinbar Leblose beginnt zu leben, das Unbedeutende erhält
Bedeutung, das schlichte Bild zeigt Farbe und reizvolle Form. Woran wir
achtlos vorübergegangen sind, jetzt erscheint es uns wie ein Wunder, und
mit vollen Zügen genießen wir, wo wir sonst darbten.“
Louise unterbrach sie nicht. Ganz still sah sie vor sich hin, und wieder
stieg jenes bittere Gefühl in ihr auf, das sie schon einmal wie einen häß-
lichen Wurm von sich abgeschüttelt hatte. Wieder sagte sie sich: Ist das
nicht Leidenschaft, was aus dieser jungen, reizenden Frau spricht? Der
geistvolle, lebenserfahrene Mann, hat es ihr angethan, ihre Seele in Fesseln
geschlagen. Und er? Wird er diesen zärtlichen Augen widerstehen können?
Wird dieses in der vollen Blüthe der Schönheit sich ihm zuneigende Weib
sein Herz ungerührt lassen?

<"page357">

Ach, wohin verirrte sie sich? Was geschah mit ihr?
Ahnungslos plauderte Charlotte weiter:
„Er hat mir heute viel von seinem Leben erzählt, so offen und voll
Vertrauen, als wären wir soviel Jahre wie Stunden mit einander bekannt.
Warum mag er mir ein Vertrauen schenken? Ich denke mir, er sieht
mir's an, daß ich ein guter Kerl bin. Bedeutenden Frauen mag er oft
genug nahe getreten sein, aber ob die bedeutenden Frauen auch ein Herz haben?“
„Er schilderte mir eine entsagungsvolle Jugend, seine frühe Verein-
samung. Sein ganzes Leben war Arbeit und Kampf. Seine Leistungen
fanden Anerkennung, schnell erreichte er hohe Ehren, aber ein Herz ging leer
aus. Was Anderen das Leben bietet: die stillen Freuden einer Familie,
die sichere Geborgenheit im eigenen Heim, es blieb ihm versagt. Erst dem
gereiften Mann schien ein spätes Glück erblühen zu wollen. Er lernte eine
Frau kennen, die zum ersten Mal die Liebe in ihm erweckte; er bewarb
sich um ihre Hand, denn er glaubte sich verstanden und wiedergeliebt; aber
es war eine Täuschung, er ward zurückgewiesen. Es muß eine seltene,

eine herrliche Frau gewesen sein, voll Güte und edelstem Geiste. Um so
größer ist ein Schmerz, um so brennender die Wunde, die ihm geschlagen
worden ist. Ich glaube, sie wird nie heilen. Denn so tiefe Trauer
weiht man nur dem nie enden wollenden Leid.“
Die Erzählerin schwieg. Sie war selbst ergriffen, als sie des neuen
Freundes gedachte. Louise saß unbeweglich da, aber in ihren Augen stieg
es heiß auf, sie vermochte die Thränen nicht zurückzudrängen.
„Du weinst, Louise?“ sagte Charlotte, die umschlingend. „Dich rührt
ein grausames Schicksal, gutes Herz? Du mußt ihn kennen lernen, Louise!
Wenn Mitleid Trost bringen kann, so soll er ihn hier finden. Nicht wahr,
Louise? Er wollte uns morgen schon verlassen, aber ich bat ihn, uns noch
einen Tag zu schenken; ich weiß nicht, warum ich's that und wie ich den
Muth dazu finden konnte. Es war mir, als müßte ich's thun. Und er
versprach es mir. Er wird also noch einmal kommen, und ich führe ihm
Dir zu. Willst Du, Louise?“
Eine Stille entstand nach dieser Frage. Louise kämpfte ihren letzten
Kampf. Endlich blickte sie auf und sagte anft:
„Dir zu Gefallen, Lotte!“..
Als Charlotte die Freundin verlassen hatte, ging sie in ihr Zimmer
und gab im Fluge Heinau die verabredete Botschaft: „Louise will Sie
jehen. Theilen Sie mir durch meinen Diener mit, wann ich Sie morgen
Vormittag erwarten darf?“ Dann begab sie sich in das Arbeitszimmer
ihres Mannes, der sie erwartet zu haben schien. Er ging unruhig hin
und her, Wolken lagerten auf einer Stirn, in ihm tobte die Wuth.
„Unserer Kranken geht es gut,“ eröffnete Charlotte das Gespräch.
„Wenn wir morgen. Etwas unternehmen, wird sie mit bei der Partie
sein.“

<"page358">

„Bitte auf mich nicht zu rechnen!“ warf er kurz hin.
Sie näherte sich ihm scheinbar besorgt.
„Was ist Dir, Fritz? Warum bist Du verstimmt? Du hast nicht
die mindeste Veranlassung dazu, Deine Sache steht gut. Und mas Dir
doch die Hauptsache sein muß: ich bin jetzt ganz auf Deiner Seite. Ich
habe mich doch überzeugt, Du paßt nicht mehr in diese Verhältniffe, Du
mußt fort von hier, mußt Dich um eine Stelle im Ministerium bewerben.“
Er sah sie mißtrauisch von der Seite an..
„Wie kommst Du darauf?“ fragte er.
„Nun, wenn wir doch mal von hier fortgehen, dann wenigstens in
die Großstadt, wo man das Leben genießen kann, wo man einen anregen-
den Verkehr pflegen, gebildete Leute um sich haben kann – –“
„Geistreiche Geheimräthe, nicht wahr?“ ergänzte er ironisch.
„Daß Heinau in unserem Hause verkehren wird, darauf rechne ich
allerdings und freue mich darauf, die übrigen Geheim- und Ober-Geheim-
räthe interessieren mich nicht.“
Er lachte höhnisch auf.
„Also schon so weit? Das freut mich. Du scheint ja den Plan
schon fix und fertig zu haben, vielleicht hat der Herr Geheimrath selbst
daran mitgearbeitet?“
„Ich habe mich nur Deinem Wunsche gefügt.“
„Natürlich. Aber gestatte mir die Bemerkung: ich werde mich um
eine Ministerialstellung nicht bewerben, auch eine solche nicht annehmen, falls
sie mir angeboten werden sollte.“.
„Aber ich begreife Dich nicht! Es war doch früher Dein höchstes
Ziel!“
„Man ändert seine Ansichten.“
„Darin scheinst Du allerdings eine besondere Virtuosität zu entwickeln.“
„Kann sein. Jedenfalls werde ich mich an eine Provinzialregierung
versetzen lassen – oder – vielleicht gebe ich die Absicht, von Seeburg
wegzugehen, überhaupt auf. Nachdem die Eisenbahn gesichert ist, wird es
sich hier ganz gut leben lassen.“
„Wie!“ rief sie mit einem höchst natürlichen Ausdruck der Entrüstung.
„Jetzt willst Du auf einmal in diesem elenden Neste – wie Du unser
Seeburg ja zu nennen beliebtest – wo Du das Leben nicht mehr ertragen
kannst, wo Du zu Grunde gehen mußt, wenn Du auch nur ein Jahr,
einen Monat länger bleiben sollst – jetzt willst Du auf einmal hier als
Bezirkshauptmann leben und sterben? Ah, ich muß sagen, das ist stark“
„Wenn Du es stark finden willst, meine Liebe,“ versetzte er eisig, „ich
hindere Dich nicht daran. Du wirst so gut sein, mir die Entscheidung zu
überlassen und Dich gefälligst ferner um meine amtlichen Angelegenheiten
nicht kümmern.“

<"page359">

„Nein, mein lieber Fritz, so haben wir nicht gewettet!“ rief sie energisch.
„Erst hast Du mir das Leben verbittert durch Deine Unzufriedenheit,
Deine ruhelose Aemterjagd, hat mich gezwungen, mit Daransetzung meines
Zartgefühls mich für Dich zu verwenden, und nun heißt es plötzlich: Du
hast Dich um meine amtlichen Angelegenheiten nicht zu kümmern! Nein,
mein lieber Fritz, jetzt will ich nicht bleiben! Jetzt will ich fort! Und
was ich will, das wird geschehen, verlaß Dich drauf!“
Er warf ihr einen furchtbaren Blick zu und erwiderte, jedes Wort
betonend:
„Ich kann mir allerdings denken, daß Du ein lebhaftes Interesse
daran hast, Deinen schönen Plan zu verwirklichen. Höre aber mein letztes
Wort: Ich wünsche damit nicht mehr behelligt zu werden. Ich behalte
meinen jetzigen Posten. Verstanden? Gefällt es Dir hier nicht mehr, so
wirst Du wissen, was Du zu thun hat. – Und nun, bitte, laß mich
allein!“
Das klang sehr bedrohlich, und Charlotte hielt es nicht für gerathen,
ihm noch mehr zu reizen, denn sein Grimm war auf dem Höhepunkt. Sie

zog sich daher mit schmollend verzogenem Gesicht, doch innerlich höchst ver-
gnügt in ihr Zimmer zurück. Dort wurde ihr nach kurzer Zeit ein Brief
gebracht, welcher Heinaus Karte mit folgenden Zeilen von einer Hand
enthielt: „Verehrte gnädige Frau! Ihre Worte verkünden mir eine
Himmelsbotschaft. Ich bitte um die Gunst, gegen elf Uhr kommen zu
dürfen, wenn Sie mich nicht früher rufen. Ich küsse dankerfüllt. Ihre
Hand. Heinau."

XIII.

Karlstein hatte sich für die Vormittagsstunden dringlicher Dienstgeschäfte
wegen bei den Geheimrath beurlaubt. Er fühlte sich außer Stande, sich
in einer Gegenwart zu beherrschen und scheute doch vor einem Eclat zurück;
nicht weil er die möglichen Folgen für eine amtliche Stellung fürchtete,
sondern weil ihm bei dem unausgesetzten Grübeln über die Erlebnisse der
letzten Tage doch wieder Zweifel entstanden, ob eine Wahrnehmungen auch
wirklich frei von Selbsttäuschung waren. Nun bewachte er wie Argus die
Verdächtige, unfähig zu arbeiten und ein Arbeitszimmer mit ungestümen
Schritten durchmessend. Plötzlich sah er Heinau in den Garten treten.
Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich einer. Er hörte den Verhaßten
die Treppe heraufsteigen und sich einen Privatzimmern nähern. Da –
was war das? Eine Flurthür wurde leise geöffnet, und ein Flüstern von
Stimmen drang an sein Ohr. Dann hörte er, wie die Thür acht zu-
geklinkt wurde – und dann war Alles still.
Er stand da, bis in die Fingerspitzen blaß und kalt. Und im nächsten
Augenblick stürzte er hinaus und trat in das Zimmer einer Frau. Im

<"page360">

Hereinkommen vernahm er das Rauschen von Frauenkleidern und sah, wie
die Thür nach dem anstoßenden Zimmer von außen geschlossen wurde.
Nur Heinau war anwesend, er stand am Tisch und wandte sich in
augenfälliger Verlegenheit dem Eintretenden zu.
„Ah, Sie sind's, Herr von Karlstein?"
Der Bezirkshauptmann war dicht an der Schwelle stehen geblieben,
straff und steif in die Höhe gerichtet.
„Haben der Herr Geheimrath Befehle für mich?" fragte er mit
eisigem Tone.
Heinau sah ihn betroffen an und erwiderte ruhig:
„Nein, mein verehrter Herr von Karlstein, es handelt sich lediglich
um eine Privatangelegenheit, welche – –"
„Verzeihung, wenn ich mich da einmische!" unterbrach ihn Karlstein,
und indem er ihn höhnisch fixierte, fuhr er fort: „Sie haben mir gegenüber
rühmend die Lichtzeiten unserer bescheidenen Welt hervorgehoben, Herr
Geheimrath Heinau! Nun, eine dieser Lichtzeiten ist Ihnen offenbar ent-
gangen: es ist die ehrbare Sitte, daß man die Pflichten der Gastfreund-
schaft heilig hält!"
Heinau maß den Sprechenden mit einem scharfen Blick.
„Was wollen Sie damit sagen, Herr von Karlstein?"
„Daß Sie dieser Pflichten nicht eingedenk sind, Herr Geheimrath
Heinau!"
„Herr von Karlstein! Bedenken Sie, was Sie reden!"
„Es bedarf dieser Mahnung nicht. Ich wiederhole, Sie haben diese
Pflichten mit Füßen getreten, und deshalb muß ich das Ersuchen an. Sie
richten, fernerhin meine Frau mit Aufmerksamkeiten zu verschonen, welche
ihr, wie ich hoffen will, ebenso lästig sind wie mir!"
Heinau trat mit entschlossener Miene auf den Beleidiger zu.
„Sie werden diese Worte zurücknehmen, Herr von Karlstein; denn Ihr
Argwohn ist unbegründet, ich versichere es!"
„Ihr heutiges Verhalten bestärkt mich vielmehr darin!"
„Genug, mein Herr! Sie verschmähen es nicht, mich, den Gast, in
Ihrem Hause zu beschimpfen! Sie werden sich hoffentlich den Consequenzen
einer solchen Handlungsweise nicht entziehen!".
„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr!
Mit kaltem Blick ging Heinau an dem Bezirkshauptmann vorbei aus
dem Zimmer.
Dieser stand noch immer in kerzengerader Haltung auf einem Platz,
die Augen funkelnd, das Gesicht von Leidenschaft verzerrt, als sich die
gegenüberliegende Thür öffnete, und Charlotte, Schrecken in jeder Miene,
auf ihn zueilte.
„Ich habe Alles gehört!" rief sie. „Was hast Du gethan?"

<"page361">

Karlstein streckte gebieterisch den Arm aus und wies auf die Thür,
durch die sie gekommen war.
„Entferne Dich auf der Stelle!" rief er mit starker Stimme. „Ich
rede später mit Dir!"
„Ich gehe nicht, bevor Du mir versprochen hat – –"
„Nichts verspreche ich, und Nichts hast Du zu erbitten! Geh!"
Und sie rücksichtslos von sich abwehrend, wies er zum zweiten Mal
nach der Thür.
„Aber, Fritz," bat sie von Neuem, „so höre doch nur! Es ist ja
nur ein Mißverständniß – –"
„Und das sagt eine Frau, die sich vor den Augen ihres Mannes so
– – unwürdig benommen hat?"
Mit blitzenden Augen richtete sie sich auf.
„Und das sagt ein Mann, der seiner Frau so Unwürdiges zu-
gemuthet hat?"
„Ich hielt Dich für eine ehrbare Frau, aber – –"
Er konnte zum Glück nicht weiter sprechen. Denn Charlotte war mit
erhobenen Händen auf ihn zugegangen und schrie so laut und so drohend:
„Fritz! Fritz!" – daß ihm ein Schauer überlief, und er schnell das Feld

räumte.
Charlotte aber war nach ihrer letzten Kraftäußerung vorläufig am Ende ihres Humors. Sie setzte sich auf einen Stuhl, spreizte die Arme über den davorstehenden Ministertisch ihres Mannes und ihren Kopf darauf legend, schluchzte sie zum Steinerweichen...
Louise befand sich in ihrem Zimmer, beschäftigt, sich für die Begegnung mit dem Geliebten zu schmücken, als Charlottens Schrei zu ihr drang. Ohne sich zu bedenken, eilte sie dem Schrei nach.
„Louise!“ rief ihr Charlotte entgegen. „Sie werden sich schlagen! Fritz hat Heinau provociert. Eben hat er das Haus verlassen!“
Louise starrte die Freundin entsetzt an, ihre Kniee wankten.
„Wie ist das möglich? Was ist geschehen?“ stammelte sie.
„Die Eifersucht hat Fritz um den Verstand gebracht!“
Unwillkürlich trat Louise einen Schritt zurück. Und auf ihrem Gesicht lag so viel Argwohn, Mißtrauen, Seelenschmerz, daß Charlotte, so wenig heiter ihr zu Muthe war, doch auf einen Augenblick ihre Laune wiederfand. Ein Lächeln ging über ihr vom Weinen geröthetes Gesicht, wie Sonnenschein über verregnetes Feld.
„Louise, auch Du!“ sagte sie. „Bin ich denn eine so vollendete Schauspielerin? Daß die Fritz gepackt hat, ich meine die Eifersucht, nun, das muß ich hinnehmen, vielleicht habe ich ihm Ursache dazu gegeben, – das erzähle ich Dir später – aber Du, Louise! Komm her und bitte mir den schmählichen Verdacht ab! Ja, ich habe hinter Deinem Rücken ein Spiel getrieben, aber nur Dir zu Liebe, Dir zum Glück. Denn wisse, Du Miß-

<"page362">

trauische: mich hat der Zufall hinter Dein Geheimniß gebracht! Heinau sah Dich am Morgen nach einer Ankunft, Du warst im Garten bei den Rosen, und er ging ahnungslos vorüber. Und da er mich für eingeweiht hielt, hat er sich mir vertraut. Du solltest durch mich erfahren, daß er absichtslos, rein zufällig hierher gekommen, und daß er sich unter Deinen Entschluß beuge, ihn nicht mehr zu sehen. Aber sieh, ich hatte Mitleid mit ihm und mit Dir, denn ich sah ja bald, wie es um Dich stand. Und da war mein Entschluß gefaßt, daß ich Euch Beide, Ihr herrlichen, verzagten Menschen, zusammenführen müßte; und es wäre mir gelungen, wenn mein wilder. eifersüchtiger Fritz nicht dazwischengefahren wäre. Bist Du mir nun noch böse, Liebste?“
„Lotti! Lotti! verzeihe mir!“
Charlotte streichelte zärtlich Haar und Wange der Freundin, die sich an ihre Brust geworfen hatte.
„Nun aber laß uns handeln, Louise, ehe es zu spät wird!“
Louise richtete sich erschrocken auf.
„Gott im Himmel! Was thun wir? Komm, Charlotte, wir müssen zu ihm!“
„Zu wem? Nur gemach, nur ruhig Blut! Wie wollen meinem grimmen Tyrann schon den Staar stechen! Ich könnte mich freuen, wenn ich denke, wie er sich schämen wird, es wird ihm eine heilsame Lection ein. Aber zunächst heißt es, die Gefahr beseitigen! Du mußt sofort – – nein, halt, ich werde an Heinau schreiben, mir wird er folgen! Doch erst muß ich dafür sorgen, daß die Luft rein ist.“
Sie klingelte und fragte den eintretenden Diener, wo der Herr sei.
„Der Herr Bezirkshauptmann haben anspannen lassen und sind eben fortgefahren.“
„Gut.“
Als der Diener sich entfernt hatte, sagte sie:
„Er sucht sich eine Zeugen. Nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Ich schreibe schnell ein paar Zeilen an Deinen Liebsten, und wenn er kommt, wirst Du ihn empfangen. Nicht wahr, Louise?“.
Zehn Minuten später erhielt Heinau ein Billet von Charlottens Hand.
„Ich beschwöre Sie, sofort zu kommen. Louise erwartet Sie mit Sehnsucht. Mein Mann ist abwesend, Sie haben Nichts zu besorgen. Aber eilen Sie und seien Sie gegen Louise nicht zu nachgiebig!“

XIV.

Und nun standen sich die beiden Liebenden gegenüber.
„Willkommen in Seeburg!“ begrüßte Louise lächelnd den lang Entbehrten.

<"page363">

„Ich bin glücklich, Sie zu sehen, gnädige Frau!“ erwiderte er nicht ohne Feierlichkeit, denn er gedachte der Mahnung seiner klugen Freundin.
„Und nicht auch erstaunt?“
„Einigermaßen. Ich wußte nicht, daß der Weg nach Italien über Seeburg führt.“
„Alle Wege führen nach Rom, der meinige verschaffte mir die Möglichkeit, meine Freundin Charlotte zu sehen, darum habe ich ihn gewählt. Sie sind in amtlicher Mission hier, höre ich, und im Begriff, wieder abzureisen? Ich preise den glücklichen Zufall, Sie noch angetroffen zu haben. Denn lassen Sie mich Ihnen offen bekennen, verehrter Freund, meine plötzliche Abreise, ohne eine Antwort auf Ihre letzte Frage, verursacht mir heftige Gewissensbisse.“.
„Ihre Abreise war mir eine nur zu deutliche Antwort.“
„Und Sie zürnen mir deswegen, lieber Freund? Ach, wenn mich mein Entschluß nicht allzu traurig stimmte, so würde mich Ihr Zürmen mit Freude und Genugthuung erfüllen, denn es zeigt mir, daß ich Ihnen auch jetzt nicht gleichgiltig bin, daß Ihre Gefühle für mich dieselben geblieben find – –“
„Haben Sie je daran gezweifelt, Louise?“
„Nein – – und doch!“
„Und doch?“

Die Frage klang beklommen. Würde sie jetzt das Wort sprechen, das
alle Hoffnungen vernichtete? Angstvoll hingen eine Blicke an ihrem Gesicht,
das sich mit einem rosigen Hauch überzog, als ob eben ein lieblicher
Gedanke ihr Blut erregte. Sie schwieg, die Augen niedergeschlagen, und
schien es nicht zu bemerken, daß er ihre Hand ergriff und an seine
Lippen zog.
„Louise! Muß ich auf mein Glück verzichten? Ist Ihr Entschluß
unabänderlich?“
Sanft entzog sie ihm die Hand und sah ihn mit hellen Augen an,
und es lag etwas Merkwürdiges in ihren Blicken, er wußte nicht, ob Spott
oder Schelmerei.
„Wenn meine Antwort nun anders gelautet hätte, mein Freund,
könnte ich dann so vor Ihnen stehen? Müßte ich nicht vor Angst vergehen
bei dem Gedanken, daß der Mann, der mir zugehört, in der nächsten
Stunde vielleicht von einer tödtlichen Kugel – – ach! ich schaudere!“
„Jetzt aber, gnädige Frau,“ fragte er enttäuscht, „läßt Sie diese schreck-
liche Vorstellung vollkommen ruhig, wenn ich Sie recht verstehe?“
„Wer sagt Ihnen das?“ rief sie hastig; und mit einer Kopfbewegung,
als wollte sie die Maske abwerfen. trat sie auf ihn zu und ihre Hand fest
auf einen Arm legend, sagte sie:
„Sie dürfen sich nicht schlagen, Heinau, ich gebe es nicht zu!“
„Ich verstehe nicht, gnädige Frau – –“

<"page364">

„Keine Komödie, ich weiß Alles!“
„Also auch, daß das Duell leider unvermeidlich ist, und daß Ihr
Dazwischentreten höchstens einen Aufschub zur Folge haben würde, sonst
Nichts.“
„Aber es darf nicht stattfinden, hören Sie, es darf nicht! Es handelt
sich um ein Mißverständniß.“.
„Sind Sie dessen sicher?“
Von Neuem erröthete sie.
„Ja, ganz sicher,“ erwiderte sie fest.
„Aber wie wollen Sie den Gegner davon überzeugen?“
„Er muß Charlottens Betheuerung glauben.“
„Der Eifersüchtige glaubt nicht mehr, ihn überzeugen keine Betheuerungen,
keine Eidschwüre, Nichts.“
„Aber, um Gotteswillen, was soll geschehen? Bedenken Sie, es
handelt sich um das Glück zweier Menschen!“
„Nur zweier?“
„Nein, nein, das Duell darf nicht stattfinden! Hören Sie doch, Heinau,
ich vergehe vor Qual!“
„Wie können wir es verhindern, gnädige Frau? Der in einem
Heiligten gekränkte Gatte verlangt Genugthuung von dem vermeintlichen
Beleidiger! Darf dieser sie ihm verweigern?“
„Aber es muß ein Mittel geben, das Aeußerste zu verhüten! Ich be-
schwöre Sie, helfen Sie es finden! Lassen Sie uns nachdenken, was wir
thun könnten!“.
Heinau wiegte bedenklich sein Haupt und dachte nach. Lange dachte
er nach. Endlich sagte er:
„Bloße Versicherungen der Nächstbetheiligten würden, wie gesagt, bei
dem außer Fassung gerathenen, verehrten Herrn von Karlstein Nichts
fruchten. Man müßte ihm einen Irrthum so plausibel, gewissermaßen
handgreiflich machen, daß er garnicht anders könnte, als ihn eingestehen.“
„Ja, man müßte es ihm handgreiflich machen!“ sprach sie ihm
mechanisch nach.
„Die Frage ist nur: wie?“
„Ja, wie? Das ist die Frage!“
Neue Pause.
„Fällt Ihnen Nichts ein, Heinau?“
„Doch, in diesem Augenblick fällt mir. Etwas ein. Wenn wir Beide
vor ihn hinträten, Hand in Hand, und ich zu ihm sagte: Hier, mein lieber
Herr von Karlstein, ist die Dame, für die allein mein Herz schlägt, und
in alle Zukunft schlagen wird, die ich liebe und anbete und außer ihr
keine, und die mir soeben ihre geliebte Hand gereicht hat, um die ich so
lange treu geworben – –“

<"page365">

Ihre Hand, die er ergriff und zärtlich in der einen hielt, zitterte,
ihr schönes Haupt neigte sich zu Boden, aber sie ließ ihn weiter sprechen:
„Wenn ich so zu ihm reden dürfte, Louise, dann – dann würde er
glauben und versöhnt sein. Louise! darf ich so sprechen?“
Sie lächelte zu ihm auf
„Wenn es wirklich kein anderes Mittel giebt –“
„Louise!“
Er zog sie an sich und sah ihr strahlend in die tiefen, schönen Augen
und flüsterte:
„Nun bist Du mein, nun laß ich Dich nicht mehr!“
Und noch hielten die Glücklichen sich umschlungen, da ward die Thür
stürmisch geöffnet: Herr von Karlstein stand auf der Schwelle und prallte bei
dem Anblick seines Todfeindes zurück.
Louise aber nahm Heinaus Hand und rief dem Finsteren zu:
„Kommen Sie nur, lieber Herr von Karlstein, Sie müssen mir ja
gratulieren! Wir haben uns eben miteinander verlobt. Es sollte schon vor
meiner Abreise geschehen, aber ich war eigensinnig und capricirte mich
darauf, in Seeburg meine Verlobung zu feiern. Da blieb ihm denn
Nichts übrig, als mir nachzureisen. Also fort mit der bösen Miene, und
jagen Sie ihm ein gutes Wort! Und Du, Liebster, geh und drücke ihm
die Hand!“

Da sah der verehrte Bezirkshauptmann doch ein, daß er mit seiner
Leidenschaft gehörig in den Sumpf gerathen war, und daß ihm als Mann
von Welt und Verstand garnichts übrig blieb, als gute Miene zum
bösen Spiel zu machen. Er zog also zunächst die Thür in's Schloß, ging
dann zu Louise, küßte ihr die Hand und sagte:
„Gnädigste Frau! Meine aufrichtigste Gratulation!"
Und dann wandte er sich an Heinau und erklärte etwas bedrückt:
„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Herr Geheimrath, aber der
Schein sprach gegen Sie, und ich war wohl ein wenig zu erregt, um
Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden."
Heinau reichte ihm die Hand, in die der Bezirkshauptmann einschlug.
Und der Friede war besiegelt.
Nun galt es aber noch, Charlotte zu versöhnen, und das war keine
leichte Sache. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und der Bezirks-
hauptmann mußte sehr lange vor der Thür stehen und bitten, bis ihm
aufgemacht wurde. Doch nicht eher verzieh sie ihm, als bis er, genau wie
sie sich's vorgenommen hatte, vor ihr einen Fußfall that und reuig jede
fernere Anwandlung von Eifersucht und schrankenlosem Ehrgeiz abschwor.
Als an der Mittagstafel das doppelte Fest der Verlobung und der
Versöhnung gefeiert wurde, klangen plötzlich durch die geöffneten Fenster
feierliche Trompetenstöße aus dem Garten herauf. Es war die Seeburger
Stadtkapelle, welche die hohe Obrigkeit noch in letzter Stunde mobil

<"page366">

gemacht hatte, um dem vornehmnen Besuch wenigstens ein Abschiedsständchen
zu bringen. Sie spielte: „Muß i denn, muß ich denn aus dem Städtle
hinaus."
Und gerade, als Heinau sich mit der lächelnden Frage an den
Bezirkshauptmann wandte: „Gilt das mir oder gilt es Ihnen?" kam der
Diener und brachte ein Telegramm. Karlstein öffnete es, las die wenigen
Worte, die es enthielt, und gab es Charlotte in die Hand.
„Ah!" rief sie. „Ministerialrath! Ich gratuliere! Wirst Du annehmen?"
Er sah sie ernst an und antwortete:
„Wenn Du damit einverstanden bist, sonst nicht."
„Nun dann bleibt die Freundschaft zusammen!" sagte Charlotte.
Und Heinau erhob sein Glas und rief:
„Der neue Ministerialrath soll leben!"
„Halt!" fiel ihm Karlstein ins Wort. „Ich weiß einen besseren
Spruch: Die klugen Frauen, sie leben!"

<"page367">
J. J. David.
Eine literarische Skizze.
Von
liarl Bienenstein.
– St. Leonhard a. Forst (Nieder-Oesterreich). –
er Journalismus ist ein Moloch, der schon Hunderte von poetischen
| Talenten verschlungen hat, gegenwärtig noch verschlingt und
- auch in alle Zukunft noch verschlingen wird. Wehe Demjenigen,
der sich ohne genügende Mittel als freier Schriftsteller etabliert! Heut oder
morgen zwingt ihn die Noth, bei einer Tageszeitung unterzuschlüpfen und
in nervenzerrüttender Frohnarbeit ein Fortkommen zu suchen. Wohl kann
er Abends noch den Helikon besteigen, aber er ist müde und matt, und
wenn die Muse kommt, schreitet an ihrer Seite der Sandmann. Seine
Träume von Dichterruhm und Lorbeerkränzen zerrinnen in Nichts, und schließlich
begnügt er sich damit, sorgenfrei an der Futterkrippe des Journalismus
sitzen zu dürfen. Der Dichter ist todt.
Es gehört ein eiserner Wille, eine glühende Begeisterung für die Kunst
dazu, wenn sich ein Journalist über eine Tagesarbeit zur Höhe der Poesie
erhebt, und es sind auch nicht. Viele, denen dieser Aufschwung geglückt ist.
Wo wir ihn aber constatieren können, da ist es eine heilige Pflicht der
Kritik, ihn zu würdigen.
In dem Wiener J. J. David erblicken wir einen jener bewunderns-
werthen Dichter, denen es geglückt ist, die Poesie ihres Herzens vor den
journalistischen Wirbeln zu schützen, sie zu erhalten und ihr in aufopferungs-
voller Arbeit immer reifere Producte abzugewinnen.
J. J. David wurde 1859 zu Mährisch-Weißkirchen geboren. Schon
von seinem zwölften Jahre an sah er sich in die traurige Nothwendigkeit
versetzt, selbst für einen Lebensunterhalt zu sorgen und das bittere Brot
eines Hofmeisters und Correpetitors kennen zu lernen. Und dann kamen
die nicht minder entbehrungsreichen Jahre, da er an der Wiener Universi-
tät Germanistik und Geschichte studierte, da er ein Glied der litterarischen

<"page368">

Bohème der Donaustadt war und sich durch Journalistik, Correspondenz
politischer Art und kleinere poetische Arbeiten sein Leben fristete.
Seither hat sich das Schicksal des Dichters allerdings zum Lichte ge-
wendet, aber das Bittere, das er erlebt, die grauen Augen der Frau Sorge
blickten ihm noch über die Schultern auf seine Arbeit und stimmten sie auf
ernste, schwermüthige Accorde.
J. J. Davids litterarischer Charakter hat in Wien nicht seinesgleichen,
besonders nicht in der jüngeren Generation. Hier ein Schwelgen in den
feinsinüancierten Stimmungen, ein Tänzeln und Trippeln wie bei den
Barrisons, ein Schweben über den ernsten Fragen des Lebens und der
Zeit, ein schlangendamenartig graziöser Stil, die Luft des Variété, kurzum
die Kunst der modernen Nerven, – bei David dagegen düsterernste Farben,
wuchtiges, langsames Schreiten, ein tiefer Ernst, der sich an die schwierigsten
Probleme des Menschenherzens und unserer Cultur heranwagt, sicher aber
keinem aus dem Wege geht, ein Stil, der an die klobigen Holzschnitte alter

Meister erinnert, aber von einer feinen, tieftönigen Lyrik durchseelt ist.
David hat in seiner Art nur Genossen in C. F. Meyer, W. H. Riehl
und Ricarda Huch, wenn man bei dieser an ihre Erzählungen denkt.
David ist auf drei poetischen Gebieten mit Erfolg thätig, auf denen
der Lyrik, Novellistik und Dramatik.
Eines der schönsten Bücher Davids ist eine Gedichtesammlung. Wenn
auch jedes der anderen Bücher den Stempel seines Wesens trägt, hier hat
er sich am tiefsten und innigsten ausgesprochen, hier hat er sein Herz aus-
geschüttet. Eine tiefe Melancholie durchpulst seine Lyrik, eine Innigkeit,
die sich stellenweise zur Gluth und zu hinreißendem Pathos steigert. Düstere
Brände in todtfahlen herbstlichen Gefilden, das sind eine Dichtungen.
Zur Probe nur ein einziges Beispiel:
Von Zweien.
Er spricht:
Ich bin die Gluth, ich bin die Flamme.
Du bist wie Seehauch sanft und lind,
Ich bin aus Judas finster'm Stamme,
Du bist ein blond Germanenkind.
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem Anderen wird eher
Als mir, Dein reines Herz zu Theil.
Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst in wohlgefügtem Hag;
Mein Reich ist Finsterniß und Schweigen.
Du selber bist ein Maientag;
Und doch ich lasse Dich mit nichten:
Noch ist die Stunde, wie mir scheint,
Da Deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint.

<"page369">

Das Mädchen:
Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb" und ernst Gesicht:
Zwei Augen glühten unter dunklen Brauen
So traurig, wie ein Allerseelen-Licht;
Im Abendwinde flog ein schwarzes Haar,
Gehobnen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst Du wie ein Ungewitter,
Und meine Seele folgt Dir immerdar...
In weiteren Kreisen wurde David durch eine Novellen bekannt, in
denen er seiner Charakteranlage gemäß nur ernste Themen behandelt, Fragen
des Herzens oder solche, wie sie von den socialen Verhältnissen unserer Zeit
tagtäglich geschaffen werden, und andererseits Bilder aus großen Zeiten
aufrollt. David ist kein Fabulist, er weiß nicht durch Buntheit und Be-
wegtheit der Handlung zu interessieren, sondern er ist Charakteristiker, in
dem Mittelpunkt jeder Erzählung steht eine Gestalt, um die und in der sich
Alles concentriert. Ihr Charakter giebt dem Ganzen Leben und Stimmung.
Schon das erste Prosawerk Davids, das anfangs der neunziger Jahre
in der „Neuen freien Presse“ erschien: „Das Höferecht“ ließ die Eigenart
des Dichters nicht nur erkennen, sondern diese zeigte sich in ihm schon bis
zu einem hohen Grade entwickelt.
Eben wurde im österreichischen Parlamente die Frage des bäuerlichen
Höferechtes behandelt, als David eine ernste anklagende Geschichte hinein-
warf und poetisch für die Ausmerzung dieses socialen Sittenrudimentes
eintrat. Der Inhalt der Erzählung ist kurz wiederzugeben: Ein mährischer
Grundbesitzer hat zwei Söhne, von denen der geringer begabte dem geltenden
Recht zufolge den Hof erhalten, der andere studieren soll. An der Universi-
tät verbummelt nun der früher fleißige Student infolge einer leichtfertigen
Liebschaft und kehrt dann zu einem Bruder zurück. Dieser läßt ihn nun
eine gesetzliche Ueberlegenheit bitter empfinden, und die Folge davon ist
seine Ermordung.
Ein mächtiges sittliches Pathos, das aber nie in trockenes Raisonnement
ausartete, eine Wucht der Darstellung zeichneten diesen Erstling aus und
veranlaßten den berühmten Litterarhistoriker Professor Erich Schmidt zu
Worten warmer Anerkennung.
Mit ähnlichen Themen befaßte sich das Novellenbuch „Probleme“ und
der Roman „Das Blut“.
Ein Poet, der zum Höchsten strebt und an den Journalismus gefesselt
ist, – man erkennt, daß sich David darin eine Qual vom Herzen ge-
schrieben hat, – ein Knecht, der den Kampf zwischen jündiger Liebe und Recht-
schaffenheit kämpft, ein Fräulein, das mit einem kleinen Hund ihre Lebens-
freude verliert, ein wackerer Bauernsohn, der es zum Fabrikdirector gebracht
und seiner Mutter und einem Bruder zu Liebe seiner Liebe entsagt,
das sind die Gestalten, welche wir in den „Problemen“ finden. Wie der

<"page370">

Held des Höferechtes sind sie aus modernem Empfinden heraus geboren,
tragen sie den Stempel unserer gährenden Zeit an sich.
Spielen in diese Novellen häufig sociale Probleme hinein, so ist im
Blut ein anderes Capitel der Moderne aufgerollt, die Vererbungstheorie.
Es wird nämlich geschildert, wie die Tochter einer Gefallenen trotz der besten
Erziehung in die Art der Mutter zurückfällt.
Wodurch sich David in diesen Werken von anderen modern-realistischen
Autoren unterscheidet, das ist, daß er das Sociale ohne alle Bitterkeit auf-
faßt. Er macht die Gesellschaft für das viele Leid, das ihre Ordnung
einzelnen Individuen aufbürdet, nicht verantwortlich, er schilt nicht, er
hegt nur ein tiefes, warm ausströmendes Mitleid für die Unglücklichen, ein
Mitleid, das um so tröstender wirkt, als es selbst aus Schmerzen geboren

ward. Der Bruder drückt hier dem Bruder die Hand.
Meisterleistungen der Novellistik sind Davids historische Erzählungen,
die in den beiden Bänden „Die Wiedergeborenen“ und „Frühschein“ ge-
sammelt sind. Den Uebergang zu ihnen bildet die in den „Problemen“
enthaltene ergreifende Geschichte des letzten einsam und verlassen sterbenden
Barfüßermönches.
Diese historischen Erzählungen haben starke Ideenwurzeln in der
Gegenwart. Es ist kein Zufall, daß der Ruf nach einer neuen Renais-
sance so laut erschallt; daß man in Kunst und Litteratur auf ihre großen
reinen Formen sehnsüchtig zurückblickt und sie zu neuem Leben zu erwecken
bestrebt ist, ist mehr als eine bloße Mode, es ist die innere Verwandtschaft,
die wir Kinder einer Zeit mit großartigen, garnicht ausdenkbaren Zukunfts-
perspectiven mit den Menschen jener Zeit haben, die da ebenfalls an ein
goldenes Zeitalter glaubten, da das rohe Gezänke des Alltags vor den
Altären der Götter der Schönheit verstummen müsse.
Auch David, der in sich die Sehnsucht nach Größe und Schönheit trägt,
konnte sich dem Zauber des Renaissance-Zeitalters nicht verschließen. Aber
er schwelgt in seinen „Wiedergeborenen“ nicht in dem Prunke der italieni-
schen Renaissancehöhe, der Ueppigkeit der Humanistenhäuser Deutschlands,
sondern er sucht seine Leute unter den in seelischen Schmerzen ringenden,
groß angelegten Naturen jener Zeit. Er zeigt uns das ernste Fürsten-
gemach, in dem eine stolze Frau den Untergang ihres Geschlechtes in stolzer
Trauer herannahen sieht, die Künstlerwerkstätte Michelangelos, der in töd-
lichen Schauern nach der Krone höchsten Künstlerthums ringt, er führt uns
mit alchymistischen Goldsuchern und verbannten Hussiten zusammen, und
Alle leiden, wie der Dichter selbst, an dem Widerspruche des Lebens mit
ihrem Ideal.
Und noch eine andere große Zeit hat es David angethan, die des
großen Krieges. Er giebt aber keine Bilder von Zerstörung und Kriegs-
gräuel, sondern er wendet ein hoffnung dürstendes Auge dem Ende des
Krieges zu, da mitten aus all der sittlichen Verrohung und dem Schutte

<"page371">

einer zerstörten Cultur schüchtern und lieblich die Blüthe reinen Menschen-
thums emportreibt. Wohl ist die Liebe der beiden Halbgeschwister in der
ersten Novelle des Bandes „Frühschein“ noch eine jündige, aber das innige
Aneinanderschließen zweier Seelen ist doch ein Frühlingszeichen, oder das
Erwachen der Vaterliebe im „Bettelvogt“, das der Reue im „Todtenlied“
und die Lossagung von dem Hexenwahne im „Frühschein“, sie weisen schon
mit glänzenden Fingern in die Zeit, deren Leitstern die Humanität war.
Die poetische Wirkung der letztgenannten Novellensammlung ist eine
hohe, und sie hat ihren Ausdruck darin gefunden, daß dem Dichter für ein
Werk der Bauernfeldpreis verliehen wurde.
Nicht die gleichen schönen Erfolge hatte J. J. David als Dramatiker
aufzuweisen, obwohl er auch auf diesem Gebiete Tüchtiges geleistet hat.
Was ihn gehindert, die Palme zu erlangen, das war einerseits eine starke
novellistische, andererseits eine ebenso starke lyrische Kraft. Entweder erzählte
er zuviel, oder er ließ die Stimmung in einem Maße vorwalten, daß sie
die Handlung, die nun einmal, trotz Maeterlinck und aller Symbolisten,
die Hauptsache bei jedem Drama ist, erstickte.
Den gelungensten dramatischen Wurf hat David mit einem Erstlings-
drama „Hagars Sohn“ gethan. Er führt uns in demselben in die von
ihm bevorzugte Zeit der Reformation zurück und schildert uns, wie der
natürliche Sohn eines reformierten Bauers die Sache des neuen Glaubens
an die Feinde verräth, um sich und seine in Noth und Elend verkommene
Mutter an jenem zu rächen. Vater und Sohn finden dabei ihren
Untergang.
„Hagars Sohn“ ist ein echt poetisches Charakterstück und von tragischer
Wucht. Aber eine Schwäche liegt in einer Stärke des Dichters, darin,
daß eben auf Kosten der Charakterschilderung das Dramatische vernachlässigt
wurde.
„Ein Regentag“ ist eine ungemein feine Stimmungsarbeit, ein Stück
voll intimer zarter Lyrik, aber kein Drama.
Es konnte sich auf den Brettern ebenso wenig halten wie ersteres.
Das letzte unter Schlenther am Wiener Hofburgtheater aufgeführte
Drama Davids heißt „Neigung“ und ist die Geschichte einer armen Wiener
Beamtenfamilie.
Der Vater ist ein Beamter, der den Kopf voll Erfinderplänen trägt,
jede neue Idee auf Conto ihrer Erfolge mit gewissenlosen Freunden am
Biertisch feiert, die Familie darben läßt, endlich eine bedeutende Geldsumme
unterschlägt und sich in der Angst vor der Entdeckung das Leben nimmt.
Sein Sohn ist ebenfalls Beamter, ein Mann von Welt, aber innerlich roh
und gefühllos, eine Schwester Grethe ein verzogener Sprudelkopf. Eine
ergreifende Poesie liegt in der Gestalt der Mutter, einer durch ihr Leben
verbitterten Frau, die sogar aus dem Herzen der älteren Tochter Poldi

<"page372">

die Liebe reißen will, weil sie ihr Kind vor einem dem ihren ähnlichen
Leben bewahren will.
Wieder sind es wie in den Novellen der packende Lebenston und das
innige Mitleid, die diesem Drama eine Wirkung sichern. Wenn es auch
noch kein vollfertiges Drama ist, wenn noch der Lyriker den Dramatiker
stellenweise überwältigt, so dürfen wir doch von der Zukunft des Dichters
noch viel hoffen..
Gleichgiltig hat uns David noch mit keinem seiner Werke gelassen, und
das unleugbare Wachsthum einer dichterischen Kraft, ein stetes Fortschreiten
lassen uns die Ueberzeugung aussprechen, daß wir von ihm noch Großes
zu erwarten haben.

<"page373">

Richard Heinzel.

Von
II. I. TBavid.
– Wien. –

Rio geht's mir wieder, wie mir's vordem ging,
Selbst beim Colloquium, wenn ich Dir nahte:
Ich stammle wieder, wo ich reden müßte,
Und wenn ich sprechen sollte, möcht' ich schweigen.
Das macht die Scheu, die längst mit uns verwuchs,
Mit Allen Eins ward, die Dich je begriffen
Und Deines Wesens einen Strahl empfunden.
Recht, einen Strahl. Denn vor Dir weicht das Dunkel.
Und wie auf reinen Höhen sieht man Dich,
Tief unter Dir das graue Nebelwallen,
Der Wolken Schatten und ihr dunkelnd Wandeln.
Und scheidet man, so steigt man niederwärts,
Beklomm'ner Brust vom dumpfern Hauch der Gründe.
Es ist
So unermeffen das Gebiet, darinnen
Du königlich gebietet, das gelaffen
Ein Herr aus eig'nem Rechte Du umschreitet,
Hier Marken ändernd, dort den Grenzstein setzend,
So wie Dir's billig scheint. In starker Faust
Des Zweifels Schwert, so hast Du ausgerodet,
Was überlebt, und war es selbst in Dir.
Und wiederum hast Du mit rechter Richte
Das aufgehöht, was Dir das Wahre schien.
Zu tätem Dienste, sonder Rast bemüht
Des ewig Fließenden Gesetz zu finden:
Des Worts, der Sitte.

<"page374">

Du hast
Uns aufgethan der Vorzeit Kemenate,
Den Wunderhort begreifen uns gelehrt,
Der da gespeichert liegt. Hast uns des Grales
Geheimen Sinn erschlossen, selber gleich
Der Wunderschüffel, die da Alle sättigt,
Die gläubig nahen, die der Seele Hunger,
Den nimmer schweigenden, zu stillen weiß.
Hast aufgehellt verklung'ner Tage Dunkel:
Wir sah'n und staunten – was wie Schemen schien,
Gewann Gestalt und starke Leiblichkeit.
Im Panzerkleide zogen Nibelungen
Den Todesweg, voran der Schlächter Hagen.
Und Gudruns Lied verflog gleich Mövenruf
Im Wogenbrauen.
Und vorangeschritten
Durch wilden Wald, darin die Bäume sangen,
Verständigen vernehmlich, nun von Thaten
Der starken Irrenden, drin von den Zweigen
Ein heimlich Lied ertönt von hoher Minne,
Bist Du zur hohlen Kluft. Vorangetragen
In hoher Hand hast Du den Wunderstein,
Den man Karfunkel nennet, und so wich
Die tiefe Nacht von Gängen unter Erden,
Die Brunnen der verhohl'nen Tiefe klangen,
Hier sickernd, dort durch breite Stollen brausend,
Und wir erschauten, wie sich räthselvoll
Der Sprache laut'rer Erzgang da verästelt,
Dort eingesprengt durch schmale Schlüfte zieht,
Zum Lichte strebend. Und ihm schießen an
Gar viel Kleinodien: der theure Jaspis,
Der grüner ist denn Gras, der Almadein,
Der milde glühende, und wieder äffend
Durchsetzt ihn Kobold und der schlechte Zaffer.
In unsere Hand,
Unsicher noch des Werkes, legtest
Du Rüstzeug und Geräth. Du lehrtest brauchen
Uns Dein Gewaffen. Sein Gebietchen hat
Sich Jeder ausgesteckt, darin nach Kräften
Und eignem Können er sich gern bethätigt.
So horche denn! Die Hämmer höre pochen,
Der Spitzart Pinken in dem harten Stein,
Der Haue Schürfen. Unharmonisch kläng' es 2
Dir sei's Musik – es ist der Ton der Weise
Vervielfacht, die Du singen uns gelehrt,
Die heut ein starker Chorus Dir zu Ehren

<"page375">

Erhoben wird. Denn in der Arbeit ehrt
Man seiner Werke Meister.
Jeder hat
Herbeigebracht, was etwa er gefunden.
Im Gabensaale liegt's zu Hauf. Bei Stufen
Von gültigem Metalle – wohl auch Schlacken,
Gedrehte Ringe, wie man Freunden spendet,
Etwas Gekrätze, wieder bunte Kiesel,
Die hastig auflas, wer nichts Bess'res hatte

Und leerer Hände nicht erscheinen wollte.
Du nimm es gütig, wie sich's eben fand,
Betracht" es Dir mit wohlgeneigten Augen –
Zu scheiden weißt Du, der Du ein Wardein,
Ein strenger Markwart bist.
Mich aber laß"
Nicht gleich dem Herold schreiten vor den Deinen.
Gebückt nur laß mich stehen an der Pforte
Und sie Dir aufthun: Herr und hoher Meister,
Tritt ein und nimm das Deine und befieh,
Wie wir mit Deinem Pfund gewuchert haben!

<"page376">

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.

Von
karl Biedermann.
– Leipzig. –

IV.
(Schluß)

Ist der Mensch in seinen Entschließungen und Handlungen
frei oder unfrei?
(Willensfreiheit oder Determinismus)

Yie Frage nach der Willensfreiheit des Menschen ist naturgemäß eine
FF der ersten und obersten Fragen der Moral. Denn, wäre der Mensch
- nicht wirklich Herr seiner Entschließungen und Handlungen,
würden ihm solche vielmehr durch irgend eine Gewalt, die nicht gänzlich er
selbst wäre, aufgedrängt, so könnte von einer Moral überhaupt nicht die
Rede sein. Das zeigt sich u. A. darin, daß solche Schriftsteller, welche von
einer alle Menschen bindenden Moral. Nichts hören wollen, auch die menschliche
Freiheit entweder geradezu leugnen oder doch sehr ins Ungewisse stellen.
Die nächste praktische Folge der Annahme einer absoluten Unfreiheit
des Willens oder eines sogenannten Determinismus im extremen Sinne wäre
die, daß der Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht
werden könnte, weder moralisch noch juristisch. Man hat, seitdem das
Hypnotisieren in die Mode gekommen ist, allen Ernstes die Frage aufgeworfen,
ob Jemand, der auf den Befehl des Hypnotiseurs ein Verbrechen beginge,
wie das mehrfach in Romanen, hoffentlich noch nicht in der Wirklichkeit
vorgekommen ist, als schuldig betrachtet und bestraft werden könnte.
Nun ist bei dem Hypnotisieren doch nur eine zeitweilige Gebunden-

<"page377">

heit * Willens einer Person an einen fremden Willen vorhanden.
Ganz anders aber stände die Frage, wenn ein Mensch für ein ganzes
Leben einem solchen fremden Einfluß unterworfen sein und die Handlungen,
welche scheinbar die einigen wären, in Wahrheit nur rein mechanisch, wie
eine todte Maschine, vollführen sollte. Gäbe es keine Willensfreiheit, so
brauchten unsere Richter und Geschworenen in Criminalproceffen sich nicht
die Köpfe darüber zu zerbrechen, ob ein Angeklagter die That, deren er
angeschuldigt ist, wirklich begangen habe oder nicht, denn wenn er sie auch
zweifellos begangen hat, so ist er doch dafür nicht haftbar, kann nicht deshalb
verurtheilt werden. Er war ja nur das willenlose Werkzeug irgend einer
fremden Gewalt; nicht er handelte, sondern diese Gewalt handelte in seinem
Namen. Angenommen, ein Mann, der ruhig seines Weges in einer Straße
ginge, würde von irgend einer bewegenden Kraft, z. B. einem elektrischen
Motor, dergestalt angestoßen, daß er das Gleichgewicht verlöre, auf ein
hinter ihm stehendes Kind stürzte und dieses erdrückte, würde man ihn
dafür verantwortlich machen können? Eine solche fremde Bewegkraft müßte
aber im Spiele sein, wenn die Handlungen des Menschen als unfreie, als
ihm aufgedrungene gelten sollten.
Dann freilich hatte der alte König von Preußen, Friedrich Wilhelm I.,
der Vater Friedrichs des Großen, Recht, wenn er den Philosophen Wolff,
den er für einen Deterministen hielt, aus seinem Staate verbannte. Man
hatte ihn nämlich glauben machen, nach der deterministischen Lehre würde der
König, falls einer seiner großen Grenadiere von der Potsdamer Riesengarde
desertierte, den Mann nicht bestrafen dürfen, denn derselbe hätte desertieren müssen.
Welche geradezu zerstörende Wirkung auf unsere ganze Rechts- und
Gesellschaftsordnung es haben müßte, wenn man den Dieb, den Betrüger,
den Mörder nicht trafen dürfte, weil ein solcher Mensch sagen könnte: „Ich
bin es nicht gewesen, der die That begangen hat, sondern ein mystisches
Etwas hat mich dazu gezwungen,“ das bedarf nicht des Beweises*).

*) Die Deterministen fühlen recht wohl, daß eine solche Consequenz ihrer Lehre dieser
schaden müsse, und sie suchen daher auf alle Weise darüber zu täuschen. Der eine der-
selben (Gizycki, „Moralphilosophie“, S. 294) erzählt eine Geschichte von einem Vater, der
seinen Sohn wegen einer von ihm begangenen Handlung züchtigte. „Warum züchtigt Du
mich?“ fragte der Sohn (der auch schon Determinist zu sein scheint), „ich habe damals eben
nur so gehandelt, wie ich unter jenen inneren und äußeren Umständen handeln mußte, und
wie ich, falls dieselben wiederkehren sollten, unfehlbar wieder handeln würde.“ Darauf der
Vater: „Was Du gesagt hat, ist vollkommen richtig. Dein damaliges Verhalten folgte
aus Deiner damaligen Gemüthsverfassung, und es würde sich bei demselben Geisteszustande
unfehlbar wiederholen. Eben darum strafe ich Dich jetzt, damit, wenn den damaligen
gleiche äußere Umstände wiederkehren, Du nicht mehr in derselben Gemüthsverfassung bist,
und andere Motive Dich bestimmen.“
Hier ist zwischen die „äußeren Umstände“ und die Handlung Etwas hineingeschoben
(die „Gemüthsverfassung“ oder der „Geisteszustand“), worunter ebensowohl eine gewisse
freie Thätigkeit, als ein bloßer Reflex eben jener „äußeren Umstände“ verstanden werden

<"page378">

Wie denken sich nun die Deterministen das Zustandekommen der mensch-

lichen Handlungen, wenn sie diese nicht auf einen freien Willensact der
handelnden Person zurückgeführt wissen wollen? Auf verschiedene Weise.
Einmal durch äußere Eindrücke oder Reize. Diese, sagen sie, wirken auf
die Empfindungsnerven, welche dann die so empfangenen Eindrücke auf
die Bewegungsnerven übertragen; letztere wieder pflanzen solche fort auf die
Muskeln; die Muskeln endlich setzen den Körpertheil, zu dem flie gehören, in
Bewegung, und so entsteht eine Bewegung oder Handlung. Oder, wie dafür
der übliche Ausdruck lautet, die Bewegung oder Handlung wird „ausgelöst".
Das Bild ist von einer Maschine entnommen, an der eine Sperrvorrichtung sich
befindet, bei deren Hinwegnahme die Maschine in Thätigkeit gesetzt wird.
Durch diese Art von unmittelbarer Uebertragung eines äußeren Reizes auf
Nerven und Muskeln entstehen allerdings die sogenannten „unwillkürlichen oder
Reflexbewegungen", z. B. das Zucken mit den Wimpern bei einem Stoße
von außen gegen die Augen, das Sichkratzen bei einem durch einen Mücken-
stich verursachten Jucken der Haut u. j. w.
Solche unwillkürliche Bewegungen wie die hier genannten und ähnliche
sind in der Regel moralisch gleichgiltig, indeß können doch auch sie in
Handlungen übergehen, die eine moralische Bedeutung haben, z. B. wenn
in der Schlacht ein Soldat bei einem gegen einen Kopf geführten Hiebe,
statt ihn kaltblütig zu parieren, vor dem Hiebe ausweichen und fliehen würde.
Aber schon in diesem Falle sehen wir auch, wie die „unwillkürliche" Fort-
pflanzung eines äußeren Eindrucks durch Nerven und Muskeln recht wohl
unterbrochen und gehemmt werden kann durch einen freien Willensact, wenn
nämlich der Soldat, ohne zu zucken, dem Hiebe Stand hält. Hat, wie
erzählt wird, ein Mucius Scävola die Hand in glühende Kohlen gelegt,
ohne sie zurückzuziehen, so wäre das ein weiterer Beweis dafür, daß bei
der sogenannten „Auslösung" von Handlungen doch noch etwas Anderes,
nämlich der Wille, mitsprechen könne. Von einer fanatischen Secte irgendwo
im Orient wird berichtet, ihre Mitglieder ließen sich von einer Sorte von
Ungeziefer, die sie für heilig hielten, stechen, ohne sich zu kratzen und dadurch
kann, so daß es ungewiß wird, ob hier von einem wirklichen Determinismus die Rede
sei oder nicht.
Ein anderer deterministischer Schriftsteller macht sich die Sache leichter. Er schreibt
wörtlich (Leipziger Universitätszeitung 1890 Nr. 6 unter dem Titel: „Freier Wille 2):
„Wenn auch die Menschen für ihre Handlungen nicht verantwortlich zu machen sind,
so ist doch damit nicht ausgeschlossen, sie unter Umständen zu bestrafen. (??) Nur den
Namen „Strafe" läßt man fallen! Die Gesellschaft muß Verbrechen durch Strafen zu
mindern suchen; der Staat wird den Mörder bestrafen müssen, wenn er auch dabei dem
Mörder Unrecht thut. (!) Wir haben gesehen, daß das Handeln des Menschen von vielen
Factoren abhängt. Dem Staate muß also daran liegen, Factoren, zu schaffen (?), die das
Handeln günstig beeinflussen, und die Strafgesetzgebung ist ein solcher Factor und sogar
ein sehr wichtiger!" Es bedarf wohl keines Commentares, um das Widersinnige dieses
Raisonnements nachzuweisen.

<"page379">

ihre Peiniger zu verscheuchen. Solchenfalls würde sogar eine ganz unmittel-
bare Reflexbewegung durch einen dazwischentretenden Willensact gehemmt.
Daß es jedenfalls bei den eigentlich sogenannten Handlungen des
Menschen nicht mit einer so einfachen Operation gethan ist, wie bei den
bloßen Reflexbewegungen, sondern daß dabei ein viel verwickelterer psycho-
logischer Proceß stattfindet, bezeugen auch solche Psychologen, welche ent-
schieden auf dem empirischen Standpunkte der sogenannten physiologischen
Psychologie oder Psychophysik stehen. Dieselben stimmen darin überein, daß
eine unbefangene Beobachtung dieses Processes zu der Erkenntniß führe, es
sei in dem Menschen. Etwas, was gegen die äußeren Reize reagiere, eine
„selbstständige Thätigkeit", die man als „Wille" zu bezeichnen habe. Einer
der hervorragendsten dieser neueren Psychologen, Professor Wundt in Leipzig,
hat in einen verschiedenen Werken") folgende hierauf bezügliche Aussprüche
gethan: „Nicht der äußere Reiz allein und die dadurch erregte Empfindung
bestimmt die Handlung des Menschen, sondern diese Empfindung muß erst
in den größeren Nervenmaffen (dem Großgehirn) sich zu Vorstellungen, Be-
griffen, Willensacten krystallisieren. – Der Wille ist die innere,
selbstständige Thätigkeit, vermöge deren der Mensch unmittelbar
sein eignes Handeln erfaßt, welche nicht erst aus. Gefühlen und Trieben
entsteht, vielmehr eine fundamentale (ursprüngliche) Thätigkeit ist. –
Frei fühlen wir uns in unserer eigenen, die äußeren Eindrücke als
verfügbares Material verwendenden Gedankenthätigkeit. – Bei ent-
wickelten seelischen Zuständen ist nicht mehr der einzelne sinnliche Ein-
druck, sondern die gesammte Anlage des Bewußtseins der Haupt-
motor des wirklichen Wollens.".
Vom Standpunkte des Psychiaters aus ward das Gleiche geäußert
in einer Rectoratsrede des Leipziger Professors Flechsig, wo es hieß: „Ge-
sundheit des Großhirns verbürgt sichere Beherrschung der Triebe dadurch,
daß sie klares Denken, stete Besonnenheit ermöglicht. Wie alle anderen
Reflexe, so werden auch die körperlichen Triebe vom Großhirn stetig ge-
dämpft und darnieder gehalten."
Auch der englische Psycholog und Sociolog Herbert Spencer drückt
einen ähnlichen Gedanken aus, wenn er sagt*): „Die zusammengesetzten
Vorstellungen und die daraus entspringenden höheren Gefühle gewinnen die
Oberhand über die niederen Erregungen und führen so zu moralischen
Handlungen."
Eine andere Art, wie die Deterministen die Unfreiheit der menschlichen
Handlung zu beweisen suchen, ist ihre Berufung auf die sogenannte
„Motivation". Bei jeder Handlung, sagen sie, wirken verschiedene Motive,

*) „Grundzüge der physiologischen Psychologie", „Ethik", „Vorlesungen über die
Menschen- und Thierseele".

**) In der Schrift „Data of Ethics", S. 127.

<"page380">

d. h. verschiedene Vorstellungen, entweder zusammen oder gegeneinander. Das stärkste Motiv giebt den Ausschlag. Der Mensch glaubt, frei zu handeln, während er doch nur diesem stärksten Motiv gehorcht.

Auch das ist nicht richtig. Nehmen wir das Beispiel von dem Soldaten! In dem gegebenen Falle werden vielleicht zwei Motive sich um ihn streiten, die soldatische Ehre und die Liebe zum Leben. Welches von diesen zwei Motiven aber siegen wird, das ist keineswegs zufällig, sondern hängt von der Beschaffenheit des Willens oder Charakters des Soldaten ab. Ist dieser tapfer und ehrliebend, so wird die Liebe zum Leben nicht die Macht haben, ihn seiner Ehre und Pflicht als Soldat ab-wendig zu machen. Siegt die Liebe zum Leben, so ist dies keineswegs ein Beweis, daß sie hätte siegen müssen, weil sie das „stärkere Motiv“ war, sondern sie wurde zum stärkeren Motiv und siegte, weil der Wille des Soldaten zu schwach war, um das andere Motiv, das soldatische Pflicht-gefühl, siegen zu machen. Der Soldat, indem er der Liebe zum Leben nach-gab, war nicht gezwungen, dies zu thun, denn er konnte sich auf die andere Seite schlagen; er that es, weil er zu schwach war; er war nicht unfrei an sich, aber er gab aus Schwäche seine Freiheit auf und handelte unfrei. Man wird daher auch nicht den Soldaten von der Verantwortlichkeit für eine Feig-heit und von der Strafe, die ihn nach militärischen Gesetzen dafür trifft, mit der Ausrede lossprechen können, „die Liebe zum Leben sei bei ihm so über-mächtig gewesen, daß er nicht anders hätte handeln können“.

Als Herkules am Scheidewege zwischen einem Leben mühelosen Genuffes und einem voll Anstrengungen und Gefahren wählen mußte, wählte er das letztere, nicht weil es zufällig das stärkere Motiv war, sondern weil der willensstarke Herkules als solcher seine Wahl traf

Es kann vorkommen, daß bei der Wahl zwischen zwei Motiven der Wille unbetheiligt bleibt. Wenn Jemand zu einer Erholung, ohne be-stimmten Zweck, spazieren geht und an einen Punkt kommt, wo sich zwei Wege scheiden, so wird er vielleicht ohne besondere Ueberlegung den einen oder anderen wählen, und wenn ihn etwa Jemand fragte, warum er rechts und nicht links gegangen sei, antworten: „dies sei ganz zufällig geschehen.“ Anders stellt sich die Sache, wenn der eine Weg in ein schattiges Gehölz führt, welches dem Wanderer Erquickung und Kräftigung verspricht, der andere über eine sonnige, chattenlose Ebene, an deren Ende aber ein Wirths-hausschild winkt. Die Begierde zieht ihn hierher, die Rücksicht auf eine Gesundheit dorthin. Siegt jenes Motiv, so handelt er unfrei, liegt dieses, so hat sein Wille triumphiert. In solchen und ähnlichen Fällen ist es also immer der Wille, der zwischen widerstreitenden Motiven den Ausschlag giebt.

Auch das ist denkbar, daß bei einem willensschwachen Menschen zwei Leidenschaften als Motive sich bekämpfen (z. B. die Sucht des Spiels und die Sucht nach Liebesabenteuern), daß Jemand schwankt, ob er zu einem verliebten Stelldichein oder an den Spieltisch gehen solle. Hier kommt es

<"page381">

darauf an, welche von beiden Leidenschaften die stärkere ist; der Mensch selbst, schwach wie er ist, läßt sich – „willenlos“, wie man wohl sagt, – von der siegenden Leidenschaft fortreißen, ohne dagegen anzukämpfen. Aber das ist eben nur die Folge einer Willensschwäche, nicht eines eigentlichen Mangels an Willensfreiheit..

Die Deterministen berufen sich auch auf das Gesetz der Causalität, welches, wie sie sagen, ausnahmlos in der ganzen Welt, auch der geistigen, gelte. Jede Handlung sei die Wirkung einer bestimmten Ursache, müsse also ein-treten, sobald diese Ursache thätig werde; folglich sei sie nothwendig, nicht frei."

Auch das ist ein Trugschluß, die Folge einer unrichtigen Auslegung des Gesetzes der Causalität. Ursache und Wirkung stehen nicht in einem solchen Verhältniß zu einander, daß die Wirkung lediglich die Ursache voll und ganz wiedergäbe.

Das geht schon daraus hervor, daß eine Wirkung verschiedene Ursachen, eine Ursache verschiedene Wirkungen haben kann. Es läßt sich aber auch durch bestimmte Vorgänge beweisen. Nehmen wir ein paar ganz triviale Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben! Wir sehen einen Mann mit drohend aufgehobenem Stocke und einen kleinen Hund, der heulend davonläuft. Gleich darauf sehen wir denselben Mann mit demselben drohenden Stocke, aber ihm gegenüber einen großen Hund, der, statt davonzulaufen, sich auf den Mann stürzen will. Die Ursache, der Mann mit dem drohenden Stocke, war beide Male dieselbe, die Wirkung aber war eine ganz entgegengesetzte. Warum? Weil das Object, auf welches sich die Thätigkeit der Ursache richtete, in beiden Fällen ein wesentlich verschiedenes war.

Ein anderes Beispiel! Zwei Personen kommen in körperliche Berührung mit einer dritten, die an einer ansteckenden Krankheit leidet. Die eine davon wird angesteckt, die andere bleibt gesund. Warum? Weil die erstere für die Aufnahme eines solchen Krankheitsstoffes empfänglich war, die andere nicht. Solche und ähnliche Beispiele zeigen, daß, was gewöhnlich einfach als die Wirkung einer bestimmten Ursache betrachtet wird, vielmehr ein aus verschiedenen Factoren zusammengesetzter Vorgang ist, nämlich einer Ursache als Action auf einen Gegenstand, einer Reaction dieses Gegenstandes dagegen, endlich der Wirkung als der Diagonale oder Resultante zwischen Action und Reaction. Lotze in einem „Mikrokosmos“ jagt: „Nicht der Funke an sich zündet, sondern nur, wenn er auf einen brennbaren Stoff fällt.“

Dies auf die menschlichen Handlungen angewandt, wird man sagen müffen: jede Handlung ist das Resultat der Einwirkung einer äußeren Ur-sache auf den menschlichen Willen und einer Gegenwirkung dieses letzteren. Ist diese Gegenwirkung stärker, als die Einwirkung der Ursache, so wird letztere keine Macht über den Willen gewinnen; ist die Einwirkung das Stärkere, so wird der Wille ihr nachgeben und in diesem Falle allerdings unfreiwerden. Schopenhauer hat das Bild gebraucht: „Gleichwie eine angestoßene Billardkugel fortrollen muß, ebenso muß der Mensch den äußeren Anstößen

<"page382">

folgen.“ Allein wenn eine recht große und schwere Billardkugel mit einer kleinen und leichten angestoßen wird, so kann es wohl geschehen, daß jene (vermöge ihres Beharrungsvermögens) stehen bleibt oder sich nur wenig von der Stelle bewegt, diese aber von ihr abprallt. Genau so können sinnliche Regungen von einem gefesteten Willen abprallen.

Dies führt uns auf einen weiteren Beweis, den die Deterministen für die Unfreiheit des Willens zu führen versuchen, und zwar mit Hilfe der Statistik. Ein belgischer Gelehrter, Quetelet, hatte beobachtet, daß inner-halb einer bestimmten Zahl von Menschen und während eines bestimmten Zeitraumes gewisse Vorkommnisse, wie Heirathen, Todesfälle, Selbstmorde, Verbrechen, sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholten. Das haben die Deterministen benutzt, um zu folgern: „man sehe daraus, daß alle diese Vorkommnisse, also auch die denselben zu Grunde liegenden menschlichen Entschlüsse und Handlungen, nicht Ausflüffe eines freien Willens, vielmehr Ergebnisse einer gleichmäßig wirkenden Naturnothwendigkeit seien.“

Allein gerade das Gegentheil ist wahr. Wären jene Handlungen (Heirathen, Selbstmorde, Verbrechen) streng nothwendig, so müßten sie bei allen den innerhalb des bestimmten Zeitraumes lebenden Personen vor-kommen; daß sie nur bei einem Theile derselben vorkommen, bei einem anderen nicht, zeigt, daß ein freiheitliches Moment dabei im Spiele ist.

Und so ist es in der That. Das Eingehen einer Heirath und die damit verbundene Gründung eines Hausstandes hängt bei vielen Personen von der Ueberlegung ab, ob sie die dazu nöthigen Mittel haben, während andere Personen darin leichtsinniger denken, noch andere endlich einer solchen Ueberlegung nicht bedürfen, weil sie die Mittel dazu besitzen. So kommt es, daß der eine Theil alsbald beim Eintritt in ein gewisses Alter heirathet, ein anderer erst später. Selbstmorde sind am häufigsten die Folge bedrängter ökonomischer Umstände. Hier kommt es darauf an, ob ein Hausvater, der mit den Seinen unter einer solchen Bedrängniß leidet, dennoch den Muth und die Willenskraft behält, auszudauern und Alles zu versuchen, um in bessere Verhältnisse zu kommen, oder ob er dieser Willens-kraft ermangelt. Im letzteren Falle wird er einen Selbstmord begehen, im ersteren nicht. Diebstähle (zumal von Lebensmitteln) kommen ebenfalls am häufigsten vorbei gedrückten Nahrungsverhältnissen, Arbeitslosigkeit u. dergl. Aber auch da werden von 1000 Menschen nur so und so viele stehlen, die anderen nicht – ein Beweis, daß die äußeren Umstände zwar gewiß Einfluß auf die menschlichen Entschließungen haben, aber nicht den allein entscheidenden, daß vielmehr der Wille, wenn er stark und gefestet genug ist, diesem Einfluß widerstehen kann.

So zeigt die, nach den Behauptungen der überzeugten Deterministen un-widerlegliche Lehre von der absoluten Unfreiheit des Willens und der strengen Naturnothwendigkeit der menschlichen Thaten nach allen Seiten hin Lücken und Schwächen.

<"page383">

Der deterministischen Lehre gegenüber steht diejenige, welche den Menschen für willensfrei erklärt. Diese Lehre ist namentlich von Kant in ihrer ganzen Schärfe vertreten worden, freilich in einer Fassung, die ebenso nach der einen Seite ein Extrem bildet, wie der strenge Determinismus nach der anderen.

Wenn Letzterer den Menschen dergestalt von äußeren Umständen ab-hängig macht, daß derselbe nur als ein passiver Zuschauer, nicht als wirk-licher Urheber seiner Handlungen erscheint, so geschieht etwas Aehnliches bei Kant, nur auf andere Weise. Kant erkennt an, daß ein jeder Mensch einer Menge von Einflüssen – Eindrücken von außen, Nachwirkungen seines eigenen Vorlebens, einer Erziehung, einer Umgebungen u. j. w. – ausgesetzt sei, und daß er diesen Einflüssen kaum würde widerstehen können. Da kommt er ihm nun zu Hilfe durch eine eigenthümliche Fiction. Er nimmt nämlich hinter oder über dem menschlichen Jch, wie dieses sich uns in der Erscheinung darstellt (dem Ego Phaenomenon), ein anderes, höheres Ich an (das Ego Noumenon) und läßt dieses durch ein Eingreifen in die Thätigkeit des Ego Phaenomenon es dem Menschen möglich machen, über alle jene Einflüsse zu siegen. „Du kannst, denn Du sollst,“ so ruft Kant dem Menschon zu, wenn dieser an einer sittlichen Kraft, den Ver-suchungen des Lebens zu widerstehen, verzweifelt, und verweist ihn auf das Ego Noumenon, welches ihm die dazu nöthige Kraft verleihen werde.

Diese Lehre Kants von einem doppelten Jch, einem Erscheinungs-Ich und einem zweiten, gleichsam hinter diesem sich verbergenden Jch (dem „Ding an sich“), welches nur im gegebenen Augenblicke wie ein Deus ex machina hervortrete und dem Erscheinungs-Jch zu Hilfe komme, hat etwas höchst Dunkles, fast Mystisches“).

*) Zum Beweise dessen sei hier eine Stelle aus Kants „Metaphysik der Sitten“ mitgetheilt, welche sich abmüht, das Verhältniß zwischen den beiden Ichs klar zu machen. „Da das Gesetz der Naturnothwendigkeit unvermeidlich alle Causalität der Dinge, sofern ihr Dasein in der Zeit bestimmbar ist, betrifft, so würde, wenn dieses die Art wäre, wonach man sich auch das Dasein dieser Dinge an sich selbst vorzustellen hätte, die Freiheit als ein nichtiger und unmöglicher Begriff verworfen werden müssen. Folglich, wenn man sie noch retten will, so bleibt kein Weg übrig, als: das Dasein eines Dinges, sofern es in der Zeit bestimmbar ist, folglich auch die Causalität nach dem Gesetze der Natur-nothwendigkeit blos der Erscheinung, die Freiheit aber eben demselben Wesen als Ding an sich selbst beizulegen. So ist es allerdings unvermeidlich, wenn man beide einander widerwärtigen (widerstreitenden) Begriffe zugleich erhalten will; allein, wenn man sie in einer und derselben Handlung vereinigt und also diese Vereinigung selbst erklären will, thun sich doch große Schwierigkeiten hervor, die eine solche Vereinigung unthunlich zu machen scheinen. Das vernünftige Wesen kann von jeder Handlung, die es verübt, ob fie gleich als Erscheinung in dem Vergangenen bestimmt und insofern unausbleiblich noth-wendig war, mit Recht sagen, daß es sie hätte unterlassen können, denn sie mit allem Vergangenen, das sie bestimmte, gehört zu einem einzigen Phänomen seines Charakters, den es sich selbst verschafft und nach welchem es sich, als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Causalität seiner Erscheinung selbst zurechnet.“

<"page384">

Das Verhältniß zwischen dem Ego Noumenon und dem Ego Phaeno-
menon ist ein ganz anderes als das zwischen Seele oder Geist und Körper.
Selbst bei der am meisten supernaturalistischen Auffassung dieses letzteren
werden doch gewisse Wechselbeziehungen zwischen Beiden angenommen; das
Ego Noumenon dagegen schwebt über dem Ego Phaenomenon in einer ge-
heimnißvollen Ferne und Höhe und hat mit demselben gar Nichts gemein,
außer daß es eben von Zeit zu Zeit in die Sphäre seines Handelns
hineintritt.
Abgesehen von diesen Dunkelheiten und Widersprüchen der Kant'schen
Theorie von der absoluten Freiheit ist dieselbe auch praktisch trotz des sie
umgebenden Scheins von Idealität nicht unbedenklich. Einmal in Bezug
auf die so wichtige Frage der Verantwortlichkeit. Wer soll nach dieser
Lehre verantwortlich sein? Doch wohl das „Jch in der Erscheinung“,
welches allein als das handelnde sich darstellt und also als solches eigent-
lich für eine Handlungen haften müßte. Allein dieses kann sich damit
entschuldigen, daß das hinter ihm stehende Ego Noumenon versäumt habe,
ihm den rechten und rechtzeitigen Anstoß zum pflichtmäßigen Handeln zu
geben. Sodann im Punkte der Erziehung. Die Erziehung, sowohl die
durch Andere, als die nicht minder wichtige Selbsterziehung, kann es nur
mit dem Erscheinungs-Jch zu thun haben, denn das andere, außerhalb der
Erscheinungswelt stehende, entzieht sich jeder Einwirkung von dieser letzteren
aus. Gleichwohl ist das die Handlungen des Menschen Bestimmende nicht
das erscheinende Jch, sondern das hinter der Erscheinung als „Ding
an sich“ verborgene, also nicht dasjenige, auf welches allein eingewirkt werden
könnte. Widersprüche über Widersprüche!
Noch eine besondere Gefahr liegt nahe. Für Enthusiasten, besonders
jüngere, hat der Gedanke etwas Verführerisches, vermöge eines plötzlichen
Aufschwunges ihres sittlichen Gefühls, gleichsam durch eine höhere, wunder-
thätige Kraft (dergleichen das Ego Noumenon wäre) die Netze sinnlicher
Versuchungen, in die sie sich verstrickten, mit einem Rucke zu zerreißen. Ueber
dieser Einbildung verabsäumen sie leicht die rechtzeitige stetige Uebung und
Kräftigung ihres Willens, die doch allein zum Ziele führt, und der gehoffte
Aufschwung bleibt dann nicht selten aus.
So bietet die „absolute Freiheit“ Kants so wenig wie die „absolute
Unfreiheit“ des Determinismus eine befriedigende Lösung der Frage wegen
der menschlichen Willensfreiheit. Beides sind Extreme. Vielleicht liegt die
Wahrheit, wie so oft, in der Mitte. Der Kant'schen Fiction, als ob der
Mensch vermöge eines mysteriösen übersinnlichen Ichs in jedem Augen-
blick gleichsam ein neues Dasein beginnen, eine neue Reihe von Handlungen
anfangen könne, müssen wir entsagen. Das menschliche Ich, zu
dem der Wille als ein Bestandtheil gehört, ist nicht wie vom
Himmel gefallen, sondern allmählich entstanden. Wie der menschliche

<"page385">

Organismus in seinem Aufbau eine Reihe von Entwickelungsstufen durch-
läuft – vom Embryo an bis zum erwachsenen Menschen –, so auch der
Wille. Auf jeder dieser Stufen empfängt er gewisse Eindrücke, nimmt er
gewisse Elemente in sich auf, welche auf eine Ausbildung von Einfluß
sind. Schon die Umstände bei der Geburt des Menschen, eine vererbten
Anlagen und Neigungen, seine körperliche und geistige Entwickelung, die
Umgebungen und die Verhältnisse, in denen er aufwächst, dies Alles zu-
sammen bildet das Material, aus dem der Mensch und also auch ein
Wille sich aufbaut und ausgestaltet. Je nach der Art dieses Materials mag
letzterer kräftiger oder minder kräftig, in einer Richtung nach der einen
oder anderen Seite günstiger oder minder günstig veranlagt sein: wir haben
es jedenfalls mit den Anfängen einer inneren, selbstständigen Thätigkeit,
eines Willens zu thun. Dieser Wille wird allmählich gleich dem ganzen
Organismus des jungen Erdenbürgers (wenn nicht besondere Hindernisse
dem entgegenstehen) wachsen. In dem Maße, wie dies geschieht, wie der
erstarkende Wille eine Widerstandskraft gegen äußere Eindrücke und Ein-
flüffe zeigt, wird man ihm einen größeren oder geringeren Grad von Freiheit
beilegen können, einer Freiheit, die allerdings ebenso weit entfernt ist von
der absoluten Freiheit Kants, wie andererseits von der absoluten Unfreiheit
der entschiedenen Deterministen. Man kann sie vielleicht als eine bedingte
oder relative Freiheit bezeichnen, weil ihre Stärke abhängig ist von den
fie bedingenden Vorgängen im Leben des Individuums, von den Verhält-
niffen, unter denen sie entstanden.
Was bei der Frage der Willensfreiheit für die Gesellschaft und den
Staat von entscheidender Wichtigkeit ist, das ist die damit unlösbar ver-
knüpfte Frage der moralischen und rechtlichen Verantwortlichkeit.
Wie oben gezeigt, ist eine solche Verantwortlichkeit weder beim
Determinismus noch beim Kantianismus aufrecht zu erhalten. Wie steht
es nun damit bei Annahme einer relativen oder bedingten Freiheit? Nach
dieser Annahme besitzt jeder Mensch von einem gewissen Alter an eine jo-
weit entwickelte selbstständige Thätigkeit oder Willensfreiheit, daß er nicht,
wie der Determinismus will, der Sklave oder das bloße Werkzeug äußerer
Einflüffe, sondern der wirkliche Urheber und Herr seiner Handlungen ist.
Nach dem Maße dieser Thätigkeit oder Freiheit ist von ihm zu verlangen,
daß er seine Handlungen vertrete, daß er sich als deren Urheber bekenne,
daß er die Folgen derselben, entweder nur moralischen Tadel oder auch straf-
rechtliche Sühne, unweigerlich auf sich nehme und dadurch zur Sicherung
der sittlichen und rechtlichen Ordnung beitrage. Der tüchtige Mensch wird
sich dieser Verantwortlichkeit selbst nicht entziehen wollen. „Ich stehe dafür
ein,“ „ich nehme die Verantwortung dafür auf mich“ – solche und ähnliche
Versicherungen sind immer das Anzeichen eines seiner selbst sicheren Willens
und eines in sich gefesteten Charakters, wie es andererseits sittliche Schwäche

<"page386">

verräth, wenn Jemand sich scheut, die Verantwortung für gewisse Handlungen
zu übernehmen.
Doch ist, wie die Freiheit des Willens, so auch die an sie gebundene
Verantwortlichkeit nur eine bedingte und relative, d. h. sie geht naturgemäß
nicht weiter, als eben jenes Maß der Entwickelung und Kräftigung, welches
der Wille des betreffenden Individuums unter den gegebenen Verhältnissen
erreicht hatte. Einem jungen Manne, der in seiner Erziehung vernachlässigt,
unter für eine Ausbildung ungünstigen Verhältnissen aufgewachsen ist, wird
man einen sittlichen Fehler nicht so hoch anrechnen, wie einem, dessen Vorleben
bessere sittliche Früchte hätte erwarten lassen. Täuscht Letzterer diese
Erwartung, so wird man ihn härter tadeln, wie man, umgekehrt, über den
von Hause aus ungünstig Beanlagten sich um so mehr freut, wenn er sich
dennoch zu größerer Willensstärke emporarbeitet.
In unserer Criminalrechtspflege hat der Grundsatz einer Abstufung der
Verantwortlichkeit und der dadurch bedingten Strafbarkeit des Verbrechers
bereits Anwendung gefunden. Richter und Geschworene erkennen dem Ver-
urtheilten sogenannte „mildernde Umstände“ zu, wenn angeborene Geistes-
schwäche, schlechte Erziehung oder äußerst drängende Noth einen Willen in
Bezug auf den Widerstand gegen äußere Versuchungen geschwächt haben.
Dies hat dann in der Regel die Folge, daß entweder das Strafmaß
milder bemessen oder der Verbrecher der landesherrlichen Gnade empfohlen
wird. Die Verantwortlichkeit hört selbstverständlich auf, wo wegen Blöd- oder
Wahnsinns es an der rechtlichen Zurechnungsfähigkeit fehlt.
Eine weitere Folge der Annahme einer relativen Willensfreiheit findet
statt in Bezug auf die Behandlung der Verbrecher, nämlich die, daß man
dieselben zu bessern, d. h. die Verbildungen, welche ihr Wille durch ihren
bisherigen Lebensgang erfahren hat, rückzubilden sucht.
Die Anhänger dieser Theorie sind daher Gegner der Todesstrafe, weil
diese jede Besserung des Verbrechers ausschließt, während doch bei Annahme
einer, wenn auch nur relativen Willensfreiheit niemals (außer bei geistigen
Störungen) ein Zeitpunkt nachgewiesen werden kann, wo diese Willens-
freiheit (selbst im ärgsten Verbrecher) so gänzlich erstorben sei, daß sie
nicht wieder erweckt und damit eine Besserung des Verbrechers erzielt
werden könnte.
Wohl mag unter Umständen selbst eine solche geheilte oder ermäßigte
Verantwortlichkeit hart erscheinen. Wenn ein von frühester Jugend auf durch
unglückliche Familienverhältnisse verrohter Mensch ein Verbrechen begeht, so
ist kaum zu sagen, welcher Theil der Schuld daran ihm, welcher einen
Eltern oder Angehörigen zufalle. Freilich macht gerade in solchen Fällen
die nothwendige Sicherung der Gesellschaft vor ähnlichen Verbrechen eine Be-
strafung des Schuldigen, auch wenn er nach psychologischen Gesetzen kaum

<"page387">

haftbar für eine That erscheint, unvermeidlich. In einem anderen Falle
wird vielleicht ein feinfühlender Mensch, der aber durch eine schwächliche Er-
ziehung zu einem leichtfertigen Lebenswandel veranlaßt und dadurch zuletzt
auf eine verbrecherische Bahn geführt worden ist, die Verantwortung dafür
nicht schlechthin von sich ablehnen wollen und sich nur beklagen, daß er durch
fremde, nicht durch eigene Schuld in eine solche Lage versetzt worden sei.
Im Allgemeinen wird in den meisten Fällen solcher Art ein Bedauern, auch
der Unbetheiligten, darüber nicht ausbleiben, daß ein Nachgeborener für die
Fehler seiner Vorfahren büßen muß. Allein das ist nun einmal nach dem
ganzen Laufe der Natur nicht zu ändern. Diese Thatsache gerade enthält
eine nur um so ernstere Mahnung an. Alle, die mit der Pflege und Ent-
wickelung eines jungen Lebens betraut sind, sich solcher Fehler in der Er-
ziehung nicht schuldig zu machen, damit nicht dereinst ihr Zögling sie wegen
dessen, was sie an ihm verbrochen haben, anklagen müsse. Ein Krüppel,
den als Kind die Amme vom Tische fallen ließ, ein schwindsüchtiges
Mädchen, dem eine Erkältung in der Kindheit den Keim der Krankheit ein-
gepflanzt hat, büßen in ähnlicher Weise für Vernachlässigungen in ihrer
Erziehung. Ja, sie sind in gewisser Hinsicht noch schlimmer daran als
Einer, der, wenn er sich ernstlich Mühe giebt, sich vielleicht doch noch aus
seiner sittlichen Versunkenheit herausarbeiten kann.
Ein sicheres Anzeichen des in jeder Menschenbrust schlummernden Be-
wußtseins der moralischen Verantwortlichkeit ist die Reue, ein Gefühl, das
selbst dem rohesten uud verstocktesten Verbrecher selten erspart bleibt, und
sollte es ihn auch erst in der Sterbestunde erfassen.
Die Allgemeinheit und Unentfliehbarkeit dieses Gefühls der Reue ist
einer der stärksten Beweise gegen den Determinismus. Für den Deterministen
giebt es consequenter Weise keine Reue, denn was er gethan oder unter-
laffen hat, das mußte er thun oder unterlassen. Reue aber ist die pein-
liche Empfindung, nicht nur, daß man anders gehandelt habe, als man
hätte handeln sollen, sondern auch, daß man recht wohl so, wie man sollte,
hätte handeln können.
Sie ist daher auch unzertrennlich von dem Bewußtsein der Willens-
freiheit und eine Bürgschaft für das Vorhandensein dieser, zugleich, wenn
sie echt ist, der Anfang einer Kräftigung des schwach gewesenen Willens,
also einer sittlichen Besserung, wie dies das Sprichwort besagt. Ist sie
freilich nicht echt oder doch nicht nachhaltig genug, folgt auf den Vorsatz
der Besserung nicht die That, so findet das andere Sprichwort Anwendung:
„Mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert.“
Das Gefühl der Reue pflegt sich am Ersten geltend zu machen ent-
weder bei der Erinnerung an die eigene Vergangenheit, wo diese noch
schuldlos war, oder beim Anblick. Anderer, die, vielleicht unter noch
erschwerenderen Umständen, dennoch sich frei von Schuld erhielten.

<"page388">

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Annahme einer zwischen der
„absoluten Freiheit“ und dem Determinismus die rechte Mitte haltenden

Freiheit für die Erziehung, denn was der Mensch an relativer Willensstärke
besitzt, sei es wenig oder viel, das verdankt er hauptsächlich doch der Er-
ziehung. Eine gute Erziehung kann den Grund legen zu einem Leben voll
der edelsten, kräftigsten Antriebe, eine schlechte kann die Bahn zum Ver-
brecherthum eröffnen. Das moralische oder juristische Urtheil, welches einen
Schuldigen wegen seiner schlechten Erziehung eines Theils einer Schuld
entlastet, wälzt diese mit doppelter Last seinen Eltern und Erziehern zu,
wie andernfalls eben diesen ein nicht geringes Verdienst an der wohl-
gelungenen Lebensführung ihres Zöglings gebührt. Welche dringende Mahnung
an dieselben, in dem so folgeschweren Erziehungsgeschäft Nichts zu versäumen!
Ob das zarte Kind körperlich abgehärtet oder verweichlicht, ob die ihm
naturgemäß anhaftende Begehrlichkeit und Eigenwilligkeit rechtzeitig und auf
die rechte Weise bekämpft und in andere Bahnen abgelenkt, ob im Fort-
gange der Erziehung das normale Gleichgewicht zwischen Körper und Geist,
körperlicher und geistiger Kräftigung festgehalten, ob vor Allem auf die rechte
Ausbildung und Festigung des Charakters hingewirkt worden ist, davon
hängt es zu einem großen Theil ab, ob der ins Leben hinein entlaffene
Zögling – Knabe oder Mädchen – einmal eine Bestimmung als Erden-
bürger recht erfüllen oder verfehlen wird.
Nicht minder wichtig aber, als die der Mündigkeit des jungen Menschen
vorangegangene Erziehung, ist diejenige, die er nach derselben sich selbst
geben muß. Durch jene ward dasjenige Maß von Willensstärke und
Willensfreiheit, welches er als Mitgift für's Leben erhält, vorbereitet, durch
diese muß er selbst dieses Maß möglichst erweitern. Er muß sorgsam Alles ver-
meiden, was die ihm überkommene Willensthätigkeit schwächen möchte, und Alles
anwenden, um sie zu stärken, muß gewissenhaft ein in der Wahl einer Um-
gebungen und namentlich seiner Freunde und Vertrauten, in der Gesund-
erhaltung und Kräftigung seines Körpers und seines Geistes, in der Abwehr
aller für ein sittliches Leben schädlichen und in der Auffuchung aller dafür
heilsamen äußeren Einflüsse. Was er von jetzt an selbst aus sich macht,
dafür ist er allein sich und der Gesellschaft verantwortlich, davon hängt eine
Stellung und Wirksamkeit innerhalb dieser, hängt ein Lebensglück (dies
Wort im edelsten Sinne genommen), hängt seine Zufriedenheit mit sich
und seine Gemüthsruhe ab.
Wie bei dem einzelnen Menschen die Entwickelung, Kräftigung,
Läuterung seines Willens oder Charakters wesentlich bedingt ist durch eine
Erziehung und die allgemeine Gestaltung seiner Lebensverhältnisse, so ist es
auch in Bezug auf ein ganzes Volk. Auch dieses muß theils erzogen werden,
theils sich selbst erziehen. In ersterer Beziehung sind große Ereigniffe und
schwere Schicksale oft die besten Lehrmeister. Eine Bedrängung von außen
weckt und kräftigt den Geist der Einigkeit, wie wir dies im deutschen Volke

<"page389">

1813, dann auch (wenigstens annähernd) 1840, am Entschiedensten 1870
gesehen haben.
Das Beste für die Heranbildung des rechten Geistes in einem Volke
wird immer innerhalb desselben geschehen müssen. In diese Aufgabe müssen
Regierende und Regierte sich theilen. Die Verantwortung dafür, daß es
auf die rechte Weise geschehe, tragen auf der einen Seite das Staats-
oberhaupt und eine Rathgeber, auf der anderen die aus dem Volke heraus
sich bildenden Parteien mit ihrer Einwirkung auf die öffentliche Meinung
und die Gesetzgebung. Das gemeinsame Ziel. Aller muß die Herstellung
und Erhaltung gesunder Zustände auf dem politischen, wirthschaftlichen,
socialen Gebiete sein. Wo solche vorhanden sind, da wirken sie auf den
sittlichen Geist des Volkes günstig beeinflussend, wo nicht, da wird das
Gegentheil der Fall sein. In einem despotisch regierten Staate werden die
Menschen leicht entweder erwil bis zur Selbstwegwerfung, oder aber verbittert,
trotzig, heimtückisch, zu Aufständen und Verschwörungen geneigt. Eine auf
Monopole und Privilegien, Bestechung und Begünstigung gebaute Staats-
wirthschaft verführt zur Unredlichkeit im Handel und Wandel. Eine zu weit-
gehende bureaukratische Bevormundung schwächt den Trieb der Selbstthätigkeit
und den Associationsgeist im Volke. Eine zu große Ungleichheit des
materiellen Besitzstandes erregt Unfrieden. Ein freies und auf große Ziele
gerichtetes Nationalleben bringt eine Veredelung und Kräftigung nicht blos
der politischen, sondern auch der sittlichen Eigenschaften des Volkes hervor.
Unsere vaterländische Geschichte liefert zu alledem mehrfach belehrende
Beispiele. Die Thatenlosigkeit und der Mangel an großen Interessen,
welche das deutsche Staatsleben des vorigen Jahrhunderts charakterisieren,
brachten – trotz einer Fülle idealer Kräfte und Bestrebungen in Wissen-
schaft, Kunst, Litteratur – in der Masse des Volkes und selbst der Ge-
bildeten eine bedenkliche Entwickelung von Weichlichkeit und Genußsucht
hervor. Der politische Aufschwung des Volkes im Befreiungskriege scheuchte
die eingerissene Leichtfertigkeit der Lebensführung wenigstens auf einige
Zeit hinweg und schuf einen ernsteren Geist in der Nation.
Zwar heißt es: „Werdet besser, so wird's besser werden!“ Aber auch
das Gegentheil hat eine Berechtigung, nämlich daß man durch Besserung
der allgemeinen Verhältnisse, durch Beseitigung verbildeter, unnatürlicher,
vollends ungerechter Zustände bessernd, kräftigend, läuternd auf die Einzelnen
zu wirken vermag..
Man sagt wohl auch, es sei für den Einzelnen ein größeres sittliches
Verdienst, wenn er selbst unter noch so schwierigen äußeren Verhältnissen
dennoch gut und recht handle. Mag sein! Für das Ganze ist es jeden-
falls räthlicher, dem Einzelnen das Gutsein und Besser werden nicht zu er-
schweren, eher zu erleichtern. Ein Cato, der sich selbst tödtete, weil er die
Freiheit Roms nicht überleben wollte, ist sicher ein leuchtendes Muster von
- Vaterlands- und Freiheitsliebe; allein wer möchte wünschen, daß, nur um

<"page390">

Catos zu züchten, die Völker ihrer Freiheit beraubt und dem Despotismus
preisgegeben würden? Wir haben den tapferen Muth der Göttinger Sieben

bewundert, die lieber ihre ihnen so werthe Berufsthätigkeit, ja, ihre ökono-
mische Existenz aufs Spiel setzten, als daß sie ihrer Ueberzeugung und dem
der Verfassung geschworenen Erde untreu geworden wären. Allein besser
ist es doch, wenn keine Verfassungsbrüche stattfinden und daher solche Opfer
nicht nöthig werden. Zur Bewährung von Charakterfestigkeit und Selbst-
verleugnung fehlt es auch sonst in unserer viel bewegten Zeit nicht an Ge-
legenheiten.

<"page391">
...-...
|.
Die Bastille in der Legende und nach historischen
Documenten.
Don
Franz JFunck-Brentano.")
– Paris. –
Vorrede von Victorien Sardou.
I.
- % sah mir gelegentlich der großen Ausstellung von 1889 das
S in verjüngtem Maßstabe auf derselben vorhandene, aus Holz
Es hergestellte Modell der Bastille an; leider war dasselbe wenig
geeignet, eine richtige Vorstellung von dem alten, denkwürdigen Bau zu geben.
Hatte man das Eingangsthor überschritten, so sah man in der
herrschenden Dunkelheit einen Greis in langem Silberbarte, der auf dem
traditionellen „feuchten Stroh" lag, hörte ihn mit seinen Ketten raffeln
und entsetzliche Klagelaute ausstoßen. Der Führer aber sprach folgende
von Rührung erstickten Worte:
„Sie sehen hier, meine Herrschaften, den unglücklichen Latude, der
mit seinen beiden hinter dem Rücken zusammengeketteten Armen an diesem
Orte fünfunddreißig Jahre lang lebte."
Ich ergänzte diese Mittheilung, indem ich in dem nämlichen Tone
hinzufügte:
„Diese Fesseln haben ihn nicht verhindert, eine Strickleiter von 180 Fuß
Länge zu fabriciren, mittelst deren es ihm gelungen ist, zu entweichen."
*) Das vielbesprochene Werk des französischen Gelehrten, das wir – mit Ausnahme
der in anderen deutschen Zeitschriften erschienenen Abschnitte – veröffentlichen, wird dem-
nächst vollständig in Buchform – übersetzt von Oscar Marschall von Bieberstein –
im Verlage unserer Monatsschrift erscheinen. D. R.

<"page392">

Die Umstehenden sahen mich erstaunt an, der Führer machte ein
finsteres Gesicht, und ich zog mich zurück.
Der Gedanke, welcher mir meine Worte eingab, ist genau derselbe,
welcher Herrn Funck-Brentano zur Herausgabe seines Buches über die
Bastille veranlaßte. Dieser Herr stellt in demselben in Bezug auf die
Bastille Alles richtig und den landläufigen Legenden die Wahrheit gegen-
über, die ja nur Wenigen bekannt ist. Denn trotz Allem, was Ravaison
in der Vorrede zu einem „Archiv der Bastille", was Victor Fournel
in seinem Buch „Die Männer des 14. Juli", was Gustav Bord, was
Biré, Régis u. A. jagen, hält sich doch die öffentliche Meinung im
Allgemeinen an das, was über die inneren Zustände der Bastille im Jahre
1789 Louis Blanc sagt:
„Eiserne Käfige, welche die Zeiten des Plessis-les-Tours und die
Torturen des Cardinal La Ballue ins Gedächtniß zurückrufen, unter-
irdische Kerker, Kellerlöcher voll von Kröten, Eidechsen, von fürchterlichen
Ratten und Spinnen, das ganze Mobiliar aus einem Stein bestehend,
der mit nur wenig Stroh bedeckt ist, die Luft verpestet; hier, eingehüllt
in die Wolken eines Geheimnisses, einer vollkommenen Unkenntniß mit
dem ihm zur Last gelegten Verbrechen preisgegeben, ebenso mit der ihm
bevorstehenden Todesart, schmachtet der Gefangene, und er hat aufgehört,
der Welt anzugehören."
Wenn jemals diese Bastille des Melodramas existiert hat, die des
achtzehnten Jahrhunderts sieht ihr in Nichts ähnlich. Im Jahre 1789
waren die im Erdgeschoß gelegenen Kerker, welche ihre Fenster nach dem
Festungsgraben hinaus hatten, nicht mehr, wie unter Ludwig XV. für
die zum Tode Verurtheilten bestimmt, oder für gefährliche Irrsinnige,
oder für wegen Beleidigungen, Ruhestörung, Gewaltthätigkeiten in Ge-
fangenschaft Gerathene, auch nicht für Aufseher wegen Dienstvernachlässigung
– zur Zeit des ersten Necker'schen Ministeriums war die Benutzung
derselben überhaupt untersagt.
Der Gefangene, der in den ersten Tagen seiner Einlieferung
vernommen wurde, weiß stets, wessen er beschuldigt ist; er braucht sich
keinerlei Gedanken über die Art seiner Bestrafung zu machen, da schon
seit einem Jahrhundert weder Torturen noch Todesstrafen in der Bastille
vorkamen.
Ein jeder Gefangene bewohnt statt eines Verließes oder eines
eisernen Käfigs ein ziemlich geräumiges Gemach, dessen größter Fehler
der ist, daß das Licht schlecht ist, da das Fenster nur schmal und mit
Gitterstangen versehen ist, von denen einige nach Innen hineinragen.
Im Uebrigen ist es zur Genüge mit Mobiliar ausgestattet, der Gefangene
aber hat die Berechtigung, dasselbe auf seine Kosten zu vervollständigen.
Er kann sich auch Kleider und Wäsche nach Gefallen halten, hat er dazu die
Mittel nicht, so werden sie ihm geliefert. Latude klagt über Rheumatismus,

<"page393">

man giebt ihm Pelze zum Anziehen. Er verlangt nach einem Schlafrock
und zwar von „rothgestreiftem Stoff". Es wurde in alle Läden geschickt,
um einen Wunsch zu erfüllen. Ein Anderer, ein gewisser Hugonnet,
beschwert sich, daß er die Hemden nicht bekomme, welche er verlangt

hat und zwar „Hemden mit gestickten Manschetten“. Frau Sauvé hat
Verlangen nach einer weiß seidenen, mit grünen Blumen durchwirkten
Robe. Man findet in ganz. Paris nur eine weiße, grün gestreifte Robe
und hofft, daß die Dame sich damit zufrieden geben werde.
Jedes Gemach hat einen Ofen oder einen Kamin; Holz zum Einheizen
und Licht wird geliefert; der Gefangene kann sich auf eine eigenen
Kosten soviel Licht anschaffen, als er nur will. Es stehen Papier,
Tinte und Federn zu einer Verfügung. Diese Gegenstände werden ihm
nur dann vorenthalten, wenn er damit Mißbrauch treibt, wie z. B.
Latude, der den ganzen Tag über kritzelt, um den Gouverneur oder dem
Polizeilieutenant Schmähungen an den Kopf zu werfen. Bücher werden
aus der Bibliothek ausgeliehen, der Gefangene kann sich solche auch von
außerhalb kommen lassen. La Beaumelle hatte in seinem Zimmer nicht
weniger als 600 Bände. Er kann sich Vögel, Katzen, Hunde halten und
braucht sich nicht zu einer Zerstreuung an die Spinne Pellissons zu halten,
die ja auch bei Lauzun und vielen anderen Gefangenen eine Erscheinung
der Mythe ist. Musikalische Instrumente sind gestattet: Renneville spielt
die Violine, Latude die Flöte. Es finden Concerte in den Zimmern
der Gefangenen und beim Gouverneur statt.
Ein Jeder ist befugt zu sticken, zu drechseln, zu tischlern, ganz nach
Belieben. Es ist den Gefangenen, gegen deren Aufführung keine Klage
vorliegt, gestattet, einander zu besuchen, Tric-trac, Schach oder Karten
zu spielen, im Hofe dürfen die Kegelschieben und Ball spielen: La Rouarie
verlangt für sich und Freunde ein Billard – er erhält es auch!
Die Gefangenen haben die Erlaubniß, auf der Plattform der Citadelle
spazieren zu gehen: Sie können von dort in die Rue St. Antoine, das
Faubourg und auf die Boulevards einen Blick werfen und zwar zu
einer Zeit, wenn die vornehme Welt promeniert. Mit Hilfe von Fernröhren
und auf große Bretter geschriebenen Worten können sie mit den Leuten
der Nachbarschaft correspondieren und, wie Latude, sich mit den Grisetten
des Stadttheils unterhalten. Michelet, in deutlich zu Tage tretender Absicht,
bemerkt, daß unter Ludwig XVI. der Aufenthalt auf der Plattform der
Citadelle verboten wurde: Das ist durchaus unrichtig! Der Aufenthalt
wurde nur Denen untersagt, welche, wie der Marquis de Sade, denselben
dazu benutzten, um die Vorübergehenden anzurufen; von dem Tage der
Thronbesteigung Ludwigs XVI. und dem Besuche Malesherbes in der
Bastille wurden die Zustände beffer und beffer.
Einige Gefangene erhielten Einladungen zum Gouverneur und durften
seine geselligen Cirkel und den Garten besuchen, ja einige durften aus-

<"page394">

gehen, wenn sie nur Abends zu Hause waren, einige sogar des Nachts
ausbleiben.
Wer einen Diener hat, darf sich von ihm bedienen lassen, falls derselbe
einwilligt, die Gefangenschaft mit seinem Herrn zu theilen. Auch bewohnen
zuweilen zwei Gefangene ein Zimmer, wie z. B. Latude und Allègre.
Die Verpflegung, wie alle Gefangenen bestätigen, war reichlich
und gut.
„Ich hatte,“ so erzählt Dumouriez, „fünf Gänge zu Mittag und
ebensoviel zum Souper, außerdem noch Deffert.“
Herr von Beaumont giebt zu, daß er die Bastille ungern verlaffen
habe, weil er dort effen und trinken konnte, soviel er wollte.
Poultier d'Elmotte sagt: „Herr von Launay kam zu einem Plauder-
stündchen zu mir und ließ mir die Gerichte verabfolgen, die ich wünschte.“
Baron Hennequin, der sehr Hypochonder war und sich über Alles
beschwerte, bekennt doch, daß man ihm mehr Fleisch vorsetzte, als er
verzehren konnte.
Der Abbé de Buquo erwähnt, daß er sehr gut zu essen bekomme
und daß es die Absicht des Königs wäre, die Gefangenen noch besser zu
verpflegen.
Der gallige Linguet giebt in seinem bekannten Pamphlet zu, daß er
dreimal täglich gut speise, daß man ihm eine auffallende Maffe Fleisch
vorsetze: wahrscheinlich wolle man ihn vergiften. Er verschweigt dabei,
daß Herr von Launay ihm jeden Morgen das Menu für den Tag vorlegen
ließ und daß er selbst mit eigener Hand die Gerichte bezeichnete, die
er haben wollte, indem er stets die leckersten und in so großer Fülle
wählte, daß vier oder fünf Epicuräer sich daran hätten delectiren können.
Unter Ludwig XIV. machte Renneville das folgende Verzeichniß der
Gerichte, die ihm serviert wurden:
Austern, Krebse, Hühner, Capaunen, Hammel, Kalbfleisch, Tauben,
dazu: Spargel, Blumenkohl, Schoten, Artischocken c., kleine Pasteten,
Fleischklößchen, Lachs, Hecht, Forellen, Seezunge und andere Salz- und
Flußwafferfische, Früchte, Kuchen c.
Latude beschwerte sich, daß man ihm ungespickte Hühner vorsetzte.
Im Buch des Herrn Funck-Brentano muß man den unterhaltenden
Bericht Marmontels nachlesen, der aus Versehen das Diner seines Dieners
zu sich nimmt und es vortrefflich findet.
Fräulein de Launay, die spätere Frau von Staal, welche wegen
Mitschuld an der Verschwörung Cellamares eingekerkert war, erzählt, daß
sie und ihr Kammermädchen am Abend ihres Eintreffens in der Bastille
auf einen seltsamen Lärm aufmerksam wurden, der sich unter ihren Füßen
vernehmen ließ, als komme er von irgend einer Tortur-Maschinerie her.
Später erklärte sich die Sache dahin, daß die beiden Frauen gerade

<"page395">

über der Küche wohnten und daß der sich drehende Bratspieß das Geräusch
verursachte.
Die Gefangenen hatten nicht allein die Erlaubniß, ihre Angehörigen
zu empfangen, sie konnten dieselben auch zu Tisch oder zu einer Spiel-

partie bei sich behalten; so fand z. B. bei der obengenannten Frau von
Staal nach Tisch „Cercle“ statt, des Abends wurde Hazard gespielt.
„Diese Tage,“ sagt die Dame, „waren die glücklichsten meines Lebens!“
Bei Bußy Rabutin stellte sich die gesammte Hofgesellschaft zum Besuch
ein, vor Allem auch eine Freunde und eine „schönen Freundinnen“.
Herr von Bonrepos, ein untergeschobener Name, findet sich in der
Bastille so wohl, daß, als er die Berechtigung erhielt, zu den Invaliden
überzusiedeln, er nur mit Gewalt dazu veranlaßt werden konnte.
Morellet aber bemerkt: „Ich verbrachte in der Bastille sechs Wochen
so angenehm, daß ich mich noch jetzt mit Freuden derselben erinnere.“
Als er das Gefängniß verließ, rief er: „Gott im Himmel sei diesem
guten Tyrannen gnädig!“
Voltaire hatte einen zwölftägigen Aufenthalt, empfohlen von dem
Polizeivorsteher, welcher erwähnte, daß man alle „seinem Genie zustehenden
Rücksichten“ für ihn haben möchte.
Man werfe mir nicht ein, daß es sich hier nur um hochstehende
Herren oder litterarische Größen handle, für welche das ancien régime
mildere Maßregeln zuließ – dieser Schluß wäre falsch.
Ich habe Renneville und Latude, Gefangene von nur untergeordneter
Bedeutung genannt, der Eine ein Spion, der Andere ein Industrieritter.
In dem dreibändigen Bericht, welchen uns Renneville hinterließ, sieht
man nur immer volle Stuben vor sich, in welchen er mit Gefährten
Kurzweil treibt: man spielt, trinkt, berauscht sich sogar, prügelt sich, man
schwatzt mit Nachbarn und Nachbarinnen, Pasteten und Weine stellt man
sich durch die Kamine zu; die in unsern modernen Gefängniffen Sitzenden
würden sich mit Freude einem solchen Leben hingeben. Allerdings hatte
man für Renneville nicht dieselben Rücksichten wie für Voltaire.
Sofern es sich um Latude handelt, dem man Schlafröcke nach Wunsch
lieferte, so wird man aus dem Bericht des Herrn Funck-Brentano ent-
nehmen, daß es lediglich eine Sache war, ob er in Vincennes oder in der
Bastille Aufenthalt nehmen wollte, daß er sogar zu Zeiten durch das große
Thor, die Taschen voll Geld, passieren konnte.
Es gehört zu den vielen grausamen Einrichtungen dieser „abscheulichen
Bastille“, daß arme Teufel bei ihrer Entlassung stets einige hundert Livres,
und daß die unschuldig Verhafteten eine Entschädigung erhielten. Man
sehe, was Herr Funck-Brentano über einen gewissen Subé berichtet,
welcher für 18tägige Gefangenschaft mit 3000 Livres (heutzutage 6000)
schadlos gehalten wurde. Andere, die drei Jahre lang festgehalten waren,
erhielten eine Jahrespension von 2400 Fres. nach unserem jetzigen Gelde.
24

<"page396">

Voltaire, der, wie gesagt, 12 Tage in der Bastille zubrachte, erhielt eine
lebenslängliche Rente von 1200 Livres.
Man rede nicht von der zeitgenössischen Gerichtspflege, welche nach
einigen Monaten Untersuchungshaft den irrthümlich Verhafteten in Freiheit
jetzt mit Nichts als dem freundschaftlichen Rath: „Gehen Sie in Gottes
Namen, aber passen Sie auf, daß man Sie nicht wieder einfängt!“
Einige Scherzmacher werden mir unterschieben, ich mache aus der Bastille
einen entzückenden Aufenthalt – ein leichter Scherz, den wir ihnen
ersparen wollen, indem wir bemerken, daß ein Gefängniß ein Gefängniß
ist und bleibt, die beste Kost bietet keinen Ersatz für den Verlust der Freiheit
– zwischen der Wirklichkeit und der Vorstellung, welche man sich von diesem
sogenannten „Hôtel der Schriftsteller“ macht und dem schändlichen Kerker
unserer Zellengefängniffe liegt doch ein großer Unterschied. Ich würde
meinerseits drei Jahre in der Bastille drei Monaten im Mazas-Gefängniß
vorziehen – das ist keine Redensart!
II,
Linguet und Latude sind ohne Zweifel die beiden Schwätzer, welche am
meisten zur Verbreitung von Fabeln über die Bastille beigetragen haben.
Die Falschheit derselben ist durch unanfechtbare Documente nachgewiesen.
Der Parteigeist ist hinzugekommen, um die absichtlichen Verspottungen
Linguets ernst zu nehmen: Linguet machte ja mit einem angeblichen
Märtyrerthum Reclame: die Lügen Latudes stellen die einträglichste
Beute dar, die er aus seiner Carrière als Gefangener zog
Ueberlaffen wir Linguet, der soviel zur Zerstörung der Bastille
beigetragen hat, in der Conciergerie seiner Reue in dem Moment, da
er den verhängnißvollen Karren bestieg, um auf die Guillotine geschafft
zu werden, und sprechen wir ein wenig von einem anderen, in seinen
Fluchtversuchen so erfinderischen Gefangenen.
Für den gewöhnlichen Sterblichen hat der unglückliche Latude eines
einfachen Scherzes wegen mit einer Gefangenschaft von 35 Jahren aufkommen
müssen: es handelte sich über ein der Madame de Pompadour übersandtes
Pulver, welches für Gift ausgegeben wurde.
Diese Strafe war ja in der That unerhört!
Will man aber, anstatt sich an die Aufschneidereien Latudes zu
halten, die durch Documente reichlich belegte Biographie prüfen, welche Herr
Funck-Brentano veröffentlicht, so wird man alsbald dahinter kommen, daß,
wenn Latude 35 Jahre lang eingesperrt war, es auf seinen eignen Wunsch
geschah und daß ein schlimmster Widersacher und hartnäckigster Verfolger,
der Urheber aller seiner Leiden – er selbst war.
Hätte er nach Verübung eines Scherzes den Rath des einsichtsvollen
Berryer befolgt, welcher ihm Geduld empfahl und ihm seine baldige Be-
freiung in Aussicht stellte, so wäre er mit einigen Monaten Gefängniß in

<"page397">

Vincennes davongekommen, allwo seine Gefangenschaft eine so milde war,
daß er nur eine Gartenthür aufzustoßen brauchte, um frei zu sein.
Dies war die erste für den Ausgang seiner Angelegenheit verderbliche
Thorheit. Man erwischt ihn und schafft ihn in die Bastille in eine Zelle,

aus der es dem guten Berryer gelingt, ihn zu befreien und besser unter-
zubringen. Anstatt sich ruhig zu verhalten, wird Latude aufsässig, er führt
allerhand böse Reden; er schreibt in die Bücher, welche man ihm borgt,
beleidigende gegen die Pompadour gerichtete Verse. Trotzdem erhält er
außer dem besseren Zimmer auch noch einen Diener, ja sogar einen
Stubengefährten, den bekannten d'Allègre. Und nun kommt es zu dem
vielbesprochenen Ausbruch. Man weiß in Bezug auf denselben nicht, soll
man das Erfindertalent der beiden Leute mehr bewundern als die kaum
glaubliche Gutmüthigkeit, die in diesem Gefängniß maßgebend war: man
gestattete ihm, sich einen Bohrer, eine Säge, einen Zirkel, einen Mauerhaken,
- ein 1400 Fuß langes Seil, eine Strickleiter von 180 Fuß Länge mit
218 hölzernen Sprossen anzufertigen und all diese Dinge zwischen zwei Brettern
zu verstecken, hinter welche einen Blick zu werfen. Niemandem einfiel.
Nachdem sie eine Mauer von 4% Fuß Dicke durchbohrt hatten, gelangten die
Flüchtlinge ins Freie, ohne daß auch nur ein einziger Schuß auf sie ab-
gefeuert worden wäre.
Uebrigens waren sie nicht die Ersten, die aus dem alten Gemäuer
ausgebrochen waren. Renneville erzählt vom Abbé de Buquoy, man scheint
jedoch der Entweichung desselben keine besondere Bedeutung beigemessen zu
haben.
Anders verhält es sich mit d'Allègre und Latude. Vorübergehende
konnten am frühen Morgen die Strickleiter an der Mauer hängen sehen,
so daß der Ausbruch der Gefangnen kein Geheimniß mehr war; er bringt die
Bastille in Mißcredit: also man kann doch entwischen, sagen die Leute. Die
Polizeibeamten sind in nicht geringer Bestürzung. Man lacht auf ihre
Kosten, und dann kennt man ja die beiden Entwichenen so gut. Sie
werden nicht verfehlen, einen Bericht über ihre Flucht zu veröffentlichen
mit scharfen Ausfällen gegen die Regierung, das Oberhaupt der Polizei,
die Minister, die Favoritin, den König selbst. Einem solchen Scandal
muß vorgebeugt, Alles aufgeboten werden, um sie wieder einzubringen.
Man bemitleidet die Unglücklichen, daß sie nach einer so schlau er-
dachten Flucht sich fangen ließen: d'Allègre in Brüssel wegen eines be-
leidigenden Briefes an die Pompadour, Latude in Holland wegen eines
an seine Mutter gerichteten Gesuches um Unterstützung.
Latude kam hinter Schloß und Riegel und wurde einer strengeren
Zucht unterworfen. Seine Schmähungen, eine Drohungen, eine Ansprüche
aber nahmen nur zu. Er bringt die Leute, die ihm hilfreich beistehen
wollten, schier zur Verzweiflung. Nun wird er nach dem Donjon in
Vincennes geschafft; man verspricht ihm die Freilassung, wenn er sich

<"page398">

ruhig verhalten würde. Diese steht, wie er selber angiebt, in wenigen
Tagen bevor. Man gestattet ihm, in den Festungsgräben spazieren zu
gehen – und siehe da, er entweicht abermals.
Er wird wiederum eingefangen, nach Vincennes zurückgebracht, und
die Procedur geht von Neuem los. Man hält ihn schließlich für etwas
gestört und schickt ihn nach Charenton, wo selbst er sich einer ausgezeichneten
Behandlung zu erfreuen hat, von hier wird er bald in aller Stille ver-
abschiedet.
Er nimmt seinen Aufenthalt in Paris, schreibt allerhand böse Dinge
gegen die Herren von Sartine und von Marigny, auch vertreibt er seine
Memoiren, in denen er einen Schadenersatz von 50 000 Livres fordert,
schließlich erpreßt er durch Drohungen Geld von einer Dame.
Er wird deshalb nach Bicêtre geschickt und bei den „Gefährlichen"
der Anstalt untergebracht, allein...
Seien wir gerecht! Nehmen wir einen zeitgenössischen Industrieritter,
der, zu einigen Monaten Gefängniß verurtheilt, Staatsbeamte, Richter, den
Präsidenten c. beleidigt, und trotz schärferer Ueberwachung ein-, zwei-, drei-
mal ausbricht, und stets wieder ergriffen, eingespert, von Neuem bestraft
wird. Endlich, nachdem er seine Zeit abgesessen hat, verbreitet er be-
schimpfende Schriften gegen den Polizeipräfecten, die Minister, die Kammern,
ersucht den Präsidenten der Republik um eine Schadloshaltung in Höhe von
150 000 Francs und erpreßt durch Drohungen Geld von einer Dame.
Man wird einräumen, daß ein solcher Mann 35 Jahre Zusatzstrafen
zu verbüßen haben würde.
Diese Verurtheilungen aber würden in der Tagespresse veröffentlicht
werden, und es wäre für märchenhafte Erfindungen, die hinter Schloß
und Riegel gedeihn, kein Raum.
Wäre, was den Grund und die Dauer der Gefangenschaft betrifft,
sein Fall dem Fall Latude vollkommen gleich, es würde für ihn weder
Pelzwerk, noch Promenaden in den Gärten, noch gespickte Hühner zu
Tisch geben.
Außer etwa 50 selbstgeschriebenen Briefen Latudes, welche von Bicêtre
aus an Frau Legros, seine Wohlthäterin, gerichtet sind, und in denen sich
ein intriganter Charakter, eine Charlatanerie, seine Eitelkeit, eine
Prahlerei verrathen, besitze ich selber einen, der an Herrn von Sartine
gerichtet ist und den Latude am Schluß einer Eingabe an Mme. de
Pompadour veröffentlichte: jede Wendung darin ist beleidigend.
Dieser Brief kam zur öffentlichen Versteigerung, und der Katalog brachte
die ersten Zeilen, welche wie folgt lauten:
„Ich ertrage mit Geduld den Verlust meiner schönen Tage und
meines Vermögens (!). Ich ertrage rheumatische Schmerzen, die Schwäche
in meinem Arm, ich trage einen eisernen Ring um meinen Leib für
Lebenszeit."

<"page399">

Einer unserer Journalisten, welcher von Louis Blanc Geschichte lernte,
sah Latude mit dem eisernen Gürtel an einem Pfeiler und ruft voller Ent-
rüstung aus:
„Ein eiserner Gürtel – welche Abscheulichkeit."

Dabei aber handelte es sich um eine Bandage; dieser falsche eiserne
Gürtel ist die einzige Fabel des armen Latude.
- III.
Alles, was sich auf die Bastille bezog, trat im Gewande der Fabel auf.
Wie glorreich waren die Tage vom 13. und 14. Juli, wie sie in der
Phantasie des Volkes nach den Angaben Michelets existieren! Michelet, der
in bilderreicher, leidenschaftlicher, pittoresker, dramatischer, bewunderns-
werther Sprache nicht die Geschichte, sondern einen die Revolution be-
handelnden Roman schrieb!
Man lese einen Bericht vom 13. Er führt uns ganz Paris vor,
wie es sich gegen Versailles auflehnt, wie es in herrlichem Feuereifer zu
den Waffen eilt, um der königlichen Armee die Spitze zu bieten. Das
ist, soweit es sich um Literatur handelt, sehr schön: der Geschichte ge-
genüber ist es die pure Phantasie.
Die Pariser waren ja ohne Zweifel der Mehrzahl nach Vertreter der
neuen Ideen, das heißt, sie waren für eine Beseitigung der Mißbräuche,
der Vorrechte, wie sie in den Büchern des General Staal verzeichnet
stehen, mit einem Wort Vertreter der von Frankreich ersehnten Reformen.
Allein ohne eine Mitwirkung der Krone, der sie aufrichtig zugethan waren,
wollten die Nichts davon wissen..
Diese Menge aufgeregter Menschen, welche nach dem Stadthause
eilen und nach Waffen rufen, welche uns von den republicanischen Schrift-
stellern so dargestellt werden, als wären sie durch Neckers Verabschiedung
aufgebracht und bereit, den Thron zum Vortheil des Genfers zu stürzen,
sind weit mehr von Dem erschreckt, was sich in Versailles vorbereitet, als
von Dem, was in Paris vor sich geht. Rufen Sie nach Waffen, so thun sie
es um ihrer eigenen Sicherheit willen. – Die Auflösung der National-
versammlung, die als „sicher in Aussicht stehend" bezeichnet wurde, erhitzte
die Gemüther Aller, und die Uebelgesinnten zogen aus der Beunruhigung,
der allgemeinen Bewegung Vortheil, um die Lage zu verschlimmern und
im Trüben zu fischen. Die Polizei war ganz verschwunden; der Pöbel
herrschte souverän in den Straßen. Banden von Strolchen, unter denen
man jene Leute mit den abschreckenden Gesichtszügen sah, welche seit dem
Monat Mai nach Paris geströmt waren, und, Gott weiß woher, wie
auf Commando daherkamen, die man schon bei der Plünderung des Hauses
Réveillon bemerkt hatte, sie liefen überall umher, beleidigten die Frauen,
rempelten die Passanten, plünderten Läden, brachen in die Gefängniffe ein,
verbrannten die Steuerhäuser an den Thoren. Am 13. Juli erklärten

<"page400">

sich die Wähler von Paris für die Bildung einer Bürgermiliz zum Schutz
der Stadt, und die Vorlage wurde noch an dem nämlichen Tage von
allen Districten mit den Zusätzen angenommen, welche Herr Funck-Brentano
anführt und welche die Absicht der Unterzeichner darlegten.
Lediglich, um sich gegen Diejenigen zu vertheidigen, welche man „die
Räuber" nannte, formierten sich diese bürgerlichen Milizen. „Um die
Bürger zu schützen," heißt es in dem Verhandlungsbericht von Petit-
Saint-Antoine, „gegen die Gefahren, von denen sie individuell bedroht sind."
„Das vorherrschende Gefühl," sagt Victor Fournet, „war bei den
Bürgern die Furcht. Bis zum 14. Juli zeigten sich dieselben weit mehr
beunruhigt durch die vielen Exceffe, welche nach der Verabschiedung Neckers
begangen wurden, als durch die Anschläge des Hofes."
Jacques Charaway, der Erste, welcher den Text des oben angeführten
Berichtes anführt, macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn er daraus
den nachfolgenden Schluß zieht:.
„Die Bewegung, durch welche am anderen Tage die Bastille fiel,
hätte vielleicht von der Nationalgarde niedergehalten werden können, hätte
dieselbe nur eine bessere Organisation gehabt.".
Es fehlte hier eine Oberleitung, ein Chef, namentlich aber die
Unterstützung Besenvals.
Dieser Herr, der von Versailles, auf Grund königlichen Befehls, mit
35 000 Mann ausrückte, hatte den Befehl, der Gewalt Gewalt gegen-
überzustellen.
Hier der Bericht über eine Operationen:
„Am 13. gegen 4 Uhr Nachmittags hatte das Regiment Royal
Allemand ein Scharmützel auf dem Vendômeplatz gegen „Manifestanten",
wie man heut jagen würde, welche die Büsten Neckers und des Herzogs
von Orleans vor sich hertrugen. Die Leute wurden auseinandergejagt.
Um 6 Uhr war dieselbe Reiterei in Thätigkeit auf dem Pont Tournant
der Tuilerien, wobei ihnen 5 oder 6 Stühle an den Kopf geworfen werden.
Es wird eingehauen. Herr de Lambesc macht den fabelhaften Greis
nieder, der eine Stunde später ein trauriges Ende im Palais Royal
erzählt.
Um 9 Uhr macht dasselbe Regiment eine militärische Promenade
über die Boulevards: es verliert bei einem Zusammenstoß mit französischen
Garden zwei Mann und macht darauf Kehrt, ohne Widerstand zu leisten,
zum großen Erstaunen des Gardeoffiziers de Maleiffye. Hätte die
Cavallerie, wie dieser Herr behauptet, attaquirt, so hätte sie mit Leichtig-
keit die französischen Garden geschlagen, zumal dieselben völlig betrunken
U)(NYET.
Besenwal, in Schrecken gesetzt durch einen solchen Widerstand, sammelt
all" die Seinen, er zieht nach dem Marsfelde und rückt und rührt sich
nicht mehr.

<"page401">

Man fragt sich, wenn man dies hört, ob Besenval ein Dummkopf
oder ein Verräther war! Das Erstere ist richtig: glaubte er doch, er
hätte sich gegenüber 300 000 Mann, er hielt alle Diejenigen, die etwas
aufgeregt waren, für Rebellen und begreift nicht, daß auf 100 Pariser es
90 gab, die auf ihn zählten, um die Meuterer zu Paaren zu treiben.

Er sagt, er setze kein Vertrauen in seine Leute.
Die Leute, im Gegentheil, setzten kein Vertrauen in ihren Führer
und waren entmuthigt durch seine Unentschlossenheit. Er sagt die Unwahrheit:
ein einziges Regiment versagte. Er hätte ja nur brauchen die Schweizer zu
verwenden, welche am 10. August bewiesen, daß man auch früher hätte
auf sie zählen können.
„Und dann,“ so sagt Besenval des Weiteren, „hatte ich Furcht, den
Bürgerkrieg zu entfesseln.“
Ein militärischer Führer, der einen Aufstand unterdrücken soll, darf
sich nicht exponieren, indem er gegen denselben kämpft!
Hier noch ein Grund Besenval's: „Ich ließ,“ sagt er, „um Befehle
aus Versailles bitten und erhielt keinen.“
Er hatte doch einen in der Tasche.
Endlich, nachdem er an Fleffelles und de Launey geschrieben hatte, sie
sollten sich bis zu seinem Eintreffen halten, und nachdem unter seinen Augen
die Waffen aus der Invaliden-Kaserne entführt waren, ohne daß er auch
nur einen Finger darum gerührt hätte, wartet er ab, bis die Bastille er-
stürmt ist, um vom Marsfelde aus vorzugehen – dann aber ruhig nach
Versailles mit seinen 35 000 Mann zurückzukehren, die keine einzige
Patrone verschossen hatten.
Das war allerdings gut – aber nur für die Tumultuanten.
IV.
Am 13. Juli, so sagt Michelet, vertheidigt sich Paris – Gegen wen
denn? Am 14. geht es zum Angriff über. Eine Stimme wird laut und
ruft: „Geh' und nimm die Bastille!“ Und der Tag ist da, der dem
gesammten Volk gehört!
Das ist ja als lyrischer Erguß sehr schön, allein die Wahrheit ist es
nicht.
Man höre nun Marat, der unverdächtig ist, und der Alles in der
Nähe gesehen hat.
„Die Bastille,“ berichtet Marat, „die schlecht vertheidigt war, wurde
genommen von einigen Soldaten und einer Rotte Elender, der Mehrzahl
nach Deutsche oder Provinzler. Die Pariser, stets neugierig und ge-
schwätzig, liefen aus Neugier herbei.“
Michelets „gesammtes Volk“ ist auf einen etwa tausendköpfigen Haufen
zurückzuführen, in demselben sind es kaum 300 Leute die wirklich am
Kampf theilgenommen haben: französische Garden, Deserteure aller Waffen,

<"page402">

Schreiber und überspannte Bürger – auch wackere Männer, die da glaubten
ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie auf diese alten, harmlosen
Mauern losstürmten, herbeigelaufenes Gesindel, dem der Aufruhr straflosen
Raub, straflosen Mord zu verheißen schien.
„Ich habe,“ sagt der Kanzler Pasquier, „der Erstürmung der Bastille
beigewohnt. Das, was man einen Kampf nennen hört, war nicht gerade
ernster Art. Dieser „große Kampf“ hat nicht einmal die Zuschauer auch
nur für einen Augenblick verscheucht. Unter denselben waren sehr viele Frauen,
darunter elegante Damen. Sie hatten, um dem Schauplatz näher zu
sein, ihre Equipagen verlassen. Neben mir bemerkte ich Mademoiselle
Contat von der Comédie française. Wir hielten bis zum Schluß aus,
und ich bot ihr dann meinen Arm, um sie zu ihrem Wagen zu geleiten,
der auf der Place royale hielt.“
„Die Bastille wurde nicht genommen – sie ergab sich!“
Wer ist es, der diese Meinung äußert? Es ist Herr Michelet
selber. Er fügt noch hinzu: „Was sie ins Verderben stürzte, war ihr
schlechtes Gewissen.“
Man könnte wohl richtiger sagen: die Untauglichkeit ihres Gouverneurs.
Es giebt kaum einen Liebhaber alter Gemälde, der nicht ein Bild kennt
oder besitzt von der „Erstürmung der Bastille“, wie sie am Schluß des
vergangenen Jahrhunderts so vielfach vorhanden waren.
Die Plattform der Citadelle ist mit Kanonen gespickt, die alle auf
einmal „Tod und Verderben speien“ – ohne daß die Stürmenden auch
nur die geringste Notiz davon nähmen, denn da alle Kugeln dieser Kanonen
über sie hinwegfliegen, so würden sie wohl den Zuschauern, aber keinem
Einzigen unter den Stürmenden Schaden zufügen können.
Die Bastille aber hat zu ihrer Vertheidigung auch nicht einen einzigen
Kanonenschuß abgegeben.
Schon am frühen Morgen hatte de Launey auf Ansuchen Thuriot de
la Rozières ohne Widerstreben eingewilligt, die 15 Kanonen der Plattform
aus den Schießscharten zu entfernen und diese mit Brettern zu verkleiden.
Von den drei Geschützen, welche er später wieder in Position brachte und
zwar vor dem Eingangsthor, war keins tauglich, und das Feuer von
einem derselben war dem einer Wallbüchse zu vergleichen.
Er erwartete so sicher die Unterstützung Besenvals, daß er, als er
das Arsenal räumte, und die ganze Besatzung in der Bastille selbst ver-
einte, das heißt 82 Invaliden und die 32 Schweizer des Herrn von
Flue, er vergessen hatte, sich mit Lebensmitteln zu versorgen.
Nein! Die Bastille hatte keinerlei Mundvorräthe. Sie erhielt
allmorgendlich, ebenso wie jede ehrsame Bürgersfrau in Paris, das, was sie
am Abend zuvor bestellt hatte, und was von den Lieferanten herbeigeschafft
zu werden pflegte – an dem verhängnißvollen Tage aber waren
diese von den Tumultuanten aufgefangen worden. Um drei Uhr Nachmittags

<"page403">

fehlte es daher der Besatzung an ihren gewöhnlichen Rationen, und die
Invaliden, auf die acht Tage vorher schon in allen Wirthshäusern stark
eingeredet worden war, und die sehr dazu aufgelegt waren, ihren Freunden
aus den Vorstädten die Thore zu öffnen, nahmen die ungenügenden
Rationen zum Vorwande, um Meuterei zu begehen, und die Weigerung,
sich zu schlagen, offen auszusprechen, so wurde das ohnehin schon gestörte

Denkvermögen des armen de Launey vollends gestört.
„Seit dem Tage meiner Ankunft,“ sagte de Flue, „bekam ich eine
üble Vorstellung von dem Manne in Folge der Vorbereitungen, welche er
traf, um seinen Posten zu vertheidigen, und welche nicht Hand und nicht
Fuß hatten. Für mich gab es keinen Zweifel mehr, daß wir im Falle
eines Angriffes einem sehr schlechten Obercommando preisgegeben waren.
De Launey befand sich in einem solchen Zustande von Furcht und Schrecken,
daß er während der Nacht den Schatten der Bäume für den anrückenden
Feind hielt. Unfähig, unentschlossen, sich mit Kleinigkeiten befassend
und wichtige Pflichten versäumend – so war dieser Mann!
Von Besenval im Stich gelassen, anstatt seinen Invaliden mit dem
Beispiel der Energie voranzugehen und bis zur Hungersnoth auszuhalten
hinter den sicheren Mauern, an denen die Geschosse der Angreifer ab-
prallen, die ihm nur einen einzigen Mann getödtet haben, verliert de Launey
völlig den Kopf, will die Bastille in die Luft sprengen, capituliert jedoch
und öffnet die Thore, wie Chateaubriand sagt: „Leuten, welche nie durch
dieselben gelangt wären, hätte de Launey die Thore unter Verschluß
gehalten.“
Hätten de Launey und Besenval ihre Schuldigkeit gethan, Alles
wäre anders geworden.
Damit soll nicht gesagt werden, daß die Revolution überhaupt dadurch
fehlgeschlagen wäre: ganz und gar nicht! Sie war eine Nothwendigkeit,
etwas Legitimes sozusagen, sie war wünschenswerth, Widerstand konnte
ihr nicht entgegengesetzt werden, da sie in dem hochherzigen Drange
eines ganzen Volkes wurzelte. Allein sie hätte einen anderen Weg ein-
geschlagen, sie hätte weniger blutige Opfer gefordert, weniger Ruinen hinter-
lassen. Die Folgen des 14. Juli waren Verheerungen aller Art. Die
Nachricht allein, daß die Bastille genommen war, gab das Signal für
die abscheulichsten Ausschreitungen. Es scheint, als hätte dieses alte
Gemäuer in seinem Sturz alle Autorität, allen Respect, alle Zucht mit sich
geriffen, als hätten durch die Bresche die scheußlichsten Excesse ihren Einzug
gehalten. Die Bauern setzten sich in hellen Haufen in Bewegung, um zu
plündern, zu rauben, die Schlösser in Brand zu stecken, die Bewohner,
die ihnen nicht entfliehen konnten, lebendig zu verbrennen. Die meuternden
Soldaten insultieren ihre Offiziere und machen mit Verbrechern, die
sie aus den Gefängniffen befreien, gemeinschaftliche Sache. Es giebt keine
Stadt, keinen Flecken mehr, in dem nicht Gesindel das große Wort führte,

<"page404">

in welchem nicht die ehrbaren Leute durch die Maulhelden der Clubs und
Straßenecken belästigt wurden.
Die Reaction stärkt sich an diesen Gewaltacten, denn eine große
Anzahl Derjenigen, welche noch kurz vorher, sei es, daß sie der Stadtver-
waltung, der Armee, der Geistlichkeit oder dem Adel angehörten, Vertreter
der neuen Ideen waren, entsagten denselben plötzlich und riefen mit dem
wackeren Herzog de la Rochefoucauld: „Durch ein solches Thor tritt man
nicht in die Hallen der Freiheit ein!“
Zwischen dem Verlangen und dem Widerstreben, die zugesagten Re-
formen durchzuführen, von einer Seite zum Widerstande, von der anderen
zur Unterwerfung gedrängt, und mehr als je zuvor der politischen Klugheit
und des freien Entschlusses beraubt, kommt der König nach Paris, um
sich vor der Empörung zu beugen und die Niedermetzlung einer treuesten
Diener gut zu heißen – d. h. er macht seinen ersten Schritt auf das
Schaffot zu.
Von da an, unter dem Druck der Volksmaffe, der dieser erste Erfolg
einen Begriff von ihrer Macht beigebracht hatte, und die mit jedem Tage
herausfordernder auftrat, sollte die aus allen Fugen gewichene Revolution
bis zu den Orgien des Jahres 93 vorgehen, die man kurzweg als Organi-
sierung des Räuberwesens bezeichnen kann: Malouet hatte wohl Recht, wenn
er sagte: „wir feierten am 14. Juli nicht den Aufgang der Sonne, nicht die
Morgenröthe der Freiheit – der 14. Juli ist der erste Blitzschlag der
Schreckenszeit.“
Doctor Rigby, der den ganzen Nachmittag über im Garten von
Monceau spazieren gegangen war, ohne daß er eine Idee von dem hatte, was
in der Vorstadt St. Antoine passierte, kommt am Abend in ein dicht neben
dem Palais Royal liegendes Hotel zmrück: er findet eine gleichsam be-
rauschte Volksmenge, Männer, Weiber, welche lachen, weinen, sich umarmen:
„Die Bastille ist genommen! Wir sind frei, endlich frei!“ Und die am
wenigsten Begeisterten sind nicht etwa die Leute der Bürgermiliz, welche
gestern noch bereit waren, den Aufstand zu bekämpfen und heut seinem
Triumph zujauchzen: der erste Säbel, der von dem ersten Nationalgardisten
geschwungen wurde, aber war wohl der des Herrn Joseph Prudhomme.
- Plötzlich überfällt die delirierende Menge ein Grauen, die zerstreut sich,
stößt Schreckensrufe aus: durch die Honoréstraße herauf kommt heulend und
berauscht eine Rotte von Uebelthätern daher, ihnen voran getragen werden
auf Piken die Köpfe von Launey und Flesselles.
Jene naiven Leute in ihrem Freudentaumel über den Sturz einer
vermeintlichen Tyrannei, die sich nicht einmal zu vertheidigen verstand,
zerstreuen sich in Schweigen und Bestürzung.
Denn die wirkliche Tyrannei ist da!

<"page405">

V.
Man glaube ja nicht, daß mit der Wegnahme der Bastille die Gerüchte,
welche sie zu einer Stätte aller möglichen Grausamkeiten machten, ver-
stummen werden, wie die Gespenster eines alten Schlosses verschwinden,
sobald die Räume erleuchtet werden.
Während Michelets „tout Paris“ über die Invaliden herfällt, die
ihm den Platz ausliefern, Den in Stücke haut, der die Sprengung ver-
hindert hat, den Major de Losme, den Freund und Wohlthäter der Ge-

fangenen, erwürgt, den armen de Launey foltert und von der Bastille
bis zum Stadthause hinschleift – durchbohrt von Stichen, zerhackt von
Säbelhieben, um ihm endlich mit einem Taschenmesser den Kopf abzu-
schneiden, – eine Episode, über welche Michelet mit Leichtigkeit hinweg-
gleitet – während alles Gesindel des Stadttheiles herbeieilt und den
Kämpfenden auf der Sohle folgt, um zu plündern, zu zerstören, Möbel,
Bücher, Documente, die Schriften des Archivs, von denen einige zu retten
man soviel Mühe hat, in die Gräben wirft, sagen sich Einige: „Aber es
sind Gefangene vorhanden, und sie müssen wir doch befreien."
An dieser Stelle möge Louis Blanc das Wort haben: „Inzwischen
sind die Thore der Verließe – er bleibt bei diesem Wort – gefallen,
die Gefangenen sind frei. Leider schlug die Stunde für drei von ihnen
zu spät. Seit sieben Jahren Opfer der unerklärlichen Rache eines starr-
köpfigen Vaters, fand der Graf de Solages weder Verwandte wieder,
welche ihn erkennen mochten, noch erhielt er seine Güter zurück, welche
Seitenlinien seiner Familie zur willkommenen Beute geworden waren.
Der Andere hieß Whyte, und welches war das Verbrechen, dessen man ihn
zieh? Man hat es niemals erfahren. Ihn selbst zu befragen, war vergeb-
liche Mühe, denn er hatte in der Bastille den Verstand verloren. Der
dritte hieß Tavernier; beim Anblick seiner Befreier hatte er geglaubt, es
wären Henkersknechte und hatte sich zur Wehr gesetzt. Man suchte ihn
aufzuklären, indem man ihn umarmte. Am anderen Tage aber, da er
durch die Straßen irrte und unzusammenhängendes Zeug schwatzte,
merkte man, daß auch er den Verstand verloren hatte."
Das sind eben so viel Irrthümer als Worte.
Der Graf von Solages war ein abscheulicher Wüstling, auf Antrag
seiner Familie wegen „wüster und notorischer" Verbrechen eingesperrt.
Seine Verwandten hatten trotzdem die Güte, ihn nach seiner Befreiung
bei sich aufzunehmen, und bei ihnen ist er im Jahre 1825 verstorben.
De Whyte und Tavernier sind nicht in der Bastille verrückt geworden;
sie waren nämlich in der Bastille, weil sie verrückt waren; Tavernier
war außerdem in eine Mordgeschichte verwickelt. Ein Perrückenmacher
nahm ihn bei sich auf, zum Dank schlug er demselben Alles kurz und klein,
der Mann beförderte ihn deshalb nach Charenton, wo er wieder mit de
Whyte zusammentraf.

<"page406">

Vier andere Gefangene, welche befreit wurden: Corrège, Bechade,
Pujade und Laroche, waren als Fälscher verhaftet worden.
Louis Blanc erwähnt ihrer mit keinem Wort.
Zehn Tage vorher saß, „ein Opfer der Tyrannei", der Marquis
von Sade in Eisen, weil er von der Plattform der Citadelle herab. Vorüber-
gehende zum Aufruhr aufgestachelt hatte, indem er ihnen seine Worte durch
ein Sprachrohr vermittelte. De Launey mußte ihn nach Vincennes schaffen
und beraubte die Sieger des Ruhmes, den künftigen Verfasser von „Justine"
befreit zu haben. Die Republik übernahm es, ihn zu richten, indem sie
ihn zum Secretär der „Section des Piques" machte, ein Amt, für welches
ihn eine Tugenden besonders befähig erscheinen ließen.
Der berühmteste von all diesen Gefangenen, der populärste, dessen
Wißgeschick ganz Paris beklagte, aber war der Graf de Lorges, der
seit 32 Jahren, wie sein Biograph bemerkt, detemirt war.
In dem Werkchen des Bürgers Rousselet, des Besiegers der Bastille,
liest man Nachfolgendes:.
„Die eiserne Pforte öffnet sich, die Humanität dringt ein – was
erblickt sie? – Ist das ein Mensch? Großer Gott! Dieser mit Eisen beladene
Greis. Die edle Stirn, der weiße über die Brust herabhängende Bart
. welche Majestät in dieser Erscheinung – das Feuer, welches noch
aus seinen Augen leuchtet, scheint ein gewisses Licht in dem düstern Raum
zu verbreiten.
Ueberrascht beim Anblick so vieler Bewaffneter, fragt er dieselben,
ob Ludwig XV. noch am Leben wäre. Man setzt ihn in Freiheit und
führt ihn nach dem Stadthause.
Vierzehn Tage lang lief ganz Paris nach dem schwarzen Verließ, in
welchem der Unglückliche so viele Jahre hindurch eingesperrt gewesen war,
ohne alles Licht – mit Ausnahme natürlich des Lichtes, welches „seinen
Augen entströmte". Ein Stein dieses Verließes wanderte in das Curtius-
Museum. Das Portrait des Gefangenen wurde veröffentlicht. Es gab
einen Kupferstich, welcher den Grafen in dem Augenblick darstellt, da er
von seinen Ketten befreit wird, er sitzt auf einem Stuhl, neben ihm steht
ein Krug mit Waffer.
Das Merkwürdigste aber ist, daß Niemand je den unglücklichen Greis
gesehen hat – daß er überhaupt gar nicht existiert hat!
Am 14. Juli gab es in der Bastille überhaupt nur sieben Gefangene:
zwei Wahnsinnige, vier Fälscher und einen wegen Unsittlichkeit Verurtheilten.
Ueber ihre Anzahl, sowie über das Recht der Obrigkeit, die gefangen
zu halten, schweigt Michelet – das würde ja einer Epopöe Schaden zu-
fügen, und er glänzt besonders dadurch, daß er Alles zur Geltung bringt
was seine These stützt, und das zu ignorieren, was derselben widerspricht.
Er beschränkt sich darauf, von den Zweien zu reden, welche „wahnsinnig
wurden".

<"page407">

Die Sieger waren ein wenig überrascht von dieser kleinen Anzahl
von „Opfern", mehr überrascht aber, die Gefangenen in Zimmern unter-
gebracht zu sehen, von denen einige Fauteuils, mit Utrechter Sammet
bezogen, zeigten.
Der Autor von „la bastille dévoilée" (Enthüllungen über die
Bastille) ruft:
„Was? Keine Leichen? Keine Skelette? Keine an Ketten gelegte
Menschen?!"

„Die Einnahme der Bastille,“ meint „Cousin Jacques“, „hat dem
Publicum die Augen geöffnet über die Art der Gefangenschaft, wie sie
dort erduldet wurde.“
Ein starker Irrthum! Fabelhafte Gerüchte haben ein zähes Leben.
Eine Bastille ohne Verließe, unterirdische Kammern, ohne eiserne Käfige?
Die öffentliche Meinung giebt es nicht so leicht zu, sich in einer Täuschung
befunden zu haben.
„Unsere Gefangenen,“ bemerkt die „Histoire des événements re-
marquables“, „sind in Freiheit gesetzt worden; Einige aber, das heißt
vermuthlich die Meisten, sind bereits Hungers gestorben, man kennt eben
die Einrichtungen dieses abscheulichen Gefängnisses zu wenig. Unter diesen
zwischen vier Mauern gesteckten Gefangenen giebt es. Einige, welche nur
durch Löcher, welche in die Mauer eingehauen sind, ihre Nahrung
erhalten. Man hat einen Theil dieser Gefangenen, dem Hungertode erlegen,
vorgefunden, weil ihre Verstecke erst nach mehreren Tagen entdeckt wurden.“
Ein anderes Buch: „Die in dem Souterrain der Bastille aufgefundenen
Kerkerzellen“, welches ein altes, schon von Cardinal Richelieu benutztes
Märchen auffrischte, erzählt von einem Gefangenen, welcher aus seinem
Verließ herausgeholt und vom Gouverneur in ein Zimmer geführt wurde,
welches gar nicht übel war; schöne Blumen verbreiteten einen wunderbaren
Duft, der „Tyrann“ sprach freundschaftlich zu einem Gefangenen; gab
aber dann das verhängnißvolle Signal, und eine im Fußboden angebrachte
Fallthür öffnete sich, und der Unglückliche stürzte in ein mit scharfen
Klingen versehenes Räderwerk, welches von Knechten in Bewegung gesetzt
wurde.“
Der Autor schließt mit folgender Betrachtung:
„Eine solche Strafe zeugt von nichtswürdiger Erfindungsgabe und ist
kaum glaublich, und doch ist sie angewendet worden, und zwar in Paris,
dieser schönen, blühenden Stadt.“
Dorat-Cubières, eine Schmach für die Literatur des achtzehnten
Jahrhunderts, geht noch weiter. Er hat eines dieser Kerkerlöcher gesehen
– mit seinen eigenen Augen gesehen – der Gefangene ist mit einem
Brodvorrath für acht Tage versehen worden und hatte nach Verlauf der-
selben zu seiner Nahrung. Nichts weiter übrig als ein eigenes Fleisch.

<"page408">

„In diesem Loch,“ sagt der Autor, „befand sich ein Skelett, welches
fürchterlich anzusehen war und vor welchem ich erschreckt zurückprallte.“
Die Volksphantasie verfehlte nicht, sich so unsinniger Angaben zu be-
mächtigen und dieselben zu verbreiten. Mir liegt ein Kupferstich aus jener
Zeit vor, der ganz dazu geeignet ist, empfindsame Herzen zu erschüttern:
über die Treppenstufen eines düsteren Kerkers schleppen die Sieger einen
Mann, dessen Uniform die der Vertheidiger der Bastille ist, sie zeigen
demselben einen Greis, den man eben hinausträgt, ein Anderer wird gerade
von der Wölbung, an der er mit den Armen befestigt hing, abgeschnitten;
noch andere Gefangene sieht man, die auf mit spitzen Nägeln gespickte
Räder gebunden sind oder, durch entsetzliche Maschinerien gefoltert, sich
in wilden Schmerzen winden – in einem Mauerloch, hinter einen
Gitter, ein Skelett, welches Dorat-Cubières nie gesehen hat.
Daß von solchen Löchern mit Skeletten, von diesen moderfeuchten Ver-
ließen. Nichts vorgefunden wurde, kränkte die vorgefaßte Meinung. Die
Bastille mußte durchaus irgend welche unterirdische Gruben und Löcher
haben, in denen die Opfer der Tyrannei schmachteten, und in der That
– wenn man aufmerksam und scharf horchte – hörte man nicht das
Stöhnen und Wehklagen der Verzweiflung? Allein nachdem man nach
allen Richtungen hin Schachte in die Erde getrieben, unterirdische Gänge
angelegt hatte, mußte man schließlich die Wahrnehmung – man kann
lächerlicher Weise nur sagen: die „schmerzliche Wahrnehmung“ machen,
daß man einer Chimäre nachgegangen war.
Nun legte man sich mit Eifer auf die Folterwerkzeuge – obwohl diese
bereits seit einem Jahrhundert nicht mehr zur Anwendung kamen – wie
wäre es möglich gewesen, sich eine Bastille ohne Marterinstrumente zu
denken?
„Ketten,“ so berichtet Louis Blanc, „mit denen die Handgelenke
der Gefangenen wohl vielfach Bekanntschaft gemacht hatten, Maschinen,
deren Verwendung unerklärlich schien, ein alter eiserner corettartiger
Panzer, allem Anschein nach erfunden zu dem Zweck, den Gefangenen in
einen Zustand völliger Bewegungslosigkeit zu versetzen, wurden gefunden.
Diese Ketten aber gehörten zu den beiden, Gefangene darstellenden
Statuen, welche als Ornamente an der großen Hofuhr angebracht waren.
Die Maschine, aus der Niemand klug werden konnte, waren die Ueberreste
einer alten Druckerpresse, das eiserne Corsett Nichts als ein Theil von
einer Rüstung aus dem fünfzehnten Jahrhundert.
Auch an Skeletten fehlte es: zwar hatte man bei dem Gefängniß-
Chirurgen einige Knochen gefunden, allein es blieb doch zuletzt weiter
Nichts übrig, als zuzugeben, daß es sich um anatomische Präparate handelte.
Da – glücklicher Weise – wurde eine unverhoffte Entdeckung gemacht:
„Zwei Skelette, verbunden, wie es hieß, durch eine Kette.“

<"page409">

Man fand sie bei Gelegenheit, als eine der Bastionen in einen Garten
für den Gouverneur umgewandelt wurde.
„Das eine,“ sagten die Herren Fourcroy, Vicq-d'Azyr und Sabatier
in dem Bericht, zu welchem sie aufgefordert waren, „fand man mit den
Kopf nach unten, auf Treppenstufen liegend, es war ganz mit Erde be-
deckt und schien das eines Arbeiters zu sein, der zufällig die dunkle Treppe
hinab gefallen sein mochte, ohne von seinen Arbeitscollegen vermißt worden
zu sein. Das andere, sorgfältig beigesetzt in einer Art von Graben, lag
wohl schon lange an Ort und Stelle, noch ehe man an die Umwandlung
der Bastionen in einen Garten gedacht hatte.

Was die Ketten-Kugel, die bei dem Skelett gefunden wurde, be-
trifft, so deutet sie auf die Zeit der Fronde.
Gut auf alle Fälle, daß man nun Skelette hatte! Daraus Vortheil zu
ziehen, war Sache des erfinderischen Genies!
De Palloy, jener Charlatan, der mit dem Einreißen der Bastille be-
traut war, stellte die Skelette der Verehrung der Gläubigen zur Ver-
fügung, und zwar in einem Gewölbe beim Scheine eines Todtenlämpchens.
Hernach fand die feierliche Beisetzung statt; dumpf wirbelten die Trommeln,
eine Procession, bestehend aus Geistlichen und Arbeitern, bewegte sich von
der Bastille nach der St.-Paul-Kirche, Nationalgarden bildeten Spalier.
Und nun wurde den unbekannten Todten auf dem zur Kirche ge-
hörigen Friedhof zwischen vier Pappeln ein Monument errichtet, welches
uns Kupferstiche der damaligen Zeit zur Anschauung bringen.
Nun soll nach einer so feierlichen Ceremonie noch Jemand kommen und
jagen, diese Reliquien wären nicht echt!

VI.

Die Erinnerung an den Mann mit der eisernen Maske ist mit
denen an die Bastille so eng verknüpft, daß Herr Funck-Brentano eine
Mystification nicht mit Stillschweigen übergehen konnte, die seit zwei
Jahrhunderten soviel Federn in Bewegung gesetzt, soviel Tinte und Papier
gekostet hat.
Er lüftet die Maske, die übrigens nicht von Eisen, sondern von Sammet
war, er zeigt uns eine Gestalt, die wir vermutheten; es ist die von
Mattioli, dem vertrauten Freunde des Herzogs von Mantua, der zum Ver-
räther an Ludwig XIV. und zugleich an einem Herrn wurde.
Die Auseinandersetzungen des Herrn Funck-Brentano sind so überzeugend,
daß sie keinerlei Zweifel aufkommen lassen. Man darf jedoch nicht er-
warten, daß das liebe Publicum seine Folgerungen als erschöpfend an-
erkennt; denn das Geheimnißvolle ist stets interessanter als die Wahrheit.
Dem Mattioli fehlt das Prestige – ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV.
ist schon etwas Anderes: die Phantasie hat Spielraum.
Dann aber muß man auch mit den Führern, den treuen Wächtern

<"page410">

fabelhafter Ueberlieferungen, rechnen, ihre Propaganda ist eine thätigere
als die der Eingeweihten.
Man vergegenwärtige sich nur, daß tagtäglich auf der Insel St.
Marguerite die Gefängnißzelle des Mannes mit der eisernen Maske den
Besuchern gezeigt wird, und zwar von einer Frau, welche ihnen sämmtliche
traditionellen Schnurren unterbreitet, wie z. B. die über den Luxus des
Gefangenen, eine schönen Spitzen, sein Tafelgeschirr, die Rücksichten, welche
Herr von Saint-Mars für ihn an den Tag legte – nun kämpfe einmal
Einer gegen diese tagtäglich stattfindenden Verkündigungen an!
Ich besuchte das Schloß zu If, ehe es restauriert wurde.
Die Führerin zeigte uns die bereits verfallenen Gefängnißzellen des
Abbé Farier und des Herrn Edmund Dantès: die Besucher betrachteten
höchlich erbaut diese Ueberreste.
„Es scheint mir,“ so bemerkte ich „daß diese Zellen sehr dicht bei
einander liegen, und daß Alexander Dumas sie uns weiter von einander
getrennt vorführt...“
Die Frau schleuderte mir einen vernichtenden Blick zu und bemerkte:
während ich einen Romanschriftsteller citierte, spräche die Geschichte.
Man braucht übrigens so weit nicht zu gehen, man folge nur eines
Tages in Versailles einer englischen von den Agenten Cooks geführten
Touristengruppe. Man wird sehen, wie dieselben das Fenster bezeichnen,
durch welches Ludwig XVI. auf einem hängenden Gerüst herabgelassen
wurde, um das im Marmorhofe aufgerichtete Schaffot zu ersteigen.
Dumm ist dieser Führer nicht. Er hat eingesehn, daß die Place de
la Concorde der Phantasie seiner Landsleute nicht genüge, während in
ihrem Innern sich die Annäherung der beiden Schafotte, nämlich das
Ludwigs XVI., nach Versailles verlegt an das Karls I. in White Hall,
sehr gut ausnehmen würde.
Man möge schreiben und sagen, was man will, Nichts wird gegen
den einmal im Herzen des Publicums eingewurzelten Glauben aufkommen.
Die Bastille ist und bleibt die Hölle der Lebendigen, und ihre Erstürmung
steht fest. Fabeln und Legenden sind für das Volk Geschichte, namentlich
aber solche Fabeln, die einen Instincten, einen Vorurtheilen, seinen Leiden-
schaften schmeicheln. Niemals wird es gelingen, ihm deren Unhaltbar-
keit nachzuweisen.
Herr Funck-Brentano kann gewärtig sein, als „Reactionär“ behandelt
zu werden, denn für viele Leute heißt reactionär Derjenige, der es unterläßt,
das ancien régime herabzusetzen. Gewiß hatte dasselbe seine Mißbräuche,
seine Verkehrtheiten, die von der Revolution beseitigt worden sind, aber
nur, um sie durch andere zur ersetzen, die allerdings erträglicher sind als
jene; aber darum sollte man die Vergangenheit doch nicht verunglimpfen
und sie schwärzer machen, als sie war. Die Fanatiker der Revolution
haben derselben zu Ehren eine Art von Cultus eingeführt, dessen In-

<"page411">

toleranz oft geradezu herausfordernd ist. Wenn man sie hört, sollte man
denken, es hätte vor der Revolution Finsterniß, Unwissenheit, Elend ge-
herrscht. Man muß sie also ohne Rückhalt bewundern, ihre Irrthümer,
ihre Verbrechen bemänteln: Alles vergolden, meinte Chateaubriand, sogar
die Schneide der Guillotine. Diese Anbeter der Revolution sind doch
ungeschickt. Will man Bewunderung erzwingen für Alles, was die Re-
volution gethan hat, so reizt man zu dem ungerechten Verlangen, sie zu
verabscheuen en bloc!
Die Revolution kann ohne diese allzugroße Begeisterung sehr wohl
auskommen, denn sie ist von so kräftiger Gestalt, daß sie die Wahrheit

sehr wohl vertragen kann. Das, was sie geleistet, ist so erhaben, daß es
nicht nöthig ist, die durch Fabeln zu rechtfertigen oder zu verherrlichen.
I.
Die eiserne Maske“).
Es giebt seit zwei Jahrhunderten kaum eine Frage, welche die
öffentliche Meinung in dem Maße beschäftigt hat, wie die: wer der
„Mann mit der eisernen Maske“ wohl eigentlich gewesen ist. Bücher,
die über das Thema geschrieben wurden, sind in Unzahl vorhanden; man
verzweifelte schließlich daran, daß es gelingen werde, den Schleier zu lüften.
„Die Geschichte der eisernen Maske,“ meint Michelet, „wird wahr-
scheinlich für immer unaufgeklärt bleiben,“ und Henry Martin fügt hinzu:
„Der Geschichte steht das Recht nicht zu, sich über Etwas bestimmt
auszusprechen, was nie und nimmer aus dem Bereich der Conjecturen heraus-
treten wird.“
Heut aber ist aller Zweifel beseitigt, das Problem gelöst. Ehe wir
an die Lösung des Räthels, welcher die Kritik einstimmig ihren Beifall
zollt, gehen, wollen wir die wenigen authentischen Documente, welche wir
über diesen interessanten Gefangenen besitzen, veröffentlichen, dann zu den
wichtigsten der vorgeschlagenen Lösungen übergehen, welche bisher, ehe die
Wahrheit festgestellt wurde, gang und gäbe waren.
- Die vorhandenen Documente.
Das Verzeichniß der Gefangenen. Wir bringen zuvörderst den
Text, welcher den verschiedenen Veröffentlichungen über den „Mann mit
der eisernen Maske“ zu Grunde lag. Etienne du Junca, der den Posten
eines „Lieutenant de roi“ an der Bastille bekleidete, schreibt in einem
Journal, welches er mit dem 20. Oktober 1690, gleichzeitig mit der
Verleihung einer Charge zu führen begann – eigentlich ist es ein Ver-
*) Benützt sind für dies Capitel: „L'homme 31U1 masque de velours noir“ („Revue
historique“1894). „Nouveaux documents sur la Bastille“ (Revue bleue“, 26. März 1898).
25-

<"page412">

zeichniß, in welches er von Tag zu Tag die Ankunft neuer Gefangener“)
und einige Einzelheiten über dieselben aufnahm – Folgendes:.
Am 18. September 1698, um 3 Uhr Nachmittags, ist Herr de Saint
Ankunft des maskierten Gefangnen, genannt „eiserne Maske“, in der Bastille. 18. Sep-
tember 1698. Aus dem Journal du Juncas, „lieutenant de rol.“ (Bibl. des Arsenals.)
Mars, Gouverneur des Schlosses Bastille, der von den Inseln Sainte
*) Dieses Journal du Juncas ist eine wahre Fundgrube für Nachrichten über
das Leben in der Bastille unter Ludwig XIV.

<"page413">

Marguerite und Honorat kam, eingetroffen; er führte mit sich in seiner
Sänfte einen Gefangenen, welcher ihm schon in Pygnerol übergeben war,
und welchen er beständig eine Maske tragen ließ, der Name ward nicht
genannt; er hat ihn, als er aus der Sänfte stieg, sogleich in dem ersten
Gemach im Thurm de la Bazinnière untergebracht; am Abend um 9 Uhr
aber mußten wir Beide, Herr de Rojarges, ein Gehilfe des Gouverneurs,
und ich, ihn in das dritte Zimmer des Thurmes de la Bertaudière
bringen, welches ich einige Tage zuvor schon auf Befehl des Herrn de
Saint-Mars auf's Beste hatte möblieren müssen. Der Gefangene wird von
Herrn de Rosarges bedient und gewartet werden. Der Gouverneur aber
wird die Verpflegung besorgen“).
In einem zweiten als Anhang zum ersten dienenden Schriftstück
verzeichnet du Junca Einzelheiten über die Entlassung der Gefangenen
oder deren Tod. Unter dem 19. November 1703 findet sich folgender
Vermerk:
„Der unbekannte Gefangene, der immer das Gesicht von einer schwarzen
Sammetmaske verdeckt hatte, und den Herr von Saint Mars, als er von
den Sainte Marguerite-Inseln kam, mit sich brachte und schon seit lange
bewachte, fühlte sich gestern, als er aus der Meffe kam, ein wenig unwohl.
Er ist heut gegen 10 Uhr Abends verstorben, ohne eine besondere Krankheit
gehabt zu haben. Unser Almosenier, Herr Girant, nahm ihm schon gestern
die Beichte ab, das heilige Abendmahl erhielt er nicht, da ihn der Tod
überraschte, dem Almosenier blieb nur für eine kurze Ermahnung Zeit.
Der so lange in Haft befindliche Gefangene ist am Dienstag, dem
20. November, um 4 Uhr Nachmittags auf dem St. Paulfriedhofe bei-
gesetzt worden. Auf dem Todtenregister ist er unter unbekanntem Namen
verzeichnet. Herr de Rojarges, Major, und Arreil, Chirurg, haben unter-
schrieben.“
Am Rande ist vermerkt:
„Ich habe seitdem erfahren, daß er auf dem Register als „de
Marchiel“ verzeichnet stand und daß das Begräbniß 40 Livres kostete.“
Die Aufzeichnungen du Juncas wurden in dem alten Archiv der
Bastille aufbewahrt, und sind von dort in die Arsenalbibliothek über-
tragen worden, wo sie sich noch heut befinden*). Sie zeigen eine plumpe,
wenig mit der Feder vertraute Soldatenhand: die Orthographie ist, wie
gesagt, mangelhaft, allein das Geschriebene ist Wahrheit, was sich stets
herausgestellt hat, wenn eine Controlle stattfand.
Man sieht vor Allem, daß es sich gar nicht um eine eiserne, sondern
um eine schwarze Sammetmaske gehandelt hat.
*) Wir bringen nebenstehend das Facsimile von du Juncas Schrift, über dessen
unrichtige Orthographie man sich hinwegsetzen muß.
*) Man vergleiche das Ms.

<"page414">

Die Aufzeichnung in dem Kirchenbuch von Saint Paul ist aufgefunden
worden und lautet:

„Am 19. (1703) ist Marchioly, etwa 45 Jahre alt, in der Bastille
verstorben; die Leiche ist auf dem Kirchhof von Saint Paul, zum Sprengel
gehörig, am 20. beigesetzt worden in Gegenwart von Herrn Rosage (sic),
Major der Bastille, und Herrn Reglhe (sic), Oberchirurg der Bastille, welche
unterzeichnet haben, und zwar: Rolarges, Reilhe“).
Dies sind die ursprünglichen Documente; sie genügen, wie man weiter
unten sehen wird, zur Bestimmung der Wahrheit.
Der Brief des Gouverneurs von Saint Marguerite. Wir
haben eben gehört, daß der „Mann mit der eisernen Maske“ auf den
Inseln Sainte Marguerite sich unter Obhut von Saint Mars befand, und
daß dieser ihn, als er Gouverneur der Bastille wurde, mit sich brachte.
In der Correspondenz zwischen Saint Mars, dem Gouverneur des Schlosses
auf den Sainte Marguerite-Inseln, und dem Minister Barbezieux befindet
sich ein Brief, datiert vom 6. Januar 1696, in welchem Saint Mars ein
Exposé über eine Art, die Gefangenen zu behandeln, giebt: es ist darin
von dem maskierten Gefangenen unter der Bezeichnung „mein alter Ge-
fangener“ die Rede. Der Brief lautet:
„Monseigneur, Sie befehlen mir, Ihnen zu sagen, wie man sich,
wenn ich abwesend oder krank bin, in Bezug auf die täglichen Besuche und
Vorsichtsmaßregeln betreffs der meiner Obhut anvertrauten Gefangenen ver-
hält. Meine beiden Lieutenants tragen zu den bestimmten Stunden
das Essen auf, wie Sie gesehen haben, daß ich selber es machte und noch
heut, sobald ich mich wohl fühle, mache. Wer von den beiden Lieutenants
sich zuerst bei mir einstellt, nimmt den Schlüssel zum Gefängniß meines
„alten Gefangenen“, mit welchem angefangen wird. Er schließt die drei
Thüren auf und tritt in das Zimmer des Gefangenen, der ihm in ver-
bindlichster Form Schüffeln und Teller, welche er einen auf den anderen
gethan hat, übergiebt. Der Lieutenant braucht nur zwei Thüren zu
passieren, um sie einem meiner Gehilfen zu übergeben, der sie auf einen
zwei Schritt entfernten Tisch stellt; der zweite Lieutenant hat. Alles im
Auge, was in die Bastille hinein- und herauskommt, er sieht nach, ob auch
Nichts auf das Geschirr geschrieben sei. Dann folgt die Untersuchung des
Bettes, das heißt des inneren und des Raumes unter dem Bett, die
Gitter an den Fenstern werden geprüft, sehr oft wird die Person selbst
visitiert. Nachdem die höfliche Frage an ihn gerichtet ist, ob er einen
*) Das Document war im Stadtarchiv von Paris aufbewahrt; es wurde durch
den Brand von 1871 zerstört. Ein Facsimile war glücklicher Weise in der englischen
Uebersetzung des Vizetely (London 1870) und in der 5. Aufl. von Marius Topins Buch
„L'homme au masque de fer“ vorhanden. Wir veröffentlichen es auf S. 392.

<"page415">

Wunsch habe, werden die Thüren wieder verschlossen – genau dasselbe
geschieht bei allen anderen Gefangenen.“
Brief des Herrn de Palteau; 19. Juni 1768. Herr de Formanoir
-.
-,. z-.. z-
-...
-zaszcz..2-
-..de-.. zz-.
-. m-...
-... ze-2- z-.
-. z-Be-zz- z-
-..
- 2-zz-
-..
-.
-..4-2-. ze-z-..
-..-
-...
-.
-..-
- zi-2. z.
-.. z...
zwei. fz-z-..
-.
-..-.
-.
.
Z“- z-..
- z...
|-. "ZZ-.77.-..-.
-...-..-.
-.
.-.. z-..
Tod des maskierten Gefangnen in der Bastille. (19. November 1103) Aus dem Journal
du Juncas. (Bibl. des Arsenals)
de Palteau schreibt von Schloß Palteau unweit Ville neuve-le-Roi aus an
den bekannten Fréron, den Director der „Année littéraire“, einen in der
Nummer vom 30. Juni 1768 abgedruckten Brief; der Schreiber desselben
war ein Großneffe von Saint Mars. Zur Zeit, als dieser zum Gouverneur

<"page416">

der Bastille ernannt wurde, gehörte ihm das Schloß Palteau, und er
machte dort, als er von den Marguerite-Inseln mit seinem Gefangenen
nach Paris ging, einen kurzen Halt. „Saint Mars hielt sich damals
1698 mit einem Gefangenen eine Zeit lang auf seiner Besitzung auf.
Der „Mann mit der Maske“ kam in einer Sänfte, welcher die von
Herrn Saint Mars auf dem Fuße folgte, an. Sie waren von Reitern
begleitet. Die Bauern kamen dem Schloßherrn entgegen. Herr de Saint
Mars speiste mit einem Gefangenen, der im Speisesaal mit dem Rücken

nach den Fenstern – sie lagen nach dem Hof zu – saß. Die Bauern,
welche ich befragt habe, konnten nicht sehen, ob der Gast mit der Maske
dasaß und aß: sie bemerkten jedoch, daß Herr von Saint Mars, der ihm
bei Tisch gegenübersaß, zwei Pistolen neben einem Teller liegen hatte.
Es wurde ihnen nur von einem Diener aufgewartet, welcher die Schüsseln,
die ihm im Vorzimmer behändigt wurden, herbeibrachte, indem er jedes-
mal sorgfältig hinter sich die Thür schloß. Als der Gefangene über den
Hof schritt, hatte er die schwarze Maske vor dem Gesicht. Die Bauern
konnten seine Lippen und Zähne sehen, auch gewahr werden, daß er groß
und weißhaarig war. Herr von Saint Mars schlief in einem Bett, welches
neben dem des Gefangenen aufgestellt war."
Dieser Bericht entspricht unzweifelhaft der Wahrheit; Herr de Palteau
macht keinerlei Schlußfolgerungen, nimmt Partei weder für die eine, noch
für die andere Hypothese. Er beschränkt sich darauf, die Zeugenaussagen
der Bauern, welche den Gefangenen gelegentlich der Durchreise sahen, mit-
zutheilen. Das einzige Detail des Berichtes, welches wir zu controllieren
im Stande wären, ist allerdings charakteristisch, es ist die schwarze Maske,
denn diese tritt ja auch als schwarze Sammetmaske in den Berichten du
Juncas auf.
Das Schloß Palteau eritiert noch heut; Jules Lair giebt in seiner
Arbeit über den Oberintendanten Fouquet folgende Beschreibung:
Das Schloß liegt auf einer Anhöhe zwischen Waldungen und Wein-
bergen; es war damals, das sieht man ihm noch heute an, ein vor-
nehmer Herrensitz, wie sie in der Zeit Heinrichs III. und Ludwigs XIII.
Mode waren. Zunächst ein geräumiger Ehrenhof mit zwei Flügeln, die
Hauptfront mit einer Capelle im Hintergrunde. Gewölbte Arcadengänge
längs des ersten Stockwerkes, dessen Fenster hoch hinauf reichen bis zum
Futterboden.
Seit dem achtzehnten Jahrhundert sind jedoch mit dem Schloß einige
Aenderungen vorgenommen. Der Saal, in welchem Saint Mars mit
seinen Gefangenen speiste, ist jetzt die Küche.
Notizen des Major Chevalier. Neben die Aufzeichnungen von
du Junca wird gewöhnlich als gleich beachtenswerth und glaubwürdig
das Zeugniß des Pater Griffet, Almoseniers der Bastille, und das des Majors
Chevalier gestellt.

<"page417">

Du Juncas Werk wurde zum ersten Mal 1769 veröffentlicht und
zwar durch den Pater Griffet, der folgenden Commentar hinzufügte:
Die Erinnerung an den „maskierten Gefangenen" lebte noch unter
den Offizieren, Soldaten und Bediensteten der Bastille fort, als Herr de
Launey, der langjährige Gouverneur, der in den Generalstab der Garnison
übertrat, eintraf. Diejenigen, welche den Gefangenen in seiner Maske
gesehen hatten, wenn er über den Hof zur Messe ging, erzählten, es wäre
nach dem Tode des Gefangenen auf besonderen Befehl. Alles verbrannt
worden, was in seinem Gebrauch gewesen wäre, z. B. Leinwandkleidungsstücke,
Decken u. j. w., ja man habe sogar die Mauern seines Zimmers abkratzen
und wieder tünchen lassen, die früheren Fenster wären durch neue ersetzt
worden – man war, wie man daraus entnehmen kann, voller Furcht, der
Gefangene könne irgend wo Etwas versteckt, irgend wo Etwas hingekritzelt
haben, was Aufschluß über ihn und seinen Namen hätte geben können."
Die Mittheilungen Griffets finden ihre Bestätigung durch die Notizen
des genannten Majors Chevalier; dieser Herr gehörte zum Verwaltungs-
personal, ohne gerade eine hervorragende Stellung einzunehmen, denn über
ihm standen der Gouverneur und der Lieutenant de roi, allein er hatte
doch einen gewissen Einfluß insofern, als die inneren Einrichtungen, die
die Gefangenen angingen, zu einem Ressort gehörten. Chevalier war bei-
nah 38 Jahr in seinem Amt, d. h. von 1749 bis 1787. Fernand
Bournon widmet ihm die folgenden anerkennenden Zeilen:
„Chevalier ist der Typus eines pflichttreuen, fleißigen Beamten, dem
es an Ehrgeiz fehlt, aus den Schranken einer ein wenig untergeordneten
Stellung herauszutreten. Daß ihm die Verwaltung des Gefängnisses für
seine Dienstkenntniß und seinen Eifer verpflichtet war, ist sicher."
Unter den gesammelten Notizen, als Beiträge zur Geschichte der
Bastille, giebt Chevalier auch eine Nachlese aus den Schriften du Juncas
und sagt:
„Den berühmten Mann mit der Maske hat Niemand gekannt: er wurde
mit großer Zuvorkommenheit vom Gouverneur behandelt und ist nur von
Herrn de Rosarges, der mit seiner Wartung vertraut war, von Angesicht
zu Angesicht gesehen worden; er war nur wenig Stunden krank, als plötzlich
der Tod eintrat. Er ist bei St. Paul am Dienstag dem 20. November
1703, Nachmittags 4 Uhr bestattet worden unter dem Namen „Marchiergues".
Das Leichentuch, weiß und neu, war vom Gouverneur geliefert; Alles,
was in seinem Zimmer gefunden wurde, ist verbrannt worden, u. A. auch
das ganze Bett, Stühle, Tische, Geräth; was sonst vorhanden war, ist in
die Latrinen geworfen worden.
Die Uebereinstimmung in den Berichten Griffets und Chevaliers
haben ihren Eindruck auf die Geschichtsschreiber nicht verfehlt, allein wenn man
Alles näher prüft, so wird man finden, daß Pater Griffet lediglich aus. Dem
schöpfte, was Chevalier verzeichnet hatte. Chevalier war Major der Bastille,

<"page418">

als der Jesuitenpater seine Aufzeichnungen machte, und dieser stützt sich un-
zweifelhaft auf des Anderen Autorität.
Die neuerdings in der Revue bleu veröffentlichten Documente
widersprechen den anscheinend so zuverlässigen Mittheilungen.
In dem Journal du Juncas ist unter dem 30. April 1701 Folgen-
des bemerkt:
„Am Sonnabend, dem 30. April, gegen 9 Uhr Abends, ist Aumont,
der Jüngere, gekommen, er hat einen Gefangenen Maranville eingeliefert

und zwar unter dem Namen „Ricarville", er war Offizier der Armee, unzufrieden, und schwatzte über Dieses und Jenes. Ich habe ihn in Empfang genommen auf Befehl des vom Grafen de Pontchartrain aus- gefertigten Befehls des Königs. Ich habe ihn mit pp. Tirmon in der zweiten Stube des Thurmes de la Bertaudière und mit dem „alten Ge- fangenen" zusammen – Beide sind wohl verwahrt – eingesperrt*)."

Der „alte Gefangene" ist natürlich niemand Anderes als der Maskierte. Als derselbe in die Bastille kam, d. h. am 18. September 1698, war er in der dritten Stube des Thurmes de la Bertaudière untergebracht worden. Im Jahre 1701 war die Bastille sehr stark besetzt, es mußten daher mehrere Gefangene zusammen in ein Zimmer gesteckt werden, und so kam der „Maskirte" mit zwei Andern zusammen. Einer von diesen, Jean Alexandre de Ricarville, genannt Maranville, war angezeigt worden, weil er „üble Reden wider die Regierung geführt, das Verhalten Frankreichs getadelt und das der auswärtigen Staaten, namentlich Hollands gerühmt hatte." Nach den Polizeiberichten war er schlecht gekleidet, etwa 60 Jahre alt und bettelarm. Er war früher, wie gesagt, Offizier in der Armee ge- wesen. Er wurde entlassen am 19. October 1708*) und nach Charenton geschafft, wo selbst er im Februar 1709 verstarb. Es ist zu bemerken, daß Charenton damals ein sogenanntes „offenes Gefängniß" war und die dortigen Gefangenen lebhafte Beziehungen zur Außenwelt hatten*).

Der andere Mitgefangene des „Maskirten" war Dominique François Tirmont, ein Bedienter; er war, als er am 30. Juli 1700 eingeliefert wurde, 19 Jahr alt. Er war angeklagt, Hexenkünste zu treiben und junge Mädchen zu verführen. Er kam als Erster in die zweite Stube im Thurm de la Bertaudière, wohin bald darauf auch der „Maskirte" und Maranville kamen. Er kam später nach Bicêtre (14. December 1701), wurde 1703 verrückt und ist 1708 gestorben.

Bei einer Ankunft in der Bastille, am 18. September 1698, war,

*) Bibl. des Arsenals.

**) Archiv der Bastille.

*) „Der König schickte in die Bastille den pp. Blache, der ursprünglich in das Kloster der Charité in Charenton gesteckt war. Der Wechsel geschah, weil die Anstalt zu Charenton ein „offenes Haus" ist und Blache Besuche erhielt und Briefe schrieb, (Brief Pontchartrains an Bernaville vom 10. Februar 1710. Archiv der Bastille.)

<"page419">

wie mitgetheilt wurde, „der Maskierte" in die dritte Stube des Thurmes de la Bertaudière geschafft worden und wurde am 6. März 1701 daraus entfernt, um einer gewissen Anne Randon, „Wahrsagerin und Kartenlegerin", Platz zu machen, welche ganz allein in der Stube eingesperrt wurde." Nun kam der Maskierte in die zweite Stube des genannten Thurmes, in welchem Tirmont seit dem 30. Juli 1700 saß; Maranville kam erst dazu am 30. April 1701. Bald darauf wurde der Maskierte wieder umquartiert in ein anderes Zimmer – ob allein oder mit Maranville? Tirmont war 1701 nach Bicêtre geschafft worden. Am 26. Februar 1703 wurde der Abbé Gonzel, wegen Spionage „allein" in dem zweiten Gemach des genannten Thurmes eingesperrt.

Diese Angaben sind keinerlei Zweifeln ausgesetzt, und man kann ohne Weiteres seine Schlüsse daraus ziehn. Zu derselben Zeit, da der Maskierte Gefährten erhielt, wurden andere Gefangene, trotz Ueberfüllung der Bastille, in Einzelhaft gehalten, von so großer Bedeutung schien die Ver- anlassung zu ihrer Einkerkerung zu sein. Der „Maskierte" wird mit Indi- viduen zusammengesperrt, welche der niedrigsten Gesellschaft angehören und bald wieder abgehen, um sich unter der großen Maffe der Gefangenen von Bicêtre und Charenton zu verlieren. Wir lesen in einem Bericht d'Argentons, daß sogar die Rede davon war, den Einen, Tirmont, in die Armee zu stecken. Dieses Individuum ist also der Hüter eines schreck- lichen Geheimnisses, von dem schon die Pfalzgräfin in geheimnißvollen Worten redet und welches dem Könige Ludwig XV. und Ludwig XVI. zu schaffen machte"), welches die Offiziere der Bastille in Athen hielt und sie veranlaßte, Geschichten zu verbreiten, die mit der Wahrheit. Nichts ge- mein haben.

*) Man vergleiche die Auszüge aus den Briefen der Pfalzgräfin, welche Wilhelm Depping in der „Revue bleu" bringt (18. Juli 1896). Sie sind von nicht zu ver- kennender Wichtigkeit in Bezug auf den geheimnißvollen Mann mit der Maske. Man weiß, daß zu dieser Zeit, selbst in Kreisen, welche hätten besser unterrichtet sein sollen, die Phantasie in Thätigkeit war. Die Pfalzgräfin, Schwägerin Ludwigs XIV., schreibt unter dem 10. October 1711 an die Kurfürstin von Hannover aus Marly: In der Bastille saß seit vielen Jahren ein Mann; er ist jetzt mit einer Maske vor dem Gesicht gestorben. Er hatte neben sich stets zwei Musketiere, die ihn tödten sollten, falls er die Maske entfernte. Er hat mit der Maske eine Speise zu sich genommen und auch ge- schlafen. Wahrscheinlich ging es nicht anders, denn im Uebrigen ist er gut behandelt, gut logiert worden und hat man ihm Alles gewährt, was er hat haben wollen. Er hat das Abendmahl maskiert genommen; er war sehr gottesfürchtig und hat fortwährend gelesen. Niemals ist herausgekommen, wer er eigentlich wäre. – Unter dem 22. Oktober 1711 schreibt die Dame des Weiteren: „Eben erfahre ich, wer der Maskierte war, der in der Bastille verstarb, und daß er eine Maske tragen mußte, geschah nicht aus Barbarei. Es war ein englischer Lord, verwickelt in das Complot des Herzogs von Berwick, natür- lichen Sohnes Jacobs II, der von einem Schwiegersohn, dem Prinzen von Oranien, späteren König Wilhelm III. entthront wurde, gegen König Wilhelm. Er hat auf ' Weise sterben müssen, damit der König nie dahinter kommen konnte, was aus ihm ge- worden war."

<"page420">

2. Die Legende.

Da sogar die Beamten der Bastille sich in den Irrwegen der Phantasie verloren haben, so kann man sich über die Märchen, welche im Publicum circulirten, nicht mehr wundern. Zunächst wird aus der dünnen, leichten venetianischen Maske eine solche aus Eisen, welche die

Stimme dumpf macht und welche permanent das Gesicht verhüllt. Die
Rücksichten – imaginäre Rücksichten, wie man sah, – die man dem
Gefangenen gegenüber nahm und von welchen Chevalier redet, verwandelten
sich in die allergrößte Ehrerbietung der Kerkermeister gegen ihren Gefangenen.
Man erzählte, der Gouverneur Saint-Mars, Ritter des Ordens vom heiligen
Ludwig, habe nur stehend mit dem Gefangenen gesprochen, mit dem Hut
in der Hand, daß er denselben bei Tisch stets selbst bedient habe, daß
das Tischgeräth von eitel Silber gewesen wäre und man dem Gefangenen
die schönsten Kleider der Welt geliefert habe. Chevalier sagt, es wäre nach
dem Tode des Gefangenen das von demselben bewohnte Zimmer gründlich
gesäubert und restauriert worden, damit ein neuer Bewohner nicht etwa
irgend wo eine Enthüllung aufstöbern möchte. Voltaire erzählt aus der
Zeit des Aufenthaltes auf Sainte Marguerite: „Der Gefangene hatte eines
Tages mit einem Meffer. Etwas auf einen silbernen Teller geschrieben, den
er aus dem Fenster einem vorüberfahrenden Schiffer zuwarf; dieser hat
sogleich den Teller aufgefangen und ihn dem Gouverneur überbracht. In
hohem Grade überrascht, frug der Gouverneur den Schiffer, ob er gelesen
habe, was auf dem Teller stände, oder ob Jemand den Teller in seinen
Händen bemerkt habe. Der Schiffer erklärte, er könne gar nicht lesen.
Niemand habe. Etwas gesehen. Der Mann wurde zurückgehalten, bis
der Gouverneur sich vergewissert hatte, daß er nicht lesen könne und auch
Niemand den Teller gesehen hatte. Mit den Worten: „Seien Sie froh,
daß Sie des Lesens unkundig sind,“ wurde der Mann entlassen.
In der „Histoire de Provence“ des Pater Papon ist von einem
Wäschegegenstand die Rede, und die Geschichte nimmt einen tragischen
Verlauf.
„Ich habe,“ schreibt er, „in der Citadelle einen Offizier getroffen von
etwa 69 Jahren; er hat mir wiederholentlich erzählt, einen Mönch gekannt
zu haben, welcher eines Tages unter dem Fenster des Gefangenen etwas
Weißes auf dem Wasser habe treiben sehen; er fischte den Gegenstand
heraus und brachte ihn zum Gouverneur; es war ein sehr feines Hemd,
welches von oben bis unten vollgeschrieben war. Nachdem Herr de Saint
Mars einige Zeilen gelesen hatte, fragte er den Mönch, heftig bestürzt,
ob er vielleicht so neugierig gewesen wäre, die Schrift zu lesen. Der
Mönch erklärte wiederholt, er habe Nichts gelesen, allein zwei Tage später
fand man ihn todt in einem Bett. Endlich mußte auch noch das Gewebe
des Leichentuches, in welches Saint Mars die Leiche einhüllen ließ, zu
allerhand Legenden herhalten und als Beweis dienen für die außerordentliche

<"page421">

Vorliebe des Gefangenen für die allerfeinste Wäsche. Dadurch wollte man
nachweisen, daß der Gefangene ein Sohn Anna von Oesterreichs wäre,
die, wie versichert, an werthvollen Spitzen und feinem Linnen ein so großes
Wohlgefallen fand.“
Ein Bruder Ludwigs XIV. Man kann wohl das Entstehen des
Gerüchtes, der Mann mit der eisernen Maske wäre ein Bruder Ludwigs XIV.,
gewesen, noch auffinden. Dieses Gerücht aber war hauptsächlich der
Grund, daß so viel von dem Unbekannten gesprochen wurde, und dem
größten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts gebührt der zweifelhafte
Ruf, es lanciert zu haben. Mit einer beispiellosen Kühnheit der
Phantasie, um die ihn heutzutage die journalistische Welt beneiden würde,
ließ Voltaire eine „Ente“ fliegen.
Im Jahre 1745 erschien eine Art Roman unter dem Titel
„Memoiren zur Geschichte Persiens“; man glaubte mit einigem Recht,
Mme. de Vieux-maisons wäre die Verfasserin; es war darin der geheim-
mißvolle Gefangene, von welchem man anfing, in der ganzen Welt zu
reden, als der Herzog von Vermandois aufs Genaueste recognoscirt; das
Werk machte Aufsehen, und Voltaire benutzte sofort die Gelegenheit. Er
selbst war ja eine Zeitlang ein Gast der Bastille gewesen – hatte er
nicht vor Allen ein Recht, von der Sache zu reden? Allein es war doch
nicht gerathen, auf einmal und ohne Vorbereitung die großartige Geschichte,
welche er zurecht machte, in die Oeffentlichkeit zu werfen; mit einem
feinen Gefühl für die öffentliche Meinung begnügte er sich, in der ersten
Ausgabe von „Siècle de Louis XIV“ zu sagen:.
„Einige Monate nach dem Tode Mazarins ereignete sich etwas ganz
Beispielloses, das Auffallendste aber ist vielleicht das, daß das Ereigniß
von allen Geschichtsschreibern ignoriert wird. Es wurde nämlich in aller
Heimlichkeit nach dem Schloß der Sainte-Marguerite-Insel, im provençali-
schen Meer, ein unbekannter Gefangener eingeliefert; es war ein Mann
übermittelgroß, jung, schön und vornehm. Der Gefangene trug unter-
wegs eine Maske, die mittelst stählerner Federn so eingerichtet war, daß
sie beim Essen nicht entfernt zu werden brauchte und das Kauen ermöglichte.
Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, sowie er die Maske entferne. Er
blieb auf der Insel, bis ein ins Vertrauen gezogener Offizier Namens
Saint Mars, Gouverneur von Pignerol, Gouverneur der Bastille ge-
worden war, ihn, der stets maskirt blieb, von der Insel abholte und in
die Bastille überführte. Der Marquis Louvois hatte ihn auf der Insel
besucht, ehe er transferiert wurde, und zu ihm stets stehend in einer
Haltung gesprochen, welche ein Zeichen von Respect war.“
Voltaire sagt nicht, wer der merkwürdige Gefangene gewesen wäre,
und beobachtete im Stillen, welchen Eindruck seine Bemerkungen auf das
Publicum machten. Er fand Ermunterung und macht in der letzten Auflage
einer „Questions sur l'Encyclopédie“ die Bemerkung, daß, wenn das

<"page422">

Gesicht des Gefangenen von der Maske verhüllt worden wäre, es
deshalb geschehen sei, damit eine gewisse „frappante Aehnlicheit“ nicht ent-
deckt würde. – Noch immer aber fehlte der Name, und auf diesen war
man gespannt. Endlich in der 2. Auflage der „Questions“ p. 10 erklärt
Voltaire in voller Kühnheit, daß der Mann mit der Maske ein Halb-

bruder Ludwigs XIV., älter als dieser, und ein Sohn Mazarins und Anna
von Oesterreichs gewesen sei: man weiß ja, welchen Aufruhr in der
öffentlichen Meinung die Encyclopediten hervorriefen!
Der in den Teich gesetzte Karpfen bekam alsbald Junge, welche heran-
wuchsen und von monströsem Umfange wurden.
In den Memoiren des Herzogs von Richelieu, welche dessen Secretär
Abbé Soulavie durchsah, steht zu lesen, daß Mlle. de Valois, Tochter
des Regenten und zur Zeit die Maitreffe Richelieus, auf dessen Zureden
eingewilligt hätte, sich ihrem Vater preiszugeben – man behauptete ja,
der Regent wäre in seine Tochter verliebt – nur um von einer Notiz Kenntniß
zu nehmen, welche von Saint-Mars stammte und den „Mann mit der
Maske“ betraf. Nach dieser Notiz, welche der Autor der Memoiren aus-
führlich wiedergiebt, war Ludwig XIV. um Mittag geboren worden; am
Abend um 8% Uhr, während der König soupirte, wäre die Königin von
einem zweiten Knaben entbunden worden, welchen man jedoch hatte ver-
schwinden lassen, um dem Staate gefahrdrohende Zerwürfnisse zu ersparen.
Noch mehr sagt der Baron von Gleichen, indem er nachzuweisen ver-
sucht, daß es der legitime Thronerbe gewesen wäre, den man eingesperrt
hätte, um einem Sohn des Cardinals und Anna von Oesterreichs Platz zu
machen. Diese beiden Personen, nach dem Tode des Königs zu voller
Macht gelangt, hätten ihren Sohn dem Dauphin substituiert, was durch
die außerordentliche Aehnlichkeit beider Kinder mit einander besonders
erleichtert worden wäre – man begreift die Folgen, welche dieses System
für die Legitimität der letzten Bourbonen hätte haben müssen!
Nun waren der Phantasie keine Schranken mehr gesetzt. Unter dem
ersten Kaiserreich erblühte die Legendenliteratur wie nie zuvor. Zahlreiche
Broschüren erschienen, in denen die Idee des Baron von Gleichen vertreten
war: Ludwig XIV. war nur ein Bastard, der Sohn von einem Nicht-
franzosen; der legitime Thronerbe war auf Sainte Marguerite eingekerkert,
hatte sich dort mit der Tochter eines seiner Wärter verheirathet. Aus dieser
Ehe stammte ein Kind, welches man, gleich nachdem es entwöhnt war,
nach Corsica schaffte und es dort als ein von guter Seite – buona parte
– das heißt von vornehmen Eltern kommendes – übergab: von diesem
Kinde sollte Napoleon I. ein Abkomme ein – Napoleons Legitimität
nachzuweisen mit Hülfe des Mannes mit der eisernen Maske... risum
teneatis! Das geht selbst über die Phantasie eines Dumas. Geradezu un-
glaublich aber ist es, daß sich ernste Männer fanden, welche die Fabel glaubten,

<"page423">

Ein Manifest, welches im Nivôse des Jahres IX in der Vendée unter
den Chouans vertheilt wurde, enthält folgenden Passus:
„Es möge sich die royalistische Partei wohl hüten, den Versicherungen
zu trauen, welche bonapartistische Emiffäre geben, wonach Bonaparte sich nur
des Thrones bemächtigt hat, um ihn den Bourbonen zurückzugeben. Alles
deutet darauf hin, daß er nur die allseitige Beruhigung abwartet, um
sich zu erklären und daß er beabsichtigt, seine Rechte auf die Descendenz von
den Kindern der „Eisernen Maske“ zu begründen.“
Wir halten uns bei der Hypothese, der Mann mit „der eisernen
Maske“ wäre ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, nicht länger auf.
Man hat sie längst fallen lassen. Die letzten Schriftsteller, welche die
aufrecht halten wollten, gehören der Revolutionszeit an.
Die einzelnen Incarnationen der „Eisernen Maske“.
„Niemals hat ein Gott Indiens,“ sagt Paul de Saint Victor,
indem er von dem „Manne mit der Maske“ spricht, „so viele Metamor-
phosen, so viele Verkörperungen erfahren.“ Es würde in der That zu
weit führen, wollte man die einzelnen Personen alle nennen, welche mit
„der eisernen Maske“ identificiert worden sind; es sind darunter sogar
Frauen. Wir wollen nur die Muthmaßungen aufführen, welche am meisten
Glauben gefunden haben, oder welche sich auf ernste Forschungen stützten.
Die Hypothese, welche nächst der, der berühmte Gefangene wäre der
Bruder Ludwigs XIV. gewesen, die Gemüther am meisten erhitzte, war
die, welche ihn zu einem Grafen Louis Vermandois, französischem Admiral
und Sohn der liebenswürdigen Louise de la Vallière macht. Für dieselbe
traten sogar der Almosenier Pater Griffet und die Offiziere des General-
stabes ein. Hier in ein paar Worten die Widerlegung: „Der Graf
Vermandois ist in Courtrai am 18. November 1683 gestorben.“ Ebenso
schnell ist die Unterschiebung des Herzogs von Montmouth, natürlichen Sohnes
Jacobs II. und der Lucie Walters, als Mann mit der eisernen Maske zu er-
ledigen: „Montmouth endete auf dem Schaffot in London im Jahre 1683.“
Lagrange-Chancet suchte mit vielem Talent und Eifer nachzuweisen, daß
der berühmte Gefangene Niemand anders als Francois de Vendôme,
Herzog von Beaufort, der zur Zeit der Fronde den Beinamen „roi des
Halles“ führte, gewesen sei. „Dieser Herzog von Beaufort fiel vor Candia
am 25. Juni 1669“
Auf Lagrange-Chancet folgt der Chevalier de Toules: „Ich habe
entdeckt, wer hinter dem Mann mit der eisernen Maske steckt,“ schreibt
er, „und es ist meine Pflicht, Europa und der Nachwelt meine Ent-
deckung zu unterbreiten. Der armenische Patriarch zu Constantinopel und
Jerusalem, Avedick, der auf Veranlassung der Jesuiten dem Orient entführt
und nach Frankreich geschafft wurde: er ist die „Eiserne Maske“! Ver-
gennes, sobald er die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte,

<"page424">

ließ Recherchen anstellen. Dieselben bestätigten, daß in der That Avedick
in geheimnißvoller Weise verhaftet worden war, allein – „erst nach 1706*)“.
Dies sind die dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen Erörterungen
über das Thema: „Wer war der Mann mit der eisernen Maske?“ Wir
kommen zur Neuzeit. Da es sich um etwas Geheimnißvolles, um
Machenschaften handelt, die das Licht des Tages scheuten, so wurden
natürlich auch bald die Jesuiten in die Angelegenheit hineingezogen. In

Bezug auf den armenischen Patriarchen sehen wir sie ja in Thätigkeit.
Man erinnerte sich des jungen Mannes, der auf ihr Andringen hinter
Schloß und Riegel gesetzt wurde, weil er ein paar ihnen feindliche
Strophen gedichtet hatte. Unter dem Pseudonym „Ubalde“ wurde 1885
ein Aufsehen erregendes Werk veröffentlicht; der Verfasser ist aller Wahr-
scheinlichkeit nach Anatole Loquin. Es findet sich folgende Schluß-
bemerkung darin:
„Je mehr ich nachdenke, desto sicherer glaube ich in dem Manne mit
der eisernen Maske J. C. Poquelin de Molière *) zu erkennen: die Jesuiten
mußten sich für „Tartufe“ rächen.
Endlich kommen wir zu denjenigen Conjecturen, welche der Wahrheit
am nächsten stehen und von wirklich Eingeweihten aufgestellt worden sind.
Der Oberintendant Fouquet ist es, der nach dem Bibliophilen Jacob
(Paul Lacroix) hinter dem geheimnißvollen Bastillengefangenen steckte. Lair
hat nachgewiesen, daß und wie Fouquet in Pignerol am 23. März 1680
an einem Schlaganfall starb, und zwar in dem Augenblick, da man am
Hof gesonnen war, ihn in die Bäder von Bourbon zu schicken, worin
man den ersten Schritt zu einer völligen Freilassung sehen mag.
François Ravaiffon, der gelehrte und liebenswürdige Conservator
der Arsenal-Bibliothek, glaubte eine Zeit lang der vielberedte Gefangene
könnte der junge Graf Keroualze gewesen sein, der vor Candia unter
Befehl des Admiral Beaufort gekämpft hatte. Ravaiffon hat mit vieler
Reserve diese eine Vermuthung dargethan; er kam später selber davon
zurück, und damit ist diese Hypothese abgethan.
Loiseleur schlug in einer brillanten Polemik mit Marius Topin vor,
„in dem Gefangenen einen beliebigen Spion zu erkennen, welcher 1681
durch Catinat eingefangen wurde“; sein Gegner erwiderte in äußerst pikanter
Weise und erklärte Catinat selbst für den Gefangenen.
*) Im (Archiv der Bastille) Register 12475 sind Documente, die sich auf die Ver-
haftung Avedicks, der als ein „Gefangener von Bedeutung“ gilt und „der Armenier“
oder „der armenische Patriarch“ genannt wird, beziehen; sie umfassen das Jahr von
1709 bis 1710. Der Befehl zur Verhaftung Avedicks trug das Datum 18. December
1709; er kam aus der Abtei du Mont St. Michel.
*) Anatole Loquin hat jetzt unter einem Namen als Autor eine Schrift an-
gekündigt, welche in den ersten Monaten von 1898 erscheinen und dasselbe Thema
behandeln soll. Im Prospect heißt es: Molière in Bordeaux um 1647 und um 1658,
mit neuen Betrachtungen über sein Ende in Paris 1673 oder vielleicht 1703; 2 Bände.

<"page425">

Der General Jung hat ein dickes Buch veröffentlicht, in welchem er
für einen gewissen Oldendorf, einen geborenen Lothringer, Spion und
Giftmörder, als den richtigen Substituten plaidirt; Oldendorf wurde am
29. März 1673 in einem Versteck verhaftet, welches neben einem Ueber-
gang über die Somme lag. Loiseleur hat diese Hypothese widerlegt;
Lair aber bemerkt dazu, der General Jung brächte einen Candidaten gar
nicht nach Pignerol, was doch nöthig wäre, um den Mann mit der Maske
aus ihm zu machen.
Baron Caruth tritt für einen verrückten Jacobiner ein, dessen Name
unbekannt blieb; dieser Jacobiner aber starb in Pignerol Ende 1693.
Das kürzlich erschienene Werk Emile Burgauds, an welchem
Major Bazeries Mitarbeiter war, machte viel Lärm. Er stellt den General
Vivien Labbé de Boulonde auf, den Louvois verhaften ließ, weil er vor
Coni den Verpflichtungen eines Général en chef nicht genügt hätte.
Geoffroy de Grandmaison hat im „Univers“ vom 9. Januar 1895
zwei Quittungen dem Publicum vorgelegt, welche vom General Bulonde
unterschrieben sind, eine aus dem Jahr 1699, eine Zeit, in welcher der
Mann mit der eisernen Maske in der Bastille saß, und zwar in strengster
Abgeschiedenheit, die andere aus dem Jahr 1705. Damals war der be-
rühmte Gefangene bereits zwei Jahre todt!
Wir gelangen endlich zu der wahrscheinlichsten aller Annahmen.
Eustache Dauger, welchen Lair mit dem Maskierten identificirt, war ein
Kammerdiener, welcher in Pignerol am 28. Juli 1669 eingekerkert wurde.
Man erinnere sich jedoch, daß der Maskierte in der ersten Zeit eines
Aufenthaltes auf den Sainte-Marguerite-Inseln auf das Engste und
Strengste überwacht wurde. Als Dauger nach Pignerol kam und die
Unwichtigkeit seiner Angelegenheit einleuchtete, dachte Saint-Mars daran,
ihn zum Bedienten seiner anderen Gefangenen zu machen, und in der
That wurde er durch Louvois im Jahre 1675 Herrn Fouquet als Diener
zugetheilt; in der letzten Zeit war ja die Strenge der Haft Fouquets
vielfach gemildert worden; er erhielt Besuch, konnte in den Höfen und in
der Umgegend des Donjons spazieren gehen, wobei Dauger ihn stets be-
gleitete. Wir wissen zudem bestimmt, daß der Maskierte direct von
Pignerol nach den Sainte Marguerite-Inseln überführt wurde, während
Dauger 1681 nach Exiles, und von da 1687 auf die Inseln kam.
Wir kommen nunmehr zur endgültig richtigen Lösung.
3. Mattioli.
Baron Heiß, früher Capitän im „Regiment Elsaß,“ einer der hervor-
ragendsten Bibliophilen seiner Zeit, war der Erste, der in einer Zuschrift,
datiert Pfalzburg, den 28. Juni 1770, an das „Journal encyclopédique“
den maskierten Bastille-Gefangenen für den Grafen Mattioli, Staats-
secretär beim Herzog von Mantua, erklärte. Dann kam Dutens 1783 in

<"page426">

seiner „Correspondance interceptée“, dann Baron Chambrier (1795) in
einem Memorandum an die Akademie zu Berlin, dann Roux-Fazillac,
Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, in einem
1801 veröffentlichten Aufsatz. Dann folgen der Reihe nach: Reth,
Delort, Ellis, Carlo Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul
de Saint Victor, endlich Gallien – die Alle haben sich in mehr oder

minder hervorragenden Arbeiten für den Grafen Mattioli ausgesprochen.
Diejenigen Historiker, welche am besten mit der Zeitgeschichte Ludwigs XIV. vertraut waren, wie Depping, Chérnet, Camillé Rouffet haben sich in demselben Sinne ausgesprochen, während Alexander Dumas ganz allein – wie d'Artagnan – Front gegen zwanzig Gelehrte machte, er der „Vicomte de Brage-lonne“, der die Legende von dem Bruder Ludwigs XIV., welche auch Voltaire verbreitet und die Revolution als wahr bestätigt hatte, wieder aufwärmte, die ausgegrabenen Schriften des Bastille-Archivs zurückwerfend in ihren Staub.
Wir haben von nun an mit so gefährlichen Gegnern Nichts mehr zu thun und hoffen, daß das Nachfolgende jeden Zweifel beseitigen wird.
Man weiß, daß unter Louvois' Einfluß die geschickte und bewehrte Politik Mazarins und nach ihm Lionnes einer sich mehr in militärischer Richtung bewegenden etwas brüsken und anmaßenden Politik Platz gemacht hatte. Ludwig XIV. war Herr von Pignerol, welches 1632 erworben war. Beeinflußt von Louvois, richtete er sein Augenmerk auf Casal. Im Besitz beider Plätze mußten die französischen Armeen ganz Oberitalien beherrschen und den Hof von Turin direct in Respect halten. In Mantua regierte der junge Herzog Karl IV. Gonzaga, leichtsinnig und sorglos seine Fonds in Venedig in Festen und Gelagen vergeudend. Im Jahre 1677 hatte er jüdischen Wucherern die Kroneneinkünfte auf mehrere Jahre verschrieben. Karl IV. war Marquis von Montferrat, die Hauptstadt des Marquisats war Casal. Der Versailler Hof, der mit den finanziellen Verlegenheiten und dem Leichtsinn des jungen Fürsten Speculationsgeschäfte trieb, faßte den kühnen Entschluß, Casal für baares Geld zu erstehen.
- Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im damaligen Mantua war der Graf Hercules Antonio Mattioli. Er war zu Bologna am 1. December 1640 geboren, seine Familie nahm einen hohen Rang ein. Er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genoffen, und, erst etwas über zwanzig Jahr alt, erhielt er bereits eine Professur an der Universität zu Bologna. Später ließ er sich in Mantua nieder, wo Karl III. damals regierte, dessen Vertrauen er sich erwarb und dessen Staatssecretär (Minister) er wurde. Karl IV. erwies ihm dieselbe Gunst und Zuneigung wie Karl III, ja er ernannte Mattioli zum außerordentlichen Senator.
Ludwig XIV. hatte bei der venetianischen Republik damals einen umsichtigen und unternehmenden Gesandten, es war der Abbé d'Estrades:

<"page427">

dieser hatte in Mattioli bald den ehrgeizigen Intriganten erkannt, und es gelang ihm, bei demselben die Vorschläge Frankreichs in Bezug auf Casal durchzusetzen.
Am 12. Januar 1678 richtete Ludwig XIV. ein eigenhändiges Dankschreiben an Mattioli; dieser kam nach Paris. Am 8. December war der Kaufact unterzeichnet worden. Der Herzog von Mantua strich für Casal die Summe von 100000 Thalern ein. In einer Privataudienz übergab Ludwig XIV. dem Grafen einen Diamanten von hohem Werth und ein Geschenk von 100 Doppel-Louis d'ors.
Kaum aber waren zwei Monate verflossen, als die Höfe von Wien, Madrid, Turin und die venetianische Republik von den Geschehnissen unterrichtet waren: um des klingenden Vortheils willen hatte Mattioli sowohl seinen Herrn Karl IV., wie den König von Frankreich schändlicher Weise verrathen. Wie ein Blitzschlag traf in Versailles die Nachricht von der Verhaftung des Barons Alsfeld, den Ludwig XIV. entsandt hatte, um mit Mattioli die Ratification der Verträge zu vollziehen. Der Mailändische Gouverneur hatte den Baron ergreifen und den Spaniern ausliefern lassen. Man kann sich den Zorn Ludwigs XIV. denken, ebenso wie die Wuth Louvois, der die Verhandlung so eifrig betrieben, dieselbe sogar selber in die Hand genommen hatte und bereits zur Besetzung Casals durch französische Truppen die nöthigen Anordnungen getroffen hatte. Der Abbé d'Estrade aber faßte in einer Empörung einen gar verwegenen Entschluß; er machte in Versailles den Vorschlag, den Grafen Mattioli aufgreifen zu laffen, Ludwig XIV. aber wollte jedes Aufsehen vermeiden. Catinat, der Vielkluge und Vorsichtige, wurde mit der Ausführung betraut. Estrade that dem Grafen gegenüber, als wisse er Nichts von dessen Doppelspiel und ließ ihn benachrichtigen, daß er ihm den Rest der ausbedungenen Summe zu zahlen wünsche; am 2. Mai 1679 fand die Zusammenkunft auch statt. Estrades und Mattioli bestiegen einen Wagen, auf dessen Vorüberfahren Catinat mit einer Hand voll Leuten lauerte. Um zwei Uhr Nachmittags war Mattioli bereits in Pignerol in den Händen von Saint-Mars.
Man muß sich den hohen Rang des italienischen Ministers vergegenwärtigen – wir stehen vor einer der keckten Verletzungen des Völkerrechtes, von denen die Geschichte zu erzählen weiß!
Anfangs 1694 wurde Mattioli nach den Marguerite-Inseln überführt; man hörte, daß er 1698 in die Bastille kam und am 19. November 1703 in derselben starb..
Die Einzelheiten, welche über die Gefangenhaltung des Verräthers in Pignerol und auf den Inseln bekannt wurden, zeigen, daß er zunächst mit allen den Rücklichten behandelt wurde, die ein Rang bedingte.
Der Respect, welchen der Gefangene zuerst eingeflößt hatte, verlor sich aber allmählich, und in der Bastille mußte er sein Zimmer, wie man vernahm, mit dem ordinärsten Gelichter theilen. Andererseits aber stellt sich

<"page428">

auch eine Linderung in Bezug auf die strenge Ueberwachung ein; nothwendig blieb es aber nach wie vor, die Umstände, unter denen Mattiolis Gefangennahme erfolgt war, zu verbergen. Was nun die schwarze Sammetmaske betrifft, so fand man dieselbe unter dem Gepäck, welches der Graf bei einer Verhaftung mit sich führte, er benützte sie unzweifelhaft nur,

um auszugehen, und sie bot ihm eine willkommene Linderung der Gefangen-
schaft insofern, als es ihm durch die Bedeckung eines Gesichtes möglich
wurde, sein Zimmer zu verlassen, was keinem seiner Mitgefangenen ge-
stattet war*).

Wir treten nun den Beweis an, daß der „maskierte Gefangene"
wirklich der Graf Mattioli war.

1. In der Depesche, welche Ludwig XIV. an den Abbé d'Estrades
sandte – es war fünf Tage vor der Verhaftung – billigt er den Vor-
schlag eines Gesandten und erheilt ihm ausdrücklich Vollmacht, sich
Mattiolis zu bemächtigen: „Da Sie glauben, es bewerkstelligen zu können,
ohne daß Aufsehen erregt wird." Der Gefangene soll nach Pignerol gebracht
werden, „wohin Befehl ergehen wird, ihn aufzunehmen und festzuhalten,
ohne daß irgend Jemand Kenntniß davon erhält". Der Befehl des Königs
hat folgenden Schlußpaffus: „Niemand soll wissen, was aus dem
Mann geworden ist." Als Alles nach Wunsch gegangen war, schrieb
Catinat an Louvois: „Es ist Alles ohne Gewaltmaßregeln abgegangen;
Niemand kennt den Namen dieses Schuftes, selbst die Beamten nicht,
welche an seiner Verhaftung betheiligt waren."

Schließlich möchten wir auch noch eines merkwürdigen Buches
gedenken, betitelt „La Prudenza triomfante di Casale"), erschienen
1682, das heißt, kaum zwei Jahre nach dem Ereigniß und – dieser
Umstand ist bemerkenswerth – 30 Jahre vorher, ehe von dem Manne
mit der eisernen Maske die Rede war. Es heißt darin u. A.:
„Der Staatssekretär wurde von 10 bis 12 Reitern umringt, welche
ihn mit sich nahmen, ihn verkleideten, ihn maskierten und nach Pignerol
schleppten –"

Die Sache findet ihre Bestätigung auch in den Traditionen, die noch
im achtzehnten Jahrhundert bei den Leuten der Umgegend verbreitet
NV (Nren.

2. Wir wissen aus du Juncas Aufzeichnungen, daß der Maskierte
in Pignerol unter der Oberaufsicht von Saint-Mars eingesperrt wurde.
1681 vertauschte dieser das Gouvernement von Pignerol mit dem von
Exiles. Man kann genau die Zahl der Gefangenen nachweisen, es waren

*) Es bestand in der Bastille ein Unterschied zwischen „abgeschloffenen". Gefangenen,
die ihre Zimmer nicht verlaffen durften, und solchen, welchen die „Benutzung des Hofes
freistand". Mattioli gehörte zu der Kategorie der Ersteren; unter gewissen Umständen
durfte er jedoch sein Zimmer verlassen, vorausgesetzt, daß er sich das Gesicht mit der
Maske verhüllte.

<"page429">

ihrer fünf. Eine Depesche Louvois' vom 9. Juni läßt an Klarheit. Nichts
zu wünschen übrig. In dem ersten Paragraphen ist die Rede von „den
zwei Gefangenen des unteren Thurmes", in dem zweiten heißt es:
„Der Rest der ihrer Ueberwachung anvertrauten Gefangenen."
Dieser Rest ist genau angegeben in den folgenden Worten, „der pp. du
Chamoy hat Befehl, 2 Thaler täglich für die Verpflegung dieser „drei"
Gefangenen zu zahlen." Eine weitere Bestätigung findet sich in einem
Brief, welchen Saint-Mars am 25. Juni 1681 kurz vor seiner Abreise
nach Exiles an den Abbé d'Estrades richtete:
„Ich erhielt gestern meine Instructionen von dem Gouverneur von
Exiles: ich werde zwei „Spatzen", die ich hier zu bewachen habe und die
keinen anderen Namen haben, als „die Herren vom unteren Thurm", mit-
nehmen. Mattioli wird mit zwei anderen Gefangenen hierbleiben."

Es waren also ihrer fünf Gefangene, unter ihnen befindet sich selbst-
redend der Maskierte. Uebrigens kennen wir ja diese fünf Gefangenen.
Es waren: La Rivière, welcher Ende December 1686 verstarb; ein geistig
gestörter Jacobiner, gestorben Ende 1693; ein gewisser Dubreuil, welcher
auf den Marguerite-Inseln starb etwa 1697. Es bleiben Dauger und
Mattioli. Einer von Beiden ist der Maskierte. Wir haben weiter oben
schon auseinandergesetzt, daß und weshalb Dauger nicht in Frage kommt
– der geheimnißvolle Gefangene war eben Niemand anders als Mattioli.

3. Man findet umstehend die Wiedergabe des Todtenscheins des
„Gefangenen mit der Maske", wie er sich im Kirchenbuch von Saint Paul
vorfindet. Der Name steht ausdrücklich verzeichnet „Marchioly", man
bedenke, daß der Name auf Italienisch „Markioli" lautet, und daß
Saint-Mars, Gouverneur der Bastille, der für die Eintragung die Daten
lieferte, stets in einen Briefen nicht „Mattioli", sondern „Martioly"
schreibt; er ist in dem Kirchenregister also noch weniger entstellt als der
des Majors der Bastille, der „Rojarges" hieß und Rosage eingetragen
ist. Der Chirurg aber hieß „Reilhe" nicht „Reglhe."

Man hat schon gehört, daß mit den Jahren die Strenge der Ueber-
wachung, der anfänglich der Gefangene unterzogen war, nachließ. Was
man zu verheimlichen für nothwendig hielt, war lediglich die Art der
Gefangennahme Mattiolis, diese Geheimhaltung aber hatte mit der Zeit
auch Nichts mehr auf sich. Da der Herzog von Mantua sich für durchaus
einverstanden mit der Gefangennahme eines Ministers erklärt hatte, der
ihn ja ebenso getäuscht hatte, wie Ludwig XIV., so gab es keinerlei
Bedenken, auf der Todtenliste den richtigen Namen einzutragen.
Hinzuzufügen ist nur noch, daß durch Irrthum oder Lapsus, der
dem eintragenden Beamten der Bastille oder dem Pfarrer oder Küster zur
Last fällt, das Alter falsch angegeben ist, mit 40 Jahren ungefähr, während

<"page430">

Mattioli bei seinem Tode 63 Jahre alt war. Diese Eintragungen galten
damals ja für völlig belanglos.

4. Der Herzog von Choiseul drängte Ludwig XV., ihm das Geheim-
niß betreffs des Gefangenen zu offenbaren. Der König aber wich aus

N,
FN
§A

Z S. $S
•, # N"
- N
s
IOS
-
-
Eines Tages jedoch bemerkte er, „wenn Sie wüßten, um was es sich handelt, würden Sie finden, daß es nichts Interessantes ist.“ Einige Zeit später bestürmte auch Mad. de Pompadour, von Choiseul aufgefordert, den König mit Fragen, und dieser erklärte, es handle sich um den Minister eines italienischen Fürsten.

<"page431">

In den „Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette“
deren Verfasserin bekanntlich die Kammerfrau Mme. de Campan ist, lesen wir, daß die Königin ihren Gemahl, welcher um das Geheimniß der eisernen Maske. Nichts wußte, quälte, Recherchen in den Ministerien anstellen zu lassen. „Ich war zufällig bei der Königin,“ schreibt die Campan, „als der König ihr mittheilte, es wäre Nichts zu ermitteln gewesen, daß er mit Maurepas, der durch sein Alter jener Zeit noch näher stünde, gesprochen habe – (Maurepas hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts als Hausminister das Departement der Haftbefehle (lettres de cachet) unter sich) – und daß Maurepas ihm gesagt habe, es hätte sich um einen durch seine Ränkesucht gefürchteten Mann, einen Unterthan des Herzogs von Mantua gehandelt. Man habe den Mann an die Grenze gelockt, gefangen und erst in Pignerol, dann in der Bastille eingekerkert.“
Hier ist ein weiterer unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Hypothese: als er niedergeschrieben wurde, war von Mattioli keine Rede, die Campan kennt den Namen nicht einmal. Wollte man annehmen – eine Annahme, die denn doch fernliegt, – die Campan habe sich darin gefallen, eine Fabel aufzutischen, so müßte man sich doch darüber wundern, daß ihre Phantasie sich so sehr in der Nähe der Wahrheit bewegt hätte.
So ist denn das Räthel gelöst. Die Legende, die sich neben dem Thron Frankreichs emporgerichtet, ist von ihrer Höhe gestürzt. Eine Genugthuung für den Geschichtsforscher aber ist es, zu denken, daß seit länger als einem Jahrhundert alle ernsten historischen Arbeiten zu der nämlichen Lösung gelangt sind. Heiß, der Baron Chambrier, Reth, Roux-Fozillac, Delort, Carlo, Botta, Armand Baschet, Marius Topin, Paul de Saint Victor, Camille Chéruel, Depping haben keinen Anstand genommen, hinter die berühmte schwarze Sammetmaske das Gesicht des Grafen Mattioli zu stecken. Allein bei jeder neuen Anstrengung der exacten Forschung erhob auch die durch die Revolution wesentlich angefeuerte Legende wiederum ihr Haupt.
Die geschichtliche Wahrheit ruft uns jene Blumen in Erinnerung, welche auf dem Wasser schwimmen, weiß oder blaßgelb zwischen flachen großen Blättern. Der Wind erhebt sich, die Wellen kommen in Bewegung und überfluthen die Blumen, so daß sie verschwinden – hernach kommen sie wieder zum Vorschein.

<"page432">
Der Raum und die Sinne.
Eine psychologische Studie.
Donn
Friedrich MDegmüller.
– München. –
lie Eigenschaft, räumliche Ausgedehntheit und, sobald eine Mehrheit gegeben ist, gegenseitige räumliche Lagen zu besitzen,
- kommt bekanntlich nicht allen unseren Bewußtseinsinhalten, ja nicht einmal allen unseren Sinnesempfindungen zu. Dieselbe ist vielmehr lediglich den Ojecten des Gesichts- und Tastsinnes eigen, sofern wir, wie üblich, unter den letzteren auch die Ogan- und Muskelempfindungen mit einbeziehen; wo immer wir dagegen in einem anderen Sinnesgebiete von räumlichen Verhältnissen oder von räumlicher Ausdrucksweise sprechen, thun wir dies nur in übertragenen Sinn. Unsere Tonempfindungen z. B. zeigen uns lediglich die Merkmale der „Höhe“, Intensität und Klangfarbe, also Merkmale ohne jeden räumlichen Charakter; vom Orte einer einzelnen, von der gegenseitigen Lage zweier Tonempfindungen zu sprechen, hat keinen Sinn. Zwar könnte es auf den ersten Blick scheinen, als weise unsere Klassification der Töne als „hohe“ und „tiefe“ doch auf gewisse denselben zukommende räumliche Verhältnisse hin. Aber einmal bezeichnen keineswegs alle Völker die Unterschiede der Tonqualitäten in dieser Weise; die Griechen nannten die hohen Töne „scharf“, die tiefen „schwer“, ja die Chinesen, die in so vielen Dingen das Widerspiel europäischer Anschauungen zu erkennen geben, bezeichnen umgekehrt unsere „tiefen“ Töne als „hoch“, unsere „hohen“ als „tief“. Sodann aber ist es leicht einzusehen, auf welcher vermittelnden Vorstellung diese Benennung beruht: offenbar darauf, daß wir beim Intonieren eines „hohen“ Tones eine Bewegung des Kehlkopfs aufwärts, beim Intonieren eines „tiefen“ eine solche abwärts ausführen. Noch deutlicher zeigt der Begriff der „Tonleiter“, daß hier ledig-

<"page433">

lich bildliche Redeweise vorliegt. Andererseits spricht man wohl auch vom Ort eines Tones im Sinne des Ortes der ihn erzeugenden Tonquelle, der erregten Luftschwingungen oder der Gehirnpartie, an deren Integrität und Aficierung ein Vernehmen gebunden ist; aber das musikalische Instrument, die Luftschwingungen, das akustische Centrum im Gehirn sind nicht der Ton, sie sind vielmehr selbst Objekte des Gesichts- und Tastsinnes. Nicht

anders ist es mit Geruch und Geschmack. Allerdings ist namentlich mit
den Empfindungen des letzteren Sinnes ein gewisser räumlicher Charakter
stets insofern verbunden, als sie stets von einer Tastempfindung –
herrührend von der Berührung einer bestimmten Ausdehnung der Zungen-
oberfläche – begleitet sind; aber die Eigenschaft räumlicher Ausgedehntheit
kommt eben auch nur dieser Tastempfindung, nicht dem Geschmack des
Süßen, Bitteren, Laugenhaften u. j. f. an sich zu. Wollte man dies nicht
zugeben, so ergäbe sich als nothwendige Folgerung die Annahme gegenseitiger
räumlicher Verhältnisse zwischen Sauer und Süß, Salzig und Alkalisch
u.. f. – etwa daß diese Geschmäcke einen rechten Winkel bilden oder
ein Dreieck einschließen könnten –, also eine in die Augen springende
Absurdität.

Kommt nun aber diese Eigenschaft der „Raumhaftigkeit“, wie wir sie
kurz nennen wollen, diesen und nur diesen Sinnesinhalten zu, so folgert
daraus noch keineswegs, daß nun auch die räumlichen Verhältnisse und
Ausdehnungen, von denen uns jeder dieser Sinne Kenntniß giebt, in sich
identisch sein müßten. Es könnte sehr wohl der Fall sein, daß die Räume
des Gesichts- und Tastsinnes an sich verschieden geartet wären und erst im
Laufe unserer geistigen Entwickelung zu einem einheitlichen Gesammtraum
verschmolzen würden. In dieser Verschmelzung hätten wir dann, die
Richtigkeit dieser Anschauung vorausgesetzt, einen Fall jener psychischen Vor-
gänge zu erblicken, für die von der englischen Associationspsychologie der
nicht unglückliche Name der „psychischen Chemie“ eingeführt wurde. In
der That trifft diese Möglichkeit zu; es giebt in der psychologischen Erfahrung
auch des entwickelten Alters noch Erscheinungen, die eine solche ursprüngliche
Verschiedenheit beider Sinnesräume – des Seh- und Tastsinnes, wie wir
sie kurz nennen wollen – unzweifelhaft erweisen. Auch das reifere Alter,
das sich längst gewöhnt hat, alle Ausdehnungen auf einen Raum zu beziehen,
findet deutlich noch zwei Sinnesräume vor, wenn es die Größe von Raum-
stücken beurtheilen soll, zu deren Ausmessung, ihm z. B. nur der Tastsinn,
nicht aber auch der Gesichtssinn zu Gebote steht. In diesem Falle können
natürlich die beiden Räume nicht in einen verschmelzen. So erscheint uns
z. B. bekanntlich das Innere der Mundhöhle bedeutend größer, wenn wir
es mit der Zunge ausmessen, als wenn wir es durch den Kehlkopfspiegel
betrachten; haben wir uns einen Zahn entfernen lassen, so staunen wir über
die unerwartet kleine Höhlung des erkrankten, nun in unseren Händen be-
findlichen Zahnes, während uns nun andererseits die entstandene Lücke

<"page434">

wahrhaft beängstigend groß erscheint. Prüfen wir mit dem Spiegel nach,
so haben wir wieder eine nur mäßig große Oeffnung. Ebenso ist es durch
zahlreiche Versuche erwiesen, daß wir Distanzen auf solchen Stellen der
Haut, die wir nicht mit dem Auge wahrnehmen können, bedeutend zu über-
schätzen pflegen. Einen ähnlichen Thatbestand lassen die für die Psychologie
des Sehens so ungemein wichtigen Aussagen operierter Blindgeborener er-
kennen. Nicht nur dauert es in der Regel ziemlich lange, ehe solche Per-
sonen die neuen Gesichtsempfindungen auf dieselben äußeren Objecte be-
ziehen wie die entsprechenden früheren Wahrnehmungen des Tastsinnes, ehe
sie beispielsweise eine nach der Operation gesehene Kugel oder Pyramide
als identisch erkennen mit einer früher getasteten; sondern es erscheinen ihnen
auch die neuen Objekte in anderen Größenverhältnissen, als sie erwarteten,
selbst wenn, was für die Größenschätzung bekanntlich von höchsten Belang,
eine Täuschung über die Entfernung ausgeschlossen ist.

Daraus folgt, daß uns der Raum nicht, wie eine unpsychologische
Philosophie will, von vonherein als einheitliche reine „Anschauung“ gegeben
ist, sondern daß wir vielmehr als erste psychische Thatsache zwei verschiedene
Sinnesräume vorfinden, die erst im Laufe der individuellen Entwickelung,
ob auch schon in einem sehr frühen Stadium derselben, zu einem einheitlichen
Gesammtraum verschmelzen. Erscheinungen wie die oben erwähnten lassen
uns diese ursprüngliche Verschiedenheit beider Räume auch im späteren
Alter noch jederzeit leicht wahrnehmen.

Aber noch ein anderer und viel wichtigerer Unterschied als jener der
Größe der gebotenen Ausdehnungen haftet beiden Sinnesräumen an. Wir
nennen den Raum der Außenwelt dreidimensional, und ohne Zweifel mit
Recht, sofern wir dabei den durch Verschmelzung der beiden Sinnesräume
entstandenen Gesammtraum im Auge haben. Aber diese Eigenschaft der
Dreidimensionalität kommt an sich und ursprünglich nur dem Tastraum,
bezw. dem Gehraum zu; der Sehraum hat an sich ursprünglich nur zwei
Dimensionen. Was nur das Auge bietet, abgesehen von allen an den
Empfindungsinhalt angeschlossenen Associationen und anderweitigen Erfahrungen,
die uns die Objecte in bestimmter Tiefe sehen lassen, ist lediglich zwei-
dimensional ausgedehnte Oberfläche ohne jeden solchen Hinweis auf eine
Tiefe. Allerdings ist es gewiß, daß wir im entwickelten Leben jedes
Object des Gesichtssinnes stets in eine gewisse, ob auch häufig genug durchaus
unbestimmte Tiefe verlegen, daß wir, um uns der populären Redeweise zu
bedienen, das Object in gewisser Entfernung von unserem eigenen Körper
wie von anderen gesehenen Objekten „sehen“; aber der Nachweis ist leicht
zu erbringen, daß diese dritte Dimension der Gesichtsempfindung nicht an
sich und ursprünglich zukommt, daß sie vielmehr erst der Erfahrung des
Tastsinnes entlehnt, genauer gesprochen durch bestimmt combinierte Wahr-
nehmungen beider Sinne der Gesichtsempfindung psychisch hinzugefügt wird,
Dies mag auf den ersten Blick paradox erscheinen. Indessen zeigen

<"page435">

uns ja alltägliche Erfahrungen, daß ein solcher psychischer „Aufbau“ eines
dreidimensionalen Raumes aus einem an sich nur zweidimensionalen mit
Hilfe von Associationen und Erfahrungen nicht a priori unmöglich ist: jedes
Gemälde, jede Photographie kann uns darüber belehren. Hier werden dem
Auge ohne Zweifel nur zweidimensionale Eindrücke dargeboten; und doch wird
es den meisten Menschen schwer, ja unmöglich, den dargestellten Inhalt

anders als in dreidimensionaler Anordnung zu „sehen“. Die Macht der Associationen, die hier bei Anwendung bestimmter perspectivischer Mittel das thatsächliche bloße Neben- und Uebereinander des Dargestellten in ein dreidimensionales Hintereinander verwandeln, ist so stark, daß sie bei den meisten Menschen durch keinerlei Reflexion überwunden werden kann. Ja, besäßen wir die Fähigkeit dieses „Aufbaues“ nicht, so wäre alle bildliche Darstellung in einer Ebene, sei es Leinwand oder Platte, unmöglich, keine malende oder überhaupt graphische Kunst wäre denkbar; die bildende Kunst wäre auf die Plastik beschränkt. Aber auch abgesehen von dieser mehr negativen Erwägung, zwingen uns eine Reihe positiver psychologischer Thatsachen, das Tiefensehen, also das Sehen zweidimensionaler Farbenflächen in bestimmter Entfernung, nicht als ursprünglich dem Gesichtseindruck anhaftende, sondern als eine erfahrungsgemäß erworbene Fähigkeit unserer „Psyche“ anzusehen. Zuerst von dem genialen Berkeley in einem 1709 erschienenen „Essay towards a new Theory of Vision“ mit voller Bestimmtheit ausgesprochen und eingehend mit den triftigsten Beweisgründen gestützt, hat sich diese Auffassung allen gemachten Beobachtungen gegenüber so stichhaltig erwiesen, daß sie heute kaum noch ernstlichem Widerstand begegnet; die „nativistische“ Erklärung des Tiefensehens hat heute der „empiristischen“ so gut wie ganz das Feld geräumt. Eher dürfte heute im Gegentheil die Rede sei von einem zu weit gehenden Bestreben, die Thatsachen des Gesichtssinnes womöglich alle auf anderweitige Erfahrungen zurückführen und der ursprünglichen Empfindung so gut wie Nichts als eigenes Besitzthum überlaffen zu wollen.

Auch hier sind es wieder die Erfahrungen operierter Blindgeborener, die uns das beweiskräftigte und interessanteste Material liefern. Diese zeigen, darin stimmen alle Berichte überein, unmittelbar nach vollzogener Operation, wo sich noch keine Erfahrungen des Tast- und Muskelsinns mit denen des Gesichtes verbinden konnten, nicht die geringste Fähigkeit räumlicher Schätzung. Nicht nur erscheinen ihnen alle Gegenstände gleich nah und gleich entfernt; sie wissen überhaupt kaum, ob die gesehenen Objecte innerhalb oder außerhalb des Auges sich befinden. Alle Objecte scheinen ihnen das Auge unmittelbar zu „berühren“; sie greifen nach dem Monde, nach dem Himmel. Freilich sind mit diesen Bewegungen sofort auch die Tastempfindungen zum Theil gegeben, deren vereintes Zusammenwirken sehr bald Ordnung in dieses Chaos bringt; so kommt es, daß operierte Blindgeborene sich so außerordentlich rasch in ihrer näheren Um-

<"page436">

gebung orientieren, die darin vorkommenden Distanzen so rasch richtig abzuschätzen lernen. Aber eben die anfänglichen Irrthümer beweisen evident, daß diese Ordnung nicht in der Empfindung ursprünglich enthalten war, sondern ihr erst auf dem Wege der Erfahrung hinzugefügt werden mußte.

Als nicht minder wichtiges Beweisgied kommt ferner die Thatsache in Betracht, daß wir uns auch im späteren Alter, sobald wir in einigermaßen neue oder veränderte Umgebung treten, so häufig über die Tiefendistanz der Gesichtsobjekte irren. Ein allgemeiner erkenntnißtheoretischer Satz, den des Näheren zu begründen hier allerdings nicht der Ort ist, besagt, daß wir uns niemals über die ursprünglichen, an sich gegebenen Inhalte des Bewußtseins täuschen können, sondern stets nur in Bezug auf daran angeschlossene, im ursprünglichen Inhalt nicht enthaltene Associationen. Wir irren uns daher im Allgemeinen nicht darüber, ob wir in einem gegebenen Momente rothe oder grüne, weiße oder graue Objekte vor uns sehen; wohl aber sehr häufig über deren Entfernung. Daraus folgt aber nach dem obigen Satze, daß das Sehen in einer bestimmten Tiefe, da eben eine Täuschung über diese Tiefe möglich ist, nicht ursprünglich der Empfindung angehört, sondern als erfahrungsmäßig erworben angesehen werden muß. Auch rein physiologische Betrachtungen führen zum gleichen Ergebniß: die Netzhaut wird stets an den nämlichen Stellen und, da wir die gleiche Farbe in jeder Entfernung sehen können, auch stets in der nämlichen Weise erregt, wie groß auch der Tiefenabstand des Objectes im Gehraum sei. Wenn aber demnach für die sogenannte Tiefenempfindung kein physiologischer Parallelvorgang angenommen werden kann, müssen wir auch dem dreidimensionalen Sehen den Charakter der Empfindung absprechen, wir müßten denn die bewährte Hypothese des stricten Parallelismus zwischen Psychischen und Physischem einer ohne dies unhaltbaren Theorie zu Liebe aufgeben. So führt uns Alles zu dem Schluß, daß der Raum nicht a priori als einheitliche unmittelbare „reine Anschauung“ gegeben, sondern vielmehr durch einen Act, richtiger durch vielfache Acte des „ordnenden Verstandes“ entstanden ist – sofern wir uns überhaupt bei dieser rein psychologischen Betrachtung Kantischer Redeweise bedienen dürfen.

Die Erfahrungen und Affociationen nun, auf denen die Erkenntniß bestimmter Tiefendistanzen durch das Auge beruht, sind mannigfaltig. Wir müssen unter ihnen solche psychologischer und solche physiologischer Art unterscheiden. Zu den ersteren gehören vor Allem die Veränderungen, welche die scheinbare Größe gesehener Objekte mit der Entfernung erleidet. Die Gipfel einer Pappel-Allee scheinen uns bekanntlich eine nach unten zulaufende Linie zu bilden, so daß jeder folgende Baum kleiner erscheint als der vorhergehende; Menschen und Häuser erscheinen von einem hohen Berge oder Thurme herab lächerlich klein u. j.f. Die reale Größe dieser Objecte, d. h. die Größe, die uns der Tastsinn von ihnen liefert, ist uns aber aus der Erfahrung hinlänglich bekannt; jehen wir

<"page437">

dabei ihr Bild in bestimmter Verkleinerung, so ist uns damit ein Maß für ihre Entfernung im Gehraum gegeben. Ein ähnlicher Factor ist die Deutlichkeit des Sehens; die alltägliche Erfahrung, daß uns ein näheres Object mehr und deutlichere Unterschiede aufzeigt als ein entfernteres, bewirkt, daß wir umgekehrt ein deutlicheres Object für das nähere, ein undeutlicheres für das fernere halten. Daß dieses Princip leicht zu Täuschungen führt, können

wir oft genug beobachten; es ist z. B. bekannt, daß der Nordländer in
gewiffen südlichen Himmelstrichen, deren ungemein durchsichtige Athmosphäre
ihm ferne Objecte in ungewohnter Deutlichkeit zeigt, leicht den größten
Irrthümern hinsichtlich der Entfernung dieser Objecte zum Opfer fällt.
Nicht minder kommen die Veränderungen in Betracht, welche mit der Größe
des Tiefenabstandes die Farbe der Objecte erleidet, also Alles, was in den
Bereich der sogenannten „Luftperspective“ fällt; ferne Berge erscheinen blau,
grelle Farben in der Ferne dunkel u. j. f.
Ueberhaupt ist, was wir in der bildenden Kunst als „Regel der Perspective“
kennen, nichts Anderes als die bewußte Anwendung dieser Erfahrungen zum
gleichen Enderfolg der Umschaffung eines zweidimensionalen Raumes, wie
uns die Fläche des Bildes oder der Zeichnung bietet, in einen dreidimensionalen.
Als physiologische Momente des Tiefensehens sind die Bewegungen des
Körpers, nicht zum wenigsten die Bewegungen des Auges selbst anzusehen.
Diese Augenbewegungen erfordern freilich eine so geringe Anstrengung, daß
sie uns, sofern wir nicht mit besonderer Aufmerksamkeit auf sie achten, ganz
zu entgehen pflegen; sie sind auch gegenüber den erwähnten psychologischen
Factoren von untergeordneter Bedeutung, ja sie können sogar zum Theil
ohne Schaden ganz entbehrt werden. Daß aber dennoch thatsächlich ein
gewisses Maß der Tiefenschätzung in ihnen liegt, ist leicht zu beweisen. Wir
rechnen zu ihnen bekanntlich in erster Linie die Accommodations- und
Convergenzbewegungen, die wir mit beiden Augeu behufs Fixierung eines
Objectes vornehmen, das sogenannte „Einstellen“ des Auges auf die Nähe
und Ferne. Man versuche nun, einen Punkt, dessen Entfernung uns auf
sonstige Weise nicht bekannt ist, etwa ein im Dunkeln leuchtendes Licht, ohne
Zuhilfenahme der Convergenzbewegungen, also am besten mit Schluß eines
Auges, zu fixieren: sofort wird die Tiefenschätzung auffallend schwankend
und unsicher. Doch sind die Einäugigen darum glücklicherweise noch nicht
aller Mittel zur Orientierung in der äußeren Welt beraubt, da, wie bemerkt,
dieses Hilfsmittel der Tiefenschätzung leicht durch die Wirkung der rein
psychologischen entbehrt werden kann; thatsächlich findet sich der Einäugige
in der objectiven Welt um Nichts schwieriger zurecht als der mit zwei Augen
Begabte, eben weil diese Orientierung in erster Reihe durch die erwähnten
psychologischen Factoren bedingt wird. So hat die reiche Compliciertheit des
Mechanismus, der das Tiefensehen bewirkt, und dem wir so manche Irr-
thümer und Sinnestäuschungen verdanken, doch auch wenigstens eine gute Seite.

<"page438">

Blind.

Scenisches Gedicht von
Louise Fingerhut.
– Breslau. –

Personen:
Anatole, 40 Jahre, von hervorragender Schönheit, blind. Er macht den Ein-
druck eines Schwerkranken, Sterbenden, doch tragen seine Züge den
Stempel heiter wehmüthigen Friedens.
Clerisande, 18jährig, blond, zart, mehr lieblich als schön; im Gegensatz zu Anatole
sieht sie kummervoll, bedrückt und gequält aus.
(M) t :
Ein Zimmer, dunkel und ernst gehalten, mit einer großen Glasthüre nach einem in voller Blüthe
flehenden Garten. Die Beleuchtung ist so gedacht, daß der Hintergrund des Zimmers ganz im Schatten
liegt. Das volle Licht concentriert sich auf die beiden Personen, die nebeneinander an der offenen Glas.
thüre sitzen.

Anatole:
Fühlst Du es auch, wie seltsam doch das Schweigen?
Es scheint ein köstlich Goldgefäß zu sein,
Die beste Gabe eines gütigen Gottes.
Wir aber füllen diese Wunderschale
Mit Lust und Leid, mit Kummer und mit Jubel,
Mit Allem, was uns unser Herz bewegt,
Mit Allem, was die Seele sich ersehnt.
Oft spricht der Mund, was unserm Sinne fremd,
Allein im Schweigen giebt es keine Lüge.
Die Liebe schweigt, es schweigt das höchste Glück,
Und wahrer Kummer findet keine Worte.
Das Köstlichste, es wird Dir nie gesprochen,

<"page439">

Das Zarteste, Dein Ohr vernimmt es nicht;
Die Seele aber flüstert es der Seele,
Und wie zwei Saiten gleichgestimmt erklingen
Im gleichen Ton, wenn eine man berührt,
So geht von mir zu Dir das holde Träumen,
Und keiner Worte braucht es zum Versteh'n.
Was sinnst Du, Kind? welch süßes Liebesmärchen
Hat Dir die Stille heimlich zugeraunt?

Clerifande:
Ein Märchen wohl, doch trübe klingt's und traurig.
Es war ein Herz erfüllt von inniger Liebe,
Das mußte einsam voller Sehnsucht sterben;
Und daß es lebte, daß es liebte, litt,
Es hat das and're Herz es nie erfahren.

JAnatole:
Wo Liebe ist, da findet sich auch Liebe.

Clecifande:
Nicht immer.

Anatole:
Sieh in uns doch den Beweis.
Ich liebte Dich mit meinem ganzen Herzen,
Du aber hattest für den blinden Mann
Auch nicht ein Wort, das nicht voll Hohnes war.

Und doch hat meine Liebe Dich bezwungen,
Nun bist Du bei mir, Deine kühle Hand
Die halt' ich fest in fieberheißen Händen,
Und kann mein Auge Dich auch niemals seh'n,
So fühlt doch meine Seele Deine Schönheit.
Dein Haar, das dunkel wie die ew'ge Nacht,
Die mich umgiebt, berührt fast meine Schläfe,
So nah sind wir, und doch gab's eine Zeit,
Wo Nichts mir ferner war als Du.
Clerfande:
Und Du bist glücklich, daß ich bei Dir bin?
Anatole:
Ich würde sterben, wenn Du von mir gingelt.
Ersatz bist Du mir für das gold'ne Licht,
Das jede Brust mit Lebensmuth erfüllt,
Und das auf ewig ich verloren habe.
Du weißt es ja, daß ich dem Tode nah,
Und daß nur Du und Deine selge Nähe
Zurück mich hält auf diesem Erden stern.

<"page440">

Du bist mir mehr als jene süße Ruh
Und jener Friede, den das Grab mir beut,
Und was das sagen will, mein theures Kind,
Bist viel zu jung Du, ganz es zu versteh'n. –
Du weint?
Clerifande:
Ich weine, weil ich glücklich bin,
Wie eine Königin, so fühl' ich mich,
Seitdem Du mich mit Deiner Liebe kröntest.
Ich bin so stolz, ich möchte immer jubeln:
Beugt Euch vor mir, denn Er hat mich erhoben!
JAnatole:
Dn liebes Kind!
Clerisande (wie mit vlötzlichem Entschluffe):
Sprich, Liebster, hat denn nie, zu keiner Zeit
Dein Herz zu einer Andern Dich gezogen?
Hat nie, auch nicht im Tramm, ein andres Bild
Die Seele Dir entzückt durch seine Nähe?
3Anatole:
Niemals, Geliebte. Du warst jederzeit
Der einzige Gott, zu dem ich beten mochte.
Clerifan de (dringender, fast flehend):
Gewiß, ich weiß, Du liebst nur mich. Allein
Hat eine Regung nie des Mitleids nur,
Des zärtlichen, Dein Herz vielleicht beschlichen
Zu jenem blonden Mädchen Cleriande,
Das mir Gespielin ist seit früher Jugend,
Und das, ich weiß es, Dich unendlich liebt.
Nnatole:
Niemals, mein Kind. Wie thöricht auch von Dir,
Zu glauben, daß ich, der nach Schönheit dürstet,
Und der sie fühlt, da er nicht sehen kann,
Das blaffe kleine Mädchen lieben könnte.
Das ist unmöglich.
Clerfande verzweifelt, tonlos):
Also wirklich, nein!
JAnatole:
Du sprichst das aus mit wahrem Jammerton?
Cleri fande:
Bedenke doch, daß Cleriande Dich liebt.
Wie furchtbar für die Arme!

<"page441">

JAnatole (scherzend):
Gutes Kind,
Willst Du, daß ich aus Mitleid für das Mädchen
Dir Lieb entzieh", um jener sie zu schenken?
Du holde Thörin! Weinst Du, Leonore?
Clerifande:
Ich weine nicht! (vergeblich bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken) Ich weine nur aus Glück.
JUuatole:
Du weinst nicht, weinst aus Glück. Du scheint zerstreut.
Komm, gieb mir Deine Hand und sprich zu mir,
Erzähle was Dich drückt!
Clerifall die (zuerst stockend, nach und nach mit festerer Stimme):
Ich hörte, las ein Märchen wunderbar.
Es klingt so seltsam, konnte Wahrheit sein
Und ist so traurig, daß man besser hofft,
Es sei Erfindung eines müßigen Geistes.
Ein Mann, wie Du so herrlich nnd so schön,
Begabt wie Du mit einer Feuerseele
Und einem Geiste, der dem Deinen gleich,
Verliert das Licht der Augen wie auch Du.
Er liebt ein Mädchen, das so thöricht ist,
Den selt'nen Werth des Manns nicht zu versteh'n.
Und anstatt Lieb" für Liebe ihm zu geben
Nur spottet seiner heißen Leidenschaft.
Vor Kummer wird er krank. Dem Tode nah"

Kann einzig die allein ihm Heilung bringen,
Allein die weigert sich und – –
JAnatole:
Nun, er stirbt?
Cleri fande (immer erregter, am Schluffe mit erstickter Stimme abbrechend):
Er stirbt nicht, denn ihn liebt ein andres Weib,
Und das, nur von dem heißen Wunsch beseelt,
Den theuren Mann dem Leben zu erhalten,
Benützt des Unglückseligen Gebrechen
Zu einer Täuschung, deren Sünde schon
Gebüßt wird, während sie begangen wird.
Sie eilt zu dem Geliebten. Tag und Nacht
Weilt sie an einem Lager, und als er
Erwacht vom Fiebertraum, den Namen stammelt,
Der nicht der ihre – läßt sie ihm den Wahn,
Daß die, nach der fein Herz so heiß verlangt,
Von seiner Liebe endlich sei bezwungen.
Und sie bleibt bei ihm, giebt ihm, was ein Weib

<"page442">

(Er hat
An Liebe und an Glück nur geben kann,
Und hört, wie er es jener Andern dankt.
Sein Kuß, der sie beglückt, entsetzt sie auch,
Denn er gilt jener, die sie glühend haßt,
Die Leidenschaft, die aus den Worten spricht,
Mit denen er ihr ihre Liebe dankt,
Bereitet ihrem Herzen tausend Wunden,
Aufschluchzen möchte sie vor bitter'm Weh
Und muß doch stumm die schwere Bürde tragen,
Von deren Qualen nicht die Hölle weiß.
Anatole:
Mein theures Kind, wie Du sehr wahr gesagt,
Ein müßiger Geist hat diese Mär erfunden.
Nein, weine nicht. Ich weiß es wohl, erregt
Bist Du von dem Gedanken an die Härte
Des Mädchens, das der arme Kranke liebt.
Du denkst vielleicht daran, daß einstens Du
Mir auch mit Spott nur meine Liebe lohntest,
Allein das ist vorbei. Was Du gefehlt,
Hast tausendfältig. Du mir ja vergütet.
Und nun, da meine Lebenssonne sinkt,
Nachdem die Andre lang mir schon entschwunden,
Nun sag' ich Dir: mein ganzes Glück warst Du.
Nicht jene Jahre, wo ich schönheitstrunken
Die Welt durchstreifte mit gesunden Augen,
Nein, diese kurze Zeit, mein Lieb, wo Du
Den schweren Kummer mir erleichtert hat,
Die nenne ich die schönste meines Lebens.
Und hätte nicht die Liebe, Mitleid nur,
Erbarmen Dich in meinen Arm getrieben,
Ja, wäre selbst Dein ganzes holdes Sein
Nur eine Täuschung, wie des Märchenmanns
Geliebte, die ja nur ein Trugbild war, –
Ich würde dennoch stets mich selig preisen,
Denn selbst der Wahn der Liebe ist schon Glück.
immer mühsamer und schwerer gesprochen und fährt nur mit Anstrengung fort.)
Ich danke Dir für Alles, was Du thatest
Und thust an mir. Nun gute Nacht, mein Kind.
Der linde Sommerwind, der Blüth" und Blatt"
Umspielt, der warm auch uns're Stirn umkost,
Singt mir ein Schlaflied. Laß mich ruhen, Kind. (sinkt zurück)
Clerifande:
Ach ich, auch ich bin müde, sterbensmüde.
Laß mich mit Dir von ew'ger Ruhe träumen.

<"page443">

JAnatole (richtet sich nochmals auf):
Die Müdigkeit, die Dich erfüllt, mein Kind,
Ist von der meinen aber sehr verschieden;
Denn träumen willst Du, aber ich will schlafen,
Ganz traumlos schlafen. Gute Nacht, mein Kind,
Hab' Dank. – – (immer schwächer) Ganz traumlos schlafen – schlafen.
(Sinkt um.)
Cleri fande (in wahnsinniger Ekstase):
Beugt Euch vor mir, denn Er hat mich erhoben!

2
7
k

<"page444">

Illustrirte Bibliographie.
Kunstgeschichte in Bildern. Dritter Band: Die Renaissance in Italien.
Broschiert 1050 Mk, geb. 1250 Mk.
Berühmte Kunststätten. Nr. 1: Vom alten Rom. Nr. 2: Venedig. Preis

jeder Nummer 3 Mk..
Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Dritter Band. 1. Lieferung:
Die Kunst des 15. u. 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Nieder-
landen. Erstes Buch: Das 15. Jahrhundert. Broschiert 250 Mk. Leipzig, Ver-
lag von E. A. Seemann.
Die beiden erstgenannten Werke bilden den Anfang neuer Publicationen des auf
dem Gebiete der Kunst und der Kunstgeschichte rühmlichst bekannten Verlages von
E. A. Seemann in Leipzig. Die „Kunstgeschichte in Bildern“ soll in einem etwas
breiteren Rahmen eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft und den Fortschritten der
Illustrationstechnik entsprechende Zusammenstellung derjenigen Kunstdenkmäler bieten, die
für die Kunstgeschichte von markanter Bedeutung sind. Auf ungefähr 500 Tafeln wird
die ganze Entwickelung der bildenden Künste (Architektur, Bildhauerkunst und Malerei)
entrollt und damit ein Hilfsmittel zur Veranschaulichung der Abwandlungen gegeben, die
die ästhetische Empfindung der Völker und Zeiten erfahren hat. Das ganze Werk er-
scheint in 5 Bänden und wird etwa 50 Mk. kosten. Zunächst ist erschienen und liegt
vollständig vor die von Professor Dr. G. Dehlo bearbeitete 110 Tafeln umfassende
„Renaissance in Italien“.
Unter dem Gesammttitel „Berühmte Kunststätten“ wird eine Reihe von ein-
zelnen Darstellungen künstlerisch bedeutsamer Städte erscheinen. Die beiden ersten Bände
behandeln. „Das alte Rom“ (von Eugen Petersen) und Venedig (von Dr. Gustav
Pauli). Die anregend und fesselnd geschriebenen Bändchen machen keinen Anspruch auf
litterarisches oder gar wissenschaftliches Schwergewicht, sie sind vielmehr vor Allem dazu
bestimmt, Demjenigen, der zum ersten Male die Kunstschätze einer fremden Stadt be-
trachtet, durch kurze geschichtliche und ästhetische Erklärungen das Verständniß für die
künstlerische Werthschätzung zu erleichtern und dadurch die Freude und den Genuß an
dem Geschauten zu erhöhen. Sind so die „Berühmten Kunststätten“ gewissermaßen
eine künstlerische Ergänzung der trockenen, rein für die äußerlichen Interessen der Reifen-
den berechneten Führer und Reisehandbücher, so haben sie doch einen weit höheren Werth,
insofern als die zahlreichen mit ästhetischem Feingefühl ausgewählten und mit vollendeter
Technik reproducirten Abbildungen für immer die Erinnerungen an das Gesehene lebendig
zu erhalten oder neu aufzufrischen vermögen. Daß endlich die Bändchen. Demjenigen,
dem es nicht vergönnt ist, die Werke der großen Meister selbst zu bewundern, einen
Widerschein von dem Eindrucke geben, den die lebendigen Schöpfungen auf kunsthistorisch
und ästhetisch gebildete und künstlerisch empfängliche Menschen gemacht haben, macht ihren
Werth noch allgemeiner.

<"page445">

In Betreff der neuesten Lieferung
der „Kunstgeschichtlichen Einzel-
Darstellungen“ von Adolf Phi-
lippi können wir nur all das Aner-
kennende, das wir über die früheren
Lieferungen dieses Werkes gesagt haben,
wiederholen. Auch die Geschichte der
„Kunst des 15. und 16. Jahrhun-
derts in Deutschland und den
Niederlanden“ ist eine wissenschaft-
lich ernste, auf gründliches Studium
der Kunstdenkmäler gerichtete und der
einschlägigen Litteratur gestützte Arbeit.
Die Lectüre jetzt aber keine besondere
kunstgeschichtliche Bildung voraus, das
Werk ist vielmehr in der Anschaulichkeit
der Darstellung und der lebendigen Ein-
fachheit der Sprache jedem Laien leicht
verständlich. In vornehmer Zurück-
haltung beobachten die Illustrationen
trotz ihres selbstständigen künstlerischen
Werthes ihre Aufgabe, nur eine Unter-
stützung für den Text, der durchaus die
Hauptsache sein will, zu bilden.
Alles in Allem können wir unseren
kunstliebenden Lesern auch die neuen
Erscheinungen des Seemann'schen Ver-
lages aufrichtig empfehlen. –d–
. Die Wartburg und Umgebung.
Verlag von Rudolf Schuster, Berlin.
Architektonische Schönheit, reizvolle
landschaftliche Umgebung, eine bedeut-
jame zum Theil in poetische Sagen um-
gebildete Geschichte vereinigen sich, die
alte Burg der Landgrafen von Thüringen
mit anziehendem und bannendem Zauber
zu schmücken. Sie ist uns Deutschen
noch mehr: die Stätte, da der große
Reformator geweilt, ist uns gleichsam
ein Symbol der Geistesfreiheit geworden,
und etwas von jener erhobenen Stimmung
mit welcher am 18. October 1817 die
studierende Jugend Deutschlands zu der
berühmten Veste emporstieg und auf dem
Bergesgipfel die Feuer aufflammen ließ,
erfüllt uns, wenn wir nur den Namen
der Wartburg hören und dabei die uns
theuren Gestaltender Sage und Geschichte,
die rührende Erscheinung der heiligen
Elisabeth, die Theilnehmer des sägen-
haften Sängerwettkampfes, die der ge-
waltigste Meister deutscher Tonkunst
unserer Tage zu neuem Leben erweckt
hat, vor unserem geistigen Auge auf-
tauchen. Eine solche Stätte in einer

Reihe von künstlerisch wirkenden Blättern,
die in einer Mappe vereinigt ein
Trajanssäule..
Aus: E. Petersen, Rom. Leipzig, E. A. Seemann.

<"page446">

prächtiges Album ergeben, bildlich vorzuführen, ist ein überaus glücklicher Gedanke,
der einer beifälligen Aufnahme bei dem deutschen Publicum, insbesondere bei den zahl-
reichen Besuchern der Wartburg, denen ein würdiges Andenken an diesen Besuch erwünscht
sein wird, sicher sein darf. Das Album enthält 20 nach Originalaufnahmen hergestellte
Photogravüren, die sowohl Ansichten der äußeren Burg wie der Innenräume, ferner auch
einige malerische Aufnahmen von Eisenach und Umgebung, wie Annathal, Drachenschlucht,
Auf der hohen Sonne, Blick von Karthaus bieten. Von den inneren Theilen des Schloffes,
Die Seufzerbrücke.
Aus Pauli, Venedig. Berühmte Kunststätten Nr. 2. Leipzig, E. A. Seemann.
denen je ein Blatt gewidmet ist, seien erwähnt, Ritterhaus, Lutherzimmer, Burghof,
Mapelle, Rüstsaal, Landgrafen-Zimmer, Sängersaal, Festsaal. – Außerdem ist das be-
rühmte Frescogemälde von M. v. Schwind „Der Sängerkrieg“ gesondert wiedergegeben.
Sehr stimmungsvoll ist das die Reihe der Blätter abschließende Bild: „Winterstille“, das
die Wartburg im Schneegewande zeigt. Die Ausführung der Photogravüren ist vor-
trefflich; ihr Reiz wird durch angemessene verschiedene Wahl der Farbentöne noch erhöht.
Nur bei zwei Blättern stört ein wenig die etwas zu auffällige Nachhilfe des Retoucheurs.

<"page447">

Das will aber bei dem hohen künstlerischen Genuß, den dieses Album bereitet, nichts be-
sagen. Das schöne Werk, dessen Preis ein verhältnißmäßig niedriger ist, sei wärmstens
empfohlen.
Militärgeographische Skizzen von den Kriegsschauplätzen Europas. Von
W. Stavenhagen. Berlin, Hermann Peters.
#
Der durch mehrfache Arbeiten auf dem Gebiete der Militär-Litteratur bereits bekannt
gewordene Verfasser weist in dem vorliegenden Buche darauf hin, daß der Militär-
Geographie, dieser wichtigen Kriegswissenschaft, bisher zu wenig Aufmerksamkeit zugewandt
worden ist. In den Lesebüchern über die Kriegsführung dominiert viel zu sehr das
Interesse für Mobilmachung und Aufmarsch. Gegen den Eisenbahntechniker tritt hierbei
der Militär-Geograph entschieden zurück, und doch stehen bei dem Aufmarsch einer Armee,
wie dies von Moltke betont wird, die militärgeographischen und statistischen Erwägungen

<"page448">

neben den politischen und militärischen im Vordergrund. Der Verfasser hat sich daher
veranlaßt gefühlt, durch seine Arbeit, die er als Skizze bezeichnet, die Anregung zu
geben, dem überaus wichtigen Studium der Militär-Geographie, einer Art angewandter
Geographie, wieder das volle Interesse zuzuwenden. Der Verfasser bespricht zunächst die
Bedeutung und die Aufgabe der Militär-Geographie sowie den militärisch-geographischen
Werth der verschiedenen Geländegegenstände eines Kriegstheaters unter Heranziehung be-
züglicher Beispiele aus der Kriegsgeschichte. In weiteren Capiteln giebt er zu wichtigen
militärisch-geographischen Verhältnissen einiger europäischer Kriegsschauplätze eine entsprechende
praktische Erläuterung. Gewählt hat er hierzu: die Nordsee und den Kaiser-Wilhelm-
Kanal, das oberrheinische Tieflandgebiet, das französische Rheingebiet (französische Nordost-
grenze), die Rhone, die Pyrenäen, die deutschen Kanäle, das Festungssystem und die
Kriegshäfen des europäischen Rußlands (westliches Grenzgebiet) und schließlich die wichtigsten
Straßen und Eisenbahnen der West- und Mittelalpen und ihre Vertheidigungsmittel. –
Die Wartburg.
Verkleinertes Probebild aus: Die Wartburg und Umgebung. Verlag von Rudolf Schuster, Berlin,
Zweifellos verlangt das Studium der Militär-Geographie eine gewisse Reife der militärischen
Anschauungen, sowie gründliche geographische, topographische und kriegswissenschaftliche
Kenntnisse. Daß sich der Verfasser in diesen Fächern gründlich umgesehen, hat er
in dem vorliegenden Buche bewiesen, und wir möchten ihn dazu anzuregen suchen, die
Bearbeitung eines kurzgefaßten Lehrbuches der Militär-Geographie, zunächst für die Groß-
mächte Europas, in Angriff zu nehmen. Was ein solches Buch enthalten soll, deutet der
Verfasser in den vorliegenden Skizzen an, in denen er auch bereits entsprechendes
Material zusammengetragen hat. Zu rathen wäre nur, lange statistische Notizen fort-
zulassen, und nur in prägnanter Kürze als Capitel ins Auge zu fassen: Land und
Bevölkerung, vom rein militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ferner Betrachtungen über
Angriff und Vertheidigung und schließlich bezügliche kriegsgeschichtliche Rückblicke. – Das
sehr anregende und instructive Buch ist nicht nur den interessierten, sondern auch weiteren
Kreisen zum Studium resp. zur Lectüre warm empfohlen. K.
Bibliographische Notizen.
Zwischen Aerzten und Clienten. Er- jetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit
innerungen eines alten Arztes. Ge- einem offenen Briefe von Professor
ordnet und herausgegeben von Professor Mantegazza. Wien und Leipzig,
G. B. Ughetti. Autorisierte Ueber- Wilhelm Braumüller,

<"page449">

Als Freund der deutschen Sprache und
Verehrer der deutschen Wissenschaft hat der
italienische Arzt Dr. Giovanni Galli sich
veranlaßt gefunden, das vorliegende Werk
seines Landsmannes, das ihm besondere
Freude bereitet hat, zu übersetzen und das-
selbe dadurch auch den deutschen Collegen,
denen er es speciell widmet, zugänglich zu
machen. Es sei ihm. hierfür um so mehr
gedankt, als das Werk nicht nur von den
Aerzten, sondern von jedem gebildeten Laien

mit vielen Interesse gelesen werden wird.
In acht Capiteln werden besprochen: Aerzte
und Medicin, Doctoren und Doctorinnen,
Erfahrung, Clienten, Consilien, Charlatanis-
mus, Honorar und schließlich Künstler und
Litteratur. – Schon aus diesen allgemeinen
Ueberschriften kann auf den interessanten In-
halt geschlossen werden. Aus allen Aus-
führungen blickt der erfahrene Arzt durch,
der es versteht, auch durch anziehende Dar-
stellung den Leser zu fesseln. Es tritt dies
in allen Abschnitten hervor. Was er z. B.
im dritten Capitel über Erfahrung der
Aerzte und im vierten Capitel über Clienten
jagt, ist durchaus treffend und wird bei
allen auf unparteiischem Standpunkt Stehen-
den sicherlich vollen Beifall finden. In
einem dem Werke beigefügten offenen Briefe,
giebt der bekannte italienische Professor
Mantegazza seiner Freude über das Werk
Ausdruck und empfiehlt dasselbe den Aerzten
zur Lectüre. „Den jungen, um zu lernen,
den alten, um ihre Erinnerungen aufzu
frischen, allen, um das Bild des wahren,
guten, philosophischen und einsichtsvollen
Arztes in einem Spiegel zu sehen, welcher,
ohne unserer viel verlästerten und so wenig
gekannten Kunst zu schmeicheln, die doch ver-
schönt und erhellt.“
Das gut ausgestattete und vortrefflich
übersetzte Buch sei hierdurch warm empfohlen.
K.
Die Seekrankheit. Praktische Winke für
Paffagiere. Von Dr. med. Georg Warm-
burg. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Ueber die Seekrankheit ist viel geschrieben
worden, auch vom streng medicinich wissen-
schaftlichen Standpunkte aus. Der Verfasser,
ein Praktiker auf der See, der zu wieder-
holten Malen den Aequator gekreuzt hat,
stellt die drei Fragen auf: Wie entsteht
die Seekrankheit, giebt es eine Heilung
derselben, wie hat man sich zu verhalten?
und beantwortet dieselben in ansprechender,
allgemein verständlicher Form. Unter den
Verhaltungsmaßregeln steht obenan der
Rath: „keine Angst vorher zu haben, an
der Seekrankheit allein ist noch niemals
Jemand gestorben. –“
Das gut ausgestattete, empfehlenswerthe
Büchlein wird. Jeder mit Interesse
Waldesrauschen. Erlebtes und Ex-
lauschtes. Von Waldemar Frey.
Basel, Friedr. Emil Perthes.
Erlebtes und Erlauchtes soll das Büch-
lein bieten. Das Erlebte darin ist nicht
in dem Sinne äußerer Geschehnisse zu ver-
stehen, die als Momentaufnahmen nach
realistischer Methode festgehalten sind; erlebt
ist der Inhalt dieses Buches in dem Sinne,
in dem es jede künstlerische Schöpfung ist,
die nicht äußerem Anlaß und gewöhnlicher
Berechnung ihre Entstehung verdankt,
sondern die in der Seele des Dichters em-
pfangen, still gewachsen und gereift ist;
bis sie sich loslöste als fertiger Organis-
mus. Nicht das leibliche Ohr der Ver-
fafferin hat das Erlauschte in diesem Büch-
lein aufgefangen; sie verdankt es den
Stimmen des eigenen Innern, in das sie
sich wohl in stiller Dämmerstunde
finnend vertieft. Das laute Leben des
Tages hatte wohl diese oder jene Saiten
in der Dichterin angeschlagen, die nun
– wenn die Außenwelt versank, – ver-
nehmlicher zu tönen begannen, bis sich eine
klare Melodie herausbildete. Eine unklare
Stimmung rang sich zum Bewußtsein
empor, eine Idee drängte nach Gestaltung
– Phantasie und Denken arbeiteten ge-
meinsam – und so entstanden – eben
keine realistischen Wirklichkeitsbilder, sondern
sechs Märchen, in denen eine Idee, eine
Lebensanschauung zugleich ausgesprochen
und reizvoll verkleidet ist. Märchen zu
schreiben oder vielmehr zu dichten ist eine
schwierigere Aufgabe, als mancher Ver-
ständige meint. Für eine Idee und die
einzelnen Wendungen derselben stets das
genügende sinnlich-symbolische Correlat zu
finden, nie im Abstract. Doctrinären
stecken zu bleiben und andererseits alle
sinnwidrigen Seitensprünge der Phantasie
zu vermeideu – das erfordert eine Ver-

einigung von logischer Denkkraft und
poetischer Imagination, die gewiß sehr
selten anzutreffen ist. In dieser Beziehung
verdienen diese Märchen hohe Anerkennung
– mag man hie und da auch etwas aus-
zusetzen haben. Uns hat besonders das
erste Märchen „Von der Sehnsucht“ durch
die ebenso einfache wie treffende Symbolik,
das voetische Motiv und die Darstellung
angesprochen; amüsant und geistreich ist die
litterarische Satire „Ein armer Reisender“,

<"page450">

die freilich von einer principiellen Abneigung
gegen die „Moderne“ zeugt; voll stimmungs-
voller Elegik „Eine Kirchhofsphantasie“.
Nicht Alles erscheint uns bis zu Ende
durchgedacht; so z. B. in „Ungleiche
Schwestern“, wo die Gegenüberstellung von
Lüge und Wahrheit und die Moral allzu
herkömmlich bleibt und nicht in die Tiefe
dringt. Die Verfasserin schaut hier nicht
von jener Höhe herab, von welcher der
Denker und Dichter die Relativität dessen,
was wir Wahrheit und Lüge nennen, er-
kennt. Das Wort Ibsens von der Lebens-
lüge als dem stimulierenden Princip hätte
genügt, zu einer tieferen Auffassung hinzu-
leiten. – Die poetische Einleitung, die breit
und rhethorisch-abstract und ohne indivi-
duellen Zug ist, erweckt nicht gerade hohe
Erwartungen, das Büchlein selbst giebt er-
freulicher Weise weit mehr, als seine Ein-
leitung verspricht; es verdient, daß man ihm
ein paar einsame Dämmer- oder Abend-
stunden, in denen man keine aufregende
Unterhaltung sucht, sondern Begehr hat,
mit einer innigen, gemüthvollen, phantasie-
reichen Natur stille Zwiesprach zu pflegen,
widmet. Man wird es nicht be,
. W.

Novellen von Helene Stöckl. Berlin,
Albert Goldschmidt.

Die Novellen stehen in den Süjets wie
in der Darstellung nicht über dem Niveau
der Familienblattlectüre, für welche „der
gute Ausgang“ obligatorisch ist; „sie kriegen
sich“ unter allen Umständen; selbst wenn
es sich um Mord und Tod handelt, braucht
der empfindsame Backfisch, für den diese Ge-
schichten gewiß ihren Reiz haben werden,
nichts zu fürchten; die tragische Büchse ist
nur blind geladen; und es werden nur
Schreckschüsse abgefeuert, die zu guterletzt
von Freudenböllern abgelöst werden. Daß
die Verfasserin etwas Besseres leisten könnte,
wenn sie die Rücksicht auf den Backfisch bei
Seite ließe, scheint mir die erste Erzählung
zu verrathen, die einige Erwartungen er-
regt, die leider getäuscht werden: hier em-
pfindet man den glücklichen Ausgang der
durchaus tragisch angelegten und tragische
Lösung gebieterich fordernden Erzählung
als geradezu beleidigend unkünstlerisch. Die
Ausstattung des Buches, das junge Mäd-
chen befriedigen wird, ist zu lee, W
. W

Schuld ? Novelle von Timm Kröger.
Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Unter dem veränderten Titel „Schuld?“
welcher dem Verfasser für den Inhalt einer
Erzählung zutreffender erscheint, endet er
die zweite umgearbeitete Auflage des
„Schulmeisters von Handewitt“ in die Welt.
Timm Kröger ist ein feiner Psychologe
und ein Menschenschilderer voll packender
Naturtreue, – die Bauern des einsamen
holsteinischen Stranddorfes sind mit köst-
lichem Humor und einer in die Augen
springenden Lebenswahrheit dargestellt; –
nicht minderes Lob verdienen die Natur-
schilderungen des Landschaftsbildes, dessen
düstere Eintönigkeit mit dem ewigen Wechsel
von Ebbe und Fluth mit den Augen eines
Poeten gesehen ist, dem die Liebe zur
heimischen Scholle Schönheiten von eigen-
artigem Zauber enthüllt.
II1 Z.

Walpurgisnachtstraum. Von Walter
Rudies. Dresden, Heinrich Minden.

Wer sich eine heitere Stunde bereiten

will, der lese diese kurzweilige Satire. W. R.
erinnert an Heinrich Heine; Ton und Vers
seiner Dichtung sind defen Wintermärchen
„Deutschland“ glücklich abgelauscht. Aber er
ist nichts weniger als ein Nachahmer, sondern
ein selbstständiger Poet, der, wie am Schluß
ein schöner Zukunftsgesang beweist, auch
feinere Saiten zu meistern versteht. Sein
sprühender Witz besitzt die angenehme Eigen-
schaft, nur zu ergötzen, nie zu verletzen.
Als Vorwort ist ein Brief Friedrich Spiel-
hagens abgedruckt, der u. A. folgende An-
erkennung enthält: „Ihr lyrisches Talent
ist durch Walpurgisnachtstraum erwiesen.
Auch daß Ihre Lyrik sich zur Satire wahl-
verwandtschaftlich hingezogen fühlt, ist nur
in der Ordnung der ästhetischen Dinge.
Die hochgespannte Empfindung hat immer
die Neigung, in die Satire überzuspringen.
Und lebt der Lyriker in einer Zeit wie die
unsere, wo es nicht nur difficile, sondern
difficillimum est, satiram non scribere,
so entstehen eben Gedichte wie die Walpurgis-
nacht. In ihnen entladet sich die durch
den Hochdruck der Reaction aufgesammelte
Spannung des Freiheitstriebes, dieses Ge-
sundheitserhalters des politischen, moralischen
und intellectuellen Lebens einer Nation.“
NTT
-.
Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte.
Dresden, E. Pierson.
Der unbekannte Verfasser hätte seinen
Büchlein als Motiv den Anfang des Ge-
dichtes „Schmerzenszug“ geben können:
„Kommt Ihr Leidenden, Ihr Verwundeten,
Ihr Verstoßenen, Ihr im Herzen Zerrütteten,
Ihr Beängstigten und Bedrängten, Ihr
Weinenden, Trostlosen und Seelenkranken

<"page451">

Kommt. Alle!“
ist eine Dornenkrone.
„Was menschlich ist“ verrathen Humor,
in allen anderen herrscht Trübsal und Trüb-
sinn. Goethe nennt in den Gesprächen mit
Muse: Lazareth-Poesie. Unheilbaren Pessi-
misten sei Göttermoral – dieser Titel | mich laßt indeß von bessern Menschen
wurde von dem Schlußgedicht auf das Ganze | träumen!“ Aus den
als Stammzellen bildern des zweiten Theils seien nur hervor-
wärmstens empfohlen. gehoben: „Razzia, Charitas, Die Fuhre,
Druck und Verlag der Handels-Druckerei.
Dem elegant mit dem Bilde des Dichters
ausgestatteten billigen Büchlein (1,60 M.)
sind als Wahlspruch die Worte Tolstois
vorangestellt: „Der Denker und Künstler
wird niemals ruhig und würdevoll auf
olympischen Höhen thronen, wie wir ge-
wohnt sind, es uns vorzustellen. Der | Verse, noch weniger sociale Gedichte. Doch
der Dichter ist ja schon zufrieden, wenn ein
Buch in tieferen Schichten zündet, wenn
oder Trost für sie finde. Darum werden | „ein Druck von harter Schwielenhand, ein
Leiden und Selbstaufopferung stets das
Loos der Denker und Künstler sein...
Es giebt keine üppig lebenden, selbstzu-.
friedenen Denker und Künstler... Auch | Mit rothen Kreisen.
die geistige Frucht wird nicht ohne Wehen von Clara
Von solchen geistigen, durch
inniges Mitleid hervorgerufenen Wehen
die socialen Gedichte Kreowskis.
Denker und Künstler muß leiden in Gemein-
schaft mit den Menschen, damit er Rettung
Der Kranz seiner Poesie | männlich klingt ein Sonett „Schleicher und
(Ein armes
Hascherl,
Nur drei Gedichte: | Genoffen“ aus: „Ich geh' den Weg, den
mir mein Denken wies; ist er auch rauh,
ich weiß, es ist der rechte – Ihr macht
mich nie zum Heerdenthier und Knechte!
solche Schmerzenskinder der | Schwärmt immerzu vom Erdenparadies bei
toller Lust und Lebenskraft-Verschäumen –
packenden Lebens-
Serpentin-
Schlagende Wetter. Social edichte | Tänzerin. Von der Straße und Musiker
Kreowski. Bamberg, Verbanntenzug.
Auch in „Qa ira!“ findet
er leidenschaftlich echte Töne.
hält der letzte Theil „Vom Dohmenstrich“
manche zwei- und vierzeilige Treffer z. B.
„Mit Vorbedacht“, „Semper idem“, „Wider-
sinn“ u. a. Werden „Schlagende Wetter“

ihren Zweck erfüllen? K
höheren Gesellschaftsschichten liest man wenig
Strahl des Glücks, aus nassem Aug
sandt“, ihn belohnt.
N
Ebenso ent-
In den
ge-
singen: „O Volk in Deiner Schlichte mit
stummem Schmerzgedichte, Du Edelstein,
vom Schlamme brutaler Noth beschmutzt!
Mich rührt Dein Glückentagen, geduldig
Lastentragen und Deines Treumuths Flamme,
das allem Elend trutzt.“ Zählt er selbst | – was meine Hand berührt, wird Poesie.“
doch nicht zu den von Glück und Wohl-
leben Begünstigten, sondern entschuldigt | den werthvollen Inhalt ihres Buches. Aus
seine Lieder „Aus dumpfer Sphäre“ mit
folgenden Versen: „Zürnt mir nicht, daß
oft mein Auge in des Lebens Abgrund
schaute, während doch vielleicht der Himmel
jonnenfroh herniederblaute. Wär' es nur, | besitzt aber auch den feinen künstlerischen
weil mir die Sorge oft genug die Feder
führte? Oder daß der Menschheit. Jammer
tiefer noch mein Herz berührte?“ – Gegen- | in der eigenen Lust und Qual die Em-
über dem lauen modernen Kosmopolitismus
berührt im ersten Theile „Präludien“ sein
warm patriotisches Bekenntniß angenehm:
„Wohl bin ich Preuße, doch ein Deutscher
Ein Schurke, wer sein Vaterland
nicht ehrt, wer sich verkriecht, wenn's seine
Kraft begehrt, nicht freudig greift zur
üller.
Baumert & Ronge.
In dem Gedicht „Das Märchen meiner
Tage“ vergleicht sich Clara Müller mit dem
Ein Gedichtbuch
Großenhain,
Mitgefühl läßt in den | König Midas, dem, was er berührte, zu
pfindungen. Vieler wiederzugeben.
hebt ihre Leidenschaft zum beredten Anwalt
des ganzen weiblichen Geschlechtes.
Poesie führt eine männliche Sprache und
enthält jenes geistige Sublimat, das Börne
mit folgenden Worten kennzeichnet
Menschen haben blos männliche, andere blos
affenwehr!“ Wie stolz und | weibliche Gedanken. Daher giebt es so viele
für's Volk“ ihn begeistert | Golde ward, und schließt mit der Klage:
„Wie gäb' ich freudig die erträumten Schätze
für einen Trunk aus dieses Lebens Ouell,
daß er die glühenden Lippen mir benetze.
Mir aber blüht die Lust der Jugend nie,
auf meinen Feldern reifen keine Früchte,
Diese kühne Behauptung beweist sie durch
jedem einzelnen seiner zehn Theile spricht
eine echte Dichterin, welche nicht fragt: Was
schreibe ich, um zu gefallen? – sondern:
Was bewegt mein Herz? Die Verfasserin
Tact, der darin besteht: von einem Ich
das Allgemeinmenschliche abzufordern und
Sie er-
Ihre
Manche

<"page452">

Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzu-
bringen, weil man die Gedanken beider Ge-
schlechter vereint besitzen muß, wenn eine
idealische Geburt zu Stande kommen soll.“
Dies zeigt sich besonders in den Theilen:
Das Weib, Freiheit, Kämpfe, und Ostern.
Wie rührend klingt ihr Aufschrei: „Ach dies
Leben tödtet mich: Grau in Grau in weiten
Fernen, – Essen, Trinken, Schlafenszeit,
Beugen lernen, beugen lernen!... Ewiger
Gott, was gabst Du mir dieser Sehnsucht
Höllenfeuer, wenn Dir hinterher erschien
die Befriedigung allzutheuer.“ Inbrünstig
fleht sie: „O, einen Sturm, mein Gott,
daß er die Kraft mir neu belebe, daß er in
Blitz und Wetterschlag den Bann von meiner
Seele hebe!“ Als Verkünderin einer besseren
Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.
Aus fremden Zungen. Eine Halbmonats-
schrift. 1898. Heft 23, 24 und 1899, Heft 1.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
mann, Joseph, Was ist uns Geld? Eine
Studie über die capitalistische Wirtschaft
der Gegenwart. Wien. J. Beckmann.
Bericht über die erste ordentliche General-
versammlung der Centralstelle für
Vorbereitung von Handelsverträgen

zu Berlin, im Saale des Architectenhauses
am 17. December 1898. Vormittags 10 Uhr.
Berlin, Siemenroth & Troschel.
Fraisse, P, Skizzen von den Balearischen
Inseln. Aus der Wandermappe eines Natur-
forschers. Mit 4 Vollbildern. Leipzig,
Dr. Seele & Co.
Grothe, Dr., L. H., Tripolitanien und der
Karawanenhandel nach den Süden. Vortrag
in Kaufmännischen Verein zu Leipzig (am
1. April 1898) und im Centralverein für
Handelsgeographie zu Berlin (am 22. April
1898). Leipzig, Dr. Seele & Co.
– Tripolitanien, Landschaftsbilder und Völker-
typen. Leipzig, Dr. Seele & Co.
Gutfeldt, Ina, „Zip, Zip." Waldmärchen.
Bromberg, Erich Hecht.
– Warum? Lieder, Balladen und Romanzen.
Dritte, bedeutend veränderte und erweiterte
Auflage. Bromberg, Erich Hecht.
Hassert, Dr. Kurt, Deutschlands Clonien.
Erwerbungs- und JEntwicklungsgeschichte,
Landes- und Volkskunde und wirthschaftliche
Bedeutung unserer Schutzgebiete. Mit acht
Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten.
Leipzig, Dr. Seele & Co.
Hausrath, Adolf, (George Taylor), Pater
Maternus. Roman aus dem sechzehnten Jahr-
hundert. Erstes bis viertes Tausend. Leipzig,
S. Hirzel.
Hausschatz moderner Kunst. Heft 14, 15,
16, 17. Wien, Gesellschaft für viel, viel-
fältigende Kunst.
Hildeck, Leo, Libellen. Dresden, H. Münden.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen.
Lg. 20, 21. Berlin, Photographische Ge-
seitschaft.
Redigiert unter Verantwortlicheit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. 5. Schottlaender, Breslau.

Zeit ruft sie den Leidenden die frohe Bot-
schaft zu: „Genug der Oualen!.
ist nah, wo jede Klage schweigt, wo jedem
Fleh'n ein menschlich Herz sich neigt, das
Bruder heißt den Irrenden und Armen, –
wo sich der Keim aus brauner Scholle
drängt und Licht und Wärme als ein
Recht empfängt und nicht als Bettelgabe
– aus Erbarmen!"
den selbstständigen, starken Dichtermaturen,
die nicht auf ausgetretenen Gleisen, sondern
eigene Wege wandeln, die, wenn auch ihr
Pfad in's Fegefeuer führte, sich mit dem
Ausspruch Hebbels trösten können: „In die
Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel
der Menschheit; die Anderen stehen davor
und wärmen sich!" N.
Die Zeit
Klara M. gehört zu
Kalina, Paul Ewald, Fundament und Ein-
heit in Friedrich Nietzsches Philosophie.
Leipzig, Wilhelm Friedrich.
ürschne
r's Bücherschatz. No. 101–105.
No. 101: Moritz von Reichenbach, Josefa.
Roman. No. 102: J. Isenbeck, Der gute
Doctor. Erzählung. No. 103: Opin Read,
Leon Gamselt. Roman. No. 104: A. G. von
Suttner, Gebrandmarkt. Roman. No. 105 :
Mario Brociner, Im Banne der Leidenschaft.
Novelle. Berlin, Hermann Hillger.
Lorentz, Hans, Der Ideengehalt der versunkenen
Glocke. Leipzig, Dr. Seele & Co.
Marschall, Professor Dr., Hochschul-vor-
träge für Jedermann. Heft 1 bis XIII incl.
Leipzig, Dr. Seele & Co.
Muret Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch
der englischen und deutschen Sprache. Grosse
Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach
den phonetischen System der Methode Tous-
Saint-Langenscheidt. Lfg. 9. Berlin, Langen-
scheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Napoleon I. Tagebuch von St. Helena,
Geführt von Las Cases. Bearbeitet von Oskar
Marschall von Bieberstein. 2. Bände. Leipzig,
Schmidt & Günther.
Publications of the Glasgow Goethe-
Society No. II. – Goethes Satyros ana
Prometheus translated by John Gray and
edited for the Society with a literary" intro-
duction by Alexander Tille. Ph. D. Glasgow,
F. Bauermeister.
Reinhardt, L, Die einheitliche Lebensauf-
fassung als Grundlage für die sociale Neu-

geburt. Strassburg, Ludolf Beust.
Spottvogel, Der. IV. Jahrgang. (Neue Folge.)
Heft 1. Herausgegeben von Karl Schneidt
Berlin, Verlag von Kresse & Lenz.
Witkowski, Georg, Die Handlung des zweiten
Theils von Goethes Faust. Akademische An-
trittsvorlesung. Leipzig, Dr. Seele & C,
Zwischen Aerzten und Clienten. Erinne-
ungen eines alten Arztes. Geordnet und
herausgegeben von Professor G. B. Ughetti.
Autorisite Uebersetzung von Dr. Giovanni
Galli. Mit einem offenen Brief von Professor
Mantegazza. Wien, Wilhelm Braumüller.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

<"page453">

Band 88. – März 1899. – Heft 264.

S“ In fertionspreis "E-
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. –
Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.
30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“
Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.
Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von
minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochure über Anwendung
und Wirkung gratis zur Verfügung. Einzelpreis einer Flasche von 34 l 75 Pfg. in Apotheken und
Mineralwasserhandlungen. Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.

eder Deutsche im Auslande
wird gebeten, seine Adresse der
Verlagshdlg. J.H. Schorer 9 m.b. H.
Berlin SW. 48 anzugeben, wofür
dieselbe eine Probenummer der
Wochenschrift „Das E. c h o“,
Organ der Deutschen im Aus-
v. S. Schottlaender in Breslau.
Briefe
Schlesische Verlags-Anstalt
50 Liter selbstgebauten weissen
Friedrich Lederinos, Oberingelheim a. Rh.
"“ – eine Waters an seinen Sohn
nach defen Abgang auf die Aniversität.
Oon
- *.
Geg. Eins. v. Mk. 30 versende incl. Fass
RheinWein,
Zweite unveränderte Ausgabe mit
einem Vorwort.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden..
Probefässchen von 25 Liter zu Mk. 15.– Geheftet man. 1.–, gebunden RMR. 2.-
desgl. Oberlingelh. Rothwein Mk. 25- | Zu beziehen durch aue Buchhandlungen des
In- und Auslandes.
H. Bechhold Verlag, Frankfurt a. M., Kräne 21.
Den neuen (III) Jahrgang
beginnt am 1. Januar 1899
in bedeutend vermehrtem Umfang
DIE UMSCHAU
ÜBERsicher ÜBER DIE Fortschritte
und Bewegung EN AUF DEM GESAMT-
GEBIET DER Wissenschaft, TECHNIK,
LITTERATUR UND KUNST.
Jährlich 52 Nummern. Illustriert. Preis vierteljährlich M. 2.5o.
Mitarbeiter sind u. a.: Prof. Arrhenius, Leo Berg, Dr. du Bois-Reymond,
Geh. Rat v. Brandt, Gesandter a. D., Prof. Braun (Strassburg), Prof.
Brinkmann, Prof. M. Buchner, Felix Dahn, Prof. Dürre, Geh. "
Geh. Rat Eulenburg, Prof. Furtwängler, Prof. Goette, Curt Grottewitz, Prof.
S. Günther, W. Huggins, Kurd Lasswitz, Justin Mc. Carthy, Meier-Gräfe,
Prof. Meili, Prof. Muther, Prof. v. Oettingen, Geh. Rat Orth, Geh. Rat
Pelman, Prof. Ratzel, Dr. H. Riemann, Prof. Schneegans, Prof. A. Schultz,
Prof. Schweinfurth, Prof. Sombart, Prof. v. Stengel, Prof. Verworn, Prof.
Weber (Zürich), Prof. Wiedemann, Prof. Werner, Dr. A. Wirth, Prof.
Wislicenus, Dr. O. Zacharias, Prof. Zickler.
Probenummern gratis und franco.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die Post.

<"page454">

ke 7"D G /66
ie 7iDaffen nieder
99 Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Heraus-
gegeben von Bertha von Suttner. 8. Jahrgang. M. 1,50 pro Quart,
durch die Post, jede Buchhandl. u. E. Pierson's Verlag in Dresden. Aktuellste
Zeitschrift der Gegenwart! Berühmte Mitarbeiter! Tritt ein für: Abrüstun
Schiedsgericht! Völkerversöhnung l Völkerrecht!
ie Natur,
Freunde der Naturkunde
in allen ihren G-bieten werden
besonders hingewiesen auf die
seit 1852 erscheinende natur-
wissenschaftliche Wochen-
schrift „Die Natur“
Zeitung zur Verbreitung naturwissen-